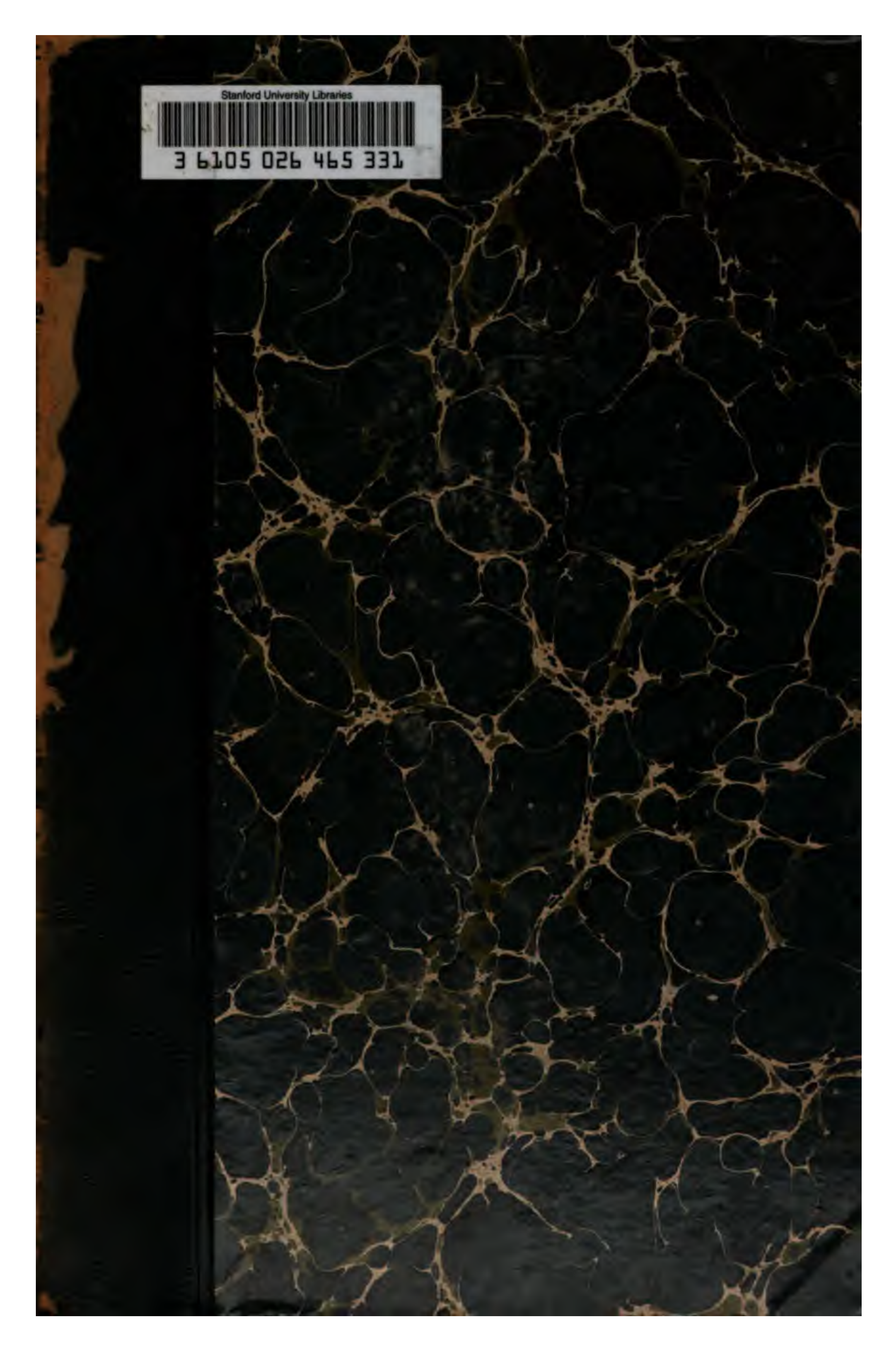



Stanford University Libraries
3 6105 026 465 331







ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

GYMNASIEN.

VERANTWORTLICHE REDACTEURE

J. HUEMER, E. HAULER, H. v. ARNIM.

DREIUNDFÜNFZIGSTER JAHRGANG.

1902.

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN

I., BARBARAGASSE 2.

Inhalt des dreiundfünfzigsten Jahrganges

der

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.

(1902.)

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Seite

Seite

Seite

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Seite

Vierte Abteilung.

Misellen.

Literarische Misellen.

Programmenschau.

Seite

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Personal- und Schulnotizen.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Stilfragen bei lateinischen Autoren in ihrer Nutzanwendung auf die Kirchenschriftsteller[1]).

Man hat in theologischen Zeitschriften schon oft die Bemerkung lesen können, dass nur ein Herausgeber mit theologischer Fachbildung imstande sei, patristische Texte entsprechend zu edieren. Es soll gar nicht geleugnet werden, dass ausreichende kirchengeschichtliche und gewisse allgemeine theologische Kenntnisse für den Bearbeiter patristischer Schriften eine *condicio sine qua non* bilden und dass tieferes dogmatisches Wissen oft von Nutzen ist; das letztere ist aber nicht minder oft, so paradox es auch klingen mag, von Schaden. Der Bearbeiter eines handschriftlich überlieferten Textes spielt die Rolle eines Richters, der aus dem Verhör der handschriftlichen und sonstigen Zeugnisse sich ein Urtheil über die echte Fassung des Textes zu bilden hat. Ein Richter muss unparteiisch, er darf nicht voreingenommen sein. Das letztere trifft bei manchen Theologen nicht zu. Ich meine damit nicht solche, die die historische Entwicklung der christlichen Lehre nicht berücksichtigen, sondern jene wahrhaft gelehrten Männer der christlichen Kirchen, die beeinflusst von wissenschaftlichen autoritativen Lehrmeinungen im concreten Falle sich durch sie den klaren Blick trüben lassen.

Ein Herausgeber Augustins braucht beispielsweise die Gnadenlehre, wie sie sich in der Zeit nach Augustin entwickelt hat, für seine nächsten Zwecke nicht zu kennen; er wird die Quellen seines Autors erforschen und aus diesen und dem augustinischen Texte die allein richtige Anschauung über die Lehre Augustins gewinnen, ohne davon beeinflusst zu sein, wie die spätere Zeit

[1]) Der Verf. hat auf Wunsch der Redaction den Inhalt seiner Antrittsvorlesung, die er im October 1901 an der Wiener Universität hielt, in der Form des vorliegenden Aufsatzes den Lesern dieser Zeitschrift zugänglich gemacht.

Augustin verstanden hat. Um diesem allgemeinen Beispiele eine specielle Erläuterung folgen zu lassen, so wird die augustinische Gnadenlehre von der semipelagianischen in den dogmatischen Lehrbüchern klar und reinlich unterschieden. W. Bergmann hat nun in dem sehr verdienstlichen Buche „Der handschriftlich bezeugte Nachlass des Faustus von Reji" (= Studien zur Geschichte der Theologie und der Kirche, herausgegeben von N. Bonwetsch und R. Seeberg I 4 [1898]) die Gnadenlehre des Semipelagianers Faustus nach der geläufigen Doctrin über den Semipelagianismus beurtheilt und die vielen Stellen der faustinischen Schrift *de gratia*, die gerade die Brücken zwischen der Lehre Augustins und der des Faustus bilden, als augustinisierende Interpolationen behandelt. Ich glaube in der „Berliner Philologischen Wochenschrift" 1899, Sp. 1321 f. gezeigt zu haben, dass ein derartiges Vorgehen die nöthige Objectivität gegenüber der Überlieferung vermissen lässt.

In weiser Erkenntnis der Sachlage hat die kais. Akademie der Wissenschaften in Wien die Herausgabe der lateinischen Kirchenschriftsteller als philologische Aufgabe charakterisiert, als Sache des Philologen oder nur des vollkommen philologisch geschulten Theologen. Waren ja doch die antiken Kirchenschriftsteller zumeist auf die formale Seite ihrer Schriften zum mindesten ebenso bedacht wie auf den Inhalt.

Man missbraucht den bekannten Ausspruch Augustins im Commentar zu Psalm 36, V. 26 (XXXVI 386 Migne): *quid ad nos quid grammatici uelint? melius in barbarismo nostro uos intellegitis, quam in nostra disertitudine uos deserti eritis,* wenn man ihn verallgemeinert. Dann dass es Augustin damit doch nicht Ernst war, beweisen eben diese seine Worte zugunsten der Barbarismen, Worte, die in dem *disertitudine deserti* ein Wortspiel enthalten, um das ihn jeder Rhetor seiner Zeit beneiden und das er noch ein zweitesmal zu verwenden sich nicht versagen konnte (contra Iul. 4, 128): *flumine uanitatis uis esse disertus, desertus lumine ueritatis.* Ich würde daher Bedenken tragen, den Satz von Schmalz [1]), dass „den Kirchenschriftstellern Gemeinverständlichkeit über die Eleganz gieng", so ohneweiters zu unterschreiben.

Es ist ein Verdienst von Eduard Norden (Die antike Kunstprosa II 529 ff.), dass er den Widerstreit der christlichen Autoren zwischen Theorie und Praxis in Sachen des Stiles allseitig beleuchtet hat. Wohl einer der köstlichsten Beweise dafür, wie die Theorie der christlichen Schriftsteller, die einen schlichten Stil postuliert, durch die Praxis Lügen gestraft wird, findet sich in dem einleitenden Briefe zur Vita Martini des Sulpicius Severus (S. 109, 13 Halm): *bona uenia id a lectoribus postulabis, ut res*

[1]) Vgl. dessen „Syntax und Stilistik" in I. Müllers „Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft" II 2, 3. Aufl., S. 200.

potius quam uerba perpendant et aequo animo ferant, si aures eorum uitiosus forsitan sermo perculerit . . . meminerint etiam salutem saeculo non ab oratoribus . . . sed a piscatoribus praedicatam esse. ego enim cum primum animum ad scribendum appuli . . . . apud me ipse decidi, ut soloecismis non erubescerem. Mit den gesperrt gedruckten Worten vergleiche man den ersten Vers des terenzianischen Andria-Prologes: *poeta cum primum animum ad scribendum adpulit*, um zu sehen, wie dem Autor gerade da, wo er sich in affectierter Bescheidenheit wegen seines *sermo uitiosus* entschuldigt, die gewählte terenzianische Phrase entschlüpft. Die Nachahmung berühmter Vorbilder war diesen Männern zur zweiten Natur geworden, und wenn auch die ersten Künder des göttlichen Wortes *piscatores* waren, ihre Nachfolger in den späteren Jahrhunderten waren *oratores.* Das gesprochene Wort, also Predigten, wurde gewiss oft nicht nach den Regeln Donats, um mich eines bekannten Ausspruches Gregors des Großen zu bedienen, gestaltet, aber die für ein Lesepublicum bestimmten Werke wurden sorgfältigst gefeilt.

Dem rhetorisch-stilistischen Moment in den Schriften der kirchlichen Autoren wird übrigens nicht bloß von den theologischen, sondern auch von den philologischen Herausgebern oft zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Dies der Grund, dass im folgenden einige Stilfragen weniger theoretisch erörtert als praktisch erläutert werden sollen.

Vom Rhythmus der Prosa im allgemeinen und den rhythmischen Satzclauseln im besonderen spricht Cicero im Orator von § 168 bis zum Schluss, ebenso im 3. Buch *de oratore* durch eine Reihe von Paragraphen (173—198), und der geschätzte Theoretiker Caesius Bassus, Metriker und Dichter in einer Person, gibt beachtenswerte Winke. Ein Großtheil des 9. Buches von Quintilians *Institutio oratoria* behandelt dasselbe Thema und die Grammatiker der folgenden Jahrhunderte sprechen davon ausführlich (die Excerpte aus Valerius Probus, der Verfasser der *Fragmenta Bobiensia* [Iuba], Terentianus Maurus, M. Plotius Sacerdos, Diomedes, Rufinus nebst seinen Gewährsmännern Victorinus, Pompeius Messalinus und Donatus, endlich Martianus Capella und Iulius Victor). Trotzdem hat man bis auf die allerneueste Zeit der Sache wenig Aufmerksamkeit geschenkt, von dem Rhythmus der Rede zwar gesprochen, worin er aber eigentlich bestehe, sich nicht bekümmert, vielleicht auch die Frage: *sitne omnino ulla numerosa oratio* (Cic. or. 180) ebenso verneint, wie viele der Zeitgenossen Ciceros, der die Berechtigung der Frage so begründet (ib.): *quibusdam enim non uidetur, quia nihil insit in ea (oratione numerosa) certi ut in uersibus, et quod ipsi, qui affirment esse eos numeros, rationem cur sint non queant reddere.* Und doch lässt sich wenigstens über den Rhythmus der Satzschlüsse bereits etwas Positives sagen.

Ciceros Ausführungen über den Rhythmus der Rede lassen an Klarheit und Wahrheit manches zu wünschen übrig (vgl. E. Mueller, *de numero Ciceroniano* [Berl. 1886], S. 6 ff.), aber einzelne Fundamentalsätze sind über jede Discussion erhaben. Dass zunächst in der Prosarede sich ein gewisser Satzrhythmus, vergleichbar mit dem Tonfall der Verse, mit der Zeit herausgebildet habe, sagt Cicero im Orator 178: *ut poeticae uersus inuentus est terminatione aurium, obseruatione prudentium, sic in oratione animaduersum est, multo illud quidem serius, sed eadem natura admonente, esse quosdam certos cursus conclusionesque uerborum*, und dass dieser Rhythmus auf griechischen Einfluss zurückzuführen sei, hat er rückhaltlos anerkannt, wenn er ib. 174 ff. nach sehr guter Quelle Thrasymachos, Gorgias und Isokrates als die *principes auctoresque aptae orationis* bezeichnet. Doch die Ähnlichkeit des *numerus oratorius* mit den *numeri* der Verse ist nur eine oberflächliche (or. 227): *numerus autem — saepe enim hoc testandum est — non modo non poetice uinctus uerum etiam fugiens illum eique omnium dissimillimus; non quin idem sint numeri non modo oratorum et poetarum uerum omnino loquentium, denique etiam sonantium omnium quae metiri auribus possumus, sed o r d o p e d u m facit, ut id quod pronuntiatur aut orationis aut poematis simile uideatur.* Der Prosa und der Poesie liegt also dasselbe Princip, die Beachtung metrischer Füße, zugrunde, aber in der Anordnung und Abfolge dieser Füße unterscheiden sich beide gerade dadurch, dass die Prosa diejenige Abfolge, welche in den gebräuchlichsten Versen zum Vorschein kommt, grundsätzlich meidet. Während ferner in der Poesie die metrischen Gesetze vom Anfang bis zum Schluss gleichmäßig beobachtet werden, ist der Rhythmus der Prosa neben den Anfangsworten hauptsächlich dem Schluss des Satzes oder Satzkolons eigenthümlich (de or. III 191): *si primi et postremi pedes sunt hac ratione seruati, medii possunt latere . . . c l a u s u l a s autem d i l i g e n t i u s e t i a m s e r u a n d a s e s s e a r b i t r o r quam superiora, quod in eis maxime perfectio atque absolutio iudicatur.* In welchem Umfang diese Clauseln zu berücksichtigen seien, sagt Cicero or. 216: *sed hos cum in clausulis pedes nomino, non loquor de uno pede extremo: adiungo, quod minimum sit, proximum superiorem, saepe etiam tertium* und de or. III 193: *duo aut tres fere sunt extremi seruandi et notandi pedes.*

Über die Beschaffenheit dieser letzten Füße ist natürlich für jeden Autor die Untersuchung gesondert anzustellen. Leider sind die theoretischen Vorschriften, die in dieser Beziehung Cicero gibt, unklar und verwirrend. Da er mit Rücksicht auf die eigene Schreibweise an einer oben citierten Stelle wohl mit Recht sagen konnte, *admonente natura* kämen die rhythmischen Clauseln zustande, war er wenig geeignet, die mehr minder *ἄγραφοι νόμοι* der Clauseln theoretisch zu classificieren. Wir haben daher bei

ihm richtige Eigenbeobachtungen vermengt mit oft gar nicht passenden oder missverstandenen Lehren griechischer Gewährsmänner vor uns. Nicht besser steht es um Quintilians, des Nachbeters Ciceros, Lehre; über die späteren Grammatiker ist die Untersuchung noch nicht abgeschlossen: aus ihren Regeln wird wohl noch mancher secundäre Gewinn erwachsen, wenn wir einmal so weit sind zu erkennen, wer von ihnen selbständig aus der Praxis seiner Zeit seine Lehrsätze deduciert und wer nur mechanisch und verständnislos seine Quellen ausgebeutet oder gar verschiedene contaminiert hat.

Unter diesen Umständen bleibt uns also nichts übrig, als die Theorie aus der praktischen Untersuchung der Satzschlüsse bei den einzelnen Autoren wieder zu gewinnen, und hierin ist bereits manches erzielt. Die Erkenntnis von Thatsachen gieng von dort aus, von wo sie am leichtesten zu gewinnen war, von der lateinischen Kunstprosa des Mittelalters, die die antike Tradition, wenn auch in erstarrter und compendiös vereinfachter, monotoner Form, wiederaufleben ließ. Es ist zuerst von einem jungen französischen Gelehrten Noël Valois[1]) im Jahre 1881 ausführlicher gezeigt worden, dass der Satzschluss der mittelalterlichen päpstlichen Bullen bestimmte rhythmische Formen aufweise, die vom Wortaccent beeinflusst sind und bei denen auch die Silbenzahl der in Betracht kommenden Wörter entscheidend ist; sie entsprechen den Formen, die von den Lehrern des schönen Stils im Mittelalter (*dictatores*) fixiert und mit den Namen *cursus planus, c. tardus* und *c. uelox* bezeichnet wurden. In instructiver Vereinigung enthalten diese drei Formen das Gebet, das beim Angelus gebetet wird:

Gratiam tuam, quaesumus, domine, mentibus nóstris ìnfúnde, ut qui angelo nuntiante Christi filii tui incarnatiónem cògnóuimus, per passionem eius et crucem ad resurrectionis glóriàm pérducámur.

Man sieht deutlich, dass diese accentuierenden Schlüsse sich ohneweiters auf die quantitierenden Formen –́ ⏑ – –́ ⏑, –́ ⏑ – –́ ⏑ –, (– ⏑ –) –́ ⏑ –́ ⏑ zurückführen lassen. Und thatsächlich hat ebenfalls ein Franzose, Leonce Couture[2]) gezeigt, dass diese accentuierenden Rhythmen nur die Fortsetzung eines antiken quantitierenden rhythmischen Satzschlusses seien, dessen früheste Spuren, wie er glaubte, sich bei Cyprian fänden.

Gleichzeitig mit Valois hatte die Frage über die rhythmische Satzclausel Georg Wüst an einigen Reden Ciceros studiert (*De clausula rhetorica quae praecepit Cicero quatenus in orationibus*

[1]) *Bibliothèque de l'École des Chartes* XLII (1881) 161 ff., 257 ff.

[2]) *Le cursus ou rhythme prosaique dans la liturgie et dans la littérature de l'église latine du IIIe siècle à la renaissance*, am bequemsten zugänglich in der *Revue des questions historiques* 1892, 253—261.

secutus sit in den *Dissertationes phil. Argentoratenses* V [1881]), ohne mit seinen künstlichen Theorien Anklang zu finden. Erst der Schüler von F. Blass Ernst Müller zeigte in der Berliner Dissertation *De numero Ciceroniano* (1886) ebenfalls an einer Anzahl von ciceronianischen Reden, dass man mit einer geringen Zahl von Satzclauseln sein Auslangen finde, und zog auch mit Erfolg die griechische Praxis heran, indem er auf die maßlose Anwendung derselben Clauseln bei Hegesias hinwies und Cicero als Anhänger der asianischen Schule erwies. Die Forschung der Folgezeit hat zwei verschiedene Wege eingeschlagen: der Methode Wüsts steht nahe die L. Havets und seines Schülers H. Bornecque, mit den Ausführungen Müllers stimmen im Principe die Untersuchungen von Wilhelm Meyer, Eduard Norden und Julius Wolff.

Der charakteristische Unterschied zwischen beiden Methoden ist der, dass die Franzosen die Clauseln nicht wie die genannten deutschen Gelehrten einfach als rhythmisches Ganzes betrachten, sondern die verschiedenen Formen derselben nach der Silbenzahl und Quantität des letzten Wortes behandeln. Zunächst hat Havet die rhythmische Clausel, die er mit dem nicht gerade glücklich gewählten Ausdruck „metrische Prosa" bezeichnet, bei einem spätlateinischen Schriftsteller, Symmachus, in ihren nach Havets Darstellung freilich mehr verwirrenden als aufklärenden Details aufgedeckt, ohne eine Erklärung davon zu geben [1]). Dem Pfadfinder in so manchen ähnlichen Fragen, Wilhelm Meyer, gebürt das Verdienst, unabhängig von Müller, ich will nicht sagen, wie er selbst meint, das Princip, wohl aber ein Princip, das verschiedenen Formen der Satzclausel zugrunde liegt, gefunden zu haben; er hat gezeigt, dass der Creticus es sei, aus und auf dem das System der quantitierenden Satzschlüsse sich zum großen Theile aufbaue [2]). Ihm hat sich Eduard Norden angeschlossen, ohne sich auf alle Detailfragen der Theorie einzulassen [3]); wohl aber hat Norden die Geschichte der Satzclausel bis zum Beginn der lateinischen Kunstprosa zurückverfolgt, auf den Zusammenhang mit der griechischen Literatur hingewiesen und auch Zeugnisse der antiken Theoretiker beigebracht. Eine vollständige, wenn auch nicht gut geordnete Übersicht über die Lehren der Alten bot erst Henri Bornecque in der Schrift *Quid de structura rhetorica praeceperint grammatici atque rhetores latini* (Paris 1898). Das im selben Jahre von demselben Verfasser in Paris veröffentlichte Buch *La prose métrique dans la correspondance de*

---

[1]) *La prose métrique de Symmaque et les Origines du Cursus.* 94. Heft der *Bibliothèque de l'École des Hautes Études*, Paris 1892.

[2]) Götting. Gel. Anzeig. 1893, S. 1 ff.

[3]) Die antike Kunstprosa, Leipzig 1898, II 926.

Cicéron ist im Sinne der Theorie Havets[1]) geschrieben, aber doch in mehrfacher Hinsicht gut brauchbar. Auf durchaus solider Basis beruht die Abhandlung von Julius Wolff *De clausulis Ciceronianis*, erschienen in den Jahrbüchern für class. Philologie, 26. Supplementband 1901, S. 577 ff. Hier wird gezeigt, dass für Cicero wenigstens außer den noch im mittelalterlichen Cursus fortlebenden Hauptclauseln des Ditrochäus, Creticus und Trochäus, Doppelcreticus, bei denen die langen Silben in zwei kurze aufgelöst und statt der kurzen Silben der Thesen bisweilen auch lange verwendet werden konnten, auch die trochäische hyperkatalektische Dipodie (– ◡ – ◡ ⏔, daneben – ⏗ – ◡ ⏔) in Betracht komme. Vor dem Ditrochäus und der trochäischen hyperkatalektischen Dipodie trete oft der Creticus auf, der im ersteren Falle sowie dort, wo er im Verein mit einem Trochäus oder zweiten Kretiker die Satzclausel bilde, durch den Choriambus als das Äquivalent für den durch Längung der Thesis entstandenen Molossus (– ⏗ –) ersetzt werden könne. Da die Existenz der Hauptclauseln keines weiteren Beweises mehr bedurfte, war nur die Berechtigung der übrigen Aufstellungen zu erweisen. Das geschieht in der Weise, dass aus einer Reihe von Reden, rhetorischen und philosophischen Schriften Ciceros ausreichend viele Beispiele von Satzschlüssen mit ungewöhnlicher Wortstellung angeführt werden, die sich zum größten Theil nur durch das Bestreben des Autors erklären lasse, gerade den in Rede stehenden Rhythmus, nicht überhaupt einen regelrechten Rhythmus zu erzielen.

Mit Recht hat Wolff auch auf die Silbenzahl der die Clausel bildenden Wörter Rücksicht genommen, insoferne er die Cäsuren in den Clauseln beachtete. Hiedurch ist an die französische Forschungsmethode eine Annäherung erzielt, die durch die Erwägung geboten war, dass es ja auch beim Verse nicht gleichgiltig ist, in welchem Verhältnis das Wortende zum Versfuß stehe. Lässt sich auch nicht nachweisen, dass Cicero bei seinen theoretischen Ausführungen die Wortgröße berücksichtigt habe, so ist doch eine Stelle Quintilians lehrreich (IX 4, 97): *optime praecedet eum* (sc. *spondeum*) *creticus, ut in hoc: d e q u a e g o n i h i l d i c a m n i s i d e p e l l e n d i c r i m i n i s c a u s a. illud est, quod supra dixi, multum referre, unone uerbo sint duo pedes comprehensi au uterque liber. sic enim fit forte: c r i m i n i s c a u s a, molle: a r c h i p i r a t a e, mollius, si tribrachys praecedat: f a c i l i t a t e s, t e m e r i t a t e s. est enim quoddam in ipsa diuisione uerborum latens tempus.*

Freilich ist auch die Untersuchung Wolffs nicht durchgängig einwandsfrei. Es ist doch sehr fraglich, ob in Sätzen wie Tusc.

[1]) Weitere Beiträge zur Erkenntnis der Satzclausel lieferten Havet in der *Revue de philologie* XVII (1893) 33—47. 141—158 (zu Cicero *de oratore*) und Bornecque ebenda XXIII (1899) 334 (zu Tacitus' *dialogus de oratoribus*); auch die letzten Jahrgänge dieser französischen Zeitschrift enthalten ähnliche Aufsätze.

I 98 *equidem saepe emori, si fieri posset, uellem, ut ea quae dico mihi liceret inuenire* die gesperrt gedruckten Worte als rhythmische Clausel zu fassen seien, wo doch die Pause nach *posset* — denn *si fieri posset* ist ein parenthetischer Satz — den Rhythmus des Ditrochäus – ⏓ || – ⏑ vollständig unhörbar macht. Wenn dann die Form – ⏑ ⏑ – – ⏓[1] (Choriambus + Trochäus) auf den Rhythmus Creticus + Trochäus zurückgeführt wird, indem die Thesis des Creticus zunächst gelängt und dann aufgelöst sei, so widerspricht das den Aufstellungen Wolffs selbst, nach dessen Tabellen auf S. 595 A 2 die Kürze des Creticus in dieser Clausel stets gewahrt ist. Anders steht es mit dem ersten Creticus im Dicreticus, dessen Kürze durch eine Länge und somit auch durch zwei Kürzen ersetzt werden kann.

Beispiele wie

Brutus 122 *optima putabatur*
145 *Scaeuola putaretur*
272 *excurrere uideretur*
Tusc. I 43 *contigit et agnouit*
80 *corpore locati sint*
II 6 *omnia referserunt*
Nat. deor. I 42 *uolnera uideremus*
pro Quinct. 52 *nomine leuaretur*
70 *arbitror oportere*
pro Rosc. Am. 33 *corpore recepisset*
121 *eminet et apparet*

sollen nach Wolff S. 669, der noch 12 weitere Beispiele beibringt, als Creticus + Trochäus, ersterer mit aufgelöster erster Länge, gelesen werden; demnach wäre *optíma, Scaeuóla, excurrére, omnía, nomíne* usw. zu betonen. Eine solche nicht einmal bei Plautus und Terenz anderswo als im ersten Versfuß erhörte Verletzung des natürlichen Wortaccentes, die also nicht einmal durch den Verszwang eine Entschuldigung fand, soll Cicero im Prosarhythmus sich gestattet haben? Das ist einfach undenkbar. Wolffs Schluss, dass Cicero so gesprochen haben müsse, weil sonst keine richtige Clausel zustande komme, ist nicht zwingend. Gewiss kommt keine

[1]) Der Kürze halber bezeichne ich die schließende *syllaba anceps* nach Meyers Vorgang mit dem Zeichen ⏓.

der von Wolff statuierten Clauseln zustande, wohl aber eine andere, deren Existenz sich nicht leugnen lässt ⏑ –́ –́ ⏓ und die zu der häufigeren Clausel – ⏑ – – ⏓ sich gerade so verhält wie der Dochmius ⏑ –́ –́ ⏑ ⏓ zu dem Dicreticus – ⏑ – – ⏑ ⏓. Das rhythmisch wirksame, der Zusammenstoß der beiden tontragenden Silben sowie überhaupt die Schlusscadenz ist sowohl in den Schlüssen ⏑ –́ –́ ⏓ und – ⏑ –́ –́ ⏓ einerseits als in den Schlüssen ⏑ –́ –́ ⏑ ⏓ und – ⏑ –́ ⏑ ⏓ anderseits in gleicher Weise zum Ausdruck gebracht. Den Dochmius als Clausel empfiehlt auch Cicero selbst or. 218, indem er sogar ein Beispiel beifügt: *dochmius autem e quinque syllabis, breui, duabus longis, breui, longa, ut est hoc*: *a m i c o s t e n e s*, *quouis loco aptus est dum semel ponatur* (vgl. Quint. IX 4, 97). In gleicher Weise wird die oben postulierte Clausel ⏑ – – ⏓ von Cicero gebilligt or. 217: *n e i a m b u s q u i d e m*, *q u i e s t e b r e u i e t l o n g a*, *aut par choreo qui habet tris breues trochaeus sed spatio par non syllabis*, *aut etiam dactylus qui est e longa et duabus breuibus, si est proximus a postremo, p a r u m u o l u b i l i t e r p e r u e n i t a d e x t r e m u m*, *s i e s t e x t r e m u s c h o r e u s a u t s p o n d i u s*. Der hier unter einem concedierte dactylische Ausgang – ⏑ ⏑ – ⏓ ist von Cicero wenigstens in seinen Erstlingsschriften (vgl. Wolff 660), wenn auch nicht bevorzugt, so doch auch nicht gemieden worden. Hieher rechne ich auch die von Wolff S. 668 unrichtig behandelten Fälle, in denen nicht die Form – ⏑ ⏑⏑ – ⏓, durch die überall der Wortaccent empfindlich verletzt wird, sondern ⏑⏑ ⏑ ⏑ – ⏓ (Hexameterschluss mit aufgelöster

⏑́ ⏑ ⏑ ⏑ – ⏓

Länge) vorliegt. Also pro Quinct. 69 *tantopere laborant*, pro Rosc.

⏑́ ⏑ ⏑ ⏑ – ⏓ –́ ⏑ ⏑ ⏑̀

Am. 129 *intolerab i l i a uidentur*, nicht, wie Wolff will, *tantopere*

⏑ – ⏓ –́ ⏑ ⏑ ⏑̀ ⏑ – ⏓

laborant und *intoler a b i l i a uidentur*.

Ist unsere bisherige Deduction richtig, so werden wir den Choriambus + Trochäus nicht als secundäre Form des Creticus + Trochäus betrachten — wie erwähnt, finden sich ja nur die Längen des Creticus aufgelöst, dagegen die Kürze ist nie gelängt — sondern von der Form ⏑ – – ⏓ auszugehen haben, mit deren Zuhilfenahme sich die Form – ⏑ ⏑ – – ⏓ oft beseitigen lässt. Von den S. 589 zur Erläuterung seiner Theorie angeführten Beispielen werden einige von Wolff selbst S. 669 als mit bedenklichem Accent ausgestattet bezeichnet:

–́ ⏑ ⏑ –̀ –́ ⏓
De nat deor. I 26 *interius mente*

–́ ⏑ ⏑ –̀ –́ ⏓
107 *obicitur quaedam*

–́ ⏑ ⏑ –̀ ⏑́⏑ ⏓
Cat. I 18 *flagitium sine te*

–́ ⏑ ⏑ –̀ –́ ⏓
22 *inuidiae nobis*

und wer dürfte die gewaltsame Accentverletzung in De nat. deor. I 29 *eius reliquam faciat* billigen? Ich setze in diesen Fällen die von Wolff in der Tabelle S. 595 belegte Clausel ⏑ – – ⏓ an, wodurch auch dem natürlichen Accent sein Recht wird: *interius mente, flagitium sine te* (ebenso De nat. deor. I 29 *eius reliquam faciat, innumerabilibus*)[1], während in Fällen wie

De nat. deor. I 83 *esse deos facimus*
85 *negare deos esse*
94 *nulla sit omnino*
121 *carere deum uoltis*
Cat. I 23 *eiectus ad alienos* (eventuell ⏑⏑ ⏑ – ⏓)

die Form ⏑ – – ⏓ vorliegt. Beispiele wie Cat. I 29 *fortitudinis Inuidia* sollten nicht zur Begründung einer neuen Theorie herangezogen werden, da die Wörter nicht am Satzschlusse stehen und auf sie auch keine Sinnespause folgt. Es bleiben somit von den Beispielen Wolffs nur sehr wenige als beweiskräftig übrig, so pro Quinct. 22 *cognoscere possitis,* 70 *iniquius Alfenus,* Cat. I 6 *amplius exspectes;* allerdings werden sich auch sonst noch manche Fälle finden, doch hat sicher Wolff die Häufigkeit dieser Clausel überschätzt, und jedenfalls ist sie nicht als Variante des Creticus + Trochäus, sondern vielmehr als Erweiterung der Form ⏑ – – ⏓ zu ⏑ ⏑ – – ⏓ aufzufassen, vgl. Quint. IX 4, 98 *potest, etiamis minus bene, praeponi* (sc. *spondeo*) *anapaestos: m u l i e r e n o n s o l u m n o b i l i, u e r u m e t i a m n o t a.*

Als methodisch wichtiges Moment der vorstehenden Erörterung halte ich die Constatierung der Clausel ⏑ – – ⏓, also des Antispastes als Schlussrhythmus, der im Lateinischen in zahllosen viersilbigen Wortformen, die Wolff selbst S. 612 übersichtlich zusammengestellt hat, fertig vorliegt.

Somit scheint eine sichere Operationsbasis dadurch gewonnen, dass wir über die von Cicero angewendeten Schlussclauseln ausreichend aufgeklärt sind. Von Cicero musste ja die methodische Untersuchung ihren Ausgangspunkt nehmen, da er der erste war, der in bewusster und consequenter Weise eine Eigenthüm-

[1]) Die Bemerkung Wolffs S. 590 *nusquam talis solutio* (⏓ – ⏑⏑ ⏓) *inuenitur* stimmt nicht mit dem Ausweis der Tabelle A 1, S. 595.

lichkeit der griechischen Prosa in die lateinische Literatür einführte. Und dass das Vorgehen Ciceros, der auf die von ihm geübte Praxis durch seine ausführlichen theoretischen Erörterungen aufmerksam zu machen nicht unterließ, vorbildlich war für die spätere Zeit, darf *a priori* angenommen werden und ist von Norden stichprobenweise an vielen Autortexten bewiesen worden. Dieser Gelehrte operiert mit Recht für seine allgemeinen Zwecke nur mit den drei Formen der Satzclausel:

— ⏑ — — ⏓
— ⏑ — ⏓
— ⏑ — — ⏑ ⏓,

da sie als die Normalformen zu bezeichnen sind, die sich überall finden und denen die übrigen als Ausnahmen sich anreihen, die zum größten Theil sogar aus ihnen abgeleitet werden können. Wer es nöthig hat, sein Ohr für den Rhythmus der Clausel erst zu schärfen, der nehme das sogenannte *Sacramentarium Leonianum* (*liber sacramentorum Romanae ecclesiae* bei Migne LV 21—156) her, jene älteste römische Sammlung der vom Priester bei der Messe zu betenden Orationen und lese die Gebetsschlüsse. Das Missale stammt nach der herrschenden Ansicht der Gelehrten aus dem 5. Jahrhundert, wird aber von einer Autorität wie Duchesne der Mitte des 6. Jahrhunderts zugewiesen. Sei dem wie es wolle, die Gebetsformulare selbst weisen eher auf eine frühere als auf eine spätere Zeit ihrer Entstehung hin, da der Satzschluss noch ein rein quantitierender ist. In der *Paléographie musicale de Solesmes*, Band IV (1898) wird in der Vorrede S. 36—39 nachgewiesen, dass von 1030 beobachteten Satzschlüssen des Sacramentars 927 eine der oben erwähnten drei Normalformen (590 — ⏑ — — ⏑, 242 — ⏑ — ⏑, 95 — ⏑ — — — ⏑ —) aufweisen! Etwas ungünstiger ist der diesbezügliche Percentsatz beim *Sacramentarium Gelasianum* (Migne LXXIV 1055—1244), wo von 1520 Satzschlüssen aber immerhin noch 1190 nach den drei Hauptrhythmen (u. zw. 727 nach — ⏑ — — ⏑, 362 nach — ⏑ — ⏑, 101 nach — ⏑ — — ⏑ —) gebildet sind. In der genannten Publication sind auch die sonstigen Satzschlüsse der beiden Sacramentarien übersichtlich zusammengestellt, durch die die obigen Zahlen noch erhöht werden können, wenn man die Auflösungen der Längen oder die Längung der Thesen nicht als Kriterium für die Nothwendigkeit, eine eigene Clausel daraus zu statuieren, gelten lassen will.

Das Beispiel der beiden Messofficien-Sammlungen ist, wie gesagt, auch deshalb lehrreich, weil die quantitierende Silbenmessung, die sich freilich meistens dem Wortaccent accommodiert, noch maßgebend ist. Denn nach Meyers Forschungen ist das accentuierende Princip bereits im 4. christlichen Jahrhundert ausgebildet und Norden (a. a. O. S. 948) sucht zu beweisen, dass Augustin der erste war, der neben der Quantität der Silben auch schon den Accent in der Clausel berücksichtigte.

Zur endgiltigen Entscheidung dieser Dinge bedarf es freilich noch vieler Voruntersuchungen; dass aber deshalb, weil die Untersuchung noch nicht abgeschlossen ist, die meisten sie deshalb ganz ignorieren, ist ungerechtfertigt. Selbst die neueste Auflage der so trefflichen Syntax und Stilistik von Schmalz schweigt über die Clausel vollständig.

Die praktische Bedeutung des rhythmischen Satzschlusses läuft allerdings Gefahr, vielfach übertrieben zu werden; denn nicht im gleichen Maße wie das Metrum des Verses, das festen und vor allem bekannten Gesetzen unterliegt, obwohl auch hier hinsichtlich der Freiheiten in der Metrik der Komiker noch nicht überall Übereinstimmung der Ansichten erzielt ist, gestattet der Rhythmus der Prosa textkritische Fragen zu lösen, da hiebei verschiedene Aporien noch nicht gelöst sind oder überhaupt nicht gelöst werden können. Fragen, die die Metrik ohneweiters beantwortet, müssen hier offen bleiben oder lassen sich nur bis zu einem gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit entscheiden (Synaloephe, Elision, Hiatus, Verhalten des *m* vor anlautendem, des *h* nach auslautendem Vocal u. ä.). Auch ist schwer zu beurtheilen, ob der einzelne Autor stets oder nur häufig die Clausel beobachte, ob nur am Ende der Sätze oder auch am Schluss der Satzkola oder sogar -Kommata, wie weit er den Rhythmus der Clausel mit dem Accent in Einklang bringe usw.

Es ist daher zu befürchten, dass beim textkritischen Verfahren mit der Berufung auf den rhythmischen Satzschluss Missbrauch getrieben werde. Aber ist man berechtigt, ein Operationsverfahren deshalb ganz in Acht und Bann zu erklären, weil es von manchen unrichtig angewendet wird? Schablonenhaft darf eben keine Kunst betrieben werden. Ich erinnere an die Auswüchse der Kritik, die in einseitiger Weise alle Textescorruptelen auf paläographischem Wege erklären zu müssen glaubt und die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer Lesart ausschließlich nach paläographischen Gesichtspunkten beurtheilt: wird etwa jemandem es deshalb einfallen, diesen Standpunkt bei dem kritischen Geschäft ganz ausschalten zu wollen?

Mit dem eben gemachten Vorbehalt darf man daher wohl behaupten, dass wir in den Satzclauseln ein kritisches Instrument ersten Ranges besitzen. Sie erleichtern gegebenenfalls die Wertung der Handschriften und Lesearten, decken Schäden der Überlieferung auf und selbst bei Fragen der höheren Kritik (bei der Entscheidung über Echtheit oder Unechtheit einer ganzen Schrift oder eines Theiles derselben, bei Feststellung der Abfassungszeit u. ä.) können sie öfters berufen sein, eine wichtige Rolle zu spielen. Sagt doch Quintilian IX 4, 58 f., dass der Rhythmus oft Casus und Numerus bestimme, ob man *uitasse* oder *uitauisse, deprendere* oder *deprehendere* sage, ihm zuliebe verletze man die gewöhnliche Wortstellung und, um eine *oratio numerosa* zu erzielen, dürfe man

anwenden *quidquid sententiis aut elocutioni non nocebit.* Gellius I 7, 16 f. überliefert, dass ein gelehrter Freund von ihm den ciceronianischen Satzschluss *in praedonum fuisse potestatem sciatis* (de imp. Cn. Pomp. 33) statt *i. pr. f. potestate sciatis* durch den Hinweis auf den besseren Rhythmus gerechtfertigt habe: *illud enim sic compositum iucundius ad aurem completiusque, insuauius hoc inperfectiusque est, si modo ita explorata aure homo sit, non surda nec iacenti.* Hiezu können wir bemerken, dass Cicero eben den Versschluss (die Clausel des Hexameters) *potestate sciatis*, bezw. *fuisse sciatis* gerne meiden wollte[1]), und derselbe ihm von neueren Herausgebern nicht hätte aufgemutzt werden sollen (vgl. Müller S. 49). Auch die weitere Bemerkung des Gellius, dass Cicero des Rhythmus halber in derselben Rede (30) *consilii celeritate explicauit* statt *explicuit* geschrieben habe, ist insoweit richtig, als Cicero auch dann nicht den Satz mit *explicuit* geschlossen hätte, wenn diese Form für ihn die gebräuchlichere gewesen wäre, was Gellius fälschlich behauptet (vgl. Georges, Lexikon der lat. Wortformen s. v. *explico*).

Wie wichtig es sei, auf die rhythmische Clausel bei den lateinischen Prosaikern zu achten, soll nunmehr an einigen Beispielen in zwangloser Reihenfolge gezeigt werden.

Der in den Handschriften des ciceronianischen Corpus der *epistulae ad familiares* als 13. Brief des 11. Buches überlieferte Brief ist keine Einheit, sondern besteht aus zwei getrennten Stücken, deren erstes D. Brutus zum Verfasser hat und an Cicero gerichtet ist, während das zweite ein Bericht des D. Brutus und Plancus an den Senat ist. Dies hat L. Gurlitt (Jahrb. f. class. Phil. 121 [1880] 609) erkannt und ist einstimmig anerkannt; denn abgesehen von allen sachlichen Indicien muss eine einmalige Lectüre jedem den vertraulichen Charakter und legeren Stil des einen Briefes und das officielle Gepräge des anderen klar werden lassen. Bedürfte die Thatsache noch einer weiteren Begründung, so wäre sie leicht dadurch zu geben, dass das officielle Schriftstück die rhythmische Clausel durchwegs aufweist (*posse credebant* — *posse confidimus* — *dabitur opera* — *uideatis paratos* —

[1]) Vgl. Quint. IX 4, 102 *ne dactylus quidem spondeo bene praeponitur, qui finem uersus damnamus in fine orationis.* Die theoretischen Ausführungen Ciceros, die sich auf den Gebrauch des Dactylus in der Clausel beziehen, sind zum Theil unverständlich (z. B. de orat. III 193), zum Theil stimmen sie nicht mit der von ihm selbst, wenigstens in späterer Zeit geübten Praxis, wie or. 217, wo der Dactylus + Spondeus oder Trochäus als Clausel gebilligt wird (vgl. oben S. 9). Während spätere Theoretiker dies dem Cicero ruhig nachschreiben, hat der sonst so gläubige Anhänger Ciceros Quintilian es nicht über sich gebracht, den Irthum seines Meisters widerspruchslos hinzunehmen.

´ – ´ ⏖   ´ – ´ ⏖
confligamus — *conuerterunt*), der familiäre Brief des Brutus aber nicht[1]).

Wer die Gesetze der Clauseln studiert hat, wird keinen Augenblick zweifeln, dass unsere maßgebenden Herausgeber im Unrecht sind, wenn sie Cic. Cat. IV 17 edieren: *est id quidem coeptum atque temptatum, sed nulli sunt inuenti aut fortuna miseri aut uoluntate perditi, qui non illum ipsum sellae atque operis et quaestus cotidiani locum, qui non cubile ac lectulum suum, qui denique non cursum hunc otiosum uitae suae saluum esse uelint.* Eine Clausel – ⏑ ⏑ – gibt es bei Cicero nicht. Wer mit dem ciceronianischen Satzschlussrhythmus vertraut ist, muss zugeben, dass diese so pathetisch verlaufende Periode nicht nur nicht unrhythmisch, sondern nicht einmal mit einer der selteneren Clauseln schließen dürfe: ein stark und deutlich ins Gehör fallender Satzschlussrhythmus ist erforderlich. Nun bietet sich aber durch eine Emendation, die kaum mehr als eine graphische Correctur der Überlieferung genannt werden kann, die allerbeliebteste Clausel, der Ditrochäus *esse uellent,* dar. So schrieb übrigens schon Ernesti, und Wüst hätte sich dieser Schreibung gegenüber nicht so zaghaft verhalten sollen, als er es S. 47 thut. Der Gedanke: „man hat den Versuch gemacht, aber es fand sich niemand, der darauf eingehen wollte“ *(nulli sunt inuenti, qui... uellent)* passt hier vortrefflich, während der auf die Gegenwart bezogene Relativsatz *(qui... uelint)* mit Rücksicht auf den übergeordneten Satz *nulli sunt inuenti* eine Inconcinnität in sich schließt, die höchstens durch die Erklärung entschuldigt werden könnte, dass das *uelint* soviel besagen wolle als *uellent et nunc uelint.* Wenn also sprachlich *uellent* die normalere Form ist und diese auch durch den Rhythmus energisch postuliert wird, scheint mir diese doppelte Erwägung maßgebender zu sein als die Überlieferung, in der die Verwechslung der beiden Tempora gerade dieses Verbums umso begreiflicher ist, als die bekannte vulgäre Form *uellint* sie außerordentlich nahelegte.

Die meisten Handschriften bieten pro Sull. 25: *aut igitur doceat Picentis solos non esse peregrinos aut gaudeat suo generi me meum ante non ponere.* Dass die naheliegende Änderung *non anteponere* auch in der Überlieferung sich findet, kann uns nicht wundernehmen; viel eher, dass sie nicht die Lesart *ante non ponere* gänzlich verdrängt hat. Hat man früher nicht einzusehen vermocht, wodurch die ungewöhnliche Tmesis gerechtfertigt werden könne, und deshalb sie auch aus den neuesten kritisch berichtigten Texten verbannt, so werden wir heute anders urtheilen und das *ante non ponere* des Cicero als Concession an den Satzschluss-

---

[1]) Man vgl. auch Bornecque, *La prose métrique dans la correspondance de Cicéron,* S. 120.

rhythmus (⏑́ ⏑ ⏑̀ ⏑́ ⏑ ⏑̀) auffassen, da *anteponere* nur die minderwertige Clausel ⏑́ ⏑ – ⏑ ⏓, deren Cäsurlosigkeit ein weiteres störendes Moment bildete, gegeben hätte. Dass übrigens die Tmesis von *anteponere* nicht etwa als bei Cicero unerhört bezeichnet werde, dafür sorgt die analoge Stelle de off. III 71: *prudentia est enim locata in dilectu bonorum et malorum, malitia, si omnia, quae turpia sunt, mala sunt, mala bonis p o n i t a n t e.* Wenn hier dem *ante*, damit es den durch den Sinn erforderten Hauptton haben könne, zu seiner Lostrennung vom Verbum verholfen wurde, so konnte ein anderesmal der Rhythmus dieselben Consequenzen nach sich ziehen.

Verlassen wir nun die classische Zeit und überspringen wir einige Jahrhunderte. Da dehnt Cyprian das Gesetz von der rhythmischen Clausel schon auf die kleinsten Satzcommata aus. E. W. Watson hat in der trefflichen Studie *The Style and Language of St. Cyprian* (*Studia biblica et ecclesiastica,* Bd. IV, Oxford 1896) S. 221 beobachtet, dass Cyprian stets *confiteri* gebrauche und *fateri* nur einmal (665, 1 H.) *ut.... Christum uictrix lingua fateatur* sich finde: es bildet eben nur dieses eine correcte Clausel (⏑́ ⏑ ⏑̀ ⏑́ ⏓), *confiteatur* war als Wort mit dem verpönten Rhythmus des Hexameterschlusses einfach unmöglich.

Es ist ferner nicht bloßer Zufall, dass Cyprian *contagione transitis* (203, 14) und *contagione maculetur* (829, 15) am Satzschluss schreibt, während er sonst die Form *contagium, ii* vorzieht (Watson S. 220), und sowie man bei Dichtern von Formen, die durch den Zwang des Metrums entstanden sind, spricht, wird man auch bei vielen Prosaikern hie und da von Formen, die durch den Rhythmus beeinflusst sind, zu sprechen haben.

Überspringen wir wieder mehr als ein Jahrhundert, um alle folgenden Bemerkungen an einen Text des h. Ambrosius zu knüpfen. Anlass zu dieser Wahl bietet mir die demnächst zum Versandt kommende Ausgabe der *Expositio euangelii secundum Lucan* des Ambrosius (Vol. XXXII, pars IV des Wiener Corpus), das *opus postumum* des unvergesslichen Redacteurs dieser Zeitschrift, Hofrathes Carl Schenkl, das dessen Sohn Heinrich in einer seinen Vater und ihn selbst gleich ehrenden Weise zu Ende geführt hat.

Unseren maßgebenden grammatischen und lexikalischen Behelfen zufolge war die deponentiale Nebenform *iuror* nur im Perfectum und Particip Perf. in Gebrauch; in den scheinbar dagegen sprechenden Beispielen handle es sich ausnahmslos um passive Verwendung von *iuro.* Ich habe die in Frage kommenden Stellen nicht nachgeprüft, vermag aber wenigstens bei Ambrosius ein deponentiales Präsens *iuratur* nachzuweisen. In der Einleitung zum Lukascommentar I 2 (p. 4, 6 ff. Sch.) findet sich eine mystische Deutung des im 1. Buch Moses 26, 25—28 erwähnten „Brunnens des Eidschwures“: *tertius puteus iuramenti, hoc est sapientiae naturalis, quae ea quae supra naturam uel naturae*

sunt conprehendat. Inwiefern die *sapientia naturalis* mit Übernatürlichem *(quae supra naturam sunt)* sich befasse, bedarf der Erklärung, die im nächsten Satz gegeben wird: *quod enim adfirmat et quasi deo teste iuratur etiam diuina conplectitur, cum dominus naturae fidei testis adhibetur.* Es ist klar, dass zu *diuina conplectitur* nur *sapientia naturalis* das Subject sein kann und dass man zu übersetzen hat: „denn weil die irdische Weisheit eine Behauptung aufstellt und unter Berufung auf Gott, den Herrn der Natur als Zeugen, gleichsam beschwört, befasst sie sich auch mit Göttlichem". So ist zu übersetzen und so ist auch der lateinische Text herzustellen, d. h. es ist einfach die gute Überlieferung in ihre Rechte einzusetzen. Die Herausgeber ließen sich durch das unverstandene deponentiale *iuratur,* das durch die einstimmige Überlieferung geschützt ist, verleiten, dem vermeintlichen Passiv *iuratur* zuliebe nach dem Vorgange einiger interpolierter Handschriften *adfirmatur* zu schreiben, und haben dadurch den Satz bis zur Unverständlichkeit entstellt. Warum schrieb aber Ambrosius nicht das sicher auch ihm geläufigere *iurat?* Die Antwort darauf ist leicht: *iurat* hätte keine volltönende rhythmische Clausel gebildet — der Ditrochäus *teste iurat* ist durch die Diärese rhythmisch minderwertig und auch davon abgesehen mehr am Periodenschluss am Platze — und um eine solche zu erzielen (⏊ ⏑ ⏊̀ ⏊ ⏓), verwendete Ambrosius die ungewöhnliche Form, die also hier nicht bloß durch die Überlieferung, sondern auch durch ein stilistisches Moment geschützt ist. Bedürfte es noch einer weiteren Stütze, so könnte ich auf das deponentiale *deieror* verweisen, das einmal bei Apuleius sich findet, auch hier wohl durch den Satzrhythmus in erster Linie motiviert, met. X 15: *his et similibus altercati conuiciis d e i e r a n t u r utrique.*

Der neueste Ambrosiusband des Wiener Corpus bietet Expos. euang. Luc. IV 10, S. 144, 6: *oculus enim meretricis laqueus est peccatoris.* Das *est* fehlt in den meisten Handschriften, und zwar mit Recht; denn das viersilbige, aus so vielen Längen bestehende Schlusswort *peccatoris* kann kein einsilbiges, noch dazu als Länge zu messendes Wort vor sich haben; die Unmöglichkeit des *est* ergibt sich aus der weiteren Erwägung, dass die ungewöhnliche Wortstellung *est peccatoris* wohl einwandfrei wäre, wenn durch sie ein besserer Rhythmus erzielt würde, jedoch sicherlich nicht dem Ambrosius zugetraut werden kann, da durch sie der Rhythmus verschlechtert wird. Die älteste Handschrift, unterstützt von einigen wertlosen Zeugen der Überlieferung, bietet allerdings das *est,* sie ist aber, wie sich hieraus und aus manchen anderen Umständen, die vom neuesten Herausgeber nicht immer beachtet worden sind und an anderer Stelle beleuchtet werden sollen, nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Das in Rede stehende Sprichwort verdient übrigens auch sonst ein Wort der Besprechung. Es findet sich bei Ambrosius genau in derselben Verwendung,

nämlich als parenthetischer, mit *enim* eingeleiteter Satz, auch de Cain et Abel I 4, 14 (S. 348, 25 Sch.), auch dort in der maßgebenden Überlieferung ohne *est.* Übrigens scheint die vorliegende Fassung nicht die ursprüngliche zu sein und vielmehr nur die christliche Adaptierung eines heidnischen Wahrwortes, das vielleicht aus der profanen Literatur sich in ein sacroprofanes Florilegium gerettet hat und daraus übernommen sich ebenfalls bei Ambrosius findet; vgl. Schenkls Note zur Stelle aus de Cain et Abel, die auf de paenit. I 14, 73 und de bono mortis 6, 24 verweist: *oculus meretricis laqueus amatoris est*, wobei man die reguläre Stellung des *est* brachte. Aber noch an einer dritten Stelle findet sich der Satz, expositio in psalm. CXVIII sermo 16, 3, und zwar hier wieder ohne *est.*

An einer anderen Stelle des Lukascommentars (VIII 57) wirft Ambrosius die Frage auf, warum wohl der Herr gesagt habe (Luc. 18, 16): *sinite pueros uenire ad me et nolite uetare eos, talium est enim regnum dei,* und gibt selbst folgende Antwort: *fortasse quia malitiam nesciant, fraudare non nouerint, referire non audeant, scrutari ignorent opes, honorem, ambitionem non appetant.* Da ist alles klar bis auf die Wendung *scrutari ignorent opes*, die in geschraubter Weise (welch sonderbare Phrase *scrutari opes!*) einen hier kaum erwarteten Gedanken zum Ausdruck bringt. Auch fällt der Satz durch die Wortstellung aus dem Rahmen seiner Umgebung heraus, da in den übrigen vier coordinierten Sätzchen das Verb am Schlusse steht und durch jene Wendung der Parallelismus der Glieder empfindlich gestört wird. Wer würde ferner nicht gerne *opes* mit *honorem* und *ambitionem* verbinden und so das ungerechtfertigte *asyndeton bimembre (honorem, ambitionem)* beseitigt sehen? Man vergleiche zu dem dann entstehenden dreigliedrigen Object Lactantius, diu. inst. V 1, 19: *(eloquentia) opes expetit, honores concupiscit, summum denique gradum dignitatis exposcit.* Was hat man nun an die Stelle der Überlieferung *scrutari ignorent* zu setzen? Wir sprechen von den „unschuldigen Kindern" in dem Sinne, dass ihnen Laster und Leidenschaften noch nicht innewohnen. Scheint es da nicht unzweifelhaft, dass Ambrosius dort, wo er von den negativen Vorzügen der Kinder spricht, auch der Abwesenheit desjenigen Lasters gedenkt, das die Liebe im Gefolge hat, der Unzucht? Es ist daher *scortari ignorent* zu schreiben, wie bereits der spätere Papst Sixtus V. in der römischen Ausgabe gethan hat, ohne damit Anklang zu finden. Dass fromme Schreiber oder Erklärer des Textes im Mittelalter an dem *αἰσχρόν* des Wortes *scortari* Anstoß nahmen und es dem Ambrosius nicht zutrauten, wie unsere Handschriften beweisen, ist begreiflich: dass der Heilige aber trotzdem so geschrieben hat, zeigt außer dem bereits Erwähnten der Satzschlussrhythmus, der sich hier deutlichst auf die Schlüsse sämmtlicher kleiner Sätzchen erstreckt, von denen die vier längeren gleichmäßig mit

dem Doppelkretiker schließen, während das aus zwei Wörtern bestehende Satzkolon die kürzere Clausel ⏒ ⏕ ⏓ ⏒ ⏖ aufweist.

Ein interessantes Beispiel von der Anwendung und Wirkung der rhythmischen Clausel bietet der Lukascommentar des Ambrosius II 14: *quo autem modo fieri posset — licet salua praerogatiua sit matris, cui profecto fuit amplius deferendum, sed ut praerogatiua maior, maior etiam fides ei debuit reseruari — quo ergo fieri modo posset, ut Zaccharias... silentii condemnaretur, Maria autem... exaltaretur?* Hier schien *quo ergo fieri modo posset* den Maurinern eine so auffällige Wortstellung, dass sie sie in die gewöhnliche ändern zu müssen glaubten. Wir finden sie nicht mehr auffällig, weil wir sie erklären können. Vor der Parenthese steht thatsächlich der Satz in der gewöhnlichen Form und nun, wo er nach einem Zwischensatz gewissermaßen in gehobenem Ton wiederholt wird, stellt sich mit dem Pathos auch der rhythmische Tonfall, erreicht durch die Umstellung *quo ergo fieri modo posset* (⏒ ⏑ ⏓ ⏒ ⏖), ein.

Ich möchte in diesem Zusammenhange, um von der Clausel auf andere Stilfragen zu kommen, darauf aufmerksam machen, dass die Alten die nur dem Ohr wahrnehmbaren *ornamenta orationis* nicht bloß beim gesprochenen Wort zu schätzen wussten, sondern für dieselben auch in den für ein Lesepublicum bestimmten Werken aufnahmsfähiger waren als wir. Es scheint nämlich Sitte gewesen zu sein, dass beim Lesen nicht nur die Augen eine active Rolle spielten, sondern auch der Mund. Wenigstens führt der heil. Augustin es als eine Merkwürdigkeit seitens seines Lehrers Ambrosius an, dass dieser „still las“, conf. VI 3: *cum legebat, oculi ducebantur per paginas et cor intellectum rimabatur, uox autem et lingua quiescebant. saepe... sic eum legentem uidimus tacite et aliter numquam.* Ein derartiges stilles Lesen musste demnach damals Ausnahme sein[1]), und lautes oder mindestens halblautes Lesen war die Regel. Dass aber durch das Ohr Rhythmus, Reim, Wortbetonung, Allitteration und die anderen akustischen Effecte, die der Schriftsteller beabsichtigt, viel unmittelbarer und deutlicher zum Bewusstsein kommen als durch das Auge, ist klar.

Daraus ergibt sich die Nutzanwendung bei Behandlung antiker Texte von selbst. Im Lukascommentar des Ambrosius fehlt im Satze I 22 *qui* (nämlich *Christus* als *uerus sacerdos*) *non hostiarum cruore, sed proprio sanguine patrem deum generi reconciliaret humano* das *sanguine* in fast allen, darunter den besten Handschriften, es steht aber leider in allen Ausgaben. Wer den Satz mit dem entsprechenden Pathos liest, fühlt, dass neben dem stark betonten *proprio*, dem Gegensatz zu *hostiarum*, kein Platz für das schwächliche Synonym von *cruore* ist. Es kann also nur

---

[1]) Vgl. Norden a. a. O. S. 6.

heißen *non hostiarum cruore, sed proprio,* und hätte Ambrosius beidemale den Begriff „Blut“ zum Ausdruck bringen wollen, so hätte er ohne Zweifel das drastischere *cruore* des rhetorischen Effectes halber nachgestellt: *non hostiarum sanguine, sed proprio cruore.* Man wende nicht ein, dass Ambrosius vielleicht *cruor* nicht vom frischen Blute des Menschen gebrauchen konnte, denn er sagt epist. 21, 18: *Nabuthe uites suas uel proprio cruore defendit,* und die rhetorische Praktik des Ambrosius, dem schwächeren den stärkeren Begriff folgen zu lassen, ersieht man aus ep. 21, 24: *is mihi etiam audet mentionem facere tractandi, plenus sanguinis, plenus cruoris.*

Man höre ferner den Satz ib. X 19: *est et alius antichristus auctor huius, diabolus scilicet, qui meam Hierusalem, meam animam, certe animam dei, animam pacificam obsidere nitatur suae legionis exercitu.* Muss man sich schon über die Phrase *legionis exercitus* wundern, so steigert sich die Verwunderung über das an der Tonstelle stehende *suae.* Welche andere Legion als die eigene sollte dem Antichrist zur Verfügung stehen? Die kritische Note zur Stelle lehrt freilich, dass die meisten Handschriften *legis* bieten statt *legionis,* das sich auf die zweifelhafte Autorität derjenigen Manuscripte stützt, denen wir das obige interpolierte *sanguine* verdanken. Durch die bisher verschmähte Lesart wird aber alles klar. Mit *suae legis exercitus* ist das „seinem Befehle gehorchende Heer“ gemeint; der *lex dei,* der die Seele des Menschen von rechtswegen untersteht (vgl. *animam dei*), wird die *lex diaboli* entgegengestellt, und nur so erklärt sich das betonte *suae.*

Reimartige Wortspiele (und Homoioteleuta) sind nicht bloß als Redeschmuck beachtenswert, sondern auch oft wegen ihrer syntaktischen Consequenzen. Bei Ambros. exp. euang. Luc. VII 58 *qui autem minister est ueritatis hebetat uenena, non trepidat* führt die sinnlose Lesart der meisten Handschriften *euitat* ebenso auf ein ursprüngliches *hebitat,* wie das *trepidat,* dessen nicht gerade gewöhnliche transitive Verwendung eben in dem anklingenden *hebitat* seine Erklärung findet. Das in den Ausgaben stehende *hebetat* verwischt alles.

Den Wert antiker Zeugnisse für die Fassung eines Autortextes wird kein Einsichtiger gering anschlagen, zumal wenn die Zeugnisse noch aus der Zeit des Autors selbst stammen. Und doch ist auch hier Vorsicht am Platze. Denn es lassen sich manche Fälle zutage fördern, in denen nach der sachlichen oder sprachlichen Seite redigierte, sagen wir also stilisierte „wörtliche“ Citate vorliegen. Hiezu eine kleine Illustration. Augustin citiert im 147. Brief c. 18 eine Stelle aus des Ambrosius Lukascommentar (I 24): *uisum est etiam Stephano, cum lapidaretur a populo, aperiri caelum,* und so lesen wir allerdings auch in allen Ambrosiusausgaben, wogegen sämmtliche Handschriften bis auf eine oder die andere wertlose *uisum est etiam et Stephano* bieten. Solche abun-

dante conjunctionale Verbindungen, wie hier *etiam et,* über das zuerst ausführlicher Wölfflin (Über die Latinität des Cassius Felix, Münchner Sitzungsberichte 1880, S. 417) gehandelt hat, sind nicht allzu selten; wir haben daher kein Recht, diese Verbindung bei Ambrosius, da sie durch die Überlieferung geschützt ist und volleren Rhythmus bewirkt, anzuzweifeln. Augustin freilich, dem es bei dem Citat nicht auf den Satzrhythmus ankam, stieß sich an dem überflüssigen *et* und ließ es einfach aus. Thatsächlich bietet keine einzige Handschrift Augustins, wie mir Professor Goldbacher mitzutheilen die Güte hatte, das *et.*

Um zu zeigen, dass die Kirche, d. h. die in Kirchengemeinschaft lebende Menschheit nicht von Anfang an makellos sei, sondern dies erst durch die Gnade Gottes und eigenes Verdienst geworden sei, citiert Augustin de nat. et grat. 63, 75 den Ausspruch des Ambrosius (exp. euang. Luc. I 17): *ita (ecclesia) nec ab initio inmaculata — humanae enim hoc inpossibile naturae — et per dei gratiam et qualitatem sui, quia iam non peccat, fit ut inmaculata uideatur.* Die elegante Satzverbindung *nec—et* haben alle Herausgeber sehr mit Unrecht der Autorität des Augustinus, dessen Text *nec—sed* bietet, geopfert, ohne zu bedenken, dass Augustin wahrscheinlich der Deutlichkeit halber für seine Beweiszwecke das geläufigere adversative *sed* absichtlich schrieb.

Wien. August Engelbrecht.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Marc-Aurèle, Pensées. Traduction nouvelle par G. Michaut. Paris, Fontemoing 1901. XXI u. 239 SS.

M. hat, um sich eine Meinung über Kraft und Wirkung der stoischen Philosophie zu bilden, Mark Aurels Werk *Εἰς ἑαυτόν* übersetzt und ist dabei zu einem ungünstigen Urtheil über die Stoa, zu einem sehr günstigen über den Philosophen auf dem Kaiserthron gekommen. Der gewandten Übersetzung sind bisweilen kurze Anmerkungen beigegeben, die meist Erklärungen zu Eigennamen bieten, aber auch auf die Möglichkeit verschiedener Auffassungen oder Lesungen hinweisen. Übersetzungen, die auf Conjecturen beruhen oder mehr dem Sinn als dem Wortlaute entsprechen, stehen zwischen eckigen Klammern. An solchen Stellen ist die Übersetzung vielfach freier, wie wenn I 15 (p. 6, 8 von Stichs Teubner-Ausgabe) Gatakers *προσσεσηρός* mit 'faire des mines embarrassées', X 23 (135, 24) *ὅτι τοῦτο* (Coraes für *τοιοῦτο*) *ἐκεῖνο ὁ ἀγρός ἐστι* mit 'que cette ville est tout comme la campagne', XII 17 (161, 21) *ἡ γὰρ ὁρμή σου ἔστω* (danach Punkt, wie Casaubonus wollte) mit 'sois maître de tes penchants' wiedergegeben oder V 36 (63, 1), wo *ἐκεῖ τοι γίνῃ καλῶν ἐπὶ τῶν ἐμβόλων* überliefert ist, der zu erwartende Sinn angedeutet wird mit: 'tu poursuis des prétendus biens'; vgl. V 23 (58, 25), VI 14 (66, 12), XI 15 (148, 16).

Den Wortlaut der eigenen Vermuthungen M.s verdankt Ref. privater Mittheilung. M. conjiciert IV 19 (36, 8) *ἁπτομένων* für *ἐκτοημένων* (passant par des vies allumées et puis éteintes), sieht IV 28 (39, 16) in „*Μέλαν ἦθος*" einen von Mark Aurel erklärten poetischen Ausdruck (vgl. IV 18 [36, 1] die von M. angenommene Conjectur Xylanders), schreibt VI 50 (78, 12) ähnlich wie Coraes ⟨*καὶ*⟩ *ἐφ' οἷς προήχθης*, VIII 18 (100, 20) *ἀλλ' ὧδε μένει*, V 38 (106, 2) *σοφώτατον*, endlich X 55 (141, 9) *ἑτοίμως* für *ὁμοίως*.

Wer den griechischen (der Natur der Sprachen nach prägnanteren und conciseren) Text zum Vergleiche heranzieht, empfindet es unangenehm, dass der Kopftitel des splendid ausgestatteten Werkes immer wieder 'Les pensées de Marc Aurel' lautet, also unnütz ist, während die Angabe der Buch- (und der Capitel-) zahl erwünscht wäre.

Wien. Dr. Wilh. Weinberger.

Leo Meyer, Handbuch der griechischen Etymologie. II. Band. Wörter mit dem Anlaut *ι, αι, ει, οι, υ, αυ, ευ, ου, κ* (auch *ξ*), *π* (auch *ψ*), *τ*. Leipzig, Hirzel 1901. 8°, 859 SS.

Im Jahrgang 1901, S. 507 f. habe ich eine kurze Anzeige des ersten Bandes dieses Handbuches veröffentlicht und dabei auf eine ausführlichere Besprechung desselben hingewiesen, die indessen in der Berliner philolog. Wochenschrift, Jahrg. 1901, Sp. 1205 ff. erschienen ist. Der vorliegende zweite Theil ist genau so geartet, wie der erste und hat daher dieselben Mängel, insbesondere wieder durch absichtliches oder zufälliges Ignorieren der in Betracht kommenden Literatur. Auch hiefür bringe ich wieder eine Reihe von Belegen an anderer Stelle bei und begnüge mich, auf meine eingangs erwähnte Anzeige des ersten Bandes zu verweisen, die auch für den zweiten als zutreffend und giltig bezeichnet werden muss. Der Wert des Buches liegt in der Sammlung des Materials.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Jules Lebreton, Etudes sur la langue et la grammaire de Cicéron. Paris, Hachette & Cie. 1901. gr. 8°, XXVII u. 471 SS. Preis 10 Frcs.

Es ist ein Buch von nicht gewöhnlicher wissenschaftlicher Bedeutung, auf das Ref. die Fachgenossen ganz besonders aufmerksam machen möchte, ein Buch, das uns eine wissenschaftlich erschöpfende Darstellung, wenn schon nicht der ganzen Ciceronischen Syntax, so doch einer Reihe der wichtigsten Capitel derselben bietet. Was dies aber für eine Bedeutung hat, sieht leicht ein jeder ein. Denn mag auch Cicero als Charakter und Mensch seit der gehässigen Kritik Drumanns vielfach geschmäht und verunglimpft worden sein — in letzter Zeit ist übrigens dank dem Auftreten von Männern wie O. Weißenfels, F. Ahly, O. E. Schmidt, Th. Zielinski u. a. doch wieder ein Umschwung zum Besseren eingetreten —, so haben doch auch selbst seine Gegner nie an der Thatsache zu rütteln gewagt, dass wir in Cicero den hervor-

ragendsten Vertreter des römischen Idioms zu erkennen haben, dessen Prosa die vollkommenste Entwicklung repräsentiert, deren die lateinische Sprache überhaupt fähig war. Aber trotz dieser allgemein herrschenden Empfindung muss doch constatiert werden, dass die Sprache Ciceros noch nicht genügend erforscht ist, dergestalt, dass wir über die Sprache anderer und oft recht wenig bedeutender römischer Schriftsteller besser unterrichtet sind als gerade über die Sprache des immer als mustergiltig bezeichneten Autors. Allerdings findet sich viel wertvolles Material in manchen Commentaren: gewisse Einzelheiten seines Sprachgebrauches wurden auch in verschiedenen Monographien sorgfältig behandelt. Aber dies hatte nur den Wert einzelner verstreuter, wenn auch recht brauchbarer Bausteine für das erst aufzuführende Gebäude. Nun besitzen wir ja freilich auch die Lexica Merguets zu den Reden und philosophischen Schriften Ciceros, die gewiss für jeden Ciceroforscher unentbehrlich sind. Aber für die Untersuchung gewisser grammatischer Fragen, wie etwa der Congruenzlehre, ist der dort aufgespeicherte Stoff gar nicht verwendbar; in anderen Fällen erschwert, wie auch Ref. wiederholt bei ähnlichen Untersuchungen wahrnahm, die Anordnung und Gruppierung der Beispiele bei Merguet, die oft einem ganz äußerlichen Principe folgt, außerordentlich die Benützung der schier endlosen Listen, so dass man Lebreton rechtgeben muss, wenn er S. 419 von Merguets Lexica sagt: '*pour dépouiller utilement ces longues listes* (über die Syntax von *cum* oder *si*) *il faut, j'en ai fait l'expérience, à peu près autant de temps que pour relire intégralement les textes, d'où ils sont tirés*'.

Es bedurfte daher eines gewaltigen Aufgebotes von Arbeitskraft und unermüdlichem Sammelfleiße, wie nicht minder von eindringendem grammatischen Spürsinne, um ein Werk von solcher wissenschaftlichen Exactheit zustande zu bringen, wie der Verf. es bietet. Aber neben der gründlichen Durchforschung des umfangreichen Ciceronischen Sprachschatzes selbst muss auch die außerordentliche Sorgfalt rühmend hervorgehoben werden, die L. in der Benützung der so unermesslich angewachsenen Cicero-Literatur bekundet. Vor allem hatte sich L., sowohl was Methode, als auch was Gründlichkeit der Forschung anlangt, ganz offenbar an dem mustergiltigen Werke Riemanns *Études sur la langue et la grammaire de Tite Live* gebildet, wie auch Riemanns treffliche *Syntaxe latine* und Riemann-Gölzers *Syntaxe comparée du grec et du latin* es in erster Linie sind, auf deren Aufstellungen L., sei es in zustimmendem Sinne, sei es sie berichtigend, bezugnimmt; das Ziel, welches sich L. für seine Untersuchungen gesteckt hatte, bezeichnet er p. VI f. also: 'J'ai essayé de donner un peu plus de précision et de certitude à certaines parties de la syntaxe cicéronienne. Pour cela j'ai commencé par dépouiller intégralement les lexiques de Merguet, j'ai fait ensuite le même travail et à plurieurs re-

prises sur le texte complet de Cicéron; puis j'ai comparé les resultats ainsi obtenus à ceux, où l'on était déjà arrivé. Sur un bon nombre de points j'ai constaté, que tout avait été dit; mais sur certains autres j'ai cru pouvoir apporter des faits nouveaux; c'est parmi ceux-là seulement que j'ai choisi la matière de cette thèse; on voudra donc bien n'y pas chercher une cohésion, qui lui manque. Je n'ai pas prétendu rédiger en entier la syntaxe de Cicéron, mais seulement en écrire quelque chapitres. Pour la même raison on ne trouvera guère dans cet ouvrage de théories générales, ni de lois d'ensemble, mais seulement une série d'études de détail; je me suis efforcé d'y laisser les faits parler eux mêmes.' — Den reichen Inhalt des Buches in einer Anzeige zu erschöpfen, ist natürlich nicht möglich; doch scheint es geboten, die wichtigeren Resultate der Forschungen Lebretons den Lesern dieser Zeitschrift vorzulegen. Schon in der *Introduction* p. V—XVIII wird mit treffenden Argumenten die Behauptung Dittmars 'Studien zur lateinischen Moduslehre' S. 828 widerlegt, dass es einen Unterschied der Syntax des archaischen und des classischen Latein überhaupt nicht gebe; desgleichen wendet sich ebenda L. in sorgfältiger Beweisführung gegen die kühne These Tyrrells (The correspondence of M. Tullius Cicero), dass die Briefe Ciceros sich in ihrer Diction so sehr von der sonstigen Schreibweise Ciceros entfernen, dass der Briefstil Ciceros weit mehr Verwandtschaft aufweise mit der Sprache der Komiker als mit den übrigen Schriften Ciceros. L. zeigt, wie hinfällig Tyrrells Beweisgründe seien, und stellt fest, dass sich im wesentlichen die Syntax der Cicerobriefe von jener der sonstigen Schriften Ciceros nicht sehr unterscheide.

Im ersten Capitel behandelt L. einen sehr wichtigen Abschnitt der lateinischen Syntax, die Congruenz zwischen Subject und Prädicat. Die Resultate, zu denen er hier, z. Th. in Übereinstimmung mit F. Anz, der auch schon dieser Frage eine gründliche Untersuchung gewidmet hatte, gelangt, sind folgende: Sind mehrere Subjecte vorhanden, so stimmt das Prädicat, wenn die Subjecte Sachnamen sind, u. zw. zunächst Abstracta, in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle mit dem zunächststehenden Subjecte überein. Mehr als 1000 Fällen dieser Art stehen nur 17 gegenüber, in welchen das Prädicat dann im Plural begegnet, der sich auf die Gesammtheit der Subjecte bezieht. Auch wenn das Subject aus concreten und abstracten Sachnamen besteht, ist die Congruenz des Prädicates mit dem nächsten Subject die gewöhnliche, und die gleiche Congruenz überwiegt auch weitaus in dem Falle, wenn das Subject aus Personen- und Sachnamen besteht. Darnach wird denn doch die übliche Regel in den meisten lateinischen Grammatiken umzugestalten sein. Man vergleiche damit beispielsweise die Regel bei Landgraf § 102 *B*, Goldbacher § 248, Schultz' Kl. latein. Sprachlehre § 176, 3, Schmidt-Thumser § 166, Harre

§ 128. Da wird überall die Übereinstimmung mit dem näher stehenden Subjecte erst in zweiter Linie genannt. Das Richtige bietet allein, so viel ich sehe, Ziemer-Gillhausen § 164, 2. — Bezüglich der Attraction des Pron. dem. und relat. an sein Prädicatsnomen zeigt das von L. vorgelegte Beispielmaterial, dass diese Assimilation auch in negativen Sätzen, wo das Prädicat dem Subject abgesprochen wird, die Regel sei; vgl. dagegen Dräger I. 485, Schmalz, Reisigs Vorlesungen N. 333, Goldbacher Lat. Gramm. § 257, A. 2. Interessant ist L.s Nachweis, dass man sich für die Unterlassung der Assimilation in negativen Sätzen nur auf ein Beispiel aus Cicero zu stützen vermochte: Rosc. Am. § 106 *nihil est, quod suspicionem hoc putetis*, auf eine textlich zweifellos arg verderbte Stelle, die man verschiedentlich zu heilen versucht hat. Indes rührt die von Lebr. S. 29 angeführte Verbesserung *quod suspicioni locum detis*, die Landgraf allerdings in den Text setzt, nicht von diesem Gelehrten her, sondern von C. F. W. Müller *Adn. crit.* z. d. St. Mit Rücksicht auf die nur auf eine einzige, noch dazu verderbte Cicerostelle sich stützende Regel bemerkt daher L. mit Recht a. a. O., dass es von den Grammatikern etwas voreilig war, das, was man dieser Stelle zu entnehmen glaubte, zu verallgemeinern. — Bezüglich der Assimilation des Pron. rel. und demonst. scheint mir jedoch noch eines der Erwähnung wert: Die Behauptung nämlich, dass jene Assimilation mit dem Prädicatsnomen nur dann eintrete, wenn das Pronomen ursprünglich im Neutrum stehen sollte, wie mit Riemann-Goelzer, Synt. comp. p. 33, n., Schmalz, Latein. Gram. § 20 (in J. Müllers Hdb. d. cl. Altw.[2] S. 402) auch Lebreton S. 24 erklärt (Le pronom démonstr. ou rélativ n'est attiré au genre du substantiv que 1) quand il est sujet et 2) *quand il devrait être au neutre*), diese Behauptung besteht denn doch nicht zurecht. Ich gestatte mir, auf folgende Beispiele allein aus Ciceros philosophischen Schriften zu verweisen: *enuntiatio, quod ἀξίωμα appellant* de fato § 20, *voluptas, quod summum bonum esse vult* de Fin. I 29, *coetus hominum, quae civitates appellantur* R. p. VI, 13, *sapientia perfecta, quem deum appellant* Ac. I. 29, *mundus hic, quod di domicilium nobis dederunt* R. p. I. 19, *mores, quod ἦθος vocant* de fato 1, *imagines, quae εἴδωλα nominant*, de Fin. I. 21 ebenso *benevolentia, qui est fons*, *Academia, quod est alterum gymnasium*, *lituus, quod est insigne*, *morbi, quae vocant νοσήματα*, *voces, quae vocant omina*, sogar *hominem, quod principium reliquarum rerum esse voluit, generavit deus* de Leg. I. 27, weiters noch *ignes, quae sidera vocatis*, *consensus, quam συμπάθειαν vocant*, *cordis pars, quem ventriculum vocant*. — Wenn es hingegen in dem von L. angeführten Beispiel or. Phil. II 55 heißt: *Ut Helena Troianis, sic iste (Antonius) huic rei publicae causa pestis* (nicht *belli*, wie L. citiert) *fuit*, so war hier die Wahl der

masculinen Form *iste* statt der an *causa* assimilierten Form einfach aus Gründen der Deutlichkeit geboten im Gegensatze zu dem vorausgehenden Worte *Helenâ.* Der Satz wäre sonst unverständlich geworden; vgl. jedoch unter den von mir oben angeführten Beispielen besonders jenes: *hominem, quod... principium.* — Hierauf (Cap. II) widmet L. eine sorgfältige Untersuchung dem Gebrauch der Substantiva abstracta im Plural, der sich bei Cicero als ein überaus ausgedehnter erweist, insbesondere in Verbindung mit einem Genetiv plur. wie *desperationes eorum, dignitates personarum,* doch ist daneben im gleichen Falle auch der Singular statthaft: *quos fletus mulierum* neben *fletum maiorum natu.* Im Anhang S. 421—427 gibt L. ein sehr lehrreiches vollständiges Verzeichnis aller von Cicero im Plural gebrauchten Abstracta. — Weiter wird auch noch der Gebrauch *Gallia* für *Galli, Athenae* für *Athenienses* u. ä. erörtert, dann die Verwendung von Personennamen im collectiven Sinne, so *Parthus* für *Parthi* (bei Cicero äußerst selten: nur zwei Stellen), häufiger *miles, hostis* in diesem Sinne. — Im Folgenden wird die Regel, dass zu einem Eigennamen ein Attribut nicht unmittelbar treten dürfe, sondern nur durch Vermittlung eines *homo, vir, urbs* usw. in ihrer allgemeinen Geltung doch einigermaßen eingeschränkt; insbesondere ist eine unmittelbare Anfügung eines Genetivus oder Ablat. qual., wie L. zeigt, gar nicht so selten. Besonders reichhaltig ist das Capitel über den Gebrauch der Pronomina S. 92—149. Hier wird, um nur Wichtiges hervorzuheben, eine große Zahl von Beispielen vorgeführt, welche im Widerspruch stehen mit der Forderung der Grammatik, dass in Wendungen, wie 'die des Geistes, die des Lälius' der Lateiner das Pronom. dem. nicht ausdrücke. Man lernt aus dem von L. beigebrachten Material, dass zwar *is* in diesem Falle gemieden werde, wohl aber das nachdrucksvollere *hic* oder *ille* sich recht häufig finde, vgl. *L. Antoni statuam videmus sicuti illam Q. Tremuli* Phil. 6, 13, *cum omnes arrogantia odiosa est, tum illa ingenii molestissima* div. in Caec. § 36, *cum inertiae vituperationem defugiunt, adsequuntur illam tarditatis* de or. II, § 101. Dieser demnach gut Ciceronianische Gebrauch ist sicher wenig bekannt. Eine richtige Bemerkung hierüber machte schon Eberhard z. *div. in Caec.* § 36, doch blieb diese ziemlich verschollen. Jedenfalls bringt erst L. die vollständigen Belege. — Aus der Untersuchung über die Pronomina verdient noch hervorgehoben zu werden, was L. über das Eintreten des Pron. dem. bei Fortsetzung eines Relativsatzes, und was er über den freieren Gebrauch von *quisque* bei Cicero bemerkt. Es erscheint da *quisque* besonders in Verbindungen wie *cuiusque rei, generis, modi, causae,* aber auch sonst ziemlich häufig ohne Rücksicht auf jene bekannten Forderungen der Grammatik verwendet, auch *unusquisque* dort gebraucht, wo man *quisque* allein erwartete. — Der größten Beachtung aber seitens aller Grammatiker ist jener Abschnitt würdig, der

über das *Pronomen reflex.* handelt und im Zusammenhang damit über *is* und *ille*. Bezüglich *se ipse* und *se ipsum*, bezw. *a se ipso* usw. zeigt L., dass im Widerspruch mit der ziemlich allgemein gelehrten Regel bei Cicero doch *se ipsum*, bezw. *a se ipso* häufiger sei als *se ipse*, auch in dem Falle, wo *ipse* sich auf das Subject desselben Satzes bezieht; L. citiert mehr als 20 Beispiele dieser Art. — Cap. IV, S. 150—185 gibt einen sehr lehrreichen und vollständigen Nachweis jener Verba transitiva, die von Cicero auch absolut gebraucht werden, und überhaupt jener Verba, die bald transitiv, bald intransitiv gebraucht erscheinen.

Besonders dankenswert und aufschlussreich jedoch sind die folgenden Capitel, in welchen gewisse Besonderheiten der Tempus- und Moduslehre in erschöpfender Weise erörtert werden, so insbesondere die *consecutio temporum*. Es ist in der That nicht möglich, von der Fülle der Belehrung, die L. in genauester Form bietet, hier einen anschaulichen Begriff zu geben. Das Buch will selbst gründlich studiert sein. Aber so viel kann behauptet werden, dass L.s Ausführungen eine sichere Grundlage bieten für eine erneute Betrachtung sehr wichtiger grammatischer Thatsachen. L. zeigt beispielsweise, dass die sogen. *consecutio temporum* nicht etwa als ein starres mechanisches Gesetz betrachtet werden darf, dem in gleicher Weise alle conjunctivischen Sätze unterliegen, sondern dass von der Art des Nebensatzes, seiner Form und seinem Sinne die Wahl des Tempus abhängig sei, dass demnach z. B. nicht alle Temporalsätze gleichmäßig behandelt werden, sondern anders die *cum*-Sätze, anders die Temporalsätze mit absoluter Zeitgebung in der Unabhängigkeit, die mit *cum primum*, *postquam*, *simulatque* usw. eingeleiteten Zeitsätze, die auch in der Abhängigkeit ihr absolutes Tempus in der Regel beibehalten. '*La grammaire*', bemerkt L. treffend S. 277, '*est une science et non pas seulement une méthode pratique donnant des préceptes ou des formules, qui permettent d'écrire correctement*'. Die schulmäßige Behandlung dieser wichtigen grammatischen Frage wird die von L. gewonnenen Resultate nicht unbeachtet lassen dürfen. Sehr interessant ist auch der Nachweis, dass sich der bei den Historikern so beliebte Wechsel zwischen historischer und präsentischer Zeitgebung in der indirecten Darstellung — Rieman, Syntaxe, S. 428 sieht darin ein Streben *de varier l'expression* — auch bei Cicero in einer Häufigkeit vorfindet, die man, wie ich glaube, nicht vermuthet hätte. Aber L. erweist diesen freieren Tempusgebrauch für Cicero mit einer ganz ungewöhnlich großen Zahl von Belegen S. 273—277. Von besonderer Bedeutung sind die Schluss-Sätze dieses Capitels, in denen L. nachdrücklich betont, dass die sogen. *consecutio temporum* von dem Modus völlig unabhängig sei, dass es ebenso in conjunctivischen wie in indicativischen Sätzen einen absoluten und relativen Gebrauch der Zeiten gebe. — Cap. VI handelt über die Modi in unabhängigen

Sätzen und gibt zunächst eine klare Darlegung des Gebrauches von *poteram, debebam, possem, deberem, possim* usw. In demselben Abschnitte wird dann weiters der Gebrauch des Prohibitivus '*ne feceris*' einer überaus sorgfältigen Untersuchung unterzogen. Anlass hiezu bot der Aufsatz Elmers '*A discussion of the latin prohibitive*', in dem die Behauptung aufgestellt wurde, dass diese bis dahin als durchaus regelmäßig geltende Form des Prohibitivus nicht zu gebrauchen sei, da sie sich in der ganzen classischen Prosa nicht mehr als siebenmal finde. Elmer folgend erklärte dann auch Delbrück, Vergleich. Synt. II 376, dass die Prohibitivform *ne feceris* in der classischen Zeit so gut wie unbekannt sei. Doch gelingt es L., in einer gründlichen und scharfsinnigen Erörterung dieser Frage (S. 293—305) alle von L. gegen jene Construction angeführten Gründe vollständig zu entkräften, insbesondere indem er zeigt, dass es nicht angehe, mit Elmer durch unberechtigte Ausscheidung einer großen Zahl vollgiltiger Belegstellen den Sachverhalt zu verdunkeln. In der That liegt eine ganz stattliche Anzahl von Beispielen dieser Prohibitivform in den Schriften Ciceros vor (im ganzen 43), durch die jede Anfechtung dieser Construction verwehrt wird. Auch was Elmer über den in dieser Form des Verbotes liegenden brüsken Ton bemerkt hat, wird treffend zurückgewiesen, und es ist eigentlich erstaunlich, dass ein Delbrück von der Entschiedenheit, mit der Elmer seine These vortrug, sich hatte verblüffen lassen.

Es folgt eine ausführliche Besprechung der Modi in Relativsätzen, und hieran schließt sich eine sehr instructive Erörterung zweier wichtiger Fälle der *cum*-Syntax, des '*cum* exprimant l'équivalence', also des *cum* der Identität (*cum coincidens*) und der correlativen Conjunctionen *cum-tum*. Aus der condicionalen Periode wird gleichfalls nur ein besonderer Fall herausgegriffen, nämlich die Verwendung des *coniunct. praesentis,* und die Untersuchung erstreckt sich auf den Typus *si sit-est*, *si sit-sit* und *si sit-erit.* Die wesentliche Tendenz dieser Ausführungen L.s ist eine Polemik gegen die Aufstellungen Blases im Archiv X, Heft 3, denen zufolge der Conjunctiv des Präsens in beiden Gliedern der condicionalen Periode — also der Typus *si sit-sit* — im Lateinischen in raschem Absterben war. Man kann auch hier m. E. den streng methodischen und gründlichen Ausführungen Lebretons die Zustimmung nicht versagen. Sehr hübsch ist vor allem der Nachweis, dass Blase daran Unrecht that, in der Aufstellung seiner Listen den *coniunct. praes.* der 2. Person Singul., der unserem unbestimmten 'man' entspricht, den übrigen Formen des Präsensconjunctivs gleichzusetzen. An treffenden Beispielen zeigt L., dass sich der Lateiner in dem bezeichneten Falle durchaus keine bestimmte zweite Person als angesprochen dachte, sondern eher eine unbestimmte dritte Person; vgl. *moderari orationi, cum sis iratus, aut etiam tacere et tenere in sua potestate motum animi, non est mediocris*

ingenii, oder etwa *propositio*, *quid sis dicturus atque huic finitima expositio sententiae suae* (de or. III. 203), L. p. 350. — Auch aus dem Gebiete der *Oratio obliqua* wird mancherlei vorgeführt, was den Grammatiker sehr interessieren muss, so die Verwendung des Indicativs in der Or. obliqua in den verschiedensten Satzarten, der *Accus. c. inf.* in Relativsätzen und Vergleichungssätzen, die Auslassung des Subjectsaccusativs in der Construction des *Accus. c. inf.*, von welchem Gebrauch sich doch auch bei Cicero sowohl in den Reden als auch in den philosophischen und rhetorischen Schriften eine beachtenswerte Zahl von z. Th. recht auffallenden Beispielen findet. Auf S. 379—405 wird der Gebrauch und die Bedeutung des Gerundiums und des Gerundivums bei Cicero erörtert. In diesem Abschnitte bekämpft L. in erster Linie die Auffassung, welche Weisweiler in seiner vielgenannten Schrift 'Das lateinische Participium futuri passivi', Paderborn 1890, verficht. Dieser behauptete bekanntlich, dass der Sprachgebrauch das Verbaladjectiv auf *-ndus* klar und entschieden als ein Particip futuri passivi zeige, und dass dem Gerundium stets die Bedeutung des Futurellen, Beabsichtigten innewohne. Weisweiler erklärt *adfui scribendo* als gleichwertig einem *adfui, ut scriberetur* und leugnet die Identität eines *optimam bene vivendi ducem* mit ἡγεμόνα τοῦ καλῶς βιῶναι. Dieser Auffassung nun rückt L. mit Eifer und Gründlichkeit an den Leib, und wer seine Darlegungen liest, wird jene Meinung, wiewohl sie die Billigung so hervorragender Männer wie Brugmann, Delbrück, Schmalz gefunden hat, schwerlich als berechtigt ansehen können. In sehr geschickter Weise bedient sich L. zur Widerlegung Weisweilers einer größeren Anzahl von Beispielen, in welchen das Gerundivum mit einem Substantiv abwechselt, wie *pecuniam accipere ob innocentem condemnandum* und *pec. acc. ob Oppianici condemnationem* oder *ad caedem et ad inflammandam urbem* oder *pecudes partim ad fructum, partim ad vescendum procreatae* oder *ad urbis incendium et ad Catilinam accipiendum Romae restiterunt.* In all diesen und ähnlichen Beispielen hat das Gerundivum an sich zweifellos nur die Bedeutung eines reinen Verbalsubstantivs, dem an und für sich keinerlei Zeitbegriff innewohnt. — Im letzten Capitel werden einige bemerkenswerte Thatsachen betreffend den Gebrauch der Präposition *a*, *ab* vorgeführt. Wie L. nachweist, findet sich eine stattliche Anzahl von Beispielen, in welchen Personenbezeichnungen im bloßen Ablativ gebraucht erscheinen. Bekannt ist, dass Cicero so sehr häufig *testibus convincere* gebraucht, ebenso nun auch *auctore commoveri, induci* u. ä. Ich möchte jedoch in Fällen dieser Art nicht, wie L. es thut, an eine Auslassung von *a* denken; es handelt sich hier wohl nicht um den Urheber einer Thätigkeit, sondern um eine Verwendung der Person in instrumentalem Sinne gleich einem *per testes*. Man vergleiche einen Satz wie

litteris, testibus, auctoritatibus convincitur, wo schon die Umgebung des *testibus* auf eine instrumentale Bedeutung hinweist. Mehr überrascht jedoch dürfte mancher Leser sein über die Häufigkeit der Setzung von *àb* bei Sachnamen, wie sie sich bei Cicero findet. Es sind darunter gar manche Beispiele, die ein Schüler sich nicht gestatten dürfte, ohne dass ihn der Lehrer unter scharfer Missbilligung dieses Gebrauches auf die Regeln der Grammatik verwiese, wie etwa: *artus a nervis continentur*, *ab his arboribus locus opacatur, a ventis maritimi cursus deriguntur, commendatus a more maiorum.* — Den Abschluss des ganzen Buches bildet die Nachweisung des Gebrauches von *-que*, *-ne, -ve* nach kurzen Endsilben, wie *dolorĕque, docerĕque*. L. bringt doch rund 50 Beispiele dieser Art bei aus den verschiedenen Schriften Ciceros. So spärlich vertreten ist demnach, wie man eine Zeitlang glaubte, dieser Gebrauch doch nicht; dennoch aber wird er im ganzen, wie L. sehr einfach und hübsch zeigt, lieber gemieden, indem Cicero fast immer, wenn von zwei Worten, die durch *que* zu verbinden sind, das eine auf *ĕ* endigt, dieses an erster Stelle setzt, also *laborĕ patientiāque*, *pulchritudinĕ speciēque, difficilĕ magnumque.*

Es ist demnach, wie man aus Vorstehendem ersehen kann, eine Reihe wichtiger Beiträge zur Kenntnis des Sprachgebrauches Ciceros, die uns Lebreton in seinem vorzüglichen Werke liefert. Gar manche herkömmliche Regel erscheint nunmehr als nicht recht im Einklang stehend mit dem Gebrauche des mustergiltigen lateinischen Autors, manche andere grammatische Auffassung wieder wurde von L. gegen gewisse Anfechtungen in Schutz genommen. Es ist viel zu lernen aus diesem Buche, wiewohl der bescheidene Verf. von seinem Verdienste in dem Schlussworte sehr maßvoll spricht. Hoffen wir, dass auf Grund des hier vorliegenden reichen Materials in nicht zu ferner Zeit eine zusammenhängende Darstellung des gesammten Ciceronischen Sprachgebrauches geliefert werden wird. In hohem Grade befähigt und berufen hiezu erschiene freilich Lebreton selbst.

Wien. Alois Kornitzer.

Vergils Aeneis nebst ausgewählten Stücken der Bucolica und Georgica. Für den Schulgebrauch herausgeg. von W. Klouček. 4., unveränd. Aufl. Prag, F. Tempsky 1901. Preis geb. 2 K 60 h.

Kloučeks bestens bekannte Schulausgabe Vergils enthält einen vollständigen Text der Äneis und eine passende Auswahl aus den Bucolica und Georgica. In einer Einleitung bietet der Verf. in der von der Rücksicht auf die Schule gebotenen Kürze alles, was dem Schüler über das Leben und die Werke des Dichters zu wissen nöthig ist, nebst einer Inhaltsangabe der Äneis. Zuletzt

schließt sich ein Verzeichnis und eine Erklärung der Eigennamen an. Hier könnte ohne den geringsten Nachtheil eine Vereinfachung und Kürzung in der Weise eintreten, dass allgemein bekannte Namen übergangen werden und eine Aufzählung der Stellen, an denen die einzelnen Namen vorkommen, unterbleibt; denn die mitunter recht langen Zifferncolonnen haben für die Schule gewiss keinen Wert. — Der Text der Äneis ist in jeder Hinsicht verlässlich. Die Constituierung desselben wurde mit großer Umsicht und Sachkenntnis und unter gewissenhafter Benützung der handschriftlichen Überlieferung durchgeführt, insbesondere fand der Mediceus die seiner Bedeutung entsprechende Berücksichtigung. Daher erklären sich denn auch zum Theil die recht zahlreichen Abweichungen von Ribbeck, der mit Vorliebe dem Palatinus folgt. In den meisten Fällen wird man sich zu Gunsten des Verf.s entscheiden. So schreibt derselbe wohl richtig I, v. 518: *cuncti* (Ribb.: *cunctis* mit der entsprechenden Interpunction); ebd. v. 550: *arvaque* (Ribb.: *armaque*); II, v. 338: *oppositis* (Ribb.: *oppositi*); VI, v. 832: *animi miseratus* (Ribb.: *animo miseratus*, dagegen an der ganz gleichen Stelle X, v. 686: *animi miserata*); ebd. v. 806: *virtutem extendere factis* (Ribb.: *virtute extendere vires*). Wie vorsichtig und genau der Verf. zu Werke geht, kann man insbesondere daraus ersehen, dass häufig überlieferte Lesarten, deren Richtigkeit der Verf. selbst, wie wir aus seinen anderweitigen Mittheilungen wissen, bezweifelt, dennoch unangetastet geblieben sind. Diese Vorsicht war u. a. am Platze I, v. 396 gegenüber dem überlieferten *captas* (andere schreiben: *captis*, Ribb.: *capsos*). Ladewig (z. d. St.) scheint die richtige Erklärung gegeben zu haben. Das Gleiche gilt von der Stelle IV, v. 436: *cumulatam morte remittam.* Die Lesart *morte* — Ref. sieht darin eine Andeutung des beabsichtigten Selbstmordes; denn dass Dido an einen solchen bereits dachte, beweist ebd. v. 384 ff. und v. 415: *nequid inexpertum frustra moritura relinquat*[1]) — ist unter allen bisher vorgeschlagenen Verbesserungen noch die beste und der Situation entsprechendste; denn weder das von Klouček (Zts. f. d. öst. Gymn. 1881) vorgeschlagene *cumulatum m o r e remittam* oder *cumulatum m u n e r e mittam* oder endlich *cum multo munere mittam*, noch das von Ribbeck in den Text aufgenommene *monte* ist passend, alles das ist vielmehr zu schwach und nichtssagend für diese Stelle, das letzte überdies in dem gewünschten übertragenen und allgemeinen Sinne nur im Plural gebräuchlich. — Dagegen hätte die Stelle IX, v. 47 ff., zumal wir es hier mit einem Schulbuche zu thun haben, wenigstens nach Gossraus Vorschlag durch eine leichte Änderung der Interpunction lesbar gemacht werden können, wie wir dies bei Ribbeck und anderen finden.

---

[1]) Vgl. übrigens Maxa, Zts. f. d. öst. Gymn. 1894, S. 292 f.

Wiewohl nun im allgemeinen an dem Grundsatze festgehalten wurde, vom Mediceus nur dann abzuweichen, wenn es der Sinn dringend zu verlangen schien, so hätte derselbe doch noch an einzelnen Stellen zur Geltung kommen können. Gegen *inponit*, — so schreibt der Verf. statt *inponet* I, v. 48 — lässt sich zwar außer der Autorität der Handschriften kein sachliches Argument vorbringen, dagegen dürfte II, v. 448 das bezeichnendere und poetisch ausdrucksvollere *alta* der Lesart *illa* vorzuziehen sein; IV, v. 641 wird man sich eher für *anili* als für *anilem* entscheiden müssen, da man sonst bei *studio* den Mangel eines Attributs hart empfinden würde, während man es bei *gradum* leichter entbehrt; V, v. 87 wird wohl *auro* statt *auri* (Conjectur des Verf.s) beizubehalten sein. Vgl. Georg. III, v. 427: *notis maculosus grandibus*; an unserer Stelle stammten die Flecken auf den Schuppen scheinbar vom Golde her. Ebd. v. 666 schreibt der Verf. nach eigener Conjectur *atro in nimbo* statt des überlieferten *atram in nimbo .. favillam.* Sachlich lässt sich dagegen nichts einwenden: sie sahen eine schwarze Rauchwolke mit Asche vermengt aufsteigen, wiewohl man andererseits darauf hinweisen könnte, dass die aufsteigenden Stücke Asche wirklich als schwarze Flecke oder Klumpen in der Rauchsäule erschienen, und dass der Dichter, da gerade dies das sicherste Zeichen eines Brandes war, diesen Umstand hervorheben wollte. Übrigens dürfte hier eher der Sprachgebrauch entscheiden, da es der Dichter, wie man sich auf jeder Seite überzeugen kann, liebt, ein Attribut, das am Ende des ersten Halbverses seinen Platz hat, auf ein am Ende der Zeile befindliches Substantiv zu beziehen. Vgl. überdies Ovid Met. XIII, v. 604: *atra favilla volat.* In VI, v. 495 ist es wohl nicht nöthig, die Lesart *vidit* (der Verf. schreibt: *videt et*) fallen zu lassen. — Andererseits verlangt der Sinn in II, v. 691 *augurium* (ein günstiges Zeichen zur Bestätigung der früher eingetretenen wunderbaren Erscheinung) statt des überlieferten *auxilium*; denn was da folgte, war auch wirklich ein *augurium.* Vgl. ebd. v. 703, ferner III, v. 89: *da, pater, augurium* und VIII, v. 255. In VII, v. 377 schreibt man wohl allgemein mit den Handschriften *inmensam* (*per urbem*), aber passend ist es nicht, eher noch Heynes *immensum*, das Ribbeck aufgenommen hat. — Eine Anzahl von Conjecturen des Verf.s muss als gelungen bezeichnet werden. So wird man nicht umhin können, die Anordnung der Verse II, 696 f. gutzuheißen und der Lösung der Schwierigkeit in den Versen III, 684—686 zuzustimmen; in V, v. 97 ändert der Verf. die Lesart *totque* in *atque*, und zwar mit Recht, wie Ref. meint, da sich sonst *binas* nicht rechtfertigen ließe. Auf eine bisher bestandene Unzukömmlichkeit machte der Verf. durch eine Änderung der überlieferten Lesart *alii* II, v. 332 aufmerksam. „In der Stadt wüthet Sinon und die, welche mit dem hölzernen Pferd in die Stadt gelangt sind. Andere", so heißt es weiter, „*portis bipatentibus*

adsunt, und zwar so viele Tausende, als überhaupt jemals von Mycenä herübergekommen sind“, also alle übrigen Griechen. Was soll da noch ein weiteres *alii* v. 332? *Portis bipatentibus* erklärt Ladewig: „an den mit beiden Flügeln geöffneten Thoren“. Ist es da bei der Lesart *alii* nicht eine weitere Ungereimtheit, wenn die große Masse der Feinde an den Thoren bleibt, während andere (unbekannt welche) die Straßen besetzen sollen? Diese Schwierigkeiten erscheinen durch die Conjectur des Verf.s *illi* beseitigt. Dann ist aber *adsunt* gleich *advenerunt* und *portis bipatentibus* ist nicht Dativ, wie Ladewig und andere meinen, sondern Ablativ; vgl. Aen. VIII, v. 657: *Galli per dumos aderant arcemque tenebant.* Den Worten *per dumos* entspricht an dieser Stelle der Abl. *portis bip.* Also: Andere sind durch die weitgeöffneten Thore eingedrungen, und zwar alle die Tausende, die von Mycenä gekommen sind; sie halten die Straßen besetzt. — Wesentlich vereinfacht erscheint ferner die Stelle IV, 469—473 durch die Conjectur des Verf.s *agitatur* statt *agitatus: aut* (*velut*) *in sc. agitatur Orestes, armatam... matrem cum fugit* usw. Ribbeck construiert: *aut... agitatus Orestes armatam.. matrem cum fugit,* eine Inconcinnität, bei der *cum* die gezwungene Bedeutung von *veluti cum* erhält. Indessen wie wäre es, wenn *videt* (v. 469), mit Beibehaltung des überlieferten *agitatus,* bis *atris* reichte? Dann würde den Worten *demens Pentheus* im ersten Gleichnis *scaenis agitatus Orestes* im zweiten entsprechen, und die ganze Stelle wäre gleichmäßig und übersichtlich gebaut. — Verschiebungen von Versen haben mehrfach stattgefunden. Unvermeidlich erscheint sie X, v. 660—665 (660, 662, 663, 664, 661, 665) und XI, v. 264 bis 269 (266, 267, 268, 264, 265, 269, 270). Durch die Verschiebung von X, v. 717—719 vor v. 714 nimmt das Gleichnis erst die bei Vergil allgemein übliche Gestalt an. Was die Versetzung des Verses II, 263 hinter den Vers 264 betrifft, so muss allerdings zugegeben werden, dass die Aufzählung mit den Worten *primusque Machaon* passend abschließt, dagegen muss auch hervorgehoben werden, dass die Worte *ipse doli fabricator Epeos* die Reihe ebenso passend, ja noch kräftiger abschließen. Verfehlt scheint dem Ref. die Versetzung des Verses VI, 325 hinter v. 328. Mehrere Gründe sprechen gegen die Umstellung. Es ist fürs erste natürlich, dass die Sibylla zuerst über die Schar der zunächst Stehenden und der Überfahrt Harrenden Auskunft gibt (v. 325) und sich erst dann dem Charon und den übrigen Schatten zuwendet (v. 326). Ferner schließt sich der Vers 329 gerade an die Verse 327 f. richtig und passend an. Der Sinn ist: überhaupt ist es nicht gestattet, in die Unterwelt zu gelangen, wenn nicht zuvor die Gebeine der Bestattung theilhaftig geworden, sonst muss man (d. h. diejenigen, die bis dahin nicht bestattet wurden) bis hundert Jahre auf die Überfahrt warten“. Es liegt auf der Hand, dass die letzte Bemerkung eine allgemeine ist und sowohl

durch die Erwähnung der *sepulti* wie der *inhumata turba* veranlasst worden ist, somit auch von der letzteren nur unter der oben erwähnten Bedingung gilt; denn auch diese können bis dahin der Bestattung noch theilhaftig werden, wie dies Misenus und Palinurus beweisen und wie dies in jedem andern Falle angenommen werden kann. Wird aber v. 325 vor v. 329 eingeschoben, so gilt die in dem letzteren Verse enthaltene Bemerkung von der *inhumata turba* bedingungslos, und das ist offenbar gegen den Sinn. Eher könnte man sich noch mit Kvíčalas Vorschlag, den Vers 329 zu streichen, befreunden.

Die Interpunction, eine der wichtigsten und mitunter schwierigsten Aufgaben eines Herausgebers, die für die Auffassung oft einzig und allein ausschlaggebend ist, wird rationell gehandhabt und consequent durchgeführt. Im allgemeinen wird der Beistrich weniger häufig als von anderen Herausgebern angewendet. Damit kann man sich einverstanden erklären, wenn dadurch keine Verschiebung in der Beziehung der Worte und in der Construction zu befürchten ist. Deshalb empfiehlt es sich z. B. I, v. 380 vor *et* einen Beistrich zu setzen. Sonst wird man in zweifelhaften und strittigen Fällen, wo die verschiedene Interpunction auch eine verschiedene Auffassung bedingt, dem Verf. fast ausnahmslos zustimmen müssen. Ref. will nur einige besonders hervorstechende Beispiele anführen. So schreibt der Verf. richtig II, v. 3 ff.: *dolorem, Troianas ut opes* usw., wenn ich erzählen soll, wie usw. (Ribb.: *dolorem. Troianas ut opes* usw. verbunden mit *quis talia fando* usw. v. 6 ff.); ebd. v. 102 f.: *quidve moror, si omnis … sat est?* (andere: *quidve moror? si … sat est, iamdudum* usw.); ebd. v. 136: *dum vela, darent si forte, dedissent* (Ribb.: *dum vela darent, si forte dedissent*); ebd. v. 554: *Priami, fatorum* (gewöhnlich: *Priami fatorum*); III, v. 433: *prudentia vati,* (Ribb.: *prudentia, vati*); ebd. v. 318 f.: *revisit? Hectoris Andromache Pyrrhin conubia servas?* (Ribb.: *revisit, Hectoris Andromache? Pyrrhin c. servas?*); IV, v. 381: *sequere Italiam, ventis pete*; (andere: *s. I. ventis, pete*); ebd. v. 416: *litore circum;* (gewöhnlich: *litore; circum* zum Folgenden bezogen).

Ziemlich lästig und störend beim Gebrauche des sonst vortrefflichen Buches sind die vielen runden und eckigen Klammern, die ersteren zur Bezeichnung der Parenthese, die letzteren zur Kennzeichnung beanständeter Verse. Andeutungen der letzteren Art findet Ref. in einem Schulbuche überhaupt unpassend. Sind die beanständeten Verse unbrauchbar, so mögen sie einfach aus dem Texte entfernt werden; denn mit sinnlosen Versen ist der Schule nicht gedient. Im anderen Falle aber mögen sie ungekennzeichnet stehen bleiben. So können als unpassend und ohne vermisst zu werden entfallen die Verse: I, 397 f., 426, 711; II, 579; III, 340 f., 690 f.; IV, 486, 528; VI, 242; IX, 29, 122; X, 872. Dagegen wären unangefochten zu belassen die Verse: II, 179,

272 f., 454 f.; III, 230 mit der Lesart *clausi*; denn dass derselbe Vers 311 vorkommt, ist noch kein triftiger Grund zur Entfernung desselben, sofern er nur passt. Auch hier will man sich so gut als möglich verstecken. Dasselbe gilt von IV, v. 126, der auch I, 73 vorkommt, dann von IX, v. 278, der sich auch IX, 127 findet, und endlich von IV, v. 273, der als eine Wiederholung von ebd. v. 233 beanständet wird. Den letzteren Vers möchte Ref. aus dem Grunde nicht gerne vermissen, weil er zur getreuen Wiedergabe des Auftrages ebd. v. 233 ff. gehört und einen wichtigen Bestandtheil desselben bildet; denn es bedarf hier wie dort einer stärkeren Hervorhebung der Person des Äneas im Gegensatze zu Ascanius, als es durch den bloßen Vers 272 geschieht, wo *te* gerade an einer unbetonten Stelle steht. Weiter wären beizubehalten: IV, 256—258, 278; V, 52, 595, 886; IX, 368 (die runden Klammern in dem vorhergehenden Verse wären dann zu tilgen, und es wäre dementsprechend zu interpungieren); X, 278; XI, 169—171, 205, 404. — Warum Vers II, 774 in runden Klammern erscheint, ist nicht recht klar; besser ist es vor und hinter diesem Verse einen Punkt zu setzen. Die Verse III, 128—130 stehen ebenfalls in runden Klammern, weil der Verf., wie wir aus dem Progr. von Prag, Kleinst. 1879 erfahren, mit diesen Versen an dieser Stelle nicht einverstanden ist. Auch Peerlkamp und Ribbeck sind der gleichen Ansicht und versetzen v. 128 f. vor v. 124. Ref. ist überzeugt, dass sie an ihrem Platze zu belassen sind. Äneas hat im Vorhergehenden feierlich den Entschluss kundgegeben, nach Creta zu segeln, und die feierliche Opferhandlung hat aus diesem Anlass stattgefunden. Nichts ist da natürlicher, als dass diesmal die Abfahrt ohne weitere Kundgebungen erfolgt. Dagegen erscheint es leicht begreiflich, dass sich nach längerer, beschwerlicher Fahrt, je mehr man sich Creta nähert, auch der Mannschaft eine gewisse Aufregung bemächtigt und sie nun auch ihrerseits darauf dringen, auf das von Äneas gewählte Ziel mit aller Kraft zuzusteuern. Die eingeklammerten Verse dienen demnach gerade dazu, die Erreichung des Zieles der Fahrt auszumalen. Dann sind aber die Klammern überflüssig, und es ist nach *terris* (v. 127) und nach *petamus* (v. 129) ein Punkt, nach *euntis* (v. 130) ein Beistrich zu setzen. Mit den Klammern bei den Versen III, 377—380 ist Ref. ebenfalls nicht einverstanden. Eher würden die Verse 374 bis 376 von *nam te maioribus* bis *ordo* die Klammern vertragen; nach *Iuno* (v. 380) genügt ein Punkt. In dem Gleichnis VII, 378 ff. sollten die Klammern bei v. 380—383, ebenso in dem Gleichnisse IX, 59 ff. bei v. 61—64 folgerichtig entfallen, da sie auch sonst an gleichartigen Stellen fehlen, wie II, v. 418 f. und X, v. 717 f. (nach der Anordnung des Verf.s). Entbehrlich sind endlich noch die Klammern in VI bei v. 127, in IX bei v. 27 f. und in XII bei v. 179 und v. 162—164.

Diese paar Bemerkungen vermögen natürlich nicht den Wert des sonst vortrefflichen Buches zu beeinträchtigen.

Der Druck ist rein, deutlich und frei von typographischen Fehlern, nur gehört auf S. 41 die Ziffer 590 zu dem vorhergehenden Vers. — Die äußere Ausstattung des Buches lässt nichts zu wünschen übrig.

Wien. R. Maxa.

---

1. Tacitus, De vita et moribus Iulii Agricolae et De (!) Germania. With introduction and notes by Alfred Gudeman, Professor of Classical Philology in the University of Pennsylvania. Boston, Allyn and Bacon 1900. Mit 2 Karten. 12°. LXXI u. 295 SS. Preis geb. sh. 1·40. Allyn and Bacon's College Latin Series. Under the general editorship of Professors Charles S. Benett and John C. Rolfe.

2. Die Germania des Tacitus. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Georg v. Kobilinski, Oberlehrer am Wilhelms-Gymnasium in Königsberg i. Pr. Berlin, Weidmann 1901. Text: 28 SS. 8° und 1 Karte. Preis geb. 60 Pf. — Anmerkungen: 100 SS. 8°. Preis geb. 1 Mk. 20 Pf.

1. Im vorliegenden Bande ist Gudemans Ausgabe des 'Agricola' vom J. 1899, die Ref. in dieser Zschr. 1900, S. 749—752 besprochen hat, nach Text und Commentar unverändert wieder abgedruckt. — Die 'Germania' hat G. in ganz analoger Weise wie den 'Dialogus' (s. diese Zschr. 1900, S. 504) und den 'Agricola' behandelt. Er bespricht in der Einleitung zunächst die Tendenz der 'Germania', die vom Autor benutzten Quellen, die Glaubwürdigkeit der Schrift und deren Stil und rhetorisches Colorit: alles in einer der Bestimmung der Ausgabe für Studierende entsprechenden Weise mit nicht allzu reichen, aber im allgemeinen genügenden literarischen Nachweisen. Was das 1. Capitel über die Tendenz der 'Germania' anlangt, so wird vor allem gegenüber der Ansicht, die 'Germania' sei als Satire auf die römischen Zustände der Taciteischen Zeit aufzufassen, von G., soviel Ref. weiß, zuerst mit Nachdruck hervorgehoben, dass alle Schriften des Tacitus Seitenblicke auf die Zustände der Gegenwart enthalten und dass insbesonders der 'Dialogus' behufs Entscheidung der Echtheitsfrage noch nicht im gehörigen Maße unter diesem Gesichtspunkte betrachtet worden sei. Im übrigen wendet sich G. ausführlicher gegen die Auffassung der 'Germania' als einer Art politischer Broschüre, eine Ansicht, die er ausführlich widerlegt, worauf er zu dem Resultate kommt, dass die 'Germania' weiter nichts sei, als was ihr Titel besagt, eine ethnologisch-geographische Monographie (vielleicht nach Fr. Seiler in der Velhagen-Klasingschen Ausgabe: ethnographisch-geographische M.) mit echt taciteischem Gepräge, sowohl was den Stil als auch was den Inhalt

anbelangt. Sie ist der unmittelbare Ausfluss der Studien, die der Schriftsteller auf die Geschichte des Kaiserthums verwandt hat. Das bedeutende Interesse am Stoffe — nach Ansicht des Ref. der nächste Impuls zur Abfassung der Monographie —, möglicherweise auch die Überzeugung, zuverlässiger, genauer und authentischer als die Vorgänger berichten zu können, bestimmten Tacitus, sein Material zu veröffentlichen als selbständigen Beitrag zu der bereits ausgedehnten Literatur über die Germanen. Ref. hält diese Ansicht über die Entstehung der 'Germania' für wissenschaftlich unanfechtbar. Wer bei Gudeman eine Anzahl älterer und neuerer Hypothesen über die Tendenz der 'Germania' vermisst, der bedenke, dass mit dem übergangenen Hypothesenkram längst aufgeräumt ist — Mommsens Ansicht, die übrigens nicht ganz neu ist, ist, wenn sie auch nie eingehend widerlegt wurde, so doch unbeachtet geblieben — und dass mit den vorgetragenen Ausführungen implicite eine Widerlegung anderer unhaltbarer Vermuthungen gegeben ist. — Ausführlicher ist das 2. Capitel der Einleitung 'Über die Quellen der *Germania*'. Gudeman hat diese Frage einer gründlichen Revision unterzogen und deren Ergebnisse in den *Transactions and Proceedings of the American Philological Association* XXXI (1900), S. 93—111 niedergelegt. Was Gudeman in vorl. Ausgabe p. XLVI—LXI bietet, ist ein wenn auch nicht eben knapper Auszug aus jenem Artikel. Kurz abgethan wird hingegen die Glaubwürdigkeit der 'Germania', worauf Gudeman schließlich den Stil und das rhetorische Colorit der 'Germania' unter Verwertung seiner eigenen Sammlungen nach der Art, wie er ehedem die stilistische Seite des 'Agricola' behandelt hat, eingehend betrachtet.

Der Commentar ist nicht allzu reichhaltig. In sachlicher Beziehung könnte für Studierende, für welche die Ausgabe in erster Linie bestimmt ist, entschieden mehr geboten werden: hier geben wir den Ausgaben von Schweizer-Sidler und Wolff, ja selbst der Schulausgabe von Kobilinski den Vorzug. Die sprachlichen Noten genügen, doch bedürfen diese hie und da der Correctur, wie folgende Proben lehren mögen. Zu c. 28 *meruerint esse* wird die Verbindung von *merere* mit dem Inf. durch zwei Stellen aus Tacitus belegt. Allein die Construction ist auch aus Ovid reichlich belegbar. — Zu c. 29 *in quibus pars Romani imperii fierent* wird für diesen Conjunctiv (man hat ihn auch den Conjunctiv der Schicksalsbestimmung genannt) auf Agr. 34 *ederetis* verwiesen. Aber man liest ihn auch Hist. V 81: *multa miracula evenere, quis caelestis favor et quaedam in Vespasianum inclinatio numinum ostenderetur.* — Zu c. 37 *cum primum Cimbrorum audita sunt arma* gibt G. die Bemerkung, dass der 'absolute Gebrauch' des Passivs von *audire* nachaugusteisch sei. Wie Ref. sich diese Construction entstanden denkt, ersehe man aus dieser Zschr. 1893, S. 744. Aus den dort behandelten Stellen (vgl. auch Hau, *De*

casuum usu Ovidiano p. 44 und Nipperdey-Andresen zu Tac. An. IV 28) ergibt sich, dass nicht erst Ovid und Livius, sondern schon Cicero das in Rede stehende Passivum kennen. — Wenn G. zu c. 37 *amisso et ipse Pacoro* zwar richtig bemerkt, dass der Ablat. abs. einem activen Particip gleichkommt (*καὶ αὐτὸς Πάκορον ἀπολέσας*), woraus sich die Stellung von *et ipse* erkläre, aber hierin einen sonst äußerst seltenen, nur bei Tacitus wiederholt sich findenden Sprachgebrauch sieht, so ist letzteres völlig unrichtig. Außer Agr. 25 *diviso et ipse exercitu* gibt es bei Tacitus kein einschlägiges Beispiel. Die Ausdrucksweise ist livianisch: vgl. Liv. XXIX 2, 1 *iunctis et ipsi exercitibus;* XLV 10, 2 *dimissis et ipsi navibus.* Stellen, wo Livius *quisque, plerique* und andere Nominative zwischen die Theile des Ablat. absol. einschiebt, s. bei Madvig, Kleine philol. Schriften S. 368 ff., wo der fragliche Sprachgebrauch überhaupt eingehend beleuchtet ist[1]). — Der ziemlich reich bedachte kritische Anhang gibt in Verbindung mit des Hrg.s Artikel 'Zur *Germania* des Tacitus' Philologus LVIII (1899), S. 25—44 Aufklärung über die Textgestaltung.

2. Kobilinskis Arbeit beruht fast vollständig auf dem Commentar im IV. Bd. von K. Müllenhofs deutscher Alterthumskunde. Die Abhängigkeit von Müllenhof erstreckt sich auch auf die einleitenden Partien, insbesondere auf die Darstellung der Motive, welche den Schriftsteller zur Abfassung seines Werkes führten. Hier hält K. mit Müllenhof an der Ansicht fest, dass die 'Germania' angesichts des actuellen Interesses, welches das römische Publicum an den Maßregeln Trajans in Deutschland nahm, geschrieben wurde, vor allem um Trajans Defensivpolitik, welche in Rom Widerspruch erfuhr, zu rechtfertigen. Vor Jahren hatte diese Hypothese, solange ihr noch der Reiz der Neuheit innewohnte, ihre Vertreter, nachdem sie einmal von Asbach aufgestellt war, nämlich an Eussner, Zernial, Furneaux und Goelzer. Müllenhof stand zur Zeit, wo er über die 'Germania' schrieb, noch unter demselben Eindruck, wie die genannten Gelehrten: heute würde sein Urtheil in Tendenzfragen der 'Germania' anders lauten. K.s allzuweit gehender Anschluss an Müllenhof dürfte also seine Bedenken haben. Des weiteren kommt der Commentar in Betracht. Dass es sich hier vor allem um ausgiebige Sacherklärung handelt und dass diese entsprechend dem Ziele der Ausgabe 'den Hauptinhalt von Müllenhofs Commentar dem Bedürfnis der Schule angepasst zu vermitteln' reich vertreten sein muss, ist klar. Doch hat K., wie selbstverständlich, auch etliche Bemerkungen aus anderen Commentaren entlehnt. Im einzelnen findet Ref. verhältnismäßig häufig ganze Sätze und Satztheile ins Deutsche übertragen,

[1]) Man vergleiche neuerdings H. Darnley Naylor, On the so-called 'Indeclinable or Absolute Use' of *ipse*, and allied constructions in Classical Review 1901, p. 314—317.

ein Verfahren, das man ausnahmsweise bei Tacitus und insbesonders in der 'Germania' billigen kann, da die inhaltsschwere, gedrungene Kürze des Autors in der Schullectüre ihres Gleichen nicht hat. Die Erklärung ist nach der sachlichen und sprachlichen Seite vollständig. Weniges dürfte nachzutragen oder zu bessern sein. C. 10 fehlt eine Bemerkung zu *simplex* (Tacitus denkt hier an römische Verhältnisse). — Ebd. übersetzt K. *captivum quoquo modo interceptum* 'den sie auf jede mögliche Weise in ihre Gewalt bekommen haben'. Doch wohl 'auf irgend eine Weise'. — C. 12 heißt es zu *caeno ac palude iniecta insuper crate mergunt* '. . . nachdem ein Flechtwerk darüber geworfen ist'. Vielmehr 'indem sie . . . darüber werfen'. — C. 17 bleiben die schwierigen, in ihrer Beziehung für den Schüler durchaus nicht klaren Worte *neglegenter . . . exquisitius* ohne Erklärung. — Zu c. 18 *qui non libidine, sed ob nobilitatem plurimis nuptiis ambiuntur* lautet die Übersetzung: 'die nicht der Sinneslust, sondern ihres Adels wegen mit sehr vielen Heiraten (Heiratsanträgen) umworben werden'. Wenn K. schon die Erklärung durch Ellipse im ersten Gliede *(plures uxores ducunt)* verschmäht, so wird er das Passivum durch 'sich umwerben lassen' wiedergeben müssen. In der That übersetzt G. Clemm, *De breviloquentia Taciteae quibusdam generibus* p. 141: 'welche sich nicht aus Gründen der Wohllust, sondern wegen ihres Adels zu mehrfacher Eheverbindung umwerben lassen'. — C. 12 *litterarum secreta viri pariter ac feminae ignorant.* Das heißt doch wohl: Die Männer kennen keine Liebesbriefe, ebensowenig die Frauen! Wer wird diesen Gedanken erträglich finden! Die Kenntnis ist doch nur eine beiderseitige, oder sie ist überhaupt nicht vorhanden, wie schon Selling im J. 1880 bemerkt hat. Dass sich K. nicht scheut, nöthigenfalls auf die ungeschickte Ausdrucksweise des Schriftstellers als solche hinzuweisen, ersehe man aus der Anmerkung zu c. 26: *Faenus agitare et in usuras extendere ignotum; ideoque magis servatur quam si vetitum esset:* 'Der Ausdruck ist schief; denn was unbekannt ist, kann nicht beachtet werden'. Ganz ähnlich wird man über unsere Stelle urtheilen müssen. — C. 22 heißt *incalescere* nach K. 'sich begeistern'. Warum nicht 'erglühen, sich erwärmen'? — C. 24 liest man zu *tanta lucrandi perdendive temeritate* 'mit solcher Leidenschaft im Gewinn oder Verlust'. Mit dieser Übersetzung, die sprachlich nicht gefallen will, ist wenig gedient. Es ist auf Fälle wie *loquendi audiendique commercium* Agr. 2 zu verweisen, wo *colloqui* durch *loqui audireque* umschrieben scheint wie an unserer Stelle das *ludere* durch *lucrari perdereque.* — C. 27 *monumentorum arduum et operosum honorem* soll heißen 'die hochragende und mühevolle Ehre der Denkmäler'. K. scheut offenbar die Annahme einer Hypallage (für *arduorum et operosorum*) und doch ist ohne eine solche nicht auszukommen. Auch ist 'mühsam' durch 'kunstvoll' zu ersetzen: vgl. Ovid *mundi moles operosa.* —

Zu c. 28 *igitur inter Hercyniam silvam Rhenumque... Helvetii, ulteriora Boii... tenuere* fehlt die Bemerkung, dass hinter *Helvetii* ein Verb wie *egere*, wie oft bei Tacitus zu ergänzen, also die naheliegende Annahme eines zeugmatischen Gebrauchs von *tenuere* überflüssig ist. — Der Anhang, der von der Herrschergewalt bei den Germanen, von dem Ursprung der Germanen und von den germanischen Göttern handelt, ist eine wohlangebrachte, dankenswerte Zugabe. Dagegen entbehrt die Ausgabe eines kritischen Anhanges, doch ist, wie Ref. sieht, die Textgestaltung conservativ und sucht der Überlieferung auch in einigen Fällen, wo sie von anderen als unecht verworfen wurde, gerecht zu werden.

Wien. J. Golling.

Zur Geschichte der Romantik und des jungen Deutschland.

1. Dichter und Frauen. Vorträge und Abhandlungen von Ludwig Geiger. Berlin, Gebr. Paetel 1896. 384 SS. gr. 8°.
2. Dichter und Frauen. Abhandlungen und Mittheilungen. Von Ludwig Geiger. Neue Sammlung. Berlin, Gebr. Paetel 1899. VIII und 327 SS. gr. 8°.
3. Therese Huber 1764—1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau. von Ludwig Geiger. Nebst einem Bildnis von Therese Huber. Stuttgart, Cotta 1901. VIII und 436 SS. 8°.
4. Das junge Deutschland und die preußische Censur. Nach ungedruckten archivalischen Quellen von Ludwig Geiger. Berlin, Gebr. Paetel. XI und 250 SS. 8°. Preis 3 Mk.

Der Herausgeber der oben angeführten Sammlungen hat seine Thätigkeit seit einigen Jahren auf die Ausforschung und Ausschrotung alter Papiere aus der romantischen und jungdeutschen Zeit gestellt. Es wäre thöricht, ihm daraus einen Vorwurf zu machen; diese Arbeit hat denselben Wert, den auf anderen Gebieten die Ausgrabungen haben. Er ist dabei systematisch vorgegangen und hat nacheinander die Nachlasspapiere von Böttiger und Moriz Veit, von Wilhelm Schlegel und Varnhagen, von der Günderode, Therese Huber und Fanny Lewald in den drei ersten der hier besprochenen Sammlungen ausgenützt. Man darf auch sagen, dass er so manches wertvolle Blatt der Vergessenheit entrissen hat, das uns Zeiten und Personen in einem neuen Licht erscheinen lässt. Namentlich die gehässigen, aber an unbekannten Thatsachen reichen Nachrichten Th. Hubers über Karolinens Flucht von Mainz (Nr. 2) geben über einen dunklen Punkt in dem Leben der romantischen Diotima eine zwar unerfreuliche, aber nicht unerwünschte Aufklärung. Dass neben solchen bedeutenden Stücken noch viel mehr ganz belanglose hervorgezogen werden, die getrost

in den Archiven hätten schlummern dürfen, ist ein Vorwurf, der mit mehr oder weniger Recht alle derartigen Publicationen trifft und der daher nicht gegen Geiger im besonderen erhoben werden soll.

Weniger einverstanden kann man sich vom gelehrten Standpunkt aus mit der Art und Weise erklären, wie der Herausgeber seine Papiere verwertet.

Der überwiegend größere Theil der mitgetheilten Papiere hat in den letzten Jahren die Spalten der angesehensten Zeitschriften und Zeitungen ausgefüllt. Das ergibt sich nicht bloß aus den Anmerkungen des Herausgebers; es ist noch öfter der Fall, als man aus diesen Anmerkungen ersieht. So ist z. B. Veits Charakteristik der Bettina keineswegs, wie es Nr. 1, S. 382 heißt, ungedruckt, sondern sie ist von Geiger selbst in der „Neuen Freien Presse" vom 8. Juli 1896 abgedruckt worden. Wenn man aber dem Herausgeber auch aus dem Abdruck der Papiere keinen Vorwurf macht, so wird man doch billig bezweifeln dürfen, dass sie alle zweimal gedruckt werden mussten. Die Berufung auf den weiteren Kreis der Gebildeten (Nr. 2, S. VII) wird schwerlich Stich halten; denn für diesen war ja durch den Abdruck in weitverbreiteten Zeitschriften besser gesorgt. Ich fürchte sehr, dass es dem Herausgeber, wenn er diese Production noch lange so rührig betreibt, für seine Zeitschriftartikel an Lesern und für seine Bücher an Käufern fehlen wird. Doch das ist seine und seiner Verleger Sache. Der gelehrte Leser hätte nichts dagegen einzuwenden, wenn er die Documente gleichlautend an zwei verschiedenen Orten suchen und finden könnte, sie wären ihm damit nur bequemer zugänglich gemacht. Das liegt nun aber wieder gar nicht in den Absichten des Herausgebers, der es im Gegentheil liebt, seine doppelten Publicationen mit handschriftlichem Material so zu spicken, dass das Buch nach dem Zeitschriftartikel nicht überflüssig wird und man weder den einen noch das andere entbehren kann. So findet man z. B. in dem großen Aufsatz „Aus Therese Hubers Herzensleben" die Briefe an Rochlitz nur in Westermanns Monatsheften; die Briefe an Meyer nur im Buch (Nr. 2); und in einer dritten Publication (Nr. 3) wird dann die zweite (Nr. 2) wieder als Quelle benützt. Eine solche Verzettelung handschriftlichen Materiales macht dem Gelehrten viel unnöthige Mühe und Kosten; sie war sonst in den Kreisen nicht üblich, denen der Herausgeber angehört.

Von dem Zusammenschneiden und Ineinanderstückeln der Zeitschriftartikel gibt der Aufsatz über Charlotte Stieglitz (Nr. 1) ein Beispiel, wo der Herausgeber den zusammengerafften Actenstücken einfach einen Abschnitt aus seinem Buche über Berlin vorausschickt (Nr. 1, S. 382). Wie wenig er dabei mitunter bei der Sache ist, das kann man aus dem folgenden Beispiel ersehen. Nr. 1, S. 267 heißt es von Veits Bündnis mit Stieglitz: „Wenn aber dieses schön begonnene Verhältnis durch die immer

stärker hervortretende Unmännlichkeit des Jugendgenossen, der zu einem Lebensbündnisse nicht tauglich schien, sich löste, so blieb das mit Karl Werder zeitlebens bestehen und die in den Mannesjahren mit Leopold Schefer eingegangenen Beziehungen bereiteten lange Zeit Glück und Erhebung den Engverbundenen". Gerade das Gegentheil, soweit es sich um Stieglitz handelt, steht S. 281: „Gehören die Beziehungen zu Schefer nur Veits Mannesalter an, so waren es wahrhafte Lebensverbindungen, die er mit zwei jüngeren Männern schloss . . .: Heinrich Stieglitz und Karl Werder". Solche Flüchtigkeiten begegnen auch im einzelnen: Nr. 1, S. 383 ist von Hayms Columbus (soll heißen: Werders Columbus) die Rede!

Und ebenso steht es auch mit dem Commentar. Da der Herausgeber über reiche handschriftliche Materialien verfügt, so ist es ihm ein Leichtes, ein Document durch das andere zu ergänzen und zu erklären. Auch seine Belesenheit in der gedruckten Briefliteratur darf nicht gering angeschlagen werden. Aber die Spuren eiliger Arbeit verrathen sich auch hier. Wo er zuhause ist, da erspart er dem „weiteren Kreis" der Leser die trockensten Notizen über allbekannte Personen und Bücher nicht. Wo er aber selber nicht zuhause ist, da hilft er sich mit einer geschickten Wendung: „Die Mittheilung dieses Briefes soll nicht mit einem langen Commentar beschwert werden" (Nr. 2, S. 117). Ich glaube, der Herausgeber würde in Verlegenheit gerathen, wenn ihn jemand fragen wollte, wer in diesem Briefe der „kleine Husar" ist? S. 161 (a. a. O.) heißt es, dass die dem Collegen Windischmann mitgetheilten Gedanken über eine Ausgabe der Jugendschriften Friedrich Schlegels unserem Briefe nicht beiliegen; aber ein Blick in Wilhelm Schlegels Werke (Böcking VIII 285 ff.) oder in Friedrich Schlegels Jugendschriften (meine Ausgabe I, S. IV) hätte ihm gesagt, dass diese Blätter in Dresden vorhanden sind. Nr. 1, S. 136 heißt es, dass neugierige Kritiker in Dorotheas Florentin zeitgenössische Persönlichkeiten, H. Eduard d'Alton, gesehen hätten; und dabei verweist Geiger selber auf S. 139, wo eine der Stellen angeführt ist, aus denen sich ergibt, dass die Verfasserin selber d'Alton als Urbild des Florentin betrachtet hat. Dorothea kann Goethe (Nr. 1, S. 147) unmöglich 1792 (lies 1799) gesehen haben. Unter dem albernen und eitlen Weib, das in einem Briefe Meyers (Nr. 2, S. 74) erwähnt wird, kann unmöglich Karoline verstanden sein (a. a. O. 76), wie sich aus dem Briefe selbst ergibt. Meyer sagt ja ausdrücklich, dass, als Karoline eine Art Anbeter aus ihm machen wollte, er in seiner Verlegenheit sie auf eine irrige Fährte zu leiten gesucht habe, indem er vorgab, anderswo verstrickt zu sein — dieses 'anderswo', das eitle Ding, kann also nicht Karoline sein. Dagegen ist Geiger in Bezug auf Charlotte Stieglitz gegenüber Treitschke sicher im Recht (Nr. 1, S. 249 ff.). Der Gedanke, dass die Dichtung aus

Leidenquelle, ist nicht bloß Grillparzer (Sappho, Abschied von Gastein), sondern den Dichtern der Zwanziger- und Dreißigerjahre überhaupt vertraut. Bei Goethe (Recension der Gedichte eines polnischen Juden in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, Tasso, Zueignung zum Faust) kommt er zuerst vor; heute ist er zum Gemeinplatz geworden. Wie nahe aber auch die Umkehrung lag: einen durch einen tiefen Schmerz zum Dichter machen zu wollen, das lässt sich gleichfalls mit zeitgenössischen Stimmen belegen. W. Schlegel in seinem berühmten Brief an Fouqué (1806 geschrieben, 1845 gedruckt; Böcking VIII 1849 = Briefe an Fouqué 362 f.) lässt sich also vernehmen: „Du wirst Dich erinnern, dass ich schon ehedem solche Ermahnungen an Dich ergehen lassen und Deine Gattin stimmte mir darin bei, als wir den Anfang des Falken lasen. Lieber Freund, was soll ich sagen? Du bist allzu glücklich und es von jeher gewesen. Ein recht herzhaftes Unglück in Deiner frühen Jugend hätte Dir großen Vortheil schaffen können. Nun wolle der Himmel auf alle Weise verhüten, dass Du es noch nachholen solltest. Du hast zwar eine Zeitlang verlassen in der Asche gelebt, aber bald hat Dich eine wohlthätige Zauberin in ihren Kreis gezogen, wo Du nun heitere und selige Tage lebst. Benütze fernerhin Deine Weise zu schönen Dichtungen, begeistere Dich, wie Du es immer gethan, an den alten Denkmalen unserer Poesie und Geschichte, und wenn es noch eines besonderen Sporns zur Behandlung nationaler Gegenstände bedarf, so sieh die jetzige Versunkenheit an gegen das, was wir vormals waren, und — *faciat indignatio versum*." Und ebenso schreibt Enk an F. Wolf über Halm (in dieser Zeitschrift 42, 577 ff.): „Eins braucht er noch, Sicherheit und Reflexionstiefe; eines großen Schmerzes bedurfte er oder einer ernsten Leidenschaft, und bald! Weiß Gott, ich würfe ihn der Kunst zuliebe hinein, bis nahe ans aufhängen!" Wo sich kritische Freunde so ins Zeug legen, da konnte wohl auch eine unbefriedigte und überspannte Frau auf den Gedanken kommen, ihren Mann durch absichtlich erzeugten Schmerz zum Dichter zu machen.

Mehr indessen als alle Einzelheiten gäbe der Standpunkt, den der Herausgeber im allgemeinen den romantischen Herzenswirren gegenüber einnimmt, zu Einwendungen Anlass, wenn hier eine Verständigung überhaupt möglich wäre. Aber wer Dorotheas Farben gegen die Karolinens ausspielt, wer für die Gattin Schellings nur Worte der Verdammnis und für die Gattin Hubers nur Honig in Bereitschaft hat, mit dem ist eine Verständigung kaum zu erwarten. Mehr als das bei der Beurtheilung sittlicher Fragen in der Schriftstellerwelt überhaupt der Fall ist, muss man sich ja bei den Romantikern den Gegensatz vor Augen halten, den Kant mit den beiden Wörtern Moralität und Legalität bezeichnet hat, und der nicht bloß den Romantikern, sondern auch Schiller

geläufig war. Stellt man sich als braver Bürger auf den legalen Standpunkt, dann muss man über das Leben und über die Werke der Romantiker den Stab brechen. Man darf dann aber auch die Consequenzen nicht scheuen. Da vor dem Gesetze alle gleich sind, muss man auch über Günther und Bürger, über Goethe und Schiller, ja selbst über ein sittliches Genie wie Schleiermacher den Stab brechen, man steht dann eben auf dem Standpunkt der Lex Heinze, und die Schriftsteller sind sittlich genommen ein Pack! Ganz anders aber stellt sich die Beurtheilung unter dem Gesichtspunkt der Moralität. Vor der Moral sind nicht alle Menschen gleich. Es wird niemand einfallen, die Trunksucht bei einem Fuhrmann und bei einem Gelehrten auf eine Stufe zu stellen; der betrunkene Gelehrte ist eine weit unmoralischere Persönlichkeit als der betrunkene Kutscher. Ebensowenig wird man auch umgekehrt die Herzenswirren der Romantiker mit der Schneiderelle der Moral abschätzen dürfen! Nicht nach dem, was sie in ihrem Leben und in ihren Werken gesündigt haben, werden die großen Geister in der Literatur gerichtet; sondern nach dem Ideal, das in ihnen gelebt hat und das sehr oft negativ gerade durch Fehler und Irrthümer zum Ausdruck kommt. Bei dem Streben nach reiner Moral, den Blick zu den Sternen gerichtet, stolpern sie auf Schritt und Tritt über den Sittencodex, der zu ihren Füßen liegt; deswegen bleibt aber doch die Moral das Höhere, und der Sittencodex, der bekanntlich nach Zeit und Ort sehr verschieden beschaffen ist, bleibt das Niedrigere. Kotzebue, der zeitlebens die moralischen Begriffe selbstzufrieden verfälscht und das für Natur und für Sittlichkeit ausgegeben hat, was in Wahrheit Unnatur und physischer Trieb gewesen ist, war ein moralischer Lump, wenn er auch, was keineswegs immer der Fall ist, die Legalität für sich hat. Günther kann nur von einem Philister als Lump betrachtet werden: denn so sehr er auch im Leben gefehlt hat, so sehr war er sich dessen bewusst, und jede Zeile von ihm sagt uns, dass er mit sich niemals zufrieden war. Und ebenso steht es mit Karoline, deren Leben in ihren Briefen für jeden, der zu lesen versteht, offen da liegt, die sich ja selbst kein Geheimnis war. Da liest man von dem „unüberwindlichen Leichtsinn“ oder dem „Genuss des Augenblickes“, der ihr über die innere Leere hinweghelfen muss, bis sie in Schelling den rechten Mann gefunden hat. Hätte sie ihn gleich gefunden, so wäre ihr Leben sicher ein fleckenloses geblieben. Hätte sie nicht nach Liebe im reinsten und höchsten Sinne getrachtet, so wäre sie eine correcte Frau Böhmer und Frau Schlegel geblieben und vor dem Forum der Legalität nicht zu beanstanden gewesen. Dieser „Leichtsinn“ und dieser „Genuss des Augenblickes“ war freilich ein sehr bedenklicher Grundsatz, der sie zuletzt nach einer im Tanz durchrasten Nacht einem blutjungen französischen Officier in die Arme getrieben oder vielleicht auch nur zum Opfer werden lassen hat.

Man darf aber nur nicht etwa glauben, dass Karoline die leichtsinnige Person wirklich gewesen ist, für die Geiger sie hält! Was die junge Frau, die, einem gleichgiltigen Mann verheiratet, nur an dem Gedanken der Pflicht als Gattin und Mutter sich aufrecht hielt, und was die junge Witwe, die sich in Göttingen von den jungen Männern den Hof machen ließ wie alle übrigen Professorentöchter, unter „Genuss des Augenblickes“ und „Leichtsinn“ verstand, das ist in ihren Briefen mit ergreifender Wehmuth zu lesen. In jedem Geschäft, an das die Gegenwart sie heftet, in dem geringsten Genuss, der sich ihr darbot, sucht sie ihr inneres Weh zu umgehen und meint, wir müssten den Göttern danken nicht consequent zu sehen. Weil ihr alles Glück des Menschen nur im Augenblicke zu bestehen schien, wird Genuss des Augenblickes ihr Wahlspruch. Sie weiß recht gut, dass sie damit nie ganz glücklich werden wird; der unüberwindliche Leichtsinn soll ihr nun helfen, nie ganz unglücklich zu werden, und sie über jedes Ungemach leicht trösten. Darum verzeiht sie sich nichts weniger als nicht froh zu sein; selbst aus dem Leid weiß sie Freude zu schöpfen und aus dieser Stimmung heraus spricht sie einmal das vermessene Wort: der Augenblick könne niemals kommen, wo sie nicht jede ihr sich darbietende Freude genießen sollte. Aus dieser Seelenstimmung heraus sind aber auch Karolinens Fehltritte zu verstehen und zu beurtheilen. Ihren Wahlspruch wird niemand billigen; wer sich aber auf moralische Erscheinungen versteht, der wird aus diesem Wahlspruch herauslesen, dass in dieser Frau ein Höheres lebte, ein Bedürfnis nach großer Liebe, das damals keine Befriedigung fand, und das sich, negativ, gerade in ihren Fehltritten anmeldete. Für sie, die Wahre, waren die Heirat mit Böhmer und Schlegel nur Leichtsinn und Genuss des Augenblickes, sogut wie die Stunde, die sie in den Armen des Franzosen verbracht hatte. Therese Huber freilich hat es anders gemacht. Sie hat so ziemlich dasselbe gethan wie Karoline; aber sie hat es auf correctem und legalem Wege zu machen verstanden. Mit der Liebe zu Meyer im Herzen ist sie Forster an den Traualtar gefolgt; das drückt sie mit den Worten aus: „Ich trat als gute Tochter und fleckenlos reines Mädchen in meine erste Ehe“ — sie legt also bloß auf die körperliche Reinheit Gewicht. Dann hat sie den bedeutenden Mann, der Forster war, auf ebenso legale Weise mit dem unbedeutenden und schwachen Huber vertauscht, der fürs liebe Brot zu sorgen verstand und die Bevormundung vonseiten der herrschsüchtigen Frau nicht bloß ertrug, sondern sogar nöthig hatte. Therese hatte sich in Forster verrechnet, den sie nur der Versorgung wegen genommen hatte und der ihr die Versorgung schuldig blieb — das ist alles. Sie musste Forster beständig bitten, ihr die Hausfreunde, erst Meyer und dann Huber, die ihr gefährlich waren, aus den Augen zu schaffen und sie „vor allem Unrecht“ zu bewahren; als „gutes

Weib" hat sie für das Beleidigende dieser Zumuthung so wenig einen Sinn wie für ihre eigene Unwürdigkeit, und während sie sich vor anderen Männern fürchtet, betrachtet sie das Recht des Ehemannes als „ungezähmte Begierde". Sie hat Forster nie aufgehört zu verehren, aber der „Vater Huber" war ihr lieber. Sie hat sich zeitlebens für eine musterhafte Frau gehalten und sich keinen Vorwurf gemacht oder machen lassen, dass sie Forster ohne Liebe geheiratet, in den schwersten Tagen verlassen[1]) und mit Huber vertauscht hatte. Und nach dem allen gibt sie (Nr. 3, S. 76) noch Forster die Schuld an dem Unrecht, weil er sie nicht auf ihre Bitte von Huber getrennt, sondern der Zwietracht zwischen Liebe und Pflicht preisgegeben habe. Karoline dagegen hat den Granit Schelling, den Mann, den sie liebte, weil er so unbändig viel Charakter hatte, gegen den eitlen und koketten Schlegel eingetauscht; und sie hat alles Frühere stets nur als Verirrung betrachtet. Hier stehen ihre schönen Worte: „Indem mir das Schicksal oft seine höchsten Güter nicht versagt hat, ist es mir doch zugleich auch so schmerzlich gewesen und hat so seinen auserlesensten Jammer über mich ergossen, dass, wer mir zusieht, nicht gelockt werden kann, sich durch kühne und willkürliche Handlungsweise auf unbekannten Boden zu wagen, sondern Gott um Einfachheit des Geschickes bitten muss, und sich das Gelübde ablegen, nichts zu thun, um es zu verscherzen". Darum steht Karoline Schelling moralisch hoch über Therese Huber.

Solche Erwägungen liegen dem Herausgeber freilich durchaus fern. Er hat sich gewöhnt, das Weh und Ach der romantischen Frauen ein- für allemal aus dem Einen Punkt zu betrachten, aus dem es Mephistophiles curieren will. Und nicht bloß der romantischen Sünderinnen; denn auch eine so resolute, auf sich selbst gestellte Natur wie die treffliche Ernestine Reiske muss sich die Schmach dieser Untersuchung gefallen lassen. Ihr Gatte schreibt im Scherz, hinter dem sich ja eine Regung von Eifersucht verbergen mag, an Lessing, dass er ihm durch seine Flatterieen seine Frau verderbe und verführe; und flugs lässt sich der Commentator mit den schier unglaublichen Worten vernehmen (Nr. 2, S. 232): „Von einer Verführung im gemeinen Sinne kann selbstverständlich nicht die Rede sein. Aber Lessing hatte es Ernestine angethan, und wenn sie auch während der Lebenszeit ihres Gatten (!) keinen verbotenen Wunsch hatte, so war jedenfalls ihr Bemühen, Lessing gefällig zu sein, nicht bloß aus Liebe zur

[1]) Hier würde der Herausgeber vermuthlich einwenden, dass Therese Forster nicht verlassen habe, sondern von ihm fortgeschickt worden sei. Und freilich hat sich Therese auch hier „correct" aufgeführt. Dass aber Forster nichts anderes übrig blieb, als die nach Huber hinüberschielende, innerlich von ihm längst getrennte Frau in der schwersten Zeit fortzuschicken, das ist eben das Unmoralische an der Geschichte und an der Person.

Wissenschaft dictiert.“ Man würde diese Stelle, zu welcher der Text des Briefes keinerlei Anlass gab, als eine bloße Taktlosigkeit betrachten, die einen Schriftsteller freilich auf ein recht tiefes Niveau herunterzieht, wenn sich derselbe Gedanke nicht wie ein rother Faden durch die zwei ersten Sammlungen hindurch zöge. Von weniger gravierenden Stellen abgesehen, heißt es (Nr. 1, S. 203) von Arndt und der Johanna Motherby: „Hyperkritiker möchten bei Arndts Äußerungen ‘meine holdseligen Kinder’ und ‘unsere lieben treuen Kinder’ Früchte verbrecherischen Umgangs annehmen, doch beziehen sich die angefochtenen Worte auf die mehrere Jahre vor der Bekanntschaft mit Arndt geborenen Kinder Johannas“. Und der Aufsatz, in dem der Verfasser das Verhältnis Arndts und Humboldts zu Johanna zuletzt als eine bloße Verirrung der Phantasie, nicht der Sinne, betrachtet, schließt dennoch mit den Worten: „Aber eine solche Erklärung ist einzig und allein möglich, wenn man nicht der undenkbaren, nicht bloß widerwärtigen Vorstellung Raum geben will, dass eine geistreiche, bis in ihr höheres Alter von ihrem geschiedenen Gatten, von ehemaligen Freunden, von hochstehenden Frauen und züchtigen Mädchen verehrte und vielgepriesene Frau nichts anderes als eine gemeine Hetäre war“. Ebenso wird (Nr. 2, S. 25 f.) die Frage über die erste Gattin des Philologen Heyne formuliert: „Ist es denkbar, dass eine Frau . . ., die . . ., die . . ., sich in des Wortes gemeinster Bedeutung mit einem Anderen oder, was gleichbedeutend ist (? !), mit mehreren jungen und sittlich nicht eben vollkommenen (!) Menschen vergieng? Derartige Fragen lassen sich natürlich nicht mit mathematischer Sicherheit beantworten. Physiologisch erklärlich wäre indessen ein solcher Vorgang wohl. Frau Heyne war schwindsüchtig, und es ist eine oft genug von Ärzten beobachtete Thatsache, dass gerade bei Frauen, die einem derartigen Leiden unterworfen sind, geschlechtliche Neigungen sich übermäßig stark entwickeln usw.“ Es darf auch hier nicht übersehen werden, dass die Hauptzeugin das Verhältnis ausdrücklich als „platonische Schwärmerei“ (a. a. O. 19) bezeichnet, worauf der Verfasser aber weiter kein Gewicht legt. Und endlich heißt es auch von Therese Huber (a. a. O. 31 f.): „Sollte dieses Verhältnis zwischen Therese und Meyer die Grenze des Erlaubten überschritten haben? Eine Stelle könnte man so deuten. — Auch die in dem Briefe Forsters vorkommenden Worte: ‘Die Bemerkung, die Sie über die Intoleranz machen, womit die Fehltritte des weiblichen Geschlechtes gerügt werden’, möchten von hyperkritischen Beurtheilern auf Theresens eigene Erfahrungen bezogen werden. Endlich scheint diese Verurtheilung eine bestimmte Bestätigung durch einen Brief . . . . zu erhalten (Ramdohr nennt Meyer den Verführer der Forster). So positiv diese Nachricht auftritt . . ., so unhaltbar ist sie . . . Es ist psychologisch undenkbar, dass Therese, die den Fehltritt ihrer Mutter (der ja auch bloß „phy-

siologisch wie psychologisch denkbar" ist, a. a. O. 26) kannte und dadurch so sehr gelitten hatte, selbst so tief sank und dass sie schamlos genug war, Beziehungen zu ihrem Verführer aufrecht zu erhalten. Überdies steht allen ungerechten Vermuthungen eine Äußerung Theresens . . entgegen, in der es wörtlich heißt: „Ich trat als gute Tochter und fleckenlos reines Mädchen in meine erste Ehe" [1]).

Es hat eine Zeit gegeben, in der man es als eine der wichtigsten Aufgaben für die Goetheforscher betrachtete, darüber schlüssig zu werden, ob Goethe die Frau von Stein platonisch oder sinnlich geliebt habe. Heute lächeln wir nicht bloß über die einfältige Fragestellung, sondern mit ehrlicher Entrüstung weisen wir einen solchen Einbruch in das Privatheiligthum des Gemüthes zurück. Weder mit der moralischen noch mit der ästhetischen Beurtheilung hat diese Frage etwas zu schaffen; denn es gibt Fälle, in denen der Sündenfall moralisch höher steht als die ungeprüfte Tugend, und andere, wo die körperliche Reinheit nicht die Reinheit der Seele verbürgt — das letztere ist z. B. gleich bei dem von einer stupenden Inmoralität zeugenden prahlerischen Bekenntnis der Therese Heyne der Fall, sie, die den Meyer liebte und als „gute Tochter" den Forster heiratete, sei als fleckenlos reines Mädchen in die Ehe getreten! Nichts als zudringliche Neugierde ist es in Wahrheit, wenn solche Fragen aufgeworfen werden, auf die es ja außerdem niemals eine bestimmte Antwort gibt, weil die kleinen Verhältnisse des Lebens, Ort und Zeit, Art des Umgangs, Umgebung u. dgl. hier eine so große Rolle spielen, dass man wirklich, wie es Düntzer seinerzeit versucht hat, den Nachweis antreten müsste: wann? wo? und wie? es geschehen konnte. Ich würde es tief bedauern, wenn solche Fragen öfter aufgeworfen würden. Denn sie sind nicht bloß unfruchtbar; sie würden auch das Ansehen einer ernsten Wissenschaft sehr bedenklich erschüttern und ihr einen pikanten Beigeschmack geben, den sie mit einer gewissen Literaturgattung theilen müsste, deren Namen hier jedermann auf der Zunge liegt. Aus dem „weiteren Kreise" seiner Leser gar wird gewiss mehr als einer feinfühlig genug gewesen sein, an diesen Untersuchungen Geigers Anstoß zu nehmen. Verletzender noch als ihr Inhalt ist ja die Form: wie immer zuerst die Frage aufgeworfen wird, wobei sich der Verfasser in der Regel hinter den Hyperkritikern verschanzt; wie er dann als Ritter der angeklagten Frau auftritt; und wie auch dort, wo er sich den Anschein gibt, die Hyperkritiker in den Staub geworfen zu haben, noch ein Schlussatz übrig bleibt, um den Mantel der

[1]) Ich bemerke nur nebenbei, dass in diesem letzten Falle die Ausführungen des Verfassers auch sachlich nicht Stich halten. Ramdohr sagt nicht, dass Meyer das Mädchen Therese Heyne, sondern dass er zuerst (wie nach ihm Huber) die Gattin Forsters verführt habe.

Dame mit Schmutz zu bespritzen. Was meint der Verfasser, dass sein Schicksal sein würde, wenn er von Lebendigen geredet hätte! Ob ihm hier die psychologische und physiologisbhe Möglichkeit bei einer Ehrenbeleidigungsklage aus der Patsche geholfen hätte? Die Scham und die Ehre einer Frau sterben nicht; sie leben auch nach ihr fort, solange ihr Name lebt. Wir rufen hier dem Verfasser ein ernstliches: die Hand weg! zu, sonst wäre es Zeit für den Goethebund, gegen diesen Vorkämpfer der Lex Heinze einzuschreiten.

Wo der Verfasser vom handschriftlichen Material in Stich gelassen wird, da sinkt auch der Wert seiner Arbeit bedeutend herunter, oft bis zum bloßen Referat aus fremden Büchern, das kaum den Druck, geschweige den Wiederabdruck verdient. Namentlich die Charakteristik literarischer Werke steht bei ihm auf dem elementaren Standpunkt des Auszuges oder der Inhaltsangabe; oder es werden gar nur einzelne Stellen aus dem Zusammenhang gerissen und als „Proben" mitgetheilt. Am liebsten versteckt sich der Herausgeber auch hier hinter Papieren; und anstatt Theresens kritische Thätigkeit zu charakterisieren, theilt er eine Sammlung von Briefstellen mit, in denen sie selbst zum Wort kommt. Als geschlossenes und einheitliches Werk kommt am meisten die Biographie der Therese in Betracht (Nr. 3); das wertvollste handschriftliche Material ist in Nr. 4 enthalten, wo sich Geiger um die Geschichte des jungen Deutschland ein entschiedenes Verdienst erworben hat. Leider ist er hier zu Gunsten Gutzkows gegen Laube so ungerecht, wie in den früheren Publicationen gegen Karoline zu Gunsten Theresens. Beidemale aus demselben Grunde: weil er das Correcte und Legale mit dem Moralischen verwechselt; dies im einzelnen auszuführen, wird kaum mehr nöthig sein — *Sapienti sat* und nicht mit Jedermann ist auf diesem Boden eine Verständigung zu erzielen. Wenn er aber hier Laube (wie früher einmal Herder) nicht als Menschenkenner gelten lassen will, so legt dagegen wohl die Geschichte des Burgtheaters Verwahrung ein.

Schließlich bemerke ich zu dem Buch über Therese Huber noch, dass S. 46 ff. auf Leitzmanns Mittheilung im Euphorion I 73 ff. zu verweisen war und dass dem Herausgeber die Briefe der Therese an Elisabeth von Stägemann (Erinnerungen für edle Frauen, herausg. von Dorow, Leipzig 1846, II 263 ff.) entgangen sind. Aus ihnen ergibt sich, dass Hubers Unterhaltungen nicht von Therese (S. 154), sondern von Cotta selbst fortgesetzt wurden. Dass der „Familie Saldorf" (S. 354 f.) Erlebnisse aus dem Aufstand in der Vendée zugrunde liegen und der Name des Grafen L . . . . . mit Lescures zu ergänzen ist, entnehme ich aus den „Deutschen Briefen" von K. Woltmann S. 128.

Wien. J. Minor.

Deutsche Mundarten. (Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials. Herausgegeben von Dr. Joh. Willib. Nagl.) Erster Band. Wien, k. u. k. Hofbuchdruckerei u. Hof-Verlagsbuchhandlung Carl Fromme 1895—1901. 383 SS.

Wir leben in einer Zeit sonderbarer Widersprüche. Die Pforten des Burgtheaters öffnen sich heute Dialektstücken, in den Werken gefeierter deutscher Schriftsteller nimmt die Verwendung der heimischen Mundarten immer breiteren Raum ein, ja in der Dramatik zuweilen vielleicht zu breiten, um in Schauspielen, welche für ganz Deutschland bestimmt sind, überall auf volles Verständnis rechnen zu können. Die „Heimatkunst" gewinnt immer mehr Bedeutung. In derselben Zeit soll das akademische Germanistenthum mit einer gewissen Geringschätzung auf die Mundartenforschung herabsehen und sich im Kreise der Archaisten Abneigung gegen die Verwertung des lebenden Materiales zum Ausbau der Wissenschaft geltend machen. Wir entnehmen dies wenigstens aus zahlreichen Stellen der vorliegenden Zeitschrift, deren Erscheinen wir an dieser Stelle vor einem Lustrum begrüßt haben. Allerdings, die Zahlen am Fuße des Titelblattes des ersten Bandes sprechen eine eigene Sprache: 1895—1901, ein Zeitraum von sechs Jahren zwischen dem Erscheinen des 1. und des 4. Heftes, und schon im Vorworte des 2. Heftes (S. 84) klagte Nagl: „Das subjective Bedürfnis nach einer dialekt-wissenschaftlichen Zeitschrift ist noch ein sehr geringes in der Fachwelt. Trotzdem dürfen sich die offenen und heimlichen Neider nicht freuen, dass diese Zeitschrift wieder eingehen werde; denn der Herausgeber ist entschlossen, sie mit eigenen Opfern aufrecht zu erhalten." So erzählt denn der erste Band eine Geschichte von harter Arbeit und zäher Ausdauer unter schwierigen äußeren und inneren Verhältnissen, und beweist jedenfalls, wie viel eine mit Geist und Herz ergriffene Mission zu leisten vermag.

Wir haben hier dieses Moment nicht im einzelnen zu verfolgen; dies zu thun, wird Aufgabe der Geschichte unserer Wissenschaft sein. Hingewiesen musste allerdings darauf werden; denn für den Herausgeber bildet die Dialektwissenschaft nicht ein von ihm betriebenes Fach, sondern Persönlichkeit und Studienbetrieb verwachsen vollständig ineinander. Wir dachten beim Studium des Heftes oft an den Melker P. Placidus Amon, einen der ersten Pfleger altdeutscher Studien in Österreich, der einmal an den Wiener Stadtbibliothekar Philipp Lambacher schrieb: „*Ita amans sum veteris linguae patriae, ut sine illius studio vitam ipsam mihi acerbam putem.*" Freilich erinnert sonst Nagl nicht an den stillen Klostermann, sondern gemahnt in seiner streitbaren Art, die muthig und satirisch für das eintritt, was sie für richtig hält, mehr an den ersten Professor der deutschen Eloquenz an der Wiener Universität, Val. Sigm. Popowitsch. Jedenfalls kann aber der Herausgeber, trotz aller Hemmungen, mit Zufriedenheit auf sein

Werk sehen, und wir dürfen uns mit ihm freuen, dass die „Deutschen Mundarten" nicht „eingegangen sind". Es wurde der Zeitschrift doch aus allen Theilen des weiten deutschen Sprachgebietes Theilnahme und Anerkennung zutheil. Dies beweist vorerst das „Verzeichnis der bei der Redaction eingelaufenen und im I. Bande Deutscher Mundarten angezeigten Schriften". Es bietet wirklich eine Sammlung der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Dialektwissenschaft, deren eingehende Besprechung rasche Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Forschung gewährt. Dies beweist sodann die „Bibliographie" der deutschen Mundartenforschung für die Jahre 1890 bis 1895, nebst Nachträgen aus früherer Zeit, (S. 85) von F. Mentz, fortgeführt (S. 184, S. 303) bis 1899 und (S. 176) von Landau ergänzt durch die „Bibliographie des Jüdisch-Deutschen". Diese beiden Abschnitte lassen die Zeitschrift thatsächlich als eine Art Centralstelle der dialektwissenschaftlichen Forschung erscheinen. Über den Charakter der Originalarbeiten haben wir schon bei Besprechung des 1. Heftes gehandelt. Einzelne der vor allem von Nagl aufgeworfenen Fragen haben seither lebhafte Discussion hervorgerufen und wurden vom Verf. in späteren Arbeiten wieder aufgenommen und ergänzt. Dies gilt vor allem von seiner Etymologie über den Namen „Wien" (s. S. 147, 151 ff., 243, 345 usw.), zu der man jetzt vgl. Wiener Zeitung vom 29. Mai 1901, Nr. 122. (Man vgl. auch Nagls gelungene etymologische Studie: „Kahlenberg oder Kaltenberg?" Feuilleton der „Wiener Zeitung" 1900, 11. März. — Siehe „Deutsche Mundarten", S. 258, 259, 343, 375. — Ebenso Nagls Feuilleton „Sinnen und Minnen des Volkes mit seinen Ortsnamen", „Wiener Zeitung" 1900, 17. Juni — s. „Deutsch Mundarten", S. 348.) All diese Arbeiten zeigen, wie man über ihre Ergebnisse im einzelnen denken mag, dass sich aus der Betrachtung des lebenden Materiales wirklich „Gesetze" erschließen lassen, welche für die gesammte deutsche Sprachwissenschaft, auch im Hinblick auf ältere Sprachstufen, belehrend sind. Man kann derartige Arbeiten bekämpfen, man mag einzelnen Ausführungen ablehnend gegenübertreten, ignorieren darf man sie nicht, wenn man anders wissenschaftlichem Streben objectiv gegenüberstehen will. Es ist schon ein Verdienst, Fragen, wie sie Nagl behandelt, überhaupt aufgeworfen zu haben. Von den Arbeiten der letzten Hefte heben wir besonders hervor: „Zur Bestimmung des Alters der Egerländer Mundart." Zusammengetragen von † H. Gradl, für den Druck vorbereitet von E. Pistl (S. 133 ff. u. S. 164 ff.), welche das dialektische Material aus den Schuldprotokollen und Stadtbüchern, aus Urkunden und Contractbüchern, aus Ausgabebüchern und Inventaren sorgfältig verzeichnet. Derartige Arbeiten haben großen Wert für Grammatik, Lexikographie und Sprachgeschichte. In dieser Richtung könnte gerade

im Kreis der Mittelschule, welche tüchtig geschulte Germanisten in allen Theilen der Monarchie besitzt, sehr Wertvolles geleistet werden. Von Grienberger spricht über Partikeln und Interjectionen (S. 143 ff., Nachtrag zu lê, Nachtrag zu jê, hei, Ringa ringa reia, die Schallimitation nach dem Typus bumpadibum, bahöll). Von Nagls eigenen Arbeiten sind, abgesehen von den zahlreichen Besprechungen, die immer auch neues Material aus dem reichen Wissensschatz des Ref. beibringen, hervorzuheben: „Zu den zwei Stufen des Umlautes von ahd. mhd. *â.*" (S. 210 ff.), J. Schatz, „Die Mundart von Imst" und der angebliche Umlaut von ahd. mhd. *iu*" (S. 218) — und vor allem „Zur Geschichte des qualitativen Lautwertes von germ. *ē* (ahd. mhd. *â*) in der deutschen Sprache". Die Fachwelt wird der letztgenannten Arbeit auf die Dauer nicht die Anerkennung versagen können, dass sie unter Beiziehung des mundartlichen Materiales in die historische Grammatik wirkliches Leben und System bringt. Wir sehen den ganzen Stammbaum der Aussprachnuancen von mhd. *â* und *æ* vor uns entstehen und lernen auch die einzelnen nhd. Abweichungen dadurch im Zusammenhange verstehen. Ich kann daher die Zeitschrift, der natürlich auch die nothwendigen Register und Indices nicht fehlen, den Fachcollegen bestens empfehlen, umsomehr, als ich auch aus pädagogischen Gründen den Deutschprofessoren der Mittelschulen die Rücksichtnahme auf den Dialekt nicht genug ans Herz legen kann. Wir haben hier einen Schatz, der, richtig gehoben, ohne viele Gelehrsamkeit den Schülern die Pforten zum historischen Verständnis ihrer Muttersprache eröffnen kann. Ich weiß aus eigener langjähriger Erfahrung, mit welchem Interesse die Schüler jeder derartigen Andeutung entgegenkommen, und wie Anregungen, die hier gegeben werden, fast immer auf fruchtbaren Boden fallen.

Bei uns in Österreich lässt sich vor allem der Unterricht im Mhd., den wir der Schule glücklich zurückerobert haben, überall vortrefflich auf dialektischen Grundlagen aufbauen. Es wird häufig davon gesprochen und geschrieben, wie die Augen der Schüler bei diesen oder jenen Darbietungen des Lehrers „leuchten"; soviel kann ich versichern, dass es den jungen Leuten immer Lust und Freude bereitet, ja dass sie einen gewissen Stolz empfinden, wenn ihnen in dem ehrwürdigen Nibelungenlied die „*liebiu muoter*" entgegentritt, wenn das vertraute „*guot*", „*mout*", „*tuot*" und dergleichen in der Sprache des hohen nationalen Kunstwerkes an ihr Ohr klingt. Solche Stimmungen soll kein Lehrer unbenützt lassen. — Jedenfalls sehen wir dem weiteren Erscheinen der „Deutschen Mundarten" mit Theilnahme entgegen und wünschen, dass nicht wieder ein Lustrum verfließen müsse, bevor der zweite Band erscheinen kann.

Wien. Jakob Zeidler.

Nachgelassene Schriften des Grafen Gobineau. Herausgegeben von Ludwig Schemann. Dichterische Werke: I. Alexandre le Macédonien. Tragédie en cinq actes. Straßburg, Karl J. Trübner 1901. 8°, XVIII und 101 SS.

Diese Alexander-Tragödie stammt aus dem Nachlasse des namentlich durch seinen „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen" rühmlich bekannten Verf.s, der 1882 gestorben ist. Der Herausgeber, der mehrere Werke Gobineaus übersetzt hat, machte diesen eigenartigen Schriftsteller namentlich durch seine Übertragung der Asiatischen Novellen (in Reclams Universalbibliothek), der ein liebevoll ausgeführtes Lebensbild des Dichters beigegeben ist, in weiten Kreisen bekannt.

Wie aus den einleitenden Bemerkungen des Herausgebers hervorgeht, haben wir es hier mit einem Jugendwerke Gobineaus zu thun. Dennoch urtheilt Schemann nicht mit Unrecht, dass es ein hervorragendes Drama sei, classisch in der Form, aber erfüllt von modernem Geiste. Er hofft, dass es in die Schullectüre aufgenommen werde. Dafür ist bei den heute geltenden Anschauungen über die Wahl der Lectüre wohl wenig Aussicht vorhanden. Auch scheint es uns zweifelhaft, dass die Schüler einem Drama, in dem die Eifersucht und der beleidigte Stolz eines Weibes im Bunde mit den machiavellistischen Umtrieben eines ehrgeizigen Großen den Untergang des Helden herbeiführen und das mit einer so bitteren Ironie endet, das richtige Verständnis entgegenbringen werden. Aber es könnte vielleicht mit Erfolg aufgeführt werden. Denn abgesehen von seinem poetischen Gehalte ist es trotz des antiken Stoffes auf Motive und Bestrebungen gestellt, die, weil echt menschlich, auch in der Gegenwart Geltung haben. Endlich — und das ist für das Theater wichtig — hat es sehr wirksame Scenen und dankbare Rollen.

Jedenfalls verdient dieses Werk in hohem Maße, dass man die Freunde der französischen Literatur darauf aufmerksam mache.

Wien. Dr. A. Würzner.

Schulausgaben englischer Schriftsteller.

Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. English Authors. Liefrg. 60 B. Collection of Tales and Sketches. Ausgewählt und zum Schulgebrauch herausg. von Dr. Ernst Groth, Oberlehrer an der städt. höheren Schule für Mädchen in Leipzig. V u. 101 SS. Mit „Anmerkungen" (21 SS.). Preis 75 Pf. Bielefeld und Leipzig 1898. Dazu ein „Wörterbuch" (103 SS.) um 30 Pf. — Liefrg. 63 B. Collection of Tales and Sketches. Herausg. von Dr. Ernst Groth. II. Bändchen. IV u. 130 SS. Mit „Anmerkungen" (29 SS.). Preis 90 Pf. Bielefeld u. Leipzig 1894. Dazu ein „Wörterbuch" (128 SS.) um 30 Pf. — Liefrg. 72 B. A History of English Literature. Für den Schulgebrauch bearbeitet

von Dr. Karl Feyerabend, Oberlehrer am Francisceum in Zerbst. Mit 29 Abbildungen. VI u. 187 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf. Bielefeld u. Leipzig 1899. Dazu „Anmerkungen" (60 SS.) und ein „Wörterbuch" (59 SS.). Preis des letzteren 20 Pf. — Liefrg. 75 B. The Story of English Literature. Für den Schulgebrauch herausg. von Johanna Bube, Lehrerin an der städt. höheren Mädchenschule in Neuwied. VII u. 176 SS. Mit „Anmerkungen" (23 SS.). Preis 1 Mk. 20 Pf. Bielefeld u. Leipzig 1899. Dazu ein „Wörterbuch" (78 SS.) um 30 Pf.

Der erste Theil der „*Collection of Tales and Sketches*" enthält folgende Proben von sechs neueren englischen Schriftstellern: 1. *Three Months in Weimar* von George Eliot (S. 1—28), 2. *An Elephant Hunt* von Rider Haggard (S. 29—41), 3. *The Halt* von Ouida (S. 42—57), 4. *The Battle of Sedan* von Archibald Forbes (S. 58—83), 5. *On „Furnished Apartments"* von Jerome K. Jerome (S. 84—94), 6. *Curing a Cold* von Mark Twain. Wir finden hier eine ganze Reihe verschiedener Literaturgattungen vertreten, von der rein wissenschaftlichen Darstellung (4.), der ernsten Erzählung (3.), der Schilderung (2.) und Beschreibung (1.) bis zur geistvollen Plauderei (5.) und humoristischen Skizze (6.). Besonders ergreifend ist die Erzählung „*The Halt*", die von einer guten, italienischen Bäuerin handelt, die ihren bei den Manövern befindlichen Sohn aufsuchen will und ihn endlich nach langem Umherfragen todt unter einem Baume findet.

Der Commentar, der aus sachlichen Erklärungen und Übersetzungen schwieriger Stellen besteht, ist im ganzen einwandfrei. Überflüssig sind reine Bedeutungsangaben, wie „*to rouse* aufwecken, ernüchtern", „*preconception* vorgefasste Meinung, Erwartung" (S. 1), „*indication* Merkmal" (S. 2) u. s. f., da sie im „Wörterbuch" noch einmal wiederholt werden. Zu der Stelle S. 34, Z. 23 *Then we went in and laid down, to wake no more till dawn* hätte bemerkt werden sollen, dass hier *laid down* fehlerhaft statt *lay down* gebraucht wird; noch besser wäre es gewesen, wenn der Herausgeber stillschweigend die grammatisch richtige und für die Schüler mustergiltige Form in den Text gesetzt hätte. Vgl. über die Verwechslung der Verba *lay* und *lie* Charles Annandale, *The Concise English Dictionary* (London, Blackie & Son, 1901), p. 396: „*The transitive verb to lay is often erroneously used for to lie. This is a gross blunder which should be carefully avoided.*"

Das „Wörterbuch" umfasst das vollständige Wort- und Phrasenmaterial der vorliegenden Texte und bildet so eine verlässliche Stütze für den Lernenden. Bei *manage* fehlt die Bedeutung „gelingen" (S. 35, Z. 23 *we crept stealthily on, and thanks to the cover managed to get within forty yards or so of the great brutes*); bei *sampler* sollte statt „Muster" genauer „Stickmuster" stehen.

Die Texte des II. Theiles der „*Collection of Tales and Sketches*" sind: 1. *Old Stones* von Mrs. Craik (Schilderung eines

Ausfluges der Verfasserin nach den culturgeschichtlich interessanten „Stonehenge“ bei Salisbury), 2. *A Faithful Retainer* von James Payn (Schilderung des Abenteuers eines reichen Engländers in Monte Carlo), 3. *Two Excursions from London* von Henry James, 4. Die bekannte Perle der englischen Erzählungskunst *Will o' the Mill* von R. L. Stevenson und 5. *From San Francisco to New York*, ein Bruchstück aus dem berühmten Reisewerk *Oceana* von J. A. Froude. In dem Commentar zu dem letzteren Stücke fehlen sachliche Anmerkungen zu *California* (S. 98, Z. 22), *an Irish fair* (S. 99, Z. 12), *the Palais Royal* (S. 100, Z. 15), *Penjdeh* (S. 100, Z. 30), *the Civil War* (S. 101, Z. 18), *the Mississippi* (S. 107, Z. 80), *the Rocky Mountains* (S. 108, Z. 17), *the Sierra Nevada* (S. 111, Z. 18), *Canada* (S. 121, Z. 27), *New Jersey* (S. 127, Z. 22); auch eine Karte des durchreisten Gebietes sollte nicht fehlen. Die Behauptung des Verfassers „*The Americans have no war-fleet, being safe in the notoriety of their strength*“ (S. 124, Z. 12—14) ist wohl schon lange nicht zeitgemäß. Zu dem Wörterbuche mögen einige Verbesserungen und Zusätze folgen: S. 11. *be;* es fehlt die Bedeutung „sich verhalten“ (S. 96, Z. 9 *As a granite block is to the atoms of which it is composed when disintegrated, so* a r e *men in organic combination to the same men only aggregated together*). — S. 26 „*consequential* folgerecht; entsprechend“; es heißt auch „wichtigthuend“ (S. 100, Z. 18 *Unnumbered niggers attended in full dress, with the* c o n s e q u e n t i a l l y *deferential manners of a duke's master of the household).* „*warn* verwarnen, ermahnen“; ergänze „aufmerksam machen“ (S. 101, Z. 25 *I was* w a r n e d *that I must in no case leave it without visiting the big trees and the Yosemite Valley).* Die Angabe „*Wiltshire,* engl. Grafschaft“ ist ungenau, daher wertlos.

Schließlich will ich noch einen Mangel berühren, der beiden Bändchen gemeinsam ist. Während es sonst in Schulausgaben üblich ist, von dem Schriftsteller des abgedruckten Werkes eine biographische Skizze zu geben, erfahren wir von dem Leben und Wirken der in den beiden Bändchen vertretenen 11 Autoren so gut wie gar nichts.

Die beiden von Dr. Feyerabend und Fräulein Johanna Bube aus englischen Schulbüchern und größeren einschlägigen Werken zusammengestellten „Literaturgeschichten“ weichen trotz des gleichartigen Stoffes, den sie behandeln, in ihrer Anlage bedeutend von einander ab. Während der erstere durch Charakteristiken der einzelnen Literaturepochen und durch ästhetische Würdigung der Werke der einzelnen Schriftsteller das Verständnis des Lesers für die Entwicklung der englischen Literatur zu wecken sucht, bestrebt sich die letztere, uns die wichtigsten Werke jedes behandelten Schriftstellers durch Inhaltsangaben und Proben concret vor Augen zu führen. Beide sind in ihrer Art gelungen und eignen sich vortrefflich als Lectüre für die Oberstufe von Realschulen, Real-

gymnasien, Gymnasien, Lyceen, höheren Töchterschulen und anderen höheren Schulen; auch Candidaten und Candidatinnen für das Lehramt des Englischen an Bürgerschulen usw. sind sie bestens zum Studium zu empfehlen. Zu bedauern ist nur, dass in diesen Bändchen die Geschichte der englischen Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur wenig berücksichtigt wird; so werden von Feyerabend aus diesem Zeitraume nur vier (Tennyson, Dickens, Thackeray, Carlyle), und von Bube nur zwölf Autoren (außer den genannten noch Robert Browning, Elizabeth Barett-Browning, Swinburne, Austin, Bulwer, Georg Eliot, Charles Kingsley, J. A. Froude) erwähnt.

Die „Anmerkungen" und das „Wörterbuch" beider Bändchen verdienen alles Lob; in dem letzteren sind auch die Eigennamen mit genauer Angabe der Aussprache verzeichnet.

Modern English Writers. Band I. Alone in London by Hesba Stretton. Für den Schulgebrauch mit Anmerkungen und einem Wörterbuch herausgegeben von Dr. Hans Nehry. II. durchgesehene Auflage. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1900. 96 SS. Preis 1 Mk.

Der Inhalt dieser Erzählung ist folgender: Ein armer alter Zeitungsverkäufer verstößt seine einzige Tochter, weil sie sich gegen seinen Willen mit einem Soldaten verheiratet hat, nimmt sich aber der kleinen Enkelin, die ihm seine Tochter vor ihrer Abreise nach Ostindien in das Haus geschickt hat, an und erzieht sie nach besten Kräften. Als das Mädchen stirbt, wäre der alte Mann seiner Verzweiflung darüber erlegen, wenn nicht die Eltern des Mädchens mit einem jüngeren Kinde zurückgekehrt wären und dem alten Manne den Lebensabend verschönert hätten.

Diese in einfacher, zum Theil mit Slang gemischter Sprache erzählte Geschichte scheint sich in Schulkreisen einer ziemlichen Beliebtheit zu erfreuen, da sie in fünf Jahren (von 1895—1900) eine zweite Auflage erlebt hat. „Durchgesehen" wird aber diese Auflage wohl mit Unrecht genannt, da sowohl die „Anmerkungen" als auch das „Wörterbuch", die zusammen ein Heftchen von 34 Seiten ausmachen, dieselben Versehen und Lücken zeigen, die ich bei der Besprechung der I. Auflage in dem „Beiblatte" zur „Anglia", Bd. VI, S. 186 ff. aufgezählt habe.

Readings on Shakespeare. Illustrative of the Poet's Art, Plots and Characters. Ein Lesebuch für höhere Schulen, insbesondere Gymnasien, und zum Selbststudium. Von Dr. J. Hengesbach, Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Kiel. Ein Wörterbuch ist gesondert erschienen. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung Hermann Heyfelder 1901. X u. 207 SS.

Da Shakespeare aus sprachlichen und anderen Gründen an Gymnasien nicht im Original gelesen werden kann, empfiehlt es sich, dass die Schüler den Dichter aus der Schlegel-Tieck'schen

Übersetzung kennen lernen und die daraus gewonnenen Eindrücke durch die Lectüre englischer Abhandlungen über die gelesenen Werke vertiefen. Die hier vorliegenden neun Essays sind verschiedenen Literarhistorikern und Kritikern entnommen und zeichnen sich daher durch eine reizvolle Mannigfaltigkeit in der Behandlung ihres Stoffes aus. Der erste Aufsatz, der über die Königsdramen handelt, zeigt uns, wie sich der Dichter allmählich zu immer größerer Reife entwickelt; die folgenden Nummern bringen entweder Analysen einzelner Charaktere (2. Portia, 4. Coriolanus und Volumnia, 6. Jago, 7. Cornelia) oder selbständige Inhaltsangaben (5. Macbeth, 8. Hamlet, 9. Tempest); in Nr. 3 wird die Art und Weise erörtert, wie Shakespeare im Julius Cäsar den Plutarch benützt hat.

Die den Texten folgenden „Erklärenden Zusätze" (S. 196 bis 207) erschließen dem Leser das Verständnis aller sachlichen und sprachlichen Schwierigkeiten.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.

Picturesque and Industrial England. Für den Schulgebrauch ausgewählt und herausg. von Dr. J. Klapperich. I. Theil: Einleitung und Text. II. Theil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Mit 27 Abbildungen und 2 Karten. VII u. 216 SS. Preis beider Theile geb. 2 K 40 h. — *Ascott R. Hope, Young England.* Für den Schulgebrauch herausg. von Oberlehrer Dr. J. Klapperich. I. Theil: Einleitung und Text. II. Theil: Anmerkungen. Mit 5 Abbildungen. VI u. 128 SS. Preis beider Theile geb. 1 K 70 h. Hierzu ein Wörterbuch (70 SS.). Preis steif broschiert 84 h. — *Mark Twain, A Tramp Abroad.* Ausgewählte Capitel, für den Schulgebrauch herausg. von Dr. Max Mann. I. Theil: Einleitung und Text. II. Theil: Anmerkungen. VI u. 112 SS. Preis beider Theile geb. 1 K 50 h. Hierzu ein Wörterbuch (46 SS.). Preis 60 h. — *G. A. Henty, Both Sides the Border.* In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausg. von Dr. Karl Münster. I. Theil: Einleitung und Text. II. Theil: Anmerkungen. V u. 146 SS. Preis beider Theile geb. 1 K 80 h. Hierzu ein Wörterbuch (51 SS.). Preis 75 h. Wien und Prag, F. Tempsky 1900 u. 1901.

Das Bändchen „*Picturesque and Industrial England*" ist eine Art „Bädekker" von England. Nach einigen einleitenden Abschnitten über Lage, Gestalt, Klima, Bevölkerung, Straßen und Flüsse Englands werden wir zunächst mit London und seinen Sehenswürdigkeiten, dann auch mit anderen Städten, wie Brighton, Winchester, den Hafenstädten der Südküste, Bristol, Birmingham, Warwick, Sheffield usw. bekannt gemacht; dazwischen haben wir Gelegenheit, einen Blick auf die Leuchtthürme, die Docks, Eisenbahnen, Canäle usw. zu werfen und das Nöthigste über Handel und Industrie in den einzelnen Grafschaften zu erfahren. Eine Karte Englands, ein Plan von London und zahlreiche Abbildungen tragen zur Veranschaulichung des Gebotenen wesentlich bei.

Der Titel „*Young England*" des folgenden Bändchens rührt daher, weil es vier Geschichten aus dem englischen Schulleben

von dem bekannten Jugendschriftsteller Ascott Hope bringt. Diese Texte zeichnen sich durch eine einfache, leichte Sprache aus und eignen sich, wie das vorerwähnte Bändchen, schon im zweiten Jahre des englischen Unterrichtes zur Classen- oder Privatlectüre.

In den von Dr. Max Mann ausgewählten Capiteln aus Mark Twains *„A Tramp Abroad“* schildert uns der amerikanische Humorist seinen Aufenthalt in Heidelberg, sowie eine von ihm und einem Freunde unternommene Fußtour nach Heilbronn, von wo sie neckarabwärts auf einem Floße zurückkehren. Die Reiseskizzen werden in angenehmer Weise durch hübsche Erzählungen, zumeist Sagen und Märchen, die sich an die von den Wanderern berührten Orte knüpfen, unterbrochen.

„Both Sides the Border“ von G. A. Henty ist eine historische Novelle à la Walter Scott, die uns in die unruhige Zeit König Heinrichs IV. versetzt. Wir sind Zeugen der Unterhandlungen, die zu dem unnatürlichen Bündnisse des Grafen von Northumberland und seines Sohnes Heißsporn mit Glendower von Wales und Sir Edmund Mortimer führen; dem Aufstande macht aber der König durch seinen Sieg bei Shrewsbury ein rasches Ende. Mit der Darstellung der geschichtlichen Ereignisse ist sehr geschickt eine fesselnde Erzählung aus dem gewöhnlichen Leben verknüpft.

Die beiden zuletzt erwähnten Bändchen sind als Classen- und Privatlectüre auf der Oberstufe der höheren Lehranstalten bestens zu empfehlen. Die „Anmerkungen“ und das „Wörterbuch“ halten sich in Bezug auf Gediegenheit und Gründlichkeit auf der Höhe der übrigen Bändchen der Freytag'schen Sammlung.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

B. Böttiger, Allgemeine Religionsgeschichte. Eine kurz gefasste Darstellung der wichtigsten außerchristlichen Religionen. Leipzig, Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung. 8°, V und 55 SS.

Ein Vorwort orientiert den Leser über den Zweck des Büchleins. Der Verf. will in „unserer so glaubensarmen Zeit, wo (sic!) so mancher vom väterlichen Glauben abgefallen ist oder ihm doch wenigstens gleichgiltig gegenübersteht“, durch selbes Schule und Haus zur Glaubenstreue zurückführen und sie von der Wahrheit und Hoheit unseres christlichen Glaubens überzeugen. B. verspricht sich diesen Erfolg daraus, dass gezeigt werden soll, „wie weit die Heiden durch eigenes Suchen und Ringen in der Gotteserkenntnis vorgeschritten sind, welche Mängel und Irrthümer ihren Lehren noch angehaftet haben, in welch grausame Verirrungen der Menschengeist oft gerathen ist, um den Zorn der Götter zu versöhnen und Frieden für seine eigene Seele zu suchen“. „Es soll den Schülern aus der Thatsache, dass alle Völker vom dunklen

Gottesbewusstsein erfüllt waren, der Beweis hervorgehen, dass es einen Gott geben müsse; dann aber sollen sie durch einen Vergleich ihrer christlichen Religion mit allen anderen zu der Erkenntnis gelangen, dass diese die höchste und vollkommenste ist." Das Büchlein schließt daher mit dem Ergebnisse: „An der Unzulänglichkeit aller anderen Religionen bewahrheitet sich der Bibelspruch: 'Es ist in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden, denn allein des Herrn Jesu'".

So sympathisch uns im allgemeinen die Absicht des Verf.s sein mag, sowenig konnten wir die Überzeugung gewinnen, dass sie durch das in dem Büchlein Gebotene auch nur annähernd erreicht werden könne. In 10 Capiteln werden die Religionen der orientalischen Völker, der Griechen, Römer, Muhamedaner und Germanen etwa in dem Umfange behandelt, der dem Stoffausmaße im Untergymnasium entsprechen dürfte. Nirgends begegnet dem Leser der Hinweis auf „grausame Verirrungen des Menschengeistes, um den Zorn der Götter zu versöhnen", vielmehr gewinnt man die Vorstellung, dass überall Gebete und Opfer die hauptsächlichsten Momente des Gottesdienstes bildeten. Der Verf. scheint nicht zu beanspruchen, dass sein Büchlein als Ergebnis wissenschaftlicher Forschungen aufgefasst werde. Was er im Capitel II, § 11 über die Religionsschriften der Assyrer und Babylonier schreibt, verräth sehr geringe Kenntnisse in der Assyriologie. Das im Jahre 1899 bereits in 5. Auflage erschienene Werk Kaulens über Assyrien und Babylonien (Freiburg, Herder) hätte ihn unterrichten können, dass nicht erst der englische Forscher George Smith im Jahre 1873 die Thontäfelchen mit den Keilinschriften fand und entzifferte. Bereits 200 Jahre früher veröffentlichte Chardin in seiner persischen Reisebeschreibung eine vollständige Inschrift. Auch sonst finden sich in dem Büchlein manche Anschauungen niedergelegt, die so ziemlich als veraltet gelten können. Von den neuest erschienenen Werken hätten eingesehen werden sollen: Krall, Grundriss der altorientalischen Geschichte (Wien, Hölder 1899); Hardy, Indische Religionsgeschichte (Sammlung Göschen); Guthe, Geschichte des Volkes Israel (Grundriss der theol. Wissenschaften ed. Achelis, Baumgarten, Freiburg, Mohr 1899); Bastian, Culturhistorische Studien unter Rückbeziehung auf den Buddhismus I. (Berlin, Haack 1900).

Die Entwicklung der religiösen Ideen und deren Beeinflussung durch die verschiedenartigsten Factoren, der stete Wandlungsprocess, angefangen von dunklen Vorstellungen bis zu einem durch die Priesterschaft fixierten Kanon, konnten natürlich in einem Büchlein von 55 Seiten Umfang mit keiner Silbe erwähnt werden. Es berührt eigenthümlich, die Religion der Ägypter auf drei Druckseiten abgethan zu sehen und dem Leser zuzumuthen, dass er nun über die phänomenale Geistesarbeit mehrerer Jahrtausende ein

annähernd richtiges Urtheil habe gewinnen können. Ob der Verf. mit „seinem Werke“ einem fühlbaren Bedürfnisse abgeholfen hat, möge sich jeder selbst beantworten, der das Büchlein, „bei dessen äußerer Ausstattung und Ausführung keine Kosten gescheut wurden“, einiger Durchsicht unterzieht.

Mies. Director Dr. G. Juritsch.

Richters Atlas für höhere Schulen. Völlig neu bearbeitet von O. Richter und C. Schultes. 45 Karten mit 40 Nebenkarten. 23. Aufl. Glogau, C. Flemming 1901. Preis 5 Mk.

Klarheit der Zeichnung und sorgfältige Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse höherer Schulen bei der Auswahl des Stoffes zeichnen auch die neu bearbeitete Auflage des Richter'schen Atlasses aus. Nichtsdestoweniger muss hervorgehoben werden, dass der Verwendung der Mercatorprojection ein viel zu weites Feld eingeräumt wurde, da diese in allen Fällen, wo es sich um Vergleichung von Flächen handelt, falsche Vorstellungen erweckt. Sie hätte wenigstens der Darstellung culturgeographischer Verhältnisse nicht zugrundegelegt werden sollen. Außerdem sucht man vergeblich nach der „mit Entschiedenheit angestrebten Einheitlichkeit“ des Kartenmaßstabes, von der das Vorwort spricht. Von den Erdtheilen haben beispielsweise nur Afrika und die Nebenkarte von Australien den gleichen Maßstab. Dasselbe gilt, von Spanien, Frankreich, Großbritannien und Italien abgesehen, von den Ländern Europas. Stärker noch als dieser Mangel, dessen Behebung, wie es scheint, die Verff. einer späteren Auflage vorbehalten, macht sich das Fehlen jeder Commensurabilität der einzelnen Kartenmaßstäbe fühlbar. Eine absonderliche Verjüngung (1 : 430.000) zeigt die Nebenkarte zur Karte der Österr.-Ungar. Monarchie. Auf Blatt 9 vermisst man die Verwertung der Ergebnisse der Valdiviaexpedition. Das Zuckerhutprofil und die einheitliche Höhe der Schneegrenze auf Karte 16 sind unnatürlich. Die Höhenzahl beim Hochgolling auf Karte 23 ist unrichtig. Karte 24 konnte wegen des mit Blatt 23 nahezu gleichen Inhaltes wegbleiben. Auf Karte 35, besonders aber auf Blatt 37 sollten die vergletscherten Gebiete ersichtlich gemacht sein.

Wien. J. Müllner.

Praxis der Gleichungen. Von Dr. C. Runge, Professor an der techn. Hochschule zu Hannover. Mit 8 Figuren. Leipzig, G. J. Göschen 1900.

Der Verf. behandelt in diesem der Sammlung Schubert angehörenden Buche die linearen Gleichungen, die nicht linearen

Gleichungen mit einer und mehreren Unbekannten, die ganzen rationalen Functionen. Er setzt namentlich die praktischen Methoden sehr genau auseinander und liefert hierbei sehr schätzenswerte, oft weniger bekannte Winke. Als Anwendung der Auflösung linearer Gleichungen zeigt er auch allgemein und an Beispielen die Ausgleichung von Beobachtungen durch die Methode der kleinsten Quadrate.

Bei der Berechnung der nicht linearen Gleichungen mit einer Unbekannten wird auch das sehr nützliche Iterationsverfahren besprochen und auch die Umkehrung einer Reihe dargethan. Das Verfahren der Iteration findet auch Anwendung auf die Lösung von nichtlinearen Gleichungen mit mehreren Unbekannten, wenn die Gleichungen auf die Form

$$x = \varphi(xy),$$
$$y = \psi(xy)$$

gebracht worden sind.

In der Behandlung ganzer rationaler Functionen einer Veränderlichen ist besonders die Berechnung einer ganzen Function aus einer Anzahl ihrer Werte belangreich. Die Auffindung der Anzahl der reellen Wurzeln, die Berechnung derselben wird in sehr anschaulicher Weise gelehrt. Besonders instructiv müssen wir die Anwendung der graphischen Methode bei der Berechnung einer ganzen Function bezeichnen. Ebenso leistet die Anwendung der Additionslogarithmen bei der Wurzelbestimmung sehr gute Dienste. Die Methoden, um trinomische Gleichungen zu lösen, hat der Verf. an mehreren Beispielen gezeigt. Die Graeffe'sche Methode zur Berechnung der Wurzeln, die im Folgenden erläutert wird, gestattet, von der gegebenen Gleichung ausgehend, ohne Kenntnis von Näherungswerten der Wurzeln mit beliebiger Genauigkeit zu den Werten aller Wurzeln zu kommen. Durch eine verhältnismäßig einfache Rechnung findet man aus den Coëfficienten einer Gleichung jene einer anderen Gleichung, deren Wurzeln die Quadrate der Wurzeln der ersten Gleichung sind, und setzt dieses Verfahren in derselben Weise fort. Die so auseinandergezogenen Wurzeln einer Gleichung lassen sich sehr leicht aus den Coëfficienten der Gleichung bestimmen.

Schließlich wird noch der Sturm'sche Satz erörtert, durch den es gestattet wird, über die Anzahl der reellen und complexen Wurzeln einer Gleichung von vorneherein einen Aufschluss zu erhalten, ohne die Wurzeln selbst zu ermitteln.

Das Buch entspricht einem eminenten praktischen Bedürfnisse und wird dem Studierenden wesentliche Dienste leisten. Das Verständnis der vorgetragenen Theoreme wird durch mannigfache Beispiele in bester Weise gefördert.

Grundriss der Experimentalphysik und Elemente der Chemie, sowie der Astronomie und mathematischen Geographie. Zum Gebrauch beim Unterrichte an höheren Lehranstalten und zum Selbststudium. Von E. Jochmann; herausgegeben von O. Hermes u. P. Spies. Mit 407 Figuren, 4 meteorologischen Tafeln u. 2 Sternkarten. 14., vollständig umgearbeitete Auflage. Berlin, Winckelmann u. Söhne 1900.

Die neuesten Fortschritte auf den Gebieten der physikalischen Methodik und die Berücksichtigung der wesentlichsten neuen Entdeckungen haben eine vollständige Umarbeitung des bekannten Grundrisses der Experimentalphysik von Jochmann erforderlich gemacht. Im allgemeinen ist die Anordnung des Inhaltes sowohl in den aufeinanderfolgenden Abschnitten, als auch in den einzelnen Paragraphen fast dieselbe wie in den früheren Auflagen geblieben. Der Energiesatz wurde mit Recht noch mehr betont, als es früher der Fall war, und auf die Erklärung der verschiedenen Naturerscheinungen angewendet. Durch eine geeignete Auswahl und Besprechung der Experimente wurde das Material geliefert, aus dem die hauptsächlichsten physikalischen Begriffe hervorwachsen können. Das macht sich namentlich in der Elektricitätslehre sehr vortheilhaft geltend. Die meisten Änderungen wurden auch in diesem physikalischen Abschnitte vorgenommen, da gerade in der Elektricitätslehre die meisten neueren Entdeckungen gemacht wurden. Übrigens sind auch andere Partien in neuer Form besprochen oder durch Abbildungen, von denen wir eine Reihe von neuen angetroffen haben, erläutert worden.

Auf die absoluten Maße ist die gebührende Rücksicht genommen worden. — Gut wäre es gewesen, den Unterschied zwischen dem specifischen Gewichte eines Körpers, dessen absoluter und relativer Dichte besonders zu betonen. — Die Chemie ist in sehr entsprechender Weise sowohl in ihrem theoretischen, als auch in ihrem praktischen Theile dargestellt worden. Einige wesentliche Erscheinungen der organischen Chemie hätten immerhin aufgenommen werden können. — Die Methode der Bestimmung des Gewichtes der Erde mittels der Doppelwage ist auch durch eine schematische Figur verdeutlich worden. — Die allgemeine Giltigkeit des archimedischen Gesetzes (nicht nur für einen prismatischen Körper, sondern auch für einen beliebig gestalteten) hätte erwiesen werden sollen. — Von dem kaum mehr gebrauchten Gewichtsaräometer hätte Abstand genommen werden können. — Die Wellenlehre hätte wohl etwas mehr mathematisch gefasst werden sollen, als es im Buche geschehen ist. — Der Strahlengang in einem Prisma ist constructiv genau durchgeführt worden; ebenso wurde die Bedingung für das Minimum der Deviation in vollkommen strenger Weise deduciert; ob aber diese Betrachtungen — vorzugsweise in Anbetracht der relativ wenigen Lehrstunden, welche der Physik zugemessen sind — beim Unterrichte vorzunehmen sind, möchte

Ref. bezweifeln. Die Erklärung des Regenbogens ist nach Cartesius vorgenommen worden, obwohl man heutzutage die richtige Beugungstheorie dieser Erscheinungen, welche zuerst von Airy gegeben wurde, auch schon schulgerecht gemacht hat.

Als Anhang zur Wärmelehre ist in ganz kurzer Weise die Meteorologie behandelt worden. Es wurde in diesem Abschnitte mehrfach auf das ausgezeichnete Lehrbuch dieses Gegenstandes von Mohn Bezug genommen. — Die Einführung des Begriffes Potential halten wir in der hier angegebenen Weise für verunglückt. Potential und Elektricitätsgrad kann man identificieren, Potential und elektrischen Zustand aber nicht, am allerwenigsten aber Potential und Spannung. Eine derartige Behauptung muss als ein schwerwiegender Fehler der Darstellung bezeichnet werden. Besser wäre es gewesen, an den Begriff der potentiellen Energie wieder anzuknüpfen und der Bedeutung des Potentiales als Arbeitsbegriffes auch einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Bedeutung der Dielektrika ist ebenfalls nicht das Augenmerk geschenkt worden, welches erforderlich erscheint, um den modernen Standpunkt der Elektricitätsforschung vollauf zu erfassen. Vom Volta-schen Fundamentalversuche in der Lehre vom Galvanismus auszugehen ist didaktisch veraltet. Es wäre die höchste Zeit, wenn einmal in unsere Lehrbücher ein freierer Geist käme!

Die alte Theorie von Grothus der elektrochemischen Erscheinungen hätte ganz entfallen sollen, dafür wäre ein weiteres Eingehen in die Forschungen von Clausius und Arrhenius auf diesem Gebiete erwünscht gewesen. Kurz wird der Abschnitt über elektrische Schwingungen und stehende elektrische Wellen abgehandelt.

Die mathematische Geographie und Astronomie sind in derselben anerkennenswerten Weise dargestellt worden, welche wir schon bei der Besprechung der früheren Auflagen betont haben.

Wenn das Buch von manchem überflüssigen alten Materiale befreit sein wird, wenn auch die Didaktik der Physik, die unserer jetzigen Zeit entspricht, mehr in den Vordergrund treten wird, dann wird das Buch sich sicherlich noch mehr Freunde erwerben, als es deren schon besitzt. Die Elektricitätslehre könnte auf Grund der Kraftlinientheorie und des Arbeitsbegriffes des Potentiales ganz umgestaltet werden und würde — davon ist Ref. vollkommen überzeugt — dem Schüler in dieser reformierten Darstellung mehr Interesse abgewinnen, als in jener Form, die uns in dem Buche entgegentritt.

Zweckmäßig wäre es, wenn in einer künftigen Auflage dem Buche auch Übungsbeispiele zugefügt würden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. J. C. Kreibig, Die fünf Sinne des Menschen. Ein Cyklus volksthümlicher Universitäts-Vorlesungen. Leipzig, B. G. Teubner 1901. 30 Abbild. 130 SS. Text. Preis geh. 1 Mk.

Der Verf. hatte im November 1899 in Wien einen Cyklus volksthümlicher Universitäts-Vorlesungen gehalten, welche in der Hauptsache die Anzahl, Benennung, Leistung und Bedeutung der Sinne betrafen. Das rege Interesse, dessen sich diese Vorlesungen bei der zahlreichen Zuhörerschaft erfreuten, bestimmte den Verleger, an Hrn. Dr. Kreibig mit dem Ersuchen heranzutreten, den Stoff derselben in einem Bändchen seiner Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens (Aus Natur und Geisteswelt) zu veröffentlichen.

Nach einer kurzen, allgemeinen Charakteristik des einzelnen Sinnesgebietes bespricht der Verf. zunächst das Organ und seine Functionsweise, dann die als Reiz wirkenden äußeren Ursachen und zuletzt den Inhalt, die Stärke, das räumliche und zeitliche Merkmal der Empfindungen. Am ausführlichsten ist der Gehörs- und der Gesichtssinn behandelt.

Die Lectüre dieses ungemein anziehend geschriebenen Büchleins wird jeden, der sich über sein Sinnesleben unterrichten will, ganz befriedigen, denn der Verf. bringt die neuesten wissenschaftlichen Forschungen zur Sprache und versteht es, trotz des oft schwierig zu behandelnden Stoffes gemeinverständlich zu bleiben.

Dr. Thomés' Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz. V. Band: Kryptogamenflora (Moose, Algen, Flechten, Pilze) von Dr. W. Migula. 1. Heft. Gera, Friedrich v. Zezschwitz. Subscriptionspreis 1 Mk.

Um dem Mangel einer passenden Kryptogamenflora mit genügenden und guten Abbildungen abzuhelfen, dann, um die verbreitete Thomé'sche Flora, die bereits in ihrem 1. Bande die Farne behandelt, zu vervollkommnen, betraute der Verleger Hrn. Dr. Migula, Mitbearbeiter der ersten großen Kryptogamenflora, mit der Aufgabe, eine neue Kryptogamenflora zu schreiben. Das Werk, dessen 1. Lieferung dem Ref. vorliegt, dürfte etwa 15.000 Arten und ebenso viele Varietäten in drei Bänden oder 40—45 Lieferungen mit ca. 320 colorierten und schwarzlithographierten Tafeln umfassen. Die 1. Lieferung enthält fünf prachtvoll colorierte, drei schwarzlithographierte Tafeln und 32 Seiten Text. In demselben wird der Aufbau der Moospflanze eingehend und leicht fasslich geschildert, ferner werden Winke über das Aufsuchen, Sammeln und Bestimmen der Moospflanzen gegeben. Die sich daran reihende Darstellung der Laubmoose schließt sich im System eng an Limprichts Laubmoose in Rabenhorsts Kryptogamenflora von Deutschland an.

Wr.-Neustadt. H. Vieltorf.

Die Kunst auf der Pariser Weltausstellung. Von W. v. Seidlitz. Leipzig, Seemann 1901. kl. 8⁰, 109 SS. Preis 2 Mk.

Diese ursprünglich in der Montagsbeilage des „Dresdener Anzeigers" erschienenen Berichte liegen hier gesammelt vor. Die einzelnen Abschnitte beschäftigen sich mit dem Kunstgewerbe, der Baukunst, Malerei, Bildhauerei, mit der berühmten retrospectiven Ausstellung, der charakteristischen Centennar-Ausstellung, der Ausstellung der Stadt Paris, mit einigen kleineren Ausstellungen und denen der einzelnen Nationen. Von besonderem Interesse sind für uns die Bemerkungen über das österreichische Kunstgewerbe und das österreichische Haus, die seitens des durch seine Objectivität bekannten Kritikers uneingeschränktes Lob ernten. Ausführlich behandelt sind auch die bisher wenig berücksichtigten Ausstellungen der Möbel, der Keramik, der verblüffenden spanischen Wandteppiche im spanischen Hause, der englischen Gemälde und der japanischen Kunstwerke. Für Historiker und Kunstfreunde verweisen wir auf die Notiz, dass die schönsten spanischen Wandteppiche im „Figaro illustré", Nr. 130, vom Januar 1901 in großen, farbigen Abbildungen erschienen.

Troppau. Rudolf Böck.

The English World. A Monthly Review. Leipzig, B. G. Teubner.

Diese Zeitschrift stellt sich zur Aufgabe, solche Artikel zu veröffentlichen, welche über die politischen und culturellen Verhältnisse Englands Aufschluss geben. Sie wendet sich nicht nur an den Kaufmann, Beamten und überhaupt an die weiteren Kreise der Gebildeten, sondern entspricht auch dem Bedürfnisse des englischen Unterrichtes an Schulen, indem sie einem Hauptziele desselben, die Kenntnis des fremden Volksthums zu vermitteln, entgegenkommt. Dem entsprechend ist der Inhalt außerordentlich reich und mannigfaltig. So enthält das vorliegende 1. Heft (Januar 1901) einen Artikel über den engen Zusammenschluss von Mutterland und Colonien, Berichte aus Süd-Afrika, eine Besprechung der Landarbeiter-Frage, zwei novellistische Skizzen, eine Beschreibung abergläubischer Gebräuche in Suffolk und der neuen elektrischen Untergrundbahn in London, Theater- und Literaturberichte, eine Schilderung von Richmond und eine große Anzahl kleinerer Nachrichten. Die einzelnen Artikel sind meist englischen Zeitschriften und Büchern neuesten Datums entnommen und mit großem Verständnisse ausgewählt und zusammengestellt. Auch zahlreiche hübsche Abbildungen sind beigegeben. Jedes Heft hat mindestens drei Bogen Umfang und kostet 50 Pf. Der Preis für das Halbjahr beträgt 3 Mk. Druck und sonstige Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig. 'The English World' ist also in jeder Hinsicht zu empfehlen, insbesonders zur Anschaffung für Lehrerbibliotheken.

Wien. Dr. Alois Würzner.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Über die Bedeutung der Hausaufgaben in der Organisation des fremdsprachlichen Unterrichtes.

Verständnis und freier mündlicher Gebrauch der Sprache sind die Ziele jedes Sprachunterrichtes. Doch sind beide Ziele nicht immer erreichbar. Man muss nämlich die beiden Gruppen der classischen und modernen Sprachen hinsichtlich des anzustrebenden Zieles unterscheiden. So gewiss es unbestritten ist, dass der Unterricht in den modernen Sprachen so weit geführt werden müsse, dass die Schüler sie auch im mündlichen Gebrauch frei beherrschen, so gewiss ist es auch, dass dieselbe Forderung bezüglich der classischen Sprachen vom Standpunkt unserer Zeit nicht mehr gestellt wird. Seitdem nämlich auch die Wissenschaft sich der modernen Nationalsprachen bedient, entfällt einerseits die Nothwendigkeit, das Ziel des altclassischen Unterrichtes so hoch zu stecken, anderseits erwächst die Nothwendigkeit, die wichtigsten modernen Sprachen dem Jünger der Wissenschaft, sofern er die Leistungen der anderen Culturvölker beachten soll, zugänglich zu machen.

Für die classischen Sprachen also begnügt man sich mit dem näheren Ziele, dem Verständnisse der lateinischen und griechischen Autoren, deren Gedankeninhalt die studierende Jugend für die Ideale der Schönheit und Tugend begeistern soll.

Ob wir nun das nähere oder weitere Ziel des fremdsprachlichen Unterrichtes ins Auge fassen, in beiden Fällen kann sich die Schule nicht darauf beschränken, die Sprachkenntnisse einfach mitzutheilen, ohne sich zu überzeugen, ob der in die Seele des Schülers gelegte Same aufgegangen ist und kräftige Wurzeln geschlagen hat. Was der Lehrer ihm gegeben, muss der Schüler wiedergeben und zeigen, dass der Eindruck des Empfangenen nachhaltig und klar zu seinem Bewusstsein gelangt ist. Die Schule muss, um es kurz zu sagen, ihre Schüler in den neuen Begriffen üben, fleißig üben.

Die mündliche Übung erhält ihre Verstärkung und Vervollständigung durch die schriftliche Fixierung, welche das in der Vorstellung

Geschaute nun auch dem Auge sinnfällig macht. Mündliche und schriftliche Übungen sind einander ergänzende und unerlässliche Erfordernisse des Sprachunterrichtes. Ihre Einrichtung richtet sich nach den Bedürfnissen und Verhältnissen der Lernenden und wird am vollkommensten sein, wenn das mündliche und schriftliche Üben zweckmäßig abwechselt und die Thätigkeit des Gesichts- und Gehörsinnes in Anspruch nimmt.

Die Schule, welche es mit Massenunterricht zu thun hat, muss beide Wege betreten, um zum Ziele zu gelangen. Solange daher Schulen bestehen, gibt es schriftliche Übungen, welche stets als ein wesentliches didaktisches Mittel des Sprachunterrichtes betrachtet wurden, weil sie vor allem deutlich erkennen lassen, was der Schüler leisten kann.

Die Art und Zahl der schriftlichen Übungen schwankt allerdings nicht unbedeutend in den verschiedenen Perioden des Schulunterrichtes. Es sei gestattet, auf die Entwicklung der schriftlichen Aufgaben einen kurzen Rückblick zu werfen.

Der Organisationsentwurf für Gymnasien brachte naturgemäß auch in dieser Beziehung eine tiefgehende Reform. Vor dem Jahre 1848 war die Stellung der lat. Sprache eine ganz andere. Sie war die Sprache der Wissenschaft und der Gelehrten und musste demgemäß bis zur vollen Geläufigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch den Schülern beigebracht werden. Um diesen Kernpunkt der Schulorganisation bewegten sich die Lehrpläne der Jesuiten- und Piaristen-Gymnasien. Da gab es denn täglich vor- und nachmittag schriftliche Aufgaben, welche der Lehrer in der Schule ausbesserte, während die Schüler indessen allerlei Beschäftigungsübungen zu machen hatten. Monatlich mussten die Schüler eine lateinische Rede ausarbeiten (die Unterrichtssprache war von der III. Cl. an selbstverständlich die lateinische).

An dieser Forderung der täglichen schriftlichen Aufgaben hielt auch der von der Kaiserin Maria Theresia sanctionierte Lehrplan des Piaristen Gratianus Marx fest, der ausdrücklich aus praktischen Rücksichten bestimmte, dass „ohne Übungen im lat. Periodenbau zuhause und in der Schule kein Tag vorbeigelassen werden soll“. Dadurch war es möglich, dass von der III. Classe an das Schulbuch in lat. Sprache erklärt und überhaupt unterrichtet wurde. Die Übung der lat. Sprache im Sprechen und durch tägliche Aufgaben und Aufsätze war der Cardinalpunkt des Unterrichtes.

Der nur kurzlebige Reformplan (1808—1818) des Gymnasialpräfecten Innocenz Lang änderte trotz seines Fachlehrersystems an dem schriftlichen Aufgabenwesen auch nichts, und als man wieder zum Classenlehrer-System zurückkehrte, blieben die Forderungen in den schriftlichen Arbeiten dieselben bis zum Jahre 1848, welches auch im Unterrichtswesen die starren Fesseln brach und den Unterricht auf neue Grundlagen stellte.

Die bisherige Forderung des freien Gebrauches der lat. Sprache in Wort und Schrift wurde fallen gelassen und als Ziel der Mittelschulen die allgemeine Bildung bezeichnet, zu deren Aneignung die realistischen Lehrgegenstände in gleichem Maße beitragen sollten.

Aus diesem Grundsatz ergab sich eine wesentliche Einschränkung des Aufgabenwesens. Da die lat. Sprache von nun an nicht als Selbstzweck, sondern bloß als Mittel zur Erreichung der allgemeinen Bildung betrieben wurde, fiel ihre Verwendung als Unterrichtssprache weg und die alles erdrückenden schriftlichen Übungen wurden auf das nothwendige Maß beschränkt, um das bloße Verständnis der Sprache zu sichern. Dafür wurde jetzt der griechischen Sprache, der bisher nur eine untergeordnete Bedeutung beigelegt worden war, eine gleich sorgfältige Pflege zutheil.

Was nun die schriftlichen Hausaufgaben anlangt, so fordert der Organisationsentwurf für die I. Classe keine und begnügt sich mit dem Aufschreiben der in den Lectionen vorgekommenen Übersetzungen. Dagegen schreibt er wöchentlich eine halbstündige Composition vor.

In der II. Classe erscheinen neben den wöchentlichen Compositionen noch alle 2 Wochen Hausaufgaben (Pensa).

In der III. Classe neben 2 oder 3 Compositionen im Monat noch wöchentlich ein Pensum, im II. Semester bloß alle 2 Wochen.

In der IV. Classe wie in der III. im 2. Semester.

In den vier Oberclassen alle 14 Tage ein Pensum, alle 4 Wochen eine Composition. In der VII. Classe konnte statt der Pensa ein lat. Aufsatz über ein der Lectüre entnommenes Thema aufgegeben werden.

Im Griechischen wurde vom 2. Semester der III. Classe an verlangt alle 14 Tage ein Pensum, alle 4 Wochen eine Composition. Im Obergymnasium alle 4 Wochen ein Pensum oder eine Composition.

Wenn wir die Zahl der Hausaufgaben mit dem gegenwärtig geforderten Ausmaße vergleichen, so erscheinen uns die Ansätze des Organisationsentwurfes zu hoch gegriffen und in der Praxis nur mit einer Überbürdung der Lehrer mit Correcturen durchführbar.

Ganz anders urtheilte man darüber in den ersten Jahren des Organisationsentwurfes. Damals glaubten viele, dass die Zahl der Pensa viel zu klein sei, um einen günstigen Erfolg erzielen zu können. Damals schwebten noch die täglichen oder doch wenigstens dreimal in der Woche zu leistenden Hausaufgaben der verflossenen Zeit vor.

Da war denn der Vater des Organisationsentwurfes Prof. Bonitz bemüssigt, seine Schöpfung gegen solche Vorwürfe gehörig zu vertheidigen. Bonitz erklärte in dieser Zeitschr. Jahrg. 1851, S. 772 rundweg, es handle sich nicht um die Bequemlichkeit, sondern um den Schutz des Lehrers gegen abspannende Anstrengung, womit die Correctur der schriftlichen Arbeiten den Lehrer belastet, und legte die Mittel dar, durch welche den Übelständen, welche den Hausaufgaben anhaften, entgegen gearbeitet werden soll:

1. die Pensa seien für die Classification nur dann zu berücksichtigen, wenn sie mit der Qualität der Compositionen übereinstimmen;

2. von zwei gleichen Pensen sei nur eines zu corrigieren, das andere aber auf das erste zu verweisen;

3. bei Verdacht auf Hauslehrerarbeit sei zwar zu corrigieren, aber nicht zu censieren;

4. die Aufgaben sollen die Kräfte der Schüler nicht übersteigen, die corrigierten Arbeiten sollen mit den Schülern sorgfältig durchgegangen und die Correcta revidiert werden.

Durch drei Decennien hindurch blieb es bei der normierten Zahl der Hausaufgaben.

Die Erfahrung aber zeigte immer mehr, dass das geltende Ausmaß der Hausaufgaben, wenn sie vollständig im Sinne des Organisationsentwurfes (§ 51, 1) gehandhabt werden, nicht nur nicht zu gering, sondern mit einer unleidlichen Überhäufung des Lehrers mit häuslichen Correcturen verbunden ist. Die Folge war, dass sich an den einzelnen Lehranstalten eine Praxis entwickelte, die wohl dem praktischen Bedürfnisse Rechnung trug, mit den ursprünglichen Bestimmungen aber nicht mehr im Einklang war.

Die Aufsichtsbehörde aber drang auf die stricte Einhaltung des Organisationsentwurfes und bestimmte, dass zu Beginn eines jeden Semesters die Zahl und Termine der schriftlichen Hausarbeiten festgestellt und an keinem Tage mehr als eine schriftliche Hausarbeit abverlangt werde. Auch sollte die häusliche Thätigkeit der Schüler im Untergymnasium mit 2—3 Stunden, im Obergymnasium mit 3—4 Stunden annähernd bemessen werden.

Die stricte Betonung des Standpunktes des Organisationsentwurfes rief eine lebhafte Erörterung in Versammlungen und Zeitschriften hervor. Die eingehendste Darlegung der Undurchführbarkeit der bestehenden Vertheilung der Haus- und Schularbeiten brachte diese Zeitschr. Jahrg. 1884 aus der Feder des damaligen Prof. Dr. Aug. Scheindler.

Als hierauf in demselben Jahre die Verordnung des Ministeriums vom 26. Mai, Z. 10.128 mehrere Abänderungen des Lehrplanes und neue Instructionen für den Unterricht an Gymnasien brachte, waren darin die Klagen der Lehrerschaft zum Theil berücksichtigt.

Die Erleichterung bezog sich zunächst auf die III. Classe, wo statt der wöchentlichen Pensa bloß 2 Pensa im Monat und ebensoviele Compositionen vorgeschrieben wurden. In der IV. Classe waren die Pensa ebenso bemessen, den Compositionen jedoch ein Spielraum von 2—3 Wochen eingeräumt.

Im Griechischen wurden ebensoviele Pensa, aber nur eine Composition im Monat verlangt.

Im Obergymnasium wurden die Pensa von 2 auf 1 im Monat eingeschränkt, im Griechischen wurden von 4 zu 4 Wochen abwechselnd Pensa oder Compositionen verlangt.

Zu erwähnen ist noch, dass der grammatische Unterricht in der III. und IV. Classe auf 3 Stunden erhöht wurde.

Nichtsdestoweniger kam die Frage der Pensa nicht zur Ruhe. Es erschien der Min.-Erl. vom 2. Mai 1887, Z. 8752 (M.-V.-Bl. Nr. 15), der nicht unbedeutende Erleichterungen brachte. Gleichwohl erhoben sich immer wieder Stimmen, die den Pensen wegen der Möglichkeit des Unterschleifes nur geringen Wert beimaßen und von einer Censierung

derselben abriethen. Insbesondere knüpfte sich an einen Aufsatz Dr. Scheindlers „Aus der Schulpraxis" in der Zeitschr. „Mittelschule" 1889, welcher sich für das Corrigieren und Censieren derselben aussprach, eine lebhafte schriftliche Discussion in derselben Zeitschrift, und ganz besonders auf dem I. deutsch-österr. Mittelschultage zu Ostern 1889, wo zwei Anträge eingehend berathen wurden.

Der erste Antrag verlangte, die Pensa überhaupt durch Schularbeiten zu ersetzen; der zweite dagegen, es solle dem Lehrer freigestellt werden, die Pensa beizubehalten oder durch Compositionen zu ersetzen. Die Versammlung nahm den zweiten Antrag an. Schon damals gab es viele, welche die Pensa ganz abzuschaffen empfahlen, obwohl auch für die Beibehaltung derselben ernste und gewichtige Gründe vorgebracht wurden.

Eine tiefer gehende Änderung brachte der bekannte Min.-Erl. vom J. 1891, betreffend den Unterricht in den classischen Sprachen am Obergymnasium, der die Pensa im Obergymnasium aufhob, dafür aber in jedem Semester eine Schularbeit vorschrieb, die eine Übersetzung aus der fremden Sprache ins Deutsche liefert.

Mit der Aufhebung der Pensa im Obergymnasium traten die Bedenken, welche man in Lehrerkreisen gegen die Pensa von jeher hatte, auch bezüglich des Untergymnasiums wieder in den Vordergrund. Die zweite Auflage der Instructionen hält aber an den Bestimmungen vom Jahre 1887 und 1891 fest. Also im Lateinischen in der II. Classe monatlich 3 Compositionen mit halb- bis dreiviertelstündiger Arbeitszeit und 1 Pensum, in der III. und IV. Classe alle 14 Tage eine Composition von einer ganzen Stunde, alle 3 Wochen ein Pensum.

Im Griechischen wechseln alle 14 Tage eine Composition oder ein Pensum ab.

Das ist in den Hauptumrissen die Entwicklung der lat. und griech. Hausaufgaben.

Man muss zugeben, dass wir fast an der äußersten Grenze des Minimums angelangt sind. Denn weniger als ein Pensum im Monat kann man überhaupt nicht geben, wenn noch ein Zweck damit erreicht werden soll. Und es fehlt in der That nicht an Vertretern der Ansicht, dass man noch einen Schritt weitergehen und die Pensa mit Rücksicht auf die Schwierigkeit der Controle und auf die mehrfachen Übelstände, welche dabei zutage treten, vollständig beseitigen müsse.

Eine gründliche, allseitige Erörterung ist daher nicht bloß wünschenswert, sondern nothwendig, damit es einmal klar werde, ob wir bloß einen traditionellen, Schüler und Lehrer drückenden Ballast weiter schleppen oder ob wir einen integrierenden Bestandtheil des Unterrichtes und der Erziehung festhalten und womöglich besser ausnützen sollen.

Darüber gibt es wohl keine Meinungsverschiedenheit, dass das Wissen, welches der Schüler beim Unterrichte erworben hat, sich in ein Können verwandeln muss, dass die oft mühsam erfassten Begriffe fest-

gehalten, befestigt und erweitert werden müssen, und dass der Schüler mit diesen neuen Begriffen arbeiten lernen muss. Die Anleitung dazu erhält er in der Schule.

Die schriftliche Übung tritt erst ein, wenn die mündlichen Antworten erkennen lassen, dass die Schüler sich bereits einen denkrichtigen Vorgang angewöhnt und in ihre eigene Leistungsfähigkeit ein gewisses Vertrauen erlangt haben. Dieses Selbstvertrauen ist eines der wichtigsten Momente im Unterrichte und erfordert die sorgsamste und vorsichtigste Pflege seitens des Lehrers. Darum werden die anfänglichen schriftlichen Übungen so leicht als möglich sein und behutsam zur schwierigeren Arbeit fortschreiten.

Hat sich der Schüler im ersten Jahre angewöhnt, unter den Augen des Lehrers aus dem erlernten Wortmaterial richtige Sätze zu bilden, so ist es im zweiten Jahr an der Zeit, ihn einen weiteren Schritt zur selbständigen Arbeit machen zu lassen und ihm Aufgaben zur häuslichen Bearbeitung zu geben, bei der er seine Fassungskraft weiter versuchen und in Fällen von Unsicherheit das Lehrbuch nachschlagen kann. In solcher Arbeit liegt ein Schatz der Selbstbeobachtung, der Schärfung der Auffassung und des Selbstbewusstseins für das Richtige. Sind die Hausaufgaben dem Grade des Wissens gut angepasst und übersteigen sie nicht die Leistungsfähigkeit der Schüler, so verderben sie ihnen nicht nur nicht die Freude an der Arbeit, sondern entwickeln die freie Bethätigung des Könnens sehr günstig, indem jeder Schüler das, was er kann, auch zu zeigen und zu beweisen bestrebt ist. Fühlt sich der Schüler der Aufgabe gewachsen und findet sein ehrliches Bestreben die Anerkennung des Lehrers, so wird er wohl die Benützung einer fremden Hilfe oder Arbeit verschmähen, weil das seine Arbeitslust nicht befriedigt und seinem Rechtlichkeitsgefühl widerspricht. In diesem Anfangsstadium zeigt sich die Kunst des Lehrers, der sich nicht begnügt, in der Schule klar und fasslich den Unterricht zu gestalten, sondern auch auf die Denkweise und auf den Ehrgeiz seiner Schüler bestimmenden Einfluss übt.

Sind die Schüler einmal auf den Weg des selbständigen bewussten Arbeitens gebracht, so ist es ein Leichtes, sie dabei zu erhalten und weiter zu führen.

Bis hieher werden wohl auch die Gegner der Pensa die Nothwendigkeit der schriftlichen Übungen zugeben; sie werden aber einwenden, dass alle diese Vortheile sich auch durch die gewöhnlichen Übersetzungen des Übungsbuches, wie sie in der II. Classe tagtäglich als Vorbereitung aufgegeben und durchgemacht werden, erreichen lassen, so dass es keiner speciellen Pensa bedürfe, welche die häuslichen Arbeiten unnöthig vermehren.

Und in der That, wenn die Pensa nichts anderes wären, als die gewöhnlichen Präparationen für deutsch-lateinische Übersetzungen und sich von diesen nur dadurch unterschieden, dass sie in ein abgesondertes Heft geschrieben würden, müsste man unbedenklich ihre Streichung empfehlen.

Aber die Pensa sollen im Sinne der bestehenden Normen etwas anderes sein. Nicht eine einzelne syntaktische Regel, wenn sie noch so wichtig wäre, soll daran geübt werden, wie dies bei den täglichen Übersetzungen der Fall ist, sondern ältere Partien des durchgenommenen Stoffes sollen wiederholt und aufgefrischt und manche Spracherscheinung, gegen die erfahrungsgemäß häufig verstoßen wird, immer wieder vor Augen geführt werden. Das lässt sich nun in einem Abschnitt des Übungsbuches nicht vereint vorfinden, sondern haftet einzig und allein im Bewusstsein des Lehrers, der einen Überblick über die starken und schwachen Seiten seiner Schüler besitzt und darnach die zweckmäßigste Übungsaufgabe zu entwerfen imstande ist. Ein Pensum soll demnach aus der Situation der Classe erwachsen und vom Lehrer sorgfältig zusammengestellt sein.

Eine zweite Forderung der Gegner lautet, man solle die Pensa, um den Schülern jede Möglichkeit unreellen Gebahrens zu benehmen, in die Schule verlegen und den Gebrauch des Wörterbuches und der Grammatik gestatten.

Dieser Vorschlag wäre discutabel. Allein es stehen ihm gewichtige Bedenken entgegen. Zunächst ein Bedenken äußerer Natur. Werden die Pensa in der Schule geschrieben, so werden dadurch zwei Stunden monatlich den Grammatikstunden entzogen, so dass in der III. Classe von den 12 Stunden nach Abzug von 6—7 Stunden für Compositionen, Pensa und deren eingehende Besprechungen nur noch 5—6 Stunden zum Weiterschreiten im syntaktischen Lehrstoff blieben. Das wird aber kein Lehrer für ausreichend halten und die Verantwortung für die Absolvierung des Lehrstoffes auf sich nehmen wollen. Von den ohnehin knapp bemessenen Lectürestunden lässt sich wohl auch nichts wegnehmen.

Ein ernsteres Bedenken gegen diesen Vorschlag betrifft die Erziehung der Schüler zu selbständiger Arbeit. Wenn jede schriftliche Übung in der Schule ausgeführt werden müsste, wann wird der Schüler ohne diese Bevormundung, sich selbst überlassen, arbeiten lernen? Wann wird er nach eigenem Ermessen Grammatik und Wörterbuch benützen und die Verantwortung dafür tragen lernen? Wann soll er lernen, sich für die moralisch zulässigen oder verwerflichen Hilfsmittel zu entscheiden?

Die Schule hat die Pflicht, ihre Schüler vor diese Entscheidung zu stellen und ihren Einfluss aufzubieten, dass diese Entscheidung eine richtige, moralisch gute werde. Die Aussicht auf günstigen Erfolg ist umso größer, je lenksamer und zugänglicher die Schüler in den Unterclassen sind. Aus diesem Grunde möchte ich die häuslichen Aufgaben, welche nebenbei Gelegenheit zur Bethätigung von Ordnung, Nettigkeit und Sauberkeit der Arbeit bieten, aus dem Rüstzeug der Übungs- und Erziehungsmittel der Schule nicht entfernen.

Wenn aber trotz aller Anleitung und Bemühung der Schule sich dennoch Missbrauch bei der Ausarbeitung einstellt, so ist das ein Übel, das sich radical kaum jemals wird vermeiden lassen und selbst bei Compositionen in der Schule häufig genug beobachtet wird.

Wie dieses Übel erfolgreich zu bekämpfen ist, wurde schon oft genug erörtert und der verständige Lehrer wird den richtigen Weg schon finden, ohne darüber außer Fassung zu gerathen und das Kind mit dem Bade auszugießen.

Es ist an und für sich nicht schwer, die Abschreiber herauszufinden, und die Beobachtung dieser Erscheinung bietet dem Lehrer eine nicht unwillkommene Gelegenheit, seine Schüler nach dieser Richtung kennen zu lernen und die Spreu vom Weizen zu scheiden.

Merken die Schüler, dass der Lehrer auf ihr Gebaren ein scharfes und wachsames Auge hat, so unterlassen sie jeden Versuch und gewöhnen sich an ehrliches selbständiges Arbeiten. Und das bedeutet nicht bloß für den Wert der Arbeit, sondern auch für die Charakterbildung einen hohen Gewinn, der die gesteigerte Mühe des Lehrers lohnt.

Sollte hie und da ein Unverbesserlicher darunter sein, wird ihn der Lehrer mit Recht schärfer aufs Korn nehmen und ihm seine Schwindelei gründlich verleiden oder ihn als moralisch bedenklich aus der Classe zu entfernen trachten.

Der Umwandlung der Pensa in Schulübungen stehen also nach meiner Ansicht zwei gewichtige Bedenken entgegen, die sich durch keinerlei Erwägung beseitigen lassen.

Daraus folgt für mich die Schlussfolgerung, dass die Pensa trotz ihrer minimalen Zahl beizubehalten, aber einer zweckmäßigen Reform zu unterziehen seien.

Diese Reform ist in den neuen Instructionen eigentlich schon enthalten und empfohlen. Die Pensa sollen nicht aus den Übungsbüchern entnommen, sondern vom Lehrer nach dem Stande der grammatischen Kenntnisse und der Lectüre an den Lectürestoff angeschlossen und wie die Compositionen den Schülern dictiert werden.

Dann werden sie sich sowohl äußerlich als innerlich von den Präparationen unterscheiden und ihren eigenthümlichen erzieherischen und didaktischen Wert haben.

Daraus folgt aber auch nothwendig, dass sie vom Lehrer entsprechend gewürdigt werden müssen, d. h. zu corrigieren, censieren und bei der Rückgabe einer eingehenden fruchtbaren Besprechung zu unterziehen sind. Denn nur in der ernsten Auffassung und Behandlung seiner Arbeit seitens des Lehrers fühlt der Schüler einen Ansporn zu weiterer Vervollkommnung seiner Leistungen und eine Belohnung seiner Mühe.

Dass eine solche Vorbereitung und Behandlung der Pensa eine gesteigerte Mühewaltung des Lehrers beansprucht, bedarf keiner Auseinandersetzung, ist aber im Interesse des Unterrichtes unvermeidlich.

Eine Erleichterung könnte aber in anderer Weise ohne Schädigung des Unterrichtes angestrebt und gewährt werden.

Gegen das zu viele Prüfen und Classificieren erheben sich in neuester Zeit gewichtige Stimmen. Da nun die Schularbeiten neben dem Übungszwecke hauptsächlich der Prüfung dienen, möchte es nach meiner Ansicht auch in der II. Classe vollkommen genügen, wenn monatlich statt drei bloß zwei Compositionen gegeben würden.

Es scheint kein tieferer Grund vorhanden zu sein, die Zahl der Pensa in der III. und IV. gegenüber der II. Classe, wo nur ein Pensum monatlich vorgeschrieben ist, zu steigern. Ich würde daher vorschlagen, in der II.—IV. Classe gleichmäßig nur ein Pensum monatlich zu verlangen. Das bedeutet immerhin eine nicht unbedeutende Erleichterung der Correcturarbeit.

Ich fasse schließlich meine Erörterung in folgende zwei Sätze zusammen:

I. Die schriftlichen Hausaufgaben sind als wesentlicher Bestandtheil des Unterrichtes und der Erziehung beizubehalten. Ihr Zweck besteht darin, die im Unterricht gewonnenen grammatischen und stilistischen Erscheinungen zusammenzufassen und im Bewusstsein des Schülers lebendig zu erhalten. Sie sind deshalb inhaltlich dem Lectürestoff zu entnehmen, vom Lehrer mit Rücksicht auf die grammatischen und stilistischen Kenntnisse der Schüler zu verfassen, zu dictieren und nach vorgenommener Correctur mit den Schülern zu besprechen.

II. Ihre gegenwärtige Vertheilung ist in der Weise abzuändern, dass von der II. bis IV. Classe monatlich nur ein Pensum, dagegen zwei Schularbeiten verlangt werden.

Krems. A. Baran.

Das Prager pädagogische Universitätsseminar.

Ein bezeichnendes Merkmal der Hochschulen unserer Zeit ist die Angliederung der Seminare an die verschiedenen Lehrzweige derselben; sie sind Pflanzstätten und Versuchsfelder zur wissenschaftlichen Forschung, sie wollen Übung und Überlegung, Theorie und Praxis auf ein und denselben Boden verlegen. Es sind daher auch die Seminare an die einzelnen Facultäten und ihre Abtheilungen nicht äußerlich angelehnt oder angefügt, was das eben gebrauchte Wort „Angliederung“ bezeichnen könnte, sondern sie wachsen durch eigenen Lebenstrieb aus den Lehrzweigen heraus und formen sich nach den Bedürfnissen und dem Gebote des Ganzen. Wenn nun, um bei der philosophischen Facultät zu verbleiben, etwa der Menschenkunde in Geschichts- und Sprachforschung oder den Naturwissenschaften ganz allgemein der „wissenschaftliche Charakter“ zugesprochen wird, ist das pädagogische Fach erst auf dem Wege, sich diese Stellung zu erringen. Es mehren sich, wenn auch nur langsam, die Universitäten, die eine Lehrkanzel für Pädagogik besitzen, und der Streit, der augenblicklich von den Bekennern des Faches geführt wird, ob die Pädagogik als eine Wissenschaft oder eine Kunst zu bezeichnen sei, dreht sich, ernst genommen, mehr um das Wort als um die Sache, denn jede Kunst, soll sie recht geübt werden und zu einem sicheren Ziele führen, kann der wissenschaftlichen Einsicht nicht entrathen. Zudem nöthigt gerade die Pädagogik wegen der Art und Wichtigkeit des Gegenstandes, den sie ins Augenmerk nimmt, das wissenschaft-

liche Rüstzeug zu gewinnen. Erziehen und Bilden, Unterrichten und Lehren ist in erster Reihe ein Werkschaffen, aber der bildungsdürftige Zögling, der in der Gesellschaft steht und zu ihrem tauglichen Mitgliede herangehoben werden soll, setzt den Erzieher und Lehrer mitten hinein in psychologische Aufgaben und ethische Fragen. Damit er dort Rath wisse und hier sich zurecht finde, dazu reicht nicht ein unsicheres Tappen und gelegentliches Versuchen hin, solches ist nur auf dem sicheren Wege der Wissenschaft zu finden. Diesen Weg haben auch bereits viele, denen Bildung und Erziehung des Menschen ein ernstes Anliegen war, verfolgt. Es verknüpft sich daher, wollen wir das Gebiet der Pädagogik deutlicher abstecken, Psychologie und Ethik mit der Geschichte dieser Disciplin. Diese Dreiheit in ihren inhaltlichen und nothwendigen Beziehungen darzulegen und zur einheitlichen Erziehungslehre zu führen, die sich wieder in der Ausführung bewähre, welches Beginnen könnte mit größerem Rechte den Namen der „Wissenschaft" beanspruchen? Freilich erhebt sich hier eine Schwierigkeit, die im Wesen des Gegenstandes selber liegt. Die Pädagogik hat es vornehmlich auf die praktische Bethätigung abgesehen, ihr Object ist der Zögling, selbst ein freies Subject mit so vielen versteckten und unberechenbaren Seiten. Wie oft leidet der Lehrer, der wohl mit den besten fachwissenschaftlichen Kenntnissen und pädagogischem Wissen ausgerüstet sein kann, aber den glücklichen Ausgang vom Buche ins Schulleben nicht findet, Schiffbruch? Und auf der anderen Seite gehen diejenigen, die sich festen Schritt und sicheren Tact im Lehrberufe beimessen und vielleicht auch besitzen, flüchtigen und leichten Blickes an der „pädagogischen Wissenschaft" vorüber. So begegnet die Pädagogik selbst bei denen, die sie eigentlich brauchten, nicht immer der gebürenden Wertschätzung, und doch wird niemand in Abrede stellen, dass eine rechte Unterweisung den einen nur fördern und dem anderen von großem Nutzen sein kann. Diese Unterweisung wird sich allerdings etwas anders gestalten, wenn sie eine Führung zum Lehramte durch die Universität oder eine Einführung ins Lehramt durch die Schule selbst ist. Als ein treffender Beleg der ersten Art liegt uns nun die Gedenkschrift über das Prager pädagogische Universitätseminar von Hofrath Prof. Dr. Otto Willmann vor[1]). Der Verf. der Schrift und Leiter des Seminars erzählt unter Nr. II. „Die Ausgestaltung des Prager Seminars" und VII. „Die Erfolge des Seminars" die Geschichte des Institutes.

Zunächst bezeichnet es die Gedenkschrift als einen günstigen Umstand, dass der „Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen in Österreich" Elemente vereinigt, auf denen sich ein aka-

[1]) „Das Prager pädagogische Universitätsseminar in dem ersten Vierteljahrhundert seines Bestehens." Von Hofrath Prof. Dr. Otto Willmann. Wien, Herders Verlag 1901. 21 SS. — Es sei hier bemerkt, dass für die zweite Art das Institut des erweiterten Probejahres an dem Maximilians-Gymnasium in Wien besteht; Berichte hierüber von Dr. Josef Loos in dieser Zeitschrift XLVI (1895), S. 1—14; XLVII (1896), S. 1—11); XLVIII (1897), S. 97—108.

demisch-pädagogischer Seminarunterricht entfalten konnte, ohne dass es vielen Experimentierens bedurfte: Ein gemeinsames Werk Franz Exners und Hermann Bonitz', die beide als Schulmänner angefangen hatten, aber zu akademischen Lehrern aufgestiegen waren, erscheint er als ein Bindeglied für Theorie und Praxis, Universität und Schule; er ist nach Möglichkeit dem praktischen Bedürfnisse angepasst und enthält, den Schulordnungen des 16. Jahrhunderts vergleichbar, eine kurzgefasste Gymnasialpädagogik; es ist so viel in das Werk hineingearbeitet, dass Vorlesungen und Seminarübungen daran einen Stoff zu historischer, theoretischer und praktischer Commentierung finden können. Es konnte daher das Prager Seminar eine an gegebenen Leitlinien fortlaufende, stetige Entwicklung nehmen. Dasselbe hatte in den ersten eilf Jahren einen vorwiegend theoretischen Charakter, die Vorlesungen und Übungen bezogen sich auf allgemeine Pädagogik, Didaktik, Geschichte des Bildungswesens, Concentration des Unterrichtes, Wesen und Geschichte des Gymnasiums, Erläuterung des Organisations-Entwurfes, Lehrerbildung. Zu besonders lehrreicher Behandlung der vergleichenden Schulkunde gaben die Reiseberichte der Seminarmitglieder Anlass, welche zum Besuche ausländischer Lehranstalten Stipendien erhalten hatten. Es waren 19 Seminarmitglieder ausgeschickt worden, die in ihren Berichten das Gesehene mit Rücksicht auf die heimischen Einrichtungen darzustellen hatten. Allein bei aller Mannigfaltigkeit dieser Übungen fand insbesondere die didaktische Technik, d. i. das Unterrichtsverfahren im einzelnen, und die didaktische Formgebung, d. i. die Gestaltung eines Lehrinhaltes im ganzen, nicht die genügende Vertretung. Es verlangt der Vortrag der Didaktik etwas Ähnliches, wie es die Naturwissenschaften an den Demonstrationen, Experimenten, Excursionen besitzen, eine Veranschaulichung, welche die theoretische Belehrung bei den Hörern erst zum vollen Verständnisse bringt: diese kann die Didaktik nur bei der Schule finden. Durch private Verständigung mit dem Director und einigen Professoren wurde das Seminar im Jahre 1887 mit dem deutschen Staatsgymnasium in Prag-Graben in Verbindung gesetzt, im Jahre 1891 hiezu die Genehmigung der Unterrichtsbehörde erwirkt. Die theoretischen Übungen wurden mit den praktischen in engere Beziehung gebracht und erhielten eine sich von selbst ergebende Einschränkung. Im Jahre 1899 wurden die Seminarübungen an das deutsche Staatsgymnasium in Prag-Altstadt verlegt, ihr Zusammenhang mit der Schule wurde ein um so engerer, indem die betreffende Lection als eine der planmäßigen Lehrstunden angesehen und daher die ganze Classe zu erscheinen verhalten ist, während sich vorher die Schüler zu der außerhalb des Stundenplanes fallenden Lection freiwillig eingestellt hatten. Die Theilnahme an dem Seminare ist für die Studierenden nicht obligatorisch, es treten daher nur solche Studierende in dasselbe ein, welche das von ihm Gebotene für ihre Ausbildung erforderlich erachten. Die Freiwilligkeit der Theilnahme hat jedenfalls den Vortheil, dass keine Überfüllung stattfindet und dass die Eintretenden Interesse und Eifer mitbringen. In den 25 Jahren seines Bestandes gehörten dem Seminar 323 Studierende an.

Gegen 180 wirken heute an den Mittelschulen, darunter 15 Directoren, Landesschulinspector ist 1, Universitätsprofessoren sind 2 ehemalige Seminarmitglieder.

Eine eingehende Darstellung gibt der Verf. über die Gesichtspunkte für die Auswahl der Themen der Praktika, über die Vorbereitung und Durchführung derselben (Nr. III—VI). Wer Willmanns „Didaktik als Bildungslehre" kennt, wird diesen Theil der Gedenkschrft mit besonderem Interesse lesen, sie fasst auf Seite 7 die Gesichtspunkte und Gebote, welche die Didaktik für die Bearbeitung eines Lehrinhaltes aufstellt, in die drei Sätze zusammen: „Lehre so, dass das Gegebene gelernt werde — dass dessen Bildungsgehalt zur Geltung komme — dass dieser in der Förderung der ganzen geistigen Kraft seinen Beziehungspunkt finde." Da die praktischen Seminarübungen in erster Linie Demonstrationen sind, so soll der Studierende aus dem, was ihm vorgeführt wird oder was er selbst vorzuführen sucht, das Charakteristische des Lehrverfahrens, das als darstellende, erklärende, entwickelnde, heuristische und einübende Lehrform bezeichnet werden kann, sowie die Forderungen kennen lernen, welche jede in Bezug auf Vorbereitung und Ausführung an den Lehrer stellt; er soll den Ernst und die Schwierigkeit des Lehrgeschäftes kosten, indem er in dessen Technik hineingestellt wird. Zur eigentlichen Übung in dieser Technik selbst reichen freilich die auf eine Mehrzahl von Seminarmitgliedern zu vertheilenden Praktika nicht hin, Schulung im Unterrichten kann das pädagogische Seminar, auch bei seiner Verbindung mit der Schule, nicht gewähren, nur einschärfen, wie viel zur Lehrpraxis gehört und dadurch für die Schulung empfänglicher machen. Es gilt in diesem Betracht, ein didaktisches Stilbewusstsein zu erzeugen, welches nicht anders als das künstlerische auf einheitliche, saubere, correcte Durchführung der Aufgaben hinweist, Missgriffe und Verirrungen hintanhält. Dass ferner der eigenthümliche Bildungsgehalt der verschiedenen Lehrfächer zur Geltung komme, dafür sorgt die Einrichtung des Institutes selbst. Es ist von Wert, dass das pädagogische Seminar Studierende aus allen Fachgruppen vereinigt, und es ist geboten, nach Möglichkeit jedem und allem Rechnung zu tragen. Humanisten und Realisten wohnen den nämlichen Übungen bei, und bei deren zweckmäßiger Anordnung können beide in das Einzelne und das Ganze des Unterrichtes Einblick gewinnen. Auch darin liegt eine wesentliche Aufgabe der Lehrerbildung, der Neigung zur Beschränkung auf die einzelnen Lehrfächer entgegen zu wirken, wie sie leicht durch die Fachstudien und das Fachlehrerthum groß gezogen wird. Den Gedanken der Einheit des Lehrgeschäftes bei der Verschiedenheit der Lehrfächer wachzurufen, dazu bietet das Seminar Gelegenheit, wenn die Auswahl der Themen darauf angelegt ist. Die Durchführung einer Lehreraufgabe fordert die Beherrschung des zu behandelnden Stoffes, und damit ist eingeschlossen, dass die Schüler den Lehrinhalt auffassen, verstehen und behalten, wofür der Unterricht durch angemessene Darstellung, Erklärung und Befestigung zu sorgen

hat, hiezu kommt die der leichteren Auffassung dienende Anknüpfung an den Gedankenkreis des Schülers und die Anleitung zur Anwendung des Gelernten, wenn möglich die Überführung desselben in den Interessenkreis. Durch Conferenzen des Seminarlehrkörpers, der aus dem Director des Gymnasiums und drei Professoren der Anstalt für die sprachlichen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Lehrfächer besteht, werden für jedes Semester die Themen und das Zusammenarbeiten aller Betheiligten bis ins Einzelne gesichert. Der Lehrauftritt des Candidaten geschieht in Gegenwart des Seminarlehrkörpers und der Seminarmitglieder. Nach der Entlassung der Schüler gibt der Candidat selbst ein Urtheil über seine Leistung ab, woran sich die sachliche und didaktische Kritik eines zweiten Candidaten als des Referenten anschließt. Dann folgen etwaige Bemerkungen der übrigen Seminarmitglieder, das Urtheil des Fachprofessors, der übrigen Professoren, des Directors und des Seminarvorstandes. Die vorgeführte didaktische Demonstration wird nicht bloß als solche, sondern als eine Lehrstunde, als ein Theil des Gesammtunterrichtes und einer Leistung der Schüler besprochen, und der Übung wird der Charakter der künstlichen Exemplification genommen.

Ein Gefühl der Befriedigung ruht in der Denkschrift des Verfassers, der das Institut ins Leben gerufen hat und in gedeihlicher Arbeit für Unterricht und Lehrerbildung bereits 25 Jahre leitet. Es erscheint dieser persönliche Lohn um so höher zu bewerten, als er sich bei dem Erreichten nicht bescheidet. Verglichen mit verwandten Anstalten Deutschlands, steht das Prager Seminar mit seinen Erfolgen darin zurück, dass es zur Ausbildung der Lehrkräfte an Lehrerbildungsanstalten nur geringe Beiträge gibt und daher auf die Volksschule keine Einwirkung übt. Die Praktika des pädagogischen Seminars sind für Hauptlehrer ebenso instructiv wie für die künftigen Mittelschullehrer; eine besondere Abtheilung für erstere könnte sich ihren Bedürfnissen noch mehr anpassen, und es würde gegen die Aufnahme auch von Volksschullehrern von besonderer didaktischer Befähigung in diese Abtheilung nichts einzuwenden sein. Eine Mitwirkung der Universität an der Fortbildung von Volksschullehrern ist nur mittelst des pädagogischen Seminars möglich, von dem aus die etwa für dieselben einzurichtenden Curse geregelt werden könnten, die alsdann diesen Kreisen eine wirkliche Vertiefung anstatt der unfruchtbaren bloßen Erweiterung der Bildung gewähren würden. Für die Vorbildung der Mittelschullehrer kann der Ausblick auf die Volksschulpädagogik nur von Vortheil sein, weil er das Verständnis für die Einheitlichkeit des Bildungswesens gewährt. Dass dem Prager Seminar eine Ausgestaltung nach dieser Seite ermöglicht werde und das zweite Vierteljahrhundert, in welches es eintritt, es instand setze, in diesem Punkte mit verwandten Anstalten zu wetteifern, ist der Wunsch, mit dem der Rückblick auf die zurückgelegte Strecke des Weges schließt.

Prag. Dr. Anton Frank.

Erziehung und Unterricht. Ein Freundeswort an die Eltern. Von Dr. Victor Thumser, Director des Mariahilfer Staatsgymnasiums in Wien. Leipzig u. Wien, Franz Deuticke 1901. 68 SS.

Dass wieder einmal ein Berufener, oder vielmehr einer der Berufensten, das Wort ergreift, um Schulfragen der Öffentlichkeit gegenüber zu vertreten, ist eine erfreuliche Thatsache. Die Schrift Thumsers verdankt ihre Entstehung einer Reihe von Vorträgen, die in sog. „Elternabenden" am Mariahilfer Gymnasium in Wien im Jahre 1901 gehalten wurden. Der Director der Anstalt entwickelte in diesen Vorträgen, denen die Eltern der Schüler beiwohnten, allgemeine Grundsätze über Erziehung und Unterricht, die, weit über den Kreis der Auseinandersetzungen bei den gewöhnlichen Sprechstunden hinausreichend, einen einheitlichen Standpunkt schaffen sollen, von dem aus Schule und Haus in vertrauensvollem Zusammenwirken eine körperlich und geistig gesunde, charakterfeste Jugend zu erziehen und heranzubilden vermögen.

Am ersten Abende wurde die Bedeutung des humanistischen Gymnasiums in der Gegenwart behandelt und hiemit sofort ein Boden betreten, auf dem der Kampf am hitzigsten entbrannt ist. In ruhiger, sachlicher Weise wird vom Verf. dargelegt, dass bei der realistischen Richtung unserer Zeit gerade das Gymnasium das wirksamste Gegengewicht bildet als eine Stätte, an der ideale Richtung gepflegt und die Blicke des Jünglings mehr nach innen gelenkt werden. Das Thema führt den Verf. dazu, über den Wert der altclassischen Sprachen und ihre Bedeutung sich in wirksamer Weise auszusprechen.

Der zweite Vortrag führt den Titel: Schule und Haus. — Sowie das Gymnasium das Erziehungswerk des Hauses fördert, so hat dieses wiederum die Dispositionen für den Unterricht zu pflegen, als da sind: Gewöhnung des Kindes an eine vernünftige Vertheilung der Zeit zwischen Arbeit und Erholung, Concentration während der Arbeit, Pünktlichkeit und Ordnung bei der Führung der Lernaufgaben, Fernhalten zeitraubender Lectüre und unzweckmäßiger Nebenbeschäftigung, Weckung der Freude am Gelingen eigener Arbeit, Festigung des Willens und des Charakters. In warmen Worten schildert Th. besonders die Aufgabe der Mutter bei diesem Amte und erörtert dann den erziehlichen Einfluss der einzelnen Unterrichtsgegenstände und der Individualität des Lehrers.

Der letzte Vortrag behandelt die heikle Frage: Prüfen und Classificieren. Die Hauptangriffe der Gegner des Gymnasiums sind in diesem Punkte folgende: Der gegenwärtige Vorgang bei den Einzelprüfungen nimmt nicht Rücksicht auf die Individualität des Schülers, nimmt nicht Rücksicht auf seine Verhältnisse (ob seine Leistung selbständig ist oder durch häusliche Nachhilfe zustande kam), nimmt nicht Rücksicht auf die augenblickliche Disposition des Schülers. Nach Widerlegung der einzelnen Einwürfe bemerkt Th. mit Recht, dass ohnehin bei der Frage des Aufsteigens am Schlusse des Schuljahres nicht so sehr die Einzelprüfung, als die Reife, das lebendige Wissen des Schülers, der Beurtheilung unterzogen wird. Was der Verf. am Schlusse über die Fern-

haltung der Handkataloge der Lehrer sagt, darin werden ihm alle einsichtigen Lehrer gern beipflichten.

Die Schrift Thumsers enthält eine Fülle anregender, anerkannter pädagogischer Grundsätze und kann Lehrern und vor allem den Eltern der Schüler nicht warm genug empfohlen werden. Den Elternabenden des Mariahilfer Staatsgymnasiums aber wünschen wir das beste Gedeihen!

Prag. Emil Gschwind.

Verzeichnis von Latern- (Skioptikon-) Bildern.

Archäologie. I. 96 Bilder. Text von Dr. E. Hula. — II. Pompeji. 48 Bilder. Text von Prof. Franz Prix. — III. Rom. 43 Bilder. Text von Prof. Franz Prix.

Geographie. I. Europas Küstengliederung. 30 Bilder. Text von Oberrealschul-Director R. Trampler. — II. Oro- und Hygrographie. 85 Bilder. — III. Allgemeine physikalische Geographie. Text von Prof. Dr. Robert Sieger. (In Vorbereitung.) — IV. Bilder aus der österreichisch-ungarischen Monarchie. Systematisch zusammengestellt mit Text von Prof. Dr. Albrecht Penck. 1. Die Alpenländer. 2. Die Sudetenländer. 3. Die Karpathenländer. 4. Ungarn. 5. Die Karst- und Küstenländer. (In Vorbereitung.)

Die Hauptstädte der Monarchie. 43 Bilder. Text von Oberrealschul-Director R. Trampler.

Eine Donau-Reise. In 2 Abtheilungen. I. Die deutsche und österreichische Donau. 49 Bilder. II. Die ungarische und rumänische Donau. 43 Bilder. Text von Oberrealschul-Director R. Trampler.

Die österreichischen Alpenländer. I. Die Hohen Tauern. 96 Bilder. II. Die Zillerthaler Alpen und Rieserfernergruppe. 77 Bilder. III. Die Ötzthaler und Stubaier Alpen. 72 Bilder. IV. Die Ortler-Alpen. 74 Bilder. V. Die Dolomiten. 160 Bilder. VI. Niederösterreich, Oberösterreich, Steiermark, Salzburg. (In Vorbereitung.)

Ein Spaziergang durch Wien und Umgebung. 113 Bilder.

Eine Reise nach Dalmatien. 59 Bilder. Text von Oberrealschul-Director R. Trampler.

Reise von Wien bis Triest. (In Vorbereitung.)

Der Preis eines nicht colorierten Diapositivs beträgt 1 K 50 h, bei Abnahme einer ganzen Serie (mindestens 20 Stück) à 1 K 20 h. Die Sammlung wird fortgesetzt; sie ist zu beziehen durch Lechners Verlagsbuchhandlung (W. Müller) Wien.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Die deutsche Gesellschaft für Alterthumskunde in Prag versendet eben den Bericht über das neunte Vereinsjahr. Die Zahl der Mitglieder betrug 48. Obmann war Prof. Reiter, Prof. Hauffen Obmannstellvertreter, Weber Schatzmeister und Christ Schriftführer. In 10 ordentlichen Sitzungen wurden 16 Vorträge gehalten. Das Interesse an diesen Vorträgen fand in einer oft lebhaft geführten Debatte, die gewöhnlich sehr vielseitige Anregung bot, seinen Ausdruck.

In dem gleichen Vereinsjahr wurden fünf volksthümliche Hochschul-Unterrichtscurse in Prag abgehalten. Außerhalb Prag fanden volksthümliche Hochschulvorträge in Teplitz, Iserthal und Brüx statt. Die Thätigkeit dieses Vereines muss demnach in jeder Beziehung als erfolgreich und dankenswert bezeichnet werden.

Literarische Miscellen.

Auswahl aus Ciceros Briefen. Für den Schulgebrauch mit sachlichen Einleitungen zu allen Schreiben. Herausgegeben von Gymn.-Dir. Dr. Adolf Lange. 2. Auflage. Paderborn, F. Schöningh 1901.

Unter den zahlreichen Schulausgaben der Briefe Ciceros, die in den letzten Jahren erschienen sind, muss sich die vorliegende einer ziemlichen Verbreitung erfreuen, da nach verhältnismäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage nöthig wurde. In der Zwischenzeit hatte sich L. doch auch veranlasst gesehen, einen Commentar in einem besonderen Heft erscheinen zu lassen, da es denn doch eine irrige Auffassung ist, dass ohne eine solche Beihilfe die Briefe Ciceros dem Schüler bei der Lectüre keine sonderlichen Schwierigkeiten bieten. Über die Zweckmäßigkeit der Anlage dieser Auswahl hat sich Ref. schon bei Besprechung der ersten Auflage in dieser Zeitschrift ausgesprochen. Die Abweichungen der neuen Auflage von der früheren sind unbedeutend. Es war auch zu einschneidenderen Änderungen kein Anlass. Schade, dass wir in Österreich nach unserem Gymnasiallehrplan die Lectüre der Briefe Ciceros vom officiellen Lehrpensum ausschließen müssen! Doch für die Privatlectüre sie zu empfehlen, ist doch wohl dem Lateinlehrer unbenommen. Und da würde entweder diese Ausgabe oder die im Teubner'schen Verlage erschienenen Auswahl sich besonders dazu eignen, den Schülern als Hilfsmittel empfohlen zu werden.

Ciceros Rede über den Oberbefehl des Cn. Pompeius. Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Nohl. 2. unveränderter Abdruck der 2. Auflage. Wien u. Prag, F. Tempsky 1901. Preis geb. 80 h.

Die treffliche Ausgabe wurde vom Ref. schon früher eingehend gewürdigt. Man kennt die zweckmäßige Einrichtung der Nohl'schen Schulausgaben und das streng methodische Verfahren des Herausgebers inbezug auf Constituierung des Textes. Hierin hat sich nichts geändert; auch in seinem Urtheil über die Wertschätzung des *cod. Coloniensis Harleianus* ist sich Nohl durchaus consequent geblieben. Nohls Ausgaben bedürfen hinsichtlich ihrer praktischen Brauchbarkeit wie auch hinsichtlich ihres wissenschaftlichen Wertes keiner weiteren Empfehlung. Auch die äußere Ausstattung ist zweckmäßig.

Wien. Alois Kornitzer.

Johann Bryl, Die Erläuterungsmethode der in der Schule zu lesenden alten Schriftsteller durch Kunstdenkmäler, an Beispielen aus der Ovidlectüre dargelegt (polnisch, Sonderabdruck aus der Lemberger Monatsschrift „Muzeum"). Lemberg 1901. 8°. 49 SS.

Der Verfasser, welcher als österreichischer Stipendist eine Studienreise nach Griechenland und Italien vor einigen Jahren unternommen hat, zeigt in der in der Überschrift namhaft gemachten Abhandlung, wie er seinen Schülern die Ovidlectüre durch Heranziehung alter Kunstdenkmäler zu veranschaulichen bestrebt gewesen ist. Folgende Stellen wurden erläutert: Metam. I 123 (S. 6—9), 151 ff. (S. 9—15), 177 ff. (S. 19—24), 162 ff. (S. 25—27), 274 f. (S. 27 f.), 313 ff. (S. 29—31), 321, 378 f. (S. 31 f.), VI 5 ff. (S. 34 f.), 146 ff. (S. 35 f.), VIII 618 ff. (S. 36 f.); Fast. I 63 ff. (S. 37), 709 ff. (S. 37—39), IV 394 ff. (S. 39); Trist. IV 10 (S. 39). — Hr. Bryl schießt vielfach über das Ziel hinaus. In seinem übertriebenen Eifer zieht er antike Denkmäler auch dort heran, wo die Worte des Dichters der Erläuterung gar nicht bedürfen. Die Dichterlectüre wird so zur Magd der alten Kunstgeschichte herabgewürdigt. Verfährt der Lehrer bei der Ovidlectüre in der vom Verf. geschilderten Weise, dann werden seine Schüler aus jener herzlich wenig Nutzen ziehen. Unsere Instructionen verbieten ausdrücklich eine derartige Misshandlung der alten Classiker durch häufige und weitläufige kunstarchäologische Excurse und Vorträge[1]), und wir müssen vor der sogenannten Methode des Verf.s nachdrücklich warnen. Hüten wir uns, nach Überwindung des *furor grammaticus* bei der Schullectüre der alten Schriftsteller in die

[1]) Lehrplan und Instructionen usw., 2. Aufl. (1900), S. 45: „Wie überall, so muss besonders hier (bei dem Übersetzen des Schriftstellers in die Unterrichtssprache) der Lehrer das richtige Maß im Sprechen einzuhalten suchen, wenn er die Schüler sprechen lehren und die gesammte Classe beschäftigen will. Was nun die Erklärung der Schriftsteller im einzelnen betrifft, so verliere der Lehrer nie ihren Hauptzweck aus dem Auge, den Gedanken des Schriftstellers zur klaren Anschauung zu bringen und ihn in möglichst zutreffender Form in der Unterrichtssprache wiederzugeben"; S. 46: „Die gleiche Beschränkung (wie die etymologische und grammatische) muss sich die reale Erklärung auferlegen, und es wäre nicht minder verfehlt, an einzelne Stellen der Lectüre historische, mythologische, antiquarische Excurse zu knüpfen.

rabies archaeologica zu verfallen! — Mit Recht hat Prof. J. Dolnicki in einem zeit- und sachgemäßen Aufsatz (in der Lemberger Monatsschrift „Muzeum" 1901, S. 90—94) gegen die Ausführungen Prof. Bryls Einspruch erhoben. — An und für sich ist die mit Sachkenntnis und anziehend geschriebene Abhandlung lesens- und beachtenswert.

Kolomea (Galizien). Z. Dembitzer.

La France. Sa description, son histoire, et son organisation politique et administrative. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1901. 8°. 75 SS.

Diese kleine Schrift ist ein Sonderabdruck aus der Oberstufe zum Lehrbuche der französischen Sprache von Otto Boerner. Sie enthält zunächst eine geographische Beschreibung Frankreichs im allgemeinen, dann eine Schilderung von Paris und der Provinzen im besonderen. Hierauf folgt ein Abriss der Geschichte Frankreichs, und den Schluss bildet eine kurze Darstellung der politischen Einrichtungen und der Verwaltung des Landes.

Im ganzen dürfte das Gebotene im richtigen Ausmaße gehalten sein. Die Geschichte geht nur bis zum Jahre 1870. Allerdings sind auf einer späteren Seite die Präsidenten der Republik bis auf den jetzigen aufgezählt. Veraltet ist die Angabe, dass der französische Handel nur dem englischen an Ausdehnung nachstehe; er ist in neuester Zeit auch von dem deutschen überflügelt worden. Anderseits ist es unrichtig, dass Frankreich als Colonialstaat den Niederlanden und Spanien nachsteht; es nimmt thatsächlich die zweite Stelle ein, kommt also gleich nach England.

Wien. Dr. A. Würzner.

Richter W., Nieberdings Schulgeographie. 28. Auflage. Paderborn 1900.

Inbezug auf Anordnung und Art der Darbietung des Lehrstoffes wurde gegenüber der vorhergehenden Auflage (vgl. Besprechung derselben in dieser Zeitschrift 1897, S. 1115—1117) keine Änderung vorgenommen. Dagegen treten sachliche Verbesserungen allenthalben zutage.

Wien. J. Müllner.

Lehrbuch der ebenen Trigonometrie mit vielen angewandten Aufgaben für Gymnasien und technische Mittelschulen von Dr. F. Bützberger, Professor an der Kantonsschule Zürich. 2. umgearbeitete und erweiterte Auflage. Zürich, Orell Füssli 1901.

Wir stimmen dem Verf. vollkommen bei, wenn er die Behandlung der Goniometrie im Mittelschulunterrichte der trigonometrischen Berechnung recht- und schiefwinkliger Dreiecke nicht voranstellt, sondern folgen lässt, weil durch die vorangehende Erörterung der Goniometrie dem Anfänger zu viele neue und allgemeine Begriffe unvermittelt zugemuthet werden; anderseits eignet sich die ebene Trigonometrie vorzüglich dazu, die sonst entstehenden Schwierigkeiten durch stufenweise Entwicklung der neuen Begriffe und den Nachweis von ihrer Nothwendigkeit zu heben.

Dementsprechend werden die Functionen spitzer Winkel als Seitenverhältnisse rechtwinkliger Dreiecke definiert. Erst nach Absolvierung des schiefwinkligen Dreieckes mit Hilfe des Sinus- und des Cosinussatzes wird zur Definition der trigonometrischen Functionen beliebiger Winkel mittelst rechtwinkliger Coordinaten übergegangen. Den einzelnen Abschnitten wurden Aufgaben beigegeben, die Ref. als recht gut gewählt bezeichnen kann.

Gewagt erscheint es, wenn — um den Cosinussatz für stumpfwinklige Dreiecke mit dem für spitzwinklige in Übereinstimmung zu bringen — gesagt wird, dass der Cosinus eines stumpfen Winkels entgegengesetzt gleich dem Cosinus seines Supplementes ist, ohne dass dieser Zusammenhang näher erläutert wird. — Zum Zwecke der Dreiecksauflösung wird der Tangentensatz und der Halbwinkelsatz zuerst durch geometrische Betrachtungen und erst später auf Grund der goniometrischen Grundformeln deduciert. — Die Theoreme, welche sich auf die Sinus und Cosinus der Summe und der Differenz zweier Winkel beziehen, werden einheitlich nach Besprechung der Drehung des Coordinatensystemes abgeleitet. — Die Methode der Hilfswinkel ist in einer ganz entsprechenden Weise dem Studierenden vorgeführt worden; als ein passendes Beispiel hiezu wird das Problem von Pothenot erörtert. — Den Schluss bildet ein kurzer Abriss der Geschichte der Trigonometrie.

Ref. hält das vorliegende Buch für den Unterrichtsgebrauch recht geeignet.

Geodäsie. Einführung in die wesentlichsten Aufgaben der Erdmessung und der Landesvermessung. Von Dr. C. Reinhertz, Professor der Geodäsie in Bonn. Mit 66 Abbildungen. Leipzig, G. J. Göschen 1899.

Das kleine Buch, das der bewährten Sammlung Göschen angehört, umfasst eine genaue Erläuterung der Grundaufgaben der Erdmessung und der geodätischen Bestimmungsmethoden, einen Excurs über die wichtigsten geodätischen Instrumente und deren Gebrauch, eine sehr gelungene Skizze der exacten Gradmessungstriangulierungen zur Bestimmung der Erddimensionen, Specielles über Landesvermessung und einige wichtige Bemerkungen über die Untersuchung der Erdfigur. In den Grundaufgaben der Erdmessung wird in aller Kürze und Präcision auf die Hypothese der kugelförmigen Gestalt der Erde eingegangen und der Gang der ältesten Gradmessungen dargethan. Dann entwickelt der Verf. die Consequenzen aus der Hypothese des abgeplatteten Rotationsellipsoides und bespricht die Breitengradmessungen des 18. Jahrhunderts und deren Bedeutung für das metrische System. Recht klar ist auch der Abschnitt abgehandelt, der von den geodätischen Instrumenten handelt; namentlich ist der Gebrauch des Theodoliten bei den verschiedenen Messungsverfahren eingehend erörtert worden. Als Beispiel einer exacten Triangulierung wird die ostpreußische Gradmessung skizziert, welche in den Jahren 1831—1836 von Bessel unternommen wurde. Was die Dimensionen des mathematischen Erdkörpers und die Rechnungen auf dem Ellipsoide betrifft, wurde ebenfalls auf die Arbeiten Bessels eingegangen; dieser hat aus 10 Gradmessungen, welche eine Ausdehnung von ungefähr 50 Breitegrade darstellen und 38 Polhöhen enthalten, unter Anwendung der Methode der kleinsten Quadrate die Dimensionen des Erdellipsoides bestimmt. Auf die neueren Bestimmungen von Clarke wurde nur kurz verwiesen; diese haben den Wert der Abplattung des Erdellipsoides zu $\frac{1}{293 \cdot 466}$ ergeben.

Sehr eingehend ist das besprochen, was von der Landesvermessung handelt. In der speciellen Untersuchung der Erdfigur werden die geometrischen Bestimmungen nach der Methode der Lotablenkungen und

die dynamischen Bestimmungen nach der Methode der Schweremessungen im besonderen betrachtet. Auf die historische Entwicklung des Gegenstandes wurde die entsprechende Rücksicht genommen; der Überblick über die zahlreichen Methoden, welche der Geodäsie zur Verfügung stehen, ist ein recht gelungener. Der mathematische Theil ist auf die grundlegenden und einige allgemein interessierende Probleme beschränkt worden.

Wir empfehlen die Lectüre des Büchleins allen jenen, die sich rasch und sicher mit den wesentlichsten Grundsätzen und Methoden der Geodäsie vertraut machen wollen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Programmenschau.

1. **Sturm Dr. A., Im Gebiete der hohen Tauern.** XXXI. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums Ried 1900. 31 SS.

Der Aufsatz ist ein Bericht über eine Reise, welche Verf. in den Ferien des Jahres 1899 unternahm. Die Ausführungen bewegen sich, oftmals ziemlich ordnungslos, im Geleise eines gewöhnlichen Reiseführers. Speisen- und Getränketarife passen in einen Programmaufsatz ebensowenig wie eine Reclame für einzelne Gasthäuser. Merkwürdig klingt im Munde eines Fachmannes die Behauptung, dass man auch bei Touren, die man ohne Führer machen kann, die paar Gulden für einen solchen nicht sparen soll, weil man „sich dadurch der fortwährenden Beachtung der Markierung oder Einsicht in die Kart überhebt“.

2. **Sieber Josef, Reisebilder vom Ladoga-See.** Progr. des k. k. Staatsobergymnasiums zu Leitmeritz 1900.

In anregender Weise schildert Verf. eine Reise im Gebiete des Ladoga-Sees. Er entrollt unter Hervorhebung der charakteristischen Züge ein anschauliches Bild der Landschaft und erweist sich namentlich bei der Behandlung des Bergwerksortes Pitkäranta und der Klosterinseln von Valamo als feiner Beobachter des finnisch-russischen Volkslebens.

3. **Kraitschek Dr. Gustav, Über physikalische Geographie im Gymnasialunterrichte.** Progr. des k. k. Staatsobergymnasiums zu Landskron in Böhmen 1900.

Verf. weist auf die Nothwendigkeit der Pflege der physikalischen Geographie im Gymnasialunterrichte hin und zeigt an der Hand einer Reihe von Beispielen, wie trotz mannigfacher Schwierigkeiten dem Schüler doch ein Einblick in das Wesen und die Grundlagen moderner physikalischer Geographie eröffnet werden kann. Wir pflichten den Ausführungen des Verf.s vollinhaltlich bei und stimmen in seinen Wunsch ein, dass „die Zeit nicht mehr ferne sein möge, in der auch die Geographie im Lehrplane unserer Mittelschulen nicht nur zu voller Geltung“, sondern vor allem zu der ihr gebürenden Stellung in den oberen Classen gekommen ist. Nur nebenbei sei bemerkt, dass nach dem neuen Lehrplane der geogr. Lehrstoff der III. Classe des Gymnasiums und der Realschule der gleiche ist, dass jedoch letztere über zwei wöchentliche Stunden zur Bewältigung desselben verfügt.

Wien. J. Müllner.

---

4. **Horn A., Ein Ferialausflug nach Ceylon.** Progr. der I. Staats-Realschule im II. Bezirke von Wien 1899. 38 SS.

Über Genua, Neapel, Port-Said gieng die Fahrt; die Passierung des Suez-Canals und das bunte Treiben der Händler und der Somaliknaben im rothen Meere werden in kurzen, lebensgetreuen Bildern vorgeführt; ein stürmischer Monsun im indischen Ocean wurde mitgemacht, bis gegen Ende Juli die „Gera“ des norddeutschen Lloyd in Colombo vor Anker gieng.

Der Verf., der an der Hand seines Tagebuches eine schlichte Schilderung alles dessen entwerfen will, was er auf der Reise beobachtet hatte, gibt zunächst eine allgemeine Schilderung der Insel Ceylon — zu deren Erörterung ein hübsches Kärtchen aus J. P. Lucas' Werk (S. 37) beigegeben ist — und einen kurzen Abriss aus ihrer Geschichte. Hierauf wird die Reiseschilderung, zunächst mit einem Aufenthalte in Colombo, wieder aufgenommen. Einen Besuch erfordern die Cinnamon-Gardens, d. h. Plantagen von Zimmtsträuchern, zwischen denen sich nicht wenige Cocos-, Areka- und Palmyrapalmen erheben, mit Bananen, Brotfruchtbäumen, Mimosen von colossaler Größe, „und hie und da der merkwürdige Banyan (Ficus bengalensis), von dem manchmal ein einziger Baum infolge seiner Ausbreitung durch Luftwurzeln ein förmliches Wäldchen bildet“. Ebenso lohnend ist der Besuch des in einem prachtvollen Parke gelegenen Colombo-Museums, welches „alle möglichen, aus den Bodenproducten gewonnenen Erzeugnisse in ihren verschiedenen Verarbeitungsstadien, als Nahrungs-, Genussmittel, Gewebe, dann Werkzeuge, Waffen und Gebrauchsgegenstände, Bildhauerarbeiten aus Stein, Bronze und Holz aus alter und neuer Zeit“, neben naturhistorischen Objecten, enthält.

Von Colombo fuhr der Verf. mit der Bahn nach Kandy. Die Fahrt „geht anfangs durch flaches, üppiges Plantagenland; überall sieht man zwischen Cocospalmenhainen und Bananenpflanzungen hellgrüne Reisfelder; besonders die Bananen mit ihren vom Winde zerschlitzten Riesenblättern und den mächtigen Fruchtbüscheln mit violetter Endknospe bieten einen schönen Anblick dar“. Kandy liegt bereits hoch, am Ufer eines großen künstlichen Sees („tank“), rings umgeben von waldigen Bergen. Von hier aus wurde per Bahn der großartige Peradeniya-Garden besucht; auf einem hügeligen Terrain, am Ufer der Mahawäli-Ganga. „Was die reiche Tropennatur an schönen, merkwürdigen und nützlichen Gewächsen nur immer hervorbringt, ist hier in wahren Prachtexemplaren vertreten.“ — Mit Bahn wurde noch der nördlichste Punkt der Strecke, Matale, erreicht; ein großer Ort, in einem äußerst fruchtbaren Thale gelegen. Die Fortsetzung der Reise, bis nach Anuradhapura, musste mit der Post („Royal mail“) gemacht werden. Nach zweistündiger Fahrt auf vorzüglich gehaltener Straße, nahe dem Dorfe Nalandi, erreicht man die Grenzlinie der regelmäßigen Tropenregen, und der landschaftliche Charakter wird fast plötzlich ein anderer. Der Dschungel — Wald- und Gestrüppwildnis — tritt hier zur Geltung; entlang der Straße, die ihn besäumt, stehen hochstämmige Mimosen, Ceyloneichen, Euphorbienbäume und darunter, gar nicht selten, die schlotähnlichen Termitenbaue. Gegen Abend wird es im Dschungel erst lebendig; viele Vögel, einige Mangusten (Herpestes mungos), ganze Truppen von Affen lassen sich erblicken.

Anuradhapura, der Hauptort der North central province, ist rings auf viele Meilen im Umkreise vom Dschungel umgeben; sein Klima ist sehr heiß und fiebergefährlich. In der Gegend gibt es auch viele tanks, von denen Bewässerungscanäle ausgehen, die einen Landbau ermöglichen. „Es wird Reis gebaut und rings um die zerstreut liegenden Tamil-Gehöfte gibt es Bananen- und Cocosnusspflanzungen.“ — Nach Besichtigung einiger der vielen berühmten Ruinen, die hier herum stehen, u. a. des „Pfaupalastes“, und des größten buddhistischen Heiligthums „Maha-Wihara“, eines uralten Bobaumes, verlegte sich der Verf. auf einige Jagden. Mehrere

Vögel, darunter Spilornis Bacha (ein Adler), Affen, auch einige Schmetterlinge, weniger Käfer — die überhaupt zu jener Jahreszeit auf Ceylon selten sind — auch einige Schlangen bildeten die Ausbeute.

Nach Kandy zurückgekehrt, fuhr der Verf. von hier aus mit der Bahn nach Halton (4000 m üb. d. M.), in dessen Umgebung die Wälder immer mehr der sich ausbreitenden Theecultur weichen müssen, und beabsichtigte eine Besteigung des Adams-Peak. Davon abgerathen, wandte er sich nach Nanu-Oiya, bis wohin die Theeplantagen reichen, und verfügte sich nach Nuwara-Eliya, am Fuße des Pidurn Talagalla. Nuwara-Eliya hat sehr gemäßigtes Klima; „die Wälder auf den umliegenden Bergen bestehen aus starken Laubbäumen, welche gutes Werkholz liefern". In ungefähr fünf Stunden lässt sich von hier aus eine Besteigung des Pidurn (hin und zurück) vollziehen. „Der Weg ist gut gehalten und durch Aufschriftstafeln markiert. Obwohl man durch schönen, dichten Hochwald geht, eröffnen sich dennoch von Zeit zu Zeit prachtvolle Ausblicke auf das mit einem kleinen See geschmückte Hochthal von Nuwara-Eliya. Ab und zu führt der Pfad über kleine, sumpfige, von einem rauschenden Bächlein durchzogene Waldwiesen. Stellenweise ist der Boden von Wildschweinen aufgewühlt, deren es hier zahlreiche Rudel gibt. — Je höher man kommt, desto mehr zeigen sich Äste und Zweige der Bäume mit einer lang herabhängenden weißgrauen Flechte, einer Art Baumbart, bewachsen. Noch höher hinauf gibt es nur mehr Rhododendren, mit großen, dunkelrothen Blüten bedeckt. Endlich geht die Vegetation in niederes Gestrüppe über; man steigt noch ungefähr 200 Schritte über eine mit Felstrümmern besäete Wiese empor und hat den höchsten Punkt Ceylons erreicht."

Nach einigen kurzen Ausflügen noch von Colombo aus in die nächste Umgebung wurde die Heimfahrt angetreten, welche auf demselben Seewege zurückführte.

Triest. R. Solla.

Bericht über die 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Straßburg i. E.

I.

Der **Begrüßungsabend** fand am 30. September 1901 im „Bäckehiesel", dem ehemaligen Innungshause der Straßburger Bäcker, heute einem geräumigen und schönen Restaurant, statt. In einer kurzen, aber herzlichen Ansprache hob der Präsident, Prof. **Schwartz**, mit Genugthuung den zahlreichen Besuch hervor. Schon an diesem Vorabende konnte man sehen, dass das Fähnlein der Österreicher klein sei. Anwesend waren oder es erschienen am nächsten Morgen (zur Eröffnung der Versammlung) aus Wien *W. Meyer-Lübke, E. Bormann, K. Kraus, R. F. Arnold, K. Kauer* und der *Ref.* (der deshalb seine Bibliotheksstudien in Mailand abgebrochen hatte), aus Prag Prof. *J. Lambel* und von Graz Script. *F. Eichler*; Galizien war durch den Landesschulinspector *E. Dworski* aus Lemberg, durch Reg.-Rath *L. Kulczyński* und Director *St. Bednarski* aus Krakau, die ungarische Reichshälfte durch Univ.-Prof. *Becker* aus Budapest und *Fejerpataky* vom ungar. Nationalmuseum vertreten. Das Hauptcontingent der Theilnehmer stellten natürlich Straßburg und das übrige Elsass, dann die Nachbarländer Lothringen, Baden, die Schweiz, ferner Württemberg und die Rheinprovinz. Von Ausländern hatten sich einige Dänen, Schweden, Finnen, Engländer und der Belgrader Hochschulprofessor *Vulić* eingefunden. Der interessanteste Gast war wohl Director Dr. *Weidner* aus Johannesburg, auf dessen Antrag auch in

einer allgemeinen Sitzung eine Resolution zugunsten der dortigen deutschen Schule, die infolge der Kriegsnoth „geradezu mit dem Tode ringt", angenommen wurde. Der Gesammtbesuch der Versammlung belief sich auf ungefähr 470 Theilnehmer; denn von der Gesammtzahl 491, die in der zweiten, berichtigten Liste angegeben ist, sind etwa 20 Doubletten in Abzug zu bringen. Diese Frequenz ist zwar gegenüber den Zahlen der Wiener und der Kölner Versammlung gering, erklärt sich aber durch die excentrische Lage Straßburgs; hatte doch auch Bremen nur 549 Mitglieder und Gäste beherbergt. Aber hier war die Zahl der Festschriften größer gewesen. Diesmal kamen zur Vertheilung: 1. die „Straßburger Festschrift", die eine wertvolle Sammlung von 28 wissenschaftlichen Aufsätzen seitens der philos. Facultät enthält; 2. die Beilage zum Jahresberichte des Protest. Gymnasiums zu Straßburg mit Schulreden von Gymnasialdirector Dr. H. Veil, darunter eine über das Thema: „Wozu lernen wir Griechisch?"; 3. eine Beschreibung der Stadt Straßburg und des Münsters von Prof. Dr. Euting, die, mit guten Plänen und hübschen Abbildungen ausgestattet, den Fremden besonders willkommen war. Nur Einzelnen gelang es, auch der „Beiträge zur Schul- und Erziehungsgeschichte von Elsass-Lothringen" (gewidmet von der Gruppe Elsass-Lothringen der Ges. f. deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte), der Broschüre über die deutsche Schule in Johannesburg, des Aufsatzes von Prof. Dieterich über „Himmelsbriefe" in den „Hessischen Blättern" und ähnlicher kleinerer Spenden theilhaftig zu werden. — Für die Unterkunft und Verpflegung der Gäste war durch das Comité in anerkennenswerter Weise gesorgt worden. Auch erwiesen sich die Straßburger Collegen, was Auskünfte und Geselligkeit betraf, sehr zuvorkommend. Die Stimmung war, da die Jugend überwog, im ganzen so wie am Vorabend frisch und fröhlich.

Die eigentliche Thätigkeit hob Dienstag den 1. October an. Im großen Lichthof der prächtigen Universität begrüßte zuerst Prof. Schwartz die Gäste der alten Reichsstadt, der „Burg, die an der Straße des neuen Deutschlands liegt", und ließ dann Kaiser Wilhelm als den Schirmherrn der Friedensarbeit hochleben. Daran schloss sich sein eigener gedankenreicher Eröffnungsvortrag[1]), in welchem er den Stand, die Ziele und Fortschritte der classischen Philologie originell darlegte und u. a. sagte: „Es ist ein Resultat des Hellenismus, wenn Latein und Griechisch eine untrennbare Einheit bilden und nur Dilettanten glauben dürfen, man könnte Latein verstehen, ohne Griechisch zu können. ...Es ist eine unaufschiebbare Forderung unserer Wissenschaft, das gesammte Leben des hellenistischen und griechisch-römischen Orientes von der griechischen Seite aus zu fassen.... Wir werden uns dazu bequemen müssen, bei unseren orientalischen Collegen ganz gründlich in die Lehre zu gehen.... Damit nun aber niemandem schwindlig werde, auch im engeren Gebiet der zünftigen Philologie ist viel, wenn nicht alles noch zu thun. Es.. muss gesagt werden, dass wir nur für vereinzelte Ausnahmen wissenschaftlich brauchbare Texte besitzen... Wie arg die echte und wahre Erklärung auch antiker Meisterwerke im Rückstande ist..., davon will ich lieber schweigen. Die Reben drängen sich im Weinberg, aber der Winzer sind zu wenig. Der breite Nährboden, auf dem der stattliche Baum der deutschen philologischen Wissenschaft gewachsen ist, die Wissenschaftlichkeit unserer Lehrer, darf nicht vertrocknen ..... Wir alle indessen, die wir uns deutsche Philologen und Schulmänner zu sein rühmen, wir lassen uns.. den heiligen Eros nicht rauben. Wer den Glauben an die Ewigkeit der Wissenschaft in sich trägt, dem wirbeln die trüben Strudel der Gegenwart tief unten im

---

[1]) Der vollständige Abdruck liegt jetzt vor in den „Neuen Jahrbüchern f. d. class. Alterthum" IV (1901), S. 592 ff.

wesenlosen Scheine; ..seines Thuns Entsagung dient.. den Mächten, die das Bleibende sind im Leben der Völker und der Einzelnen, der Sehnsucht nach der unendlichen Wahrheit und dem sittlichen Willen." Sodann sprach der bekannte Staatssecretär v. Köller im Namen der Landesregierung, ferner beleuchtete Bürgermeister Back außerordentlich wirkungsvoll den Einfluss der wechselvollen politischen Schicksale Straßburgs auf das städtische Bildungswesen, endlich begrüßte Rector Spitta die Anwesenden namens der Universität.

Nach einer Pause folgten die allgemeinen Vorträge der ersten Hauptversammlung, über die gleich den übrigen im Folgenden (S. 92 ff.) Prof. Kauer einen zusammenhängenden Bericht erstatten wird. Sodann bildeten sich die 11 wissenschaftlichen Sectionen. In diesen wurden von uns Österreichern vier Vorträge gehalten. In der historisch-epigraphischen Section sprach Prof. Bormann über „Die römischen Patricier" und „Über den röm. Limes in Österreich"; in der germanistischen erörterte Prof. K. Kraus in gediegener Weise „Die Metrik des heil. Georg" und in der bibliothekarischen regte Scriptor Eichler eine „Quellensammlung zur Geschichte des deutschen Bibliothekswesens" an.

Bei der Menge der meist zu gleicher Zeit gehaltenen Vorträge war es dem Ref. nur möglich, den Verhandlungen der *philologischen* und denen der *archäologischen* Section, soweit diese mit jener vereinigt war, anzuwohnen. Er kann daher nur diesen Theil der Thätigkeit der Sectionen kurz zeichnen und will die Skizze in den allgemeinen Rahmen der ganzen Tagung mit ihren Festlichkeiten und Vergnügungen einfügen.

Nach den langdauernden Sitzungen und Berathungen des ersten Vormittags war der Nachmittag der näheren Besichtigung der seit 1871 herrlich emporgeblühten Stadt gewidmet; unter sachkundiger Führung wurde insbesondere das hochragende Münster, dessen alterthümliche Umgebung, die Reihe prächtiger Neubauten, vor allem das gesunde, lärmentrückte, garten- und alleereiche Universitätsviertel in Augenschein genommen.

Am Mittwoch, dem zweiten Verhandlungstage, trat die *philologische* Section unter dem Vorsitze Prof.s Friedländer bereits um 8 Uhr zusammen. Zuerst sprach Privatdocent Dr. Thiele aus Marburg „Über die Anfänge der Komödie in Griechenland". Er führte etwa folgende Gedanken aus: Die Komik, das treibende Element der dramatischen Aufführung, hieng auch in Griechenland mit dem religiösen Cult nur lose zusammen. Die Phallossänger entwickelten keinen humoristischen Dialog und keinen Mimus; dazu musste die lustige Figur des Deikelisten und Phlyaken kommen. Erst in einem entwickelteren Stadium trat der Phlyax zur burlesken Posse der ποιηταί, die an die humoristischen Hymnen sich anlehnten. Die Phlyaken sind wahrscheinlich nicht von den dionysischen Dämonen herzuleiten, sondern als typische Caricaturen des ionischen Volkshumors zu erklären. Epicharm wirkte für die Vermenschlichung des Thierkomos auf Attika ein, wo in der älteren Komödie noch die rohe Thiermaskerade überwog. Die freie Entwicklung der attischen Komödie führte, namentlich bei Aristophanes, zum Abstreifen des Phlyakencostüms, das bei ihm nur nach Belieben angewendet wird. Nicht durch die Phallophoren, noch durch die Satyrtänze wurde ein mimisch-dramatisches Spiel herbeigeführt, sondern erst durch die lustige Figur des Silen. Mit dem Hinzutreten eines eigentlichen Schauspielers, der nach dem Vorbilde der burlesken Komödie anfangs zumeist Unholde darstellte, wird das Satyrspiel zu einer Satyrkomödie. Die Wurzeln des daneben in Gestalt von Chören sich entwickelnden ernsten Spiels sind nicht genügend erkennbar. — In der Debatte vertritt Prof. Bethe insbesondere den Zusammenhang der Phlyaken mit den dionysischen Dämonen und (nach Körte) die Maskierung der attischen, auch aristophanischen Schauspieler als Phlyaken. Thiele hält dagegen das monumentale Material Körtes und dessen Erklärung einiger Aristophanesstellen

für nicht beweiskräftig. Die Caricatur habe sich wohl früher entwickelt als die ernste Porträtkunst.

Es folgte der ganz frei gehaltene Vortrag des Breslauer Univ.-Prof.s F. Skutsch „Aus Vergils Frühzeit“, in dem er die Ergebnisse, die er in seinem inzwischen bei Teubner, Leipzig 1901 erschienenen Buche ausgeführt hat, auf Grund einer gedruckten Zusammenstellung der Hauptstellen kurz und fesselnd darlegte. Er suchte die im *Corpus Vergilianum* stehende *Ciris* als eine Dichtung des Cornelius Gallus, des Gönners Vergils, zu erweisen und machte an drei gut gewählten Beispielen (Georg. I 401 bis 409 — Cir. 49 ff., 538 bis 541: Aen. II 405 fg. — Cir. 402 fg.; Aen. VI 406 ff. — Cir. 280 ff.) die Abhängigkeit der Vergilverse von den entsprechenden Stellen aus der Ciris wahrscheinlich. — Da unsere Zeitschrift noch eigens über dieses für die Vergilforschung sehr wichtige Werk berichten wird, können wir uns hier begnügen, die starke Wirkung der logisch scharfen, formell vollendeten und sachlich vertieften Ausführungen zu verzeichnen. Darauf bemerkte Prof. Reitzenstein u. a.: Dadurch, dass Vergil in der 6. Ecloge vom Epyllion über den Gryneischen Hain Gallus' Urheberschaft behaupte, sei noch nicht erwiesen, dass auch alle übrigen hier erwähnten Dichtungen, darunter die über die Verwandlung Scyllas in die Ciris, Eigenthum desselben seien. Gegen Prof. Heinzes weitere Einwendungen bezüglich Skutsch' Auffassung der obigen Vergilstellen erwidert dieser, dass die Nebenbestimmungen bei Vergil unnöthig, in der Ciris nöthig seien; Reitzensteins Einwurf hält er einer weiteren Erwägung für wert. Die Debatte wird dann abgebrochen, und es folgte die reichhaltige allgemeine Sitzung (s. unten).

Um 2 Uhr fand in der Hauptrestauration der Orangerie ein vielbesuchtes Festmahl statt, das durch Musikvorträge und eine Reihe Reden gewürzt war; so ließ Prof. Schwartz den deutschen Kaiser, Prof. Jäger den Fürsten Hohenlohe und den Bürgermeister Back, der Unterstaatssecretär Schraut die Philologen-Versammlung, der Düsseldorfer Prof. Cauer die Frauen hochleben, und Prof. Bormann trank auf die geistige Kameradschaft und Waffenbrüderschaft Deutschlands und Österreichs. Die Feststimmung und die fröhliche, fast studentische Begeisterung war völlig ungetrübt.

Am nächsten Morgen, Donnerstag den 3. October, hielt in der vereinigten Sitzung der *archäologischen* und *philologischen* Section Prof. Ad. Michaelis einen eingehenden und beifällig aufgenommenen Vortrag über „Die Athenatempel der athenischen Akropolis“. Die Ergebnisse seiner Forschungen liegen in der 3. Ausgabe der *Arx Athenarum a Pausania descripta edd. O. Iahn et Ad. Michaelis*, Bonn 1901 vor.

Es schloss sich der Vortrag Prof. Bethes über „Homer und die Heldensage“ an. Nach ihm hat die Localisierung der homerischen Örtlichkeiten trotz K. Otfried Müller keine wesentlichen Fortschritte gemacht. Mit Ed. Meyer nimmt der Vortragende an, dass die äolischen Siedlungen in der Troas erst ins VII. oder VIII. Jahrhundert gehören, er erweitert aber dessen Ansicht dahin, dass die troische Sage weder aus den Kämpfen der Äoler um den Besitz dieser Landschaft noch um den der thrakischen Küste noch um Äolis oder Lesbos entstanden ist. Er verfolgt vielmehr Achill von der Troas und Äolis über Lesbos und Skyros ins Mutterland und sucht nachzuweisen, dass dieser ein Thessaler sei, Alexandros, sein Feind, am Spercheus hause, Hektor (nach F. Dümmler) Böoter sei, Helena und Menelaus wegen ihrer Grabstätten usw. in Lacedämon heimisch gewesen seien. In Lesbos, das von Thessalien, Böotien und dem Peloponnes besiedelt worden sei, fließen nach B. die um den Spercheus und in Sparta entsprungenen Sagen zusammen. Die Erinnerungen der verschiedenen hier und in der Troas zusammengerückten griech. Stämme wurden durch die letzte Nachbarschaft neu belebt und die verschiedenen Sagen um Troia gruppiert. Auf Cauers Anfrage nach dem Anlass der

Übertragung der griechischen Kämpfe in die Troas, erwidert Bethe, er wolle dies im Zusammenhang bald näher zeigen[1]).

Darauf verstand es Prof. Petersen, in sehr anschaulicher Weise die nunmehr vollständig gelungene Reconstruction der augusteischen *Ara pacis* der Versammlung darzulegen.

Nach der darauffolgenden allgemeinen Sitzung fand nachmittags theils eine Besichtigung der wertvollen Stadtbibliothek, theils des interessanten städtischen Kunstmuseums und der elsässischen Alterthumssammlung statt. Abends gab die Landesregierung ein stark besuchtes Festessen in der Orangerie mit Concert, Feuerwerk am See, Vorträgen und Aufführung des Theaterstückchens „Die Kunkel(Spinn-)stube in einem Vogesendorfe", das gleich dem sehr witzigen Festgedichte des Schauspielers A. Borée verdienten Beifall fand.

Der Freitag (4. October) brachte den *Philologen* drei Vorträge. Zuerst den von Dr. Heraeus „Über den Wert der latein. Glossare". Er legte die formelle und sachliche, insbesondere antiquarische Wichtigkeit der einsprachigen und der doppelsprachigen Glossare an gut gewählten Beispielen dar.

Dann gelangte Prof. Wackernagel zum Worte. Unter dem Titel „Sprachgeschichtliches zu Aischylos' Prometheus" gab er gründliche grammatisch-sprachliche Beiträge zur Chronologie des Prometheus, und zwar von Formen und Wörtern, bei denen eine geschichtliche Reihe nachweisbar ist. Er führte zunächst solche Spracherscheinungen an, die in den übrigen Äschyleischen Stücken selten, im Prometheus häufiger sind, dann solche, die in den anderen Stücken gar nicht, sonst nur in der zweiten Hälfte des V. Jahrhunderts sich finden, endlich ein Wort des Prometheus: *βασιλικὸν* (*γένος*), das gegenüber dem älteren *βασίλειος* seiner Bildung nach sogar ins IV. Jahrhundert gehöre.

Den Abschluss bildete ein sehr interessanter Vortrag Prof. Bruno Keils „Über die Herkunft der griechischen Stichometrie". Die stichometrischen Angaben in unseren Handschriften und Papyri führt K. nicht mit Ritschl auf die Alexandriner und Callimachus zurück, sondern wegen der Art der Zahlenangaben, anderseits wegen des Umstandes, dass die attischen Inschriften die Kurzzeile zeigen, auf Ionien, u. zw. auf Milet, den Sitz der ersten Prosa, des epischen Gesanges und primitiven Buchhandels. Von da aus sei die Erfindung nach Attika, und erst von hier nach Alexandrien gekommen. — Damit war die Thätigkeit der sehr emsigen *philologischen Section* erschöpft. Aber auch das *συμφιλολογεῖν* außerhalb derselben, insbesondere im Kreise der Bonner und Breslauer Freunde und Straßburger Collegen war nicht minder lebhaft und genussreich.

Nach schwungvollem Schlusse der allgemeinen Sitzungen ward nachmittags die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten und Sammlungen der Stadt fortgesetzt. Insbesondere erfolgte eine genaue Erklärung der kleinen, aber wertvollen Papyrussammlung durch die Professoren Wilcken und Reitzenstein. Dann übernahm die Führung durch die eigenartig geordnete prächtige Abgussammlung Prof. Michaelis, der dabei die Hauptfiguren lichtvoll erläuterte. Abends hatte die von der Stadt veranlasste Festvorstellung der „Orestie" im Stadttheater für die Wiener wegen des Vergleiches mit der Aufführung im Burgtheater doppeltes Interesse. Der Beifall für die gelungene Vorstellung war allgemein.

Der nächste Tag (Samstag) brachte als Abschluss der ganzen Tagung einen hübschen Ausflug in die Vogesen. Von der Station Wampel aus wurde die mächtige und aussichtsreiche Hochkönigsburg, die aus den Ruinen neu hergestellt wird, besucht, dann von der Hauptmasse der Theilnehmer eine hübsche Fußwanderung angetreten, die das freund-

---

[1]) Der Vortrag ist erweitert soeben in den „Neuen Jahrbüchern" IV 657 ff. erschienen.

liche Gebirgsdorf Tannenkirch und die malerischen Rappoltsweiler Schlösser berührte. Nach dem Abstieg zum bekannten Sitze des Pfeiferkönigthums, dem alten Städtchen Rappoltsweiler, vereinigte daselbst ein gemeinsames Essen, bei dem es an launigen Reden und ernsteren Abschiedstränken nicht fehlte, noch für kurze Zeit die feuchtfröhliche Gesellschaft, die dann nur ungern die Rückfahrt nach dem „wunderschönen" Straßburg, bezw. in die ferne Heimat antrat.

Wien. Dr. Edmund Hauler.

II. Bericht über die allgemeinen Versammlungen.

Die allgemeinen Versammlungen fanden am 1., 2., 3. und 4. October statt — die erste im Lichthofe des Collegiengebäudes, die übrigen in der Aula —; in den Vorsitz theilten sich Prof. *Schwartz* und Dir. *Francke*. Ich will an dieser Stelle nur kurz über die in diesen Sitzungen gehaltenen Vorträge berichten, da die Eröffnung schon Herr Prof. Hauler besprochen hat.

Den Reigen eröffnete Prof. Wendland aus Berlin mit seinem Vortrage über „Hellenismus und Christenthum" in literarischer Beziehung. Dem verderblichen Einfluss, den die zu Ciceros Zeit beginnende Reaction des Atticismus auf die hellenistische Literatur ausgeübt hat, ist es zuzuschreiben, dass erst spät von einer directen Wechselwirkung gesprochen werden kann. Nicht kann davon die Rede sein bei der im 2. Jahrhundert vorgenommenen Canonisierung der Schriften des Neuen Testamentes, weder in Bezug auf die Sprache — bei dem Umstande, dass bei der Canonisierung nicht von ästhetischen Gründen ausgegangen wurde, wurde diese nicht der literarischen *κοινή* entnommen, sondern stellt lediglich eine vulgäre Unterströmung dar — noch in Bezug auf die Form der übernommenen Schriften, da selbst die Briefe kein Kunstproduct, sondern wirkliche Briefe sind, die erst durch die Canonisierung eine von dem Verfasser nie gewollte Bedeutung erhielten. Aber auch inhaltlich darf aus dem Niederschlag allgemeiner Bildung — ein Punkt, der eine ausführliche Besprechung erfuhr, — kein Schluss auf literarische Einwirkung gezogen werden. Erst als nach Aufstellung des Canons der Kampf entbrannte, ob das Christenthum vor der Welt isoliert bleiben oder Träger einer Culturmission werden solle, wird diese Einwirkung deutlich, indem diese Frage im letzteren Sinne durch die von Alexandria ausgehende christliche Wissenschaft entschieden wird, die sich zu diesem Zwecke der griechischen Wissenschaft, namentlich der Philosophie, als Rüstzeuges bedient. In großen Zügen wurde sodann die Wirksamkeit des *διδασκαλεῖον* in Alexandria und seiner zwei größten Vertreter, des Clemens und namentlich eingehend die des Origines gezeichnet, der den Höhepunkt christlicher Wissenschaft darstellt, mit dem die Kirche über den profanen Hellenismus gesiegt hat. In zweiter Linie macht sich die Einwirkung des Hellenismus durch die Übernahme ganzer griechischer Schriften, der heidnischen Florilegien, sowie durch Einführung des mythologischen Apparates (*Synesius*, *Nonnus* etc.) bemerkbar.

Prof. Gneisse aus Straßburg wies in seinem Vortrage: „Über den Begriff des Kunstwerkes in Goethes Aufsatz von deutscher Baukunst (1772) und Schillers Ästhetik" nach, dass Goethe in seiner Definition des Kunstwerkes, die er am Straßburger Münster ableitete, und in der Beantwortung der Frage, worin das Schöne besteht, mit den von Schiller in mehreren Briefen an Körner (namentlich 28. Februar 1793) entwickelten Grundlinien der Ästhetik bezüglich der Eintheilung der Kunstwerke in bemerkenswerter Weise übereinstimme.

Den Schluss bildete der Bericht des Dr. Reinhardt aus Frankfurt a. M. über seine Erfolge im altsprachlichen Unterrichte nach dem Frankfurter Lehrplane. Er stellte als Hauptvortheile des späteren Beginnes des lateinischen Unterrichts namentlich auf: 1. die Möglichkeit, wegen der größeren geistigen Reife mit der Erlernung der Sprachform die Spracherklärung zu verbinden, 2. die größere Concentration der humanistischen Fächer, die dadurch ermöglicht wird, dass die realen Fächer mehr den drei ersten Jahrgängen zugewiesen werden. Das Quantum, das der Vortragende selbst im Sommersemester in Oberprima durchgenommen hatte (Plat. Protagoras, Thuk. II. bis zum Ende der Leichenrede des Perikles, Eurip. Iphigenie, die Perser des Aeschylos in Auswahl, ein paar Gesänge Homers und Beginn der Lectüre der Antigone) schien ihm Recht zu geben, wenn er behauptete, dass der altsprachliche Unterricht bei ihnen dem der humanistischen Gymnasien nicht nachstehe. Nach dem Vortrag zeigte sich in der Versammlung Lust zu einer Debatte, die aber der Voisitzende in der pädag. Section vorzunehmen bat.

In der 2. Vollversammlung sprach zunächst Privatdocent Dr. Lehmann aus Berlin, der den Wienern schon von seinem Vortrage im „Eranos“ bekannt ist, in dem er unmittelbar nach seiner Rückkehr ausführlich über seine mit Dr. Belck quer durch Armenien unternommene, von den reichsten Erfolgen gekrönte Reise berichtet hatte. Diesmal beschränkte er sich darauf, auf Grund der literarischen Angaben und seiner eigenen Anschauung die Identität von *Mijafarikin* (meist einfach *Farkin* genannt) mit Tigranokerta zu erweisen.

„Über deutsche und griechische Personennamen“ sprach hierauf Prof. Schröder aus Marburg, aus dessen hochinteressanten Ausführungen nur kurz Folgendes mitgetheilt werden kann: Gemeinsam ist beiden die Composition. Der Unterschied besteht aber darin, dass wir im Deutschen hauptsächlich Bahuvrihicomposita haben, während im Griechischen Tatpurusha vorwiegen. Hier kann durch Movierung aus dem Masculinum unmittelbar ein Femininum entstehen, was im Deutschen unmöglich ist. Denn im Deutschen kann ein Mann nur mit einem Namen bezeichnet werden, dessen Grundwort männlich ist, eine Frau nur mit einem, dessen Grundwort weiblich ist. Ein Neutrum kann nie das Grundwort eines deutschen Namens sein, während das Bestimmungswort keiner Beschränkung unterliegt; ebenso erscheint an zweiter Stelle nie ein Göttername, bei Frauen darf das Grundwort nichts mit Wasser zu thun haben, bei Männern nichts mit Land. Aus dem reichen Beweismaterial, das Schröder vorführte, will ich bloß folgende Einzelheiten hervorheben: Bei der Componierung kommen auch euphonische Momente in Betracht, indem einerseits der zweite Theil nicht vocalisch anlauten darf, anderseits die Kunstmittel des Endreims, der Allitteration etc. auf so engem Raume nicht verwendet werden dürfen[1]). Wo sich ferner Zweigeschlechtigkeit oder Ausnahmen von den oben aufgestellten Gesetzen finden, beruhe dies entweder auf Veränderung oder Verkennen des Grundwortes oder auf Analogie. So konnten die Namen auf *-gard*, als man sie nicht mehr auf *kertja* (vgl. *uirgo* und *uirga*) zurückführte, auch für Männer verwendet werden. Sieg, das im Altdeutschen Neutrum war, konnte erst, nachdem es im Angelsächsischen zum Masculinum geworden war, als Grundwort verwendet werden u. dgl. Deshalb muss zuerst die Namengeschichte geschrieben werden, bevor man an die Namenerklärung schreiten kann.

Reichen Beifall erregte der für die allgemeine Sitzung besonders geeignete Vortrag des Prof. Wilcken aus Würzburg: „Der heutige

---

[1]) Schröder bemerkte, dass dies noch heute beachtet werde. Während man zwar „Geldheirat“ sage, scheue man sich „Geldwelt“ zu sagen, sondern spreche von „Finanzwelt“. Ob da nicht doch andere Gründe maßgebend waren, in diesem Falle „Finanz“ statt „Geld“ als Bestimmungswort zu wählen?

Stand der Papyrusforschung“. Der Vortragende besprach zunächst den Zuwachs des Materials seit der Dresdener Versammlung sowohl in den alten Sammlungen zu Paris, London, Wien und Berlin sowie in den neu hinzugekommenen in Heidelberg, Straßburg, München, Graz, Brüssel, Florenz, Kopenhagen, Chicago und den Privatsammlungen usw. Als Vorläufer für das durch diese Zersplitterung — die jedoch wieder für die wissenschaftliche Bearbeitung von größter Wichtigkeit sei — sich als unbedingt nothwendig erweisende *Corpus Papyrorum*, dessen Verwirklichung allerdings noch in weiter Ferne liege, wurde das „Archiv für Papyrusforschung“ gegründet, dessen I. Band Wilcken der Versammlung vorlegen konnte. Auch die Gewinnung der Papyri ist nicht mehr dem Zufalle anheimgestellt, sondern wird nunmehr systematisch in den Schutthügeln der griechischen Städte, im Nilthale sowie in den Nekropolen am Wüstenrande betrieben. So boten insbesondere die Cartonnagen der Mumien sowie das Materiale, mit dem die heiligen Thiere ausgestopft wurden, reiche Funde. Dass mit der Ausbeutung dieser Fundstätten auch die Topographie gewinnt, wurde an einem schlagenden Beispiel (Mörissee) erläutert. Die Besprechung der Publicationen, wobei leider Wien einen Stillstand zeigt, sowie eine Übersicht dessen, was die verschiedensten Wissenszweige durch die Papyrusforschung gewonnen haben, beschloss den ausführlichen Bericht.

Der Vortrag Paul Cauers aus Düsseldorf: „Über philologische Weltanschauung“ dürfte demnächst in Druck erscheinen. Hier möge nur kurz angedeutet werden, dass der Vortragende in seinen hochinteressanten Ausführungen zeigte, dass die Philologie, indem sie die Äußerungen menschlicher Geistesthätigkeit überhaupt und vergleichend ihre Wiederholungen und die dabei wahrnehmbaren Fort- und Rückschritte untersuche, berufen sei, das menschliche Geschlecht zu reiferem und tieferem Verständnis seiner selbst zu führen, und dass sich ihre Aufgabe nicht bloß auf die Vergangenheit allein beschränke, sondern auch in der Gegenwart unter den Menschen, die sich gegenseitig hart stoßen, das Verbindende herauszuarbeiten und die Gegensätze zu beseitigen, zu gegenseitigem Verstehen anzuleiten habe.

Die 3. Sitzung begann mit einem Berichte Prof. Kehrbachs aus Berlin über die Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Zu den *Monumenta Germaniae paedagocia* kommen noch hinzu: 1. die „Texte und Forschungen zur deutschen Erziehungsgeschichte“, 2. ein großes bibliographisches Werk „Das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge“, das über die gesammte literarische Production zur deutschen Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft eines jeden Jahres berichtet und außerdem sämmtliche behördlichen Verordnungen im Unterrichtswesen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz verzeichnet, 3. die Mittheilungen der Gesellschaft.

Sodann berichtete Prof. Fabricius aus Freiburg i. Br. über die Ergebnisse der vom Deutschen Reiche unternommenen Erforschung des römisch-germanischen Limes, dessen Wandlungen aufs engste mit der Geschichte der Römerherrschaft in Deutschland zusammenhängen. Während zunächst die von den drei Legionslagern in *Mogontiacum Argentoratum* und *Vindonissa* unter Vespasian und Domitian ausgehenden Eroberungen durch eine Art Vorpostenstellungen — hölzerne Wachthürme längs der Grenze mit kleinen von der zum Dienste commandierten Mannschaften besetzten Castellen, mit den Hauptcastellen und den Legionslagern im Rücken — geschützt wurden, wurde diese Tiefestellung in der friedlichen Zeit unter Hadrian und Antoninus Pius aus administrativen Rücksichten durch Cordonstellung ersetzt, indem überall dort, wo nicht Flussläufe die Grenze bildeten, ungeheure Palissaden errichtet und die zurückliegenden Castelle aufgegeben wurden. Erst gegen Ende des 2. Jahrhunderts wurde der Limes wegen stärkerer Bedrohung der Grenzen

wieder für militärische Zwecke eingerichtet, und zwar durch Verstärkung der Castelle. Zu Anfang des 3. Jahrhunderts wurden dann in Rätien statt Palissaden feste Mauern errichtet, in Germanien zu den Palissaden ein großer Graben gegeben, die noch heute sichtbarste Spur der Limesanlage. Dies stand im Zusammenhang mit dem Alemannenkrieg unter Caracalla im Jahre 213. Aber auch diese Anlage konnte im großen Germanenkrieg von 234 nicht mehr schützen, die Münzen in den Castellen gehen nur bis Alexander Severus († 235). Gefallen ist der Limes vollständig unter Gallienus; in Niederbieber wurden zwei Schätze des Gallienus gefunden, die bei der Zerstörung verloren gegangen waren. Über 259 geht kein zuverlässiges Zeugnis für die Fortexistenz des Limes.

In derselben Sitzung sprach noch Prof. Elter aus Bonn über „Das classische Alterthum und die moderne Wissenschaft". Aus dem formvollendeten Vortrage sei hier nur kurz hervorgehoben, dass der Vortragende versicherte, Belege dafür aufweisen zu können, wie in der Zeit der großen Entdeckungen und Erfindungen eine directe Verbindung und Berührung der bahnbrechenden Geister mit Schriften des Alterthumes stattgefunden habe. Als Hauptergebnis stellte er hin: „Die Renaissance ist die Wiege, das classische Alterthum die Mutter der modernen Wissenschaft". Schließlich gab noch Prof. Schreiber aus Leipzig einen Überblick über die Ergebnisse der Sieglin'schen Ausgrabungen in Alexandria, nach welchem die Versammlung ein Danktelegramm an Herrn Sieglin in Stuttgart abzusenden beschloss. In derselben Sitzung wurde auch die schon oben erwähnte Resolution zugunsten der deutschen Schule in Johannesburg gefasst.

Die letzte Sitzung am 4. eröffnete Prof. Dieterich aus Gießen mit dem Vortrage: „Die Himmelfahrt der Seele, eine Mithrasliturgie". Unter den Zaugerpapyri in Paris fand Dieterich eine Liturgie, die er als heiliges Buch der Mithrasmysterien erkannt hat, nach dem die Himmelfahrt der Seele zu der Sonne und zu Mithras in sacramentaler Handlung dargestellt wird, die in den bekannten Grottenheiligthümern aufgeführt wurde. In den Gebeten finden sich bereits die höchsten religiösen Gedanken, wie z. B. die Vereinigung mit Gott, die Gotteskindschaft, die Wiedergeburt des Leibes und der heil. Act der Erhebung zum Himmel. Auf die weiteren Ergebnisse des äußerst interessanten und schwungvoll vorgetragenen Vortrages kann hier nicht weiter eingegangen werden.

Nach Dietrich sprach Thumb aus Freiburg i. Br. über die sprachgeschichtliche Stellung des biblischen Griechisch, der für die Literatur wiedergewonnenen Volkssprache des Hellenismus; die behaupteten Hebraismen in Formenlehre und Syntax sind keine Eigenthümlichkeit des Bibelgriechisch, sondern gehören sowohl der *κοινή* als auch der Volkssprache unserer Tage an.

Endlich besprach und illustrierte noch Prof. Jakob aus Erlangen die orientalischen Schattenspiele.

Mit den Berichten der Sectionsvorstände schloss die Tagesordnung. Prof. Schwartz machte hierauf noch Mittheilung, dass die Weidmann-sche Buchhandlung abermals 1000 Mark gespendet habe, und dass von einem engeren Comité beschlossen worden sei, mit dieser nunmehr 2000 Mark betragenden Spende der genannten Buchhandlung, der telegraphisch der Dank ausgesprochen wurde, eine vollständige Ausgabe der constantinischen Excerpte zu veranstalten.

Nach dem Schlussworte Dir. Franckes erfolgte noch die Mittheilung, dass die 47. Versammlung in Halle unter dem Präsidium des Prof. Dittenberger und Dir. Fries stattfinden werde. Namens der Universität Halle lud Rector Suchier die Versammlung dorthin ein.

Wien. Robert Kauer.

Bibliographie der deutschen Rezensionen mit Einschluss von Referaten und Selbstanzeigen. Supplement zur „Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur". Band I. Nach Büchertiteln (Alphabet der Verfasser) geordnetes Verzeichnis von etwa 38 000 Besprechungen deutscher und ausländischer Bücher und Karten, die während des Jahres 1900 in über 1000 zumeist wissenschaftlichen und kritischen Zeitschriften, Zeitungsbeilagen und Sammelwerken deutscher Zunge erschienen sind, mit Sach-Register. Unter besonderer Mitwirkung von Arth. L. Jellinek und Dr. E. Roth herausgegeben von F. Dietrich. 406 SS. Leipzig, Verlag von Felix Dietrich 1901. Preis Mk. 25·—.

Das Werk bezweckt, auf seinen ca. 400 zweispaltigen Seiten ein alljährlich erscheinendes Gesammtverzeichnis der wegen ihrer Inhaltsangaben, Ergänzungen und Richtigstellungen wichtigeren Rezensionen zu bieten. Die bibliographische Aufnahme erfolgte in der Weise, dass jeder Titel folgende Angaben enthält: Verfassernamen und deutlich abgekürzten Titel des rezensierten Buches, Verlagsort, Verleger und Erscheinungsjahr desselben, Zeitschrift, Band und Seite, wo die betreffende Recension zu finden ist, und, soweit festzustellen, den Namen des Rezensenten. Aufgenommen wurden nur wirkliche Renzensionen, einschließlich der Referate und Selbstanzeigen, darunter auch die in Essayform oder in Sammelreferaten erschienenen, ausgeschlossen wurden zu kurze und nichtssagende Anzeigen und sogenannte Waschzettel. Dass vorläufig nur Besprechungen selbständiger Bücher und Karten aufgenommen wurden, ist aus dem Titel ersichtlich, von Dissertationen und Programmschriften wurden zunächst auch nur wenige berücksichtigt. Zu oberflächlich gehaltene Besprechungen ganz fortzulassen, ging nicht an, da dieselben mitunter doch manchen Punkt berühren, der in anderen Kritiken desselben Werkes fehlt, ebenso musste in vielen Fällen sehr kurzen aber gehaltreichen, eine treffende Charakteristik gebenden Anzeigen der Vorzug vor längeren, aber nichtssagenden gegeben werden. Rezensionen aus „Jahresberichten" über die einzelnen Wissenschaften wurden naturgemäß ausgeschlossen, da jeder Interessent diese Literaturberichte wohl in erster Linie benutzen wird. Der Nutzen des Werkes wird sich in mehrfacher Hinsicht zeigen: die Bibliographie wird es ermöglichen, dass man sich schneller und leichter wie bisher über den Wert oder Unwert oder auch nur den Inhalt eines Buches orientieren kann. Sie wird in Zukunft früher erscheinen als die hier in Betracht kommenden Jahresberichte und weist auch viel ausführlichere Kritiken mit nach, als es die in diesen Berichten enthaltenen, meist kurz referierenden Anzeigen nothwendigerweise sein müssen. Durch die Zusammenstellung mehrerer oft einander widersprechender oder ergänzender Kritiken wird sie jedem Interessenten gestatten, sich in Zukunft ein vollständigeres Bild des in Betracht kommenden Werkes zu verschaffen, als dies bisher der Fall war. Das Verzeichnis wird auch den Verlegern und Autoren als nützliches Nachschlagewerk willkommen sein, da diese keineswegs immer Abzüge der betreffenden Anzeigen zugestellt erhalten. Durch das dem Bande beigegebene Sachregister über die mehr als eine Seite umfassenden Rezensionen hat endlich auch die sachlich geordnete Bibliographie der Zeitschriftenaufsätze eine nothwendige und als neuer Literaturnachweis sicher nur willkommene Ergänzung erhalten.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Neuere Arbeiten und Streitfragen über die Benedictinerregel.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, dass ein so weit verbreitetes, vielgebrauchtes Schriftwerk wie die Benedictinerregel bis zum Ende des XIX. Jahrhunderts warten musste, ehe der Versuch gemacht wurde, eine kritische Recension herzustellen, die den ursprünglichen Wortlaut mit möglichster Sicherheit geboten hätte. Nicht als ob man gegen einen guten Text der Regel gleichgiltig gewesen wäre; finden wir doch schon im Regel-Commentar von Paulus Diaconus mannigfache Beobachtungen über den echten Text und Verweise auf das authentische Exemplar des hl. Benedict. Auch spätere Commentatoren, wie Smaragd, Bernhard von Monte Cassino u. A., haben noch solche Bemerkungen. Karl d. Gr. ließ sich, wie wir weiter unten darlegen werden, eine Abschrift des in Monte Cassino aufbewahrten Originals übersenden. Im XV. Jahrhundert suchte ein Mönch der Mölker Reform, wahrscheinlich Joh. Slitpacher, in principiell richtiger Weise einen guten Text herzustellen [1]). Die Mauriner, von denen man am ehesten die Arbeit einer kritischen Edition hätte erwarten dürfen, lösten diese Aufgabe nur in beschränktem Maße in dem Regeltext, welchen Martène zur Grundlage seines Commentars nahm. Einen nach kritischen Principien hergestellten Text bot erst nach mannigfachen Vorarbeiten, die vorzüglich Abt Haneberg v. S. Bonifaz in München zu danken sind, P. Edmund Schmidt in einer Ausgabe, die im Jahre 1880 zum 1400jährigen Jubiläum der Geburt S. Benedicts erschien [2]). P. Schmidt legte seiner Arbeit eine Reihe von Handschriften des VIII.—XI. Jahrhunderts zugrunde. Er erkannte, dass die handschriftliche Überlieferung uns zwei Recensionen der Regel

[1]) Vgl. *Revue bénédictine* XVIII (1901) 21 ff.
[2]) *Regula S. Patris Benedicti iuxta antiquissimos codices recognita a* P. Edmundo Schmidt. Ratisbonae 1880.

bietet. Auch die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis dieser Recensionen untersuchte er und entschied sie dahin, dass die eine Recension eine ältere, unvollkommene Niederschrift der Regel darstelle, während die andere den endgiltigen, von S. Benedict neu durchgearbeiteten und festgestellten Text darbiete.

In einer ebenfalls in Regensburg erschienenen Handausgabe der Regel vom Jahre 1892 zog dann Schmidt zum erstenmale die Hs. 914 von St. Gallen heran, ohne jedoch ihre außerordentliche Bedeutung genügend zu würdigen. Für die wissenschaftliche Forschung kommt diese Ausgabe kaum in Betracht, da sie des kritischen Apparates entbehrt.

Eine zweite Phase in der Erforschung des authentischen Regeltextes wird durch die Ausgabe Prof. Wölfflins[1]), des bekannten Münchener Latinisten, eingeleitet. Es ist nicht mehr ein Sohn S. Benedicts, der aus Pietät und für zunächst mehr praktische Zwecke sich um den Regeltext bemüht, sondern ein Philologe, der sich an die Arbeit macht, ein wertvolles Denkmal einer für die Sprachgeschichte interessanten Periode des Lateinischen in knapper, kritischer Ausgabe zu bieten. Die Aufstellungen Schmidts über die verschiedenen Recensionen der Regel und deren gegenseitiges Verhältnis nimmt Wölfflin stillschweigend an. Er sucht aber den Text der älteren Überlieferung, die besser den vulgärlateinischen Charakter bewahrt habe, wieder herzustellen. Da Wölfflin vor allem die wichtige Hs. 914 von St. Gallen ganz übersehen und auch die wenigen anderen Hss., auf die er sich stützt, nur mangelhaft benutzt hat, so muss seine Arbeit als unzureichend bezeichnet werden.

Das Jahr 1898 endlich brachte uns die für die kritische Arbeit bahnbrechende Abhandlung von Prof. Traube in München, die „Textgeschichte der *Regula S. Benedicti*“[2]). Traubes Untersuchungen wollen vor allem den Beweis dafür erbringen, dass P. Schmidt und seine Nachfolger das Verhältnis der beiden Recensionen falsch aufgefasst haben, dass die sog. erste Bearbeitung thatsächlich eine Corruption des in der zweiten Recension vorliegenden echten Textes bietet, die keineswegs von S. Benedict herrührt, sondern wahrscheinlich von S. Simplicius, dem dritten Abt von Montecassino. Sodann sucht Traube evident zu machen, dass die St. Galler Hs. 914 eine mit besonderer Sorgfalt hergestellte Copie jenes Normalexemplars der Benedictinerregel ist, das Karl d. Gr. in Montecassino von der eigenhändigen Handschrift S. Benedicts abschreiben ließ.

---

[1]) *Benedicti Regula monachorum* rec. Ed. Woelfflin. Lipsiae 1895. Vgl. Hist. pol. Bll. herausg. von Jörg u. Binder. Bd. 118 (1896), p. 259 ff.

[2]) Textgeschichte der *Regula S. Benedicti* von L. Traube. Abhandlungen der k. Bayer. Akad. d. Wiss. III. Cl. Bd. 21 (1898). Abth. 3, S. 601—731.

Man sieht, Traubes Untersuchungen greifen tief in das Problem ein, und man durfte gespannt sein, wie sich die competenten Beurtheiler, vor allem die Herausgeber der Texte, zu den von ihm aufgestellten Sätzen stellen würden. Doch man wurde enttäuscht. Während Wölfflin kurz sein Einverständnis mit den Ergebnissen Traubes aussprach [1], griff ihn P. Schmidt in einigen Artikeln der „Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und Cisterzienserorden" [2]) an, die in ihrer Form ebenso bedauerlich als sachlich belanglos sind. Erfreulich war, dass dem gegenüber P. Butler, ein Benedictiner, der sich in wissenschaftlichen Kreisen Ansehen erworben hat, gegen ein derartiges Vorgehen energischen Einspruch erhob, umsomehr als er glaubte, in der Sache Traube nicht zustimmen zu können [3].

Die von P. G. Morin O. S. B. im Jahre 1900 zu Montecassino veranstaltete Ausgabe bringt einen zeilengetreuen Abdruck des Cod. 914 von S. Gallen nebst den Varianten der cassinesischen Handschriften. Letztere werden sorgfältig beschrieben; auf weitere Untersuchungen geht P. Morin indes nicht ein. Als Materialiensammlung und Vorarbeit der definitiven Ausgabe ist die Arbeit recht brauchbar [4].

Im folgenden will ich nun der Pflicht genügen, zu den Fragen und Hypothesen, die bezüglich des Textes der Benedictinerregel aufgestellt worden sind, Stellung zu nehmen, nachdem mich die Wiener akademische Commission für Herausgabe der lateinischen Kirchenschriftsteller mit der Edition der vorkarolingischen lateinischen Mönchsregeln, also auch der Regula S. Benedicti, beauftragt hat.

I.

Das erste grundlegende Resultat, welches die neuere Regelkritik zutage förderte, war die Erkenntnis, dass es zwei Recensionen der Regel gebe, die in sehr alte Zeit zurückgiengen. Diese Thatsache festgestellt zu haben, bleibt das unbestrittene Verdienst P. E. Schmidts. Es war nun zu untersuchen, ob nicht vielleicht noch eine dritte Recension existiere oder ob nicht umgekehrt die beiden vermeintlichen Recensionen schließlich doch in eine zu-

[1]) Archiv f. lat. Lexikogr. XI (1900) 295 f.

[2]) Stud. u. Mitth. a. d. Bened. u. Cist. Ord. XX (1899) S. 137 ff.; S. 470 ff. u. XXII (1901) S. 467 ff.

[3]) Vgl. Downside Review, Dec. 1899. Auch andere Benedictiner, wie P. Chapman (Rev. bénéd. XV (1898) S. 503 ff.), P. R. Jud. (Hist. pol. Bll. Bd. 122 (1899) S. 385 ff.) und Morin in der im Text genannten Publication sollten Traubes Verdiensten volle Anerkennung und nahmen seine Resultate in allen wesentlichen Punkten an.

[4]) *Regulae S. Benedicti traditio codicum mss. Casinensium a praestantissimo teste usque repetita codice Sangallensi 914 nunc primum omnibus numeris expresso cura et studio monachorum in archicoenobio Casinensi degentium.* Montiscasini 1900.

sammenfielen. Letztere Möglichkeit ist ausgeschlossen, da die Untersuchungen Traubes und meine eigenen Beobachtungen die These Schmidts bestätigten, dass an einer Unzahl von Stellen immer die eine Gruppe alter Handschriften geschlossen gegen die andere steht, mithin für beide Zweige der Überlieferung je ein Archetypus vorauszusetzen ist. Ebensowenig kann ein dritter Archetypus als ursprünglich nachgewiesen werden. Zwar finden sich schon in sehr alten Quellen, z. B. den Handschriften 236 von Einsiedeln und 273/322 von Orléans (aus Fleury) aus dem IX. Jahrhundert, im Commentar des Paulus Diaconus[1]) und in den aus dem Anfang des IX. Jahrhunderts stammenden Randlesarten des Cod. 914 von S. Gallen verschiedene Worte eingeschoben, für deren Ursprung wohl eine gemeinsame Quelle gefordert werden muss; so finden wir Cap. II, 16[2]) die Lesart *tantum iterum erit liber* (die Münchener Hs. Clm. 6255 hat *securus*), VII 35 *demonstrat* statt *demonstrans*, VIII 9—10 *ut paruissimo interuallo, quo fratres ad necessaria naturae exeant, custodito,* XVIII 48 et XII (psalmi) *per unamquamque constituantur noctem* statt *constituens*, XXXVIII 3 *legere audeat ibi* u. Ä. Der Umstand, dass wir an diesen und verwandten Stellen in Hss., die nicht direct von einander abhängen, das gleiche Wort eingeschoben oder eine Form in gleicher Weise verändert finden, wo doch die Möglichkeit, sich anders zu helfen (z. B. oben *securus* für *liber*, etwa *praesumat* statt des seltenern *audeat*), ziemlich nahe lag, scheint mir für diese Einschiebsel eine gemeinsame Quelle nothwendig zu machen, die spätestens im VIII. Jahrhundert eingewirkt haben muss. Als dem ursprünglichen Text der Regel angehörend können diese Zusätze aber nicht betrachtet werden, da sie den beiden Hauptrecensionen fehlen und sich durchweg als Interpolationen erweisen, um einen schwierigen Text verständlich zu machen. So interessant es wäre, der Frage nach der Herkunft dieser Interpolationen, die fast alle später in den allgemein recipierten Regeltext Aufnahme fanden, nachzugehen, so müssen wir hier doch davon absehen, um uns der Hauptfrage wieder zuzuwenden.

Nachdem einmal zwei Recensionen der Regel festgestellt waren, ergab sich sofort die Frage, in welchem Verhältnis dieselben zu einander stehen. P. Schmidt glaubte sie durch die Hypothese lösen zu können, dass beide Recensionen auf S. Benedict zurückzuführen seien, und zwar so, dass man den durch die Hss. von Oxford[3]), Verona, St. Gallen 916 usw. dargestellten Text als erste, noch unvollkommene Redaction zu betrachten habe, während die Recension der Hss. von Tegernsee, Wien, St. Gallen 914 eine

---

1) *Bibliotheca Casinensis.* IV. (1880) *Florilegium* p. 1—173.
2) Die Zeilenzahl ist nach der Ausgabe Wölfflins citiert.
3) Über die Hss. siehe das Nähere weiter unten.

zweite, verbesserte Ausgabe der Regel darstelle. Eine andere Möglichkeit, nämlich dass der eine Text durch Corruption aus dem andern entstanden sein könne, entging P. Schmidt nicht, doch glaubte er, sie ausschließen zu können. In Nr. 6 seiner Prolegomena zu der kritischen Ausgabe von 1880 stellte er folgendes Dilemma in streng scholastischer Weise auf: Ist ein Text aus dem andern durch Corruption entstanden, so war diese entweder eine zufällige oder eine beabsichtigte. Ersteres ist nicht möglich, da eine große Anzahl von Differenzen sich in gleicher Weise in Hss. verschiedener Provenienz findet, was durch bloßen Zufall nicht erklärlich ist. Eine beabsichtigte Entstellung des Regeltextes ist aber ebensowenig denkbar, da die Mönche viel zu viel Ehrfurcht vor dem Werke ihres Meisters hatten, als dass sie gewagt hätten, etwas daran zu ändern; so ist z. B. undenkbar, dass jemand sich hätte einfallen lassen, dèn Schluss des Prologes einfach zu streichen, namentlich da kein Grund zu einer solchen Maßregel ersichtlich ist.

Diese Beweisführung wäre allenfalls richtig, wenn wir annehmen müssten, die Textverderbnisse seien entweder alle gewollte oder alle zufällige. Das ist aber keineswegs der Fall, und darum verstößt das Dilemma schon gegen die Regeln der Logik. Überdies lassen sich aber Fragen lebensvoller historischer Entwicklung überhaupt nicht mit logischen Formeln lösen, dazu sind sie zu compliciert. Was im besonderen die auch von Wölfflin vertretene Anschauung betrifft, die alten Mönche hätten mit außerordentlicher Pietät und Scrupulosität über die Reinheit des Regeltextes gewacht, so wird dieselbe schon durch die Beschaffenheit der uns erhaltenen Handschriften ausgeschlossen. Wenn selbst eine mit nachweislich so außerordentlicher Sorgfalt hergestellte Handschrift wie Cod. 914 von St. Gallen nicht frei von Eigenheiten und Versehen ist, wie viel weniger ist das bei anderen Hss. zu erwarten! Benedict von Aniane, der gewiss der Pietät gegen seinen großen Vorgänger wie auch der Bescheidenheit nicht ermangelte, hielt sich doch für berechtigt, in seiner *Concordia Regularum* die nach P. Schmidt vom hl. Benedict so fein ausgedachte Disposition der Regel in Verwirrung zu bringen; die Schreiberin des Cod. a I 13 im Escurial setzt gleich Ben. v. An. das letzte Capitel der Regel an die Spitze, fügt dann die ganze Augustinregel ein, hängt am Schluss noch verschiedene Capitel der Regula S. Isidori an und schreibt vergnügt hinter das Ganze: Explicit regula patris nostri domni Benedicti abbati(s). Deo gratias. Die Verff. der Regula Magistri, Donati, Chrodegangi, Grimlaici benutzen die Regel St. Benedict in ausgedehntem Maße und machen sie für ihre Zwecke zurecht [1]. Aus dem Briefe der Reichenauer

[1] Eine interessante Bearbeitung der Benedictinerregel für Nonnen findet sich auch in Cod. 62 (F 230, früher 64) der *Academia de la historia* in Madrid. Der Anfang berührt sich mit dem Smaragdcommentar.

Mönche Tatto und Grimalt, von dem noch unten die Rede sein wird, wie auch aus dem Commentar Smaragds ersehen wir, dass es Leute gab — *moderni* nennen sie diese Quellen — welche glaubten verbessern zu müssen, was St. Benedict nicht *secundum artem* geschrieben hatte. Diesen Thatsachen können alle schönen Speculationen über die Pietät der alten Mönche nicht standhalten.

Im Gegensatz zur Annahme Schmidts stellt Traube in der oben citierten Abhandlung den Satz auf, die vorkarolingische Vulgata sei ein nachträglich interpolierter Text, während das von Karl d. Gr. aus Montecassino beschaffte Normalexemplar den einzigen echten Wortlaut der Regel darstelle. Zum Beweis dieser These führt er eine Reihe von Stellen vor, an denen er nachzuweisen sucht, dass stets der karolingische Text den Vorzug verdiene, während die vermeintlich ältere Fassung durch Missverständnisse und Verschlimmbesserungen aus ihm entstanden sei.

Dass diese Beweisführung methodisch richtig und unter den obwaltenden Umständen der beste Weg zur Lösung der Frage ist, wird man nicht bestreiten können. Will man die Anschauung Traubes kritisieren, so muss man untersuchen, ob er in den von ihm angeführten Beispielen den Text zuverlässig hergestellt hat, ob er nicht aus ihnen falsche Schlüsse zieht und ob nicht andere Stellen unzweifelhaft gegen seine Ansicht sprechen. Das Verfahren jedoch, Stellen, die in verschiedener Weise beurtheilt werden können, wie den Schluss des Prologs, in einseitiger Weise gegen Traube geltend zu machen, während man die zahlreichen unzweideutigen Stellen übersieht, halte ich nicht für erlaubt.

Als Material für seine Untersuchungen benutzt Traube zunächst die schon von Schmidt herangezogenen Hss. 914 und 916 von St. Gallen, 2232 der Hofbibliothek in Wien, 19408 von München, aus Tegernsee stammend, Bodl. Hatton 42 von Oxford und LII (50) der Capitelsbibliothek von Verona. Neu fügt er hinzu Cod. Mp. th. q. 22 von Würzburg. All diese Hss. sind aus dem VIII. oder dem Anfang des IX. Jahrhunderts. Als weitere Hilfsmittel für den Text verwertet er die *Concordia Regularum* Benedicts von Aniane in der Ausgabe von Menard, die Commentare von Paulus Diaconus und Smaragd, die Regeln Chrodegangs, Donats und des sog. Magister. Überall geht er soweit als möglich auf die handschriftlichen Grundlagen zurück.

Soviel ich zu beurtheilen vermag, reicht das von Traube herangezogene Material für seine Zwecke völlig aus und dass die Texte verlässig constituiert sind, kann bei ihm nicht fraglich sein.

Leider ist der Text durch vielfache Correcturen verdorben, doch verdient die Hs. genauere Untersuchung. Cod. 26 (früher 13) der gleichen Bibliothek, von S. Milan de la Cogolla stammend, enthält den Commentar Smaragds, ebenso eine Hs. des X. Jahrhunderts im Kloster Silos.

Für die Stellen, welche ich im folgenden neu bespreche, habe ich z. Th. etwas anderes Material als Traube benutzt. Durch gütige Vermittlung der k. Hof- und Staatsbibliothek in München konnte ich die Würzburger Hs. mp. th. q. 22 einsehen. Sie ist in insularer Schrift geschrieben und zeigt auch in den von Traube nicht untersuchten Theilen überall die Lesarten der interpolierten Version. Der Prolog, die Capitulatio und Capp. 9—18 fehlen, und zwar von Anfang an, wie die Quaternionenzahlen zeigen. Sodann wurde mir durch die Unterstützung der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien möglich gemacht, die spanischen Regelhandschriften a. I. 13 und I. III. 13 des Escurial abzuschreiben und durchzuarbeiten. Trotzdem erstere datiert ist, bleibt ihr Alter doch vorläufig controvers, weil in dem Datierungsvermerk ein Fehler steckt. Die Handschrift ist entweder im Jahre 812 oder 912 geschrieben. Ich bin noch nicht in der Lage, den Streit zu entscheiden, vielleicht gelingt dies durch genauere Bestimmung des Verhältnisses dieser Hs. zum *Codex Regularum* Benedicts von Aniane, die ich für eine andere Gelegenheit zurückstellen muss. Die Hs. I III 13 ist mit A I 13 ziemlich gleichzeitig, also wohl noch aus dem IX. Jahrhundert. Merkwürdig ist bei beiden, dass sie den Prolog der Regel vollständig geben, während sie sonst im ganzen zur Classe der älteren Vulgatatexte gehören. A I 13 weist viele Eigenthümlichkeiten und Fehler auf, während sich in I III 13 schon vielfach die Einwirkung des karolingischen Textes geltend macht.

Für die *Concordia Regularum* habe ich eine Reihe von Hss. untersucht und die wichtigste, Nr. 233 (203) von Orléans, die schon Menard zur Grundlage seiner Ausgabe machte, ganz collationiert. Ich kam dabei zur Überzeugung, dass der Text der Benedictinerregel, wie er in den mir bis jetzt bekannten Hss. der *Concordia R.* überliefert ist, für die Textherstellung nicht in Betracht kommt, da er auch in der besten Handschrift schon stark gemischt ist.

Die *Regula Magistri* fällt bei den von mir neu untersuchten Stellen ebenfalls aus, da eine wörtliche Herübernahme des Textes nur für die ersten sieben Capitel der Benedictinerregel besteht. Die beiden aus dem VII.—VIII. Jahrhundert stammenden Pariser Hss. habe ich ganz collationiert.

Durch die Ausgabe D. Morins konnte ich die Hss. Nr. 175 (diese hatte ich früher schon selbst collationiert), 179 und 499 von Montecassino benutzen; die anderen cassinesischen Codices, deren Varianten D. M. mittheilt, können als contaminiert außer Betracht bleiben.

Gehen wir nun an die Untersuchung des eigentlichen Fragepunktes. Zu größerer Einfachheit und Übersichtlichkeit bezeichnen wir die vorkarolingische Vulgata, überliefert durch die Hss. Oxford Hatton 42, Verona LII (50), St. Gallen 916, Escurial a I 13 und I III 13 mit N, das Karolingische Normalexemplar, dessen Ver-

treter die Hss. St. Gallen 914, Wien 2232, München clm 19408, Montecassino 175, 179 und 499 sind, mit K.

Cap. 7, 30—33 (Tr. S. 12 [610]) liest K: *et custodiens se omni hora a peccatis et uitiis id est cogitationum linguae manuum pedum uel uoluntatis propriae sed et desideria carnis. aestimet se homo* . . . . . N dagegen hat: *et custodiens se omni hora a peccatis et uitiis id est cogitationum linguae* *oculorum* *manuum pedum uel uoluntatis propriae sed et desideria carnis* *amputare festinet. aestimet se homo* . . . . . . Nach P. Schmidt hatte St. Benedict zuerst N geschrieben. Das passte ihm aus irgend einem Grunde nicht; er änderte es, indem er *oculorum* und *amputare festinet* einfach strich, ohne sonst im Satze irgend etwas zu ändern. Ist ein solch mechanisches Verfahren bei der Correctur wahrscheinlich, zumal wenn St. Benedict der auch schriftstellerisch hochstehende Mann war, als den ihn P. Schmidt zu erweisen sucht? Ich glaube nicht. Wer immer *amputare festinet*, also das regierende Verbum des Satzes, strich, hätte sicherlich dafür irgend einen Ersatz geschaffen, aber nicht die jetzige, nicht leicht verständliche Construction von K belassen. Eine Überarbeitung des Textes durch St. Benedict musste doch offenbar den Zweck haben, den Ausdruck der Gedanken einfacher, leichter verständlich zu machen. Hier hätte Benedict einen klaren, fasslichen Satz ohne ersichtlichen Grund in eine schwierige, Missverständnissen leicht ausgesetzte Construction verwandelt und somit dem Zwecke einer Überarbeitung direct entgegengehandelt. Das ist unannehmbar. Nach Traube hatte St. Benedict zuerst K geschrieben. Ein Späterer löste das *sedet* vor *desideria carnis* (= Conj. Praes. v. *sedare*) in *sed et* auf und fügte, da nun dem Satze das Verbum fehlte, *amputare festinet* ein [1]). Das ist möglich und verständlich.

Zum gleichen Resultate führt uns die Betrachtung von Cap. 29, 3—5 (Tr. S. 17 [615]). K hat hier: *frater, qui proprio uitio egreditur de monasterio, si reuerti uoluerit, spondeat prius omnem emendationem, pro quo egressus est*; während N schreibt: *frater qui proprio uitio egreditur* *aut prouicitur* *de monasterio, si reuerti uoluerit, spondeat prius omnem emendationem* *uitii*, *pro quo egressus est.* Auch hier müssen wir bei Schmidts Hypothese annehmen, dass St. Benedict zuerst N schrieb. Später wurde er, so müssen wir glauben, strenger und wollte den Ausgestoßenen die Rückkehr nicht mehr gestatten. In dem Texte der Regel bringt er das in der Weise zum Ausdruck, dass er wiederum ganz mechanisch *aut prouicitur* und *uitii* streicht. Durch Beseitigung von *uitii* entsteht aber wieder eine schwierige Construction, die

[1]) Es scheint mir nicht einmal nothwendig, *sedet* zusammenzuziehen, sondern man kann *sed et* belassen und *desideria carnis* von *custodiens* abhängig machen. Die Gliederung der in der Regel unmittelbar folgenden Abschnitte spricht für diese Auffassung.

St. Benedict ruhig belässt. Auch hier ist ein solches Verfahren für eine bessernde Überarbeitung durchaus unwahrscheinlich. Dem gegenüber erkannte Traube richtig, dass St. Benedict, der im unmittelbar vorhergehenden Capitel angeordnet hatte, dass ein Mönch erst aus dem Kloster ausgestoßen werden dürfe, wenn alle Mittel zu seiner Besserung erschöpft seien, nicht hier vorgeschrieben haben könne, einen solchen Unverbesserlichen noch wieder bis zum drittenmale aufzunehmen. Das *aut proicitur* kann deswegen nie von St. Benedict geschrieben sein, sondern ein späterer Interpolator, der sich über den ganzen Zusammenhang keine Rechenschaft gab, hat es eingesetzt. Da derselbe die Construction *emendationem, pro quo egressus est* für *em. pro eo, quod egressus est* nicht verstand, schob er das *uitii* ein, das wahrscheinlich erst seinerseits den Anstoß zur Interpolation von *aut proicitur* gab.

Auch an dieser Stelle scheint mir nur Traubes Hypothese eine genügende Erklärung der Thatsachen zu ermöglichen.

Zu Beginn des 9. Capitels schrieb der hl. Benedict nach Schmidt zuerst, wie in N steht: *hiemis tempore imprimis uersum in secundo dicendum: Domine labia mea aperies* ..... Dies verbesserte er zu der Lesart in K: *Hiemis tempore suprascripto imprimis uersu tertio dicendum: Domine labia mea aperies* .... Die heutige, schon alte Praxis des Benedictinerbreviers ist, dass beim Nachtofficium zuerst das *Deus in adiutorium* angestimmt wird, auf welches ein dreimaliges *Domine labia mea aperies* folgt. Dieser Praxis entspricht die Vorschrift bei N, denn mit *uersum* ist das *Deus in adiutorium* bezeichnet, das St. Gallen 916 und die beiden Hss. des Escurial noch ausdrücklich zusetzen. In K spricht St. Benedict nach meiner Auffassung von dem Vers *Deus in adiutorium* usw. überhaupt nicht, sondern lässt das Nachtofficium mit dreimaligem *Domine labia mea aperies* usw. beginnen, etwa so wie es die Regula Magistri im 32. Capitel beschreibt. Schmidt will allerdings hinter *uersu* bei K ein Komma setzen, so dass der Gedanke wäre: *imprimis uersu* (*deinde* oder *in secundo* zu ergänzen) *tertio dicendum*. Warum streicht dann aber St. Benedict das *in secundo* der ersten Auflage und setzt seine Anordnung Missverständnissen aus? Die richtige Erklärung dürfte wohl auch hier sein, dass Benedict K schrieb und ein *Deus in adiutorium* als Einleitung des Nachtofficiums überhaupt nicht kannte. Die spätere Praxis führte dies nach Analogie der Tageshoren ein, und nun wurde der Text der Regel demgemäß geändert.

Verwandt mit dieser Stelle ist der Anfang des 18. Capitels. Hier schreibt K: *Dicatur uersu Deus in adiutoriumm. m. i.*, während N hat: *In primis semper diurnis horis dicatur uersus Deus in adiutorium m. i.* Was konnte St. Benedict veranlassen, die Worte *In primis semper diurnis horis* einfach zu streichen und ganz abrupt anzufangen: *dicatur uersu?* Dass St. Benedict von vornherein schrieb: *dicatur uersu*, findet seine Analogie in den Stellen: *Hiemis tempore* . . . *tertio dicendum*

Montecassino gebräuchlich waren, mit sich nach Rom genommen hätten. Dass Paulus Diaconus unter der Regelhandschrift hier das Autograph versteht, kann nicht zweifelhaft sein, denn dass die Mönche irgend eine Hs. der Regel mit sich nahmen, war etwas so Selbstverständliches und so wenig Außerordentliches, dass es eine besondere Erwähnung nicht verdiente. Selbst der etwas sonderbare Ausdruck Pauls: *codicem sanctae regulae, quam praefatus pater (Benedictus) composuerat,* wo wir doch zur Bezeichnung des Autographs *quem* erwarten sollten, braucht uns nicht irre zu machen. Es kam Paulus an dieser Stelle, wo er die Regel zum erstenmale erwähnt, mehr darauf an die Thatsache hervorzuheben, dass Benedict überhaupt eine Regel verfasst habe, als darauf hinzuweisen, dass er eigenhändig eine Hs. der Regel geschrieben habe.

Welchen Wert kann nun diese cassinesische Tradition beanspruchen? An sich gewiss keinen sonderlichen, wie P. Butler in seiner oben erwähnten Abhandlung mit Recht betont und wie auch wohl Traube, obgleich er sich bisweilen zuversichtlicher ausdrückt, zugeben würde. Wäre die Restauration Montecassinos von dem S. Johanniskloster beim Lateran ausgegangen, in welches sich 581 die cassinesischen Mönche geflüchtet hatten und wäre das Autograph S. Benedicts von dort gekommen, so läge eine wirkliche, ununterbrochene Tradition vor. Indessen haben wir keine Beweise dafür, dass sich bei der Wiederherstellung von Montecassino die Mönche des lateranensischen Klosters betheiligt haben, und die Regelhandschrift bekamen die Cassinesen sicher nicht von dort, sondern eben von Zacharias. Können wir so die spätere Tradition Montecassinos nicht als historisch vollwichtiges Zeugnis gelten lassen, so enthält sie doch anderseits auch nichts, was mit feststehenden Thatsachen unvereinbar wäre, so dass wir immerhin als möglich zugeben müssen, dass sich die Dinge so zugetragen haben, wie die Cassinesische Überlieferung berichtet.

Zu einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, man kann wohl sagen zur Gewissheit, wird aber die Richtigkeit der cassinesischen Tradition erhoben, wenn wir das Resultat unseres ersten Abschnittes betrachten. Dieser ergab uns, dass der durch das cassinesische Autograph überlieferte Text ganz dem entspricht, was wir von dem ursprünglichen Text der Benedictinerregel zu erwarten haben, mithin den Ansprüchen der Cassinesen eine mächtige Stütze gewährt. Wäre die Hs., welche man als Autograph ansah, nur irgend ein mehr oder weniger altes Exemplar der Regel gewesen, so müssten wir erwarten, dass es zur interpolierten Classe gehört hätte, die ja in der Praxis überall den Sieg davongetragen hatte, zum wenigsten aber, dass es stark von diesem interpolierten Text beeinflusst sei. Statt dessen finden wir einen reinen, soweit wir bis jetzt sehen können, nur durch diese eine Hs. überlieferten Text. Am befriedigendsten erklärt sich diese Thatsache jedenfalls dadurch, dass wir die Tradition Montecassinos,



wenn wir sie auch nicht mehr in allen Einzelheiten verfolgen und sicherstellen können, dennoch für richtig und historisch treu erklären.

Der Beweis für den zweiten Theil von Traubes Behauptung, nämlich dass Cod. Sang. 914 eine genaue Abschrift von karolingischen Normalexemplares und somit nur durch dieses von dem Urexemplar in Montecassino getrennt ist, lässt sich leicht erbringen. Ein gütiges Geschick hat uns in dieser Hs. selbst eine Abschrift des Begleitbriefes aufbewahrt, mit dem sie einst zwei Reichenauer Mönche, Tatto und Grimalt, an ihren Lehrer Reginbert, den Bibliothekar der Reichenau, schickten [1]. Die Hs. entspricht genau der im Brief gegebenen Beschreibung, so dass ein Zweifel an der Identität ausgeschlossen ist. Dass wir die Hs. seit alter Zeit in St. Gallen und nicht auf der Reichenau finden, erklärt sich wohl daraus, dass Grimalt, der später Abt von St. Gallen wurde, sie dorthin mit sich nahm.

III.

Nachdem ich die beiden Hauptthesen Dr. Traubes einer kritischen Besprechung unterzogen habe, will ich aus dem reichen Inhalt seiner Abhandlung wenigstens noch einige umfangreichere Untersuchungen kurz hervorheben; denn um die einzelnen Punkte, in denen er unser Wissen von der Geschichte, namentlich der Cultur- und Literaturgeschichte des Mittelalters erweitert, aufzuzählen, müsste man seine Arbeit abschreiben. Es wird sich dabei Gelegenheit ergeben einzelne Kleinigkeiten zu ergänzen und zu berichtigen.

Wie wir oben sahen, nimmt Traube eine Umarbeitung und Interpolierung der Benedictinerregel bald nach der Niederschrift des Originals an. Er glaubt aber noch weiter gehen und auch die Person des Interpolators ermitteln zu können. Die Handhabe dazu bietet ihm ein kleines Gedicht, das in vielen, zum Theil sehr alten Hss. der Regel vorausgeht. Es lautet in dem von Traube kritisch hergestellten Text [2]:

Qui leni iugo Christi colla submittere cupis,
regulae, sponte da mentem, dulcis ut capias mella.
hic testamenti veteris novique cuncta doctrina,
hic ordo divinus hicque castissima vita.
hocque Benedictus pater constituit sacrum volumen,
haec mandavitque suis servare alumnis.
Simplicius Christi quod famulusque minister
magistri latens opus propagavit in omnes.
una tamen mercis utroque manet in aeternum.

In diesen nicht gerade classischen Hexametern wird ohne Zweifel einem Simplicius, der als Schüler S. Benedicts erscheint,

[1] Traube, Textgesch. S. 692 f. (94 f. des S. A).
[2] Traube, Textgesch. S. 688 ff. (90 ff. des S. A).

das Verdienst zugesprochen, das „verborgene" Werk seines Meisters in alle Welt verbreitet zu haben. Wer ist dieser Simplicius? Jedenfalls ein Mönch aus der ersten Zeit des Benedictinerthums, da späterhin die Regel ohnehin so verbreitet war, dass wohl niemand auf den Gedanken gekommen wäre, sich oder anderen das Verdienst zuzuschreiben, er habe das „verborgene" Werk des Meisters in alle Welt verbreitet. Am nächsten liegt demnach wohl, an Abt Simplicius von Montecassino, den zweiten Nachfolger des hl. Benedict, zu denken, der uns aus Gregors d. Gr. Vorrede zum zweiten Buch seiner Dialoge bekannt ist. Traube glaubt ferner, Simplicius selbst habe die Verse einem von ihm versandten Exemplar der Regel beigefügt. Ich halte dies wie Butler und Chapman nicht für angängig wegen des letzten Verses, da mir unwahrscheinlich ist, dass Simplicius für sich den gleichen Lohn wie sein Meister erwartet und sich dadurch sozusagen auf gleiche Linie mit ihm stellt. Unzweifelhaft richtig ist aber Traubes Behauptung, dass die Verse von Anfang an zur interpolierten, nicht zur reinen Fassung der Regel gehören. Letztere ist uns, soweit wir das verfolgen können, nur durch das cassinesische Original überliefert; dies hätte aber nie als Autograph des Stifters gelten können, wenn in ihm die Simpliciusverse an der Spitze gestanden hätten. Da nun, so schließt Traube, die interpolierte Recension in sehr frühe Zeit zurückgeht und damals thatsächlich die in aller Welt verbreitete war, anderseits Abt Simplicius das besondere Verdienst zugesprochen wird, die Regel ausgebreitet zu haben, so liegt der Schluss nahe, dass eben auch Simplicius die redactionellen Änderungen vorgenommen hat, welche die interpolierte Fassung charakterisieren. Die Wahrscheinlichkeit dieser Schlussfolgerung wird man zugeben dürfen; zu voller Sicherheit wird sie sich wohl kaum erheben lassen [1]).

Sehr dankenswert sind die genauen Beschreibungen der wichtigsten alten Regelhandschriften, welche Traube im vierten Capitel seiner Abhandlung bietet. Da es mir durch die Güte der k. k. Hofbibliotheks-Verwaltung in Wien und des Stiftsbibliothekars P. O. Rottmanner von St. Bonifaz in München ermöglicht war, die Hs. 2232 von Wien genau zu collationieren und zu untersuchen, mögen hier noch einige Ergänzungen zu Traubes Beschreibung folgen. Der Text der Regel in dieser Handschrift gehört, wie Schmidt und Traube richtig erkannten, zu den besten der reinen Classe. Auf denselben folgen die Simpliciusverse, ein

---

[1]) Eine interessante Anlehnung an die Simpliciusverse, allerdings aus jüngerer Zeit, bietet Cod. 34 der Bibliothek des Klosters Engelberg in der Schweiz aus dem XII. Jahrhundert, dessen Titel lautet: *Sermones piae memoriae b. Bernardi Claraevallensis abbatis. Hos sermones pius pater Bernardus locutus est suis alumpnis, sed eius notarius Godefridus suo stilo studuit propagare.* Vgl. *Catal. Codd. mss. Engelbergens.* ed. Gottwald 1891, p. 50.

mit *Eaque S. P. Benedictus* beginnender Abschnitt, der sich auch im Cod. 916 von St. Gallen und Ed. V 17, s. XII von Bamberg findet, und endlich ein mit *modicum tempus relictum est* beginnendes Stück, das ich sonst nur in zwei Hss. vom Ausgang des XV. Jahrhunderts wiederfand[1]).

Die von Martène benutzte Narbonner Hs. der *Regula* wiederzufinden, ist mir nicht gelungen. Doch bietet die lateinische Hs. 12772 der Pariser Nationalbibliothek, der X. Band der großen, von D. Estiennot für Mabillon angefertigten Sammlung historischer Materialien, von S. 137 ab die Originalcollation, deren sich Martène bediente. Die Hs. der *Regula* gehörte zu Ende des XVII. Jahrhunderts einem „*Dominus Theologus SS. Iusti et Pastoris*" in Narbonne, in dessen Bibliothek sich auch noch sonstige wertvolle Hss. befanden. Es wird wohl gelingen, den Namen dieses Canonicus und vielleicht auch den Verbleib seiner Bibliothek zu eruieren.

Bei Cod. 916 von St. Gallen möchte ich auf die Hs. Nr. 110 der gleichen Bibliothek aufmerksam machen. Der zweite Theil dieser Hs. ist von einer Hand geschrieben, die ich als diejenige eines Insularen bezeichnen möchte, der sich bemüht, seine Schrift der continentalen Minuskel anzupassen. Er schrieb u. a. von der *Regula* das siebente Capitel in der interpolierten Version ab, dann das Stück *de moribus perfectionis*, den Schluss des Prologs und das vierte Capitel aus Cod. 916, und dann nochmals den ganzen Prolog in der reinen Fassung mit *Absculta* als erstem Wort. Eine Arbeit über die St. Galler und die damit zusammenhängenden ehemaligen Reichenauer Hss. der *Regula* wäre sehr wünschenswert.

Einen eigenen Abschnitt in der Geschichte der *Regula* bildet die Überlieferung des vierten Capitels, der sogenannten *instrumenta bonorum operum*. Zunächst ist durchaus wahrscheinlich, dass Benedict diese Spruchsammlung nicht selbst zusammengestellt hat, sondern in der Überlieferung vorfand und mit einigen leichten Änderungen seinem Zwecke anpasste. Damit ergibt sich sofort die Frage, ob diese ältere Vorlage sich nicht irgendwo erhalten habe. Bis jetzt hat sich indessen kein Text gefunden, der sich als unabhängig von der *Regula* und älter als diese erwiese. Einen Augenblick glaubte Traube in dem *instrumentum magnum bonorum operum* der vaticanischen Hs. 3836, einem der wenigen Beispiele

---

1) Vgl. den oben S. 2, Anm. 1 erwähnten Aufsatz. Genauere Untersuchung der Hs. 200 von Augsburg macht mir fast gewiss, dass ihre Vorlage *Cod. Vind.* 2232 war, der sich demnach zu Ende des XV. Jahrhunderts in Klein-Mariazell in Österreich befand. Ich werde an anderer Stelle eingehend auf die Frage zurückkommen. Auch die im zweiten Theile von Cod. 2232 enthaltene canonistische Sammlung, die sich fast gleichlautend in der 821 für Bischof Bathurich von Regensburg geschriebenen Münchener Hs. Clm. 14468 findet, denke ich später genauer zu untersuchen.

sicher römischer alter Unzialhandschriften, die Vorlage Benedicts gefunden zu haben; doch wurde ihm bei weiterer Untersuchung mehr und mehr wahrscheinlich, dass auch hier nur Adaption der Benedictinerregel vorliege. Einzeln überliefert fand ich das vierte Capitel der Regel bisher in folgenden Hss., deren Zahl sich sicher leicht vermehren ließe:

1. Cod. Vatic. 3836 s. VIII, interp.; 2. Cod. Barberin. XI 44 s. VIII, interp.; 3. Cod. Casanat. B. IV 21 (54) s. XI, ?; 4. Cod. Veron. Cap. LXXXVIII (75) s. XI, ?; 5. Cod. Sangall. 193 s. VIII, reine Fassung, als *humelia S. Hieronymi* bezeichnet; 6. Cod. Einsiedl. 27 s. VIII—IX, interp.; 7. Cod. Einsiedl. 281 s. VIII—IX, interp.; 8. Cod. Monac. clm. 6330 s. VIII—IX, interp.; 9. Cod. Vindob. 732 (Rec. 3308) s. IX, ?; 10. Cod. Paris. Bibl. Nat. lat. 614 A s. IX, hat zweimal die Instrumenta, einmal in der reinen, dann in der interpolierten Fassung; 9. Cod. Aurelian. 116 s. IX, ?.

Wir ersehen daraus, dass die Spruchsammlung sich in älterer Zeit großer Beliebtheit erfreute. Das zeigt auch die Verwendung durch den hl. Pirmin in seinem Scarapsus[1]), durch Bischof Theodulf in der Admonitio an die Priester seines Sprengels[2]) und durch Isidor Mercator in dem von ihm interpolierten ersten Clemensbrief[3]). Fraglich bleibt bisweilen, ob die *instrumenta* einer Regelhandschrift oder einer anderen Sammlung entnommen sind. Letzteres möchte ich für Theodulf annehmen, der wohl kaum von der *sententia cuiusdam patris* reden würde, wenn er das Capitel aus einer Regelhandschrift entnommen hätte. Es müssen darum auch die Schlüsse auf die Verbreitung von ganzen Regelhandschriften und deren Zugehörigkeit zur reinen oder interpolierten Classe mit Vorsicht gemacht werden, wenn nur das vierte Capitel als Material vorliegt[4]).

[1]) Herausg. v. Caspari, Kirchenhist. Anecdota I S. 151 ff. und Migne P. L. 89, 1029 ff.

[2]) Migne P. L. 105, 191 ff. Die von Traube gesuchte Berner Hs. hat Nr. 289, außerdem findet sich das Capitulare noch in den Hss. Clm. 14508 s. X und 14727 s. IX in München, 2816 s. IX in der Bibl. nat. in Paris. Bibl. Nat. Paris. 1789 enthält Cap. 21 des Capitulare mit den Instrumenta.

[3]) *Decretales Pseudo. Isidor.* rec. Hinschius, p. 44, 45, 46.

[4]) Prof. J. Schlecht ist in seiner vor kurzem erschienenen Studie über die lateinische Didache (*Doctrina XII Apostolorum.* Die Apostellehre in der Liturgie der kath. Kirche. Freiburg i. Br. 1902) auch auf die *Instr. bon. operum* zu sprechen gekommen. Da mir eine genauere Prüfung seiner Aufstellungen noch nicht möglich war, kann ich die Arbeit hier nur erwähnen.

Eine ähnliche merkwürdige Sonderüberlieferung wie für das vierte Capitel der Benedictinerregel haben wir für die Capitel 47 (*de disciplina psallendi*) und 48 (*de reuerentia orationis*) der *Regula Magistri.* Dieselben finden sich in den Hss. 193 und 194 von St. Gallen, clm. 14581 in München, 2817 und 5600 der Nationalbibliothek in Paris. Nach Caspari, Briefe, Abhandlungen usw. S. 473 stehen sie auch in Cod. mp. fol. 24 von Würzburg.

Eine sehr dankenswerte Klärung und Förderung erfährt durch Traubes Untersuchungen unsere Kenntnis der ältesten Commentare zur Benedictinerregel. Im Jahre 1880 erschien zu Montecassino in zwei Ausgaben [1]) eine Erklärung der Benedictinerregel, welche die Mönche der Hs. 175 ihrer Bibliothek entnommen hatten und die sie ihrem berühmten Mitbruder Paulus Diaconus zuschrieben [2]). Im gleichen Jahre gab P. Rupert Mittermüller, ein bayrischer Benedictiner, einen etwas umfangreicheren Commentar heraus [3]), der vielfach wörtlich mit dem cassinesischen übereinstimmt und für den er einen französischen Mönch der Karolingerzeit namens Hildemar als Verfasser zu erweisen suchte. Den cassinesischen Commentar hält er für eine verkürzte Ausgabe des Hildemar'schen, die mit Paulus Diaconus nichts zu thun habe. Traube untersucht die Frage aufs neue und zieht zwei weitere, mittlerweile bekannt gewordene Recensionen des Commentars in die Untersuchung hinein. Die eine ist durch zwei sich ergänzende Hss. der Reichenauer Bibliothek, *cod. Aug.* CCIII und CLXXIX, überliefert, die jetzt in Karlsruhe liegen, und wird handschriftlich einem Basilius zugeschrieben [4]). Von dem anderen sind nur einige Bruchstücke auf uns gekommen, die der italienische Historiker Conte Cipolla aus den Resten einer Hs. des piemontesischen Klosters Novalese herausgab und gründlich untersuchte [5]). Das Ergebnis, zu dem Traube kommt, ist nun folgendes. Der cassinesische Commentar ist zweifellos die Grundlage der drei anderen Recensionen; ein stichhaltiger Grund, daran zu zweifeln, dass er, wie die alte hssl. Überlieferung will, von Paulus Diaconus herrührt, liegt nicht vor. Wir können im Gegentheil wichtige Daten zur Bestimmung eines Lebensabschnittes des großen longobardischen Historikers aus ihm gewinnen. Der Verf. des Commentars lebte in einem Kloster der Diöcese Mailand. Dies muss das gleiche oder nur wenig von demjenigen verschieden gewesen sein, in

---

[1]) *Ad XV. saecularem sanctissimi Patris Benedicti natiuitatis annum Pauli Warnefrid in sanctam regulam commentarium archicoenobii Casinensis monachi nunc primum ediderunt.* Montecassino 1880 und *Bibliotheca Casinensis* IV (1880) Florilegium 1—173.

[2]) Von Hss. des Paulus-Commentars kenne ich noch: *Rom. Bibl. Naz. Sessor.* 1442, 76 und 1352, 17 s. X—XI, beide unvollständig; Florenz, *Laur. Strozz.* XI (vgl. *Bandin. Cat. codd. lat. Bibl. Mediceae Laurent.* Suppl. II, col. 824).

[3]) *Expositio Regulae ab Hildemaro tradita et nunc primum typis mandata.* Regensburg 1880.

[4]) Weitere Hss. dieses Commentars liegen in cod. 253 s. X von Einsiedeln und 142 s. IX von Engelberg vor (vgl. *Cat. codd. mss. Einsiedl.* ed. Meier. 1899, t. I, p. 220 und *Cat. codd. Engelb.* ed. Gottwald, p. 145). Auch sie reichen nur bis zum 61. Capitel der Regula, so dass wir annehmen müssen, der Basiliuscomm. habe sich überhaupt nie weiter erstreckt.

[5]) *Memorie della R. Accademia d. Scienze di Torino.* Serie II, t. XLV, p. 150—166.

welchem später Hildemar lehrte, da letzterer fast nie Anlass hat, die Angaben über locale Verhältnisse, die er bei seinem Vorgänger fand, abzuändern. Hildemar trug nun um die Mitte des neunten Jahrhunderts in dem Kloster Clavates, dem heutigen Civate, in der Nähe von Lecco am Comersee, seine Regelerklärung vor, wie Traube in scharfsinniger Untersuchung nachweist. Wir dürfen nun vermuthen, dass Paulus etwa 70 bis 80 Jahre vorher in dem von König Desiderus gegründeten Kloster des hl. Petrus auf dem *mons Pedalis* in nächster Nähe von Civate seine Expositio ausgearbeitet hat. Den sogenannten Basiliuscommentar erweist Traube als identisch mit dem des Hildemar; nur müssen wir uns das Verhältnis etwa so denken, dass ersterer auf die Niederschrift schnell gesprochener Rede zurückgeht und vielleicht einem anderen Cursus der Hildemar'schen Regelerklärung angehört wie der edierte Text. Aus dem Basiliuscommentar erschließt Traube, dass Hildemar aus dem alten Kloster Corbie in der Picardie nach Mailand gesandt worden war. Der Commentar von Novalese endlich ist wiederum der Hildemar'sche Text mit Bemerkungen eines uns nicht weiter bekannten Mönches.

Ein schöner, für die älteste Geschichte der Benedictiner und ihrer Regel wichtiger Fund glückte Traube in der St. Galler Hs. 917, welche im XV. Jahrhundert der dortige Conventual Kemly geschrieben hat. Es ist der Brief eines merovingischen Großen Venerandus an den Bischof Constantius von Albi (im ersten Drittel des VII. Jahrhunderts), dem ein Exemplar der *Regula sancti Benedicti abbatis Romensis*“ [1]) beigefügt war. Dies sollte im Archiv der bischöflichen Kirche von Albi hinterlegt werden, damit der Bischof darüber wachen könne, dass in dem von Venerandus gegründeten Kloster Altaripa diese Regel getreu befolgt werde. In diesem Schriftstück haben wir vielleicht den ältesten Beleg für die Einführung der reinen (nicht mit der Columbanregel verbundenen) Benedictinerregel in einem Kloster des Frankenreiches. Auf den Brief folgen in der Hs. die Simpliciusverse nebst sonstigen Einschiebseln und dann die Benedictinerregel mit manchen alterthümlichen Lesarten der interpolierten Classe, die Traube wohl mit Recht mit der zu dem Briefe gehörenden alten Regelhandschrift von Albi in Verbindung bringt.

Noch auf manche anziehende Untersuchung, wie die über Karls des Großen erleuchtete Liebe zur Literatur, die zum Theil

---

[1]) Die Form *Romensis* findet sich in spanischen Hs. häufig. Dazu ist auch cod. Lat. B. N. Paris. 2036 zu rechnen, da die *S. Leonis Papae Romensis epistula de corpore S. Iacobi* in westgotischer Minuskel geschrieben ist. Nicht aus spanischen Kreisen stammt die Notiz *IV id. Mart. S. Grigori papa Romensis* des Martyrologiums von Echternach (Acta SS. Nov. II [31]) und die Überschrift *S. Genesii Romensis* in der Hs. 168 von Bern (Hagen, *Cat. Codd. Bern.* p. 235), die aus dem Kloster S. Symphorican in Metz stammt.

in den Widmungsgedichten und Subscriptionen der Hss. ihren Wiederhall findet, über den Betrieb der Wissenschaft im früheren Mittelalter, die Verwendung kritischer Zeichen, die Umschrift alter Texte usw., wäre hinzuweisen: doch würde das gar zu weit führen. Jedenfalls wird niemand, der sich mit der lateinischen Literatur und Geschichte der vorkarolingischen und karolingischen Zeit befasst, Traubes Arbeit ohne Nutzen studieren; besonders möge sie angehenden Philologen und Historikern als Muster einer von großen Gesichtspunkten geleiteten und dabei doch das Kleinste nicht vernachlässigenden Forschung empfohlen sein.

München. Dr. Heribert Plenkers.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Sylloge inscriptionum graecarum, iterum edidit Guilelmus Dittenberger. Vol. II. XV u. 825 SS. 1900. Vol. III. 462 SS. Lipsiae apud S. Hirzelium 1900. 1901.

Die Neubearbeitung von Dittenbergers Sylloge, über deren ersten Band ich in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1899, S. 730 ff.) berichten konnte, ist nun mit der Herausgabe des zweiten und dritten Bandes zu einem willkommenen Abschlusse gelangt. Die Erweiterung des Werkes von zwei auf drei Bände erklärt sich aus dem Umstande, dass bei der großen Vermehrung der in der zweiten Auflage enthaltenen Inschriften es nicht mehr möglich war, die Indices im zweiten Bande unterzubringen, und aus ihnen ein eigener Band gebildet werden musste.

Der riesige Zuwachs an Material, welchen die letzten siebzehn Jahre der griechischen Epigraphik brachten, kommt in dem Umfange des zweiten Bandes noch mehr zum Ausdruck als in dem des ersten. Während der zweite Theil früher 197 Inschriften umfasste, bietet er jetzt deren 516, das gesammte Werk 940 Nummern gegen 470 früher — es ist also gerade auf das Doppelte angewachsen; dabei ist zu betonen, dass, wenigstens was den zweiten Band anlangt, den Löwenantheil daran neugefundene Urkunden davontragen, wenn auch einige ältere, die vorher ausgeschlossen waren, jetzt aufgenommen wurden. Ich weise nur auf einige der wichtigsten Documente hin, welche jetzt in dem ersten Capitel des zweiten Theiles (‘*Res publicae*’) enthalten sind: Nr. 425, die Sympolitie zwischen den Melitäern und den Peräern; Nr. 427, die von Mariani in den *Monumenti antichi* VI publicierte Inschrift von Praisos über die Ordnung der Verhältnisse von Stalai, wie D. sehr probabel vermuthet, nach einer Unterwerfung der Staliten durch die Praisier erlassen; Nr. 428, die bekannte argivische Inschrift (Lebas - Foucart Pélop. Nr. 1) mit dem Schiedsspruch zwischen Melos und Kimolos; Nr. 438, die delphische Labyadeninschrift und Nr. 439, die Beschlüsse der Demotioniden, also zwei

Urkunden ersten Ranges für unsere Kenntnis der griechischen Bürgerschafts-Abtheilungen; Nr. 461, der Bürgereid von Chersonesos in Taurien (die unter Nr. 461 ff. vereinigten Inschriften sind besonders wichtig für die Bedeutung des Eides im griechischen Recht); Nr. 503, der zuerst von Holleaux nutzbar gemachte Beschluss des ilischen Bundes; Nr. 514, die Urkunde über das von Latos und Olont den Knosiern anvertraute Schiedsrichteramt; Nr. 515, die bekannten Rechnungstafeln von Tauromenion; Nr. 517, die Schuldurkunden von Arkesine; Nr. 529, die Inschrift von Tomoi über die Aufstellung eines Corps von Wächtern, die ein so anschauliches Bild von den Nöthen dieser Stadt gewährt. Es ist lehrreich, wie D. bei der Erläuterung dieser Inschriften zu einzelnen Streitfragen Stellung nimmt: so stimmt er, was Nr. 428 anlangt, ganz der Zeitbestimmung Kaersts bei, die wohl das Recht auf allgemeine Annahme hat (bald nach dem Jahre 338), und beseitigt die vielberufene Form (βωλὰ) σευτέρα durch die Annahme einer Verschreibung des Steinmetzen für δευτέρα. Zur Demotionidenurkunde (Nr. 439) nimmt er an, dass der Antrag des Nikodemos (z. 68 ff.) nicht, wie Wilamowitz meint, als Amendement zu den Vorschlägen des Hierokles, sondern als selbständiger Antrag aufzufassen ist; zu meiner Befriedigung kann ich constatieren — da meine dahingehende Annahme (Festschrift für Benndorf, S. 251 ff.) von anderer Seite bestritten wurde (Bruno Keil, GGN. 1899, S. 156 ff.), — dass auch D. (zur Labyadeninschrift und Nr. 440, 1) an der Bedeutung der πάτρα als 'Geschlecht' festhält.

Zum größten Theil entfällt die Vermehrung auf das zweite Capitel ('*Res sacrae*'), welches viel reicher gegliedert ist, als es in der ersten Auflage der Fall war, und einige neue wichtige Abschnitte enthält ('*Collegia*', '*Oracula*', '*Dirae et imprecationes*'); es stellt jetzt ein Urkundenbuch zu den wichtigsten Thatsachen der griechischen Sacralalterthümer dar. Besonders der ergiebige Boden von Kos hat einige Hauptstücke beigesteuert. Ich greife auch da die wichtigsten Nummern heraus: Nr. 500, die Urkunde über das Heiligthum des Kodros, des Neleus und der Basile; Nr. 552 und 553, zwei Inschriften aus Magnesia a. M. über die Übertragung des ξόανον der Artemis Leukophryene und über die Darbringung eines Stieropfers an Zeus; Nr. 566 und 592 aus Pergamon, Vorschriften über die Opfer an Athene Nikephoros, das zweite Document über die Bekleidung des Asklepiospriesterthums; Nr. 573, die bekannte Inschrift über das Asyl des Dionysos Bakchios in Tralles, die durch ihre Datierung so viele Schwierigkeiten verursacht (D. ist der Ansicht, dass wir es mit der Copie eines älteren Originals zu thun haben, nicht mit einer späteren Fälschung); Nr. 587, die Rechnungsurkunde des eleusinischen Heiligthums aus dem Jahre 329/8; Nr. 589, das Gesetz über den Amphiaraos-Priester von Oropos aus dem Anfange des IV. Jahrhunderts; Nr. 614, der schon seit längerer Zeit bekannte Beschluss der

Phylen von Kos über die Theilnahme an den Culten des Apollon und des Herakles von Halasarna; Nr. 646, die Urkunde CIA. I 1 über die Ordnung der eleusinischen Mysterien, hier durch die Ergänzungen Novosadskys, L. Ziehens und D.s selbst bereichert; Nr. 787, das von Wide zuerst herausgegebene Statut der Iobakchen von Athen; Nr. 802 und 803, die wunderbaren Heilungen zu Epidauros; Nr. 790, die Beschlüsse von Demetrias über das Heiligthum des Apollon Koropaios. Letztere Urkunden sind für die mannigfachen Räthsel, welche die Verfassung des Magnetenbundes darbietet, von Wichtigkeit, und D. macht auch den Versuch, diese aufzuklären. Nach ihm waren die Strategen und die Nomophylaken Beamte der Stadt Demetrias, welcher bei der Gründung eine Anzahl von kleineren Städten als Demen einverleibt wurde. Ein endgiltiges Urtheil über diese Dinge wird erst dann am Platze sein, wenn Holleaux seine schon seit längerer Zeit angekündigten Untersuchungen über den Magnetenbund veröffentlicht haben wird.

Der Umstand, dass sich der Druck des Werkes durch einige Jahre, seit Anfang 1898, hinzog, veranlasste D., zum Schlusse des zweiten Bandes noch eine „*Appendix titulorum his proximis annis erutorum*“ hinzuzufügen. Auch da treffen wir wieder auf hervorragende Stücke: gleich zu Anfang auf die Weihinschrift Gelons in Delphi (Nr. 910) und auf die Inschrift über den Bau des Niketempels in Athen (Nr. 911), und einige von den Franzosen in Delphi gefundene Documente. Die von Brunšmid herausgegebene Urkunde über die Besiedlung von Korkyra melaina hat ebenfalls hier Aufnahme gefunden (Nr. 933). Auch in den '*Addenda et Corrigenda*', welche sich sowohl auf den ersten als den zweiten Band beziehen, finden sich wertvolle Erörterungen des Herausgebers, wie über das Alter von Nr. 106, des Beschlusses der arkadischen Föderation zu Ehren des Phylarchos — D. lässt die von Niese aufgegriffene Streitfrage unentschieden und glaubt, dass eine endgiltige Fixierung der Zeit des Decrets nur durch den Zuwachs an neuem Material bewirkt werden könnte; auch zur Labyaden-Inschrift werden Nachträge gegeben. Endlich weise ich darauf hin, dass D. (zu Nr. 365) das bisher nicht genügend erklärte Wort *μέσης* in den kyzikenischen Psephismen jetzt dahin deutet, dass in jeder Prytanie, nicht in jedem Monat, wie Bursy meinte, drei Volksversammlungen stattfanden, deren mittlere damit gemeint sei.

Der stattliche Band der Indices zeigt in mancher Beziehung einen Fortschritt gegenüber der ersten Ausgabe. Dies betrifft besonders den dritten Abschnitt '*Res publica*', in welchem die Unterabtheilungen über Volksversammlung, Magistrate, Phylen auch auf die außerattischen Staaten erstreckt wurden, so dass dieser Index jetzt eine bequeme Übersicht über die wichtigsten griechischen Institutionen bildet. Ganz neu hinzugekommen ist die Unterabtheilung '*Iudicia*'; gründlich erweitert ist auch der Index über '*Res publica Romana*'. Aber auch der vierte Abschnitt (Sacral-Wesen)

wurde vermehrt, und der grammatische Index weist eine durchsichtigere Gliederung gegen früher auf. Wer diese Indices nicht bloß, wie es gewöhnlich geschieht, nur zum Nachschlagen benutzt, sondern die Mühe nicht scheut, sie auch durchzugehen, wird auf vieles aufmerksam werden, was ihm sonst bei der Lectüre einer Inschrift leicht entgeht, und manche Anregung zu weiteren Untersuchungen über specielle Punkte empfangen.

Den Schluss des dritten Bandes bildet eine '*Comparatio numerorum*' unseres Werkes mit den wichtigsten Inschriftensammlungen und Zeitschriften, die bei dem Anwachsen des Materials sich als unumgänglich nothwendig herausstellte und nun eine rasche Orientierung ermöglicht.

Der hohe Wert, welcher Dittenbergers Sylloge innewohnte, hat durch die Neubearbeitung noch um ein Bedeutendes zugenommen; sie wird auch fernerhin die bedeutendste Leistung auf diesem Gebiete und die unentbehrliche Grundlage für das Studium nicht nur der griechischen Epigraphik, sondern auch der griechischen Geschichte und Alterthumskunde in weitestem Umfang darstellen.

Prag. H. Swoboda.

Otto Ribbeck. Ein Bild seines Lebens aus seinen Briefen 1846—1898. Mit zwei Porträts nach Zeichnungen von Paul Heyse. Stuttgart 1901. Cotta'sche Buchhandlung. VIII u. 352 SS.

Wenn Ref. einst bei Besprechung der „Reden und Vorträge von O. Ribbeck" unter anderem hervorhob, dass dieselben auch für einen Überblick über den Entwicklungsgang des berühmten Philologen manche interessante Gesichtspunkte eröffnen (s. diese Zeitschr. 1890, S. 509 f.), so gilt dies naturgemäß noch viel mehr von dieser ausgewählten Briefsammlung, welche die treue und hochgebildete Lebensgefährtin des Verewigten pietätvoll zusammengestellt und in den Hauptabschnitten mit biographischen Notizen versehen hat. Ja noch mehr, der Gelehrte stellt sich uns hier auch als Mensch im Umgange so dar, als ob wir ihn nochmals lebend vor uns sähen.

Das schöne Verhältnis zu seinen Eltern und Verwandten, zu seinem Lehrer Ritschl, zu seinen Lieblingsschülern von E. Rohde bis zu K. Buresch herab, zu hervorragenden Gelehrten und Freunden tritt uns mit derselben Klarheit und eigenartigen Offenheit entgegen, wie die Schilderung von Land und Leuten, wo immer er in seinem reichen Leben wirkte, von den Eindrücken, welche ebenso geschichtliche Ereignisse wie literarische Erscheinungen verschiedenster Art auf ihn ausübten. Dazu bieten — und gewiss nicht in letzter Linie — Nachrichten über den Fortgang eigener und befreundeter Männer Arbeiten auf dem strengen Fachgebiete der classischen Philologie, Urtheile über Gelehrte,

deren Richtungen und Persönlichkeit (man vergleiche in letzterer Beziehung als ein Musterbeispiel die anziehende Charakteristik Welckers im Briefe aus Rom vom 15. November 1852, S. 69) ein bedeutendes Material nicht nur für eine ausgedehntere Biographie Ribbecks in der Weise, wie er selbst einst eine solche dem Lehrer Ritschl gewidmet, sondern theilweise auch für Capitel einer Geschichte der Philologie in dem einschlägigen Zeitraume.

Auch die Verfolgung seines eigenen Stiles in diesen Briefen ist für uns nicht ohne Interesse und die Beobachtung, wie auch da das Streben nach immer feinerer Feilung, die er auch bei Anwendung der deutschen Sprache für gelehrte Arbeiten Bekannten gegenüber im Verlaufe so sehr betonte, unleugbar mehr und mehr hervortritt. In dieser Beziehung hatte sichtlich schon frühe Paul Heyse auf ihn eingewirkt, dem er bekanntlich schließlich auch die classische „Geschichte der römischen Dichtung" widmete. Und dieses Verhältnis zu Heyse von der Jugend bis zum Alter bildet auch einen anziehenden Punkt dieser Briefsammlung; dieses Bild wird nun noch lebendiger, wenn wir solche Stellen mit Partien im ebenfalls jüngst erschienenen Buche Heyses „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse" (Berlin 1900) vergleichen. So ergänzen sich die beiderseitigen Schilderungen der gemeinsamen italienischen Reise oft wunderbar, Freund Heyse gibt über Ribbecks anstrengende Arbeiten auf den Bibliotheken manchmal mehr Aufschluss als dieser selbst in seinen Briefen aus damaliger Zeit. Auch die „Bekenntnisse" beider zeigen innige Geistesverwandtschaft. Ich kann mich nicht enthalten, schließlich als Probe einer lohnenden Vergleichung der beiden interessanten Bücher ein „Selbstbekenntnis" Ribbecks neben dem Urtheil Heyses über den Umgang mit Menschen hieher zu setzen; Ribbeck S. 70 über sich selbst: „Ich mache mir einmal gar nichts aus Leuten, die mir weder durch Geist noch durch Seele imponieren.... ich bin so unselig dilettantisch angelegt, dass ich nur mit dem Besten vorlieb nehme". — Heyse S. 113 über Ribbeck: „Dabei eine so mannhafte Rüstigkeit des Willens, oft bis zur Schroffheit gesteigert, dass er sich nicht besann, Menschen, die er gering achtete oder auch nur unsympathisch fand, mit verletzender Schärfe abzustoßen. Wen er aber liebte, den umfasste und hegte er mit einer Innigkeit des Gemüths, einer Zartsinnigkeit des Ausdrucks, die unwiderstehlich waren." Ribbeck selbst hat sich in einem Jugendbriefe kurz und etwas schroff ausgedrückt, der alte Freund Heyse hat jetzt die richtige Ergänzung hinzugefügt. So war Ribbeck.

Ein genaues Namenregister am Schlusse mit den Seitenzahlen erleichtert den Gebrauch des Buches für Gelehrte.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Pasquale Giardelli, Note di critica Plautina. Savona 1901. Tipographia D. Bertolotto. Preis Lire 1·50.

Das Büchlein enthält zu einer Reihe von Plautusstellen textkritische und exegetische Studien, deren einige schon früher (*Bibl. delle Sc. It.* IX, p. 60 und 178; *Bolletino di Fil. Class.* VI 10, VII 10, 11) das Licht der Öffentlichkeit erblickt haben. Mit der größeren Zahl verfolgt der Verfasser den Zweck, Lesearten und Erklärungen, die er in seine Bd. LII, S. 990 ff. dieser Zeitschrift angezeigte Ausgabe der *Captivi* aufnahm, zu rechtfertigen. Die „Kritischen Noten" geben noch mehr wie die genannte Ausgabe Zeugnis von des Verfassers Belesenheit in der römischen Komödie und seiner Kenntnis der einschlägigen Literatur, womit nun allerdings nicht gesagt ist, dass das Resultat der Untersuchung zu den Stellen, an welchen er sich nicht darauf beschränkt, Ergebnisse der Arbeiten anderer zu stützen oder zurückzuweisen, immer ohne Bedenken hingenommen werden kann. So soll Aul. 207 *perit* die Bedeutung eines Futurums haben und *si quid* einem *si quidem* gleich sein. Capt. 98 ist Niemeyers Lesung nicht so ohneweiters zu verwerfen. Nichts ist natürlicher, als dass nach einer Parenthese von fünf Zeilen die angefangene Construction aufgelassen ist. Das entspricht der gewöhnlichen Rede des Umganges und ist ihr von den Meistern des Stiles allenthalben nachgebildet. Die Fälle, wo der Nachsatz bei einem Anakoluth vergessen scheint, sind so häufig, dass man dafür den Kunstausdruck *ἀνανταπόδοτον* erfunden hat. Nimmt man ein solches auch hier an, dann macht das *nunc* bei dem präsentischen Perfect *occepit* keine Schwierigkeit, und es bleibt uns erspart, eine Bedeutung '*d'allora*, seitdem' dafür festzustellen. Epid. 695 bedarf es nicht des Hinweises auf Stich. 497 und auf zweifelhafte Erklärungen dieses Verses, um *nihil obnoxie* mit 'erbarmungslos, ohne Rücksicht' zu erklären; viel einfacher hat schon Th. Hasper (*Ad Epid. Plaut. coniectanea,* Dresden 1882) *obnoxie* als gleichbedeutend mit *timide, trepide* genommen, eine Bedeutung, die sich aus der Vorstellung „unterwürfig, knechtisch" leicht ergibt. Trin. 124 pflichtet G. mit Recht Ussings Auffassung bei, dass *quid taces?* nicht als Parenthese zu fassen sei, dass vielmehr Megaronides mit dem Worte *aedes* die Frage beenden wollte und dann auf das beharrliche Schweigen des anderen hinzugefügt: *ubi nunc tute habitas?*, so dass auch schon hinter *aedes* ein Fragezeichen zu setzen ist. Allein sollten die letzten Worte, wie G. sie erklärt, unabhängig von der ersten Frage sein und vorwurfsvoll sagen: „Ist vielleicht das Haus, das du bewohnst, nicht das des Lesbonicus?", so hätten sie von dem Dichter gewiss eine andere Form erhalten. Sie sind in Wirklichkeit abhängig von einem aus der ersten Frage zu ergänzenden *aedes*, was man im Drucke vielleicht dadurch andeuten könnte, dass man vor *ubi* einen Gedankenstrich setzt.

Man braucht nicht überall mit dem Verf. eines Sinnes zu sein, um zum Schlusse die von ihm in der Vorrede gewünschte Ermunterung auszusprechen, auf dem betretenen Wege fortzuwandeln. Bei seiner Sachkenntnis und seinem Fleiße kann man wohl Fortschritte in der Plautuserklärung von ihm erhoffen.

Kaaden. Dr. Josef Dorsch.

Beiträge zur Beurtheilung der Sprache Cäsars mit besonderer Berücksichtigung des *bellum civile*. Inauguraldissertation von Richard Frese. München, J. B. Lindl 1900. 72 SS. 8°.

Der erste Abschnitt betitelt sich 'Zur höheren Cäsarkritik'. Die Arbeit sei angeregt worden durch Angriffe gegen die Echtheit einzelner Theile des *bellum civile*. Diese Angriffe werden nun des näheren beleuchtet und im Anschlusse an Zingerles Untersuchungen in den Wiener Studien XIV 75 ff. und Ehrenfrieds '*Qua ratione Caesar in commentariis legatorum relationes adhibuerit*', Würzburg 1888 darauf hingewiesen, wie vorsichtig man bezüglich des Sprachgebrauchs bei Cäsar urtheilen müsse, namentlich was die seltenen Constructionen und Beispiele ungewöhnlicher Wortstellung anbelangt. Ferner glaubt er, Zingerle recht geben zu müssen, dass Cäsar der Umgangssprache gewisse Concessionen gemacht habe; die Sprache im *b. c.* will er nur im Vergleich mit der im *b. G.* beurtheilen, was gewiss zu loben ist, die Spuren des *sermo cotidianus* will er auch berücksichtigen und die zeitgenössischen Schriftsteller zum Vergleich heranziehen und endlich untersuchen, ob die Wahl des einen oder des anderen Ausdrucks nicht einen bestimmten Grund voraussetzte.

Der zweite Abschnitt behandelt 'Die Zeit der Abfassung der Commentarien'. Die negative Behauptung Kraner-Dittenbergers b. G.[15] 29, das *b. c.* sei nicht vor 46 geschrieben worden, sucht F. aus einigen persönlichen Andeutungen des Verfassers im *b. c.* für die Zeit von 45 auf 44 festzustellen, was immerhin eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Im dritten Abschnitt gibt F. eine eingehende Charakteristik des Wortes '*commentarii*'. Die Untersuchungen hierüber führen den Verfasser darauf, dass mit dem Namen eine untergeordnete Literaturgattung bezeichnet werden sollte, woraus er für Cäsar die Thatsache ableitet, dass er sich durch Annahme dieses Titels das Recht wahrte, nach Belieben einzelne Theile sorgfältiger auszuarbeiten, andere bloß zu skizzieren. Daher konnte auch, meint F., der *sermo cotidianus* unter solchen Umständen zur Geltung kommen. Auf diese Art gewinnt nun der Verf. die Grundlage für die sprachliche Betrachtung der Schriften Cäsars.

Er handelt im vierten Abschnitt über Cäsars grammatische Grundsätze. Cäsar war vermöge seines Bildungsganges Analogist.

Daher hat er in seinen Schriften die Principien der Analogisten vertreten, worauf ich oft genug in meinen Besprechungen Cäsarianischer Schriften mit Nachdruck hingewiesen habe. Allein diese Grundsätze hätten sich, wie die Fragmente seiner Schrift '*De analogia*' zeigten, noch immer wieder auf die Formenlehre und die Orthographie beschränkt. Daher müsse der Thatsache, dass Cäsar Analogist war, auch in seinem Texte Rechnung getragen werden.

Allerdings gegenüber der Syntax und dem Wortschatz verhält sich F. etwas zurückhaltender. Eine Regelung im Sinne analogistischer Bestrebungen gibt er zu, allein er meint, man müsse da mit äußerster Vorsicht vorgehen; er glaubt nicht, dass in der Syntax Cäsar zumal dort, wo der Sprachgebrauch schwankte, ein starres System beobachtet habe. „Wir dürfen seinen Sprachgebrauch nicht in die Zwangsjacke eines Systems einschnüren (S. 20). Hier liegt allerdings ein Widerspruch vor. Man kann nicht sagen: 'Cäsar war Analogist' und wiederum: 'Cäsar ließ sich nicht durch die Regeln der Analogisten beeinflussen'. Wenn F. dann S. 21 auch mich citiert (*Serta Harteliana* 224) und meint, in Cäsars Stil sei die *variatio* zurückgetreten, weil er sich schlicht habe ausdrücken wollen und das nächstliegende Wort gewählt habe, ja es oft in unmittelbarer Nähe wiederholte, um es dann wieder für immer oder auf lange Zeit verschwinden zu lassen, so war meine Argumentation eine andere. Ich glaubte und glaube auch heute noch, dass in dieser Erscheinung für uns lediglich der zwingende Grund gelegen ist, anzunehmen, dass Cäsar seine Commentarien in e i n e m Zuge schrieb oder sie aus seinen gelegentlichen Aufzeichnungen, vielleicht theilweise auch aus dem Gedächtnisse, zusammenstellte, ohne zu einer endgiltigen Redaction, d. h. A u s f e i l u n g kommen zu können, womit nicht gesagt sein sollte, dass der Analogist seinen Standpunkt vergaß oder verrückte. Aber freilich, das will ich ohneweiters F. zugeben, dass, wie das durch seine sorgfältigen Untersuchungen klargelegt wurde, Eigenthümlichkeiten im Sprachgebrauche Cäsars, sowohl im *b. G.* als auch im *b. c.*, vorhanden sind, die vom sogenannten classischen Latein abweichen. Nur möchte ich hiefür eine andere Erklärung suchen. Cäsar war mit geringen Unterbrechungen acht Jahre in Gallien, sein hauptsächlichster Verkehr waren die Soldaten, er selbst ist die längste Zeit n u r Soldat gewesen; dass da der *sermo castrensis*, die gewöhnliche Umgangssprache, also der *sermo vulgaris*, vielleicht sogar mit manchen Provincialismen, ihm nicht nur geläufig wurde, sondern ihn auch sonst in seinen n i c h t g e f e i l t e n Schriften beeinflussen m u s s t e, das scheint mir ganz naturgemäß zu sein. Und daher sehe ich ein großes Verdienst in F.s Schrift, dass er so energisch (S. 22 ff.) gewissen Eigenthümlichkeiten und Abweichungen in Cäsars Commentarien vom classischen Latein nachgegangen ist, womit zugleich ein

wichtiger Gesichtspunkt für die Kritik gewonnen wurde, mit dem man etwas strenger als bisher wird rechnen müssen.

Schließlich gibt F. in vier Thesen seine Ansichten über die sorgfältigere Bearbeitung des *b. G.* gegenüber dem *b. c.* kund, betont aber, dass dieser Unterschied gewöhnlich überschätzt wird, weil beim *b. c.* auch noch die schlechte Überlieferung eine gewisse Berücksichtigung verdiene.

F. kann mit seiner Erstlingsarbeit recht wohl zufrieden sein. Ich wünsche nur, dass er auch fernerhin seinen Scharfsinn Cäsars Werken zuwende.

Floridsdorf bei Wien. Dr. A. Polaschek.

Ausgewählte Briefe aus Ciceronischer Zeit. Herausgegeben von C. Bardt. (Teubners Schülerausgaben.) Hilfsheft: Zur Technik des Übersetzens. Leipzig u. Berlin 1901.

Dem Texte der 'Ausgewählten Briefe aus Ciceronischer Zeit' und dem aus zwei Heften bestehenden Commentar, die seinerzeit vom Ref. in diesen Blättern angezeigt wurden, hat nun C. Bardt noch dieses 'Hilfsheft' folgen lassen. Da bereits im Commentar in wohlerwogener Form alle nur irgendwie wünschenswerten Erläuterungen geboten worden waren, durch die der Schüler in den Stand gesetzt wird, in das volle Verständnis dieser Briefe einzudringen, so mochte man wohl begierig sein, was denn der Herausgeber in diesem Hilfshefte bringen werde. Dessen Absicht gibt nun in bündigster Form der Titel 'Zur Technik des Übersetzens'. Bekanntlich hat B. selbst durch seine meisterhafte Übertragung der Sermonen des Horaz allseits verdienten Beifall gefunden, und auch in den zahlreichen Übersetzungshilfen, die er in seinem Commentar zu den Briefen Ciceros den Schülern bietet, zeigt er sich als feinsinnigen und geschmackvollen Übersetzer, der den Ton und die Eigenart des Originals in formgewandter Weise im Deutschen nachzubilden versteht. In diesem Hefte nun hat sich B. zur Aufgabe gemacht, nicht etwa das Übersetzen zu mechanisieren, sondern er will durch Aufweisen von einigen Wegen, der Schwierigkeiten Herr zu werden, den Schüler findig machen, andere selbst zu entdecken; er will nicht neugefundene Wahrheiten vortragen, aber was aufmerksame Lehrer bewusst oder unbewusst längst geübt, übersichtlich und zum bequemen Gebrauch hergerichtet, vorlegen, und manchem, der die Schwierigkeiten kennt und Hilfe sucht, rathen, wie man sie überwinden könne. Doch muss Ref. gleich von vornherein erklären, dass das so unscheinbar sich präsentierende Büchlein — es zählt im ganzen 61 SS. Text und 6 SS. Indices — in der That viel mehr bietet, als diese bescheidene

Ankündigung im Vorwort erwarten lässt. Man kann von B. gar vieles lernen, und ich muss gestehen, dass ich die überaus lehrreichen Ausführungen des Verf.s mit großem Genusse gelesen und aus denselben vielfältige Anregung und Belehrung geschöpft habe. Bardts zusammenfassende Erörterungen über die Technik des Übersetzens bieten dem Schüler eine unmittelbar aus der Lectüre geschöpfte kleine Stilistik, die dann auch für das Übersetzen ins Latein vortreffliche Dienste leisten kann, da man ja nur nöthig hat, bei der Zusammenfassung dessen, was man aus dem Autor selbst erarbeitet hat, vom Deutschen auszugehen, und dann recht eingreifende Umgestaltungen des deutschen Satzbaues und Ausdruckes einüben kann.

Und wenn sich auch B.s Ausführungen in erster Linie auf die Übersetzung der Briefe Ciceros beziehen, so sind sie doch klar und bestimmt gefasst und für sich insbesondere durch die zahlreichen angeführten Beispiele verständlich, so dass sie jener Stütze durch die gleichzeitige Lectüre der Briefe auch entrathen können.

Im ersten Capitel wird zunächst in treffender Weise ausgeführt, welche Schwierigkeiten sich überhaupt jedem Übersetzen aus einer fremden Sprache entgegenstellen, und dass gerade ein gereifteres Verständnis nicht selten zu der Erkenntnis gelange, dass es fast unmöglich sei, in congruenter Form zu übersetzen. In ähnlicher Weise hatte bekanntlich schon Moriz Haupt das paradox klingende Wort geprägt: 'Übersetzen ist der Tod des Verständnisses'. Wird aber der Schüler bei der Übersetzung in der Form angeleitet und unterwiesen, wie dies durch B. geschieht, so wird er eine immer klarere Einsicht in die Verschiedenheit der Ausdrucksmittel beider Sprachen erlangen. Im nächsten Capitel werden dann die besonderen Schwierigkeiten der Übersetzung aus dem classischen Latein ins Deutsche erörtert, und zwar zunächst im Satzbau. Dass der Übersetzer in dieser Beziehung vor allem die Pflicht habe, die wohlgegliederte und in sich geschlossene Einheit der lateinischen Periode in kleinere parataktische Gefüge zu zerlegen, ist eine, ich möchte sagen, schon förmlich banal gewordene Lehre, gegen die wohl kein verständiger Lateinlehrer heute leicht sündigt. Ich würde daher, wiewohl solche für das Deutsche unheimliche periodische Gebilde immer noch ab und zu in Schulübersetzungen und leider auch in gedruckten Übersetzungsvorlagen spuken, die scharfe Hervorhebung und eindringliche Empfehlung dieses Grundsatzes durch B. nicht erst weiter besprechen, wenn B. es nicht verstünde, gerade diesen Grundunterschied beider Sprachen in besonders lichtvoller Klarheit zu erörtern und zu lebendiger Anschauung zu bringen. Dabei geht er in seinen Anforderungen an ein gutes Deutsch zum Theil noch viel weiter, als dies gemeiniglich geschieht. Er zeigt nämlich durch Vorführung einzelner Beispiele mustergiltigen deutschen Satzbaues

von Schriftstellern wie Goethe, Ranke, E. Curtius, Mommsen die große Einfachheit im Satzbau, welche die deutsche Sprache gegenüber dem classischen Latein charakterisiert. „Hauptsatz, Hauptsatz, Hauptsatz mit Relativsatz, mit zwei Relativsätzen, Hauptsatz mit einem Conjunctionalsatz, äußerst selten ein Consecutivsatz, fast gar keine Finalsätze — das ist etwa das Schema, das sich immer wieder ergibt. Und hat der Hauptsatz einmal mehrere Nebensätze bei sich, so pflegt der Hauptsatz zu beginnen, die Nebensätze folgen, das Ganze gewinnt also trochäischen Satzton" (S. 6). Beim lateinischen Periodenbau dagegen spricht B. treffend von einem aufsteigenden Tone des Ganzen, einem iambischen Satzton. Dass indes dem Deutschen auch umfangreichere Satzgebilde nicht versagt seien, wenn sie sich nur im wesentlichen von dem feststehenden parataktischen Charakter der deutschen Sprache nicht entfernen, zeigt B. an einem herrlichen Satze aus Goethes Werther (1. Buch, Brief vom 18. August). B. fordert also, dass der Übersetzer damit vertraut sein müsse, die zahlreichen Nominalformen des lateinischen Verbums wiederzugeben, ohne Nebensätze daraus zu gestalten, also entweder durch Substantiva oder durch Hauptsätze, jedoch so, dass deren logisches Verhältnis zum Satzganzen klar hervortrete. Besonders wendet sich B. hiebei mit Recht dagegen, dass für die Wiedergabe der lateinischen Infinitivconstruction die Ersetzung durch einen Dass-Satz immer noch als das Normale bezeichnet werde, wie auch gegen die bei Übersetzungen ins Deutsche viel zu häufig verwendeten Consecutiv- und Finalsätze. Es ist wirklich sehr interessant, wie B. den Nachweis liefert, dass diese häufigen Dass-Sätze dem Sprachgebrauch der besten deutschen Schriftsteller so gut wie fremd seien. So habe beispielsweise E. Curtius auf 31 Seiten seiner Griechischen Geschichte außer 3 (!) Consecutivsätzen nur noch 10 Dass-Sätze. Man hat also, wie B. mit Recht betont, die Verpflichtung, wofern man der Übersetzung einen gut deutschen Charakter geben will, sich solcher Dass-Sätze auch thunlichst zu enthalten. Überaus lehrreich und fast überraschend ist ein Vergleich beider Sprachen hinsichtlich der Consecutivsätze. „Betrachten wir", sagt B. S. 14, „um auf die Consecutivsätze zu kommen, zwei deutsch geschriebene Satzgruppen: Ranke: 'Der Fürst schritt mit Ruhe und Consequenz auf diesem Wege voran. Die Einwendungen, die hauptsächlich gegen die Militärverfassung gemacht wurden, kümmerten ihn wenig'. — Mommsen: 'Die carthagischen Gegenbeschuldigungen, die natürlich nicht fehlten, waren gemäßigt gehalten und unterließen es, die beabsichtigte Invasion Siciliens als Kriegsgrund zu bezeichnen.' Im ersten Falle", fährt B. fort, „schildert der zweite Satz, wie ruhig und consequent der Fürst vorgieng, im zweiten, wie maßvoll die Gegenforderungen waren, beide müssten beim Übersetzen ins Lateinische Consecutivsätze werden. Die deutschen Schriftsteller fassten den

Zusammenhang natürlich gerade so auf, hatten aber nicht das Bedürfnis, das logische Verhältnis der Gedanken auch durch grammatische Unterordnung zum Ausdruck zu bringen, und sie zeigten damit feines Gefühl für die Eigenart unserer Sprache. Die Übersetzung ins Deutsche braucht daher nur den umgekehrten Weg zu gehen, und sie hat ein ausgiebiges Mittel in der Hand, um lateinische Consecutivsätze dem Genius unserer Sprache gemäß umzugestalten."

An die Besprechung der Verschiedenheit beider Sprachen im Satzbau schließt B. in einem gleichfalls sehr lesenswerten Abschnitt die Besprechung der einzelnen Satztheile und gewisser Wortverbindungen, insbesondere in Gegensatzpaaren, deren passende Übertragung oft Schwierigkeiten bereitet. Er zeigt an zahlreichen Beispielen, wie man sich da im Deutschen oft nicht scheuen dürfe, etwas mehr Worte zu gebrauchen, um den im Lateinischen oft nur angedeuteten Gegensatz im Deutschen logisch und sprachlich in befriedigender Weise auszudrücken. — Dass sich die bildlichen Ausdrücke im Lateinischen und Deutschen keineswegs immer decken, dass einer gewissen Vorliebe der einen Sprache für die aus einer gewissen Sphäre entnommenen Bilder nicht immer die gleiche Vorliebe bei einer anderen Sprache entspricht, ist gewiss von B. nicht zum erstenmale betont worden. Aber nicht leicht ist bisher diese für den Übersetzer so hochwichtige Thatsache so anschaulich vorgeführt und so einleuchtend begründet worden. B. zeigt, wie wir zwar manchmal beim Übersetzen genöthigt sind, die etwas aufgeregte Sprache des Südländers aus Rücksichten des Geschmackes zu mildern, dass aber wieder andererseits die hohe poetische Kraft der deutschen Sprache die Möglichkeit biete, jenes Mittels zu entrathen, das im Lateinischen vielfach gebraucht und von Cicero zur Milderung kühner Bilder ausdrücklich empfohlen werde, nämlich mit *quasi* oder *quidam* begütigend nachzuhelfen; vgl. *rationis ac vitae nostrae quasi quaedam forma* 'eine kleine Skizze meiner leitenden Gedanken und meines Verhaltens' oder *recordatio communis quasi legis et humanae condicionis* 'der Gedanke an das Naturgesetz und das Menschenlos'. Trefflich sind die Winke Bardts, wie sich der Übersetzer gegenüber gewissen Launen der Sprache und gegenüber charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Schriftsteller zu verhalten habe. 'Jede Sprache', sagt er S. 25, 'hat ihre Launen und jeder Schriftsteller die seinen. Gewisse Bilder werden wieder und wieder gewählt, nicht gerade, weil sie besonders zutreffend sind, sondern weil sich die Sprache aus Bequemlichkeit immer wieder in diesem Geleise bewegt. Handelt es sich nun um Launen der Sprache, so wird man diese nicht wiedergeben wollen, wenngleich man sich bewusst ist, dass man auf wörtliche Treue verzichtet, indem man sie aufgibt. Launen des Schriftstellers dagegen wird man wiederzugeben bemüht sein, z. B. wenn es für ihn charakteristisch ist, dass er das Ungewöhnliche, Abgelegene,

Knorrige sucht. Das ist aber bei Cicero nicht der Fall, dessen eifrigstes Bestreben vielmehr ist, völlig glatt und eben zu schreiben, bei dem man also Lieblingsbilder, falls sie unserer Gewöhnung widerstreben, gerade um im höheren Sinne treu zu übersetzen, preisgeben muss.' Wo also die Bilder in beiden Sprachen ungleich stark oder verschiedenen Gebieten entnommen sind, muss der Übersetzer auf der Hut sein, um nicht etwas dem deutschen Sprachgeiste Widerstrebendes zu bieten. So zeigt B. S. 26, wie das metaphorisch gebrauchte *frangere,* ein Lieblingsausdruck Ciceros, für das Deutsche meist zu stark sei, da es nicht nur von einem gewaltsamen Zerstören, sondern auch von einem langsam Sichaufreiben oder von einem Überholen in der Carriere gebraucht werde. Ebenso müsse bei der Übertragung von anderen Lieblingsbildern des Lateinischen wie *manare, incendium, flagrare, florere (gratia, laudibus)* vor einer uns widerstrebenden Verwendung gewarnt werden. Aus der Fülle des Lehrreichen, das dieses Capitel, wenn auch in gedrängter Form, bietet, sei es noch gestattet, das zu citieren, was B. über die Bedeutung und Übersetzung von '*res publica*' sagt. 'Gemeinwesen, Staat ist dem Lateiner ein heiliges Gebilde, das auch Zuneigung, Liebe, Verehrung beanspruchen darf. Wir denken bei den Worten an Bureaukratie, eine harte Verwaltung, welche Leistungen, Arbeit und Steuern heischt, und müssen daher *res publica* als Gegenstand der Affection durchaus durch 'Vaterland' wiedergeben'. Gewiss ist diese treffliche Bemerkung jedem aus der Seele gesprochen, der das Unzulängliche der üblichen Übersetzung von *res publica* an gar vielen Stellen empfunden hat; aber ich möchte eben besonderes Gewicht darauf legen, dass B. in seinen Ausführungen das so einleuchtend zu begründen versteht, was gewiss viele denkende Lateinlehrer, wenn auch oft unbewusst, thun.

Auch die Behauptung, dass die Römer 'ein erstaunlich prosaisches Volk' seien, worüber B. im fünften Capitel im Zusammenhang mit gewissen Ausdrücken des Lateinischen spricht, ist schon gar oft ausgesprochen worden, und dass man *magnus, maximus, summus, plurimus* nicht immer mit 'groß, sehr groß, zahlreich' übersetzen dürfe, sondern je nachdem mit 'lebhaft, stark, hochwichtig, schlagend' usw. lehrt jede Elementarstilistik. Und doch ist die Art, wie B. diese beiden Thatsachen zu verbinden weiß, sehr interessant und lehrreich und wirft ein überraschendes Licht gerade auf die Wahl der obengenannten Ausdrücke im Lateinischen. Er stellt die lebendige Phantasie der Griechen und Deutschen, die eine Fülle poetischer Anschauungen von Himmel und Erde und allem, was darin wohnt, zur Bildung der Individualnamen verwenden, mit der nüchternen Weise des Römers zusammen, der ganz trocken seine Kinder — numeriert. In gleicher Weise nehme der Römer bei der Verbindung des Adjectivs mit seinem Substantiv, wo Grieche und Germane oft eine Welt von farbenprächtigen Bildern

schaffen, bloß das wahr, ob das Ding groß oder klein, hoch oder niedrig, mehr oder minder zahlreich sei, daher also jene Verwendung von *magnus*, *plurimus*, *summus*, deren Wiedergabe im Deutschen so vielgestaltig ist. Auf dieselbe Nüchternheit der lateinischen Sprache führt B., wie ich glaube, mit Recht jene so häufige Ausdrucksweise des Lateinischen zurück, zwei Begriffe 'wie Mosaiksteinchen' zusammenzustellen, um auf mechanischem Wege durch eine Art von Addition das zu erreichen, was eine kühnere Sprache auf organischem Wege schafft, vgl. *concessu et beneficio tuo* 'mit Deiner gütigen Erlaubnis'.

Ein solches Verfahren, wie B. es einschlägt, muss als ein wahrhaft nutzbringendes bezeichnet werden, da er nicht äußerlich und schematisch die Verschiedenheiten der beiden Sprachen hervorhebt, sondern gleichsam mit der Sonde die feinen Regungen der Volksseele, die in der Sprache sich kundgeben, aufzuspüren bemüht ist. Und zu solch tiefem Erfassen und Vergleichen der sprachlichen Ausdrucksmittel die Schüler anzuregen, ist eine überaus dankenswerte Thätigkeit. — Auf gar vieles Treffliche in B.s Ausführungen wäre noch aufmerksam zu machen, aber schon ist der einer Anzeige zugemessene Raum weit überschritten worden. Es schien mir indes geboten, mit allem Nachdruck auf den gediegenen Inhalt der Schrift aufmerksam zu machen, die in so unscheinbarem Gewande auftritt. Die Lectüre des Büchleins, das auch für sich allein, ohne Zusammenhang gerade mit der Lectüre der Cicero-Briefe verständlich ist, wird gewiss jedem Fachgenossen ein paar genussreiche Stunden schaffen und ihn zu fruchtbringenden Betrachtungen anregen; und ein Lehrer, der in solcher Weise, wie Bardt es lehrt, die Kunst des Übersetzens in der Schule betreibt, leistet eine wahrhaft geistbildende Arbeit, die das Verständnis der fremden wie auch der eigenen Muttersprache zu vertiefen geeignet ist.

Wien. Alois Kornitzer.

Schneider E. R., Dr., Abriss der römischen Alterthumskunde für Gymnasien. Progr. des Gymnasiums zu Bautzen 1901. 40 SS.

Die der Abhandlung beigegebene Inhaltsangabe umfasst folgende Capitel: I. Lage, Geschichte, Örtlichkeiten der Stadt Rom; II. Das häusliche Leben der Römer; III. Das staatliche Leben der R.; IV. Das Kriegswesen der R.; V. Das religiöse Leben der R.; VI. Die römische Kunst; VII. Geschichte der röm. Literatur; VIII. Das Rechnungswesen der R. Behandelt sind in der vorliegenden Schrift nur die beiden ersten Capitel, von denen das zweite folgende Punkte aufweist: 1. die Familie, 2. das röm. Haus, 3. die Kleidung, 4. die Körperpflege, 5. die Spiele, 6. die

Beschäftigungen, 7. Verkehr, Gasthäuser. Jeder dieser Punkte enthält wieder eine Reihe Unterabtheilungen. Wie man schon aus der Disposition ersehen kann, ist der 'Abriss' der römischen Alterthumskunde ziemlich ausführlich und umfangreich gerathen. Was die beiden ersten Capitel anbetrifft, so enthalten sie mehr, als das Gymnasium benöthigt. So ist z. B. die Angabe der Namen von den 14 Regionen vollständig überflüssig; es hätte genügt, des Beispieles halber drei oder vier bekannte Namen anzuführen. Gut ist dagegen die zusammenfassende Darstellung von dem Wachsthume und Verfalle Roms S. 4 f. Das S. 5 aus Henne-Amrhyn (Europ. Wanderbilder 42 u. 43) genommene Citat über das Leben und Treiben im alten Rom wird man sehr gut heranziehen können bei der Lectüre des Horazischen '*omitte mirari beatae fumum et opes strepitumque Romanae*' (Carm. III 29, 11 ff.). Sonst sind die Bedürfnisse der Lectüre freilich nicht immer berücksichtigt. So waren unter den *viae* die *via Nova* (Liv. I 41, 4), die *via triumphalis* (wegen des Weges, den der Triumphzug nahm), unter den *atria* jedenfalls das *atrium Libertatis* (Cic. Mil. 59) aufzunehmen. Überflüssig ist die Anführung des *atrium Minervae* und *atrium sutorium*. Wenn schon S. 7 der etwas ungewöhnliche Name des *Apollo Sandaliarius* erwähnt wird, so war in einer Anmerkung die Erklärung dieses Beinamens beizufügen (vgl. Suet. Aug. 57). S. 8 heißt es: 'Westlich davon (vom Comitium) lag... das *templum Concordiae*, woran sich das *aerarium* (Schatzhaus) und *tabularium* (Reichsarchiv) anschlossen'. Übergangen ist, dass beide (bis zur Errichtung des sog. *tabularium*) im Saturnustempel (Liv. II 21, 2; Tac. Ann. I 27, II 41) sich befanden. Das *milliarium aureum* und der *umbilicus* (S. 8) sind nicht identisch. Von beiden sind noch Überreste vorhanden.

Sehr ausführlich ist auch der zweite Theil, das häusliche Leben der Römer umfassend. Im einzelnen wäre Folgendes zu erwähnen: S. 12 fehlt die Erklärung von *capitis deminutio*, die *cippi* können nicht als Altäre aufgefasst werden S. 16, zu weit geht die Unterscheidung der Sklaven in *ordinarii, vulgares, mediastini, qualesquales* („Mädchen für alles") S. 19, wegzulassen wäre S. 31 der Satz 'als Leckerbissen galt vom Schwein das Euter *(sumen)*, die Bärmutter *(vulva)* und die Leber'; S. 21, wo von dem *atrium* die Rede ist, fehlt die ausdrückliche Bemerkung, dass in späterer Zeit in dem Atrium nicht gekocht und gespeist wurde. Auf derselben Seite hätte das *sacrarium*, die Larenkapelle, erwähnt werden sollen. Die *alae* S. 21 kann man nicht als Säulengänge bezeichnen. S. 22, A. 2 konnten statt der 'Toilette des Hermaphroditen', 'Mars und Venus' Gemälde angeführt werden, die dem Schüler bekannte Themen behandeln: Streit des Agamemnon und Achilles, Wegführung der Briseis, Befreiung der athenischen Jünglinge und Mädchen durch Theseus u. ä. S. 24 war neben den *armaria* die Geldkiste, *arca* (Hor. Sat. I 1, 66 f.) zu erwähnen.

Bei *calix* (κύλιξ) war ausdrücklich zu bemerken, dass die Form nicht kelchförmig ist; bei *cantharus* war die typische Höhe und Größe der Henkel hervorzuheben. Unter den Gewandstücken (S. 28) konnte die *abolla* und *synthesis* weggelassen werden. Bei Erwähnung der Siegelringe S. 29 war auf den drehbaren Ringkasten aufmerksam zu machen, der als Petschaft diente (Cic. Cat. III 10). S. 30 konnte der Bericht über die Toilette der römischen Damen etwas eingeschränkt werden. Die großartigste Bäderanlage sind nicht die Thermen Caracallas (S. 34), sondern die Diocletians. Auf der *area* der letzteren sind jetzt ganze Straßenzüge, Häuser und Kirchen eingebaut. S. 35 wird unter den Ballspielen das *harpastum* näher beschrieben, dagegen fehlt der *lusus trigon* (Hor. Sat. I 6, 126). S. 38 heißt es: 'Eine größere, runde Kapsel, *scrinium*, umfasste mehrere solche Rollen'. Hinzuzufügen war noch die Bezeichnung *capsa* wegen Hor. Sat. I 4, 22; 10, 63.

Trotz dieser Ausstellungen muss anerkannt werden, dass die vorliegende Abhandlung im ganzen mit großem Fleiß und viel Geschick gearbeitet ist. Als Nachschlagebuch wird sie den Schülern von Nutzen sein. Wegen der etwas breiteren Anlage sind die Darstellungen der einzelnen Zweige antiken Lebens sehr übersichtlich und klar und geben den Schülern ein deutliches Bild aller Verhältnisse. Man vgl. z. B. das Capitel über 'Tod und Begräbnis', über die 'Hausgeräthe, die Mahlzeit', wo auch das über die Weinbereitung Nothwendige (Horaz!) auseinandergesetzt ist. Zu wünschen wäre nur, dass der Verf. bei der Fortsetzung seiner dankenswerten Arbeit die Bedürfnisse der Schule etwas mehr berücksichtige und im allgemeinen die allzu große Ausführlichkeit doch einschränke.

Hula Eduard, Römische Alterthümer. Mit 1 Plane der Stadt Rom und 60 Abbildungen. Wien und Prag, Tempsky 1901. 120 SS. Preis 2 K 40 h.

Im Gegensatze zu der breit angelegten Schrift von Schneider umfasst das Buch Hulas auf 107 SS. die Staats-, Kriegsalterthümer[1]), die Priesterthümer, Culthandlungen, Rechtspflege, ferner die Topographie Roms, Wohnhaus, Kleidung, Tabelle der häufigsten Maße, Geldwerte, Zeitrechnung. Der wesentlichste Vorzug der Schrift ist der, dass die Bedürfnisse der Schullectüre in weitaus höherem Grade berücksichtigt sind, als es in allen anderen derartigen Handbüchern bis jetzt geschehen ist. Es kommt dies abgesehen von der ganzen Anlage des Buches auch dadurch zum Ausdrucke, dass wiederholt auf Beispiele aus der Lectüre hingewiesen wird, so S. 9, 12, 15, 17, 24, 28, 30, 45, 49, 58, 63 usw. Dahin

[1]) Zwischen 'Stände in Rom' und 'Entwicklung der Ämter' ist aus den Privatalterthümern eingeschoben 'Der Lebensgang eines Bürgers'.

ist es zu rechnen, wenn für die Functionen der römischen Beamten im letzten Jahrhundert der Republik die politische Laufbahn Cäsars und Ciceros als Beispiel besprochen wird. Freilich will es mir nicht recht gefallen, dass die Angabe der verschiedenen Competenzen (auch die Erwähnung der *lex Villia annalis*) von dem Abschnitte 'Entwicklung der Ämter' getrennt erscheint. Überhaupt wird die Partie über die römische Magistratur, weil in zu gedrängter Kürze gehalten, für Schüler schwer verständlich sein. Was aber die Hinweise auf die Lectüre anbetrifft, so konnten, ohne den Umfang des Buches erheblich zu vergrößern, noch manche Beispiele aus ziemlich allgemein gelesenen Partien aufgenommen werden. Dadurch würde die für Schüler anzustrebende Wechselwirkung zwischen Realien und Lectüre nur gefördert und dem Gedächtnisse nach beiden Richtungen hin eine gute Stütze gegeben[1]). Besonders gelungen erscheint mir der Abschnitt über das Kriegswesen, der in klarer Darstellung über alles für die Schüler Wissenswerte Aufschluss gibt. Nur die 'Belagerung' konnte etwas ausführlicher sein — etwa nach der Art der Erläuterungen, die den Hensell'schen Modellen der Belagerungsmaschinen beigegeben werden. Desgleichen enthalten die Partien über Priesterthümer, die Topographie Roms und die Abschnitte über Wohnung und Kleidung so ziemlich alles, was gerade bei der Lectüre die Schüler benöthigen.

Im einzelnen hätte ich Folgendes zu bemerken: S. 8 sind unter den Sklaven die *ostiarii* genannt mit dem Hinweise auf S. 94; dort wird aber das *ostium* gar nicht erwähnt. S. 24 'Das Bild des Kaisers wurde im Lagerheiligthume aufgestellt und auf Münzen geprägt'. Hinzugefügt konnte werden, dass auch die *phalerae* der *signa* das Bild des Kaisers trugen. Auf derselben Seite unten war neben '*ei adparent*' der Ausdruck *adparitores (app.)* aufzunehmen (wegen Liv. I 8, 3). Zu ändern ist S. 37 u. der Satz: 'Dann und wann saßen die Leichtbewaffneten auch auf, ließen sich nach vorne bringen...' S. 38 konnte unter den Arten des Seekampfes auch darauf verwiesen werden, dass man auf der einen Seite plötzlich alle Ruder einzog und knapp an dem feindlichen Schiffe vorbeifuhr, um ihm die ganze Ruderreihe abzuknicken (*detergere*, Caes. b. c. I 58, 1). S. 51 fehlt

[1]) So war bei Besprechung des Ritterstandes, der Competenz der Censoren und der Provinzverwaltung auf die Pompeiana hinzuweisen, S. 5 und 93, wo von den *imagines* beim Begräbnisse und von der *laudatio funebris* die Rede ist, konnte auf die Leichenfeierlichkeit bei der Bestattung des Drusus hingewiesen werden im Gegensatze zu dem prunklosen Begräbnisse seines Sohnes Germanicus (Tac. Ann. III 5), für die militärischen Ehrenzeichen der *hastae* und *vexilla* S. 46 findet sich in der bekannten Rede des Marius ein Beleg (Sall. b. Iug. 85, 29), für die Belagerung (*dolabrae, arietes, testudines, vineae, scalae, turres, tormenta*) S. 58 war auf die Belagerung von Sagunt hinzuweisen (Liv. XXI 7 ff.).

neben *orbis* die Angabe des *grex* (Sall. b. Iug. 58, 3), *globus* (Tac. Ann. XIV 61). S. 52 passt 'Schmalseite' und 'an den beiden Langseiten' nicht zu der beigegebenen Skizze, auf der auch mit Rücksicht auf S. 19 'im Lager ist ihr Zelt (d. h. das der Quaestoren) nahe dem des Oberfeldherrn' das *quaestorium* anzudeuten war. Unter den Straßen S. 80 fehlt die *via Nova* (Wohnung des Tarquinius, Liv. I 41, 4). S. 82 war für den Theatervorhang statt *siparium* der Ausdruck *aulaea* aufzunehmen, 1. weil derselbe in der Schullectüre vorkommt (Hor. Epist. II 1, 188; 3, 154 f., Ov. Met. III 111, Thebens Gründung durch Cadmus; auch Verg. Georg. III 25), und 2. weil *siparium*, das sich m. W. in der Schullectüre gar nicht findet, nach Donat *(de com.)* ein besonderer Vorhang war, der in den Zwischenacten, wie auch beim Mimus verwendet wurde. Undeutlich ist S. 95 die Fassung: 'Das Zimmer dahinter (näml. hinter dem *atrium*), meist nach dem *atrium* zu offen, also ein Alkoven, ist das *tablinum*, links und rechts liegen die *alae*'. Hier muss der Schüler glauben 'links und rechts vom *tablinum*', was nicht richtig ist. Auf derselben Seite war neben Peristyl der lateinische Ausdruck *porticus* zu setzen (Verg. Aen. II 528; III 353 f.; XII 473 ff.). Auffallend ist es, wenn auf dem Grundriss eines römischen Hauses S. 93 unter den lateinischen Benennungen auch 'Prothyron' zu lesen ist, während *ostium* (Cic. Sex. Rosc. Am. 65; Verg. Aen. VI 43 und 81), *fauces* (Verg. Aen. VI 201, 273) fehlt. Ebenso war, wenn auch in Pompeji zumeist das *vestibulum* fehlt, dennoch ein solches aus praktischen Gründen (Liv. I 40, 5; II 48, 10; Cic. Mil. 75; Verg. Aen. II 469, VII 181) auf dem Grundriss zu verzeichnen. Der S. 98 angegebene Togaschnitt und die ebendort erläuterte Anlegung der Toga wird natürlich nur verständlich, wenn man einmal die Sache an einem Schüler demonstriert. S. 100 konnte neben *vestis pulla* auch die Bezeichnung *vestis sordida* (z. B. Liv. I 10, 1) aufgenommen werden.

Noch einige Worte über die Illustrationen. Vor allem muss es als ein schätzenswerter Vorzug des Buches bezeichnet werden, dass den Abbildungen genaue Erklärungen beigegeben sind. Hier steht der Schüler nicht wie bei so manchen Handbüchern vor einer Illustration rathlos da, ohne zu wissen, was die einzelnen Dinge bedeuten. Alles wird in knapper Form und doch erschöpfend erklärt. Ein weiterer Vorzug ist es, dass bei der Auswahl der Bilder wirklich die Bedürfnisse der Schullectüre berücksichtigt sind. Die aufgenommenen wird man bei der Lectüre thatsächlich gebrauchen können, alles Überflüssige fehlt. Ref. hätte nur den Wunsch, dass S. 62 neben dem dort abgebildeten Wandgemälde einer Hauskapelle eine Reproduction des *sacrarium* aus dem Hause des Epidius Rufus in Pompeji Aufnahme fände, weil sie dem Schüler eine richtigere Vorstellung von der Sache gibt.

Wien. Dr. Jos. Kubik.

Nibelungen und Gudrun in metrischer Übersetzung von Dr. H. Kamp, Professor. A. Ausgabe für höhere Knabenschulen. Sechste, von Grund aus verbesserte Auflage. Berlin, Mayer & Müller 1901. 184 SS. 8°.

Einer Arbeit gegenüber, die mit sichtlicher Sorgfalt und Liebe unternommen und durchgeführt ist, ihr wesentliches Ziel aber dennoch nicht erreicht, fällt die Recensentenpflicht doppelt schwer.

Der Stoff der Nibelungen ist ja gebracht, und es sei gleich hier gebürend betont, dass die anschaulichen und sittlichen Elemente, die der Fabel als solcher innewohnen, auch in dieser Übersetzung ihre Wirkung üben werden. Nach dieser einen Seite spreche ich ihr Daseinsberechtigung und Nützlichkeit gerne zu. Aber wir verlangen vom Übersetzer einer Dichtung doch auch, dass er ihre künstlerische Form im einzelnen nachzuempfinden und die jedesmal durch sie vermittelte Anschauung oder Stimmung in seiner Nachbildung wiederzuerwecken vermöge: er muss selbst künstlerische Gestaltungskraft besitzen, vor allem die Fähigkeit, seine eigene Sprache künstlerisch zu handhaben. Das alte Lied macht in dieser Beziehung gewiss besondere Schwierigkeiten dem Übersetzer, der lebendig, das heißt in unmittelbar wirksamer heutiger Sprachform, und zugleich treu übersetzen will. Aber gerade die auf Verwendung in der Schule gerichtete Absicht seines Unternehmens erlaubt nicht, die formalen Anforderungen herabzuspannen. Wir wollen durch die Lectüre einer Dichtung doch nicht Einzelkenntnisse vermitteln, sondern vor allem ihren vollen menschlichen Gehalt zur Wirkung bringen: die Stärke, Tiefe, Eigenart dieser Wirkung ist aber durchaus an die Form gebunden. Und in dieser Beziehung kann Kamps Übersetzung nicht befriedigen. Sein sprachliches Gestaltungsvermögen ist zu gering. Ab und zu, wo er mit mannigfaltigeren Mitteln äußerlich oder innerlich bewegtere Handlung darstellt, reißt ihn das Original mit sich fort, oft aber wird die Aufnahme des Stoffes durch die Unzulänglichkeit seiner Gestaltung erheblich und unliebsam gestört.

Dass ein Übersetzer mittelalterliche Sachbezeichnungen, denen heute genaue Entsprechung fehlt, mit Maß beibehalte, wird sich nicht vermeiden lassen. Kamps Sprache archaisiert aber in viel zu hohem Grade: *Degen, Magen, Recke, der Traute, stäte Minne, Märe* stehen auf einer Seite (3) beisammen, *Geer, minniglich, Brünne, Schildesrand* auf einer beliebig ausgewählten anderen (23), *der Mölker Vogt, Recke, Märe, Degen, Reckenzug* auf S. 79. Das ist nicht übersetzen, sondern copieren, und überdies haben viele solche Wörter heute anderen Wert als damals (vgl. *reich, Knecht, dichten, von kühner Recken Streiten, ich kann* mit Infinitiv). Wie fremd der Übersetzer selbst solche Entlehnungen empfand, zeigt der lehrreiche Lapsus des lieben Degen 2223

Durch allzuhäufige Auslassung des Hilfsverbs *(gleich als ob die Gäste ohne Arg gesinnt)*, durch übermäßige Verwendung des nachgesetzten flexionslosen Adjectivs *(lieber Bruder mein, die Ritter stolz und hehr)*, der Apposition *(dass die Jungfrau traut, wohl würdig jeden Königs, ward Geiselher verlobt als Braut)* wird die Sprache schematisch und leblos. Der Übersetzer ist zu sehr von der andere Gefühlswerte auslösenden syntaktischen Form des Originals beeinflusst, wenn er *wîn der allerbeste* wörtlich nachahmt, wenn er *Sô wê mich daz ich den lîp gewan* recht mittelmäßig durch 'O weh, dass ich das Leben gewann' übersetzt (Str. 2073). Die lose relativische Anknüpfung, die im Mhd. der Beiordnung noch nahe steht und dem poetischen Stile durchaus gemäß ist, wirkt im Neuhochdeutschen in vielen Fällen schleppend und wird selbst von der Prosa nicht immer vertragen. Kamp wendet sie auch in Fällen an, wo sie ihm vom Original nicht einmal vorgebildet war. Man vergleiche:

322 . . . .
Jâ wær er in den landen *ninder anderswâ*
Gewesen alse sanfte. *dâvon daz geschach,*
Daz er nu tegelîche *die schœnen Kriemhilde sach.*

Auch wäre ihm auf Erden *an keinem andren Ort*
So wohl wie hier gewesen, *woselbst es ja geschah,*
Dass er von nun an täglich *die schöne Jungfrau Kriemhild sah.*

1623 *Ir riet ir vater Rüediger* *daz si spræche jâ*
Und daz si in gerne næme. *vil schiere dô was dâ*
Mit sînen wîzen handen, *der si umbeslôz,*
Gîselher der junge; . . . .

Auf ihres Vaters Zuspruch *flüsterte sie „ja“,*
Sie wolle ihn zum Gatten — *worauf es auch geschah,*
Dass Geiselher sie wonnig *in seine Arme schloss.*
. . . .

Und Prosa in metrischer Form lesen wir auch sonst nur zu häufig 18, 3 *dâ sine wesse niemen den minnen wolde ir lîp: wo Liebe sie verspürte zu Niemand auf der Welt;* 119, 1 *Er sprach zuo Ortwîne: lât iuwer zürnen stân — Er wandte sich an Ortwein: „Nur Mäßigung und Ruh!“;* 219, 3 *Daz schuof den helden leit: Das schuf denselben Leid;* 2209, 4 *ich slahe in: ich haue ihn;* 1667 *Dô giengen sunder sprâchen die drî künege rîch, Gunther unde Gêrnôt und och her Dietrîch — Gunther trat nebst Gernot beiseit mit Dieterich. . . .,* usw.

Mit der mangelnden formalen Gestaltungskraft hängt zusammen, dass der Rhythmus der Strophe eintönig wird, besonders durch die Art, wie die syntaktischen Glieder des Satzes auf die metrischen Kola zerlegt und vertheilt werden, z. B. in Str. 1142

So harrte Etzels Bote *bis zu dem dritten Tage.*
Der König Gunther holte — *klug in seiner Lage —*
Sich Rats bei seinen Magen, *ob es wohlgethan,*
Wenn er Kriemhild lasse *des Heunenlandes Kron' empfahn.*

Ja der Zwang, den das Metrum auf die Sprache des Übersetzers ausübte, zeigt sich sogar in Sprachfehlern: 1695, 4 hat es einen falschen Indicativ erzeugt *(nicht ahnend, dass derselbe alsbald ihm manchen Freund schlug tot);* 1247, 1 ein falsches Tempus *(Nachdem zusammentrafen);* 1487, 2 wird um des Reimes willen ein Part. praet. *empfahn* gewagt.

Vereinzelte Verwendung weiblicher Reime — so störend sie edesmal ist — mag man mit der Schwierigkeit ausnahmslos männlicher Bindung entschuldigen; aber Kamp behilft sich mit ihnen häufig, ja er reimt gelegentlich auch die ganze Strophe weiblich. Ganz unverständlich ist mir aber, warum der Übersetzer Cäsurreime einführt (S. 2, Str. 18 sind sie sogar überschlagend und obendrein rührend!), warum er zusammengehörige Kurzzeilen reimt *(Wohl kannt' ich Aldrian, er war mein Rittersmann* 1698, *Denen, die da fragen, könnt' mit Fug ihr sagen* 2240), oder so misstönenden halbreimenden Cäsurparallelismus schafft wie 2208: *Da wollte Wolfhart auf ihn, doch Meister Hildebrand | sein alter Oheim, griff ihn und hielt ihn mit der Hand.*

Kamp legt der Übersetzung den Text *A* zugrunde und geht von Lachmanns Unterscheidung der echten und unechten Strophen aus. Aber er bindet sich nicht an sie, will von dem, was inhaltlich irgend bemerkenswert ist, nichts übergehen, will dort, wo in „echten" Strophen Wiederholungen, Breiten, Mattheiten vorkommen, kürzen, zusammenziehen, streichen. Er hat sein Verfahren im Programm des Gymnasiums zu Linden 1900 dargelegt und begründet.

Es beruht in letzter Linie auf der Empfindung, dass das Lied, so wie es uns überliefert ist — und auch nach den Ausscheidungen Lachmanns — dem ästhetisch genießenden Leser sehr ungleichartige Eindrücke vermittelt. Kamp sucht Reinheit der künstlerischen Wirkung zu erreichen. Er glaubt es als Übersetzer zu können, weil er das, was stört, für spätere Verunstaltung des echten Kernes hält, er glaubt also durch seine Änderungen dem Ursprünglichen oder wenigstens seiner Wirkung nahe zu kommen. Seine Programmarbeit will denn auch als philologische Leistung angesehen sein.

Als solche ist sie wertlos, weil sie aller und jeder Schärfe der Methode entbehrt. Strophe 1 wird als 'stimmungsvolles Motto' beibehalten, 2, 4, 6, 7 als Exposition, 5 aber wird gestrichen, trotzdem es ebenfalls 'exponiert' (denn es bringt officiell den Namen des Landes und der Herrscher, der aus 2, 1 doch nur zu errathen war). Die Str. 88—101 — ebenfalls 'unecht' — werden aufgenommen, aber was hier wieder Zeichen der Einschiebung ist (90, 2b; 93, 1a) oder in die Situation nicht passt, wird gestrichen: Kamp corrigiert also in eigentlichem Sinne, aber mit subjectiver Willkür, indem er 92, 1 auch streicht oder 96, 2—4

nicht zu verstehen erklärt. Die 'unechten' Str. 180—37 sind übersetzt, aber wieder mit willkürlicher Auswahl und willkürlichen Änderungen, durch die der Charakter der Strophen verkannt wird: der höfische Gedanke, dass 'die Frauen' in Siegfried sich verliebten, sei hier, wo es sich allein um dessen Beziehungen zu Kriemhild handelt, eine recht gleichgiltige Sache, ja ein störender Zug' (!). Die 'echte' Strophe 152, mit ihrer für den epischen Stil kennzeichnenden allgemeinen (besser: nachdrücklich hinweisenden) Einführung einer Person, deren Name erst später genannt wird, fehlt usw.

Nun könnte ja bei all diesen objectiven Schwächen seines Verfahrens das subjective Geschmacksurtheil so energisch und überzeugend sein, dass Einzelfehler vor den größeren Vorzügen des Ganzen zurücktreten. Aber auch in rein ästhetischer Beziehung befriedigt seine Reconstruction durchaus nicht: 194 hält er für Wiederholung von 198 — aber die Strophe hebt doch energisch Siegfrieds Führerrolle hervor; 196, 8, 4, die hergebrachte, aber wirksame schildernde Motive enthalten, lässt er weg, aber ein überleitendes, von ihm aus der Situation matt erfundenes '*heiß der Kampf begann*' fügt er ein; die anschaulichen Züge in 201, 1—8 werden in ein farbloses '*Als wider sie die Dänen erprobten ihre Hand*' zusammengezogen. Die wirksame epische Breite des 20. Liedes zerstört er durch seine Kürzungen. Der Mangel künstlerischer Kraft, den schon die sprachliche und metrische Gestalt der Übersetzung verrieth, zeigt sich auch in diesen Dingen.

Ich bin durchaus nicht grundsätzlich ein Gegner der Versuche, das alte Lied in moderner Sprache zu erneuern. Es birgt noch immer große künstlerische und sittliche Wirkungen für den, der seine alte Form versteht und es aus seinen literarischen und geschichtlichen Voraussetzungen heraus zu lesen weiß. Der Kreis dieser Leser ist naturgemäß klein. Sollen seine Wirkungen für diejenigen, die Mittelhochdeutsch nicht verstehen oder auf die die alte Form nur wie romantisches Costüm wirkt, lebendig werden, so muss es neuhochdeutsch erneuert und diese Erneuerung von einem Dichter, der es zuerst historisch in sich lebendig werden ließ, geschaffen werden. Sie wird naturgemäß nicht eine Übersetzung, sondern eine 'Bearbeitung' sein. Auch Kamp bearbeitete mindestens ebensosehr, als er übersetzte. Aber sowie seine Arbeit mit allerlei nützlichen, schulmäßigen Beigaben — Ergänzungen des Stoffes in Fußnoten und Prosastücken, Gliederung in zahlreiche kleinere Abschnitte mit besonderen Titeln — ausgestattet ist, so ist leider auch die metrische Übersetzung 'schulmäßig' geblieben, und das ist bei solchem Stoff, für solche Aufgabe viel zu wenig. Der beste Fürsprecher für sein Buch ist — der Mangel eines anderen, das das seinige in allen Punkten schlüge. Das ist freilich geringer Trost, insbesondere für die Schule!

Über den Anhang, der in Prosastücken und in 226 (Nibelungen-) Strophen den Inhalt der Gudrun bringt, habe ich — nach dem Vorhergehenden — nichts Neues zu sagen.

Joseph Seemüller.

---

1. Deutsches Lesebuch für die obersten Classen der Mittelschulen mit böhm. Unterrichtssprache. Herausgegeben von Anton Trnka und Dr. Carl Veselík. Prag, Alois Wiesner 1900. 8°. XIV u. 487 SS.

2. Wörterbuch hierzu. Bearbeitet von A. Trnka. Prag, Alois Wiesner 1900. 8°. 224 SS. Preis 2 K, geb. 2 K 40 h.

Mit dem vorliegenden Lesebuche tritt der an ersterer Stelle genannte Verfasser, freilich unter Heranziehung einer Hilfskraft, als Bearbeiter deutscher Lehrtexte für böhm. Mittelschulen zum drittenmale auf den Plan. Die Vorzüge seiner beiden vorangehenden Lesebücher einmal für die III. und IV., sodann für die V. u. VI. Classe, welch letzteres unlängst in 2. Auflage erschien, hat Ref. in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1894, S. 429 ff. und 1895, S. 143 ff.) entsprechend gewürdigt. Betreffs der nunmehr in Rede stehenden Arbeit glaubt Ref. vor allem auf die von den Herren Verfassern selbst in einer separat gedruckten Vorrede bezeichneten, Stoff und Anlage des Lesebuches bedingenden Gesichtspunkte hinweisen zu müssen, wonach das Hauptgewicht auf eine viel reichlichere Auswahl von Lesestücken erzählenden Inhaltes unter besonderer Berücksichtigung der österreichischen Classiker und Dichter gelegt worden sei. So verdienstvoll auch eine derartige dem Mittelschlage der Schüler angepasste Auswahl sein mag, so macht anderseits die mangelhafte Vertretung einzelner Mittelschuldisciplinen innerhalb des Lesestoffes einen nach Mustern der wissenschaftlichen Prosa ausspähenden Leser recht stutzig. Weshalb fehlen beispielsweise Bilder aus der Welt- und Länderkunde fast gänzlich? Weswegen hat man von Sprachmustern aus der Naturgeschichte und der philosophischen Propädeutik durchgehends abgesehen? Oder ließe sich nicht auch manches der Mathematik und Physik abgewinnen? Fällt ja doch im Sinne des neuen, den Böhmisch- und Deutschunterricht normierenden Lehrplanes (approb. mit hohem k. k. Ministerialerlasse vom 3. Juli 1900, Z. 17.555), das Schwergewicht des Deutschunterrichtes nicht so sehr auf minutiöse Kenntnis der deutschen Literatur als vielmehr auf eine „entsprechende, mittels Lectüre und Conversation zu erwerbende Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke". Einem allfälligen Einwande, das Buch würde durch Instandsetzung einer so vielartigen Lectüre an seinem Umfange ungebürlich zugenommen haben, begegnet Ref. mit dem aufrichtig gemeinten Rathschlage, in einer etwaigen Neuauflage alles, sei es inhaltlich oder stilistisch

Minderwertige — und als solches sind in letzterer Hinsicht die Nummern 34, 45, 57, 88 von geradezu kindlich einfachem, jedem mittelmäßigen Quartaner verständlichen Gepräge hinzustellen — wohlweislich auszuscheiden und der um jeden Preis gewünschten, qualitativ reichhaltigen, das vielseitigste Interesse erregenden Lectüre nach Thunlichkeit Rechnung zu tragen. Fernerhin haben die Verfasser — und darin hat man einen anderen nicht minder bedenklichen Fehltritt zu erblicken — die bisnun übliche, nach Maßgabe der einzelnen Entwicklungsphasen der deutschen Literatur durchgeführte Anordnung des Lesestoffes ihrer wohl zu weit getriebenen Rücksichtnahme auf die neueren Schriftsteller preisgegeben — eine Neuerung, die sowohl von den Deutschunterricht ertheilenden Collegen des Ref. als auch von dem Recensenten in „Věstník českých professorů“ (Jahrg. VIII, Nr. 2, S. 146 ff.) mit vollem Rechte zurückgewiesen ward. Denn erstens wird wohl jeder Deutschlehrer mit seinem Buche soweit vertraut sein müssen, um auch ohne die 'hineingeheimnisste' Legierung des Älteren mit dem Neueren das Schifflein der Schullectüre flottzumachen und dem jeweilig erwünschten Hafen zuzusteuern. Sodann wolle man doch auch ein bischen das psychologische Associationsgesetz respectieren, demgemäß das mit dem Auge wahrgenommene Chaos zu einem solchen in der Seele vorgestellten wird; das letztere lässt sich doch wohl schwerlich durch die beiden äußerlich angefügten Inhaltsverzeichnisse paralysieren. Es ist demnach sowohl in Ansehung des beregten psychologischen Gesetzes als auch der Intention des bereits citierten Lehrplanes, demzufolge die Übersicht der Entwicklung der deutschen Literatur der Lectüre von hervorragenden, den einzelnen Perioden entnommenen Mustern selbst abzugewinnen ist, die von den Verfassern getroffene Neuerung durchaus nicht zu billigen. Muss man auch eine endgiltige Entscheidung über Anlage und Stoffauswahl der Erprobung in der Schulpraxis selbst vorbehalten, soviel steht jetzt schon fest, dass der sogenannte, dem Lesebuche nachfolgende „Grundriss der deutschen Literaturgeschichte“ (S. 411—487) als ein didaktisch sowie stilistisch missglückter Versuch hinzustellen ist. Denn während der Lehrplan zweckmäßige Knappheit, klare Übersichtlichkeit, wohlerwogene Gemessenheit, rationellen Entwicklungsgang unter Markierung der Einflüsse, die für die jeweilige Richtung des Schriftstellers maßgebend sein mochten, zu betonen scheint, stößt man hier gar zu oft auf planlose Zerfahrenheit, nebelhafte Verschwommenheit und allzu breitspurige Vorführung biographischer Daten, um nicht all der trockenen Jahreszahlen und unverdaulichen Nomenclaturen zu gedenken. Der Hinweis darauf, man habe der Vollständigkeit halber eher mehr als weniger bieten sollen, hält nicht Stich, weil der Einblick in die Entstehungsweise einer Literatur wo nur möglich an der Hand der Lectüre zu gewinnen ist und bloß in den allernothwendigsten Fällen zu sogenannten

Querdurchschnitten — Verknüpfungspunkten — behufs Consolidierung des Ganzen gegriffen werden darf, vorausgesetzt, dass der Deutschlehrer auch bei solchen Anlässen selbst thatkräftig eingreift und keine derartigen Verbindungspartien dem Privatstudium der fleißigeren Schüler überantwortet. Doch man wolle mit dem „Grundriss“ nicht allzu streng ins Gericht gehen. Fällt ja doch die Eiche nicht mit einem Hieb! Ref. räth daher der guten Sache zuliebe und im Hinblick auf den guten Willen der Verfasser, in einer Neuauflage den biographischen Theil möglichst kurz zu fassen, das causale und vergleichende Moment nachdrücklichst in den Vordergrund zu rücken, die einzelnen Stilarten im allgemeinen und besonderen aus der jeweilig herrschenden Geistesrichtung des Zeitalters, bezw. der deutschen Sinnes- und Gemüthsart, oder wo etwa solche Einflüsse auf einzelne Schriftsteller nicht verfangen, aus deren Eigenart selbst abzuleiten, wobei gar manche freundschaftliche Begegnung, manch enger Berührungspunkt der deutschen Literatur mit der böhmischen zur Belebung des Sujets sowie Aufmunterung der Schüler ins Auge zu fassen sein wird.

Es erübrigt noch, auf das Stilistische des Grundrisses näher einzugehen, als es der erste Recensent (a. a. O.) gethan, dies umsomehr, als der Deutsch lernenden Jugend nur tadellos Geschriebenes vorgelegt werden kann und darf. Beklagt sich der Vorreferent lediglich über einzelne gesuchte, für unsere (d. h. böhmische) Schüler schwierige Wendungen, so fügt Ref., von dem altbewährten Spruche „*volnus recidendum est, ne pars sincera trahatur*“ geleitet, noch hinzu:

a) in grammatisch-lexikalischer Beziehung: § 1 fällt die Wiederholung des Artikels auf; § 2 liest man: in d e r gothischen (besser gotischen) Sprache. Ebendas. Wulfila war e i n Bischof und: zu jener Zeit, w a n n (= da). § 8 soll es richtiger heißen: in i h r e r ursprünglichen Gestalt. § 9 n e b e n d e m Latein = nebst Latein. § 12 die Beschreibung bilden den Inhalt (dies wohl aus Versehen!). § 18 einer f r e m d e n (= fremdartigen) Natur. S. 438 Jesuit, muthiger Eiferer (= als J. ein m. E.). S. 443 die Züricher waren seine Verbündete. S. 454 die Ergebnisse seiner Studien z u r (= über die...). S. 463 nach Weimar überz u siedeln und S. 448: 1751 übersiedelte er! Wie reimt sich das? Der moderne Sprachgebrauch hat sich übrigens für das letztere entschieden. S. 467 die Führung der Handlung ü b e r g e h t (= geht.. über) von Carlos auf seinen Freund.

b) In stilistischer Hinsicht berührt vor allem die Unsicherheit und Schwerfälligkeit der Ausdrucksweise sowie die häufige Wiederholung von gleichen Wörtern, Redewendungen, ja ganzen Gedankenreihen sehr unangenehm. Manches hinwiederum erinnert an die böhmische Schreibweise. Einige Belege hiefür dürften genügen. S. 444 begegnet der geduldige Leser der holden Frau ‘Poesie’ nicht weniger als elfmal (!), darunter dreimal in Begleitung ihrer

freischaltenden Kammerzofe, benamset 'Phantasie'. Ferner 'welchert', 'derselbert' und 'nurt' es, dass es eine Freude ist. Literarische Richtungen 'gelangen' ungezähltemale 'zur höchsten Blüte', nachdem sie ebensooft 'entstanden', um 'einen großen Einfluss auf alle Parteien (!) zu üben'. Der nüchtern trockenen 'Verständigkeit' (der Sprache) passiert einmal, wohl infolge ihres allzu häufigen Erscheinens durch die Fügung: „Die klare Einfachheit der Griechen wurde bei diesen (den Franzosen) zur Verständigkeit und Nüchternheit" (S. 435) das Malheur, von ihrer absoluten Klarheit ein gut Stück einzubüßen. Allzuvieles wird 'verursacht', anstatt bewirkt, zuwege gebracht, auf diesen oder jenen Umstand zurückgeführt u. ä. zu werden.

Mit wahrem Bienenfleiße ist dagegen das separat gedruckte Wörterbuch zusammengestellt worden. Gleichwohl kann Ref. nicht umhin, die Wiederaufnahme von längst bekannt sein wollenden Wörtern, wie alt, Alter, Liebe, Vater etc. etc. aufs entschiedenste zu missbilligen. Abgesehen auch davon, dass derlei Parasiten eher als ein Zeichen seltener Gedächtnisschwäche der Lernenden denn als nutzbringende Stütze der Lectüre hinzunehmen sind, war man es schon der Rücksicht auf ärmere Schüler schuldig, ein Hilfsmittel, als welches im Grunde genommen jedes Wörterbuch anzusehen ist, nicht zu einem ganzen Buche von 224 Seiten anschwellen zu lassen. Aus diesem Grunde sowie in der berechtigten Voraussetzung, dass mehrere, insbesondere das Gebiet der Geschichte streifende Schlagwörter bereits von früher her bekannt sein sollen, wäre eine Reduction des Gebotenen nur wünschenswert.

Ref. ist schließlich in der Lage, zur Steuer der Wahrheit sein Gesammturtheil dahin auszusprechen, dass die Herren Verfasser wohl aus zu peinlicher Rücksicht auf den Grundriss die Auswahl des Lesematerials viel zu einseitig getroffen haben, ein Umstand insofern von zweideutigem Werte, als eine solche Zusammenstellung sich eher mit dem Lehrziele des Deutschunterrichtes an deutschen als dem an anderssprachigen Mittelschulen in Einklang bringen lässt. Für böhmische Mittelschüler war und bleibt das 'Lesebuch' der nahezu einzige Schöpfbrunnen alles dessen, was an Vielseitigkeit des Sprachausdruckes und Reichhaltigkeit der womöglich in alle Unterrichtsfächer einschlagenden Terminologie fürs praktische Leben mitzunehmen ist. Daher die Schlussfolgerung: dieses Lesebuch verdient wohl vor dem erst neulich vom Schauplatz abgetretenen, durch seine alterthümelnde, vielfach verschrobene Ausdrucksweise sattsam bekannten Lesebuche von Veselík den Vorzug; ob es aber Trnka-Veselík puncto Mannigfaltigkeit des Lesestoffes mit dem alten guten Pospíchal aufnehmen kann, bleibt abzuwarten.

Olmütz. Dr. Fr. Kovář.

Lehrbuch der französischen Sprache. Von Dr. Otto Boerner. Ausgabe D, für preußische Realanstalten und ähnliche Schulgattungen. Mitbearbeitet von Dr. Friedrich Schmitz. I. Abtheilung. Unterstufe. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1901. 8°. 198 SS.

Dieses Buch ist eine Verkürzung des bekannten älteren Unterrichtswerkes von Boerner und daher auf denselben pädagogischen und methodischen Grundsätzen aufgebaut. Es zerfällt in zwei Theile, von denen der erste die Aussprache behandelt, der zweite die Übersetzungs-, Sprech- und Aufsatzübungen enthält. Diese sind in 82 Lectionen gegliedert. Der Sprachstoff ist dem nächsten Anschauungs- und Ideenkreise des Schülers entnommen und wird in zusammenhängenden Lesestücken geboten. Der grammatische Lehrstoff ist in vortrefflicher Weise angeordnet, mit Berücksichtigung des Überganges vom Leichteren zum Schwereren, vom Einfachen zum Complicierten. Das eigentliche Pensum des Buches ist auf 92 Seiten erschöpft. Es folgt noch ein Anhang, dessen Benützung aber der freien Wahl des Lehrers anheimgestellt ist, je nachdem er ein Freund der Reform des Sprachunterrichtes ist oder nicht. Dieser Anhang enthält *A*. Recitationen, *B*. einige Melodien für solche Lehrer, die in der Schule Lieder singen lassen, *C*. *Lectures* für jene, die möglichst bald zu Originalstücken übergehen wollen, *D*. *Thèmes* für solche, die schon auf der Unterstufe der Übersetzung aus der Unterrichtssprache in die fremde nicht entrathen können, *E*. die Bearbeitung des Winterbildes von Hölzl für den Anschauungsunterricht und endlich *F*. Texte in phonetischer Umschrift für jene Lehrer, welche beim Anfangsunterrichte die Lautschrift verwenden.

Man sieht, dass dieses Lehrbuch sehr praktisch eingerichtet ist und sich vor allem durch seine Verwendbarkeit empfiehlt.

Wien. Dr. A. Würzner.

Georg Weitzenböck, Lehrbuch der französischen Sprache. I. Theil. 3., durchgesehene Auflage. Wien und Prag, Tempsky 1902. Preis geh. K 1·70, geb. K 2·20.

Die Veränderungen, welche die 3. Auflage dieses beliebten Lehrbuches gegenüber der früheren aufweist, sind fast alle durch die beim Unterrichte gemachten Erfahrungen hervorgerufen. Die Texte und Übungen waren von vornherein so glücklich gewählt, dass nichts davon gestrichen zu werden brauchte; vielmehr zeigt sich überall das Bestreben, sie nach allen Richtungen hin möglichst auszunützen und zu vertiefen. So sind die Exercices durch eine ansehnliche Zahl neuer Aufgaben bereichert. Die bisher bloß zum Auswendiglernen bestimmten Gedichte sind nun mit geschickter Hand zu recht gut verwendbaren Dictaten ausgeschrotet. Durch die Einschaltung des Abschnittes über den Conjunctiv ist einer

in den früheren Auflagen nicht berücksichtigten Forderung des neuen Lehrplanes Genüge geleistet. Den Tolérances vom 26. Februar 1901 wird im grammatischen Theil in gebürender Weise Rechnung getragen. — Auch in der äußeren Ausstattung ist mancher Fortschritt gegenüber den älteren Auflagen zu verzeichnen. Die Zahl der durch den Druck hervorgehobenen wichtigen Erscheinungen, denen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen ist, hat eine bedeutende Vermehrung erfahren. In der Grammatik ist das Auffinden der einzelnen Paragraphe durch Herausrücken der sie bezeichnenden Ziffern erleichtert. Die Exercices, die ja an Wichtigkeit den Lesestücken keineswegs nachstehen, sind ihnen nun auch äußerlich durch größeren Druck gleichgestellt, eine Neuerung, die entschieden als eine Wohlthat für die oft mehr als hinlänglich angestrengten Augen der Schüler und Lehrer zu begrüßen ist.

Prag. Jos. Kail.

Enrico Castelnuovo, Scelta di racconti e bozzetti. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Heinrich Ungemach. („Sammlung moderner italienischer Autoren." Nr. 11.) Bamberg, C. C. Buchners Verlag (Rudolf Koch) 1901. kl. 8°, III u. 124 SS.

An eine knappe, aber für den Zweck des Bändchens ausreichende biographische Einleitung schließen sich sieben umsichtig ausgewählte Erzählungen des gemüthvollen venetianischen Dichters. „Margheritas Brief", „Zwei Stunden in der Eisenbahn", „Die demokratische Gesinnung der Signora Cherubina" sind der 8. Auflage von „Alla finestra" entnommen; „Der pythagoräische Lehrsatz" stammt aus der 3. Auflage von „Sorrisi e lagrime"; „Ninettas Neujahrstag" und „Die Nichte des Hauptmanns" aus „Prima di partire"; „Die ewige Seite" wieder aus „Alla finestra". Anfängern sind ausreichend Hilfen zur richtigen Betonung geboten. Die Anmerkungen enthalten unter stetem Hinweis auf Analogien im Deutschen, Französischen, Englischen, öfters auch im Lateinischen und Griechischen Übersetzungen und Erklärungen sowohl einzelner Wörter wie auch zusammenhängender Redeformen, wobei die gesicherten Ergebnisse etymologischer Forschung anregend verwendet werden. Wiederholt wird auf die einschlägige neue Fachliteratur hingewiesen, so dass strebsamen Lesern der Weg zur weiteren Fortbildung und Vertiefung gezeigt erscheint. Das zum Schluss angefügte sorgfältige, alphabetisch geordnete Verzeichnis der in den Anmerkungen erklärten Wörter, Eigennamen und Redensarten dürfte sich gleichfalls nützlich erweisen. Papier und Druck lassen nichts zu wünschen übrig; es wären nur folgende Errata zu berichtigen: S. 1, Z. 6 steht Ge*l*trude statt Gertrude; S. 8,

Z. 4 *lo* statt *la*; S. 88, letzte Zeile der Anmerkung muss es richtig heißen: ... leisten. tempera ... Einzelne Ausdrücke wie z. B. *tragitto*, *nostalgia*, *petulante* usw. wären bei einer neuen Auflage doch noch zu erklären. Schon die vorliegende Ausgabe aber darf Lehrern und Schülern bestens empfohlen werden.

Prag. Dr. Siegfried Lederer.

F. H. Helmolt, Weltgeschichte. III. Band. Westasien und Afrika. Von Dr. Hugo Winckler, Dr. Heinrich Schurtz und Carl Niebuhr. Mit 7 Karten, 7 Farbendrucktafeln u. 22 schwarzen Beilagen. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1901. 8°, XIV u. 735 SS.

Von der Helmolt'schen Weltgeschichte liegt nunmehr die Hälfte vor. Der neueste Band, in der ganzen Reihe der dritte, entspricht in seiner Anlage und Durchführung den früheren Bänden. Es war vorauszusehen, dass es bei der in dieser Weltgeschichte angewandten Methode an vielen Stellen zu einer ganz eigenthümlichen Concurrenz kommen müsse. Schon der wiewohl in der ganzen Reihe erst spätere doch schon früher erschienene vierte Band gab in seiner Geschichte der Mittelmeerländer viel von dem, was nun auch im dritten Bande wieder behandelt werden muss. Wir haben, um nur einen bestimmten Fall herauszuheben, nunmehr die Geschichte Karthagos in dem vorliegenden dritten Bande S. 174 bis 186, und im vierten Bande, auch abgesehen von der kurzen Erwähnung auf S. 24, in ihrer Entwicklung bis 146 auf S. 228 bis 235 dargestellt. Wenn man bereits den Inhalt des vierten Bandes kennt und weiß, dass dort in der Geschichte der Mittelmeerländer auch die von Kleinasien inbegriffen ist, dann weiß man auch, warum in dem vorangehenden dritten Bande, der die Geschichte Westasiens bringt, Kleinasien fehlen muss; und doch gibt es so intime Berührungen zwischen den Staatsgebilden Kleinasiens und den großen Monarchien der Euphratländer. Solche Concurrenzen und Mängel waren zu vermeiden, doch ist hier kaum der Ort, dies des näheren auszuführen; an solchen Mängeln wird es auch im weiteren Verlaufe nicht fehlen. Wir würden unbedenklich den vierten Theil des vorliegenden Bandes an die Spitze der Geschichte dieses Welttheils und nicht an dessen Schluss gestellt haben. Was den Gesammtinhalt des Bandes anbelangt, finden wir ihn in vier Haupttheile gegliedert: 1. Das alte Westasien, S. 1—250, von H. Winckler, 2. Westasien im Zeichen des Islams, S. 251—388, von Heinrich Schurtz, 3. Afrika, S. 389—574, ebenfalls von H. Schurtz, und 4. Ägypten, S. 575—698, von Carl Niebuhr.

Im ersten Theil schildert H. Winckler die Geschichte Babylons in der ältesten Zeit, den Kampf zwischen Babylon und Assyrien, die culturgeschichtlichen Momente, das assyrische Welt-

reich, das neubabylonische Reich, Elam, die Geschichte Syriens, Armeniens, Mediens und Persiens, Phönikiens, Karthagos, Israels und Arabiens vor dem Auftreten Mohammeds. Schon die richtigen Erwägungen, die wir in dem ersten Abschnitt „Das Gebiet der alten Cultur Vorderasiens" finden, hätten darauf hinführen müssen, die Geschichte Ägyptens in unmittelbaren Zusammenhang mit jener der vorderasiatischen Völker zu behandeln. Ohne hier in Einzelheiten einzugehen, sei hervorgehoben, dass der Verf. seinen Gegenstand nicht bloß streng wissenschaftlich behandelt, sondern auch in sehr ansprechender Weise vorträgt und ihn durch gute Karten (Babylonien, Assyrien und Nachbarländer bis 1100 v. Ch., dieselben von 1100—745 v. Ch., Assyrien seit 745 v. Ch. bis zum Falle Ninives) und Abbildungen (Bruchstück einer altbabylonischen Königsstele, Leibwache der persischen Könige usw.) illustriert. Von besonderem Interesse ist der „Rückblick auf die assyrisch-mesopotamische Cultur" S. 77—87, wie dann im weiteren Verlauf die analogen Abschnitte. Auch das spröde Material, das für die Ausarbeitung des siebenten Abschnittes (Syrien) zugebote stand, ist in gut zusammenfassender Weise verwertet worden. Das gilt ebenso von der sonst meist recht stiefmütterlich behandelten Geschichte des alten Armeniens (S. 125 ff.). Mit wünschenswerter Vorsicht wird die Geschichte der ersten indogermanischen Völkerstämme, speciell der Meder und Perser, und darin besonders der Übergang der Herrschaft von den Medern zu den Persern behandelt, und trotzdem scheint es uns zu weit gegangen, wenn S. 136 der Unterschied zwischen Medern und Persern etwa dem zweier deutscher Stämme im Mittelalter gleichgestellt und der unter Kyros eingetretene Dynastiewechsel mit dem Übergang vom sächsischen zum salischen Kaiserhause verglichen wird. Auch wird die Geschichte des Kambyses und sein Verhältnis zu den Ägyptern etwas zu sehr nach der ägyptischen Legende behandelt: die Denkmäler sprechen sich doch anders über ihn aus. Einleuchtend ist die Beweisführung, weshalb in persischen Urkunden die Verwandtschaft des Königs Dareios mit dem alten Königshause so stark betont wird: „Was David für die israelitische Legende, das musste Kyros für die persische sein, und wie noch der erste Versuch einer Wiederherstellung Judas nach dem Exil eines David-abkömmlings nicht entbehren konnte, so musste ein Herrscher des persischen Reiches die Berechtigung seiner Ansprüche auf Kyros zurückführen, dessen Haus als der Träger der Herrschaft im neuen Weltreiche galt". Auch bei der Geschichte der Meder und Perser wird die Culturentwicklung eingehend erörtert; wie diese wird auch die Geschichte der „Phöniker" und der übrigen westsemitischen Völker, vornehmlich auch die Israels nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft dargestellt (s. z. B. das Capitel „Die erzählenden Bücher der Bibel als geschichtliche Quelle", S. 187 f.). Über Arabien in der vorislamitischen Zeit wird hier mehr und

Besseres gesagt, als man sonst in einer Weltgeschichte zu finden pflegt; damit ist dann der Übergang zum zweiten Hauptheil dieses Bandes „Westasien im Zeichen des Islam“ gegeben. Der Verf. schildert im ersten Capitel das Entstehen des Islams bis zur Zeit der Eroberungen, geht dann im zweiten auf den Zustand der westasiatischen Reiche der Parther, Sasaniden, des römischen Westasiens und Armeniens, im dritten auf die großen Eroberungen unter den ersten Khalifen und den Omajaden, sowie auf die inneren Zustände Westasiens näher ein. Das vierte Capitel stellt den Höhepunkt und den Niedergang des Khalifats, das fünfte Persien zur Khalifenzeit, das sechste Syrien und die Kreuzfahrer und das siebente Westasien in neuerer Zeit dar. Die Darstellung ist eine sachgemäße und ansprechende; auch hier wird der Gegenstand durch Karten (Westasien zur Zeit der Khalifen) und reichen Bilderschmuck erläutert. Das Capitel über das Reich der Parther greift naturgemäß wieder in die alte Geschichte zurück. Die inneren Zustände des Khalifenreiches, vornehmlich auch die kirchlichen Gegensätze unter den Mohammedanern werden sachgemäß dargestellt. Der dritte Hauptheil „Afrika“ muss naturgemäß mehr der Geographie und Ethnographie gewidmet sein; doch kommt auch die Geschichte bereits ziemlich ausführlich zum Worte: nicht bloß da, wo von den colonialen Beeinflussungen und Gründungen älterer und neuerer Zeit gesprochen wird, sondern auch in der Geschichte des Sudans, Abessyniens usw. Karten (Culturkarte und Völkerkarte, Politische Übersicht) und Abbildungen illustrieren auch hier reichlich den Text. Recht sachgemäß und mit richtiger Vertheilung von Licht und Schatten wird die Geschichte der Burenstaaten und der Capcolonie behandelt. Interessant sind in diesem Hauptheil die Beigaben der Herausgebers, bestehend in einer Anzahl von Stammbäumen afrikanischer Häuptlinge und Fürsten — ein erfreuliches Anzeichen, dass die Geschichte allmählich auch über diese dunkelsten Partien die Herrschaft gewinnt. Die Geschichte **Ägyptens** wird, was wir nur billigen können, entsprechend ihrer großen Bedeutung, in behaglicher Breite (S. 577—698), ohne deswegen aber weitspurig zu werden, erzählt. Eingeleitet wird sie durch eine Beschreibung des Landes, die durch eine Karte des modernen Ägyptens, Darfurs und Abessyniens (eine Karte des alten Ägypten ist seitwärts beigefügt) unterstützt wird. Gegliedert ist der Stoff in drei Abschnitte: 1. Das alte Ägypten, 2. Ägypten unter dem Islam bis zur türkischen Eroberung und 3. Ägypten seit 1517; die Gruppierung des Stoffes für den ersten Abschnitt ist die altherkömmliche: Altes, mittleres und neues Reich, Ägypten von Psammetich bis Alexander den Großen, unter den Ptolemäern und die Römerzeit. Wird in der allgemeinen Geschichte bei der Darstellung ägyptischer Verhältnisse meist alles Gewicht auf die Entwicklung in den ersten drei Perioden gelegt und allenfalls noch die Regierung Nechos

einigermaßen eingehend behandelt, so wird man es mit Dank begrüßen, dass hier, ohne dass etwa die älteren Partien verkürzt würden, auch die Verhältnisse des Landes in der Römerzeit (auch unter den Oströmern) erörtert werden. Die mittlere Zeit umfasst die Herrschaft der Khalifen über Ägypten, die Zeit der Fatimiden-, Eijubiten- und der Mamelukensultane, die neue Zeit die türkische Herrschaft und Verwaltung, die französische Besetzung, Mehemed Ali und seine Nachfolger und die englische Besetzung. Wir müssen uns mit diesen ohnehin schon etwas breiten Andeutungen begnügen und können zusammenfassend sagen, dass die Geschichte Ägyptens hier in einer durchaus tüchtigen Arbeit vorgelegt wird. Dem ganzen Bande ist ein sorgsam ausgearbeitetes Register beigegeben.

Graz. J. Loserth.

Dr. Franz Martin Mayer, Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen. II. Theil: Mittelalter. Mit 32 Abbildungen und 1 Karte. Dritte, textlich nahezu unveränderte Auflage. IV u. 105 SS. Wien u. Prag, F. Tempsky 1901. Preis geh. 1 K 20 h, geb. 1 K 70 h.

Die 3. Auflage des vorliegenden Buches ist, wie auf dem Titelblatte zu lesen ist, gegenüber der vorangehenden textlich nahezu unverändert geblieben; die etwas größere Seitenzahl (105 gegen 102) beruht nicht auf einer Vermehrung des Stoffes, sondern ist eine Folge der Ersetzung einzelner kleinerer Abbildungen durch größere. Ob jedoch der Verf. gut daran gethan hat, Veränderungen nahezu vollständig zu vermeiden, ist allerdings fraglich. Abgesehen davon, dass es bei einem Schulbuche, selbst wenn es seine Brauchbarkeit bereits erwiesen und eine gewisse Vollkommenheit erreicht, bei Neuauflagen nie an Anlässen zu Verbesserungen fehlt, kommt in dem vorliegenden Falle noch ganz besonders in Betracht, dass inzwischen durch den Lehrplan und die Instructionen vom Jahre 1900 auch der geschichtliche Lehrstoff mehrfache Modificationen erfahren hat, denen die Lehrbücher genau Rechnung zu tragen haben. So heißt es z. B. bezüglich des Mittelalters auf der Unterstufe (S. 161): „Es dürfte sich empfehlen, den Unterricht mit einem Rückblicke auf die Urgeschichte der Germanen und das Wichtigste aus der Völkerwanderung einzuleiten." Diese Bemerkung verdient alle Beachtung. Bisher fand die älteste Geschichte der Germanen im Alterthum ihre Behandlung, und zwar war sie an mehreren Stellen der römischen Geschichte eingeschaltet; das Mittelalter setzte sodann bei den späteren Phasen der Völkerwanderung ein, ein Vorgang, bei welchem der Zusammenhang unterbrochen wurde. Die Instruction will nun diesem Übelstande abhelfen, indem sie verlangt, dass die dem Mittelalter vorangehenden Zeiträume der germanischen Geschichte in großen

Zügen nochmals zusammengefasst und an die Spitze des Unterrichtes auf dieser Stufe gestellt werden. Dieser ganz sachgemäße Wink wurde in der vorliegenden Auflage ganz unberücksichtigt gelassen, indem die Darstellung in dem ersten Geschichtsbilde „Der heilige Severin" gleich mit der Völkerwanderung anhebt. Auch noch an einer anderen Stelle erscheint der Standpunkt der Instruction zu wenig gewahrt. Dieselbe verlangt (S. 162), dass „mit der Erzählung der Kreuzzüge eine lebendige Schilderung des Ritterthums und der vielseitigen culturellen Wirksamkeit der christlichen Kirche verknüpft werde, — und diese Forderung hat ihre volle Berechtigung. Die Kirche hat im Zeitalter der Kreuzzüge ihre höchste Machtentfaltung erlangt und diese nicht bloß auf geistigem Gebiete, sondern auch nach den verschiedensten Richtungen des weltlichen Lebens zur Geltung gebracht. Das hätte nicht übergangen werden sollen, wenn auch, wie dies ganz natürlich ist, an verschiedenen anderen Stellen von der Wirksamkeit der Kirche gesprochen wird.

Im einzelnen möchte ich folgende Bemerkungen machen.

Auf S. 1 wird die Irrlehre des Arius erwähnt, ohne dass aber hier, ebensowenig wie in der Geschichte des Alterthums, wo ihrer bereits auf S. 133 gedacht wird, auch nur in Kürze angedeutet würde, worin eigentlich Arius von der Lehre der katholischen Kirche abwich. — Von Karl d. Gr. an (S. 18) wird den Namen der Herrscher gleich in der Überschrift die Regierungszeit in der Klammer beigesetzt; warum geschieht dies nicht auch schon bei Theodorich d. Gr., Justinian, Chlodwig u. a.? — Der Latinismus in dem Satze (S. 3): „(Theodorich) residierte theils in Ravenna, theils in Verona, welche Stadt von den Germanen Bern genannt wurde", hätte leicht durch ein Relativpronomen vermieden werden können: „in Verona, das von den G. . ." — Auf S. 4 wird erzählt, dass vorzeiten sich drei Bauernsöhne aus Bulgarien nach Constantinopel begaben, wo der eine von ihnen, Justinus, später sogar Kaiser wurde. Der Ausdruck „vorzeiten", der „vor langen, unvordenklichen Zeiten" bedeutet, ist hier unpassend gewählt. — Ebenso sollten die Ausdrucksweisen (S. 7): „(Narses) häufte große Schätze auf" (st. an) und: „Ich werde ihr ein Gewebe anzetteln" (st. anfertigen oder bereiten) abgeändert werden. — Es ist unrichtig, dass Chlodwig vom Papste den Titel „allerchristlichster König" (S. 10) erhalten hat; diesen auszeichnenden Titel erhielten die französischen Könige erst im 15. Jahrhundert. — Auf die Schreibung „von einander" (S. 23, 25), „unter einander" (S. 62), „auf einander" (ebenda u. S. 69), „Baiern" (S. 31) habe ich bereits in der Besprechung der 2. Auflage des Buches (vgl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1898, S. 344) hingewiesen, ebenso wie auf die übertriebene Angabe, dass Karl d. Gr. zu Verden a. d. Aller 5400 Empörer hinrichten ließ. Solche Unrichtigkeiten sollten sich, wenn sie zum Theil

auch nur auf Druckfehlern beruhen, denn doch nicht eines ungestörten Daseins erfreuen und sich von einer Auflage zur anderen vererben. — Wenn sich auch die Schreibung der großen Anfangsbuchstaben noch immer nicht zu allgemein anerkannten Grundsätzen abgeklärt hat, so sollte denn doch bei Benennungen, wie z. B. das Rothe (S. 15 rothe), Adriatische (S. 65 adriatische) Meer u. dgl. wenigstens in Schulbüchern bereits eine gewisse Übereinstimmung herrschen. — S. 23: Das spätrre Deutschland. — Historische Orte durch eine kurze orientierende Angabe näher zu bestimmen, erleichtert den Schülern das Aufsuchen auf der Karte wesentlich; ich zweifle aber, ob mit allgemeinen Angaben, wie „Forchheim im heutigen Königreiche Bayern" (S. 25), „Clermont in Frankreich" (S. 42), „Laon in Frankreich" (S. 58) etwas gedient ist. Noch weniger sind selbstverständlich unrichtige Angaben zu billigen, wie (S. 93) „Crecy zwischen Amiens und Boulogne im nordöstlichen Frankreich". — Auf S. 53 ist in dem ersten Absatze von „dem Kaiser Heinrich VI., dem Sohne und Nachfolger Friedrich Barbarossas" die Rede, und gleich der nächste Abschnitt beginnt wieder mit den Worten: „Kaiser Heinrich VI., der Sohn und Nachfolger Friedrich Barbarossas". — Statt „W.-Neustadt" (S. 56) wäre besser „Wr.-Neustadt" zu schreiben. — Bei Rudolf IV., dem Stifter, hätten (S. 74) seine Erbeinigungen mit den Herrschern von Böhmen und von Ungarn umsoweniger übergangen werden sollen, als auf S. 92 des Erbvertrages gedacht wird, den Maximilian im Jahre 1491 mit Wladislaw schloss, der doch nur eine Fortsetzung der von Rudolf inaugurierten Hauspolitik ist. — Graf von Ailli (S. 84) st. Cilli. — S. 91 wird infolge eines Druckfehlers als Jahr des Einzuges des Königs Matthias Corvinus in Wien 1845 (st. 1485) genannt. — Die Abbildung des Kaisers Maximilian (S. 91) gehört nicht in das Mittelalter, sondern in die Neuzeit, wo auch seine Regierung behandelt wird. — Der Satz (S. 92): „Und Maximilian, der jetzt den Kaiserthron bestieg, eröffnete seinem Hause auch die Aussicht auf die Erwerbung Spaniens" greift den Ereignissen vor und vermag, da diese Aussicht nicht näher ausgeführt wird, bei den Schülern keine klare Vorstellung zu erwecken; er hätte deshalb hier wegbleiben sollen. — S. 92 wird weiter erzählt, dass sich der Herzog Wilhelm von der Normandie im Jahre 1066 entschloss, „die Eroberung des herrenlosen Königreiches (England) zu unternehmen". England hatte ja damals in Harald, dem Schwager des Königs Eduard III., einen Herrn. — Das Buch schließt mit einer kurzen Besprechung des Humanismus und der Renaissance; dieser Abschnitt würde besser in der Neuzeit, wo diese wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen zu den herrlichsten Schöpfungen geführt haben, seinen Platz finden.

Die typographische Ausstattung des Buches ist tadellos.

Linz. Chr. Würfl.

Hassert, Prof. Dr. K., Das Kartenzeichnen im geographischen Unterricht. (Sonderabdruck aus dem neuen Correspondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs 1901. Heft 10—12. Stuttgart 1901.) 36 SS.

Hasserts Ausführungen fußen auf einem Vortrage, welchen er in der Jahresversammlung des „Vereines realistischer Lehrer Württembergs" in Stuttgart hielt. Er gibt auf Grund einer reichen, bis zu den jüngsten Aufsätzen verfolgten Literatur eine „zusammenfassende Übersicht der Meinungen und Methoden" und vereinigt in 15 Thesen die Grundsätze, welche er beim Kartenzeichnen in der Schule beobachtet wissen will. Das Ergebnis, zu welchem Hassert nach reiflicher Prüfung aller Anschauungen gelangt, welche für und wider das Kartenzeichnen überhaupt, im besonderen aber hinsichtlich seiner Methoden vorgebracht werden, ist umso wertvoller, als gerade vor kurzem in der Zeitschrift für Schulgeographie mehrfach der Versuch gemacht wurde, aus angeblich psychologischen Gründen eine Lanze für das constructive Verfahren zu brechen. Hassert ist sich des großen Wertes des geographischen Zeichnens wohl bewusst, er sieht aber mit Recht in ihm nur ein Mittel zum Zweck, das sich vor jedem Zuviel wohl inacht nehmen muss und „an Zeit, Gedächtnis und Handfertigkeit der Schüler keine zu großen Anforderungen stellen" darf. Tritt zwar der Verf. dafür ein, dass man sich nicht „sclavisch an eine Methode binde", so wendet er sich doch gegen jene Arten des constructiven Verfahrens, welche das Gedächtnis des Schülers außer einer Reihe von Hilfslinien auch noch mit sogen. Constructionsformeln belasten, und will das Zeichnen aus dem Gedächtnisse nur innerhalb enger Grenzen geübt haben. Kann man hinsichtlich des Wie im Kartenzeichnen den Worten des Verf.s beipflichten, so ist Gleiches mit Bezug auf die Frage, wann im Unterrichte gezeichnet werden soll, und was Gegenstand der Skizze sei, nicht der Fall. In ersterem Punkte ist er zu engherzig, wenn er den Entwurf der Zeichnung „erst nach genauer Betrachtung und Erklärung der gedruckten Karte" verlangt. Gewiss ist das ein Zeitpunkt, in dem sich das Kartenzeichnen in vielen Fällen empfiehlt, aber er ist nicht der einzige. Die erste Stufe des Unterrichtes, welche den Schüler in das Kartenlesen einführen soll, wird besser daran thun, vor dem Gebrauche des Atlasses zur Skizze zu greifen, um einerseits den Übergang zur Symbolik der Karte zu vermitteln, andererseits aus der Fülle des Kartenmateriales gerade jenen Stoff herauszuschälen, innerhalb dessen sich der Unterricht im betreffenden Augenblicke bewegt. Für das Zeichnen auf der Stufe der Synthese wird sich ebenso berechtigte Veranlassung darbieten, wie auf der des Systems. Betreffs des Stoffes der Zeichnung spricht sich der Verf. wohl dahin aus, dass die Skizze in erster Linie besonders wichtige oder solche Gebiete zur Darstellung bringe, deren Verständnis aus der gedruckten Karte nicht

erzielt werden kann. Deckt sich diese Forderung zwar bis zu einem gewissen Grade mit der schon oft erhobenen, dass nur das gezeichnet werde, was für die klare und dauerhafte Auffassung der topischen Grundzüge der Ländergebilde nothwendig ist, so kann Gleiches von dem Wunsche Hasserts, es mögen auch „ausgewählte größere Gebiete“ Gegenstand der Skizze sein, nicht behauptet werden. Er stellt zwar diesbezüglich keine These auf, kommt aber im Laufe seiner Erörterungen zu dem angeführten Ergebnisse. In consequenter Würdigung der Gründe derer, welche für die Zeichnung „natürlicher Landschaften“ eintraten, musste er zum geraden Gegentheile seiner Ansicht gelangen und die Zeichnung ganzer Continente nur ausnahmsweise und auch dann nur als vereinigenden Schlusstein vorangegangener Skizzen einzelner geographischer Einheiten verlangen, den Entwurf politischer Grenzen im allgemeinen jedoch mit Rücksicht auf das grelle Missverhältnis zwischen der aufgewendeten Zeit und dem äußerst geringen Bildungswerte aus dem geographischen Schulunterrichte überhaupt verbannen.

Wien. J. Müllner.

Kozenn, Geographischer Atlas für Mittelschulen. Vollständig neu bearbeitet von Haardt, Schmidt und Heiderich. 39. Auflage. Wien, Ed. Hölzel 1901.

Zum drittenmale erscheint nun dieser Atlas in seiner Neubearbeitung, und es muss anerkannt werden, dass mit jeder neuen Auflage Fortschritte und Verbesserungen zu verzeichnen sind. Im folgenden soll der Inhalt kurz angegeben und besprochen werden.

Eingeleitet wird der Atlas durch die von W. Schmidt verfassten, durch Gründlichkeit und Klarheit unübertrefflichen Erläuterungen zu den Karten I.—IV. und VII. Die erste Karte bringt uns vier Ansichten des Sternhimmels, die zweite Zeichnungen des Sonnensystems, der Erdbahn, Rückläufe des Jupiter usw., die dritte die Größenverhältnisse der Planeten, Mondesphasen, Sonnen- und Mondesfinsternisse, Wege und Entfernungen, die vierte Karte stellt uns in verschiedenen Bildern die Bewegung der Erde um die Sonne, den Abendhimmel in den einzelnen Jahreszeiten, die Abplattung der Erde usw. dar. Auf der fünften Karte werden die verschiedenen Projectionen und die Grundzüge der Terrainzeichnung vorgeführt, auf der folgenden Doppelkarte erscheinen Längenmaßstäbe, Flächenmaße, Höhe und Volumen, absolute und relative Höhe, dann einzelne Landschaftsbilder mit daneben gestellten Karten. — Alle diese Darstellungen verrathen die größte Gründlichkeit und Genauigkeit und machen sowohl dem Verf. als auch der Verlagsanstalt die größte Ehre, — aber für den geographischen Schulunterricht sind sie ziemlich belanglos, da die mathematische Geographie an den Mittelschulen weder nach Zeit, noch nach Gelegen-

heit so betrieben werden kann, als das im Atlas Gebotene vorauszusetzen scheint. Besonders wertvoll ist die zuletzt erwähnte Doppelkarte, da die nebeneinander gestellten, gut gewählten Landschafts- und Kartenbilder ungemein anregend wirken. Da möchte ich besonders die einzig schöne und lehrreiche Bocche di Cattaro hervorheben. Wenn man sie selbst gesehen hat, wird einem ein solches Bildchen außerordentlich dienlich sein. Auf dem nebenstehenden Kärtchen könnte ganz gut auch noch die Endstation der neuen Eisenbahn Zelenika nächst Castelnuovo eingezeichnet werden. Karte VII zeigt uns verschiedene Planigloben, die sorgfältig und sauber gearbeitet sind. Nur muss ich gerade hier zwei Bedenken vorbringen: ich kenne das allgemeine Streben nach Einführung eines einheitlichen Meridians, weiß auch, dass der von Greenwich fast allgemein durchgedrungen ist, die Planigloben aber sind nach dem sog. Meridian von Ferro geschnitten, die Längen aber von Greenwich aus bestimmt. Das macht beim Unterrichte 10—12jährigen Kindern sehr große Schwierigkeiten, und ich würde es sehr gerne sehen, wenn die Schnittlinie zugleich als Anfangsmeridian gelten könnte. Ebenso vermisse ich gerade auf den Planigloben sehr schwer die Namen einzelner hervorragender Orte. Denn wenn man Ortsbestimmungen nach Länge und Breite — in der I. Classe natürlich — auf dem Globus und an der Karte vornehmen will, und das muss ganz gehörig eingeübt werden, welche Karte soll man da benutzen als die der Planigloben? In der vorliegenden Bearbeitung aber ist sie hiefür unbrauchbar. Dagegen würde ich auf die groß und fett aufgedruckten Namen der Erdtheile und Oceane gerne verzichten.

Die drei folgenden Karten bringen klimatische, Vegetations-, ethnographische und Religionsverhältnisse zur Darstellung. Sie sind nach genauer Durchsicht ungemein sorgfältig ausgearbeitet, aber für den Schulunterricht wenig brauchbar, da ein großer Theil dieser Dinge durch die Instructionen vom Unterrichte geradezu ausgeschlossen wird. Sehr hübsch und ungemein lehrreich ist die folgende Colonial- und Weltverkehrskarte, die namentlich dem Geschichtslehrer der VII. Classe außerordentlich wertvoll werden könnte, wenn er seine Aufgabe richtig erfasst.

Es folgen nun eine physikalische, eine politische und eine ethnographische Karte Europas. Auf der ersten finden sich zu viel aufgedruckte Namen, die den Eindruck des sonst schönen Kartenbildes stören. Die Namen einzuprägen ist Sache des Lehrers, der an der Wandkarte oder Zeichnung dazu genug Gelegenheit hat, der Schüler soll aber das Kartenbild ohne zu viele Namen genießen und in sich aufnehmen können. Dasselbe gilt auch von der politischen Karte, wo der Aufdruck der Ländernamen das Kartenbild geradezu verunstaltet. Karte 15 bringt vier Bilder Europas im Maßstabe 1 : 40,000.000, zwei klimatische und zwei ethnographische; für Unterrichtszwecke sind sie wegen des zu kleinen Maß-

stabes wenig brauchbar. Zu bedauern ist auch die Umarbeitung der früheren Alpenkarte im Maßstabe 1 : 2,000.000 in die jetzige im Maßstabe 1 : 2,500.000. Für den Unterricht sind und bleiben die Alpen das Lehrreichste, was es gibt, und da war die alte Alpenkarte trotz einzelner Fehler sehr gut zu gebrauchen, während die neue an Übersichtlichkeit verloren und in Einzelheiten nichts gewonnen hat. Wer sollte aus der Karte z. B. die wirklichen Karawanken erkennen! Gegen die Darstellung der südeuropäischen Halbinseln ist nichts einzuwenden, nur sind die politischen Grenzen auf der Balkanhalbinsel zu derb aufgetragen. Dasselbe gilt von der Karte Frankreichs, wo auch die zu stark aufgedruckten Landschaftsnamen den Eindruck des Kartenbildes stören. Hübsch dargestellt sind die britischen Inseln, nur finden sich auch hier wieder zu viele Landschaftsnamen. Was man davon in der Schule braucht, besorgt der Lehrer, der Schulatlas soll nicht mehr bieten wollen. Die folgende Karte bringt Belgien, die Niederlande, Luxemburg und Dänemark; es gilt dasselbe wie bei der vorhergehenden. Nur würde ich die Ausmerzung der französischen Verstümmelung „Luxemburg“ dringend wünschen. Ich habe seit Jahren beim Unterrichte die einzig richtige Bezeichnung „Lützelburg“ gebraucht, und es sollten doch endlich auch die Schulbücher mit solchen ungebürlichen Verstümmelungen aufräumen. Bei der Karte von Skandinavien ist gar nichts, bei der von Russland wieder die zu derbe Zeichnung der politischen Grenzen zu tadeln. Die folgende Berg- und Flusskarte Mitteleuropas im Maßstabe 1 : 5,000.000 kann wohl nur auf der untersten Stufe Verwendung finden. Auch hier wirken die Hauptüberschriften, z. B. Hessisches Bergland usw. störend, manche Einzelbezeichnungen, wie z. B. Hainleite, Finne u. m. a. sind überflüssig, während wieder der Name des Flüsschens Helme zur genauen Bestimmung des Kyffhäusers wünschenswert wäre; auch das Eichsfeld wäre zu benennen. Auf meine Anregung wurde schon vor einigen Jahren der Name Wasgenwald in diese Karte aufgenommen. Ja, warum erscheint dieser ehrliche deutsche Name noch immer in Klammer und kleingedruckt, während die sprachlich ganz unberechtigte Verstümmelung „Vogesen“ den ersten Rang einnimmt? Verf. und Verleger würden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie, gutes Beispiel auch für die Reichsdeutschen gebend, diesen Namen ganz verschwinden ließen. Die folgende politische Karte Deutschlands leidet ebenfalls an den auffallend großgedruckten Landschaftsnamen, die Terrainzeichnung verschwindet vollständig. Dessenungeachtet bleibt die politische Eintheilung des Reiches unklar. Dagegen ist die folgende Verkehrskarte von Mitteleuropa für das Auge eines Geographielehrers eine wahre Erquickung. Wenn auch das Terrain ziemlich licht gehalten ist, so wirken doch Flüsse und Verkehrsstraßen in ihrer Zeichnung derart, dass man im ganzen ein sehr schönes Bild gewinnt; für den Schulunterricht ist diese Karte außerordentlich wertvoll. Die acht auf

den nächsten Blättern folgenden Kärtchen sind sehr sorgfältig, genau und hübsch ausgeführt, nur bangt einem, derlei Ausführungen Schülern in die Hand zu geben, da der Maßstab so klein ist. Ohne die auch hier wieder zu derb gehaltenen politischen Grenzen wäre gegen die folgenden Karten Deutschlands und der Schweiz nichts einzuwenden.

Die nun folgende physikalische Karte Asiens ist sehr hübsch ausgeführt und deutlich gehalten, doch könnte die politische Karte ohne viel Farbenaufwand mit ihr vereinigt werden. Eine sehr schöne Arbeit, die zu derben rothen Grenzen weggedacht, ist die Karte Vorderasiens. Auch Mittelasien ist sehr schön und deutlich ausgeführt, ebenso erscheint die Karte Süd- und Ostasiens, auf der der hinterindische Archipel endlich ganz zu überblicken ist, während man in der alten Ausgabe gerade hier sehr große Mängel fand. Die Karten Afrikas sind sehr schön, genau und den neuesten Forschungen entsprechend. Die der physikalischen Karte beigegebenen Kärtchen des Nildeltas, des Nillandes, Abessyniens und des Caplandes sind in jeder Hinsicht dankenswerte Leistungen. Die politische Karte Afrikas ist bei wenig Farbenabwechslung doch zu bunt gehalten, die Farben sollten mehr von einander abstechen. Die Karten Amerikas sind wohl neu bearbeitet, folgen sich aber in der alten Reihe — physikalisch und politisch — obwohl das nicht nothwendig wäre, da sich beide Darstellungen vereinigen ließen. Die Karte der Vereinigten Staaten erscheint in bunter Farbenpracht in allen Atlanten, also auch hier. Was gehen uns aber die einzelnen Staaten mit ihren unbekannten, schwer auszusprechenden Namen an? Lernen die Nordamerikaner vielleicht die österreichischen Kronländer oder die einzelnen deutschen Staaten? Die Atlanten sollten sich also auch mit einer Gruppeneintheilung wie sie das Lehrbuch Supans seinerzeit gebracht hat (Wald- Industrie- und Handels-, Ackerbau- und Plantagenstaaten und Westländer), begnügen. Auf der Karte Australiens erscheint neu ein sauberes und hübsches Nebenkärtchen Südaustraliens und Tasmaniens. Die folgenden vier Nebenkarten der Nord- und Südpolarregion und der verschiedenen Projectionen für Wien sollen hier einfach erwähnt sein.

Die Berg- und Flusskarte Österreich-Ungarns mit den äußerst lehrreichen Nebenkärtchen muss als ein Meisterwerk bezeichnet werden. Die politische Karte wurde in anerkennenswerter Weise durch die Pläne der wichtigsten Städte bereichert. Die klimatischen und ethnographischen Karten unseres mannigfaltigen Vaterlandes sind freudigst zu begrüßen, da sie sowohl in der IV. als auch in der VIII. Gymnasialclasse sehr gut verwendet werden können. Die Höhenschichtenkarte der österreichischen Alpenländer ist für den Unterricht wunderbar. Auf der Karte der Sudetenländer wurden auf meine Anregung schon vor einigen Jahren die deutschen Flussnamen Schwarzach, Zwittach, Igel und Zose auf-

genommen. Ich würde wünschen, dass diese Namen an erster Stelle und nicht in einem bescheidenen Winkel erscheinen. Auch die in allen Atlanten so stiefmütterlich behandelte Karte Dalmatiens bedürfte einer durchgreifenden Umarbeitung. Man muss das Land bereist und gesehen haben, um das feststellen zu können. Die Karte der „Länder der ungarischen Krone“ ist mit zu groß gedruckten Namen übersäet, sonst würde sie einen guten Eindruck machen.

Es sind in der vorliegenden Besprechung manche Mängel, die ich als Lehrer empfinde, hervorgehoben worden. Doch darf der Atlas nicht als Schulatlas allein beurtheilt werden. Er muss den Bedürfnissen aller Gebildeten Rechnung tragen und wird in dieser Hinsicht auch den strengsten Anforderungen gerecht. Die österreichischen Mittelschulen können seit dem Erscheinen dieser neuen Auflage unseres Atlasses auf jeden anderen verzichten, und auch außer der Schule dürfte er wegen der schönen Ausstattung und des geringen Preises allgemeine Verbreitung finden.

Marburg. Julius Miklau.

Lehrbuch der Variationsrechnung. Von Adolf Kneser, Professor der angewandten Mathematik an der Universität in Dorpat. Mit 24 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1900. Preis 8 Mk.

Seit dem Erscheinen des Werkes von Moigno und Lindelöf über Variationsrechnung, sowie des in Deutschland viel verbreiteten Buches von Dienger, das über denselben Gegenstand handelt, sind mehr als 30 Jahre verflossen. In diesem langen Zeitraume sind von neueren Analytikern, namentlich von Weierstrass, befruchtende Ideen in die Lehre vom Variationscalcül getragen worden, so dass dieser einigermaßen reformiert werden musste. Diese Ideen hat nun der Verf. aufgenommen, wobei aber die ursprüngliche Darstellungsweise Weierstrass' nicht festgehalten wurde, da dies wegen des Zusammenhanges mit den von ihm nicht behandelten Theilen der Variationsrechnung nicht immer vortheilhaft erschien, und da der Verf. des vorliegenden Buches in erster Linie eine systematische Darstellung des Gegenstandes anstrebte, die bei Weierstrass nicht in dem erforderlichen Maße anzutreffen ist.

Anerkennend hervorzuheben ist wohl der Umstand, dass der Verf. alle theoretischen Entwicklungen durch ganz bemerkenswerte Beispiele aus der Mechanik und Geometrie unterstützt und auf diese Weise die hohe praktische Bedeutung des Variationscalcüls in das richtige Licht treten lässt. In dieser Beziehung mögen besonders hervorgehoben werden die Aufgaben über die kürzeste Linie in der Ebene, die kleinste Rotationsfläche, den größten

Rotationskörper von gegebener Oberfläche, den Rotationskörper von größter Anziehungskraft bei gegebener Masse, die Fläche kleinsten Widerstandes, die geodätische Linie auf einer beliebigen Fläche, das Probleme der Brachistochrone, über die Curve kürzesten Umfanges bei gegebenem Inhalte auf einer beliebigen Fläche, über die Gleichgewichtsfigur eines schweren Fadens und der elastischen Feder, über die Fläche kleinsten Inhalts bei gegebener Begrenzung, über die Gestalt des Tropfens.

Bemerkenswert sind auch die Erörterungen, welche sich auf die allgemeinen Principien der Mechanik beziehen, und die Anwendungen, welche im speciellen gemacht werden.

In sehr klarer Weise werden der Begriff und die Grundregeln der Variationsrechnung vorgeführt, dann auf die einfachste der Variationsrechnung zugängliche Extremumsaufgabe und auf die Aufstellung der hinreichenden Bedingungen des Extremums bei der einfachsten Aufgabe des näheren eingegangen, wobei auf die Methoden von Jacobi-Hamilton und auf jene von Weierstrass besonders aufmerksam gemacht wird. Nun wendet sich der Verf. der Betrachtung des einfachsten relativen Maximums zu und bespricht das Mayer'sche Reciprocitätsgesetz. Nachdrücklich wird auch auf die discontinuierlichen Lösungen Gewicht gelegt. Das Extremum der Integrale, welche höhere Ableitungen der Unbekannten enthalten, ferner das Extremum der Doppelintegrale wird im folgenden ausführlich erläutert, und auf die allgemeinsten Probleme der Variationsrechnung bei einer einzigen unabhängigen Variablen bezuggenommen. Die Methode der Multiplicatoren leistet hiebei sehr schätzenswerte Dienste.

Das vorliegende Buch wird jenem, der mit den Elementen der Variationsrechnung, die in den Vorlesungen über höhere Analysis gelehrt werden, sich vertraut gemacht hat, ein sehr geeigneter Führer in den weiteren Studien auf diesem Gebiete sein.

Auf die Mittheilungen historischer Angaben und auf die Erörterung von Prioritätsfragen wurde mit Rücksicht auf die Arbeiten von Todhunter und Pascal über diesen Gegenstand verzichtet.

Versuche aus der Wärmelehre und aus verwandten Gebieten

mit Benützung des Doppel-Thermoskops. Von Prof. Dr. Looser. 2., verb. u. verm. Aufl. Essen 1901.

Den Physikern ist es bekannt, dass Prof. Dr. Looser im Jahre 1896 ein sehr empfindliches Doppelthermoskop construierte, welches sich zur Demonstration sehr geringer Temperaturunterschiede in den Problemen der Wärmelehre und der Thermochemie in vorüglicher Weise eignet. Dieses empfindliche Instrument ist in den Weinhold'schen Demonstrationen genau beschrieben und wurde dessen Einrichtung und Gebrauch seither auch in verschiedenen Lehrbüchern erklärt. Es

hat dieser Apparat bis October 1900 an ungefähr 400 Anstalten Eingang gefunden; er wird in vorzüglicher Ausführung von Rob. Müller, Glasbläser in Essen a. d. Ruhr, geliefert, sowie von dieser Firma jedem Fachgenossen kostenlos zur Prüfung überlassen.

In dem vorliegenden Buche wird zuerst die Beschreibung des Apparates gegeben, dann auf die Vorbereitung bei Versuchen mit diesem aufmerksam gemacht und sodann auf die detaillierte Beschreibung der anzustellenden Versuche eingegangen. Diese beziehen sich auf die Volumänderungen der Körper, auf die Vergleichung von specifischen Wärmen, auf die Bestätigung des Dulong-Petit'schen Gesetzes über Atomwärmen, auf die Versuche über Wärmeleitung in festen, flüssigen und gasförmigen Körpern, auf sehr lehrreiche Versuche über strahlende Wärme, auf die Wechselbeziehungen zwischen Wärme und Arbeit. Hiebei wird das Ausströmen eines Gases in luftleere und lufterfüllte Räume des näheren untersucht und die dabei verbrauchte Arbeit durch einen sinnreichen Apparat, der vom Oberlehrer Dr. Meyer in Köln angeregt wurde, demonstriert.

Von großem Interesse sind auch die Versuche, welche mit dem Doppelthermoskope bezüglich der Wärme bei Veränderung des Aggregatzustandes angestellt werden können. Hier wird auch des schönen Versuches der Eisbildung durch Verdampfung von Äther mittelst Leuchtgases gedacht. Die Wärmebildung, welche durch Verdichtung von Gasen und Dämpfen sich zeigt, wird durch Versuche demonstriert, welche im nachfolgenden beschrieben werden. Hier sind namentlich die Experimente bemerkenswert, welche sich auf die Absorption von Gasen durch feste Körper und Flüssigkeiten beziehen. — Die bei chemischen Processen freiwerdende Wärme wird nachgewiesen an der Vereinigung von festen Körpern mit flüssigen und gasförmigen, von flüssigen Körpern mit ebensolchen und gasförmigen, von gasförmigen Körpern mit gasförmigen Körpern.

Die Entstehung der Wärme durch den elektrischen Strom wird durch einige sehr sinnreiche Experimente nachgewiesen; dabei wird das Gesetz von Joule, welches diese Erscheinungen beherrscht, in allen Theilen mit einer unerwarteten Schärfe sowohl für feste, als auch für flüssige Leiter dargethan. Es zeigen sich bei diesen Experimenten auch die Unterschiede in der Wärmeerzeugung polarisierbarer und unpolarisierbarer Elektroden. Wenn vom elektrischen Strome gleichzeitig Arbeit geleistet wird, so tritt eine Verminderung der Joule'schen Wärme ein, was ebenfalls durch einen sehr sinnreich zusammengestellten Apparat demonstriert wird. Auch die zuerst von Riess aufgestellten Sätze, dass die Temperaturerhöhung eines Metalldrahtes in dem Schließungsbogen einer Leydner Flaschenbatterie dem Quadrate der in der Batterie enthaltenen Elektricitätsmenge direct, der Oberfläche der Batterie umgekehrt proportional ist, werden demonstriert.

Im folgenden zeigt Prof. Dr. Looser, dass das Doppelthermoskop auch als recht brauchbares Manometer zur Sichtbarmachung kleiner Druckwirkungen verwendet werden kann. — Dass Wärme durch physiologische Processe entsteht, wird ebenfalls durch das Doppelthermoskop dargethan (Experiment mit keimender Saatgerste).

In einem Anhange beschreibt der Verf. einen neuen Wärmeleitungsapparat und einen hydromechanischen Apparat, welcher als ein passender Ersatz für den bekannten Apparat von Haldat betrachtet werden kann. Die beiden zuletzt genannten Apparate stehen in keinem Zusammenhange mit den früher erörterten Versuchen mittelst des Looser'schen Doppelthermoskopes.

Zusammenfassend können wir sagen, dass dieser nützliche Apparat, der hoffentlich recht bald in vielen physikalischen Cabineten zu Nutz und Frommen des Experimental-Unterrichtes Eingang finden wird, in 158 Versuchen zur Anwendung gelangte und gewiss noch in vielen anderen Experimenten sich vortheilhaft erweisen wird. So glaubt der Verf., dass auch für die Versuche, das Molekulargewicht der Elemente aus der Gefrierpunktserniedrigung der Salzlösungen, bezw. deren Siedepunktserhöhung zu bestimmen, sowie für mehrere Versuche aus der Elektrochemie das Doppelthermoskop an Stelle des Thermometers sich gebrauchen lässt.

In einem weiteren Anhange finden wir noch die Zusammenstellung der Apparate, sowie eine Preisangabe derselben, die dem praktischen Physiker nur erwünscht sein kann.

Dr. Max Simon, Die analytische Geometrie des Raumes.

1. Theil: Gerade, Ebene, Kugel. Mit 35 Figuren. 2. Theil: Die Flächen zweiten Grades. Mit 29 Figuren. Leipzig, G. J. Göschen 1901

Die beiden vorliegenden Bücher, welche der Sammlung Schubert angehören, umfassen in sehr klarer Darstellung nach einer Einleitung über räumliche Coordinaten überhaupt die analytische Geometrie der Ebene und der Geraden, die Lehre von dem linearen Complex und von der geraden Linie in Plücker'schen oder Liniencoordinaten, die Erörterung des Dualitätsprincipes, in welchem Abschnitte auch die analytische Sphärik zur Behandlung kommt, die Coordinatentransformation und die analytische Geometrie der Kugel, wobei sich an die Erörterung des linearen Kugelcomplexes und der Inversion bemerkenswerte Theoreme anschließen. Im zweiten Theile findet man zuerst die allgemeine Behandlung der Flächen zweiten Grades, dann die Theorie der Reye'schen Achsen, d. h. derjenigen Geraden, welche auf ihrer reciproken Polaren senkrecht stehen, somit die von dem Pole auf die Polare gefällte Senkrechte. Weiters wird die Theorie der uneigentlichen Flächen zweiten Grades aufgestellt, dann auf die eigentlichen centralen Flächen zweiten Grades in allgemeiner Behandlung ein-

gegangen, sodann diese Flächen in specieller Behandlung vorgeführt; daran schließt sich die Lehre von den Paraboloiden und von den Reye'schen Achsen derselben, wobei auch in sehr klarer Weise auf die Focaleigenschaften der Paraboloide eingegangen wurde. In einfachster Weise wird die Cubatur der Flächen zweiten Grades ausgeführt, wobei die Körper durch Parallelschnitte zu einer Hauptebene in Schichten zerschnitten gedacht werden, die, wenn die Schnitte hinlänglich dicht aufeinander folgen, als Cylinder betrachtet werden können.

Die beiden Bücher sind dadurch ausgezeichnet, dass in ihnen der Lehrstoff der analytischen Geometrie mit voller Berücksichtigung der neueren Methoden und in sehr klarer Weise dem Studierenden vorgeführt wird, dass ferner allen vorgetragenen Theorien zu deren Befestigung, aber auch zu deren Erweiterung zweckmäßige Beispiele angeschlossen werden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Elemente der reinen Mechanik. Von Dr. Jos. Finger, o. ö. Prof. an der Technischen Hochschule in Wien. 2. Aufl. 797 SS. mit 210 Figuren im Texte. Wien, Verlag von Alfred Hölder 1901. Preis 23 K.

Aus dem Vorworte dieses im großen Maßstabe angelegten Werkes ist Folgendes zu entnehmen: Die erste Auflage desselben ist schon seit einigen Jahren im Buchhandel vollständig vergriffen, was den Verf. — einem Wunsche des Verlegers entsprechend — veranlasste, eine zweite erscheinen zu lassen. In dieser letzteren wurde der Text der ersten Auflage einer vollständigen Umarbeitung unterzogen, ferner wurden alle jene Paragraphen, deren Einbeziehung in den Lehrgang der für das erste Studium an der Hochschule bestimmten Elemente der theoretischen Mechanik wegen ihrer größeren Schwierigkeit sich nicht empfiehlt, oder die eine geringere Wichtigkeit haben, wie auch der rein mathematische, mehrere Druckbogen beanspruchende Anhang ganz weggelassen, dagegen wurde der Lehrstoff durch andere, besonders den Zwecken des Studiums an technischen Hochschulen — für deren ersten Jahrgang das Lehrbuch zu allernächst bestimmt ist — entsprechende Lehren erweitert. Diese Erweiterung bezieht sich vor allem auf die Elemente der graphischen Statik, welche in der jetzigen Auflage eine größere Berücksichtigung wie in der früheren finden. Soweit des Verf.s einleitende Worte. Und wenn derselbe noch hinzufügt, dass er gewissenhaft die vielfachen Erfahrungen benützte, welche er in dem vieljährigen Unterrichte der reinen Mechanik an der Technischen Hochschule und der Universität gesammelt hatte, so kann Ref. erklären, dass man die große Mühewaltung des Verf.s bei der Abfassung seines bedeutenden Werkes überall, an allen Stellen desselben, besonders aber dort ganz deutlich wahrnimmt, wo es

darauf ankommt, Schwierigkeiten, die sich dem Verständnisse des Lesers entgegenstellen könnten, aus dem Wege zu räumen. Denn neben der planvollen und außerordentlich umsichtigen Anordnung des überaus großen Lehrstoffes, der auch die Hydromechanik in erschöpfender Weise behandelt, ist es gerade die Einfachheit und seltene Klarheit des Ausdruckes, die allenthalben in dem Lehrbuche vorherrscht, und wodurch dieses zum Selbststudium ganz besonders geeignet erscheint. Wenn nun auch das Buch, das in seinem wesentlichen Theile den an der Wiener Technischen Hochschule für die Hörer des ersten Jahrganges zum Vortrage gelangenden Lehrstoff enthält, zu allernächst für diese bestimmt ist, so enthält dasselbe aber auch in den bekanntesten Gebieten der Mechanik so viel Neues und Anregendes, was im Unterrichte dieses Theiles der Physik an der Oberstufe der Mittelschulen mit großem Vortheile verwendet werden kann, dass Ref. nicht umhin kann, das schöne Werk, das auch seitens des Verlegers tadellos ausgestattet wurde, im Interesse des Unterrichtes seinen engeren Fachgenossen auf das angelegentlichste zu empfehlen.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Blütengeheimnisse. Eine Blütenbiologie in Einzelbildern von Georg Worgitzky. Mit 25 Abbildungen im Text. Buchschmuck von J. V. Cissarz. 181 SS. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1901.

An 24 der bekanntesten einheimischen Pflanzen werden die Einrichtungen der Blüte und die Beziehungen der Formen- und Farbenverhältnisse derselben zum Befruchtungszwecke eingehend und mit vieler Liebe zum Gegenstande besprochen. Schon aus dem Umstande, dass nur ganz bekannte Pflanzen zur Betrachtung herangezogen werden, ist zu entnehmen, dass das Buch nicht so sehr an den Fachmann, als vielmehr an Naturfreunde überhaupt sich wendet. Eben aus diesem Grunde aber wäre es erwünscht gewesen, wenn die betreffende Pflanze immer ganz abgebildet und überhaupt der bildlichen Darstellung mehr Raum gegeben worden wäre, was ja bei der geringen Zahl der betrachteten Pflanzen leicht geschehen konnte.

In einem Schlussartikel: Aus dem Gesammtleben der Blüte — werden alle einschlägigen Verhältnisse gleichsam wiederholend allgemein durchgenommen. Bei der Besprechung der Schlüsselblume wird man durch die Aufschrift: Das Himmelschlüssel seltsam berührt. Sollte das bloß ein Druckfehler sein?

Die Ausstattung des Buches ist ganz modern gehalten. Alles in allem kann dasselbe warm empfohlen werden; auch den Fachmann wird es nicht unbefriedigt lassen.

Krems. Franz Müller.

Kraepelin, Dr. Karl, Naturstudien im Hause. Ein Buch für die Jugend. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. 2. Aufl. 8°, 181 SS. Leipzig, B. G. Teubner 1901.

Das vorliegende Buch erscheint hiemit in seiner 2. Auflage. Da dessen 1. Auflage bereits im LI. Jahrgang unserer Zeitschrift eingehend gewürdigt wurde, kann Ref. sich kurz fassen. In 14 Abendunterhaltungen zwischen Dr. Ehrhardt und seinen drei Söhnen werden interessante Capitel aus allen Gebieten der Naturwissenschaften in Form des Dialoges eingehend und anregend besprochen. Dr. Ehrhardt unterrichtet seine wissbegierigen Kinder über das Wasser, das Kochsalz, die Steinkohlen, die Fliegen usw. Die verständigen Fragen und Einwendungen, die Kurt, Fritz und Hans ihrem Vater machen, lassen die Lectüre nicht so uninteressant erscheinen, als die ungewöhnliche Form des Dialoges sollte erwarten lassen. Im Gegentheil, auch der Erwachsene wird manches finden, was seinen Wissenskreis erweitert.

Druck und Ausstattung des Buches lassen nichts zu wünschen übrig. Die Erörterung, ob die Hunde Verstand oder Instinct haben, hätte Ref. in einem für die Jugend gschriebenen Werke gerne vermisst.

Wr.-Neustadt. H. Vieltorf.

Der Hunger nach Kunst. Betrachtungen von Arthur Seemann. gr. 8°, 145 SS. u. 1 Farbendruck. Leipzig u. Berlin, E. A. Seemann 1901, Preis 1 Mk. 50 Pf.

Statt der Vorrede ist mit sehr bestimmter Absicht ein Citat aus John Stuart Mills „Über Freiheit“ eingesetzt. Mit unserer wachsenden allgemeinen Bildung erhöht sich naturgemäß das Interesse an künstlerischen Leistungen auf allen Gebieten. Dem besonderen Interesse für bildende Kunst ist in dem vorliegenden Werkchen Rechnung getragen. Dass dabei der Verf. stark pro domo spricht, ist ihm aus mehreren Gründen nicht zu verübeln. Die Schrift hat eine stark polemische Seite gegen Richard Muther, der sich an den Publicationen des Seemann'schen Verlages seit fünf Jahren das Müthchen kühlt. Es ist seit der famosen Affaire mit Director Theodor Volbehr, dessen schönes, seinerzeit von uns hier besprochenes Werk „Goethe und die bildende Kunst“ Muther zu einem Plagiat verwertete, das in der „Täglichen Rundschau“ erschien. Dieses Plagiat hatte durch die Abwehr, die es erfuhr, für Muther die peinlichsten Consequenzen, die auch heute noch nicht behoben sind. „Es ist der Fluch der bösen That, dass sie fortzeugend Böses muss gebären.“ Und so sind denn die Schlusscapitel der besprochenen Schrift neuerlich eine Abwehr gegen Muther, dessen Art, Kunstgeschichte zu schreiben, durch Parallelstellen aus seinen „eigenen“ und fremden Werken einer

geradezu vernichtenden Kritik unterworfen wird. Es wird nun auch dem Fernerstehenden verständlich, warum die vor acht Jahren so viel Aufsehen erregende „Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts“ nicht mehr in zweiter Auflage erscheinen wird. Auch die Zeit ist vorüber, in der Muther eine Rolle als literarischer Protector der Wiener Secession gespielt hat. Wir denken dabei an den bekannten Artikel in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit“, Ostern 1901; ein Artikel, in dem die beleidigte Eitelkeit sich in der wahnwitzigsten Weise äußert. Und wie will er von anderen ernst genommen werden, wenn er in derselben Zeitschrift an anderer Stelle sein oben genanntes Hauptwerk selbst desavouiert? In allerletzter Zeit (Sommer 1901) erfuhr Muther durch Fred-Wien in der Beilage der Allg. Zeitung, München, neuerlich eine maßvolle, jedoch energische Zurechtweisung.

Die Schrift Arthur Seemanns bildet ein Document der Kunstschriftstellerei und -steblerei an der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert.

Lexikon der technischen Künste. Von Dr. Paul Kronthal. Zwei Bände. 8°, 1021 SS. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1899. Preis 32 Mk.

Dieses Buch verdankt dem eigenen Bedürfnisse des Autors nach einem solchen Nachschlagewerke sein Entstehen. Es ist durch jahrelangen Fleiß zusammengetragen und sehr übersichtlich und klar geordnet. Ursprünglich ist es ein Zettelkatalog über das Kunstgewerbe gewesen, der im Verlaufe der Zeit vervollständigt und endlich gedruckt wurde, so dass er auch für andere ein wirklich nützliches Handbuch wurde. Es macht in seiner lapidaren Kürze nicht den Anspruch darauf, in den einzelnen Artikeln erschöpfend zu sein. Um aber dem betreffenden Interessenten Fingerzeige zu geben, wo er das Fehlende findet, sind sechzehn Seiten einschlägiger Literatur verzeichnet mit genauer Angabe der Jahreszahl des Erscheinens, der Verfasser und der Verleger der betreffenden Werke. Die verschiedenen künstlerischen Techniken sind nicht nur sachlich behandelt, so dass auch für den Laien das Verständnis derselben leichter wird, sondern auch die bedeutendsten Meister dieser Techniken sind in Biographien besprochen, ihre Hauptwerke notiert. Die Künstlermarken sind überall berücksichtigt. Diese Marken sind auch im Lexikon selbst alphabetisch geordnet und ihre Anwendung beschrieben. Die durch irgend ein künstlerisches Verfahren auf diesem oder jenem Gebiete bedeutenden Localitäten bilden die selbstverständliche Ergänzung des durch die erfindenden Künstler und die Erklärung des betreffenden Verfahrens Gegebenen. Eine Erweiterung des Werkes wäre insoferne wünschenswert, dass auch die bedeutendsten Plastiker und Maler Aufnahme fänden. Die ersteren nehmen doch häufig einen großen Einfluss auf die zu

jeder Zeit anders geübten verschiedenen Metalltechniken. Die Maler zum großen Theile im Werke ohnehin berücksichtigt, soweit sie auch Graphiker sind, sollten auch dann nicht fehlen, wenn sie nicht directe Förderer irgend einer graphischen Kunst sind. Doch involviert dieser Wunsch keinerlei Vorwurf, und dürfte wahrscheinlich, wenigstens bei der ersten Auflage, aus irgendwelchen zwingenden Gründen nicht berücksichtigt worden sein, wenn ihn auch sicher der Autor selbst gehegt hat. Als modernes Nachschlagewerk verdient das Lexikon alle Anerkennung.

Troppau. Rudolf Böck.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die Erziehung am Gymnasium.

Erziehen heißt nach Herm. Schillers Handbuch der Pädagogik, die körperlichen und geistigen Fähigkeiten der Jugend bewusst und absichtlich durch richtige Mittel in ihrer normalen Entwicklung fördern. Das Ziel dieser Erziehung soll sein, dass die so geförderte Jugend, wenn sie künftig in Beruf und Leben selbständig geworden ist, mit Unterordnung ihres Sonderinteresses an der Lösung der Civilisations- und Culturaufgaben ihres Volkes und Staates und an der Lösung der Gesammtaufgabe der Menschheit, sittlich zu sein, mit möglichst großem Erfolge mitarbeiten kann. Nach Diesterweg-Pestalozzi bedeutet erziehen kurz soviel wie erregen; denn die Erziehung kann, wie Rousseau richtig bemerkt, nicht Kräfte schaffen, sondern muss die schlummernden Kräfte wecken, stärken und ihnen eine feste und sichere Richtung geben. Diese planmäßige Einwirkung soll also mehr formal sein, indem sie eben bloß die Richtung, die Ideen gibt; der Inhalt der einstigen sittlichen Bethätigung darf nicht durch Despotismus der Eltern, des Staates oder der Kirche erzwungen werden, sondern muss aus der freien Selbstbestimmung hervorgehen. Eltern und Schule haben daher in Eintracht dahin zu wirken, dass bei der den ganzen Menschen, insbesondere alle geistigen Kräfte berücksichtigenden Unterrichts- und Erziehungsthätigkeit die besonderen Anlagen nicht nur nicht unterdrückt werden, sondern voll zur Geltung und Entwicklung kommen. Eltern, Gesellschaft, Staat und Kirche seien einig in dem Bestreben, dass jeder heranwachsende Mensch, dessen Anlagen und innerer Drang gebieterisch auf ein bestimmtes zukünftiges Wirken hinweisen, für dieses die nöthige Ausbildung und die nöthige sittliche Kraft erhalte. Gesellschaft, Staat und Kirche haben die heilige Pflicht, dafür zu sorgen, dass jeder Beruf, jeder Stand der künftigen Generation Führer gewinne, die durch ihre hervorragende Tüchtigkeit und Arbeitsfreude und durch ihren sittlichen Ernst zum leuchtenden Vorbild dienen und der weiteren Zukunft die richtigen Bahnen weisen. In der Sittlichkeit der Massen und in den glänzenden

Tugenden und der geistigen Größe einzelner, welche willensstark die Massen leiten, liegt das Wohl des Staates, der Nation, der Gesellschaft und somit auch jedes einzelnen Menschen.

Nach Herbart zeigt die Ethik das Ziel der Bildung, welche durch Unterricht, der immer erziehend wirken müsse, durch Regierung und durch Zucht erreicht werde, die Psychologie den Weg, die Mittel und die Hindernisse. Es gibt aber eine sociale und eine metaphysische Ethik.

Die sociale Ethik kümmert sich nicht um die uralten Fragen über den Zweck des menschlichen Daseins, über Unsterblichkeit, Gott und Vergeltung, sondern sucht unabhängig von Metaphysik und Religion rein aus der Vernunft auf Grund der geschichtlichen Erfahrung und der Vorbilder in der Natur Grundsätze und Vorschriften für ein geordnetes und friedliches sowie den Fortschritt in Cultur und Wohlstand verbürgendes Neben- und Zusammenleben der Menschen im Staate und für die Erziehung und den Unterricht der Jugend aufzustellen. Mag eine solche Ethik mit noch so reinen und tief ernsten Absichten verfasst sein, sie wird immer scheitern am Egoismus, an der Habgier, der Machtsucht, der Bosheit, der Rachsucht, der Genussucht und dem Neide: Armut, Reichthum, Macht ohne Idealismus sind zu große Gefahren.

Die Ethik muss also metaphysisch sein, d. h. ihren Ausgang und ihr Ziel in metaphysischen Ideen haben.

Es gibt aber nicht wenige metaphysische Systeme, die theils rein philosophisch, theils philosophisch-religiös sind. Welches verdient den Vorzug? Jedenfalls jenes, das geeignet ist, die möglichst beste Ethik zu liefern, d. h. das zu so erhabenen sittlichen Ideen führt, dass durch ihre Verwirklichung der Mensch die Leiden und Widerwärtigkeiten mit unerschöpflichem Troste und frohem Muthe erträgt und zu seiner sittlichen Läuterung verwertet, ob reich oder arm, ob hoch oder niedrig nur in der nützlichen Arbeit wahren Genuss, wahre innere Befriedigung und seinen Adel findet und auch nach seinem Charakter geschätzt wird, ferner nicht nur das individuelle, sondern auch das sociale und politische Leben stets reiche Anregung und Befruchtung erfährt, das Gesammtwohl als das schönste und edelste Ziel erscheint und in Liebe, Eintracht und friedlichem Wetteifer angestrebt wird und auch Kunst und Wissenschaft, Forschung und Erfindung Richtung und Ziel und dadurch mächtige Förderung gewinnen, endlich Steigerung der Intelligenz Steigerung der Moral und umgekehrt zur Folge hat und das Wahre und Gute im Schönen seinen Ausdruck erhält. Welches System hat aber diesen Vorzug? Der Materialismus sicherlich nicht, das lehrt schon die Geschichte. Er kann bei den besten Absichten seiner Vertreter die Bestie im Menschen und dessen Selbstsucht nicht ersticken. Es bleiben also nur die idealistischen Systeme übrig. Die moderne ideale Pädagogik berücksichtigt sie alle, indem sie das Gemeinsame heraushebt und sich mit der Bejahung oder Verneinung der einschlägigen metaphysischen Begriffe begnügt. Sie zieht aus diesen ihre Folgerungen und baut, von diesen geleitet, auf Grund der Kenntnis der Lebensbedingungen und der Eigenschaften des Menschen und auf Grund der geschichtlichen Erfahrung ihr Lehrgebäude auf, um

dem individuellen, socialen und politischen Leben und der Erziehung Plan und Ziel zu geben. Doch ist die Metaphysik trotz ihres mindestens dreitausendjährigen Alters noch weit von jener Vollendung entfernt, dass sie mit ihrer Ethik die Religion ersetzen und den Glauben zum Wissen machen könnte. Wird sie je zu solcher Vollendung gelangen? Kant leugnet es. Religion ist für die Menschheit ein tiefes metaphysisches Bedürfnis. Wer das leugnet, kennt sich und überhaupt die menschliche Natur nicht. Kant sagt zu Ende seiner „Kritik der praktischen Vernunft“: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir“. Jeder ernste Philosoph, mag er zünftig oder nicht zünftig sein, muss das Gebot aufstellen: Erhalte deine Kraft, bilde sie aus und verwerte sie! Denn jeder Mensch wird schließlich das, wozu er sich selbst macht; und die Verantwortung und Vergeltung trägt er schon in sich. Die Leiden des Lebens spornen zu rastloser Arbeit, zu Thaten des Fortschrittes und der Nächstenliebe an. Welche Religion kommt da dem Menschen am meisten entgegen? Gewiss jene, welche den Menschen im Leiden und im Gefühl der Ohnmacht tröstet, erhebt und läutert, die Selbstzucht, die Quelle unzähliger Übel, verwirft und die wahre Nächstenliebe predigt und alle Menschen zu unverdrossener, einträchtiger und friedlicher Arbeit auffordert. Es ist das die christliche Religion, die Religion der allgewaltigen, verzeihenden und barmherzigen Liebe, des Gehorsams und der Gerechtigkeit, die Religion, die zugleich befiehlt, dass der Mensch unablässig die Selbstvervollkommnung anstrebe und sein Pfund nicht vergrabe. Die Geschichte lehrt auch, dass die christliche Religion einen riesenhaften Aufschwung in der Sittlichkeit und Cultur verursacht habe. Nächstenliebe, sittliche Selbstvervollkommnung und Förderung und Verwertung der geistigen Anlagen schützen nicht nur vor Rückschritt, sondern müssen steten Fortschritt zur Folge haben. Noch ein weiter Weg des Fortschrittes ist zurückzulegen. Wird der Planet Erde so lange bestehen? Wird der Egoismus ganz besiegt werden?

Die drei wichtigsten Sorgen und Aufgaben des Staates bilden die Schule, die Verwaltung und die Wehrmacht. Von der Schule hängt das geistige Wohl, von der Verwaltung das materielle Wohl und der Rechtsschutz und von der Wehrmacht die Sicherheit des Lebens und der Friede nach innen und außen ab. Alle drei Aufgaben greifen innig in einander, bedingen einander wesentlich und sind gleichsam das dreifach geschlungene Tau, an dem das Staatsschiff fest und sicher gebunden ist. Das Schulwesen können wir mit einem Baume vergleichen: die Wurzeln sind die Volksschule, der Stamm mit den Ästen und Zweigen die Mittelschulen, das Laubdach die Hochschulen. Der Stamm mit den Ästen und Zweigen erhält Saft und Leben durch die Wurzeln und die Blätter. Blüten und Früchte entstehen durch die Thätigkeit aller drei Bestandtheile. Der Staat ist der Gärtner, der für die Pflege und den Schutz sorgt; die Früchte sind sein Lohn, ihr Genuss verschafft ihm

Gesundheit und frohe Kraft. Die Substanzen, welche die Wurzeln aus der Erde und die Blätter aus der Luft ziehen, sind das Wissen, das warme Licht der Sonne, das den Blättern, Blüten und Früchten die wunderschönen Farben und den Früchten außerdem die Reife und den Wohlgeschmack verleiht, sind die sittlichen Ideen.

Die Mittelschulen (das Gymnasium, die Realschule und die verschiedenen Fachmittelschulen) nehmen eine Auslese aus der Volksschule (Volks- und Bürgerschule) auf. Aus den Mittelschulen, von deren Schülern ein stattlicher Theil noch eine Hochschule besucht, gehen jene Männer hervor, denen eine führende Rolle beschieden ist. Es muss daher jede Mittelschule, mag sie noch so praktische Zwecke verfolgen, auch eine ideale Bildungsstätte sein, auch eine ideale Erziehung gewähren; dass dies wirklich geschehe, ist eine ernste Pflicht des Staates. Doch muss es zur Wahrung und Förderung der idealen Güter und des sittlichen Fortschrittes wenigstens eine Mittelschule geben, die nicht die Verfolgung praktischer Zwecke, sondern die Pflege des Idealismus als ihre erste Aufgabe betrachtet. Es gibt eine solche Mittelschule, sie ist das Gymnasium.

Diese Mittelschule ist sehr alt, hat sich gesund und kräftig entwickelt und hat Großes geleistet; sie war früher auch die einzige Mittelschule zwischen der einen Hochschule (der Universität) und der Volksschule. Aber sie konnte nicht immer die einzige Mittelschule, wie die Universität nicht die einzige Hochschule bleiben. Denn der ungeahnte riesige Aufschwung der Naturwissenschaften und eine fast unübersehbare Menge von Entdeckungen und Erfindungen, durch welche Ackerbau, Gewerbe, Fabrication, Industrie, die Vervielfältigung von Kunstwerken, Handel und Verkehr sowie das Kriegswesen eine märchenhafte Umwälzung und Förderung erfuhren, haben die Gründung von Mittel- und Hochschulen veranlasst, welche in erster Linie reiches und gründliches praktisches Wissen geben sollen. Auch die Kunst hat ihre Schulen (Akademien usw.) erhalten. Alle diese neuen Schulen sind ein wahrer Segen für die Culturstaaten geworden, ihre weitere Ausgestaltung ist ein Gebot der Nothwendigkeit. Das Gymnasium wird durch sie nicht berührt, in seinem Bestande gar nicht bedroht, vielmehr nur gefördert; umgekehrt müssen sie von ihm im Interesse der wahren Cultur lernen, die ideale Seite der Unterrichtsgegenstände entsprechend zu berücksichtigen, auf die Bildung des Charakters und eines idealen Sinnes Wert zu legen. Eine Feindin soll doch unter den neu entstandenen Schulen, wie oft und gerne behauptet wird, dem Gymnasium erwachsen sein: die Realschule. Man sagt, wenn sie auf acht Classen erhöht und ihren Abiturienten der Besuch der Universität gestattet werde, was nur eine Frage der Zeit sei, so habe das Gymnasium seine Bedeutung verloren und habe dann nur eine Berechtigung für den christlichen Theologen, den altclassischen und altromanischen Philologen und eine Zeit lang noch für den Juristen; doch auch dieser werde sich bald von den Fesseln des Gymnasiums befreien, so dass dann Mittel und Wege geschaffen werden müssten, um die beiden ersten auf andere Weise mit der lateinischen und griechischen

Sprache bekannt zu machen: das Gymnasium werde also nach nicht allzu langer Gnadenfrist der Geschichte angehören. Diese Frage hat schon eine ganze Literatur von Streitschriften für und wider hervorgerufen. Es fehlt hier an Raum, die Gründe und Gegengründe anzuführen und abzuwägen. Es ist richtig, dass das Gymnasium und die Realschule den Namen Schwesteranstalten und Mittelschulen im engeren Sinne verdienen. Der Wunsch, an Stelle der zwei Mittelschulen eine zu setzen, indem man beide mit einander verschmilzt oder eine einfach beseitigt, hat für den, der auf gewisse äußere Vortheile sieht, auf den ersten Blick viel Bestechendes; aber die Erkenntnis des inneren Wesens der beiden Mittelschulen und ihrer geschichtlichen Entstehung und Entwicklung macht ihn undurchführbar. Was nach Jahrhunderten sein wird, wissen wir nicht. Aber wenn unsere Cultur stetig fortschreitet, so dürfte die nächsthöhere Culturstufe nicht eine, sondern statt der jetzigen zwei eher mindestens drei Mittelschulen im engeren Sinne haben. Je mehr die Cultur fortschreitet, desto verwickelter werden die Verhältnisse, die jetzige Arbeitstheilung wird noch weiter und noch schärfer stattfinden müssen, jeder große Kreis des Wissens und Könnens wird seine reich und wohl ausgestaltete Hochschule und seine Mittelschule haben — schon der Zeitersparnis halber. Die Realschule ist die Mittelschule zwischen der Volksschule und jenen Hochschulen, die den realistischen Berufen hohen Grades dienen; aus ihr gehen also die Fabrikanten und Großhändler und die ersten Beamten derselben, die verschiedenen Ingenieure oder Techniker, die Bergbaubeamten u. s. f. hervor. Das Gymnasium ist die Mittelschule zwischen der Volksschule und der Universität, jener Hochschule, die den idealistischen Berufen dient; aus ihm gehen also die Priester, die Richter, ein Theil der Staatsverwaltungsbeamten und der Politiker, die Ärzte und die Lehrer der philosophischen Wissenschaften an den Mittelschulen hervor. Beide Schulen stimmen bis auf den fremdsprachlichen Unterricht, das Freihandzeichnen und die darstellende Geometrie so ziemlich überein, nur dass die Realschule mehr den realistischen, das Gymnasium mehr den idealistischen Standpunkt betont, die Realschule größeres Wissen und Können in der Naturgeschichte, Mathematik, Physik und Chemie, das Gymnasium größeres Wissen und schärfere Denkfertigkeit in der Religion, in der Unterrichtssprache, besonders in ihrer ästhetischen und ethischen Seite, und in der Geschichte vermittelt. Der volle Gegensatz besteht darin, dass das Gymnasium Latein und Griechisch, die Realschule dafür Französisch und Englisch lehrt, und zwar jenes vom idealistischen Standpunkte aus, d. i. mit Betonung der formalen und der ästhetischen Seite und des Gedankeninhaltes mit seinem ethischen Kern, diese mehr vom realistischen oder praktischen Standpunkte aus, indem darauf hingearbeitet wird, dass die Schüler die beiden Sprachen sprechen lernen, wodurch natürlich schon wegen Mangels an Zeit der idealistische Unterrichtsbetrieb erst in zweiter Linie zur Geltung kommt. Die Berufe, für welche die Realschule die allgemeine Bildung liefert, bedürfen der Kenntnis einer zweiten und dritten Weltcultursprache, um einen tiefen Einblick in das moderne

Culturleben zu gewinnen, und um am Handelsverkehr, der jetzt die ganze Welt umfasst, ohne sprachliche Schwierigkeit theilnehmen zu können. Die Berufe, für die das Gymnasium die allgemeine Bildung liefert, sind die Träger und Förderer der sittlichen Ideen, ohne welche ein cultureller Fortschritt nicht möglich ist, und welche der Händearbeit, den Entdeckungen und Erfindungen, dem Handelsverkehr und dem Reichthum die wahre Weihe und das wahre oberste Ziel geben. Die Maschine und der Welthandel entwickeln immer mehr den Großbetrieb, dieser vernichtet die kleinbürgerlichen und kleinbäuerlichen Existenzen mit ihrer Selbständigkeit und bescheidenen Behaglichkeit, häuft bei wenigen Menschen unermesslichen Reichthum auf, der Luxus und die Genussucht dringen bis in die Hütte: Das Geld wird zum allmächtigen Despoten, vor dem sich alles, sogar der Gott in der Menschenbrust beugen muss. Darum muss gerade jetzt in dieser Übergangszeit, welche die Kraft des Dampfes und der Elektricität geschaffen hat, jede Schule ideal erziehen, insbesondere aber das Gymnasium, dessen erste Aufgabe ja die Pflege des Idealismus ist. Während die Männer der realistischen und praktischen Berufe, für welche die Realschule als Mittelschule vorbereitet, die Kenntnis moderner Sprachen, moderne Bildung, viel praktisches Wissen in den Naturwissenschaften und in der Mathematik hauptsächlich brauchen, müssen die Männer der idealistischen Berufe, für welche das Gymnasium als Mittelschule bestimmt ist, die Priester, die Richter und Gesetzgeber, die Ärzte und die meisten Mittelschullehrer, in ihrer Mittelschulstudienzeit jenen Bildungsweg durchwandern, der zu unserer Cultur geführt hat, und namentlich jene Ideen kennen lernen, welche die Menschheit in den einzelnen Epochen des Fortschrittes geleitet haben, und die jeweiligen Ursachen verstehen lernen, warum Culturvölker und wohlgeordnete Staaten in Verfall geriethen oder gar untergiengen. Dann werden sie auch den Kern ihrer Berufswissenschaft erfassen, die Ansätze in ihr zum Fortschritt klar sehen und die hohe und heilige Stellung und Aufgabe ihres Berufes im socialen, nationalen und politischen Leben voll erkennen und würdigen und ihn darnach auch ausüben. Sie bedürfen daher vor allem einer klaren Kenntnis des Geisteslebens der Griechen und Römer, das die feste Grundlage unserer Cultur bildet, sie bedürfen ferner einer klaren Auffassung der christlichen Ideen und ihres weltgeschichtlichen Wertes in der Vergangenheit und in der Zukunft, sie bedürfen drittens einer philosophischen Schulung ihrer Denkkraft.

Diese drei Bedürfnisse deckt das Gymnasium, soweit es ihm als einer Mittelschule möglich ist. Der Inhalt und die Bedeutung der christlichen Ideen wird in religiöser Beziehung durch ausgiebigen Religionsunterricht von der ersten bis achten Classe, in philosophischer oder weltlicher Beziehung im Geschichtsunterrichte und mitunter auch bei der deutschen Lectüre deutlich zum Bewusstsein gebracht. Durch die Lectüre der griechischen und lateinischen Classiker im Originaltexte und

in der entsprechend besten Auswahl wird eine ziemlich tiefe Kenntnis der bewunderungswürdigen Cultur der Griechen und Römer übermittelt. Die Vertiefung in den Inhalt der Lectüre ist das erste Gebot. Der Gedankengang wird deutlich bloßgelegt, die Hauptgedanken werden herausgehoben, das Verständnis wird durch klare und anschauliche Mittheilung der einschlägigen Realien und eine Menge von archäologischen Anschauungsmitteln erleichtert, die Wirkung auf das Gemüth wird nach den Lehren der Pädagogik in der ernstesten Weise angestrebt, der sittliche Kern wird nicht nur mit dem Verstande und der Vernunft, sondern auch mit dem Gefühle zu erfassen gesucht, die ästhetische Seite, das Verhältnis von Form und Inhalt, wird gebürend beachtet, auf das Verhältnis der römischen zur griechischen Cultur wird bei der lateinischen Lectüre stets scharf hingewiesen. Das so gewonnene Wissen bleibt nicht isoliert; der Unterricht im Deutschen und in der Geschichte findet sehr oft, zuweilen auch der in den übrigen Gegenständen Ursache oder Gelegenheit, die Bedeutung und den Einfluss der griechischen und römischen Cultur zu beleuchten. Die philosophische Schulung der Denkkraft, die formale Bildung, wird hauptsächlich durch den Betrieb der altclassischen Lectüre auf grammatischer Grundlage, durch die scharfe Betrachtung des grammatisch-logischen und psychologischen Aufbaues der lateinischen und griechischen Sprache, eine Betrachtung, die theoretisch in den Grammatikstunden und praktisch bei der Übersetzung ins Deutsche und in kleinem Umfange auch umgekehrt stattfindet, und durch die theoretischen und praktischen Denkübungen in der Mathematik, weiter auch in nicht geringem Maße durch die praktisch-logische Verstandesthätigkeit in dem übrigen Unterrichte, insbesondere durch die Aufdeckung des Causalnexus in den Naturwissenschaften und des Verhältnisses von Motiv und That in der Geschichte und bei der deutschen Lectüre erreicht. Unersetzlich ist die geistige Schulung, die durch den Vergleich des lateinischen und griechischen Originales mit der möglichst richtigen und schönen Übersetzung erworben wird. Denn die beiden antiken Sprachen besitzen eine staunenswerte logische und psychologische Durchbildung, sind der Ausdruck einer ewig bewunderungswürdigen geistigen Entwicklung und eines fast unerschöpflichen Reichthums tiefsinniger Gedanken und ewig fruchtbarer Ideen, weisen viele unvergängliche Schöpfungen in musterhafter Formvollendung auf und liegen für unser Studium in todter Erstarrung, somit abgeschlossen vor, gleichsam (wenn es möglich wäre) wie eine erstarrte und bis in die feinsten Theile wohlerhaltene Pflanzen- und Thierwelt der grauen Vorzeit vor den Augen des Botanikers und Zoologen. Fast 2000 und theils weit mehr Jahre trennen die Sprache Goethes von der des Tacitus, Horaz, Cicero .... und des Demosthenes, Plato, Sophokles .... und Homer; der Gegensatz ist also mächtig und anregend. Die Übersetzung der lateinischen und griechischen Musteroriginale auf grammatischer Grundlage und mit voller Erfassung des reichen und edlen Inhaltes und der schönen Form schärft den Verstand, bildet die Vernunft, erregt und veredelt die Phantasie und das Gefühl und verleiht dem Willen Stärke und geduldige Ausdauer. Keine moderne

Sprache enthält diese Vorzüge in solcher Fülle und in solchem Maße, dass man die Lectüre der Originaltexte aufgeben und sich auf die Lectüre einer Übersetzung beschränken könnte. Man vergegenwärtige sich den schon bedeutenden Unterschied des Nutzens, den die Lectüre eines modernen Schriftwerkes in der Originalsprache und in der Übersetzung gewährt! Nicht unerwähnt darf endlich die Thatsache bleiben, dass die Namen für überaus viele wissenschaftliche Begriffe in den europäischen Cultursprachen aus dem Griechischen und Lateinischen entlehnt oder gebildet sind. Die humanistische Mittelschule, das Gymnasium, kann auch auf eine der beiden antiken Sprachen, und zwar auf die griechische, wie eine Strömung verlangt, die den Wert des Gymnasiums nicht kennt oder nicht kennen will, ganz und gar nicht verzichten. Mögen auch einige Staaten versuchsweise das Griechische aus dem Lehrplane des Gymnasiums streichen (in Wahrheit haben sie es gethan oder wollen es thun, weil sie glauben, dass sie durch ein weitverbreitetes Studium einer modernen Weltcultursprache rascher und leichter die Höhe einer Weltculturnation erklimmen können, oder weil sie die volle und ganze Pflege des Idealismus für — Zeitverschwendung halten), ein ideal angelegtes Volk kann und darf diesen Axthieb in den einen starken Wurzelast seiner Bildung nicht nachahmen, wenn es die ideale Höhe seiner Cultur behaupten und fördern und seine ideale Aufgabe für die Zukunft in seinem Interesse und dem der Menschheit erfüllen will.

Das humanistische Gymnasium hat die Aufgabe, griechisch-römisch-christliche Bildung zu übermitteln, dient in seinem innersten Wesen, in seinem Lebensnerv der Pflege des Idealismus, erzieht für die idealen Aufgaben des Staates, der Nation, des Christenthums und der ganzen Menschheit, damit mit der Steigerung der Intelligenz sich auch die Sittlichkeit vervollkommne und in dem höheren Grade der Sittlichkeit ein mächtiger Trieb nach Steigerung der Intelligenz wirke. Möge das Gymnasium stets die humanistische Mittelschule bleiben und seine Existenzberechtigung durch glänzende Erfolge besonders in Geschichtsepochen des Egoismus, der Genussucht, der Übervortheilung und der rohen Gewalt klar beweisen! Je mehr es in solchen Epochen geschmäht und bedroht wird, desto heller leuchtet die Nothwendigkeit seines Bestandes zum Heile der Menschheit hervor. Die Verschmelzung der beiden Schwesteranstalten, des Gymnasiums und der Realschule, in eine Mittelschule könnte nur geschehen, wenn diese eine die Aufgaben beider zu lösen imstande wäre. Das würde aber eine Überbürdung hervorrufen, welcher der große Mittelschlag der Schüler erliegen müsste, und welcher nicht einmal durch eine Erweiterung auf zehn Classen abzuhelfen wäre. Doch kann man beide Mittelschulen einander näher bringen, natürlich nur für hochbegabte, fleißige und körperlich gesunde Schüler, indem man (wenn sich eine gesetzliche Minimalzahl meldet) am Obergymnasium Französisch oder Englisch und vielleicht auch neben dem Freihandzeichnen

das geometrische Zeichnen und an der auf acht Classen erweiterten Realschule in den vier oberen Classen Latein und in den zwei obersten Classen die Lectüre griechischer Classiker in gediegener Übersetzung als nicht obligate Lehrgegenstände einreiht. Einen Anfang hat ja die oberste Unterrichtsbehörde in jüngster Zeit schon gemacht. Auserlesene Schüler können diese Mehrleistung leicht bewältigen. Natürlich wäre an nicht wenigen österreichischen Gymnasien und Realschulen vorher die Frage reiflich zu erwägen, ob nicht doch die Erlernung der zweiten oder dritten Landessprache nützlicher sei. Jenen strebsamen Realschülern könnte, wenn sie auf dem Maturitätszeugnisse die gesetzlich bestimmten günstigen Erfolge nachweisen, gestattet werden, als ordentliche Hörer die naturwissenschaftlichen oder modern-philologischen Vorlesungen der philosophischen Facultät zu besuchen.

Das Gymnasium hat, um alles zusammenzufassen, seinen Jünglingen allgemeine Bildung, einen ziemlich klaren Einblick in den mühevollen Weg der Cultur von den Anfängen bis zur jetzigen Höhe und in die Culturideale der Zukunft, einen gewissen Grad der Intelligenz, Veredlung der Phantasie und der Gefühle und einen starken und ausdauernden sittlich guten Willen und in allem dem das Rüstzeug zu gewähren, dass sie nach dem Berufsstudium und nach Erstarkung, Läuterung und Vervollkommnung ihres Charakters einst als wahre und ganze Männer im Berufe und im Leben in den vordersten Reihen für den Bestand und die Förderung der idealen Güter kämpfen können. Diese intelligente Erziehung zum Guten für das Leben und den künftigen Beruf geschieht 1. durch den Unterricht, 2. durch die Gewöhnung und 3. durch das gute Beispiel. Den Weg, die Mittel und die Hindernisse für diese dreifache Erziehungsthätigkeit zeigt die Psychologie. Es ist das unsterbliche Verdienst Herbarts, die Pädagogik auf die Psychologie, wobei auch der physiologische Theil volle Berücksichtigung erfuhr, gegründet zu haben. Seitdem sind Pädagogik und Psychologie mit einander verwachsen, die Fortschritte jener hängen von den Fortschritten dieser ab; jeder Lehrer, der es mit seinem Berufe ernst meint, muss sich mit der Psychologie theoretisch und praktisch beschäftigen.

1. Der Unterricht. Die Vorschrift Herbarts: „Keine Erziehung ohne Unterricht und kein Unterricht ohne Erziehung!" hat besonders für das Gymnasium Geltung. Denn beim Unterrichte in keinem der Lehrgegenstände wird nach dem einstigen etwaigen praktischen Nutzen gefragt, sondern in jedem auf Schulung des Denkens, auf Erfassung des idealen Gehaltes, auf die sittliche Wirkung dieser Schulung und dieses Gehaltes auf Phantasie, Gefühl und Willen und auf die Weckung des Interesses das Hauptgewicht gelegt; das positive Wissen beschränkt sich daher auf gründliche und einheitlich geordnete elementare Kenntnisse. (Der häufigen Klage, dass die Abiturienten verhältnismäßig zu wenig positives Wissen für das Fach- oder Berufsstudium auf die Universität mitbringen, und dass der Sprung vom Gymnasium in die Universität gewaltig sei, könnte dadurch

abgeholfen werden, dass in jeder Facultät das erste Jahr der sicheren Grundlegung, der nöthigen Vorbereitung für das wissenschaftliche Fachstudium diene und mit einem Examen abschließe. Der Besitz eines methodisch angeeigneten grundlegenden Wissens und Könnens, verbunden mit einem hiedurch erhöhten Interesse, würde ein intensives und regelrechtes Studium in den drei nächsten Jahren verbürgen.) Indem wir also darnach streben, die Urtheilskraft der Schüler für jene Verhältnisse, welche die einzelnen Lehrgegenstände in unerschöpflicher Fülle bieten, soweit als möglich auszubilden und durch Denkübungen ein klares und gründliches, durch Gedächtnisübungen ein zu jeder Zeit bereites und durch Concentration des Unterrichtes ein einheitliches Wissen mit einem entsprechenden Können zu erzielen, müssen wir wohl im Auge behalten, dass scharfer Verstand und tiefes Wissen nur im Verein mit sittlichem Willen nützlich sein können. Daher muss jeder Unterricht auf das Gefühl wirken, weil nur gefühlsstarke Vorstellungen Motive werden können. Der Pflichtbegriff und der „kategorische Imperativ" genügen zur Sittlichkeit nicht; fehlt die Bildung des Gefühls und der Phantasie, so ergibt sich ein geistiger Defect (vgl. Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, S. 6). Es steht fest, dass in allen Lehrgegenständen durch einen warme Begeisterung oder Abscheu (Beifall oder Missfallen) kundgebenden Lehrton, durch Anschaulichkeit und Lebendigkeit in der Darbietung und durch entsprechende, aus der Art der Darstellung sich nothwendig ergebende (somit nicht künstlich gesuchte, sondern unauffällige) Fragen sittliche Werteindrücke und sittliche Wertschätzungen hervorgerufen werden. So entstehen sittliche Gefühle und sittliche Urtheile. Diese verdichten sich zu sittlichen Grundsätzen, welche weiterhin eine Rangordnung und Verallgemeinerung erfahren. Dieser Process der Verdichtung und Über- und Unterordnung geht theils unwillkürlich nach bestimmten psychologischen Gesetzen, theils durch eigenes Nachdenken, theils durch den methodisch und umsichtig geführten Unterricht vor sich. So gelangt der Schüler zu immer größerer sittlicher Einsicht, die Vernunft wird gebildet, das Gewissen entwickelt.

Es ist selbstverständlich, dass je nach dem Stoffe und nach der methodischen Absicht bald der Unterricht, bald die Erziehung überwiegt.

Was, um näher einzugehen, die Schulung im Denken anbelangt, so sei strenge davor gewarnt, immer und immer „die verstandesmäßige Auffassung bloß anzugeben und das Vorbild nachzuahmen und einüben zu lassen, sondern man muss den Schüler auch anleiten, alle Schritte selbst zu thun; sonst lernt er einen fremden Verstand auswendig" (Baumann, Einführung in die Pädagogik, 2. Aufl., S. 91). Der Lehrer muss ernst und unverdrossen die Schüler zu einer Selbständigkeit im Denken bringen, indem er viel und geschickt fragt und die Grenze der Auffassungsfähigkeit genau beachtet. „Wer richtig und treffend", sagt Baumeister a. a. O. S. 72, „Fragen stellen kann, besitzt den angemessenen Fingersatz der Pädagogik". Im Anschluss daran sei Herm. Schiller a. a. O. S. 101 ff. citiert, er sagt: „Auf geschickter Herbeiführung von Apper-

ceptionen beruht die Kunst des Unterrichts"... „Sobald der Unterrichtsgegenstand unter oder über dem geistigen Niveau der Schüler liegt, entsteht das Gefühl der Unlust".... „Selbst finden erzeugt das Gefühl der Befriedigung und sichert damit das Interesse"... „Der Lehrer muss stets annähernd den Vorrath von Vorstellungsassociationen kennen, auf welche er rechnen, und an die er das Neue anknüpfen kann. Er muss auch stets wissen, in welcher Ausdehnung solche Verknüpfungen noch beherrscht werden können. Eine solche Erwägung wird vor Überhäufung mit Lernstoff bewahren." Nach Beneke (Erziehungs- und Unterrichtslehre § 102—105) muss der Unterricht, indem er die geistige Kraft des Schülers anregt, doch einen gewissen Überschuss derselben für das eigene Weiterstreben übrig lassen. Wohl zu beachten ist, dass ein hinlänglicher Rest geistiger Frische noch für die letzte Unterrichtsstunde erhalten werden muss. Die Schulung im Denken, wie sie am Gymnasium hauptsächlich durch den Unterricht in den altclassischen Sprachen, ferner durch den in der Mathematik und der Logik und endlich durch die Denkarbeit in den übrigen Gegenständen geübt wird, führt zu der sogenannten formalen Bildung. Über diese lassen wir den in Herm. Schiller a. a. O. S. 259 citierten Paulsen („Das Realgymnasium und die humanistische Bildung", S. 18) sprechen, er sagt: „Man versteht unter formaler Bildung die Fertigkeit, verwickelte Bestände von Thatsachen genau aufzufassen, sicher und sachgemäß zu analysieren, endlich auf ihre einfache Gesetzmäßigkeit zurückzuführen. Diese Fertigkeit schließt ein die Fähigkeit zu angespannter, beharrlicher und vielseitiger Aufmerksamkeit in der Beobachtung, sicheres Unterscheiden des Erheblichen und Unerheblichen, divinatorisches Treffen des springenden Punktes, endlich methodische Sicherheit in der verificierenden Untersuchung sowie in der Darlegung und Beweisführung." Welche Bedeutung das sichere Unterscheiden des Erheblichen und Unerheblichen und das divinatorische Treffen des springenden Punktes für das sittliche Leben und Wirken haben, braucht nicht weiter erörtert zu werden. Dem formal Gebildeten bereitet es auch keine Schwierigkeit, seine Einsicht in den inhaltlichen Wert und den Zusammenhang der sittlichen Normen immer mehr zu vertiefen und zu den höchsten sittlichen Ideen aufzusteigen und nach Wahrheit im Leben sowie in der Lebensauffassung und in der Weltanschauung zu streben.

Der Lehrstoff ist in seinem Inhalte und Umfange vorgeschrieben. Was aber für den Aufbau des Wissens wesentlich ist und daher mit aller Gründlickeit durchdacht werden muss, was besonders erziehlichen Wert hat, und wie der ideale Gehalt herausgehoben und die sittliche Wirkung hervorgerufen werden kann, das alles muss der Lehrer wissen und verstehen. Der Lehrer darf seine Fühlung mit der unablässig schaffenden Wissenschaft nie verlieren und soll nicht nur sein Wissen in den Berufsfächern sowie in der Ethik, Pädagogik und Psychologie, sondern auch seine allgemeine Bildung stets erweitern und vertiefen. Wohlerwogene, genaue und gründliche Vorbereitung in sachlicher und methodischer Beziehung nicht nur für jede Lehrstunde, sondern auch

für den Plan und das Ziel des ganzen Jahres soll er als eine heilige Gewissenspflicht betrachten. Der mitgebrachte und durch Übung geförderte pädagogische Instinct muss durch theoretisches und praktisches Studium zur pädagogischen Einsicht umgestaltet werden. Bloße Mittelmäßigkeit ist es, was schablonenhaft überliefert oder als Richtschnur für den Anfänger von der Behörde vorgelegt und was von anderen abgesehen worden ist, nur äußerlich und formelhaft nachzumachen (vgl. Baumeister a. a. O. S. 32).

Hochwichtig für die erziehliche Wirkung ist die Innerlichkeit der Stimme, der Tonfall oder Tonwechsel und die Stimmung des Lehrers. Was der Lehrer lehrt, muss er auch fühlen. Was er fühlt, muss in der Stimme, im Tone zum Ausdruck kommen. Dann werden die inhaltsvollen, schönen und treffenden Worte auch zünden und begeistern und, wo Abscheu erregt werden soll, diesen auch erregen. Die Schüler haben ein feines Ohr für die Innerlichkeit der Stimme und erkennen sofort, ob sie wahr oder geheuchelt, natürlich oder gekünstelt ist. Unverdorbene Jünglinge werden von der wahren Innerlichkeit der Stimme des Lehrers sofort ganz gefangen genommen und hingerissen, sie hängen an den Lippen des Lehrers, verdorbene werden trotz ihres ironischen Lächelns im Anfange nach und nach empfänglich. — Wie der Lehrer in die Classe tritt, muss er die Sorgen und Kümmernisse des Lebens, von denen auch er nicht verschont ist, draußen lassen; der Anblick der jugendlichen Gesichter und der Gedanke an das Wirken gleichsam in Gottes Reich lassen ihn auch sofort alles Leid vergessen, erheitern sein Antlitz und spannen seine Kräfte. Bald mit reinem und stillen Humor, bald mit mild-strengem Ernste, bald mit Begeisterung, bald mit warnendem Abscheu fließen die Worte aus seinem Munde; der Grundton der Stimmung bei ihm und den Schülern ist frisch und froh. Geräth aber ein solcher Lehrer einmal in Zorn, so ist dieser heilig und edel und flößt Achtung ein. Es gibt viele, viele solche Lehrer, der Beruf in der Schule ist ihnen eine Rast der Erquickung auf dem Leidenswege des menschlichen Lebens.

Die Forderung, dass der Unterricht anschaulich sei, wurde von Pestalozzi für alle Zeiten aufgestellt. Aller Unterricht muss zunächst auf unmittelbarer Anschauung beruhen, und wo diese fehlt, muss die Darbietung anschaulich auf die Auffassungskraft und die Phantasie wirken. „Ein guter Erzähler klopft an alle Thüren." „Wer gut erzählen kann, hat die Kinder in seiner Hand." Anschaulichkeit führt zu scharfer Betrachtung, regt die Selbstthätigkeit der Schüler an und gibt immer ein ganzes und volles Bild. Die Bedeutung des anschaulichen Unterrichtes für die Erziehung ist daher mächtig. Ich verweise insbesondere auf Otto Willmann, Pädagogische Vorträge, namentlich S. 53—76.

Der Unterricht muss auch lebendig sein, einen frischen Rhythmus haben. Wendet sich der Lehrer bei der Darbietung und beim Prüfen zu lange oder zu oft nur an einen oder nur wenige Schüler, so werden die übrigen Schüler in der willkürlichen Aufmerksamkeit nachlassen oder weniger eifrig mitdenken, manche sogar theilnahmslos werden.

Lange akademische Vorträge haben, wenn sie eine Fülle des Stoffes oder schwierige Denkoperationen enthalten, gar keinen Wert, ja stumpfen ab und erzeugen Langweile, weil die Fassungskraft selbst bei höchst angestrengter Aufmerksamkeit nicht folgen kann. Der Lehrer muss seinen Vortrag oft unterbrechen, um sich von der richtigen Auffassung zu überzeugen, oder um Fragen zur Vertiefung zu stellen, oder um die Schüler selbst ein Stück weiter entwickeln zu lassen. Kurz während der ganzen Stunde müssen viele Fragen an die ganze Classe gerichtet werden; alle Schüler müssen herangezogen werden, nicht diejenigen allein, welche sich melden, sondern in gleicher Weise auch die, welche sich nicht melden; den einen darf die Freude, ihr Wissen oder ihre Denkfertigkeit zeigen zu können, nicht versagt, den anderen die scheinbare oder wirkliche Trägheit nicht geduldet werden. So wird die ganze Classe zur Aufmerksamkeit erzogen, so gewinnt der Lehrer ein Bild von dem Wissen und Können und der Antheilnahme eines jeden Schülers, so dass die besonderen Einzelprüfungen nur der Ergänzung dieses Bildes dienen.

Alle die genannten und besprochenen Mittel führen zur Weckung des Interesses, zum nächsten Hauptziel des Unterrichtes in jedem Gegenstande. Ist das Interesse geweckt, und wird es dauernd erhalten, so ist bereits die halbe Arbeit zur Erreichung der weiteren höheren Ziele und des schon oft erwähnten höchsten Zieles des Unterrichtes gethan. Ohne Interesse kann kein Unterricht erziehend wirken.

Lessing sagt irgendwo, dass man den Knaben beständig aus einer Scienz in die andere hinübersehen lassen solle. Concentration des gesammten Unterrichtes ist unbedingt nöthig, damit die zu erreichende allgemeine Bildung ein einheitliches Ganzes werde und sich in oberste Begriffe, Lehrsätze und Ideen zuspitze. Jeder Lehrer muss sich daher als Glied des Gesammtorganismus fühlen, darf seinen Gegenstand weder über- noch unterschätzen, auch nicht durch zu große Anforderungen den Betrieb der anderen Lehrgegenstände beeinträchtigen und muss den Zusammenhang seines Faches mit den einzelnen übrigen Fächern wohl im Auge behalten.

Die sittliche Seite des gesammten Unterrichtes findet ihre Concentration naturgemäß im Religionsunterrichte. Dieser hat die sittlichen Lehren aus den übrigen Lehrgegenständen mit den seinen zu verschmelzen, d. h. mit dem Glauben an Gott und die Unsterblichkeit der Seele in Beziehung zu bringen und die so gewonnenen sittlichen Normen in eine wohlgegliederte Einheit zusammenzufassen. Diese mit ihrer Über- und Unterordnung kann sich natürlich nur nach und nach mit der Reife des Verständnisses ausgestalten. Aber die höchste christliche Idee, welche lautet: „Liebe Gott über alles und den Nächsten wie dich selbst", jene Idee, welche den Getauften erst zum Christen macht und einzig geeignet ist, die Menschheit zu einem sittlichen Ganzen zu verbinden, muss von der ersten bis zur achten Classe den Mittelpunkt des sittlich-religiösen Unterrichtes bilden. Nur dann wird der Schüler mit Einsicht und Gefühl erkennen, dass sie wirklich das erste Gebot

ist und alle übrigen Gebote sich aus ihr ergeben. Der Schüler muss auch fühlen und begreifen, dass nach diesem Gebote der Liebe herrschen dienen heißt. Über wie viele Menschen einer gestellt ist, so vielen soll er in Wahrheit nach Kräften dienen; und umgekehrt werden nach dem guten Beispiele die Untergebenen ihm durch gewissenhafte Verrichtung der zugewiesenen Arbeit und darüber hinaus durch manches Wort und manche That der Liebe und in ähnlicher Weise auch einander dienen. Wer freiwillig Mitmenschen dient, ohne dass er durch seine Stellung oder aus Dankbarkeit verpflichtet ist oder aus Eigennutz sich hiezu veranlasst sieht, wird infolge der thätigen reinen Nächstenliebe in Wahrheit der Herr aller derer, denen er dient, während nicht selten diese sich thörichterweise über ihn gesetzt fühlen, eben weil er ihnen dient. Noch eine hochwichtige Lehre will ich beleuchten, jene, welche sich aus dem Gleichnisse von den Talenten (Matth. 25, 14—31) ergibt: Wer seine Kraft und seine Anlagen nicht nur erhält, sondern auch fördert und zum Wohle seiner Mitmenschen reich verwertet, der hat das Talent oder die Talente, die er für sein Leben empfangen hat, vermehrt und wird vor Gott bestehen. So urtheilt auch die Geschichte. Wem flicht sie olympische Ruhmeskränze?

Der Religionsunterricht muss anschaulich sein; nur so wird er die Vernunft wahrhaft bilden, die Phantasie veredeln, unausrottbare heilige und heiligste Gefühle hervorrufen und den Willen mächtig zu Gott und dem Nächsten lenken. Beispiele aus dem Leben, der Geschichte, den Dichterwerken, Biographien, Gleichnisse und Fabeln, schlicht, treu und warm erzählt, müssen den Unterricht beleben. Abstracte Erörterungen und Entwicklungen lassen das Herz kalt und überzeugen den jugendlichen Verstand nicht, weil das Substrat der Erfahrung fehlt; ja man sagt sogar, dass „der Weg zur Hölle mit Abstracten gepflastert sei". Auf der untersten Stufe muss der Unterricht an das Elternhaus, das Leben in und außer der Schule und die local-heimatlichen Verhältnisse und an die bereits vorhandenen religiösen und sittlichen Gefühle und Auffassungen anknüpfen. Die dogmatische, philosophische (metaphysische) und confessionelle Seite muss in jeder Classe die Grenzen des Verständnisses genau beachten; langsames und sicheres Aufsteigen vom Leichteren zum Schwierigeren in der Erklärung ist auch hier eine unerlässliche pädagogische Forderung. Die Vertheilung, Anordnung und Auswahl des Stoffes spielen ebenfalls eine wichtige Rolle. Tief zu beklagen ist, dass die pädagogische Literatur Österreichs fast nie einen Aufsatz über die Methode des Religionsunterrichtes bringt. Religiöser Indifferentismus in den höheren, Mangel an religiöser Bildung in den niederen Volksschichten — wie kann da wahre Religion gedeihen? Glaubens- und Sittenlehre steuern einem gemeinsamen Ziele zu: „Liebe Gott über alles und den Nächsten wie dich selbst". Wer Gott über alles liebt, liebt den Nächsten wie sich selbst. Wer Gott über alles liebt, hat zuvor gelernt, an ihn voll Bewunderung und Preis zu glauben und auf ihn in Leid' und Freud', in der Reue und im Bewusstsein erfüllter Pflicht felsenfest zu vertrauen. Bescheiden, hilfreich, edel und gut im Glück, voll Trost und voll Kraft

im Unglück, aus dem er geläutert hervorgeht, steht ein solcher Mensch auf festem, nie wankendem Boden. *„Sperat infestis, metuit secundis alteram sortem bene praeparatum pectus. Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae.“* Wie der Abiturient einen griechischen, lateinischen und deutschen Lieblingsautor auf die Universität und dann ins Leben mitnehmen soll, so soll er auch die Bibel zu seiner Lebensbegleiterin erwählen. Das erste tritt oft ein. Wie oft das zweite?

Es fehlt hier an Raum, den idealen Gehalt eines jeden der übrigen Lehrgegenstände und seine sittliche Wirkung zu besprechen (ich verweise auf Dr. Victor Thumser, Erziehung und Unterricht, 1901, S. 34 ff.). Der ideal fühlende und denkende Lehrer kennt den idealen Gehalt seiner Fächer und bringt ihn nach seinem pädagogischen Geschick und nach der Individualität seiner sittlichen Persönlichkeit mit den bereits erwähnten Mitteln zur sittlichen Wirkung. Ich warne nur vor dem Moralisieren und der Künstelei. Die wahre sittliche Wirkung entsteht nur ungezwungen, von selbst, wie ein geschliffener Diamant nur ins rechte Lichte gebracht zu werden braucht, um blitzenden Glanz auszustrahlen. Das „Schleifen“ geschieht in der Vorbereitung, ins rechte Licht wird der „geschliffene Diamant“ durch die bereits besprochenen methodischen Mittel gebracht. — Der Philologe wähle das Beste und Schönste zur Lectüre aus und behandle sie so, dass die Schüler für das Wahre, Gute und Schöne erwärmt und empfänglich gemacht werden. Der Philologe und der Historiker sollen bei neuem Stoffe immer wieder durch ungezwungene und geschickte, aus der Darstellung sich ergebende Fragen sich überzeugen, was den Schülern gefällt oder missfällt, um die durch die Art der Darbietung hervorgerufenen Werteindrücke und Werturtheile eventuell zu läutern oder zu vervollständigen, und sollen stets mit den Schülern die Motive finden und die Charaktere zeichnen. Lebensvolle, plastische Persönlichkeiten müssen im Geschichtsunterrichte vor das Auge des Schülers treten. Der Historiker soll außerdem die Schüler zur Erkenntnis einer sittlichen Weltordnung führen, einer Erkenntnis, die dem einzelnen Menschen, wie ganzen Völkern einen sittlichen Halt zu bieten vermag. Der naturwissenschaftliche Unterricht unterlasse es nicht, die Vorbilder in der leblosen Natur und in der Pflanzen- und Thierwelt durch den Hinweis auf Gleichnisse, Fabeln, Aussprüche der Bibel und der Dichter zur deutlichen Vorstellung und Auffassung und so zur edlen Wirkung auf Phantasie und Gefühl zu bringen. Eine mächtige sittliche Förderung erzeugt dieser Unterricht durch die Erkenntnis der Zweckmäßigkeit und der strengen Gesetzmäßigkeit, durch die Bilder der Größe, Erhabenheit und Unendlichkeit, durch die Einsicht in den wunderbaren Bau des Kleinsten u. s. f. Der Unterricht in der empirischen Psychologie hat die sittliche Wirkung, dass der Abiturient mit fruchtbarer Anregung zur Selbstbeobachtung und Selbsterkenntnis und zum Nachdenken über das erste und größte wissenschaftliche Räthsel, d. i. über das Wesen des Menschen, das Gymnasium verlässt. Nicht zu unterschätzen ist die Bedeutung des Zeichenunterrichtes für die Erziehung durch das Interesse für das Schöne in der Natur und in der Kunst, die des Gesangsunterrichtes

durch die Veredlung der Gefühle und die des Turnens und der Jugendspiele durch Förderung der leiblichen und somit auch geistigen Gesundheit und durch die Erstarkung des Willens.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die patriotische und nationale Erziehung. Wer seinem Staate und seinem Volke dient, der dient auch der Menschheit, der dient auch Gott. Alle Lehrer haben jeder nach der Natur seines Faches, soweit die Schule es kann, in Eintracht dahin zu wirken, dass die Schüler Kaiser und Vaterland vom Herzen lieben. Der Österreicher hat ein Vaterland und hat auch Grund, darauf stolz zu sein. Österreich ist ein großes, ein reiches, ein schönes Land, hat eine ruhmvolle Vergangenheit, nimmt einen sehr hohen Rang in Ackerbau, Industrie, Schulwesen, Wissenschaft und Kunst ein, steht als Großmacht achtunggebietend da und hat eine welthistorische Bedeutung und Aufgabe für eine weite, unabsehbare Zukunft. Aber dieses Österreich denken sich die Nationen, die in ihm leben, gedeihen und blühen, jede anders in seinem Wesen. Die Saat der Schule wird zum Theil durch Einflüsse außerhalb derselben erstickt. Möge die studierende Jugend die Kraft und die Bedeutung eines jeden Volksstammes für die Cultur, den Reichthum und die Macht des Staates kennen und schätzen lernen und beim Übertritt ins Leben von dem Gedanken durchdrungen sein, dass auf der Eintracht und dem friedlichen Wetteifer der in der Vergangenheit und in der Zukunft aufeinander angewiesenen Völker der Bestand und der Fortschritt des gemeinsamen Vaterlandes und die Freiheit und Wohlfahrt des eigenen Volkes beruhen. Möge das patriotische Wirken der Schule bald auch von außen eine kräftige Unterstützung erfahren!

2. Die Gewöhnung. Der erziehende Unterricht findet seine mächtige Mithilfe in der schon von Aristoteles stark betonten Gewöhnung, die oft zugleich eine Entwöhnung ist. Wie im gesitteten Elternhause, so hat auch in der Schule jede Gewöhnung keinem Widerspruche zu begegnen; Übermuth, blinder Eigenwille und Trotz werden durch die Achtung und Scheu vor der heiligen Macht des Erziehers unterdrückt; nach und nach sehen die Schüler die guten Folgen des Gehorsams und die schlimmen des Ungehorsams ein und gelangen zu der gefühlsstarken Einsicht, dass der Staat und die gesellschaftliche Ordnung ohne Gehorsam nicht bestehen könnten. Woran haben wir unsere Schüler mit liebevoller Strenge und eiserner Geduld zu gewöhnen? Diese Frage ist leicht beantwortet: An gewissenhafte Pflichterfüllung, d. i. insbesondere an Gehorsam, Pünktlichkeit, Ordnung, Fleiß, Aufmerksamkeit, Reinlichkeit, Wahrheitsliebe, Bescheidenheit, Verträglichkeit, Dienstbereitheit, Anstand und Höflichkeit. Bei den einen Schülern sind da sanfte und freundliche Worte oder schon die Schulordnung und der kurze Befehl des Lehrers ausreichend, bei anderen ist schon eindringliche und warnende Belehrung nöthig, bei den wenigen übrigen wirken erst Strafen; richtiges Lob am rechten Orte und zur rechten Zeit ist immer ein Ansporn. Takt in Lob und Tadel ist unbedingt nöthig. Es darf nicht zu viel befohlen werden, die Gebote der Schulordnung und die Befehle des Lehrers müssen ihre

sachliche Begründung oder Berechtigung haben; die Psychologie und die weise Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse, Sitten und Gebräuche geben die Grenzen an, innerhalb derer befohlen werden kann; das Gymnasium hat ausgesuchte Schüler, denen von der Volksschule und vom Elternhause aus manches Gebot selbstverständlich ist: die Befolgung des Wenigen aber, das befohlen wird, muss mit Consequenz verlangt werden. Zur Aufrechterhaltung der Aufmerksamkeit und Disciplin während der Stunde müssen in der Regel eine kleine Pause oder eine Erhöhung oder Dämpfung der Stimme oder ein Wink oder ein Schütteln des Kopfes oder ein Wort genügen; nur Ausnahmsfälle sollen die verschiedenen Abstufungen der Rüge, die Eintragung ins Classenbuch und endlich eine ärgere Strafe sein. Die Strafe, welche nach Herm. Schiller a. a. O. S. 200 als zugefügtes Übel das Unrecht deutlich zum Bewusstsein bringen, dem schwachen Willen Festigung, dem verkehrten Richtung, in zweiter Linie erst die Verletzung der Rechtsordnung der Schule sühnen soll, bedarf vor ihrer Festsetzung einer scharfen Erwägung der Motive des Vergehens und der Frage nach ihrer sittlichen Wirkung. Bei der Erziehung durch Gewöhnung ist Kenntnis der Individualität der Schüler sowie der Verhältnisse im Elternhause und ein eifriger und aufrichtiger Verkehr zwischen Schule und Haus von segensreichem Nutzen. Weite Verbreitung in den Elternkreisen möge die oben citierte, wahre Freundesworte an die Eltern enthaltende Schrift von Dr. Victor Thumser finden!

Der Ordinarius, dem die Hauptarbeit der Erziehung durch Gewöhnung zufällt — „er ist ja den Schülern gegenüber κατ' ἐξοχήν die erziehende Autorität" (Weisungen S. 54) — hat sich über folgende Punkte wohl zu unterrichten: 1. Welche Schüler entsprechen vom Haus aus willig den sittlichen Anforderungen, und welche von diesen üben auch einen guten Einfluss auf die Mitschüler aus? 2. Welche Schüler haben grobe Charakterfehler (sind hochmüthig, kriecherisch, jähzornig, rachsüchtig, trotzig oder rechthaberisch, haben eine verderbte Phantasie, Mangel an Ehr- und Pflichtgefühl, krankhaften Ehrgeiz, eine Neigung zu Angeberei, Betrug, Lüge u. s. f.), und welche von diesen üben einen schlechten Einfluss aus oder tyrannisieren sogar die guten Schüler? 3. Welche Schüler sind im Kerne gut, neigen aber zu übermüthigen oder kindischen Streichen? 4. Welche Eltern unterstützen mit allen Mitteln die Schule, und welche thun dies nicht oder zu wenig oder ordnen sogar Ungehorsam an? 5. Welche Schüler haben ein körperliches Gebrechen oder Leiden? Welche Gemüthsbeschaffenheit und welche Charaktereigenschaften zeigen diese Schüler, und wie werden sie von ihren Mitschülern behandelt? (Vgl. Herm. Schiller a. a. O. S. 154 ff.) Welche Fülle von individueller Erziehungsthätigkeit ergibt sich da für den Ordinarius! Sie wird sich segensreich gestalten, wenn ihm die Eltern wenigstens kein Hindernis in den Weg legen, wenn er ein warmes Herz für die Jugend besitzt, mit Geduld und Liebe auf die jugendliche Art eingeht, consequent ist und von den übrigen Lehrern der Classe und vom Director in richtiger Weise unterstützt wird.

Die Gewöhnung an bestimmte Tugenden zieht eine heilsame Folge nach sich, die Erstarkung des Willens. Denn jede Willenshandlung hinterlässt, wie die Psychologie lehrt, eine bleibende Disposition oder Neigung zu einer ähnlichen Willenshandlung, Übung des Willens im Guten ist also eine Hauptforderung für die Erziehung. Wohl beherzigt werde die Thatsache, dass Misserfolge Unmuth und Erschlaffung erzeugen.

Zwischen Körper und Geist besteht eine innige Wechselwirkung. Jeder Lehrer muss auch dafür ein scharfes Auge haben. Er wird bei jeder Gelegenheit auf den wohlthätigen Einfluss eines starken Willens und einer edlen und reinen Phantasie auf das leibliche Befinden mit überzeugungskräftigem Tone hinweisen und umgekehrt überall, wo er es vermag, Krankheiten oder Gebrechen vorzubeugen suchen. Viel leistet er schon, wenn er durch stete Beachtung, eventuell durch Strenge für eine gesunde Körperhaltung und für Schonung der Augen sorgt.

3. Das gute Beispiel. Der erziehende Unterricht und die erziehende Gewöhnung erhalten eine kräftige und heilsame Ergänzung und Förderung durch den Einfluss des guten Beispiels. Das gute Beispiel wird außerhalb der Schule und in der Schule geboten. Die Vorführung des ersteren liegt im Machtbereich der Eltern; da hat die Schule theils keinen, theils nur geringen Einfluss. Aber was sie in ihrem Wirkungskreise thun kann, das soll sie mit allen Kräften thun! Der erziehende Unterricht soll aus der Geschichte, aus der Lectüre und aus der Natur packende Beispiele in lebensvoller Anschaulichkeit vorführen und zur vollen Wirkung bringen. Aber ein stets in die Augen fallendes und unaufhörlich wirkendes gutes Beispiel ist der Lehrer selbst. Er sei pflichtgetreu, pünktlich und beharrlich, sei gerecht, sei wahr und aufrichtig, sei voll Liebe und versöhnlich, sei voll Vertrauen und dulde nur den Ton der feinen Bildung!

Pola. Peter Maresch.

Dr. Max Banner, Pädagogische Tagesfragen. Frankfurt a. M., Verlag von Franz B. Auffarth 1902. 71 SS.

Von den sieben Abhandlungen sind fünf vom Verfasser bereits in Zeitschriften veröffentlicht worden, eine bildete den Inhalt eines Vortrages auf dem Neunten allgemeinen deutschen Neuphilologentage in Leipzig, nur die fünfte derselben „Über eine neufranzösische Professur" und eine Anzahl von Aphorismen aus dem Schulleben werden hier zum erstenmale veröffentlicht. Wie schon der Titel besagt, sind es pädagogische Tagesfragen; die einen sind mehr, die anderen minder wichtig, zum Theil wohl nur von localer Bedeutung, wie die Erörterung über die „Schulferien", oder fast nur von fachlichem Interesse, wie die drei Abhandlungen, welche über die Methode des französischen Sprachunterrichtes handeln. Wo der Verfasser von den Aufgaben des Lateinunterrichtes an den Gymnasien oder des classischen Unterrichtes überhaupt spricht, zeigt er sich zu wenig unterrichtet (S. 13, 62 f.); dafür hat er über den Betrieb

des französischen Unterrichtes nach den modernen Grundsätzen mit Erfolg nachgedacht und Erfahrungen gesammelt, die ihn zu ganz beachtenswerten Vorschlägen führten. In dieser Hinsicht hat der obenerwähnte Leipziger Vortrag einen Nachdruck verdient: für österreichische Verhältnisse bleibt aber auch dieser ziemlich belanglos, da gewisse darin ausgesprochene Wünsche, wie der, dass an den Universitäten die romanische und englische Philologie getrennt und das Prüfungsreglement dahin abgeändert werden möge, dass der Neuphilologe nicht von vorneherein zu einem Examen in beiden fremden Sprachen (natürlich als Hauptfächer) gezwungen sei, bei uns längst erfüllt sind. Dasselbe gilt von der zweiten Abhandlung über „Das Züchtigungsrecht des Lehrers", dessen wir glücklicherweise schon längst los sind. Banner scheint aber gar nicht sehr damit einverstanden zu sein, dass das neue schulbehördliche Reglement über das Züchtigungsrecht die Herrschaft des baculus einigermaßen eingeschränkt hat, wenigstens lässt dies der Zusammenhang vermuthen, in welchem diese Verfügung besprochen und die Schwierigkeiten geschildert werden, die der Lehrer, um Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten, zu besiegen hat. Amüsant ist die kleine Plauderei zwischen einem Oberlehrer und seinem Schwager vom Lande über „die rothe Tinte"; es ist darin über Wert und Unwert der Correctur, des Extemporale, der schriftlichen und mündlichen Übungen mit Ironie manches ganz zutreffend gesagt worden. 24 Aphorismen aus dem Schulleben schließen die Broschüre ab. Einige sind recht gelungen und mögen daher auch hier einen Platz finden: „Nicht behördliche Verordnungen geben der Schule ihre Bedeutung, sondern das Lehrpersonal und ihr Leiter". — „An dem Ehrgeiz der Schüler findet der Lehrer einen mächtigen Verbündeten in seiner unterrichtlichen, einen gefährlichen Gegner aber in seiner erzieherischen Thätigkeit." — „Kein Unterrichtsgegenstand an sich ist lang- oder kurzweilig; erst das Ungeschick oder Geschick des Lehrers trägt ihm jene oder diese Eigenschaft ein." — „Die Jugend will lieber angestrengt als gelangweilt, lieber zu hoch als zu tief genommen werden." — „Wenn die Ferienzeit der Söhne schließt, beginnt die Erholungszeit der Mütter." — „Das Lateinische ist der Stammhalter, das Griechische das Lieblingskind und das Französische das Aschenbrödel im Haushalte des humanistischen Gymnasiums, Mathematik und Naturwissenschaften aber sind die lachenden Erben in dieser Familie."

Linz. Dr. J. Loos.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Erlass des n.-ö. Landesschulrathes betreffend die Privatlectüre in den classischen Sprachen.

Die Berichte über den Verlauf und Erfolg der Maturitätsprüfungen an den n.-ö. Gymnasien im Sommertermine 1901 lassen den erfreulichen Fortschritt erkennen, der auch im verflossenen Schuljahre wieder die Lectüre der classischen Autoren genommen hat. Hiezu hat nicht wenig der eifrige Betrieb der Privatlectüre beigetragen; denn es bedarf wohl keines ausdrücklichen Hinweises, dass sich die obligate und eine richtig geleitete Privatlectüre gegenseitig in hohem Grade fördern und befruchten. Der Aufschwung, den die Pflege der Privatlectüre genommen hat, zeigen am deutlichsten folgende Thatsachen:

1. An allen n.-ö. Gymnasien wurde im verflossenen Schuljahre Privatlectüre in größerem oder geringerem Umfange betrieben, an allen wenigstens von einem Theile der Abiturienten im Umfange eines Jahrespensums, an drei Gymnasien — am Elisabeth-Gymnasium und an denen in Kalksburg und Melk — von allen Schülern der VIII. Classe in diesem Umfange.

2. An allen Gymnasien mit einer einzigen Ausnahme haben sich Abiturienten zum Examen aus der Privatlectüre gemeldet und sind die Gemeldeten fast alle auch thatsächlich geprüft worden.

3. Die überwiegende Mehrzahl dieser Examina hatte einen günstigen Erfolg, in nicht wenigen Fällen erfolgte eine Verbesserung des Calcüls.

Der k. k. Landesschulrath weiß den Antheil vollkommen zu würdigen, der von diesem Erfolge auf die philologischen Lehrer entfällt, die nicht nur durch Anregung und Aufmunterung ihrer Schüler, sondern auch durch deren Führung, Unterweisung und öftere Prüfung große Opfer an Zeit und Kraft gebracht und so eine Höhe der Auffassung ihrer Berufspflicht bekundet haben, die des vollsten Dankes und der ungetheilten Anerkennung sicher sein kann.

Aber auch der Kreis der Erfahrung auf dem Gebiete der Privatlectüre weitet sich immer mehr und es kommen Fälle zur Beurtheilung, für die bisher eine Richtschnur fehlte.

Zu diesem Zwecke erscheint es am Platze, Folgendes zu erwähnen.

An einem Gymnasium wurde nach dem Berichte des Vorsitzenden „bei Schülern, bei denen Jahresleistung und jene bei den schriftlichen Prüfungen eine recht günstige war — um die gesetzlich normierte Prüfungszeit nicht zu überschreiten — nur die Prüfung aus der Privatlectüre abgenommen“. Dieser Vorgang ist zwar zulässig, erfordert aber die

genaueste Kenntnis der Personen und Verhältnisse, über die ein der Anstalt ferner Stehender nicht immer verfügen wird.

An einem anderen Gymnasium verdankte, wie der Bericht sagt, „ein Schüler die genügende Note aus Griechisch nur dem Ergebnisse der Prüfung aus der Privatlectüre".

Hier ist zweifellos die Bestimmung der „Weisungen" S. 33, „der Schüler muss fähig sein, einen in der Schule nicht gelesenen Abschnitt aus den lateinischen und griechischen Schulschriftstellern nach kurzer Überlegung auf Grund grammatisch gründlichen Verständnisses gewandt zu übersetzen", völlig außeracht gelassen worden; denn es versteht sich von selbst, dass diese grundlegende Bestimmung durch den Ministerial-Erlass vom 30. September 1891, Z. 1786/C. U. M. (M.-V.-Bl. Nr. 33 ex 1891), in keiner Weise alteriert wurde.

Insoferne also ein Schüler bei dem obligaten Examen in den alten Sprachen entschieden nicht genügt, verliert natürlich ein Examen aus der Privatlectüre seine Bedeutung, ja seine Berechtigung; denn wenn ihr Betrieb einen Schüler so wenig gefördert hat, dass seine Pflichtleistung unzweifelhaft nicht einmal genügte, so wird wohl auch ein gründliches und umfassendes Examen aus der Privatlectüre keinen besseren Erfolg erwarten lassen; keinesfalls darf aber ein für Examinanden günstiger Zufall in einem solchen Falle einen Ausschlag geben.

Literarische Miscellen.

Präparationen für die Schullectüre griechischer und römischer Classiker. Begründet von Krafft und Ranke. Heft 62. Präparation zu Ciceros Reden für den Dichter Archias und für L. Murena von A. Krause. Hannover 1901, Nordd. Verlagsanstalt. Preis 50 Pf.

Die Herausgeber dieser Sammlung erstrecken ihre Präparationen in immer weiterem Umfange auf die griechischen und römischen Schulausgaben, indem sie da, wie es scheint, einer insbesondere an den Gymnasien des deutschen Reiches herrschenden Nachfrage entgegenkommen. Zu Cicero waren bereits Präparationen für die Miloniana und Sestiana erschienen. Auch von dem vorliegenden Hefte kann, wofern man überhaupt mit dem Princip der ganzen Anlage übereinstimmt, gesagt werden, dass es bis auf gewisse Dinge, die später noch zu erwähnen sein werden, mit ziemlicher Sorgfalt nach den Commentaren dieser Reden gearbeitet worden ist. In den lexikalischen Angaben wird nicht bloß die jeweils an der betreffenden Stelle geforderte Bedeutung angegeben, sondern vor allem die Grundbedeutung, und erst aus dieser wird die occasionelle Bedeutung entwickelt, so dass dem Schüler, wenn er sich diese Dinge gewissenhaft einprägt, aus der Nichtbenützung eines Lexikons wohl kaum ein Schaden erwachsen dürfte. Aber immer noch wird in lexikalischer Beziehung zuviel angegeben, denn Wörter wie *reus*, *molestus*, *otium*, *celeber*, *integer*, *ianua*, *fallax* u. a. m. müssen dem Schüler auf dieser Stufe unbedingt längst bekannt sein. Von der etymologischen Erläuterung der Grundbedeutung wird im ganzen ein zweckmäßiger Gebrauch gemacht; auch bei *immanis* (p. Arch. 19) sollte mit Rücksicht auf die zweifellose Ableitung von *manus* 'gütig' und *Manes* (diese Angabe fehlt jedoch) als Grundbedeutung nicht 'unmäßig', sondern 'unhold' angegeben werden. Doch kann Ref. auch ein ernsteres Bedenken gegenüber diesem Präparationshefte nicht unterdrücken. Das Mindeste nämlich, was man von einer solchen 'Präparation' verlangen muss, ist absolute, den Angaben der Grammatik entsprechende Verlässlichkeit der Angaben inbezug auf

die Formen der Wörter. Ich konnte nun hinsichtlich der Angaben der Perfecta und Supina kein Princip oder mindestens keine Gleichmäßigkeit erkennen. Weit schlimmer jedoch ist, dass auch unrichtige Formen angegeben werden, so *pertentum* zu *pertineo*, während von *attingo* das *Sup.* als fehlend bezeichnet wird. *Fructus sum* sollte doch nicht als *pf.* zu *fruor* angeführt werden, ebensowenig die unbelegten Supinformen *circumfluxum*, *allectum*. Falsch aber ist *serptum* zu *serpo*. Merkwürdig ist die Angabe Mur. § 62 *pudens* Partic. zu *pudeo* (!). — Mur. § 40 heißt es: '*trinos ludos* pl. zu (*singuli*) *ludi*', was unverständlich ausgedrückt erscheint; jedenfalls aber sollte es vielmehr *uni ludi* statt *singuli l.* heißen. — ib. § 40 bedarf der Ausdruck *habui scaenam competitricem* doch einer Erklärung, damit der Schüler den Ausdruck richtig verstehe.

Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische für Secunda und Prima im Anschlusse an die Lectüre von Dr. Hammelrath und Dr. Stephan. 2. Heft. Übungsstücke im Anschlusse an Cicero. Berlin, Weidmann 1900. 80 SS. gr. 8°. Preis 1 Mk.

Das Heft enthält Übungsstücke im Anschlusse an die 1. und 4. Catilinarische Rede, an die Pompeiana und Miloniana. Die Übersetzungsvorlagen sind recht geschickt zusammengestellt. Die Herausgeber bemühen sich, nicht bloß verwässerte Wiedergaben des lateinischen Originals zu liefern. Mit Rücksicht auf den Umstand, dass die betreffende Partie der Lectüre vorher gelesen wird, sind die Angaben nur spärlich. Es wird aber jeder Schüler, der den Autor gewissenhaft präpariert hat, ohne nennenswerte Schwierigkeit die Stücke übersetzen können, manche auch ohne vorhergegangene häusliche Präparation. Der deutsche Ausdruck ist im Gegensatze zu sehr vielen Übungsbüchern ähnlicher Art im ganzen einwandfrei. Wiewohl das ganze Gebiet der lateinischen Syntax zur Einübung gelangt, wird es doch vermieden, die einzelnen Übersetzungsstücke mit Regelwerk förmlich vollzupferchen. Es können daher diese Vorlagen den besseren ihrer Art zugezählt werden, und sie dürften manchem Fachgenossen vielleicht willkommen sein.

Wien. Alois Kornitzer.

Ad. Wernickes Lehrbuch der Mechanik in elementarer Darstellung mit Anwendungen aus den Gebieten der Physik und Chemie. In 2 Theilen. 1. Theil: Mechanik fester Körper. Von Dr. Alex. Wernicke, Director der städt. Oberrealschule und Professor an der herzogl. technischen Hochschule zu Braunschweig. 4. völlig umgearb. Aufl. 2. Abtheilung. Statik und Kinetik des starren Körpers. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1901. Preis 6 Mk.

In ganz vortrefflicher Weise finden wir in dem vorliegendem Buche die Dynamik des starren Körpers mit besonderer Berücksichtigung der Kräfte an demselben, der Schwerpunktbestimmungen, der Statik des starren Körpers (Befestigungsreactionen, Reibungen), der Kinetik des starren Körpers behandelt. Hervorzuheben ist der Umstand, dass in jedem der einzelnen Abschnitte zahlreiche Anwendungen der vorgetragenen theoretischen Principien aufgenommen wurden und dass im Anschlusse daran sich auch Übungen vorfinden, in denen zumeist rechnerische Probleme gelöst werden. Neben der Rechnung hat auch die Construction den ihr gebürenden Platz gefunden; so wurde das Problem der Kräfte in einer Ebene mit zerstreuten Angriffspunkten und der Kräftepaare in

einer Ebene auch mittelst der graphostatischen Methode von Culmann gelöst. Die rechnerischen Methoden sind meist elementare, so dass das vorliegende Buch auch in weiteren Kreisen mit Erfolg benützt werden kann. Die Übungen gehören vielfach dem Gebiete der Physik an. In erster Linie ist aber der Verfasser durch die Art der Darstellung des Gebotenen, dann durch die entsprechende Auswahl den Bedürfnissen der Techniker gerecht geworden. Das Buch ist also für die technischen Mittelschulen, dann für die Studierenden der Universität und anderer Hochschulen, insofern sich diese mit elementar behandelter Mechanik beschäftigen wollen, weiters für Techniker, die dieselbe Neigung haben, endlich aber auch für Candidaten des höheren Schulamtes und für Oberlehrer, welche sich der in der neuen preußischen Prüfungsordnung vom 12. September 1898 eingeführten angewandten Mathematik zuzuwenden beabsichtigen, bestimmt.

Die Ausstattung des Buches ist eine in jeder Beziehung vollkommen befriedigende.

Wir halten es für unsere Pflicht, auch die Lehrer der Physik an den Mittelschulen auf dieses Buch aufmerksam zu machen; diese werden manche recht geeignete einfache mathematische Entwicklung diesem Buche entnehmen können.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Seemanns Wandbilder. 2. Folge. 13. Lieferung. Nr. 121—130.

Die vorliegende Lieferung ist durch eine Anzahl besonders für den Historiker wichtiger Bilder ausgezeichnet. Alle Aufnahmen an Schönheit übertreffend ist der große Lichtdruck der Basilica San Apollinare in Classe bei Ravenna. Infolge des günstig wählbaren Standpunktes ist die perspectivische Erscheinung des alten Baues in der Rückansicht außerordentlich instructiv. Der Kölner Dom in seiner heutigen Gestalt, mitten in der modernen Umgebung, bildet einen wirksamen Contrast zu dem vorangeführten Bilde. Durch und durch modern, aber der alten Umgebung von Westminster angepasst, ist das mächtig ausgedehnte Parlamentsgebäude an der Themse in London. Als letztes für den Historiker wertvolles Bild ist das in der Dresdner Galerie aufbewahrte Werk von Van Dyck: „Die Kinder Karls des Ersten“ zu nennen. Hier ist allerdings die Retouche auf den Fleischtheilen hie und da zuweit gegangen, während sonst jeder Pinselstrich des Künstlers und die rissige Structur des alten Ölbildes das genaueste Studium ermöglichen. Für den Philologen von besonderem Interesse ist die Reproduction der in Berlin aufbewahrten Muse Polyhymnia des Philiskos von Rhodos. Ist auch der Kopf der Figur ergänzt, so gibt doch das Gewand einen vorzüglichen Begriff von der Kunst der hellenistischen Bildhauer um das Jahr 200 vor Christus. Eine solche Statue wird im besten Sinne des Wortes zu allen Zeiten modern wirken. Die Amazone von Tuaillon im Berliner Lustgarten, ein Werk von unnachahmlicher Lebensfrische, fordert zum Vergleich mit den Amazonendarstellungen der Alten auf. An kunsthistorisch bedeutenden Schöpfungen aus dem Gebiete der Plastik finden wir dann noch das Dominicusgrab in Bologna und die siebente Station von Adam Kraft in Nürnberg, überdies eines der schönsten Gemälde von dem älteren Lucas Cranach: „Die heilige Familie auf der Rast“ inmitten einer urdeutschen Landschaft, die durch ihre naiv-naturalistische Wiedergabe überrascht; endlich erfreut uns noch das beliebte realistische Bild der heiligen Agnes (Dresden) von der Hand des Ribera.

Troppau. Rud. Böck.

Programmenschau.

5. Stockmair Alois, Ist die Schrift *Ἀγησίλαος* ein Werk Xenophons? Ein Beitrag zur Lösung der Frage. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Görz 1900. 38 SS. gr. 8°.

St. leitet seine Arbeit mit einer kurzen Besprechung der einschlägigen Schriften von M. Clar (1891), O. Hempel (1894), Hagen (1864), Hartmann (1887) und Lippelt (1889) ein. Dass er sich auf diese spärlichen Literaturangaben beschränkt, glaubt er mit der Bemerkung zu rechtfertigen, dass gerade die genannten Schriften in seiner Abhandlung in Betracht gezogen sind. Immerhin aber hätte St., wollte er schon keine förmliche Geschichte der behandelten Frage entwickeln, doch auf die Listen der Streiter in den Ausgaben des 'Agesilaus' von Heiland und von Sauppe oder noch besser auf die Notiz bei M. Evers, Programm Düsseldorf 1883, S. 2, Anm. 1 hinweisen können, um einer Darstellung der Controverse in ihren früheren Stadien überhoben zu sein. — Indes hat diese Äußerlichkeit für den Wert der Arbeit nichts zu sagen. Wichtiger ist jedenfalls die Frage nach dem Inhalt des 'Beitrages'. Indem St. die Echtheitsfrage des 'Agesilaus' unter Betrachtung von Form und Inhalt der Schrift und schließlich unter Erörterungen, die sich auf den Charakter Xenophons beziehen, des näheren behandelt, kommt er an erster Stelle auf jene Wendungen zu sprechen, die Hartmann, nach dessen Ansicht der Verfasser ein Schüler des Isokrates ist, theils als isokratische Antitheta, theils als '*ornamenta*' und '*flosculi oratorii*' bezeichnet: St. führt sie der Vollständigkeit halber auf, obgleich er von ihrer Beweiskraft im Sinne Hartmanns nicht sonderlich überzeugt ist. Übrigens sammelt hier St. noch eine Anzahl von Stellen, die als bewusste formelle und sachliche Änderung des entsprechenden Wortlautes der Hellenica mit mehr oder weniger Recht von den Forschern erklärt werden. — Auch an zweiter Stelle, wo sich St. mit dem Inhalt des 'Agesilaus' befasst, werden vielfach die Hellenica herangezogen, um die Darstellung der in ihrer Echtheit bestrittenen Schrift mit der Behandlung desselben Gegenstandes in dem unzweifelhaft echten Werke Xenophons zu vergleichen. In diesem schon dem äußeren Umfange nach hervortretenden Abschnitte ruht der Schwerpunkt der Abhandlung. Es werden hier alle von den Forschern, namentlich von Hagen, Hartmann und Lippelt behandelten Stellen vorgenommen und der sie treffende Tadel der Incorrectheit in der Regel als vollberechtigt hingestellt: ja St. findet grelle Widersprüche mit dem Berichte der Hellenica. Die 'Gründe aus dem Charakter des Xenophon' bilden ein kurzes, ziemlich belangloses Schlusscapitel.

Ref. findet nicht, dass die Lösung der behandelten Frage durch Verwertung wesentlich neuer Gesichtspunkte gefördert wäre. Offenbar hat dies auch der Verf. gar nicht angestrebt. Vielmehr dürfte er sich zur Aufgabe gestellt haben, die von Neueren pro und contra vorgebrachten Argumente auf ihre Stichhältigkeit hin sorgfältig abzuwägen und die sicheren Forschungsergebnisse der jüngsten Zeit vorzulegen. Darnach kann die Arbeit immerhin ihren Wert beanspruchen, insofern sie über den gegenwärtigen Stand der Frage gründlich orientiert.

Wien. J. Golling.

---

6. Ifigenia na Taurydzie. Dramat w 5 aktach Goethego. Wierszem miarowym przełożył Parylak Piotr. Wydanie 2. przejrzane i poprawione. (Iphigenie auf Tauris. Schauspiel in 5 Acten von Goethe. Metrisch übersetzt von Peter Parylak. Zweite durchgesehene und verbesserte Auflage.) Progr. des polnischen Privatgymnasiums in Teschen 1900. 48 SS.

Goethes „Iphigenie" ist in die polnische Literatur längst eingeführt. Ludwig Jenike, Marie Kurtzmann, Johann Kasprowicz haben an diesem Meisterwerke ihre Kräfte versucht, mit größerem oder geringerem Glück. Parylaks Übersetzung sollte ihre Vorgängerinnen billig überholen, desto gewisser, da der Übersetzer Zeit gehabt hat, diese 2. Auflage seiner Arbeit „durchzusehen und zu verbessern". An seinem guten Willen dürfen wir nicht zweifeln, allein das Werk ist weit davon entfernt, „den Meister zu loben", und der Liebe Müh' ist vergebens aufgewandt worden. Weder die Manen Goethes noch die polnische Literatur werden dem Übersetzer Dank wissen. Was für Eigenschaften soll denn die Übersetzung eines Dichterwerkes besitzen? Vor allem hat sie sich als lesbar zu erweisen, in Sprache und Stil correct, glatt, fließend. Diese Iphigenie wimmelt von Sprachwidrigkeiten, des Metrums wegen eingefügten Flickwörtern, ohrenzerreißenden Kakophonien; wollte man all die Stellen citieren, gäb's schier kein Ende. Eine Übersetzung soll ferner getreu sein. Wenn nun auch im allgemeinen durch Aufgeben der Lesbarkeit theuer erkauftes Streben nach Treue dem Übersetzer nicht abgesprochen werden soll, so gereicht ihm dennoch zum Vorwurf, dass er manches grob missverstanden hat, insbesondere schwierigere Stellen wie: II 1 (Ich weiß, ein fremdes göttergleiches Weib hält jenes blutige Gesetz gefesselt), V 6 (Hier ist das Schwert etc.). Alle so mannigfachen, so bezeichnenden Feinheiten des Ausdruckes, die zahlreichen Blüten einer farbenbunten, duftigen Flur, sind mitleidlos zertreten. Wollen wir auch dem Übersetzer nicht verübeln, dass er „antike" Stellen, wie „entehrt des Bruders Bette" u. dgl. gemildert hat, so war doch die Tirade über das weibliche Geschlecht I 3 (Wenn ihnen eine Lust im Busen brennt etc.") nicht zu unterdrücken. Das Metrum der Übersetzung scheint auf den ersten Blick richtig gewählt: dem deutschen iambischen Quinar entspricht der polnische „elfsilbige Vers". Allein Verse müssen doch auch einen gewissen Rhythmus haben, und den sucht man sehr oft vergebens. Ganz verfehlt war die Idee, den elfsilbigen Vers hie und da durch einen zehnsilbigen zu unterbrechen; freilich gestattet der deutsche Vers Analoges, allein dem Princip der polnischen Metrik schlägt ein solcher Versuch geradezu ins Gesicht. An solchen Stellen, wo Goethe das Versmaß ändert, ist auch Parylak vom regelmäßigen Metrum abgewichen, um etwas zu machen, was weder nach deutscher noch nach polnischer Metrik Vers genannt werden kann. Nicht genug an dem Gesagten, hat der Übersetzer den Eindruck seiner Arbeit auch noch durch recht zahlreiche, zum Theil stark sinnstörende Druckfehler geschädigt.

7. Fryderyk Schiller. Demetrius. Akt I. i II. dramatu. Przełożył Stefan Morawiecki. (Friedrich Schiller. Demetrius. I. und II. Act des Dramas. Übersetzt von Stefan Morawiecki.) Progr. des k. k. III. Gymnasiums in Krakau 1900. 51 SS.

Morawiecki endigt seine meines Wissens erste polnische Übersetzung des Schiller'schen Demetriusfragmentes mit dem Monolog der Marfa. Zum Lobe der Arbeit lässt sich sagen, dass sich der Leser hier im allgemeinen von der Sprache nicht befremdet und abgestoßen fühlt. Freilich stören hie und da Flickwörter und Geschmacklosigkeiten, auch metrische Versehen, und der Vergleich mit dem Original zeigt neben

sporadischen Auslassungen und Abänderungen durchgehends Verwässerung und Weitschweifigkeit, aber auch unpassende Übersetzung einzelner Ausdrücke und ungetreue Wiedergabe ganzer Stellen (z. B. Gerechtigkeit heißt der kunstreiche Bau des Weltgebäudes; Denkt, dass Ihr Euch in Polen selbst gefunden). Ein paar eigene, selbständige Erweiterungen hat der Übersetzer, wie es sich gebürt, durch Sternchen gekennzeichnet. Die Correctur (insbesondere Interpunctionszeichen!) hätte sorgfältiger sein können.

Lemberg. Dr. Albert Zipper.

---

8. **Röllner F., Über Ähnlichkeit und Symmetrie** als grundlegende Principien der Geometrie nebst elementaren Regeln zur unmittelbaren Raumconstruction. Progr. der Landesrealschule in Römerstadt 1899 und 1900. 8°. 10 und 26 SS.

Der Autor hat bereits im J. 1891 eine Abhandlung über geometrische Constructionen veröffentlicht und darin einen Entwurf zu einer neuen Grundlegung der Geometrie angekündigt, dessen Herausgabe noch zu erwarten ist. Die beiden obgenannten Programmarbeiten sollen dieser Reformschrift als Vorläufer dienen.

Er bekennt sich als Anhänger des Philosophen Dühring und gelangt nach dessen Zerlegungsmethode zum Begriffe des Winkels, indem er von einem Streckenpaare mit gemeinsamem Anfangspunkte ausgeht und dabei von der Bestimmtheit der Schenkellängen absieht. Damit wird das Schenkelverhältnis als das eine Merkmal der Gestalt ausgeschieden, und es erübrigt der Winkel als das andere gestaltbestimmende Element. Damit ist die Unabhängigkeit des Winkels von den Schenkellängen klargelegt, auf welche die späteren Entwicklungen gegründet werden.

Für diese dient ein Dreieck ABC mit dem unveränderlichen Winkel A und den Seiten AB und AC als Ausgangspunkt. Die Längenzahlen c und b der letzteren gelten als constant und beziehen sich auf eine gewisse Strecke als Einheit. Wird eine andere Längeneinheit gewählt, so entsprechen ihr die neuen Seiten AB' und AC', während der Winkel A unverändert bleibt. Ferner ist

$$\sphericalangle B = \sphericalangle B' \text{ und } \sphericalangle C = \sphericalangle C' \text{ und}$$

weiter

$$AB : AC = AB' : AC' = c : b$$

oder

$$AB : AB' = AC : AC'.$$

Da nun auch die Längenzahl a von BC und $B'C'$ ebenfalls constant bleiben muss, weil sie von der Wahl der Einheit nicht abhängen kann, so schließt der Autor wie oben weiter und gelangt zur übereinstimmenden Proportionalität sämmtlicher drei Seiten. Da ferner die Dreiecke ABC und $AB'C'$ paarweise gleiche Winkel haben und weil die Schenkelverhältnisse der entsprechenden Winkel in beiden Figuren gleich sind, so besitzen sie dieselben Merkmale der Gestalt und sind demnach ähnlich.

Diese Schlussfolgerungen werden vom Verfasser philosophisch begründet. Doch kann der Ref., ohne die Denkprocesse dieser Entwicklungen irgendwie kritisieren zu wollen, seine pädagogischen Bedenken gegen die obige Lehrmethode nicht unterdrücken. Insbesondere ist die Behauptung, dass die Transversalen BC und $B'C'$ parallel sein müssen, nicht so ohneweiteres einleuchtend. Allerdings ließe sich auf Grund der vom Autor entwickelten Proportionalität der Abschnitte AD und AD' auf allen durch A gezogenen Strahlen indirect leicht erweisen, dass die in BC, bezw. $B'C'$ liegenden Punkte D und D' nie zusammenfallen können. Denn die Proportion $AD : AD' = AB : AB'$ sagt aus, dass dies nur bei der Identität der Transversalen BC und $B'C'$ möglich ist.

Im ferneren Verlaufe benützt der Verf. drei Strahlen OA, OB und OC mit constanten Maßzahlen und gelangt durch Änderung der

Längeneinheit zu den perspectivisch liegenden, ähnlichen Dreiecken ABC und $A'B'C'$. Sodann führt er die Theorie projectivischer Transversalensysteme aus und geht dann im zweiten Theile auf die Symmetriebeziehungen des gleichschenkligen Dreieckes über. Bei den weiteren Untersuchungen bedient er sich gelegentlich concentrischer Kugelflächen und erschließt in logischer Abfolge die Hauptsätze der Geometrie, deren Rangordnung von der Euklid'schen naturgemäß wesentlich abweicht. Auch die Lösungen der Constructionsaufgaben zeigen einen grundsätzlich anderen Charakter als beim Euklid'schen Verfahren, da die Benützung von Kreislinien ausgeschlossen erscheint und die Arbeiten ohne Vermittlung von Hilfsebenen direct im Raum vollzogen werden.

Die kritischen Vergleiche über die beiden Verfahrungsweisen sind lehrreich und interessant. Es kommen dabei so mancherlei Schwächen der Euklid'schen Geometrie zur Sprache, von denen insbesondere die Parallelentheorie hervorzuheben ist. Diese Unvollkommenheiten haben bekanntlich den Anstoß zur Entstehung der sogenannten „Nicht-Euklid'schen Geometrien" gegeben, welche jedoch bisher nicht festen Fuß fassen konnten, weil sie der nöthigen Einfachheit entbehren und außerdem den Kampf mit dem Althergebrachten zu bestehen haben.

Jedenfalls sind diese Bestrebungen, denen sich der Autor mit voller Schaffensfreude anschließt, sehr verdienstvoll, da sie der Erkenntnis neue Bahnen eröffnen und den innigen Zusammenhang der geometrischen Wahrheiten organisch erschließen, statt auf Axiomen zu beharren, die nicht über jeden Zweifel erhaben sind. Noch ersprießlicher aber wäre es, das angefochtene Axiom der Parallelentheorie zu umgehen und die darauf basierenden Sätze in Euklid'schem Sinne auf andere Weise zu begründen, was wohl umständlich aber möglich ist.

Auf die einzelnen Literaturhinweise des Autors näher einzugehen, hieße die schwebenden Fragen der Wissenschaft in einen kleinen Rahmen aufrollen; hiezu ist der Ref. weder berufen noch versiert genug. Doch kann er die obige Arbeit den Fachgenossen wärmstens empfehlen, da er manche wertvolle Anregung daraus geschöpft hat.

9. Schmidt Joh., Das Cylindroid als geometrischer Ort der kürzesten Transversalen windschiefer Geraden. Progr. der Kaiser Franz Josef-Staatsrealschule in Plan 1900. 21 SS. mit 7 Textfiguren.

Die obige Studie befasst sich zunächst mit der Construction der normalen Transversalen an eine feste Gerade A und eine zu ihr windschiefe Gerade B, welche gewissen gesetzmäßigen Ortsveränderungen unterworfen ist.

Dreht sich die Gerade B in einer Ebene um einen Punkt P, so liegen die senkrechten Transversalen an A und B in einer windschiefen Fläche, deren Charakter man leicht erkennt, wenn man das Gebilde auf eine zu A normale Ebene N projiciert. In dem entstandenen Seitenrisse erscheinen die einzelnen Positionen von B als Strahlen eines Büschels; anderseits bilden die Projectionen der Transversalen auf N ebenfalls ein Büschel. Da je zwei entsprechende Strahlen der beiden Büschel aufeinander senkrecht stehen, so liegt ihr Schnittpunkt auf einem Kreise. Der durch diesen Kreis bestimmte, zu N normale projicierende Cylinder führt zu den Originalschnittpunkten in den einzelnen Lagen von B, welche deshalb auf einer Ellipse liegen müssen. Die gesuchten Transversalen gehen nun durch die Originalschnittpunkte normal schneidend an A und sind deshalb die Erzeugenden einer geraden Conoides mit der Doppel-Leitgeraden A und der Richtebene N, welche eine zweite, unendlich ferne Leitgerade vertritt. Die zu N parallelen Tangentialebenen an die Ellipse entsprechen singuläre Punkte in A, durch welche

nur je eine Erzeugende geht. Da die eine Leitgerade A die Ellipse schneidet, ist die Fläche von der 3. Ordnung. Sie wurde von Cayley „Cylindroid" genannt.

Hierauf löst der Verfasser die Aufgabe, gerade Linien zu finden, welche von zwei windschiefen Geraden A und B gleich weit abstehen und letztere unter gleichen Winkeln kreuzen. Er zeigt, ohne die zweite Bedingung auch nur zu erwähnen, dass die gesuchten Linien zwei Gerade s und s' rechtwinklig schneiden, die in der Halbierungsebene des Abstandes von A und B liegen und die Winkel zwischen den Projectionen von A und B auf diese Ebene halbieren. Verlangt man, dass die gesuchten Linien außerdem eine beliebige Gerade g im Raume schneiden, so erhält man zwei gleichseitige hyperbolische Paraboloide als geometrischen Ort, zu welchen s, bezw. s' als je eine Haupterzeugende gehören. Die Behauptung, dass die normale Transversale zu A und B die entsprechende zweite, gemeinsame Haupterzeugende vorstellt, ist nur dann richtig, wenn g diese Transversale normal schneidet.

Sodann wird die Aufgabe behandelt, zwei windschiefe Gerade A und B durch Schraubenbewegung derart in einander überzuführen, dass ein Punkt a von A mit einem bestimmten Punkte b von B zur Deckung kommt.

Die gesuchte Schraubenachse liegt dabei auf je einem Cylindroide mit den Doppelgeraden s, bezw. s' und den normalen Transversalen als Erzeugenden, welche sich an s, bezw. s' und an die im Nullpunkte a auf den Translationsstrahl A errichteten Senkrechten legen lassen. Dass auch der Punkt b zwei solche Cylindroide bestimmt und dass die endgiltige Lösung auf die Aufgabe hinausläuft, die gemeinsamen Erzeugenden zweier Cylindroide zu suchen, die zu a, bezw. b gehören, verschweigt der Verfasser.

Bei der nächstfolgenden Betrachtung lässt der Autor die Gerade B um eine sie schneidende Achse rotieren und sucht abermals den geometrischen Ort der normalen Transversalen zwischen B und einer festen Geraden A. Hiebei ergeben sich durch Specialisierungen der Lage interessante Fälle. In analoger Weise wird die Rotation der Geraden B um eine zu ihr windschiefe Achse behandelt. Während hiebei B ein einschaliges Rotationshyperboloid beschreibt, kommt in der nächsten Aufgabe der Fall in Betracht, wobei B sich auf einer beliebigen Regelfläche zweiten Grades bewegt.

Die letzte Aufgabe bezieht sich auf eine beliebige Erzeugende B eines windschiefen Hyperboloides und auf die beiden (als reell vorausgesetzten) dazu normalen Erzeugenden M und N der anderen Schar. Die senkrechten Transversalen zwischen B und alle anderen Erzeugenden derselben Schar haben ein Cylindroid als geometrischen Ort.

Bei aller Anerkennung des aufgewandten Fleißes, mit welchem die vorliegende Arbeit durchgeführt worden ist, kann Ref. doch die Thatsache nicht verschweigen, dass die Klarheit in der Behandlung des Stoffes manches zu wünschen übrig lässt. Der Autor hat eben innerhalb eines beschränkten Raumes zuviel geboten. Hätte er unter Weglassung der hier nicht weiter berührten, nicht zur Sache gehörigen V. Abschnittes die vorhergehenden Abschnitte etwas ausführlicher gehalten, so wäre dies den Lesern sehr zustatten gekommen, von denen vielleicht mancher die Mühe gescheut hat, die interessante Abhandlung bis zum Schlusse zu verfolgen.

Wien. Adalbert Breuer.

Erwiderung.

Dr. Löhner behauptet im Beginne der Besprechung meines Buches „Schillers Braut von Messina und ihr Verhältnis zu Sophokles' Oidipus Tyrannos" (vgl. Zeitschr. f. d. österr. Gymn., Jahrg. 1901, S. 900—901), dass seines Wissens noch nie versucht worden sei, die Abhängigkeit von Schillers „Braut" von Sophokles' „König Oidipus" so sehr im Detail nachzuweisen, wie ich es thue, dass das Buch vielmehr enthalte, als der Titel vermuthen lasse usw.

Den etwas odiösen Ausdruck „Abhängigkeit" habe ich nirgends gebraucht, auch ist es nicht meine Absicht gewesen, eine solche Abhängigkeit nachzuweisen. Wie schon der Titel „Schillers Braut von Messina und..." andeutet, die Einleitung (S. 1—5) und die Durchführung deutlich besagen, ist es mir in erster Linie um eine Analyse und gerechte Würdigung des Schiller'schen Dramas zu thun gewesen, um einen fast hundertjährigen Streit über den Wert dieser Tragödie einer Entscheidung nahe zu bringen. Das griechische Drama wird als „Musterbild" gelegentlich und vergleichsweise herangezogen; für eine bloße Parallele beider Dramen würden allerdings einige Druckseiten genügt haben.

Der Vorwurf, dass der Verf. als classischer Philologe mit seinen Sympathien mehr auf Seite des griechischen Werkes stehe, würde dann zutreffen, wenn der geschätzte Rec. mir nachgewiesen hätte, dass ich auch nur an einer Stelle unserem deutschen Drama zugunsten des griechischen unrecht gethan habe. Die Vorzüge der „Braut von Messina" werden von mir auch überall anerkannt. Vgl. u. a. 29, 34, 62, 113, 148 fg., 155, 156 fg., 164, 169 fg., 200 fg. Ferner scheint dem Rec. die Sprache zuweilen mehr drastisch als geschmackvoll zu sein; als Beleg dienen zwei Stellen S. 23 und 38. Ich leugne nicht, dass ich S. 23 für die das Gebaren des Chores charakterisierende Bezeichnung: „der Chor entblödet sich nicht" eine mildere Form des Urtheiles hätte wählen können. Gebrauchen aber nicht mitunter hervorragende classische Autoren, selbst unser Schiller recht drastische Ausdrücke und Wendungen ohne den Geschmack zu verletzen, so z. B. wenn Schiller in der „Braut" V. 2404 Beatrice die eigene Mutter mit den Worten apostrophieren lässt: „Blödsicht'ge Mutter!"? Und dem Kritiker sollte es verwehrt sein, gelegentlich das Kind beim wahren Namen zu nennen?

Der Ausdruck „Geschlechtsliebe" (S. 38) ergibt sich nach dem Contexte aus der Gegenüberstellung von „Bruderliebe" (vgl. S. 193). Die Behauptung, dass der Satz „die Personen unseres Dramas sind Christen" (S. 10) in dieser Form nicht zutrifft, ist richtig, wenn er nicht im Zusammenhange mit der Stelle, der er angehört, und anderen Stellen der Untersuchung beurtheilt wird. Die fragliche Stelle lautet außerdem: „Die Personen unseres Dramas sind aber Christen; die christliche Religion schließt jedoch ein solches Motiv aus". Vgl. u. a. S. 60, 70 fg., 80 fg., 172.

Wien. Dr. Josef Kohm.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zur Erklärung des nhd. eu.

Der alte, aus germanischem eu entstandene Diphthong iu erscheint in den heutigen Mundarten verschieden. Er wird z. B. in der Imster Ma.[1]) durch ie ui ai, in der Ma. an der Ilz[2]) durch ie oi ai, in der Ma. um Grieskirchen in Oberösterreich durch iə ėo ai vertreten.

Die Entsprechung ai für iu hat zuerst Behaghel (Germ. 34, 247 ff.) durch 'Umlaut' des iu erklären wollen. Brenner schloss sich (Beitr. 20, 80 ff.) dieser Auffassung an und stellte die Regel auf: 'ahd. iu wird durch folgendes i umgelautet in û außer vor r und w, der Umlaut wird in Oberdeutschland beim starken Verbum 2. Cl. durch Ausgleich beseitigt.' Für die ältesten Bezeichnungen des Umlautes von iu hält Brenner die von Braune (Ahd. Gr.[2] § 49 a. 1) als Belege für û = iu aufgefassten Formen.

Gegen die Annahme eines durch folgendes i oder j erfolgten Umlautes des iu trat W. Nagl (Zts. f. österr. Volkskunde I 59 und später Deutsche Maa. I 3, 218 ff.) auf, indem er zum Theile das Vorhandensein des für die Umlautung des iu anzunehmenden i oder j in den sieben von Schatz angeführten Beispielen bestritt, für daite und laiχte der Imster Ma. die ai als Umlaut von û erklärte und sich schließlich für die 'culturhistorische' Auffassung entschied, nach welcher die Franken echtes iu und Umlaut von û zusammengeworfen und das daraus entstandene aü ai auf mündlichem Wege (durch fränkische Beamte und Kaufleute, durch das Nürnberger fränkische Bürgerthum, durch die fränkischen Babenberger) in das bayerische Sprachgebiet verpflanzt haben.

Bei diesem Für und Wider blieb es. Wrede ließ in seinem Aufsatze über die 'Entstehung der nhd. Diphthonge' (Zts. für

---

[1]) J. Schatz, Die Mundart von Imst. Strassburg 1897.

[2]) G. Maurer, Die mhd. e iu und ô der Stammsilben in der jetzigen Ma. an der Ilz. Progr. d. Gymn. zu Neustadt a. d. Haardt 1898.

deutsches Alterthum 39, 257 ff.) die Frage beiseite, indem er (S. 265, Anm. 1) die Geschichte des eu äu aus mhd. iu als besonders verwickelt bezeichnet und für besser hält, eine Sonderbehandlung dieses Diphthongen warten zu lassen, bis Paradigmen wie: heute, Feuer im Sprachatlas verarbeitet sein werden.

Michels hält in seinem Mhd. Elementarbuch am 'Umlaut' des iu fest. Wilmanns D. Gr. I, 210 erklärt zwar, dass unsere Schriftsprache einen Umlaut von iu nicht erkennen lasse, räumt aber ein, dass Mundarten und alte Handschriften für einen Theil des Sprachgebietes eine verschiedene Gestaltung des Diphthongen zeigen, je nachdem ein i in der folgenden Silbe stand oder nicht. Im folgenden erlaube ich mir, zu der Frage Stellung zu nehmen.

Nach Schatz hat die Imster Ma. den angeblichen Umlaut in den Wörtern taitš (deutsch), lait (Leute), daite (deuten), naine (neun), gaide [1]) (loben), laiχte (leuchten), faiχte (Fichte). Dazu kommen in der Ma. an der Ilz noch ghai (Keule), für das übrigens Sievers (Beitr. 20, 331) die Grundform kûle annimmt, ráitn ráid ráidl (reuten usw.), šaiχχe (scheuen), šbráitsn (spreizen), dsáig (Zeug), dsáiŋ (Zeuge). In der Ma. um Grieskirchen, die ich genau zu kennen glaube, gehören zu den von Schatz angeführten Beispielen noch folgende: fraid(-schåft) Freunde = Verwandte, Verwandtschaft, taiɼ (in der Verbindung só taiɼ so sehr), štaiɼ Steuer, faiɼ Feuersbrunst, nai novus in naijåɼ Neujahr und Ortsnamen, wie Neumarkt, Neukirchen, Neustift usw., der Ortsname Raid (Reut), raidd̃n (vgl. mhd. riutel), schai[a] scheuen, hair[é] heurig, trai Treue, rai Reue, brai (Brauer), špraitzŋ (spreizen), zaig (Zeug = Kleiderstoff und Zeug = Handwerkszeug), zaig (Zeuge) und aicht (kurze Zeit, ein Weilchen) über iucht ⟩ iuwiht [2]).

Zunächst ergibt sich aus dieser Zusammenstellung, dass der 'Umlaut' des iu einen nach Gegenden verschiedenen Umfang hat. Dieser Umstand allein schon muss bezüglich der 'Ausnahmen' vor r w g zur Vorsicht mahnen, auch wenn man für Wörter wie štaiɼ, naijåɼ, zaig (Zeuge) jüngere Einflüsse geltend machen wollte. Es muss ferner beachtet werden, dass es mit der Zunahme der Beispiele von ai für iu aus anderen Maa. schwer halten dürfte, das umlautende i überall nachzuweisen. Für geziuc beispielsweise fehlen, wie Sievers (Beitr. 20, 81, A. 1) zugibt, die Grundlagen für die Annahme des Umlautes. Endlich möchte ich das, was Nagl (Deutsche Maa. 219) gegen die angeblich nach Analogie erfolgte Beseitigung des 'Umlautes' in der 2. 3. Sg. der Verba der 2. Ablautsreihe vorgebracht hat, nicht unterschätzen.

---

[1]) Das ai in gaide geht auf ahd. -ewi- zurück; vgl. Schmeller, Bair. Wb. I 872.

[2]) Es wäre nach den Entsprechungen der Ma. auch aicht ⟩ îcht ⟩ iuwiht denkbar, aber wegen néd ⟩ neut ⟩ niut ⟩ niwiht unwahrscheinlich.

Wenn Sievers ferner die u für iu in der Parzivalhandschrift G für den Umlaut des iu hält, so dürfte der Beweis für die Richtigkeit dieses Ansatzes nicht eben leicht sein.

Es scheint mir nicht überflüssig zu sein, der Frage näher an den Leib zu rücken.

Der Ausgangspunkt der Untersuchung kann m. E. nur in der ältesten Vertretung des Lautes iu in den Denkmälern liegen. Schon frühe begegnet die Schreibung u, namentlich im westlichen Mitteldeutschland. Braune (§ 49, A. 1) sah in diesem u einen Versuch, den Monophthong ü zu bezeichnen[1]). Zu dieser Auffassung bemerkt Wilmanns (D. G. 218), sie habe, obwohl in vielen Fällen sicher berechtigt, keinen Anspruch auf allgemeine Geltung. 'Eine Reihe mitteldeutscher Mundarten zeigt, dass in gewissen Fällen sich wirklich iu zu û entwickelt hat, entweder direct aus dem Diphthongen, oder indirect durch Vermittlung von ū, und Reime lassen schließen, dass diese Entwicklung schon in mhd. Zeit stattgefunden hatte.'

Wilmanns begnügt sich damit, auf die Beispiele von ûw (nhd. au) für iuw besonders hinzuweisen.

Ich gehe weiter und behaupte auf Grund der massenhaften Belege für u ou au äu = iu, die schon Weinhold auffielen, dass die früh bezeugten u = iu den Lautwert eines û hatten und gleich den alten û innerhalb der Diphthonggrenze zu ou au äu sich fortentwickelt haben.

Nur so versteht man die ou an der Sempt (nou, drou, four, stour, toufl), die au der 13 communi (faur, laut, tautsch, taufel), die hessischen haut, fauer usw. So ist auch das au in nhd. brauen (briuwen), kauen (kiuwen), trauen (triuwe), Naumburg usw. aufzufassen[2]). Manche dieser Wörter, wie Knäuel, Wiederkäuer zeigen den Umlaut.

Außerhalb der Diphthonggrenze erscheint dieses û = iu natürlich als Monophthong, so im Siegerland als ü (Zts. 39, 265) oder i (Beiträge 20, 80), in der Rhön als ū.

In den bayrisch-österreichischen Mundarten erscheint au > û > iu schon frühe in vielen Fällen umgelautet. Urkunden des XIII. Jahrhunderts bezeugen viele läut læut (liute), Räut (Riut) usw.

Dieses äu muss aber sehr offen gesprochen worden sein, denn wir finden auch ai geschrieben, z. B. belaichten, laiten

---

[1]) An derselben Stelle sagt Braune allerdings wieder: 'Für iu tritt die Schreibung u auf, die als û zu fassen ist'.

[2]) Vgl. v. Bahder, Die Grundlagen des nhd. Lautsystems, S. 214. Vielleicht gehört hieher auch das au in dem Ortsnamen Rād (Riut), das durch Formen, wie Raut, Råut des Urbars von Ranshofen (1303) im Bayr. Reichsarchiv hinlänglich bezeugt wäre. Das helle a in diesem Worte Rād ist dann der auch sonst in gewissen Fällen in der Mundart meiner Heimat für **altes** ou au auftretende Monophthong [laffm (laufen), bām (Baum), ågštrād (angestreut, beduselt)].

(Urk. B. des Landes ob der Enns VIII n. 408, p. 408). Auch die heutigen Mundarten haben dieses ai aus altem û (vgl. Weinhold, B. G. § 65, 72 und Schatz, Die Ma. von Imst § 58), und ich stehe nicht an, die ai für iu über û au aus âu zu erklären. Meine Ansicht, die sich auf die Überlieferung stützt, ist die, dass die in bayrisch-österreichischen Mundarten in größerem oder geringerem Umfange nachweisbaren ai = iu nicht als Umlaut des alten iu aufzufassen sind, sondern als Entwicklungsproduct des û ± iu. Dabei setze ich für Formen wie faiɼ, laid (Leute) ein luit fuir mit starker Betonung des u an.

Wie die lebenden bayrisch-österreichischen Mundarten zeigen, hat sich das mhd. iu als Diphthong im XII. und XIII. Jahrhundert zu éu entwickelt, der Vorstufe des é° meiner Heimat (vgl. auch die Ortsnamen Leonding (Leumundingen), Leombach (Leubenbach), Leoben (Leuben) oder als ui zu dem oi (wohl besser o⁶) der Mundart an der Ilz u. a. (vgl. auch die oberösterreichischen Orts- und Personnennamen Roit, Roitham, Goisern, Proy, Pointner). Es ist nun sehr auffallend, dass heute die Formen eines und desselben Wortes mit Monophthong sowohl als mit Diphthong, zum Theil in ein und derselben Mundart, sich nebeneinander finden. In oberösterreichischen Urbarien des XIII. und XIV. Jahrhunderts stehen Reut und Raut ebenso friedlich beisammen wie heute noch ein und derselbe Bauer das eine Dorf Ré°d, das andere Raid nennt.

In der Mundart meiner Heimat findet sich faiɼ (Feuersbrunst) neben fé°ɼ (jedes andere Feuer), né° (neu) und Néhām^a aus *Né°hām^a (Eigenname) neben naijāɼ (Neujahr), Naikir^a (Neukirchen), der Ortsname Ré°d neben Raid und Ri^ad, zé°g (schlechtes Zeug) und zé^oa (ziehen) neben zaig (Kleiderstoff, Handwerkszeug) und zaig (Zeuge). Der Bauer meiner Heimat sagt sonst té°ɼ (theuer), aber stets só taiɼ (= so sehr); sonst hé°ɼ (heuer), dagegen hair⁶ (heurig), immer laid (Leute), daneben Loidl (Eigenname, aus Leuthold). Auf einem nicht sehr alten Grabstein im oberösterreichischen Mühlviertel liest man den Vers: 'Mein Herrn hab ich mit Troy bewacht'[1], man hört und liest noch Eigennamen Proy, Proier, daneben aber lebt trai (Treue, treu), brai (Brauer).

Ferner spricht man im oberen Mühlviertel um Oberneukirchen heute noch šté°ɼ (Steuer), um Grieskirchen aber nur mehr štaiɼ. Dafür, dass auch in meiner Heimat einst šté°ɼ gesprochen worden sein muss, rufe ich das noch lebende Wort štér⁶ an. Dieses Wort bezeichnet sehr schönes, weißes Brot in Laiben, welches die Bauern zu den drei höchsten Festtagen des Jahres backen. Dieses štér⁶ ist ein Femininum und zeigt entgegen den Regeln der Ma. im Nom. sg. eine Casusendung. Ich lege daher nicht einen a-Stamm, sondern einen jā-Stamm *stiurjā zugrunde, der ja von Sievers für Steuer aus dem Altsächsischen nachgewiesen wurde

[1]) Pillwein, Mühlkreis, S. 303.

(Beitr. 20, 80, Anm. 1). Einem mhd. *stiurie entspricht nun genau unser štėr^{e} [1]), das in den Urbarien als steura oder stör [2]) erscheint.

Die 'herrnprôt' des Ranshofener Urbars vom Jahre 1308, die zu den höchsten Festen des Jahres gedient wurden, werden kaum etwas anderes als eben unsere štėr^{e} (also Steuerbrot) sein [3]).

Es ist also interessant zu sehen, wie eine ganze Reihe von Wörtern in Parallelformen mit ė^{o} (oi) und ai gleichzeitig in der Ma. nebeneinander vorkommen, und wie die verschiedene Vertretung des iu zur Bedeutungsdifferenzierung verwertet erscheint.

Dieser Umstand ist im höchsten Grade auffallend, wurde aber noch nirgends beachtet.

In der neueren Zeit, etwa seit dem Jahre 1880, bemerke ich ein weiteres Umsichgreifen des ai = iu, durch den Einfluss der Schule, des Militärdienstes und des gesteigerten Verkehres. Es trifft dies die Wörter Teufel, theuer, Feuer, heuer, neu, in denen das ai siegt. In anderen bürgert sich das ie langsam ein. Die gebrochenen iu und die ai scheinen den alten Diphthong verdrängen zu wollen.

Dass aber die ai mehr oder weniger auch in alter Zeit geläufig waren, zeigt das Nebeneinander von iu, ü, au, eu, äu in der Schreibung der Urkunden und mundartlich gefärbten Denkmäler.

Die lebenden Mundarten beweisen nun, dass dieser verschiedenen Schreibung sicher auch eine verschiedene Aussprache zur Seite gegangen ist, dass also die orthographischen Varianten nicht in Willkür oder Unsicherheit ihre Erklärung finden.

Wie ist nun dieses Nebeneinander aufzufassen? Es wäre selbstverständlich ein Nonsens, wollte man annehmen, es habe sich in ein und derselben Mundart für ein und denselben Laut ein sprach-physiologisches Doppelspiel gezeigt. Die parallelen Erscheinungen können nicht im selben Boden wurzeln. Es ist vielmehr aus dem Überwiegen der diphthongischen Aussprache des iu, die für die alte Zeit durch die überwiegenden eu der Schreibung gestützt wird, mit Sicherheit zu schließen, dass die ai-Formen auf bayrisch-österreichischem Boden nicht entstanden sein können, sondern in einem Sprachgebiete ihren Ursprung haben, auf dem das iu früh schon allgemein monophthongisiert wurde.

---

[1]) Zum ė (= ė^{e} = eu = iu) der Stammsilbe vgl. Nėhãm^{e} (Neuheimer), zwė (zwiu), zum Endungs-ė vgl. Kumėd^{e} (comœdia).

[2]) In der Aufschrift des Urbars des Stiftes St. Gilgen in Vöcklabruck (O.-Ö.) aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts (Linzer Museal-Jahresber. 1857, S. 28) u. a.

[3]) Heute ist dem Volke das Bewusstsein eines Zusammenhanges zwischen štėr^{e} und Steuer abhanden gekommen.

Ich erwähne nebenbei, dass das Wort štėr^{e} bisher als 'Stärke', ster-i-ch, ster-i-h erklärt wurde, was allerdings nach den sonstigen Entsprechungen der Mundart möglich ist.

Es können sonach die u, die auch in alten bayrischen Denkmälern sich zeigen, der heimischen Aussprache des iu nicht entsprochen haben, mit einem Worte, sie müssen in unseren Gegenden als fremd empfunden worden sein.

Sobald man also in Urkunden und Handschriften, die aus bayrisch-österreichischen Gegenden stammen, dieses u, au, äu für iu findet, so hat man in dieser Schreibung den Einfluss einer anderen Mundart zu sehen, und diesen Einfluss denke ich mir in Zusammenhang mit sprachlichen Einigungsbestrebungen. Wenn heute das ai = iu sein Geltungsgebiet sichtlich erweitert, so sehe ich mit Brenner keinen Grund, weshalb das Vordringen neuer Laute für die vergangenen Jahrhunderte in anderer Weise geschehen sein sollte.

Befördert wurde die Aufnahme solcher Laute natürlich, wenn etwa die sesshafte bayrische Bevölkerung mit Colonisten aus Gegenden in Berührung trat, in welchen die 'höher' stehenden, modernen u heimisch waren.

Dass in Oberösterreich fränkische Besiedelung stattgefunden hat, ist sicher.

Nach den Verwüstungen durch die Ungarn, durch die das Land ziemlich entvölkert wurde, und vor denen die meisten sich nur auf die Berge und in die waldigen Bezirke oder in die festeren Burgen retteten, kamen viele Fremdlinge in das Land ob der Enns. Verschiedene Sitten und Gebräuche, Art der Wohnung und Lebensweise, mannigfaltige Kleidung und besonders Verschiedenheiten in der Sprache oder Mundart in mehreren, oft sich nahe liegenden Bezirken, wie sie jetzt noch vorkommen, deuten auch auf mehrere, zwar deutsche und verwandte, doch ungleiche Stämme hin, die sich nach und nach ansiedelten, ziemlich unvermischt lebten und ihre alten Dialekte und Gewohnheiten fortpflanzten. Besonders in der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts nach Errichtung der Ostmark wurden auch nach Oberösterreich Colonisten geschickt. Große, edle Familien mit zahlreichem Gefolge zogen aus dem ferneren Bayern, aus den Gauen von Salzburg, aus Franken und Schwaben hieher, gründeten sich neue Sitze und cultivierten große verödete Strecken, besonders an den Flüssen und den größeren Bächen, neue Orte entstanden, Kirchen und Klöster wurden von ihnen gegründet.

Manche bedeutende Bezirke erhielten die Bischöfe von Passau, Regensburg und Bamberg, diese letzten besonders im Attergau und im Thale von Windischgarsten und Spital a. P. [1]).

Und so kamen in den ersten Jahrzehnten des XI. Jahrhunderts besonders viele Franken in den Attergau, wo sie den

[1]) F. Pritz, Geschichte des Landes ob der Enns I. Linz 1846, S. 325. Über bambergische und würzburgische Lehen und Besitzungen in O.-Ö. vgl. Strnadt, Peuerbach (27. Jahresbericht des Linzer Museums 1868), S. 120 ff.

heutigen Orten Frankenmarkt und Frankenburg das Dasein und den Namen gaben. Die Herrschaft Attersee stand ja damals unter der Hoheit der Bischöfe von Bamberg[1]).

Aber auch sonst lassen sich in Oberösterreich Ortsnamen, die fränkische Besiedelung verrathen, in genügender Anzahl nachweisen, und es kann in diesem Zusammenhange mit Recht darauf hingewiesen werden, dass in Ober- und Niederösterreich im Gegensatz zum älteren rhätisch-alpinen der fränkische Haustypus bei weitem verbreiteter ist und hier mehr wie irgendwo auf engem Raume eine bunte und eigenthümliche Entwicklung gewonnen hat[2]). Ich halte durchaus an dem Grundsatze fest, den auch Wrede im oben genannten Aufsatze ausgesprochen hat, dass Sprachgeschichte zuerst Besiedelungsgeschichte sei.

Ich glaube daher auch an die Möglichkeit und Thatsache eines Importes von neuen Lauten. Solchen nehme ich für alle u, ou, äu an, die in bayrisch-österreichischen Denkmälern für iu vorkommen. Sie sind als Zeugen einer sich bildenden Schriftsprache anzusehen.

Und wie auch in der Gegenwart die Schriftsprache ihre ai (eu) in die Ma. auf mechanischem Wege einschmuggelt, ist gezeigt worden.

Wie die nhd. Schriftsprache überhaupt ein Compromiss zwischen verschiedenen Mundarten ist, so hat sie auch in unserer Frage eine vermittelnde Stellung eingenommen. In der Schreibung behielt sie das eu bei, das in der Aussprache diphthongisch sein sollte und es in den bayrisch-österreichischen Mundarten auch ist; in der Aussprache aber blieb im Neuhochdeutschen das äu, das auf au û = iu zurückgeht.

Wenn also von einem neuen Diphthongen eu > iu die Rede st, der sich neben ei > î, au > û entwickelt habe, so ist zu bemerken, dass derselbe zwar in den Mundarten und in der nhd. Orthographie bis heute lebt, in der Schriftsprache aber ausnahmslos durch den Diphthongen äu vertreten wird, was die Aussprache anlangt, d a s s e s a l s o i n d e r S c h r i f t s p r a c h e k e i n e n D i p h t h o n g e n i u < e u g i b t.

Die fortschreitende Bearbeitung des Materiales für den Sprachatlas[3]) zeigt, welche Maa. für die nhd. Schriftsprache das äu > iu beigesteuert haben.

---

[1]) S. Riezler, Geschichte Baierns I, 1878, S. 60 f. B. Pillwein, Geschichte, Topographie und Statistik des Erzherzogthums Österreich ob der Enns III, Linz 1830, S. 16 f.

[2]) A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen usw. III, Berlin 1895, Anlage 122 (Der Hausbau in Ober- und Niederösterreich), S. 406 ff.

[3]) Die Wörter Feuer und heute im Sprachatlas sind bereits bearbeitet: Anzeiger für deutsches Alterthum 22, 102; 26, 339; dazu vgl. die Wörter Häuser und Leute Anz. 20, 216, 219.

Eine Schwierigkeit könnte man in dem Umstande finden, dass fast sämmtliche au > u > iu umgelautet worden sein müssen, soweit sie heute als eu (ei) erscheinen.

Aber dieser Umlaut in Wörtern, in denen das Umlaut bildende í fehlte, ist für bayrische Gebiete hinlänglich sicher, die Belege dafür zahlreich; ja im md. Sprachgebiete findet er sich auch in Wörtern, die ihn im obd. Sprachgebiete nicht haben. Er wird dann mit eu bezeichnet. Die Schreibung eu ist sicher bayrisch und ich erblicke darin den Einfluss der Kanzleien, die eben eu für äu schreiben.

Als Umlaut des ou, au findet sich eu überhaupt md. seit dem Ende des XIII. Jahrhundert und wird im XIV., XV. Jahrhundert allmählich häufig (Weinhold Mhd. Gr. § 126 und 128).

In der kaiserlichen Kanzlei bezeichnete man noch im XVI. Jahrhundert den Umlaut von ou (= mhd. ou, û) durch eu (Wilmanns 202) und die Schriftsprache bezeichnet ihn bis heute so in den meisten Wörtern, in denen ou an Stelle des alten iu steht. Ich fasse noch kurz meine Ansicht über das nhd. eu und die mundartlichen ai für iu zusammen:

1. In gewissen hd. Maa. wurde schon früh das alte iu zu û verengt, das sich dann innerhalb der Diphthonggrenze zu ou, au, äu (ai, ei in der Aussprache) fortentwickelte.

2. Dieses û für iu drang in allen Stadien seiner Entwicklung unter dem Einfluss einer sich bildenden Schriftsprache, die den neuen Laut übernommen hatte, in die Denkmäler ein.

3. Die Schriftsprache behielt aber für den neuen Laut später eu bei, eine Schreibung, die nur der bayrischen Entwicklung und Aussprache gemäß ist.

4. Wenn sich in lebenden Mundarten dieses zu äu fortentwickelte û = iu findet, so liegt für frühere Stadien der Entwicklung vielleicht noch directer Einfluss jener Maa. vor, die eben iu monophthongisiert hatten; in den jetzt lebenden Maa. aber beruhen die ai (= äu > û) sicher auf schriftsprachlichem Einflusse, der durch den Umstand, dass sich in der Gegenwart das Geltungsgebiet des ai auf Kosten des iu erweitert, sichergestellt ist.

Es erscheint mir nicht als überflüssig, auf den Umstand hinzuweisen, dass auch im Schwäbischen die Entsprechung des alten iu sich von der des Umlautes von û unterscheidet, dass aber die Wörter, für welche Behaghel den Umlaut des iu angenommen hat, im Laut zu den Wörtern mit Umlaut des alten û stimmen [1]).

---

[1]) Vgl. H. Fischer, Geographie der schwäbischen Mundart, S. 41: leute, deutsch, leuchten, gereute haben denselben Laut wie Häuser, feucht. Auch im Schwäbischen ist ui = iu im Rückgang begriffen.

In der echten Nürnberger Mundart werden ebenfalls iu und Umlaut von û auseinandergehalten, wenn sich auch gegenwärtig Neigung zur Vermischung zeigt. Wörter wie leute, heuer, steuer, leuchten stimmen wie im Schwäbischen im Laut zu û + Umlaut[1]).

Der Diphthong iu in der Mundart der Umgebung von Grieskirchen.

ė^e (eo, oi)	ė > ė^e, ē	ie (i^e)	ai
lė^{e}ŋ lügen	štėfmu^{e}d^e Stiefmutter	di^{e}b Dieb	nai neun
schmė^{e}ŋ schmiegen	štėr^e weißes Festtagsbrot	li^{e}b lieb	raid Reut
b^{e}trė^{e}ŋ betrügen	nėd nicht	ri^{e}d Ried	štaiŗ Steuer
bė^{e}ŋ biegen	swė mhd. swiu	fi^{e}cht Viecht-	faicht^e aus Fichtenholz
flė^{e}ŋ fliegen	dė, sė die, sie		trai Treue
zė^{ee} ziehen	Die Endung -iu		rai Reue
zė^{e}g Zeug	Lëbbo^{e}d Leopold		nai- (Neujahr)
sė^{e}ŋ sieden			brai Brauer
bė^{e}ŋ bieten			schai^e scheuen
schė^{e}m schieben			fraid Freund
grė^{e}m Griebe			špraitsŋ spreizen
klė^{e}m klieben			draizė^e dreizehn
frė^{e}sŋ frieren			zaig Zeug(e)
v^{e}lė^{e}sŋ verlieren			faiŗ Feuersbrunst
gė^{e}sŋ gießen			daitsch deutsch
v^{e}drė^{e}sŋ verdrießen			laid Leute
schė^{e}sn schießen			laichtŋ leuchten
tė^{e}f tief			daitŋ deuten
tė^{e}f^e Teufel			aicht mhd. iuwiht
schlė^{e}ffm schliefen			taiŗ in der Verbindung só taiŗ = so sehr
bė^{e}d Beunt			
rė^{e}d Reut			
tė^{e}ŗ theuer			
fė^{e}ŗ Feuer			
hė^{e}ŗ heuer			
nė^e neu			
drė^e drei			
In Eigennamen erscheint auch oi			

[1]) Vgl. August Gebhardt, Grammatik der Nürnberger Mundart, Erlanger Habilitationsschrift, Leipzig 1901, § 22—24.

Der Diphthong eu in der nhd. Schriftsprache.

ie	ü	au, äu	eu	ei
schmiegen	lügen	brauen, Bräuer	Steuer	spreizen
biegen	betrügen	kauen, Wiederkäuer	Treue	drei, dreizehn
fliegen		traun	Reue	
ziehen		graulich, greulich	scheuen	
sieden		Knaul, Knäuel	Zeuge	
bieten		Naumburg	Teufel	
schieben			neun	
Griebe			Beunt	
klieben			Freund	
frieren			theuer	
verlieren			Feuer	
gießen			heuer	
schießen			neu	
verdrießen			Reut	
tief			euch	
schliefen			deuten	
Ried			leuchten	
Dieb			Leute	
lieb			deutsch	
kriechen				
sie, die				
Stiefmutter				

Linz-Urfahr. Prof. Dr. Konrad Schiffmann.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

L. Meyer, Handbuch der griechischen Etymologie. Dritter Band. Wörter mit dem Anlaut γ, β, δ, ζ, χ, φ, ϑ. Leipzig, S. Hirzel 1901. 488 SS.

In der Besprechung des ersten Bandes dieses Handbuches habe ich unter Hinweis auf eine bereits fertiggestellte Besprechung für die Berliner philol. Wochenschrift (vgl. Jahrg. 1901, S. 1205 ff.) eine allgemeine Charakteristik desselben gegeben, wobei ich die nach meiner Meinung demselben anhaftenden Mängel, aber auch die ihm nach der Meinung des Verf.s eigenen Vorzüge gebürend hervorgehoben habe. Ähnlich ist aus demselben Grunde die Besprechung des zweiten Bandes ausgefallen. Diesem dritten Bande sei es gestattet, eine etwas ausführlichere Besprechung zu widmen, wobei insbesondere die Stellung des Verf.s zur modernen Sprachwissenschaft und die Ausbeutung der etymologischen Literatur in Betracht gezogen werden sollen. In ersterer Hinsicht ist schon bezeichnend der erste Artikel: „γα- 'entstehen' scheint sich als Verbalgrundform zu ergeben aus Perfectformen wie ἐκ-γεγά-την usw.“ Dabei wird verwiesen auf den Artikel γεν- (S. 16), aber mit keiner Silbe berührt, wie dieses Verhältnis von γα- : γεν- aufzufassen sei. Genau ebenso stehen nebeneinander die „Verbalgrundform“ φα- (S. 348) und φεν- (S. 385), von dem es heißt, dass es im Grunde genommen dasselbe sei wie ϑεν-. Dieses wird S. 449 eigens behandelt und hinsichtlich des Wechsels von φ- und ϑ- auf τέσσαρες und πίσυρες hingewiesen, was aber deswegen nicht genau zutrifft, weil πίσυρες nur aiolisch[1]) ist (vgl. Brugmann, Gr. Gr. 115). Was S. 104 über das α von βατός steht, ist vielleicht geeignet, die richtige Einsicht in die Natur dieses α anzubahnen. Aber nirgends finde ich für γα-, φα-, deren α doch auch die gleiche

[1]) Als aiolisch dürfen wir neben lesb. πέσσυρες diese homerische Form gerade so bezeichnen, wie ἄμμε, ὔμμε, εὔιδε u. a. F.

Entstehungsweise aufzuweisen hat, dieselbe Erklärung, überhaupt nicht die termini technici „starker“ und „schwacher“ Stamm, oder etwa gar die Erklärung, dass *α* in diesen und anderen analogen Fällen einen „sonantischen“ Nasal vertrete. Jenes oben erwähnte *θεν-* neben *φεν-* (*φα-*) erinnert daran, dass die Scheidung in einfache Velarlaute und Labiovelare nicht mit der nöthigen Klarheit und Consequenz beobachtet ist, wenn es auch gelegentlich heißt, der Labial, bezw. Dental sei auf Grund eines ursprünglichen Gutturals entstanden. Die Trennung der Wurzelformen *γα-* und *γεν-* usw. muss selbstverständlich vom wissenschaftlichen Standpunkte entschieden verworfen werden, ist aber auch schwerlich von praktischem Werte. Die mit *βαν-* zusammenhängenden Formen sind abgesehen von den selbständigen Bildungen (*βατός* 80, *βιβάζειν* 88, *βαμός* 95, *βάθρον* 96, *βάσις* 97, *βάσκειν* 99, *βῆματ-* 109, *βηλόν* 144) unter *βα-* 70[1]), *βη-* 78 und *βαν-* 103 untergebracht. Solche Verzettelung, die höchstens durch die äußere Form begreiflich ist, aber keine innerliche Berechtigung hat, gibt leicht Veranlassung, wirklich bestehende Zusammenhänge zu übersehen, wenn auch von dem einen Artikel auf den anderen verwiesen wird. Dasselbe ist der Fall, wenn *θαν-* (448) und *θνη-*, dorisch *θνᾱ-* (warum nicht umgekehrt, da doch *ᾱ* ursprünglich ist?) (S. 451), wenn auch unter gegenseitigem Verweis, gesondert behandelt werden. Befremdlich berührt auch, dass gar kein Versuch gemacht wird, das Verhältnis dieser beiden Wurzelformen (und natürlich ebensowenig der entsprechenden, wie *καμ-* und *κμη-* u. a.) verständlich zu machen, was nach den neuesten Ausführungen von Hirt durchaus nicht so schwierig wäre. Denn mit der Wendung „durch Umbildung hervorgegangen“ begnügen wir uns heute absolut nicht mehr. Auch sei darauf hingewiesen, dass die Zusammenstellung von *θνητός θάνατος* mit ai. *ghāti-ṣ* „Schlag, Verwundung“, lit. *ginti* „wehren“ (Brugmann, Gr. Gr.[3] 87) jedenfalls wahrscheinlicher ist, als die von Meyer selbst angezweifelte mit ai. *ádhavanīt* „er erlosch“[2]), die allerdings auch Hirt (Der indog. Ablaut S. 94 [Nr. 324]) angenommen hat.

Ein Seitenstück ähnlicher Verzettelung auf nominalem Gebiete sind die Artikel *Δι-*, *ΔιϜ-* 171, *Ζήν-* 278 und *Ζεύς* 264. Fast unglaublich klingt der Vergleich von *Ζήν-* mit *σκλήν ῥήν-*[3]), aber ebenso ungerechtfertigt ist es, *Ζήν-* aus altem *djavan-*[4])

[1]) Von dieser „Verbalgrundform“ gilt natürlich dasselbe wie von *γα-*, *φα-*.

[2]) „erscholl“ in unserem Handbuch S. 448, Z. 2 v. u. ist natürlich Druckfehler.

[3]) Solche rein äußerliche und zufällige Anklänge liegen sicher auch vor in *δεῖσα* „flüssiger Koth“ und *πεῖσα* „Folgsamkeit, Gehorsam“ (S. 220) und *φί-λος* und *κτί-λος* (S. 414). Die Ausführung Brugmanns über *φίλος* (Grundriss II 626) kennt Meyer nicht. Vgl. jetzt Solmsen, Untersuch. z. griech. Laut- und Verslehre, 200 Fußn.

[4]) Beruht auf falscher Analyse von ai. *dyâm*, das aus idg. **diēm* aus **diēum* hergeleitet werden muss.



herleiten zu wollen. Auch *γουν-* und *γυυ-* (S. 21 und 88) sollen hier genannt werden. Von letzterem heißt es: „Offenbar schon sehr alte Verkürzung aus *γόνυ* 'Knie' (S. 21), die sich bei der Geläufigkeit der anlautenden Verbindung *γν-* leicht bilden konnte". Dazu dürfte ein Commentar nicht nothwendig sein. Die mit diesem Paare mit Recht verglichenen *δόρυ-* und *δρῦ-* (S. 240 u. 250) finden natürlich auch keine weitere Erklärung, nur wird ersteres, wie schon früher, in ganz unhaltbarer Weise mit *δερ-* 'schinden' in Verbindung gebracht. Wie lässt sich denn von solcher Wurzel zu der der Sippe offenbar zugrunde liegenden Bedeutung „Baum" kommen? Vgl. Curtius, Grundz.[5] 238 f. und wegen der lautlichen Verhältnisse Hirt, Der indog. Ablaut S. 150 (Nr. 772).

Dass die vorhandene etymologische Literatur durchaus nicht in genügendem Maße ausgebeutet worden ist, ergibt sich unter anderem aus den Artikeln *βδέειν* (S. 92), *βυνέω* (103), *βραδύς* (118), *βρύχω* (134), *βλωθρός* (152), *δεσπότης* (217), *δῆμος* (233), *-φρέειν* (400), *θεός* (426 f.). Dass der etymologische Zusammenhang der eben aufgezählten Wörter, den Meyer vermisst oder nicht klar findet, deutlich genug ist, ergibt der Reihe nach die Einsichtnahme in die folgenden Literaturbehelfe: G. Meyer, Griech. Gramm.[3] 347 (mit Literaturangaben); Brugmann, Griech. Gramm.[3] 125; Uhlenbeck, Kurzgef. etym. Wörterb. d. altind. Spr. s. v. *mrdú-*; Prellwitz, Etym. Wb.. s. v. '*βρύχω*' S. 54; Brugmann, Griech. Gramm.[3] 113; ib. 88; Kuhns Zeitschr. 36, 111 f.; Mangold, Curtius' Studien 6, 403 ff.; Brugmann, Griech. Gramm.[3] 300, Anm. (anders allerdings G. Meyer, Griech. Gramm.[3] 87); Brugmann, Neue Jahrb. f. class. Philol. 1880, 217 ff.; Brugmann, Grundriss 1[2] 310 (nach de Saussure, vgl. die Literaturangaben bei Osthoff, Bezzenbergers Beiträge 24, 192); Schrader, Reallexikon S. 28.

Dass *ζα-* „dunkler Herkunft" und seine Identität mit *δια-* „ohne allen Boden" sei, wie S. 262 behauptet wird, ist ebenso wenig begründet, wie die S. 367 stehende Behauptung, die Annahme des Zusammenhanges von *φηγός* mit *φαγ-* „essen" sei „widersinnig" und die Herleitung des Nomens *φώρ* von *φέρω* „ganz abenteuerlich".

Dass der etymologische Zusammenhang von *ζωμός* und *ζύμη* nicht erkannt ist, zeigt wieder nicht genügende Berücksichtigung der einschlägigen Literatur. Es genügt, auf G. Meyer, Griech. Gramm.[3] 106 zu verweisen, wo auf die Hauptstelle über den Ablaut *ωυ - ῡ*, nämlich Bechtel, Die Hauptprobleme d. indog. Lautlehre S. 275, verwiesen ist.

S. 390 liest man über '*φᾶρος-*': „dunklen Ursprungs. Für die homerische Sprache hat das gedehnte *ᾱ* etwas Auffälliges, das zu weiterer Prüfung auffordert. Sollte vor dem *ρ* ein alter Zischlaut erloschen sein?" Viel näher lag es, an das Verhältnis von hom. *κᾱλός* aus *καλϝός* und attisch *κᾰλός* zu erinnern, und die

Berücksichtigung von Brugmanns Griech. Gramm.[3] 41, 86 hätte auch dem Verf. unseres Handbuchs der griechischen Etymologie die Kenntnis der gewiss richtigen Herleitung von φᾶρος aus *φαρϝος, vgl. lit. burva, vermittelt.

Durch die vorstehenden Ausführungen, die ich mit Rücksicht auf die Bemerkungen von L. Meyer in den Gött. gel. Anz. v. J. 1901, S. 897—900 absichtlich etwas ausführlicher gefasst habe, ist m. E. die Richtigkeit meines in diesen Blättern früher abgegebenen, ganz allgemeinen Urtheils vollauf erwiesen.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Platons Euthyphron. Für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Th. Christ. 3., unveränd. Aufl. F. Tempsky, Wien u. Prag 1901. XVI u. 35 SS. Preis 80 h.

Das Büchlein enthält außer einem Bildnisse Platos, einem Namensverzeichnisse und einer Einleitung im Anhange eine übersichtliche Gliederung des Dialoges. In der Einleitung bespricht Christ zunächst die Bedeutung der Platonischen Dialoge für die Begriffsbildung; daran schließt sich eine Charakteristik des Euthyphron, seiner Denk- und Gesprächsweise im Dialoge, des Themas, das sich Plato in diesem gestellt, und des Zweckes, den er hiebei im Auge gehabt hat. Die apologetische Tendenz des Dialoges steht wohl außer Zweifel (VII—XVI).

XIII definiert Chr. die Frömmigkeit als „jene Art der Sittlichkeit, die sich in den Dienst der Götter zur Erwirkung des Guten stellt". Ich möchte der Definition im strengen Anschluss an den Dialog die Form geben: „Die Frömmigkeit ist ein Theil (μέρος) des Gerechten (c. 14), das den Göttern die schuldige Ehre (in Gebet, Opfer) erweist, um von ihnen als den Gebern des Guten dieses zu erhalten" (vgl. c. 17—19). Zugleich wird die ὁσιότης als eine ἐπιστήμη αἰτήσεως καὶ δόσεως θεοῖς bezeichnet. Da man aber von den Göttern nichts verlangt, was man nicht benöthigt, ihnen aber als den Gebern alles Guten nichts zu geben imstande ist, so folgt indirect daraus, dass die Frömmigkeit der ἐπιστήμη des Guten gleichzustellen ist. Auf diese Weise wird die Frömmigkeit als besondere Tugend auf die allgemeine Tugend als die Kenntnis des Guten und Schlechten zurückgeführt.

In der Vorrede zählt Chr. 18 Stellen auf, in denen er von M. Schanz' kritischer Ausgabe (2. Aufl. 1887) als Grundlage seiner Ausgabe abweicht. Obwohl schon Lauczizky (Zts. f. d. öst. Gymn. 1891, S. 498 ff.) mehrere Stellen besprochen hat, glaubt doch Rec. zu einigen derselben Stellung nehmen zu müssen.

4 A, B schreibt Chr.: ὅπῃ ποτὲ ὀρθῶς ἔχει ταῦτα πρᾶξαι· οὐ γὰρ οἶμαί γε τοῦ ἐπιτυχόντος εἶναι.. Die Umstellung und

Änderung *ταῦτα πρᾶξαι* ist verfehlt. Wozu die Überlieferung ändern? Zu *ὀρθῶς ἔχει* ist aus dem Vorausgehenden *τὸ ἔγκλημα* „die Klage gegen den Vater wegen *φόνος*“ zu ergänzen. — 4 D interpunctiert und schreibt Chr.: *οὐ δεῖν φροντίζειν· ὑπὲρ τοῦ τοιούτου ἀνόσιόν φασιν εἶναι* ... Die gewöhnliche Interpunction *φροντίζειν ὑπὲρ τοῦ τοιούτου· ἀνόσιον γὰρ εἶναι* ... entspricht dem Sinne, ohne dass eine Änderung der Überlieferung nothwendig ist. Gerade darin besteht das *ἀνόσιον* in der Handlungsweise des Euthyphron, dass er, der Sohn, seinen eigenen Vater des Mordes anklagt, ohne Rücksicht darauf, ob der Taglöhner ein Mörder ist oder nicht. Im unmittelbaren Anschluss an diese Stelle schreibt Chr. *κακῶς εἰδότες, ὦ Σώκρατες, ὡς ἔχει, τὸ ὅσιόν τε καὶ τὸ ἀνόσιον* (vgl. c. 20) gegenüber der Überlieferung *κακῶς εἰδότες, ὦ Σώκρατες, τὸ θεῖον ὡς ἔχει τοῦ ὁσίου τε πέρι καὶ τοῦ ἀνοσίου*. Diese Änderung ist zu gewaltsam. Entweder ist *τὸ θεῖον ὡς ἔχει* als Glosse zu streichen oder es wird nach *ὡς ἔχει* ein Komma gesetzt; das folgende *τοῦ ὁσίου* ... tritt erklärend hinzu. — 7 A liest Chr. mit Maresch *οὕτω μὲν οὖν· εἴρηται γάρ*. Dieser Zusatz ist überflüssig. Sokrates verlangt zunächst die Zustimmung dafür, dass *τὸ ὅσιον* und *τὸ ἀνόσιον* einander entgegengesetzt sind, sich ausschließen; dafür genügt aber *οὕτω μὲν οὖν*. — 11 C ist mit der Schreibung *τὸ γὰρ περιιέναι τοῦτο τούτοις* gegenüber der Überlieferung nicht viel gewonnen. Nach dem vorausgehenden *τὰ λεγόμενα* ist wohl nichts anderes als *τὸ γὰρ περιιέναι ταῦτα καὶ μὴ μένειν* . . . . . . zu lesen. Die Lesart *τοῦτο* ist nicht gut haltbar. Vgl. unmittelbar darauf: *ἐπεὶ ἐμοῦ γε ἕνεκα ἔμενεν ἂν ταῦτα οὕτως* und weiter unten (11 D) *τοὺς λόγους μένειν*. — 14 B ist die Nothwendigkeit der Schreibung *οὐκ ἂν πρόθυμός με διδάξαι* schwer einzusehen. Auch die Überlieferung *οὐ πρόθυμός με εἶ διδάξαι· δῆλος εἶ* gibt einen guten Sinn.

In der Einleitung und im Anhange strebt Chr. nach Klarheit und Richtigkeit des Ausdrucks. S. VII notierte Rec. zu „das Bestreben des Weisen ... e r g i b t s i c h somit.. als ein höchst verdienstvolles“ besser: „zeigt sich somit .. als ein ..“.

Auch die äußere Ausstattung und der sorgfältige Druck machen das Büchlein empfehlenswert.

W i e n. Dr. Jos. K o h m.

Schulwörterbuch zu Xenophons Anabasis, Hellenika und Memorabilien. Von Dr. W. G e m o l l, Gymnasialdirector. Mit 89 (!) Textabbildungen, 2 Farbendrucktafeln u. 2 Karten. Leipzig, G. Freytag 1901. gr. 8°, VIII u. 340 SS. Preis geb. 4 Mk.

Während ehedem Specialwörterbücher, welche Schulzwecken dienen sollten, von der Pädagogik mit Recht als unerlaubte Hilfs-

mittel abgelehnt wurden, insoferne sie mit zu reichen Übersetzungshilfen und entsprechenden Zahlencitaten ausgestattet waren, so ist gegenwärtig angesichts der einschlägigen lexikalischen Arbeiten, die der ehedem gerügten pädagogischen Mängel entbehren, die Stimmung in Lehrerkreisen eine andere geworden: die Schule duldet nicht nur Specialwörterbücher, sondern sie empfiehlt solche, und mit Recht. Wem es darum zu thun ist, dass sich der Schüler durch das Lexikon ein semasiologisches Wissen erwirbt, der wird Arbeiten wie Harder zu Homer, Weidner-Schmidt zu Nepos, Prammer-Polaschek zu Cäsar, Jurenka zu Ovid, wo nach Art der allgemeinen Wörterbücher die Bedeutungen auseinander entwickelt und von Zahlencitaten ein spärlicher Gebrauch gemacht wird, jedenfalls gutheißen; denn Lexika, die den gesammten Sprachschatz der Schulautoren umfassen, haben für den Anfänger — nur diesen hat Ref. im Auge; der geübtere Schüler findet mit Georges, Heinichen, Ingerslev und Stowasser für das Lateinische, mit Schenkl oder Benseler für das Griechische sein Auskommen — entschieden etwas Abschreckendes und involvieren die Gefahr, dass der Schüler, statt aus umfangreichen lexikalischen Artikeln die jeweilige Bedeutung zu eruieren, kurzweg zu Übersetzungen greift.

Von diesem Standpunkte aus ist vorliegendes Wörterbuch zu beurtheilen und — es sei gleich hier gesagt — zu empfehlen. Xenophon ist der erste griechische Schriftsteller, den der Schüler zur Hand nimmt. Wem Krafft-Rankes Präparationen nicht behagen — und sie haben leider noch ihre Gegner —, muss mindestens ein Specialwörterbuch zu Xenophon in den Händen der Schüler gestatten, zumal die gangbarsten griechischen Elementarbücher den Sprachschatz Xenophons, insbesonders der zunächst in Betracht kommenden Anabasis, noch immer nicht im gehörigen Maße verarbeiten. Gemolls Wörterbuch umfasst die drei Hauptschriften Xenophons. Nach der obigen Auseinandersetzung möchte, so scheint es, Ref. nur für die Anabasis dem Schüler die lexikalische Arbeit erleichtern, da ja die Hellenika und die Memorabilien einer späteren Unterrichtsstufe angehören. Allein es ist zu beachten, dass die Privatlectüre der Schüler mit Vorliebe nach den Memorabilien und den Hellenika greift und diese eine ausgiebigere und unmittelbare Nachhilfe, wie sie eben das Specialwörterbuch bietet, erheischt.

G.s Arbeit ruht auf solider, wissenschaftlicher Grundlage. Es ist nicht nur die vorhandene lexikalische Literatur zu Xenophon vollständig herangezogen — auch Hodermann 'Vorschläge zur Xenophon-Übersetzung im Anschluss an die deutsche Armeesprache' ist verwertet —, sondern der Verf., der seit Jahren mit Xenophon beschäftigt ist, hat auch aus Eigenem das Seine beigetragen. An scharfer Begriffsbestimmung und Kürze — worin der Verf. vielleicht manchem zu weit gegangen sein dürfte — hat er wohl das Möglichste erreicht. Dabei wird auch die Etymologie, wo sie sich

kurz abthun lässt, nicht umgangen, und strittige Fälle werden als solche bemerklich gemacht. Auch wissenschaftlichen Zwecken hat der Verf. das Buch dienstbar gemacht, und zwar insofern, als er wenigstens eine Übersicht über den Wortbestand jeder einzelnen der drei Schriften durch eventuelle Hinzufügung der Buchstaben *A*, *M*, *H* ermöglicht hat.

Neben den erwähnten Vorzügen des Buches darf eine stark hervortretende Schattenseite nicht unberührt bleiben. Es ist dies die Überladung mit Abbildungen. Wer indes den bezüglichen Passus in der Vorrede recht zu deuten weiß, wird sofort errathen, dass an diesem Übelstande die Verlagshandlung alle Schuld trifft. Nachdem einmal für den classischen Sprachunterricht das Schlagwort 'weniger Grammatik, mehr Realien' ausgegeben ist, glaubt die Freytag-Tempsky'sche Handlung in ihrem Geschäftseifer, ihre altsprachlichen Schulausgaben und Wörterbücher mit Abbildungen und Kartenwerken von mitunter recht zweifelhaftem Werte überladen zu müssen. Dass die Schulbücher auf diese Art vertheuert werden, ist dabei noch das geringere Übel; schlimmer ist, dass der Schüler von der eigentlichen Sache abgelenkt und seiner Phantasie eine bisweilen recht bedenkliche Richtung gegeben wird. Also weg mit dem allzu vielen Bilderkram aus unseren Schulbüchern, die bereits an die Bilderbücher der Kinderstube erinnern!

Wien. J. Golling.

Gustav Kettner, Die Episteln des Horaz. Berlin, Weidmanns Buchhandlung. 1900. 8°, IV u. 178 SS. Preis 3 Mk. 60 Pf.

Das hübsch ausgestattete Buch, über welches der Verf. im Vorworte selbst bemerkt, dass es, obwohl aus den Bedürfnissen des Unterrichtes entsprungen, schließlich vielfach über dieselben hinausgewachsen sei, zeugt von eingehendem Studium und von einem weiten Blicke, der auch den Einfluss dieser horazischen Dichtungen auf folgende Zeiten (man vergleiche z. B. den trefflichen Passus über die Wiederbelebung der Horazischen Lebensphilosophie im 18. Jahrhundert unter vergleichbaren Zeitverhältnissen S. 42 ff.) und Verwandtes in anderen Literaturen ins Auge fasst, dabei sichtlich die einschlägigen Arbeiten bis zu den neuesten herab beherrscht, wenn auch die Citate, was wohl aus dem ursprünglichen Plane sich erklären dürfte, hie und da gewiss noch Nennenswertes vermissen lassen. Auffallen könnte in letzterer Beziehung zunächst einigermaßen, dass unter den neuesten erklärenden Ausgaben die Luc. Müllers so zurücktritt, während zu der Kiesslings wiederholt die Stellung präcisiert wird. So vertheidigt der Verf. z. B. S. 173 f., wo er in einem gelegentlichen

Excurse auf Carm. III, 9[1]) zu sprechen kommt und gute Bemerkungen über den berühmten Wechselgesang anfügt, mit Recht gegen Kiessling die Auffassung der Worte *reiectae Lydiae* als Dativ; Luc. Müller hatte diese Auffassung in der Giessener Ausgabe der Oden 1882 auch stramm vertreten, ließ sich aber dann 1900 wohl durch Kiessling beeinflussen; vgl. übrigens z. St. auch G. Friedrich, Horatius Flaccus, Leipzig 1894, S. 192.

Die Schrift Kettners gliedert sich in drei Hauptheile: 1. Einleitung (S. 1—45) mit sechs Abtheilungen (*a.* Der Übergang von der Odendichtung zu den Episteln; *b.* Die Lebensanschauungen des Horaz in den Episteln; *c.* Die Form der poetischen Epistel bei Horaz; *d.* Die Abfassungszeit der Episteln; *e.* Die Anordnung der Episteln des 1. Buches; *f.* Die historische Bedeutung der Episteln des Horaz). — 2. Einführung in die einzelnen Episteln mit Ausnahme von II, 3 (S. 46—170). — 3. Anmerkungen mit Literaturnachweisen und gelegentlichen Bemerkungen zur Textkritik (S. 171 bis 178; I, 7, 2 wird z. B. mit Kiessling *atque* gehalten, v. 29 ebenfalls die Überlieferung *vulpecula* gegenüber den meisten neueren Herausgebern vertheidigt).

Im ersten Hauptheile treten in anziehender Weise namentlich die eingehenden Darstellungen über das Verhältnis des Dichters zum Epikureismus und über die Popularisierung des letzteren hervor (S. 4 ff.; 40 ff.); im zweiten sind die Dispositionen mit den Nebenbemerkungen über die Intentionen des Dichters meist sehr gut gelungen. Geradezu als ein Muster kann z. B. die Behandlung der 8. Epistel des 1. Buches bezeichnet werden. Einiges in der geistreichen und fließenden Besprechung erinnert dabei fast unwillkürlich an die Methode von O. Ribbecks „Geschichte der römischen Dichtung", welches classische Werk im Anhange hier und dort gewiss Erwähnung verdient hätte.

Das Buch, welches bei einer neuen Auflage wohl noch etwas mehr „hinauswachsen" dürfte, kann nach dem Gesagten schon jetzt auch angehenden Philologen und weiteren Kreisen von Gebildeten, die gerne einmal wieder zum venusinischen Dichter zurückkehren, bestens empfohlen werden.

---

[1]) Es findet sich hier der Druckfehler III, 29, obschon sonst der Druck meist sehr correct ist.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Studien zu Pacianus von Barcelona. Dissertation von Anton Gruber. München 1901, zugleich als Programm des königl. Progymnasiums Schäftlarn f. d. Studienjahr 1900/1901 erschienen. 60 SS.

Noch sind nicht fünf Jahre verflossen, seit die Schriften des heil. Pacianus durch Peyrot, der eine halb kritische, halb exegetische Ausgabe als Doctordissertation (Zwollae 1896) vorlegte, der mittelalterlichen Vergessenheit entrissen wurden, und schon betritt ein neuer Jünger der Wissenschaft mit Studien zu P. den Plan. Dass es gerade ein Schüler Weymanns ist, darf uns nicht wundernehmen; denn nach der strengen Kritik, welcher der hochgeehrte Gelehrte die Arbeit Peyrots unterzogen hatte (Berl. phil. Woch. 1896, Sp. 1057 ff., 1104 ff.), konnte man erwarten, dass er einen seiner Schüler veranlassen werde, den verfahrenen Karren wieder ins rechte Geleis zu bringen. Und so sehr sich Peyrot hinsichtlich der Schrankenlosigkeit in der Behandlung des Textes in dem Banne seines Lehrers van der Vliet befunden hatte, so sehr scheint der Arbeit Grubers die Unterstützung Weymans zum Vortheil gereicht zu haben.

Da die Ausgabe der Schriften Pacians, die ich für das Wiener Corpus übernommen habe, nicht mehr allzulange auf sich wird warten lassen, wird es mir wohl nicht übelgenommen werden, wenn ich bei Besprechung der vorliegenden, trefflichen Arbeit nicht zu sehr ins Einzelne gehe, um einerseits an jenen Punkten, wo ich mit den Aufstellungen Grubers nicht einverstanden bin, oder wo sich mir Nachträge ergeben haben, meiner Ausgabe nicht vorzugreifen, anderseits nicht Dinge vorzubringen, die, über den von der k. Akademie der Wissenschaften in dem „Regulativ für die Anlage der Ausgaben des *Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum*“, Wien 1901, festgesetzten Rahmen hinausgehend, an einem anderen Orte besser im Zusammenhange vorgebracht werden dürften.

Grubers Arbeit zerfällt in drei Capitel. In dem ersten bespricht er die leider nur sehr dürftigen Angaben über das Leben des Heiligen sowie über die von ihm benützten literarischen Quellen. Sowohl was die heilige Schrift betrifft, als auch in Bezug auf die übrigen Profanschriftsteller bedeutet seine Arbeit einen Fortschritt über Peyrots Arbeit hinaus, der jedoch das Verdienst bleibt, den Zusammenhang mit Tertullian und Cyprian anschaulich vor Augen geführt zu haben (vgl. Pfeilschifter in Woch.-S. f. class. Phil. 1896, 1114). Da Gruber in diesem Cap. auch über die Textesgestaltung und die Ausgaben spricht, möchte ich dazu nur die eine Bemerkung machen, dass zu den von ihm erwähnten Handschriften noch eine Excerptenhandschrift aus Vitry-le-François (Nr. 2, 11. Jahrh., V) kommt, die mit dem Codex aus der Bibliothek der Königin von Schweden (R) insoferne auf das engste zusammenhängt, als in R die in V aufgenommenen Stücke — wobei die persönlichen Bemerkungen ausgeschieden wurden —

grösstentheils bezeichnet sind. Ja Ep. I 5, 10, p. 16 (der Peyrot-Ausgabe) kommt V allein mit *in lacrimis meis* dem ἐν δάκρυσί μου der Septuaginta am nächsten.

Während sodann Peyrot weder die Ausgabe von Noguera (Valencia 1780) noch die von Florez (España Sagrada XXIX, Madrid 1775, 2. Ausgabe 1859) eingesehen hat, werden diese von Gruber denn doch etwas überschätzt. So steht z. B. Par. 2, p. 102, *nodetur* nicht bei Noguera zuerst, wie Gruber behauptet (S. 9), sondern schon in der 2. Ausgabe unseres Schriftstellers, die zu Rom im J. 1564 bei P. Manutius erschienen ist und von Petrus Galesinus veranstaltet worden zu sein scheint. Diese Ausgabe ist geradezu trefflich, da sie die Vorzüge der Tiliusausgabe (Paris 1538) dadurch hebt, dass sie bloß deren Schwächen so ziemlich vollständig tilgt, ohne in die manchmal bizarren Irrthümer der folgenden Ausgaben zu verfallen, so dass ich nicht anstehe, sie als die derzeit noch beste Ausgabe zu bezeichnen. An dieser Stelle möge aber auch der Wahn zerstört werden, dass die Ausgabe in der España Sagrada auf Barceloner Handschriften beruhe; davon ist bei Florez kein Sterbenswörtchen zu finden. Sowohl Peyrot als auch Gruber begnügen sich ferner, namentlich jener, an vielen Stellen mit dem einfachen Verweis auf Migne. Abgesehen davon, dass Migne bezüglich des Pacianus bloß den Abdruck aus der Gallandi-Ausgabe gibt, die durchaus nicht auf Tilius beruht (Peyrot p. XI), gehen fast alle Änderungen entweder auf die 1. Ausgabe der *Biblioth. patr. et uet. auct.* von Margarinus de la Bigne, Paris 1576 (z. B. *canones*, Ep. I 8, p. 10) oder auf die anonyme zu Paris im J. 1654 erschienene *Magna biblioth. uet. patr. et antiqu. script. eccles.* zurück. Übrigens hätte Peyrot nicht einmal die Ausgabe von Noguera[1]), die sich auf eine Collation des R durch Perez Bayer stützt, gebraucht, um bezüglich der von H. C. Moddermann für ihn besorgten Vergleichung des R bedenklich zu werden, da er die bemerkenswerten Discrepanzen auch bei Aguirre, *Collectio maxima Concil. Hispan.*, neu herausgegeben von J. Catalani in Rom 1753, t. I., hätte finden können. Schon durch Einsichtnahme in diese Ausgabe hätte sich Peyrot überzeugen können, dass die Worte *distincta ... uua*, Ep. III 25, p. 94 auch in R nicht fehlen, sondern in den Ausgaben, die sich bis auf Aguirre um keine Handschriften gekümmert haben, durch Schuld des Tilius ausgelassen worden waren. Auf mich macht es den Eindruck, dass sich Peyrot gerade durch diese Stelle bewogen fühlte, dem *Parisinus* den Vorzug zu geben, was dieser Codex, der sicher frühestens ins 13. Jahrh. (nicht ins 11., 12. oder 13. Jahrh., wie P. meint) gehört und nur ein jüngerer Bruder des Grenobler Codex ist, durchaus nicht verdient.

[1]) Sie scheint ziemlich selten zu sein, ich erhielt sie durch das dankenswürdige Entgegenkommen der kgl. Bibliothek in Berlin.

Auch Ep. I 5, p. 17 hätten Peyrot und Gruber aus Aguirre entnehmen können, dass B ebenfalls *non* hat, während alle Ausgaben an dieser Stelle *num* bieten.

Im II. Cap. geht sodann Gruber an die lohnende Aufgabe, den Text von den meisten Angriffen van der Vliets und Peyrots zu säubern; an beinahe 130 Stellen wird fast ausschließlich die handschriftliche Überlieferung in der Regel in einer Weise vertheidigt, dass man Gruber nur beistimmen kann. An einigen Stellen werden auch einige Conjecturen vorgebracht. Da ich in der Ausgabe auf alle werde Rücksicht nehmen müssen, brauche ich hier wohl nicht näher darauf einzugehen; nur einige kurze Bemerkungen seien mir gestattet. Dass Ep. I 1, p. 4 der Gedanken in gedrängter Kürze gegeben ist, ist richtig. Wenn es aber wirklich nöthig wäre, wie Gruber vorschlägt, im Geiste *unius enim haeresim facile refellam* zu ergänzen, so hätte Pacianus einen großen Fehler begangen. Eine solche Ergänzung darf der Schriftsteller niemals von seinen Lesern verlangen.

Mit einer sogenannten Ellipse haben wir es auf Ep. II 3, p. 30 *Cum primum scripseras, Cataphrygem putabam* zu thun, wo Peyrot *te* vor *putabam* einsetzte, was Gruber mit Recht als überflüssig erklärt. Jedoch begegnet dieser Gebrauch nicht bloß bei Spätlateinern, wie Gruber (S. 20) meint, sondern ist in lebhafter Rede, wo es nur darauf ankommt, die Hauptsachen hervorzuheben, vermöge der in der Sprache waltenden Ökonomie zu allen Zeiten üblich. Aus Terenz z. B. verweise ich nur bezüglich des *putare* auf Andr. 29 *dictum puta*, 91 f. *spectatum satis putabam et magnum exemplum continentiae*, und Phorm. 1022 *aetate porro minus peccaturum putem?* Auch hier ist die Person durch den Nebensatz hinlänglich festgestellt, so dass man eigentlich nicht von (grammatischer) Ellipse sprechen darf, da wir ja auch im Deutschen übersetzen können: rieth ich auf einen Kataphryger. Ebenso weist Gruber mit Recht Peyrots Ergänzung *tui* nach *Miserere*, Ep. II 8, p. 41 zurück, wo das Object durch den danebenstehenden Vocativ *Sympronianе* überflüssig gemacht wird. Dagegen erscheint mir der Vorschlag Grubers, I 2, p. 5 *si haec sola quae scribis, non satis instruerent* (statt *instruerem*) zu schreiben, zu kühn, da einerseits *instruere* mit sachl. Subjet zu ungewöhnlich ist, anderseits hier das Object *me* unbedingt gesetzt werden müsste. Ep. I 4, p. 12 hat Peyrot *iusti* nicht „sonderbarerweise", sondern, wie aus den *Corrigenda* (nach S. 142) zu ersehen ist, deswegen gestrichen, weil es sowohl in P als auch in B fehlt. *Iusti*, das m. E. an dieser Stelle unnöthig ist, da lediglich *oboediens* hervorgehoben werden soll, kam erst in der 1. Ausgabe de la Bignes in den Text.

Das III. Cap. handelt über die Sprache Pacians; es zerfällt in A. Lexikalisches (vielleicht hätte S. 44 *despici* Par. IV, p. 106, *invidere* Ep. I 5, p. 16 erwähnt werden können), B. Grammati-

kalisches, C. Über das rhetorische Gepräge des Pacians. Ein Punkt hätte unter C. wohl noch besprochen werden sollen, nämlich die rhythmische Gliederung, der sich Pacianus befleissigt und durch die er sich nicht nur als eifrigen Leser, sondern auch als verständnisvollen Nachahmer der classischen Autoren erweist. So ist es durchaus kein Zufall, um nur eine Einzelheit zu erwähnen, dass Ep. I 1, p. 2 das Vergilcitat (Aen. V 302 *quos fama obscura recondit*) mit veränderter Wortstellung gegeben wird *quos fama recondit obscura*, wodurch die beliebteste rhythmische Clausel ⏗ ◡ ⏗ ⏗ ◡ (s. Norden, Die antike Kunstprosa an zahlr. St.) hergestellt wird.

Mit der besprochenen Abhandlung hat mir Gruber nicht nur für die Textgestaltung, sondern auch für die Indices meiner Ausgabe sehr wacker vorgearbeitet, und ich stehe nicht an, ihm auch an dieser Stelle für die werkthätige Unterstützung, die er mir durch seine fleißige Arbeit zutheil werden ließ, meinen besten Dank auszusprechen.

Wien. Robert Kauer.

J. van den Gheyn, Catalogue des manuscrits de la bibliothèque Royale de Belgique. I. Écriture Sainte. Liturgie. Brüssel, Lamertin 1901. XV u. 492 SS.

Es ist gewiss mit Freude zu begrüßen, dass dank der Unterstützung des belgischen Unterrichtsministeriums ein neuer Katalog der Brüsseler Hss. an die Stelle von Marchals kurzem Inventar und unvollständigem Realkatalog[1]) tritt. Allerdings müssen wir eine neue Numerierung hinnehmen, die durch die Anordnung der Hss. nach dem Inhalte nothwendig geworden ist (Concordanz der Nummern S. X—XV), und uns betreffs der *Indices* in Geduld fassen; der erste den Bibel- und liturgischen Hss. gewidmete Band beschreibt nämlich 900 Hss. und damit 1400 von den 25 000 Inventarnummern, so dass noch 11 weitere Bände in Aussicht genommen sind. Die Beschreibung der griechischen Hss. wird, wie Nr. 900 (von Cumont 1901 in Kleinasien erworbenes Canonarium) zeigt, über die von Omont[2]) durch Berücksichtigung von Neuerwerbungen hinausgehen. Auch für die Hss. lateinischer Classiker liegt eine Vorarbeit vor[3]).

---

[1]) Catalogue des mss. de l'ancienne bibliothèque Royale des ducs de Bourgogne. 3 Bände. Brüssel 1839 ff.

[2]) Catalogue des mss. grecs de la bibliothèque Royale de Bruxelles. Sonderabdruck aus der Revue de l'instruction publique en Belgique 1885.

[3]) P. Thomas, Catalogue des manuscrits des classiques latins de la bibliothèque Royale de Bruxelles. 18. Heft des Recueil de travaux publiés par la faculté de philosophie et lettres de l'Université de Gand (1896).

Die erwähnte Gesammtzahl von 25 000 Inventarnummern zeigt, dass der neue Katalog deren fast 7000 mehr enthalten wird als der von Marchal. Zu diesem Zuwachs gehören die theils 1888, theils 1900 aus Cheltenham erworbenen Hss. belgischer Herkunft, die zum Theil in H. Schenkls *Bibliotheca patrum Latinorum Britannica* I 2 beschrieben sind[1]). Als Heimstätten der Hss. erscheinen in van den Gheyns genauen Beschreibungen neben den zahlreichen belgischen Klöstern (über die am besten der Index der Vorbesitzer in dem 1886—1888 von den Bollandisten herausgegebenen *Catalogus codicum hagiographicorum bibliothecae regiae Bruxellensis* orientiert) deutsche (Köln), französische und englische Bibliotheken nur vereinzelt.

Die Genauigkeit der Beschreibung zeigt sich darin, dass manche bei Marchal übergangene Stücke Erwähnung finden, manche dort anonym gegebene identificiert werden. Dagegen ist van den Gheyn entgangen, dass das für die Hs. 479 s. X unter 19c verzeichnete Stück (Inventar-Nr. 15.128) *Alcuini Compendium in canticum canticorum*[2]) ist, wie die von der Wiener Akademie 1865 herausgegebenen *Initia librorum patrum Latinorum* zeigen; ich erwähne dies, weil diese *Initia* noch bei einigen der für den zweiten Band in Aussicht genommenen, eigentlich patristischen Hss. gute Dienste leisten können.

Wien. Wilh. Weinberger.

Lateinische Satzlehre von Dr. Karl Reinhardt. 2. Aufl., bearbeitet von Dr. Josef Wulff. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 194 SS. 8°. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Die vor fünf Jahren erschienene und im 49. Bande dieser Zeitschr. besprochene 1. Auflage der lateinischen Parallelgrammatik von Dr. K. Reinhardt entstand aus der Absicht, eine gemeinsame Grundlage für die Eintheilung und Gliederung der französischen und lateinischen Syntax zu geben. Als diese wurde die Satzlehre angenommen, die beim Unterrichte im Deutschen üblich ist und die Lehre von den Theilen des Satzes, den Satzarten und dem zusammengesetzten Satze enthält. Nach dem Erscheinen der deutschen Parallelgrammatik von Dr. Prigge wurde es nothwendig, die Übereinstimmung mit dieser in allen Einzelheiten der Spracherscheinungen herzustellen. Diese Aufgabe löst die 2. Auflage,

---

[1]) Sitzungsber. d. phil.-hist. Classe der Wiener Akad. CXXVI, VI. CXXVII, IX (1892); die nach Brüssel verkauften Hss. sind mit † bezeichnet, deren Nummern am Schlusse zusammengestellt.

[2]) Migne C 641—662 b. Das Initium lautet bei van den Gheyn: *Hunc canit Salomon mira dulcedine librum;* Marchal hat das vom Verse geforderte *cecinit.*

der auch die Erfahrungen gewiegter Schulmänner, die sie mit der obgenannten Grammatik gemacht, zugute kamen.

Die Gliederung der vorliegenden Ausgabe ist im großen und ganzen dieselbe wie die der 1.; nur in einigen Punkten ist sie einheitlicher und übersichtlicher. In beiden Auflagen handelt das 1. Cap. vom *Verbum finitum;* während aber in der 1. Aufl. im 2. Cap. die Ergänzung des Subjectes und Prädicates und im 3. die übrigen Satzbestimmungen besprochen werden, wobei das „übrige“ nicht recht verständlich ist, enthält nunmehr das 2. Cap. das Allgemeine von den Satzbestimmungen, zu welchen auch das Subjectwort und das Prädicatsnomen gerechnet wird. Das Gerundivum (Gerundium) und Supinum wird nicht mehr wie früher als eine besondere Satzbestimmung, sondern, da es theils unter das Capitel von den Casusbezeichnungen, theils unter das von der Angleichung fällt, *a potiori* unter den angeglichenen Satztheilen behandelt. Infolgedessen werden nur vier Ausdrucksweisen für die Satzbestimmungen unterschieden: 1. Casusbezeichnungen mit und ohne Präposition, 2. Adverbia, 3. Infinitive, 4. Angleichung (angeglichene Nomina und Participia). Beim Genetiv hat der Herausgeber nur zwei Gruppen unterschieden, den Gen. als Attribut und den Gen. als Casus des Objectes; den prädicativen Gebrauch erklärt er, was gewiss nicht in allen Fällen zutrifft, durch das Hinzudenken eines Substantivs. Da diese wie die frühere Auflage keine eigene Tempus- und Moduslehre enthält, so wird dem Abschnitte über die Tempora der realen Behauptungssätze eine allgemeine Bemerkung über die Verschiedenheiten der Zeitgebung im Lateinischen und Deutschen, der Lehre von den einzelnen Zeiten in den potentiellen Behauptungssätzen eine Vorbemerkung über den Gebrauch des Irrealis im Deutschen vorausgeschickt. Bei der Behandlung der selbständigen und bezüglichen Tempora in Nebensätzen sind nunmehr die indicativischen Nebensätze von den conjunctivischen geschieden. Auch die Änderungen im einzelnen sind derart, dass die 2. Aufl. mit Recht eine verbesserte genannt werden kann. Umfangreicher ist nunmehr die mustergiltige Darstellung des Gerundivs (Gerundium und Supinum). Vielfach findet man nothwendige Zusätze, Erweiterungen, Begründungen und Vertiefungen. Die Regeln, die sich schon in der 1. Auflage meist durch ihre Genauigkeit und Klarheit auszeichneten, sind hie und da bestimmter gefasst, größere Regeln, wie die über *interest* in ihre Bestandtheile zerlegt und durch den Druck augenfällig gemacht. Von den Anmerkungen wurden manche in den Text gerückt, einige auch durch wichtigere ersetzt. Die Beispiele wurden vermehrt und bei umfangreicheren Regeln den einzelnen Abschnitten zugewiesen. In die Vorrede ist nunmehr auch eine Vertheilung des grammatischen Lehrstoffes für die fünf oberen Classen aufgenommen. Diese ist so getroffen, dass das Ausmaß für die einzelnen Classen klein ist, so dass noch die Schüler der

obersten etwas dazu zu lernen haben und anderseits in allen Classen für regelmäßige und planmäßige Wiederholung Zeit gewonnen wird. Der Druck ist deutlich und correct, die Austattung allen Anforderungen entsprechend.

Kaaden. Hermann Bill.

Lateinisches Übungsbuch für die zweite Classe der Gymnasien und verwandter Lehranstalten. Im Anschlusse an die lateinische Schulgrammatik von Josef Strigl und unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Schulgrammatiken von Dr. August Scheindler und Karl Schmidt zusammengestellt von Rudolf Knesek, k. k. Professor am Staatsgymnasium in Floridsdorf. Linz a. D., Verlag der Ebenhöch-schen Buchhandlung (H. Korb) 1901. 8°, 235 SS. Preis geh. 2 K 20 h, geb. 2 K 80 h.

Auf das vor mehr als Jahresfrist erschienene Übungsbuch für die erste Classe, das nach den mir bekannten Urtheilen günstige Aufnahme gefunden hat, ist nunmehr die für die zweite Classe bestimmte Fortsetzung gefolgt, die voraussichtlich ebenfalls den Beifall der Fachmänner finden wird, im ganzen auch derjenigen, welche sich mit der in diesem Buche vertretenen Methode noch nicht befreundet haben.

Um dem Grundsatze der Induction zu entsprechen, lässt der Verf. die lateinischen Stücke überwiegen. Es weist das auf S. 1 bis 96 gebotene Übungsmaterial 121 lateinische gegenüber 88 deutschen Übungsstücken auf, die in der Weise geordnet sind, dass auf je ein oder zwei oder auch drei lateinische Stücke ein deutsches folgt. Erstere bieten 61 zusammenhängende Lesestücke und 60 oft ziemlich lange aus Einzelsätzen bestehende Abschnitte, letztere enthalten 30 Lesestücke und 58 Abschnitte mit Einzelsätzen. Aber auch unter den Einzelsätzen suchte der Verf. häufig inhaltlich verwandte Sätze zusammenzustellen, so dass für zwei oder mehrere auf einander folgende Sätze ein bestimmtes Wort gleichsam den Mittelpunkt bildet.

Die inhaltliche Auswahl und Zusammenstellung des Übungsmaterials muss als ganz gelungen bezeichnet werden. Inhaltsleere und schale Sätze finden sich nach meinem Urtheile nicht. Unter den Lesestücken treffen wir Fabeln, kleine Erzählungen über mythische und historische Gestalten, u. zw. fast durchwegs über solche, welche der Schüler im Laufe des Schuljahres im Geschichtsunterrichte kennen lernt, womit also, wenn auch in bescheidenem Maße, die Concentration des Unterrichtes gefördert wird. Etliche Übungen behandeln auch in einer dem Fassungsvermögen der Schüler entsprechenden Art ethische Fragen. Die Bewältigung mancher Sätze mag allerdings nicht immer glatt abgehen. Namentlich in den lateinischen Stücken wird öfter die Interpretation des Lehrers ausgiebiger eingreifen müssen, zumal sich die Fußnoten

fast durchgehends nur auf die deutschen Sätze beziehen. Bei dem reichen Übungsmaterial kann übrigens ein oder der andere Satz, je nachdem er zu schwierig erscheint, leicht gestrichen werden.

Bezüglich Ausscheidung und Einreihung gewisser Partien möchte ich Folgendes bemerken:

Unbedenklich hätten nach dem Vorgange in anderen Übungsbüchern Sätze und Stücke zur Einübung der Declinationsformen griechischer Wörter (Üb. 27—30) wegfallen können. Für den Secundaner reicht die Kenntnis des griech. Acc. auf *-a* aus, die Declination von *Circe, Eurydice* u. a. wird er in der Tertia auf Grund des griechischen Unterrichtes und einiger Erläuterungen von Seite des Lehrers verstehen und anwenden können.

Die Verba der III. Conjugation auf *-io* sowie die Deponentia zieht der Verf. zum Lehrstoffe der II. Classe. Gegen die Zuweisung namentlich der Deponentia zum Pensum der II. Classe ist insofern nichts einzuwenden, weil es besser ist, dass III. und IV. Conjugation in der Prima intensiver geübt werden, als dass vielleicht im Hinblick auf den nahen Schulschluss die letzten Übungsstücke der III. oder IV. Conjugation zu rasch durchgenommen werden, die Deponentia aber trotzdem nur flüchtig behandelt werden können. Jedenfalls bilden aber die Deponentia eine nothwendige Ergänzung der vier Conjugationen, d. h. des Lehrstoffes der I. Classe, gehören also, wenn sie der II. Classe überlassen werden, nur an den A n f a n g des Übungsbuches. Sie schließen sich an die Wiederholung der vier Conjugationen, die im Anfange des zweiten Schuljahres unerlässlich ist, naturgemäß an; ferner setzt diese Anordnung den Lehrer in den Stand, die wegen ihrer activen Bedeutung etwas befremdenden Formen während der Behandlung des Übungsstoffes über Declinationen, Numeralia, Pronomina in ausgiebigerer Weise in Erinnerung zu bringen und in Erinnerung zu erhalten; denn mit Abschluss der die Deponentia betreffenden Übungsstücke sitzen diese beim Mittelschlage der Schüler gewöhnlich noch nicht ganz fest. Wird aber mit dem Verf. Begriff und Wesen der Deponentia dem Schüler überhaupt erst nach *esse* vorgeführt, also knapp vor dem die Verba nach Stammformen behandelnden Übungsmateriale, das sich im ganzen nur auf diese ausgedehnte und wichtige Partie beschränken darf, so kann während der Verarbeitung dieser Partie nicht gleichzeitig an die nothwendige Wiederholung der Deponentia in entsprechender Weise gedacht werden. Die frühere Erledigung der Deponentia zum Zwecke einer durchgreifenderen Wiederholung ist in vorliegendem Buche umso nöthiger, weil in einem späteren Theile (Üb. 166—173) nur die Deponentia (incohativa) der III. Conjugation und die der IV. Conjugation behandelt werden. Für die aufgestellte Forderung spricht auch der Umstand, dass die Anwendung des Participiums (z. B. Scipio griff an [und] siegte) ein recht häufiges Wiederkehren im Übungsmateriale verdient.

Einer gesonderten Behandlung der wichtigsten syntaktischen Formen, wie wir einer solchen beispielsweise im Hauler'schen Übungsbuche begegnen, widmet der Verf. keine Übungsstücke. Sie scheinen entbehrlich, wenn der Lehrer durch stete Satzveränderungen es dahin zu bringen vermag, dass der Schüler die wichtigsten Regeln der Elementarsyntax richtig anwendete, ein Ziel, das für die Lectüre der III. Classe und die sich anschließenden Arbeiten durchaus nothwendig ist, wie der Verf. in dem Begleitworte zu seinem Buche selbst betont. Er denkt sich dieses Ziel wohl dadurch erreichbar, dass er bei Sätzen, wo es noththut, auf die in den Fußnoten verstreuten syntaktischen Regeln hinweist. Ein am Schlusse des Buches befindlicher Anhang (S. 228—235), auf den aber nicht von den Übungsstücken aus irgendwie verwiesen wird, gibt ein zusammenfassendes Bild der Regeln, die der Schüler während des Schuljahres durch die Lectüre und durch Nachschlagen der Regeln in den Fußnoten (zum Theile auch im Vocabular, wie in Nr. 8, 43, 79) sich angeeignet haben soll. Wenn es des Verf.s Wunsch ist, dass sich die auf verschiedenen Seiten seines Buches verstreuten Regeln im Wissen der Mehrzahl der Schüler zu einem Ganzen zusammenfügen, wie er ein solches in dem erwähnten Anhange zusammengestellt hat, so hätte er nach meiner Ansicht besser gethan, die Regeln in den Fußnoten wegzulassen und dafür einzig, u. zw. ziemlich unausgesetzt auf den Anhang zu verweisen; denn nur die während eines ganzen Schuljahres ständig geübte Einsichtnahme in die wenigen Seiten, die diesem Anhange gewidmet sind, kann den Schüler in diesem engen Gebiete so heimisch machen, dass ihm ohne directes Auswendiglernen die verzeichneten Regeln ziemlich sicher im Gedächtnisse haften. Was an Raum durch Ausfall der Regeln in den Fußnoten erspart würde, müsste der Ergänzung jenes Anhanges zugewendet werden, da man in ihm manches vermisst, was mit gleicher Berechtigung in ihm seinen Platz hat wie das dort Aufgenommene. So fehlt ein kurzer Hinweis auf die temporalen Conjunctionen, die nur im Vocabular und zum Theile in den Fußnoten (Nr. 1, 3, 16) erwähnt sind; manche Wendungen (wie *parco tibi*) sind im Anhange angeführt, andere gleichwichtige (wie *utor re*), die im Übungsmateriale vorkommen, fehlen. — Was im Anhange als Norm vorgeschrieben wird, muss in den Übungen festgehalten werden. Wenn der Schüler innehaben soll, dass *quisque* in vier Fällen sich an gewisse Wörter lehnt (Anh. 16), müssen Sätze wegfallen wie Üb. 60, 6 (pro dignitate cuiusque), 17 (de quoque viro), Üb. 22, 8 (ut quisque); auch soll er in der Secunda nicht *labores tolerare non dubitamus* (Üb. 9 a, 16) lesen, damit *quin* umso fester sitze, u. ä.

Von den Regeln in den Fußnoten musste R. 26 (Conj. Plusqpf. erscheint in indirecter Darstellung als Stellvertreter des fehlenden Conj. Futur. exact.) dem Secundaner erlassen bleiben, da ihm doch selbst im letzten Drittel des Buches (Üb. 137, 1) die

einfache und wichtige Regel, dass auf Vergangenheit im Hauptsatze im Finalsatze bei Gleichzeitigkeit Conj. Imperf. folge, noch nicht zugemuthet wird. Die Übersetzung aus dem Lateinischen bedarf zur richtigen Wiedergabe jener Regel nicht (Üb. 108, 1 u. 142, 3), für die Übersetzung aus dem Deutschen wird ohnedies durch häufige Hinweise, wie das deutsche Tempus im Lateinischen umzuwandeln sei, in den Anmerkungen nachgeholfen. — In der 3. Zeile der 23. Regel soll es statt „befohlen" heißen „verboten". — In Üb. 19, 11 u. 25, 2 findet sich Indicativ bei *cum* ohne jede Anmerkung, die Regel über *cum temporale* folgt erst in der Fußnote zu Üb. 67, 7.

Nach den Instructionen soll sich der Schüler inhaltreiche Sätze oder Sprüche aneignen. Die Erfüllung dieser Forderung unterstützt ein an das Übungsmaterial sich schließender Anhang (S. 97—99). Dieser sollte jedoch nur solche Sprüche enthalten, die in der Lectüre des Übungsbuches vorkommen, andere nicht. Namentlich manche Verse und Disticha, die im Übungsmateriale nicht enthalten sind und denen keine Übersetzung beigefügt ist, wird der Secundaner ohne Nachhilfe nicht gut verstehen, der Lehrer aber wird diesem außer dem Lehrpensum liegenden Stoffe keine Zeit widmen können.

In der sammt dem syntaktisch-stilistischen Anhange separat gehefteten Wortkunde ist es vortheilhaft, dass der Verf. zur Erleichterung für die Schüler noch geraume Zeit die unbekannten Vocabeln nach der Ordnung der Übungsstücke bietet. Dass er anderseits mit dem Beginne der Übungen über die Verba nach Stammformen mit diesem Vorgange bricht und die Schüler nur auf das alphabetische Wörterverzeichnis verweist, ist ebenfalls zu billigen, weil sie dadurch an die in der III. Classe nothwendige Selbständigkeit im Gebrauche des Wörterbuches gewöhnt werden. In der nach den Übungsstücken geordneten Wortkunde werden die unbedingt nothwendig zu lernenden Wörter durch fetten Druck hervorgehoben, Verweise auf die bereits bekannten Wörter desselben Stammes finden sich häufig in der Klammer. Die Zahl der für jede Übung zu merkenden Vocabeln ist nirgends übergroß. Von den nebenbei laufenden werden allerdings nur die im Kopfe des Schülers sesshaft werden, welche in irgend einem Paragraphen in die Kategorie der fettgedruckten befördert werden. Von Übung 96 an, mit der das alphabetische Wörterverzeichnis in sein Recht tritt, wird der Lehrer selbstverständlich seltenere oder für den Secundaner minder wichtige Worte, wie *caestus, coturnix, lacunar, pallium*, *thorax* u. ä. nicht in den Bereich der zu prüfenden ziehen dürfen. Sowohl im lateinisch-deutschen als auch im deutsch-lateinischen Theile des Wörterverzeichnisses wird den Eigennamen eine besondere Rubrik gewidmet. Einfacher aber bleibt es für den Schüler, in einem zweitheiligen, als in einem viertheiligen Wörterverzeichnisse nachschlagen zu müssen.

Ehe ich meine Besprechung schließe, will ich noch einer Äußerlichkeit erwähnen, der in einer folgenden Auflage leicht abgeholfen werden kann. Mit Sternchen und Kreuzen (selten wohl mit §§) wird allerdings in vielen Büchern auf Anmerkungen verwiesen, aber eine Combination dieser Zeichen (wie in Übung 77: †*, †**, †***, *†, *††, *†††) ist für die Schule unpraktisch. An ihre Stelle mögen arabische Ziffern treten, da ein Hinweis auf „Anm. 6" oder „Anm. 7" minder langathmig ist, als auf eine „Anm. mit einem Kreuze und drei Sternchen". Die Regeln in den Fußnoten können, wenn sie der Verf. beibehält, durch römische Ziffern gegeben werden.

Da die von mir vorgebrachten Einwendungen nicht schwerwiegender Natur sind, so ist es selbstverständlich, dass ich das Buch hiemit der Förderung empfehle. Bei einem neuen Buche wird am besten Praxis und Beobachtung der Lehrer darthun, was etwa einer Änderung bedarf.

Wenn ich endlich erwähne, dass das in Rede stehende Übungsbuch hinsichtlich des Formates, der Art und Größe des Druckes, sogar hinsichtlich der äußeren Umkleidung der 3. Auflage des Steiner-Scheindler'schen Übungsbuches fast zum Verwechseln ähnlich sieht, so habe ich bei der bekannten trefflichen Ausstattung des letzteren dem Verleger des ersteren das gebürende Lob gespendet.

Von Versehen ist der Druck frei. Ich bemerkte nur im Anfange der vierten Zeile von Üb. 67 *pra·esse* st. *prae·esse*.

Wiener-Neustadt. Franz Kunz.

Realerklärung und Anschauungsunterricht bei der Lectüre des Sallust und des bellum civile Caesars. Von Dr. J. Kubik. Wien, Alfred Hölder 1901. 8°, 58 SS.

Das Werkchen schließt sich den Schriften desselben Verf.s über Cicero, Tacitus und Horaz an. Es enthält als Einleitung eine knappe Besprechung der wichtigsten Erscheinungen der letzten Zeit auf dem Gebiete der „Schularchäologie". Darauf folgt die eigentliche Abhandlung, gegliedert nach den Rubriken: Topographisches, Privatleben, Öffentliches Leben und Spiele, Kriegswesen, Literaturgeschichtliches, Ethnographisches, Sacrales, Porträts; Staatsrecht und Gerichtswesen wird nur gelegentlich gestreift. Den Schluss bildet eine Übersicht der „Localitäten und Realien".

In der Einleitung verweist der Verf. ausdrücklich auf seinen ursprünglichen Plan: möglichste Vollständigkeit anzustreben, damit jeder Lehrer das ihm Zusagende oder Erreichbare nach eigenem Gutdünken auswähle. Mit diesem Standpunkte ist zu rechnen;

denn nur dann werden zwei Eigenthümlichkeiten verständlich, die auf den ersten Blick etwas befremden: 1. Die zahlreichen Beziehungen auf Cicero, Tacitus und Horaz, die an unseren Gymnasien erst nach Sallust und Caesars *bellum civile* gelesen werden, sowie auch die Verweise vom *bell. Iug.* auf das *bell. Cat.* — 2. Die häufige Heranziehung von Autoren, die überhaupt nicht Gegenstand der Schullectüre sind, wie Cassiodor, Florus, Gellius, Plinius, Plutarch, Sueton, Vegetius und Vitruv. Wie es methodisch verfehlt wäre, wollte der Lehrer die Schüler bereits in VI. auf Stellen aufmerksam machen, die sie erst in VII. oder VIII. lesen werden, so ist es aus verschiedenen Gründen auch nicht zu rathen, ihnen einzelne, für sie weit hergeholte Belegstellen aus schulfremden Autoren mitzutheilen.

Überhaupt kann gerade heute, wo die Archäologie — im weiteren Sinne — mit Recht beginnt, sich ihren Platz im Mittelschulunterrichte zu erobern, nicht oft und nicht eindringlich genug vor missbräuchlichem Eifer gewarnt werden. Nur das, was zum Verständnisse einer Classikerstelle unbedingt nöthig ist, darf den Schülern, womöglich durch Abbildungen veranschaulicht, dargelegt werden; nur das, und das in allerknappester Form, sonst wird hiedurch der Fluss der Lectüre geradeso unterbrochen wie durch langathmige grammatische und stilistische Erläuterungen. Mit demselben Rechte, mit welchem heute von verschiedener Seite direct die Einführung des Kunstunterrichtes am Gymnasium empfohlen wird, können andere die Vertiefung des Grammatikunterrichtes fordern. Beides kann gleich langweilig und gleich interessant gestaltet werden. Wie aber die zu starke Betonung des grammatischen Theiles des altclassischen Unterrichtes diesen zu einem bloßen Sprachunterrichte macht, so führt ihn die gewaltsame Hereinziehung der Alterthümer zu einem Unterrichte in der Culturgeschichte: er wird Geschichtsunterricht.

Um aus dem Buche K.s selbst einige concrete Beispiele zu wählen: Der Lehrer geht viel zu weit, wenn er zu Sall. Cat. 28, 3 *illi ianua prohibiti tantum facinus frustra susceperunt* den römischen Thürverschluss, zu Sall. Iug. 104, 3 *cum Cn. Octavio Rusone, qui quaestor stipendium in Africam portaverat* den Bedeutungswechsel des Wortes *quaestor* behandelt, zu Sall. Iug. 66, 3 und 67, 3 gelegentlich der Erwähnung eines *praefectus oppidi* (nicht *urbis*; ebenso zu Caes. *bell. civ.*, Kubik S. 44) auf den *praefectus fabrum*, der, wie Kubik selbst bemerkt, in der Schrift nicht erwähnt wird, oder auf den späteren *praefectus castrorum* verweist. Ebensowenig scheint mir zu Sall. Iug. 73, 6 die Aufzählung von Handwerkerzünften, zu Caes. *bell. civ.* II 6, 4 die Bemerkung über die Thier-Insignia der Schiffe (Kubik S. 52), zu I 52, 2 die Heranziehung des Cäsar-Denars, zu III 105, 2 der Hinweis auf die Nike des Paionios am Platze.

Doch ich will mich nicht in Einzelheiten verlieren, zumal Kubik selbst durch den oberwähnten Grundsatz jeder Kritik nach

dieser Richtung hin die Spitze abgebrochen hat. Und ebenso begreiflich ist es anderseits, dass der Lehrer je nach seiner eigenen Individualität auch manche Stellen erläutern wird, zu denen Kubik nichts anmerkt, denn einen fortlaufenden antiquarischen Commentar liefern zu wollen, lag ihm natürlich ferne. So wird, um nur einige Stellen aus dem *bell. Cat.* anzuführen, mancher Schüler im Unklaren sein über die *vasa caelata* 11, 6 (*toreumata* 20, 12); ferner über 20, 12 *larem familiarem*, 25, 2 *psallere et saltare elegantius quam necesse est probae*, 37, 7 *privatis et publicis largitionibus*.

Sonst fiel mir auf: S. 5. Der Tempel des *Iuppiter Stator* scheint in der Nähe des späteren Titusbogens gestanden zu haben. Er hat wirklich dort gestanden. S. 12. Wenn den Schülern das *scrinium* mit den Briefen der Verschwörer durch den Hinweis auf die lateranensische Sophokles-Statue verdeutlicht wird, so erhalten sie einen falschen Begriff von der Größe, vielleicht auch von der Form desselben. Sollte es nicht eine einfache Schatulle gewesen sein? — S. 20. Der allgemeine Schluss aus Sall. *bell. Iug.* 66, 3: *postea milites palantis, inermos, quippe in tali die, ac sine imperio adgrediuntur:* „Außer Dienst giengen die Soldaten abweichend von dem Brauche unserer Zeit ohne Seitengewehr“ scheint mir gewagt. Ist überhaupt *inermos* ganz streng zu fassen? Aus 67, 1 *arce oppidi, ubi signa et scuta erant, praesidium hostium, portae ante clausae fuga prohibebant* darf man folgern, dass sich das Wort hauptsächlich auf das Fehlen der Schutzwaffen bezieht. In ähnlicher Weise lassen die Soldaten Cäsars (*bell. civ.* I 75, 3) ihre Schilde im Lager, umwickeln, als sie unvermuthet angegriffen werden, ihre Linke mit dem *sagum* und vertheidigen sich mit dem Schwerte. Vgl. auch Caes. *bell. Gall.* I 40, 6: *inermos* = unzureichend bewaffnet. — S. 35. Cäsar denkt bei: *in secessione populi, templis locisque editioribus occupatis* vor allem, wie das unmittelbar Folgende zeigt, an die Unruhen unter den Gracchen und unter Saturninus, nicht an die früheren Secessionen. — S. 43. Unter den *insignia imperatoria*, deren sich Pompeius bei seiner Flucht aus dem Lager entledigte (*bell. civ.* III 96, 3), hat die *toga praetexta* keinen Platz.

Ein störender Druckfehler findet sich S. 36, wo *Maenius* statt *Maelius* zu lesen ist.

Mag man aber auch an Einzelheiten Anstoß nehmen, als Ganzes betrachtet gibt das Buch, nur für den Lehrer bestimmt, diesem bei einsichtsvoller Benützung mancherlei Hilfen an die Hand, um den Sprachunterricht zu beleben; Hilfen freilich nur für den Fall, als die von Kubik herangezogenen Anschauungsmittel ihm wirklich zugebote stehen. Es unterstützt ihn zugleich wesentlich bei den Zusammenfassungen, wie sie am Schlusse einzelner Lectüreabschnitte nöthig sind.

Wien. R. Weishäupl.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Herausg. von C. Glossy. X. Jahrgang. Wien, Konegen, 1900.

Der mit dem Beginne des neuen Jahrhunderts erschienene 10. Band des Jahrbuches der Wiener Grillparzer-Gesellschaft rechtfertigt den guten Ruf, der diesem in literarhistorischen Kreisen bestbekannten Jahrbuche vorausgeht, aufs neue. In einer reichlichen Anzahl von Aufsätzen wirft er neue, höchst interessante Streiflichter auf Grillparzer und seine Zeitgenossen.

Da behandelt zunächst J. Volkelt „Grillparzer als Dichter des Willens zum Leben". Diesen letzteren Ausdruck entlehnt Volkelt Schopenhauer, um mit demselben einen neuen Typus des Menschlichen bei Grillparzer — schon früher hat er einige solche Typen festgestellt — zu bezeichnen, den „Typus des verblendeten, wahnumfangenen Glücks-, Größe- und Lebensrausches". Volkelt findet diesen Typus vertreten in Jason, der erst nach den schwersten Kämpfen sein Ziel erreicht, aber, an demselben stehend, vom Ekel ob der Eitelkeit alles Irdischen erfasst wird; weiter in Sappho, deren Streben nach den Lebensgütern durch die Erkenntnis enttäuscht wird, dass sie dem Genusse derselben nicht gewachsen sei. Ebenso pessimistisch klingt dieser Typus in Libussa und Hero aus. Dagegen wendet er sich zum Besseren in Rustan und Otto, die sich beide schließlich höherer sittlicher Aufgaben bewusst werden. Auch Ottokar und Rahel stellen zu dem zielbewussten Lebenswillen Rudolfs oder dem geläuterten Lebenswillen Alfons' diesen Typus vor. Ja, in Grillparzer selbst äußert sich der Lebenswille in zweifacher Art: in dem Streben nach allen Lebensgütern und in der Furcht vor denselben als etwas Schuldbringendem.

In einem zweiten Beitrage betrachtet F. Jodl „Grillparzers Ideen zur Ästhetik" auf Grund der von dem Dichter in seiner Selbstbiographie niedergelegten Bekenntnisse über sein eigenes Wesen und Wirken. Er selbst folgt in seinem eigenen Schaffen nur der poetischen Inspiration und hält jede verstandesgemäße Reflexion furchtsam ferne, da er meint, dass Kunst und Bildung einander entgegenstehen. Auf dieser Grundlage fußend, trug der Dichter Bausteine zu einer — unvollendet gebliebenen — Ästhetik zusammen. Letztere fasst er aber nicht in unserem Sinne auf, denn na seinem Dafürhalten war die Quelle des menschlichen Schaffens früher da als die Reflexion. Nicht in dem Gedanken, sondern in seiner Darstellung beruht das Wesen des Kunstwerkes, so dass man in der Darstellung den Gedanken genießen kann. Darum muss das Kunstwerk als Wirklichkeit wirken, doch nicht auf Grund bloßer Nachahmung der Natur, sondern auf Grund des Symbolischen, wodurch eine gewisse Gemüthsstimmung erweckt wird; dies kann der Künstler aber nur dann, wenn er das von der Natur Gebotene einer Sichtung unterzieht.

„Das 'Glück' bei Grillparzer" bildet den Inhalt der nächsten Abhandlung von A. Freih. v. Berger. Nicht nur die drückenden

äußeren Verhältnisse waren es, die Grillparzer so manches nicht vollenden ließen, was seine Einbildungskraft geschaffen, sondern auch sein Glaube an ein Fatum, ein sogenanntes „Glück", welches den Menschen ohne sein Wissen zu etwas macht. Diesen Glauben entwickelt Grillparzer in der „Ahnfrau", am klarsten aber drückt er ihn in Ottokars Gestalt aus. „Das Glück bleibt dem Menschen nicht bis zum Ende treu", diesen Satz lehrt uns diese Gestalt. Die Hauptsache des Ottokar-Dramas ist also das Glücksmotiv, das übrigens Grillparzer in seiner Phantasie auch in anderen Gestalten zu verwerten suchte, wie z. B. in Polykrates oder Krösus. Wir ersehen daraus, wie die Phantasie den Dichter auf das Schicksalsdrama verweist, ja, er selbst fühlt, dass er vom „Glück" zur Bedeutungslosigkeit bestimmt sei, und darin zeigt sich so recht des Dichters Wienerthum. „Einer, der Grillparzer (man denke sich den Namen wienerisch ausgesprochen) heißt, ein Classiker! Zu dumm!" Dieser Ausspruch definiert Grillparzers wienerische Bescheidenheit aufs beste.

Grillparzers Verwandte werden in zwei Arbeiten behandelt. In der ersten derselben „Ein Neffe Grillparzers" zeigt uns M. Vancsa, dass Grillparzer, der sich gerne für seine Verwandten opferte, mit diesem Neffen die trübsten Erfahrungen gemacht hat. — In erfreulichem Gegensatze hiezu steht die hochachtbare Gestalt des Freiherrn von Rizy, dem C. Glossy in seinem mit demselben Namen betitelten Aufsatze gerechte Würdigung zutheil werden lässt. Rizy war ein großer Literaturfreund, verkehrte mit Grillparzer auf dem vertrautesten Fuße und wurde nach dessen Tode mit der Ordnung des Nachlasses betraut, einer Arbeit, deren Ergebnis er unter dem Titel „Gedenkhefte und Erinnerungsblätter" zusammenfasste. Auf Grund seiner eigenen und seiner Zeitgenossen Erinnerungen, der Tagebücher des Dichters und Schreyvogels arbeitete er auch ein Grillparzer-Album aus, mit dem er die Verehrer des Dichters überraschte. Aus seinen Aufzeichnungen geht auch hervor, dass er sich mit dem Gedanken einer Biographie Grillparzers getragen haben mag, und Glossy bringt sogar eine Probe davon.

Eine vollendete Biographie wird in der Besprechung „Ein Franzose über Grillparzer" von M. Necker erörtert. Sie stammt aus der Feder des französischen Schriftstellers A. Ehrhard und ist eine Originalarbeit, welche Grillparzer viel objectiver beurtheilt und in viel lebensfroherer Beleuchtung darstellt, als dies seine eigenen Landsleute zu thun pflegen.

Unter Grillparzers Zeitgenossen werden insbesondere Lenau, Schreyvogel und Betty Paoli behandelt. In den „Heimaterinnerungen bei Lenau" führt E. Castle aus, dass Lenaus Lyrik fast ganz unter dem Eindruck seiner Heimaterinnerungen stehe, durch die er erst Ungarn für die deutsche Literatur erschlossen habe. Auch seine Polenlieder durchwehen solche Erinnerungen; freilich sind sie da schon merklich verblasst. In seinem „Mischka" fand

er wohl wieder den alten Klang, nicht aber den alten Ton. Diesen wieder zu treffen, wollte er seine alten Erinnerungen wieder auffrischen; aber bevor er dazu kam, war seine Lebenssaite für immer gesprungen.

R. Payer von Thurn versucht, auf J. Schreyvogels Beziehungen zu Goethe in einem gleichnamigen Aufsatze neue Streiflichter zu werfen. Dass die beiden Geister sich auf dem Arbeitsboden der Jenaer Literaturzeitung trafen, ist sicher, doch ist darüber nichts Näheres bekannt. Auch dass die beiden Männer persönlich miteinander bekannt wurden, ist sicher, da Schreyvogel als politischer Flüchtling nach Weimar gegangen war. Doch haben sich die Beziehungen zwischen beiden recht kühl gestaltet, wahrscheinlich infolge einer Ablehnung, die Goethe einem ihm von Schreyvogel überreichten Lustspiel zutheil werden ließ. Goethe schätzte Schreyvogel gering, und dieser rächte sich, indem er in seinen „Sonntagsblättern“ Goethes Verhältnis zu den Romantikern angriff, ja ihn geradezu mit Gottsched verglich. Goethe selbst aber zollte er offene Bewunderung, ja er selbst hat Goethes Meisterwerke im Burgtheater eingeführt, und Grillparzer hat nach seinem eigenen Geständnis seine hohe Wertschätzung für Goethe erst aus den „Sonntagsblättern“ geschöpft.

„Zur Charakteristik Betty Paolis“ nennt sich die nächste Arbeit von Frau H. Bettelheim-Gabillon. Die Verfasserin sucht nach den erhaltenen Briefen der Dichterin Bausteine zu einer Lebensbeschreibung derselben zu liefern und gibt auch eine Skizze ihres Lebenslaufes. Eine allen Anforderungen entsprechende Biographie ist noch nicht erschienen, und darum sind die von der Verfasserin gebotenen Materialien sehr dankenswert.

„Kleine Beiträge zur Biographie Grillparzers und seiner Zeitgenossen“ liefert C. Glossy in einer Blütenlese von Briefen, Notizen und Berichten. Da erfahren wir etwas über ein von mehreren Wienerinnen vorbereitetes Album zu Grillparzers 80. Geburtstage, das niemand Geringerer als M. Schwind mit Zeichnungen versehen sollte, das aber niemals erschienen ist. Von einem Missgeschick des Dichters unterrichtet uns die Kritik über die Erstaufführung der von Kreutzer vertonten Grillparzer'schen Oper „Melusine“ und die Vertheidigung des letzteren durch den ersteren. Ein Bericht über die diplomatischen Verwicklungen, welche die Ernennung des Dichters zum Ehrenmitgliede des Kölner Carnevalvereines nach sich zog, berührt uns ebenso merkwürdig, wie die Schilderung der Schicksale einer von Grillparzer für Anschütz verfassten Grabrede auf Beethoven, die aber schließlich doch verboten wurde.

Führen uns schon diese kleinen Notizen in die vormärzliche Zeit, so thut dies noch mehr C. Glossys Sammlung „Aus dem Vormärz“. Diese Sammlung enthält Berichte über die ausgewanderten Schriftsteller und einige ausländische Autoren, welche ein

ungenannter Regierungsagent an Noé von Nordberg, den von Metternich bestellten Leiter des Mainzer Comités zur Überwachung staatsgefährlicher Secten, eingesendet hat. Diese Berichte betreffen u. a. Lenau, Hormayr, Duller, Groß-Hoffinger und Saphir. Lenau nennt der Berichterstatter zusammen mit Grün und Zedlitz das poetische Kleeblatt, welchem der österreichische Parnass sein hohes Ansehen verdanke. — Hormayr hat sich infolge seiner liberalen Gesinnungen in dem ohnehin mit antimonarchischen Umtrieben gesegneten Bayern niedergelassen, wird aber, da sich mittlerweile in Bayern ein Umschwung vollzogen, nunmehr von beiden Parteien bekämpft. Der Berichterstatter hebt Hormayrs Verdienste hervor, bedauert aber, ihn in „einer so schlechten Gesellschaft“ zu finden. Glossy bemerkt hiezu, dass Hormayr stets ein Gegner Metternichs gewesen sei und diesen in mehreren von ihm geförderten, aber von anderen verfassten Arbeiten angegriffen habe. In Bayern sei er geradezu unter die Pamphletisten gegangen, habe sich aber infolge seiner Maßlosigkeit mit vielen verfeindet. Vollständig aburtheilen könne man ihn jedoch nicht; er sei jedenfalls anfangs ein guter Patriot gewesen und habe nicht wenig zur Wiedererweckung des geistigen Lebens in Österreich beigetragen. — Groß-Hoffinger hält der Berichterstatter für den größten Feind Österreichs, der durch die lässige Censur im Reiche nicht gehindert werde. Übrigens bestätigt auch Glossy, dass er scharf ins Zeug gegangen sei, aber eigentlich nur gegen die Censur. Metternich habe ihn später wieder aufgenommen, er sei aber doch in ärmlichen Verhältnissen gestorben. — Duller, ursprünglich ein Radicaler und Hormayrs Mitarbeiter, hat sich gemäßigt, ist hochgeachtet und sehnt sich nach Österreich zurück, das er, wie Glossy bemerkt, nur einem romantischen Zuge folgend, verlassen hat. — Saphir macht der Berichterstatter einen schwankenden Charakter zum Vorwurf und nennt ihn „ein politisches Chamäleon“.

Ein interessantes Gegenstück zu diesen vormärzlichen Berichten bildet J. Minors Arbeit „J. N. Bachmayr. Documente zur Literatur des Nachmärzes“. Bachmayr, ein Jurist und Liebhaber der schönen Literatur, hatte bei Laube ein Jugenddrama eingereicht, der es aber nicht zur Aufführung brachte. Das gab Bachmayr Anlass zu einer scharfen Polemik in offenen Briefen, in denen er Laube Parteilichkeit vorwarf und die Beurtheilung durch das Publicum oder die Appellation an den Kaiser verlangte. Endlich erwiderte Laube mit einer Preisausschreibung, nach der die eingelaufenen Arbeiten theils durch ein Collegium, theils durch das Publicum beurtheilt werden sollten. Bachmayr hatte sich aber mittlerweile nach Deutschland gewendet, wo er eine thatkräftige, jedoch ebenfalls erfolglose Förderung bei Hettner und Keller fand. Da ein zweiter Versuch bei Laube ebenso vergeblich war, verlangte er öffentlich eine kritische Begründung für die Ablehnung, und da diese etwas zu schroff klang, lehnte er sich gegen die Allein-

giltigkeit der Beurtheilung Laubes auf unter Berufung auf das günstige Urtheil Halms. Dieser hatte übrigens, wie man nach Bachmayrs Tode erfuhr, wohl dessen Begabung günstig beurtheilt, aber sein Drama für unaufführbar gehalten. Bachmayr entsagte schließlich aller Hoffnung und verschwand aus seinen Bekanntenkreisen, wahrscheinlich infolge eines Selbstmordes. J. Minor bespricht zum Schlusse Bachmayrs Wesen und Arbeit und gelangt zu dem Urtheil, dass Bachmayr wohl eine dichterische Begabung gehabt, aber niemals an deren weiterer Ausbildung gearbeitet habe.

Der eben besprochene Jahrgang des Grillparzer-Jahrbuches stellt sich seinen Vorgängern ebenbürtig zur Seite. Der Literar- wie der Culturhistoriker, der Ästhetiker wie der Psychologe, die Freunde der Grillparzer'schen Muse wie die Verehrer unserer schönen Vaterstadt, sie alle finden in dem vorliegenden Bande des anregenden Stoffes genug. Möge derselbe nur gebürende Verwertung finden!

Wr.-Neustadt. J. Beneš.

Nikolaus Lenaus sämmtliche Werke in zwei Bänden. Mit Bildnis, Lebensgeschichte und Würdigung des Dichters. Herausgegeben von Eduard Castle. Leipzig, Max Hesses Verlag. o. J. 1. Bd. LX und 342 SS., 2. Bd. 376 SS.

Von der Verlagshandlung Max Hesse in Leipzig wurde in jüngster Zeit eine neue Sammlung wohlfeiler Classikerausgaben auf den Büchermarkt gebracht, die trotz ihrer niedrigen Preise durch Correctheit des Textes und durch sorgfältig gearbeitete biographische Einleitungen alle ähnlichen Unternehmungen überragt. Im Interesse aller Bücherfreunde wäre nur zu wünschen, dass der Verleger durch die Wahl etwas größerer Typen für eine der Gediegenheit des Inhalts entsprechende äußere Ausstattung gesorgt hätte. Ihm wäre daraus gewiss kein Nachtheil erwachsen, weil sich die Mehrkosten leicht durch eine kleine Preiserhöhung hätten einbringen lassen, die der Verbreitung der Sammlung sicher nicht hindernd im Wege stünde; denn bei entsprechend größerem Druck würden Hesses Ausgaben die Kauflustigen schon äußerlich von ihrer Überlegenheit über Reclams Universalbibliothek oder Meyers Volksbücher überzeugen.

Bezüglich der Herausgeber hat die Verlagshandlung, von wenigen Ausnahmen abgesehen, eine glückliche Wahl getroffen und die Redaction des Textes sowie die Abfassung der Einleitung meist nur solchen Fachmännern anvertraut, die durch ihre bisherige literarische Thätigkeit eine gründliche Bekanntschaft mit dem betreffenden Autor bewiesen hatten. Dieser Vorzug zeichnet auch die vorliegende Gesammtausgabe der Werke Lenaus aus, die von Eduard Castle herrührt, der schon durch eine Reihe von

Einzelnabhandlungen allen Freunden Lenaus als Kenner dieses Dichters bekannt ist.

Bezüglich der Eintheilung der Werke sowie der Aufeinanderfolge der einzelnen Gedichte schließt sich Castle vollständig an die bekannte Ausgabe an, die Anastasius Grün nach dem Tode seines Freundes veranstaltet hatte. Die wenigen neu aufgenommenen Gedichte (in der Inhaltsübersicht durch ein beigesetztes Sternchen kenntlich gemacht) entstammen neueren Publicationen; so wurden die Jugendgedichte „In einer Sommernacht gesungen", „Erinnerung", „Das Rosenmädchen" und „Die Mutter am Grabe ihres Kindes" durch das Buch Frankls „Lenau und Sophie Löwenthal" (Stuttgart 1891), das „Poetische Problem" durch Frankl, „Zur Biographie N. Lenaus", der „Traum" durch L. Roustan und „An Fräulein Julie zu ihrem Geburtstage" durch A. Schlossar bekannt. Castles Ausgabe bietet demnach alles, was von Lenau überhaupt erreichbar war.

Da die Handschriften Lenaus heute entweder verschollen oder verloren sind, musste sich Castle auch in der Gestaltung des Textes ganz an Anastasius Grün anschließen, der sich nach seinem eigenen, erst jüngst veröffentlichten Geständnisse[1]) wegen der häufigen Verbesserungen Lenaus stets an die letzte vom Dichter selbst besorgte Auflage hielt. Dagegen war es Castle möglich, an der Hand der von Anton Schlossar veröffentlichten Briefe Lenaus an Emilie v. Reinbeck und deren Gatten das Entstehungsjahr vieler Gedichte festzustellen und dadurch Anhaltspunkte für die Entwicklung des Verhältnisses zu Sophie Löwenthal zu gewinnen.

Dem Texte schickt der Herausgeber eine ausführliche Einleitung voraus, in der er, vielfach auf eigene Forschung gestützt, in inhaltlich und formell gleich trefflicher Weise Lenaus Leben und dichterisches Wirken verfolgt. Sie zerfällt in sieben Capitel, deren jedes einer besonderen Epoche in der Entwicklung des Dichters entspricht.

Der erste Abschnitt behandelt die Jugend Lenaus bis zu seiner ersten Reise nach Schwaben. Castle betont ausdrücklich, dass sich von Haus aus nichts Abnormales an dem Dichter bemerken lasse. Nachdem er die Jugendjahre ganz knapp, ja vielleicht für den, dem die äußeren biographischen Daten nicht geläufig sind, zu knapp behandelt und eine kurze Übersicht über den an Unterbrechungen der mannigfachsten Art so reichen Studiengang gegeben hat, zeigt er, dass Lenau nach einigen unbedeutenden Versuchen, die nur als Formübungen in Betracht kommen, durch die unglückselige Wendung seines Verhältnisses zu Bertha einen Inhalt für seine Poesie findet. „Treulosigkeit der Geliebten und Wahnsinn des Liebhabers, Leben und Tod, Liebe und Grab

[1]) B. Frankl v. Hochwart, Aus ungedruckten Briefen Anastasius Grüns über Nikolaus Lenau, in der „Zeit" vom 12. Januar 1901, S. 27.

werden die oft variierten Themen erzählender und reflectierender Gedichte". Durch den Liebesschmerz wird der Dichter gedrängt, im Verkehre mit der Natur jene Befriedigung zu finden, die ihm das Leben zu versagen schien. Er feiert die ungarische Steppe, die liebliche Umgebung Wiens und die gewaltige Bergwelt des Salzkammergutes.

Neues Material für die in diesem Abschnitte behandelte Epoche brachten nach der Abfassung der Biographie Böttinger, „Lenaus Bertha", Euphorion VI. 4, 752—760, und B. v. Frankl-Hochwart, „Die Eltern Lenaus." Ungedruckte Briefe (Feuilleton der Neuen Freien Presse vom 19. u. 26. August und 2., 8. und 16. Sept. 1901. Castle selbst bietet eine Ergänzung in den „Heimaterinnerungen bei Lenau" (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, X. Bd., S. 80—95).

Auf eine frühere Arbeit des Verf.s, die unter dem Titel „Schilflottchen" in der Sammlung „Ein Wiener Stammbuch" 1898, S. 196—203, erschienen ist, geht der zweite Abschnitt der Biographie zurück, der dem ersten Aufenthalte in Schwaben und den Beziehungen Lenaus zu dem Kreise Schwabs gewidmet ist. Dem Urtheile des Verf.s, dass Schwab und seine Gattin durch ihr Verhalten zu Lenaus Bewerbungen um Lotte ihre „völlige Unfähigkeit, sich in den Stimmungen einer weicher geschaffenen Seele zurechtzufinden", bewiesen, vermag Ref. nicht ganz beizupflichten. Denn vom rein menschlichen Standpunkte scheint es doch nur zu begreiflich, dass sich die Schwabs gegen eine Verbindung ihrer Nichte mit einem Manne wehrten, der weder durch die Festigkeit seines Charakters (vgl. die Briefe aus Heidelberg) noch durch seine Stellung die nöthige Gewähr für das Glück des ihrer Obhut anvertrauten Mädchens zu bieten vermochte.

Für die dichterische Entwicklung Lenaus ist wichtig, dass er, wie Castle (S. XVIII) ausdrücklich feststellt, erst unter dem Einflusse der Schwaben Romantiker wird und sich bei der Abfassung des cyklischen Gedichtes „Die Marionetten" inhaltlich und formell an Dante anlehnt. Auch Spinoza wirkt in dieser Zeit auf sein dichterisches Schaffen.

In Schwaben wird auch der auf Reichthum gestellte Müssiggang ein Ideal Lenaus, das er durch seine Reise nach Amerika zu verwirklichen hofft. Bei der Darstellung dieses Unternehmens im vierten Capitel tritt der Verf. vor allem der Auffassung entgegen, dass es sich bei diesem Versuche um eine persönliche Schrulle des Dichters handelte. Er zeigt, dass in der Zeit des jungen Deutschlands die neue Welt als eine Utopia galt, die nicht nur das Ziel politischer Flüchtlinge, sondern selbst deutscher Prinzen bildete.

Von den Erlebnissen des Dichters im fernen Westen weiß uns der Verf. mehr zu erzählen als alle anderen Biographen Lenaus. Denn er hat für seine Darstellung eine gründliche und muster-

giltige Untersuchung eines Deutsch-Amerikaners [1]) verwertet, welche diese Epoche im Leben Lenaus auf Grund neuer Quellen beleuchtet und eine Fülle bisher unbekannter Einzelnheiten bringt. Auch auf dem Boden der neuen Welt zeigt sich die Unbeständigkeit Lenaus, das rasche Aufflammen und plötzliche Erkalten des Interesses in allen seinen Unternehmungen. Kurze Zeit nach seiner Ankunft erwirbt er sich ein bedeutendes Gebiet in Crawford County, im Herbst und Winter durchstreift er den Urwald, zu Weihnachten fährt er nach seiner Farm, doch schon im nächsten Frühjahr hat er alle Lust an Amerika verloren. Er hält sich eine Zeitlang in Economy auf und dichtet auf Katherine Becker, die Schwester eines Leiters der Colonie, das Gedicht „Primula veris"; im März 1833 besucht er noch den Niagarafall und kehrt schon im folgenden Sommer nach Deutschland zurück. Den wesentlichsten Erfolg dieser Reise will der Verf. darin erblicken, dass Lenau nun über ein wichtiges äußeres Erlebnis verfügt.

Das vierte Capitel beginnt mit einer knappen Analyse des Lenau'schen Faust. Castle lehnt im Gegensatze zu Roustan alle philosophischen Combinationen ab und beschränkt sich darauf, zu zeigen, wie uns Lenau in dieser Dichtung sein eigenes Ringen nach einer sicheren Weltanschauung darstellt. Er macht mit Recht auf den überraschenden Schluss aufmerksam und betont nachdrücklich, dass man dieses Werk nicht mit dem Maßstab messen dürfe, den man sonst an Tragödien anlegt; es gehört vielmehr unter die lyrisch-reflectorischen Dichtungen und unterscheidet sich von den früheren Producten dieser Art nur dadurch, dass der Dichter hier seine Gedanken und Empfindungen auf eine andere Person überträgt.

Das unvermittelte Abbrechen des „Faust" bringt Castle mit dem Liebesverhältnisse des Dichters zu Sophie Löwenthal in Zusammenhang, die Lenau nach Castles Annahme im September 1834 im Hause ihres Gatten, eines höheren Finanzbeamten, kennen gelernt hatte. Anfangs zeigten ihre Beziehungen einen freundschaftlichen Charakter, der sich nach Jahresfrist zu leidenschaftlicher Glut steigerte. An der Hand von Briefstellen und Citaten aus gleichzeitigen Gedichten gewinnt der Verf. ein genaues Bild von der Entwicklung dieses Liebesromanes, den er mit Recht für den Höhepunkt in Lenaus Leben ansieht. Er sucht von allem Anfang jeden Zweifel an der Reinheit dieses Verhältnisses zu unterdrücken. Auf Grund von Briefen will Castle auch das Zerwürfnis, welches im Jahre 1836 die beiden Liebenden zu trennen drohte, sowie die Beilegung des Zwistes erklären. Für diese Ausführungen kann der Verf. allerdings nur wenig Thatsächliches vorbringen, die Combination spielt dabei eine große Rolle; aber

---

[1]) G. A. Mulfinger, Lenau in Amerika, erschienen in der Zeitschrift „Americana Germanica", I. Heft 2 u. 3, 1897.

seine Annahmen scheinen durchaus überzeugend. Auch dieses Capitel geht zum großen Theil auf eine frühere Arbeit Castles „Heilige Liebe“ in „Nord und Süd“, H. 265, April 1899, S. 121 bis 136, zurück.

Im Eingange des fünften Capitels schildert uns der Verf. die mystische Sinnlichkeit, die in Lenau durch sein Verhältnis zu Sophie wachgerufen wurde. Neben den religionsphilosophischen Unterredungen mit dem Theologen Hans Lassen Martensen ließ jedenfalls auch diese Stimmung im Dichter den Gedanken reifen, im bewussten Gegensatz zu Heines Hellenismus eine Renaissance des 19. Jahrhunderts auf speciell christlicher Grundlage zu vertreten. Er plante eine Trilogie Huß, Hutten, Savonarola, von der das letztgenannte Stück noch 1836 in Angriff genommen und schon nach Jahresfrist vollendet wurde. Bei der Analyse dieses Werkes zeigt Castle, dass sich Lenau zwar von der literarischen Tradition der Romanzencyklen stark beeinflussen ließ, aber hier doch mehr als in anderen Schöpfungen nach Einheit und Geschlossenheit der Form gestrebt hat. Bezüglich des Inhalts ist wichtig, dass Lenau statt der Lehre Savonarolas sein eigenes Glaubensbekenntnis in wesentlich protestantischem Sinne entwickelt. Die Grundlage für diesen Abschnitt bildet Castles Abhandlung „Savonarola“ im Euphorion, III. Bd., S. 74—92, 441—464, und IV. Bd., S. 66—91.

Die weitere Entwicklung des inneren Lebens kommt in den „Neueren Gedichten“, den „Liebesklängen“ und den „Vermischten Gedichten“ zum Ausdruck. In ihnen spricht sich die tiefe, hoffnungslose Leidenschaft des Dichters aus, sie zeigen, wie unsäglich Lenau unter diesem Verhältnisse gelitten hat, sie lassen aber auch die ersten Spuren von seinem krankhaften Geistesleben erkennen. Neu und interessant ist, dass Castle den Romanzencyklus „Anna“ mit dem Verhältnisse zu Sophie in Zusammenhang bringt und ihm die „Heloise“ als Gegenstück zuweist, die früher bloß als Declamationsstück galt. Neu ist auch, dass Lenau in dieser Epoche den echt romantischen Versuch macht, die Wirkungen von Musik und Tanz durch Wort und Rhythmus zu erzielen.

Im sechsten Capitel behandelt der Verf. die Jahre 1837 bis 1842. Bezüglich der Albigenser schließt er sich im wesentlichen an Roustan an. Bei der Darstellung des Verhältnisses zu Karoline Unger sucht uns Castle im Gegensatze zu anderen Biographen zu überzeugen, dass Sophie nicht aus Sucht, diese Liebe zu zerstören, sondern in der besten Absicht Lenau nach Ischl eingeladen und ihm hier den Rath ertheilt habe, der Verlobung nicht sofort die Vermählung folgen zu lassen. Neu ist, dass sich das Gedicht „Der Kranich“ auf Sophie bezieht.

Im siebenten Capitel schildert uns der Verf. den tragischen Zusammenbruch Lenaus. Schon in den vorigen Abschnitten hat er uns wiederholt auf die Zeichen der beginnenden Geistesstörung

aufmerksam gemacht, die nun häufiger und in gesteigerter Form auftreten, bis sie den Geist des Dichters endich völlig umnachten. Über die Katastrophe eilt der Verf. absichtlich rasch hinweg; eine eingehende Untersuchung über den Ausbruch des Wahnsinns hat er im Vereine mit einem Mediciner gelegentlich der Anzeige von Roustan, „Lenau et son temps", im Euphorion, VI. Bd., 4. Heft, S. 785—795, veröffentlicht. Er reiht dann noch einen kurzen Überblick über das Leben Sophiens an; wieder sucht er zu zeigen, dass sich die Geliebte auch in der letzten Zeit ebenso selbstlos wie früher dem Dichter gegenüber benommen hatte. Lenaus eigenen Äußerungen während der Krankheit sowie den auf Grund dieser Äußerungen entstandenen Urtheilen der schwäbischen Freunde spricht er jede maßgebende Bedeutnng ab und findet die beste Rechtfertigung für Sophie in den herrlichen Schlussworten ihres Tagebuches:

„Möge dieses große Lieben und dieses große Leiden seine Stätte finden bei Mitfühlenden, möge kein Fuß mit rauher Sohle sein zu früh geschlossenes Grab treten, und keine Hand der vermoderten Hand des Dichters etwas anderes nachwerfen als ein Blumenblatt."

Bei der Besprechung des dichterischen Nachlasses sind die Ausführungen des Verf.s über den Don Juan besonders wichtig. Er erklärt die Hinneigung zu diesem Stoffe aus der naturwidrigen Enthaltsamkeit, welche dem Dichter durch sein Verhältnis zu Sophie auferlegt war, betont zum erstenmal den Zusammenhang mit Schopenhauers Metaphysik der Geschlechtsliebe und hält den Schluss des Werkes für vollkommen richtig; denn da Don Juan nur einem Naturtriebe gefolgt ist, kann ihn kein göttliches Strafgericht ereilen, sondern er muss innerlich „an der Abkühlung seiner Liebesbrunst, an Ekel und Langweile" zugrunde gehen.

Ref. besprach die einzelnen Abschnitte der Einleitung so ausführlich, weil er der Überzeugung ist, dass hier ein bedeutender Versuch einer auf selbständige Forschung gegründeten Lenaubiographie vorliegt, die eine Sonderausgabe in erweiterter Fassung verdiente.

Bei einer zweiten Auflage würde sich der Verf. jedenfalls viele Leser zu Dank verpflichten, wenn er den einzelnen Gedichten, die in der Einleitung herangezogen werden, die Zahl der Seite beifügte, auf der sie in der Ausgabe zu finden sind. Dadurch würde sich der Zusammenhang zwischen der Biographie und den Dichtungen inniger gestalten.

Wien. Dr. Franz Streinz.

Deutsche Sprach- und Stillehre. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache von Prof. Dr. O. Weise. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1901. XIV u. 192 SS.

Nach einer Einleitung, die über das Sprachleben und seine Ursachen, Sprache und Schrift, Stellung und Entwicklung der deutschen Sprache belehrt, wird zunächst vom Geschlecht, dem Artikel, dem Substantiv und Adiectiv gehandelt, daran schließt sich die Betrachtung der Wortbildung und die Lautlehre, sodann werden die noch ausstehenden Redetheile nachgetragen, von den Bestandtheilen des einfachen Satzes werden Subject und Object, Attribut und Prädicatsnomen besprochen und der Gebrauch des Infinitivs und des Particips, der Tempora und Modi angereiht. Mit der Lehre vom Satze schließt die 'Sprachlehre' (S. 1—131). Die Anordnung des Stoffes weicht also einigermaßen von der herkömmlichen ab, jedoch mit Überlegung und aus erkennbaren Gründen. Ausgegangen wird jedesmal von dem gegenwärtigen Stande der Sprache, angeschlossen werden geschichtliche Bemerkungen meist auf Grund alter Erscheinungen, die sich 'aus früheren Perioden bis zur Gegenwart erhalten haben'. Die Sprache wird als etwas Lebendes betrachtet, sie kennt also einen 'Kampf ums Dasein', wird von der 'Thätigkeit der Phantasie' und dem 'Wandel der Anschauungen' beeinflusst, ihre Erscheinungen können 'verdunkelt werden', 'verblassen' und 'erstarren', was theils in bestimmten Abschnitten, theils gelegentlich gezeigt wird. Die Darstellung ist, wie die Einleitung verspricht und die Ausführung hält, gemeinverständlich, besonders zu rühmen ist das Vermeiden von Fremdwörtern. Auch die gebräuchlichen grammatischen Fachausdrücke sind deutsch, ein Verzeichnis stellt sie unmittelbar nach der Einleitung zusammen, die fremdsprachlichen sind hier, und so oft es im folgenden nöthig scheint, in Klammern danebengesetzt.

Die 'Stillehre' (S. 132—186) stellt zuerst 'Regeln' auf, die sowohl lehren als warnen, unterscheidet die 'Stilgattungen' und schließt, nachdem die Ausdrucksformen mehrerer unserer großen Dichter in ihren Verschiedenheiten einander gegenüber gestellt sind, mit acht 'Stilregeln' Friedrich Nietzsches. Die 'Stilproben' führen, gesondert in 'erzählende', 'philosophische' und 'rednerische' Prosa, geschmackvoll und bezeichnend gewählte Stücke nicht nur aus Werken der Classiker, sondern auch aus Schriften Mommsens, Bismarcks, Moltkes u. a. vor. In Anmerkungen wird jedesmal 'die Besonderheit ihrer Schreibweise' aus dem Ursprung und dem Zwecke des Denkmals erklärt.

Das Büchlein ist inhaltsreicher als sein Umfang vermuthen lässt. Druck und Ausstattung verdienen volle Anerkennung.

Wien. Dr. Justus Lunzer.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Große Ausgabe. Berlin, Langenscheidt 1891, 1897. Theil I (Englisch-Deutsch) XXXII und 2460 SS. in 2 Bänden zu je 21 Mk.; Theil II (Deutsch-Englisch) XIV, 2368 u. XLVIII SS. in 2 Bänden zu je 21 Mk.

— —, **Hand- und Schulausgabe.** Theil II (Deutsch-Englisch). Berlin, Langenscheidt 1902. XXIV u. 879 SS. Geb. 8 Mk.

Dieses hervorragende Werk, über welches bereits zweimal in dieser Zeitschrift berichtet wurde (Bd. 43, 1892, S. 524 ff. und Bd. 47, 1896, S. 1098 ff.), ist im Jahre 1897 in seinem ersten Theil zum Abschluss gelangt. Im selben Jahr begann der zweite, deutsch-englische Theil zu erscheinen, für dessen Ausarbeitung die Verlagsbuchhandlung Daniel Sanders zu gewinnen verstanden hatte. Daher die neue Bezeichnung Muret-Sanders. Über dem Werke schien jedoch zunächst kein günstiger Stern zu walten. Sanders starb noch 1897, nachdem er das Druckmanuscript bis zum Buchstaben F fertig gestellt hatte. An seine Stelle trat ein gründlicher Kenner der englischen Sprache, dessen Schulbücher zu den hervorragendsten ihrer Art zählen, Immanuel Schmidt. Aber auch ihm war es nicht gegönnt, seine Aufgabe zu Ende zu führen: er starb im Jahre 1900. Nun übernahm die Redaction einer der bisherigen Mitarbeiter, der sich durch verschiedene Studien bereits als feinsinniger Kenner des Englischen erwiesen hatte, Cornelis Stoffel, und er hatte die Genugthuung, das Werk zu Ende zu führen. Im Herbste 1901 erschien die letzte Lieferung.

Über die Verdienste und Vorzüge des englisch-deutschen Theiles habe ich mich schon in früheren Bänden dieser Zeitschrift ausgesprochen. Die weiteren Lieferungen haben sie immer mehr ins Licht gerückt. Der deutsch-englische Theil stellt sich dem ersten würdig zur Seite. Die besonderen Schwierigkeiten, welche der an Ableitungen und Zusammensetzungen so reiche deutsche Wortschatz der lexikalischen Zusammenfassung innerhalb eines Werkes von praktisch annehmbarem Umfang entgegenstellt, haben die Bearbeiter durch kluge Verwertung der bei Sachs-Villatte erworbenen Erfahrungen und sorgfältige Weiterbildung der dort getroffenen Einrichtungen glücklich überwunden. Es ist ihnen gelungen, in zwei stattlichen, aber nicht unhandlichen Bänden ein ungeheures Material aufzustapeln, so dass ihr Werk die anderen deutsch-englischen Wörterbücher an Reichthum bedeutend übertrifft. Seine Grenzen sind möglichst weit gezogen: es umfasst den deutschen Wortschatz seit Luther, u. zw. die lebende Sprache in allen ihren Verzweigungen ins Technische einer-, ins Landschaftliche anderseits. Besondere Sorgfalt ist darauf verwendet, für die Übertragung der vielen Zusammensetzungen, die unmöglich alle aufgenommen werden konnten, dem Benützer die richtigen Hinweise zu geben. Wie beim französischen Vorbild ist ferner alles ins praktische Leben Eingreifende besonders aufmerksam und ein-

gehend behandelt, so dass z. B. der Techniker viel genauere Auskunft erlangen wird als sonst in allgemeinen Wörterbüchern. Die letzte Lieferung bietet eine Zusammenstellung der deutschen, österreichischen und schweizerischen Maße, Gewichte und Münzen, die einem speciellen Handbuch Ehre machen würde. Sie ist allerdings mehr für englische Benützer bestimmt.

Da der Preis des Werkes naturgemäß kein geringer sein kann, werden viele Einzelne vielleicht nicht in der Lage sein, es zu erwerben. Umsomehr sei es Schulbibliotheken zur Anschaffung empfohlen. Insbesondere sollte es an keiner Anstalt fehlen, an der Englisch gelehrt wird, da es eben das reichhaltigste Werk seiner Art ist.

Neben der ursprünglichen Ausgabe dieses Werkes hat die Verlagsbuchhandlung eine kleinere Hand- und Schulausgabe in zwei handlichen Bänden von je ungefähr 900 Seiten Umfang erscheinen lassen. Der Preis jedes Bandes ist 8 Mk., beider zusammengebunden 15 Mk. Der uns zur Besprechung vorliegende zweite, deutsch-englische Theil ist von Hermann Baumann, dem bekannten Verfasser des trefflichen Buches über Londinismen bearbeitet worden. Er macht eine Auslese aus dem Riesenmaterial der großen Ausgabe für die gewöhnlichen Bedürfnisse, insbesondere der Schule, behält aber im übrigen die Einrichtung jener bei. Ob nicht auch die Etymologie hätte ausfallen können, um Raum zu gewinnen, wäre meines Erachtens zu erwägen gewesen. Das Buch macht bei allgemeiner Durchsicht einen günstigen Eindruck und ist zu empfehlen.

Wien. Karl Luick.

Histoire de la littérature française par E.-E.-B. Lacomblé, professeur à l'école moyenne d'Arnhem. Groningue, P. Noordhoff 1900. 104 SS. Dazu von demselben Verfasser und in demselben Verlag:

Complément de l'Histoire de la littérature française (morceaux choisis, poésies, analyses). XII u. 196 SS.

Was dieses Compendium der französischen Literaturgeschichte, das auch noch zeitgenössische Schriftsteller in den Kreis seiner Betrachtung zieht, besonders auszeichnet, ist das Streben, in der Literatur vor allem die Richtungen, bei den Schriftstellern die Ideen, an den Werken die künstlerische Seite hervorzuheben. Der Verf. gibt wenig biographische und sonstige Einzelheiten, meist nur dort, wo sie für das Verständnis der Schriftsteller und ihre Erzeugnisse von Bedeutung sind. Er arbeitet sozusagen im großen. Für seine Behandlungsweise ist natürlich das XIX. Jahrhundert das dankbarste. Dieses tritt daher dem Umfange nach gegenüber den anderen Zeiträumen mehr hervor. Es sind ihm 37 (dem Mittelalter 9) Seiten, d. i. fast der dritte Theil des Werkchens gewidmet.

Natürlich sind auf dem engen Raum von 101 Seiten nur die hervorragendsten Erscheinungen berücksichtigt worden. Selbst von den bedeutendsten Schriftstellern wie Corneille, Molière, Racine werden nur die Hauptwerke vorgeführt. Zeiträume, Schriftsteller und Werke werden kurz und scharf charakterisiert, die historischen und culturellen Momente zur Erklärung derselben umsichtig verwertet. Die Sprache des Verf.s ist nicht akademisch gesetzt, sondern modern-lebhaft und ausdrucksvoll. Doch hat er es öfter an der nöthigen Feile fehlen lassen, was Sätze wie *Comme le fableau leur but est de faire rire* (S. 8); *il fait tous les métiers, disciple du fameux docteur Sangrado* (S. 61) u. a. m. zeigen. Auch die Interpunction weicht von der herkömmlichen ab; es wird möglichst wenig interpungiert, nicht zum Vortheil des Lesers. Sonst aber ist das Werkchen eine anerkennenswerte Leistung.

Das beigegebene „*Complément*" bietet gleichsam die Belege zu dem in der Literaturgeschichte Gesagten. Es enthält zahlreiche und zwar charakteristische Proben aus der französischen Literatur von den Straßburger Eiden bis auf Hérédia, Mallarmé und Verlaine. In den älteren Partien finden sich auch sprachliche Erklärungen, die aber zahlreicher sein könnten. Von den Dramatikern und den Romanschriftstellern des XIX. Jahrhunderts werden keine Proben gegeben aus Rücksicht auf den Umfang, und weil der Verf. annimmt, dass der Schüler ohnedies einige Werke derselben ganz lesen wird. Dafür sind von den wichtigeren classischen Stücken Analysen gegeben. Die Auswahl ist mit Geschick zusammengestellt.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Willy Strehl, Grundriss der alten Geschichte und Quellenkunde. I. Band: Griechische Geschichte (zweite Ausgabe des 'I. Bandes des kurzgefassten Handbuches der Geschichte', vermehrt durch ergänzende Vorbemerkungen und ein Namen- und Sachregister von Paul Habel). Breslau, M. & H. Marcus 1901. XX u. 261 SS. Preis 4 Mk. 40 Pf. — II. Band: Römische Geschichte. Breslau, M. & H. Marcus 1901. X u. 372 SS. Preis 5 Mk. 60 Pf.

Das vorliegende Werk verfolgt den Zweck, in knapper Form eine geschickte Zusammenfassung der Ergebnisse der neueren Forschungen mit steter Citierung der Quellen zu bieten, und ist hauptsächlich für Studierende der Geschichte zur Einführung bestimmt. Es ist zuzugeben, dass der zweite Band vorzüglich geeignet ist, diese Bestimmung zu erfüllen; was den ersten Band anlangt, so muss allerdings das Urtheil wesentlich anders lauten.

Der erste Theil (Griechische Geschichte mit einer Übersicht über die altorientalische Geschichte) scheint nichts anderes zu sein als der unveränderte Neudruck des ersten Bandes des kurzgefassten Handbuches der Geschichte desselben Verf.s, der im

Jahre 1891 veröffentlicht wurde, nur vermehrt durch 'ergänzende Vorbemerkungen', welche auf Dr. P. Habel zurückgehen. Mit unbedingter Sicherheit kann ich dieses Verhältnis nicht feststellen, weil ich mir den ersten Band dieses Handbuches nicht zu verschaffen vermochte. Es muss offen gesagt werden, dass dieser Theil des Werkes, so wie er gestaltet ist, heute seinen Zweck nicht mehr erfüllt, und zur Benützung nicht empfohlen werden kann. Für 1891 mag dieses Buch, wenn auch Einzelnes unrichtig gefasst war, doch im allgemeinen seine Bestimmung erfüllt haben; wenn man aber bedenkt, welchen Fortschritt unsere Kenntnis und Auffassung der griechischen Geschichte seit einem Jahrzehnt gemacht hat, — um nur auf die speciellen Untersuchungen hinzuweisen, welche sich an die Aristotelische Politie der Athener knüpften, ferner auf die Werke von Busolt, Ed. Meyer, Beloch, Niese —, so wird es wohl allgemeine Zustimmung finden, dass eine Darstellung, die von dem Standpunkt von 1891 aus verfasst ist, heutzutage nicht mehr den Ansprüchen genügt, die an eine wissenschaftliche Compilation gestellt werden müssen. Da hätte nur eine gründliche Neubearbeitung geholfen, zu welcher dem Verf. wahrscheinlich die Zeit fehlte; die mageren ergänzenden Vorbemerkungen von Dr. P. Habel können dafür keinen Ersatz bieten, da sie der Hauptsache nach nur bibliographische Nachweise sind.

Um mein Urtheil zu rechtfertigen, weise ich im Nachfolgenden auf eine Reihe von Einzelheiten hin, wobei ich diejenigen Punkte, in welchen die Darstellung sich als veraltet erweist, mit denjenigen, die bereits von Anfang nicht befriedigend behandelt wurden, zusammenfasse.

Was den vorausgeschickten Abschnitt über altorientalische Geschichte anlangt, so wundert man sich wohl mit Recht, dass unter den Werken, welche zu dessen Ergänzung genannt werden, ein so ausgezeichnetes Hilfsmittel fehlt, wie der 'Grundriss der altorientalischen Geschichte' von Jakob Krall (Bd. I. Wien 1899) — es hätten u. a. die darin enthaltenen Ausführungen S. 185 ff. über die Regierung Thetmosis' III. zur Verbesserung der Zeitangabe auf S. 6 beigetragen. Es berührt auch merkwürdig, dass zu den Quellen der altorientalischen Geschichte nicht auf C. Wachsmuths 'Einleitung in die alte Geschichte' verwiesen wird, ein Werk, das jetzt den bequemsten Überblick über die Forschungen auf diesem Gebiete gibt. Dann vermisse ich eine Bemerkung über die wichtigen Entdeckungen, welche in den letzten Jahren über die älteste Geschichte und Cultur Ägyptens gemacht wurden (Funde von Naqada und Ballas), sowie über den jetzt schon genugsam, besonders durch v. Bissing festgestellten Einfluss der mykenischen Cultur auf Ägypten. Auch die im allgemeinen recht gute Darstellung der phönikischen Seeherrschaft hätte einige Berichtigungen vertragen, so darin, dass phönikische Niederlassungen auf Melos

und Thera höchst zweifelhaft sind. Der Sturz des Kroisos ist nach den Ermittlungen von C. F. Lehmann jetzt wohl in das J. 547 zu setzen. Auch die auf S. 43 aufgestellte Ansicht über den Zweck des Skythenzuges des Dareios ist sehr fraglich.

Die Behandlung der griechischen Geschichte verlangt eine etwas eingehendere Beurtheilung. Im allgemeinen ist sie gefällig angeordnet, die Darstellung leidet nur an einer gewissen Ungleichmäßigkeit, indem manche Partien breiter gefasst, andere kaum mehr als Zusammenstellungen von Notizen oder Schlagworten sind (ich verweise z. B. auf S. 186). Speciell der Abschnitt über die ältere griechische Zeit bis zu den Perserkriegen ist wohl derjenige, welcher für unsere jetzigen Ansprüche der schwächste ist. Was soll man dazu sagen, dass die mykenische Zeit auf $1^1/_2$ Seiten abgethan wird, wozu in den Vorbemerkungen (S. XIII) noch wenige Zeilen kommen? Dazu ist die Disposition dieses Theiles wenig glücklich: auf die dorische Wanderung folgt zuerst Sparta (die Ansicht über die Heloten S. 68 bedarf wohl auch der Berichtigung), darauf Athen bis auf Kleisthenes und endlich die griechische Colonisation, wobei die dorische Colonisation vorangestellt ist — das heißt doch den geschichtlichen Verlauf geradezu auf den Kopf stellen! Dass die Geschichte einer so bedeutsamen Erscheinung, wie es die griechische Tyrannis war, an die dorische Colonisation angehängt wird, ist ebensowenig passend, als dass Pheidons Herrschaft in das Capitel 'Sparta' eingereiht wird; überhaupt kommt die Gleichförmigkeit der politischen Entwicklung Griechenlands in diesem Abschnitt nicht zum Rechte. Andere Mängel, auch in den späteren Abschnitten, resultieren daraus, dass der Auffassung gemäß, die man unmittelbar nach der Auffindung der Ἀθηναίων πολιτεία hegte, eine Reihe von Angaben derselben als richtig wiedergegeben ist, deren problematischer Wert sich seitdem herausstellte: über die von Solon eingeführte Losung der Beamten; die Leitung des Staates durch den Areopag nach den Perserkriegen; dass Themistokles und Aristeides sich in die Leitung Athens theilten; die Concentrierung der Bürger in der Stadt durch Aristeides; die 20.000 Soldempfänger; die Schwächung der tüchtigen Elemente durch die Verluste in den Feldzügen. Andere Angaben des Aristoteles sind wieder falsch aufgefasst: so wird S. 88 gesagt, dass für 508/7 Isagoras durch ein Compromiss das Archontenamt erhielt, während Kleisthenes zum Gesetzgeber bestellt ward; die Bemerkung (ebenda), dass die Kleisthenischen Trittyen dem Gebiet der drei Parteien der Paraler, Diakrier und Pediaeer entsprachen, ist evident falsch, die Kleisthenische Ordnung hatte gerade den Zweck, den territorialen Zusammenhang der Parteien zu zerreißen. Die in diesen Zusammenhang gehörende Annahme, dass Plutarch die Ἀθηναίων πολιτεία benützt habe, wird heute wohl kaum mehr Vertheidiger finden. Die Perserkriege sind recht ausführlich behandelt, doch ist dabei

die Schlacht von Salamis schlecht weggekommen, deren Verlauf mit einigen Worten hätte berührt werden sollen. Dass in den Vorbemerkungen S. XV dafür die Arbeiten Welzhofers ohne Kritik ziemlich breit berücksichtigt werden, war sicherlich unnöthig.

Von sonstigen Angaben, die unrichtig oder veraltet sind und daher die Brauchbarkeit des Buches mindern, hebe ich folgende hervor: der Frieden des Kallias wird (S. 127) in Abrede gestellt und, was damit wohl zusammenhängt, die Wichtigkeit der Katastrophe des attischen Heeres in Ägypten nicht genügend hervorgehoben; die Schlacht von Tanagra fällt, richtig gesetzt, in das J. 457, nicht (wie S. 126 steht) 458, und ebenso die Schlacht von Koroneia in das J. 447, nicht 446; auch die Schlacht von Sybota wird in das J. 432 gesetzt (richtig Herbst 433); über den Kriegsplan des Perikles steht in unserem Buche kein Wort, und ebensowenig wird der Verf. der Bedeutung und dem wirklichen Verdienste der Sophisten gerecht (S. 161); Agesilaos' Regierungsantritt wird auf das J. 397 bestimmt, während wir jetzt durch Ed. Meyer (Forschungen zur alten Gesch. II) wissen, dass er im Sommer 399 König wurde; der Grund, warum Timotheos im J. 373 seines Amtes entsetzt und vor Gericht gezogen wurde, wird aus S. 177 nicht klar; S. 185 wird wieder behauptet, dass Philokrates von Philipp von Makedonien bestochen gewesen sei; von einer Charakteristik des Demosthenes und Aeschines wird abgesehen, wenn man nicht die Anmerkung 1 auf S. 186 dafür nehmen will; das Auftreten des Aeschines gegen Amphissa (nicht die Kriegserklärung, wie es bei H. heißt) erfolgte auf der Herbst-Pylaia von 340, nicht auf der Frühjahrsversammlung von 339 (S. 188); die Angabe (ebenda), dass in dem korinthischen Bunde der Amphiktionenrath als Gerichtshof fungiert habe, wurde bereits vor einigen Jahren durch Kaerst widerlegt; die Eroberung Athens durch Demetrios Poliorketes (S. 218) fällt wahrscheinlich in den März 294. Recht stiefmütterlich ist die Geschichte Siciliens und der Westhellenen, von Dionysios d. Ä. bis Hieron auf drei Seiten, behandelt.

Es ist zu bedauern, dass dieses Buch, das von Haus aus ganz gut angelegt war, um ein brauchbares Hilfsmittel darzustellen, in der jetzigen Form dies nicht zu leisten imstande ist. Am besten sind noch die Partien über die Quellen, wenn auch da manch Falsches stehen geblieben ist, wie auf S. 194, dass Diodor für seine chronographischen Angaben Apollodor benützte (das Richtige steht in Theil II, S. 12).

Konnte ich mich mit dem I. Bande des Werkes also nicht für einverstanden erklären, so freue ich mich, den II. Theil (Römische Geschichte) desto mehr loben zu können. Einmal ist hier die Darstellung wirklich von dem neuesten Standpunkte der Forschung aus abgefasst; dann ist sie recht ausführlich gehalten, und offenbar fühlt sich der Verf. auf dem eigenen Arbeitsgebiete

viel wohler als auf dem ihm nicht so nahe liegenden Felde der griechischen Geschichte. Da, was die römische Geschichte anlangt, das Bedürfnis nach einer solchen zusammenfassenden Darstellung noch dringender ist als sonstwo — ist doch in der Perthes'schen Sammlung der Handbücher der alten Geschichte bisher keine Bearbeitung der römischen Geschichte erschienen —, so kann Strehls Buch neben der zweiten Auflage von Nieses vortrefflichem Grundriss (in Iwan Müllers Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft, III. Band), vor dem es den Vorzug einer weniger knappen Fassung voraus hat, mit gutem Gewissen zum einführenden Studium empfohlen werden. Auch in diesem Bande sind besonders die Capitel zur Quellenkunde gut gerathen, ich weise auf die Einleitung über die Chronographie und die älteste Überlieferung hin; die Ausführungen über Quellenforschung und Kritik können *mutatis mutandis* auch auf die griechische Geschichte angewandt werden. In dem Capitel über die Volksstämme der Apenninenhalbinsel fiel mir auf, dass der Verf. auf die Forschungen von Ettore Pais in dessen Werke 'Storia della Sicilia e della Magna Grecia' (Band I. 1894) über die Japyger und Messapier keine Rücksicht genommen hat. Auch die zuletzt von Meltzer eingehend erörterte Frage, ob Hannibal den Ausbruch des zweiten punischen Krieges absichtlich herbeiführte oder nicht, hätte wenigstens kurz berührt werden sollen; in der Darstellung dieses Krieges, besonders für die Schlacht von Cannae, vermisse ich die Heranziehung von H. Delbrücks Geschichte der Kriegskunst (Bd. I. 1900). Die Kaiserzeit bis auf Iustinian hat eine sorgfältige Behandlung gefunden, besonders gelungen scheint mir die Geschichte des Augustus und des Tiberius zu sein. Bei Erwähnung der Constitutio Antoniniana hätten Mitteis' ('Reichsrecht und Volksrecht') Ausführungen über diese Maßregel Erwähnung verdient.

Ich habe der Besprechung von H.s Werk einen so ausführlichen Raum gewidmet, weil nach meiner Ansicht der Zweig der Literatur, welchem es angehört, auch für unsere Disciplinen von größerer Wichtigkeit ist, als man gewöhnlich annimmt. Bei den Juristen, Naturforschern, Medicinern ist es seit Langem üblich, dass den Studierenden zur Einführung in die Wissenschaft Lehrbücher und Grundrisse zur Verfügung stehen, ohne dass man darin eine Herabsetzung der Würde dieser Fächer sähe. Man tritt gewiss nicht für einen schulmäßigen Betrieb der Wissenschaft ein, wenn man solche Hilfsmittel auch auf historisch-philologischem Gebiet für nothwendig erklärt; die Mehrzahl unserer Studierenden ist materiell nicht in der Lage, sich selbst die Hauptwerke anzuschaffen und wie schwer diese auf frequentierten Bibliotheken zu erhalten sind, von den Zeitschriften gar zu schweigen, ist bekannt. Einen Wandel zum besseren haben da allerdings, wie zuzugeben ist, die Seminar- und Instituts-Bibliotheken angebahnt. Immerhin brauchen unsere Studierenden, auch neben den Vor-

lesungen, dringend eine gedruckte Einführung in die einzelnen Wissenszweige; die Voraussetzung für solche Bücher ist allerdings, dass sie auf der vollen Höhe der Wissenschaft stehen, denn für den angedeuteten Zweck ist das Beste gerade gut genug.

Prag. H. Swoboda.

Handbuch der deutschen Geschichte. In Verbindung mit R. Bethge, W. Schultze, H. Hahn, C. Köhler, F. Grossmann, G. Liebe, G. Ellinger, G. Erler, G. Winter, F. Hirsch und A. Kleinschmidt herausg. von Bruno Gebhardt. 2. Aufl. Union, deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig 1901.

Die Vorzüge des Gebhardt'schen Handbuches sind so bekannt, dass sie einer besonderen Aufzählung nicht bedürfen. Ihnen entspricht nun auch die äußere Anerkennung, die das Buch dadurch gefunden hat, dass es nach verhältnismäßig kurzer Zeit neu aufgelegt werden musste. Trotz der vielen deutschen Geschichten, die jahraus, jahrein auf den Markt geworfen werden, fehlte es doch an einer guten, auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Gesammtdarstellung der deutschen Geschichte, die ohne großen, gelehrten Apparat sich über alle Richtungen und Perioden derselben verbreitet. Die Schwierigkeit, ein derartiges Buch zu schaffen, lag vornehmlich darin, dass die historische Forschung für alle Zeitabschnitte der deutschen Geschichte allmählich einen derartigen Umfang angenommen hat, dass es einem einzelnen Historiker nicht leicht ist, sie alle vollkommen zu beherrschen. Diese Einsicht hat G. bewogen, im Vereine mit einer Anzahl von Gelehrten an die Abfassung eines Handbuches zu schreiten, das allen gerechten Anforderungen, die an ein solches gestellt werden können, entspricht. Die vorliegende zweite Auflage bietet im allgemeinen dasselbe Bild wie die erste. Auch hier ist neben der politischen auch die rechtliche, wirtschaftliche und geistige Entwicklung des deutschen Volkes entsprechend gewürdigt, auch sind die Literaturvermerke, die schon die letzten Jahre 1899—1900 mit berücksichtigen, sorgsam eingetragen worden. Bei einer solchen Theilung der Arbeit traten naturgemäß zahlreiche Mängel in die Erscheinung. Sie auf ein äußerst geringes Maß reduciert zu haben, ist ein hervorragendes Verdienst des Herausgebers und der einzelnen Mitarbeiter. Ref. hat im abgelaufenen Sommer Gelegenheit genommen, weite Partien des Buches einer aufmerksameren Nachprüfung zu unterziehen, und muss gestehen, dass ihm nur unbedeutende Verstöße vorgekommen sind, die Gesammtauffassung aber eine durchaus richtige ist. Der ersten Auflage gegenüber wird man es willkommen heißen, dass das Buch seinen Gegenstand bis an den Ausgang des 19. Jahrhunderts fortführt und das Register einer sorgsamen Revision unterzogen wurde. Das

Werk, wie es nunmehr vorliegt, ist ein sehr brauchbares Handbuch nicht bloß für Lehrer und Studenten, sondern auch für jeden Gebildeten und vornehmlich auch für alle, die sich mit politischen Fragen beschäftigen.

Graz. J. Loserth.

Weltgeschichte in Charakterbildern. Herausgegeben von Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn. I. Abtheilung: Alterthum. „König Asoka“ von Edmund Hardy. Mit einer Karte und 62 Abbildungen. Mainz 1902.

Unter den alten Herrschern Indiens ragt als die bedeutendste Gestalt König Asoka hervor, der berühmte Schirmherr des Buddhismus im 3. Jahrhundert v. Chr. In welchem Geiste er sein weites Reich regierte, davon legen die an den verschiedensten Orten des indischen Landes aufgefundenen Inschriften dieses Königs noch heute ein redendes Zeugnis ab. Indien hat auch in späteren Zeiten edle, humane Herrscher gekannt, so Akbar den Großen im 16. Jahrhundert, und jenen Mohammed Daraschakoh, der als Märtyrer der Humanität im 17. Jahrhundert dem mohammedanischen Fanatismus seines Bruders Aurengzeb zum Opfer fallen sollte. Das aber waren Sprößlinge eines nichtindischen Fürstenstammes, der sogenannten Großmoguldynastie des Baber. Asoka aber war ein echter, geborener Inder und sein wohlbegründeter Ruhm ist darum ein Ruhmestitel des arisch-indischen Volkes. Sein Name bezeichnet die Blütezeit des Buddhismus in Indien.

Wir freuen uns, dass gerade ein katholischer Gelehrter, Edmund Hardy, diesem Herrscher, dessen Hauptbedeutung in großzügiger Humanität und echter, religiöser Toleranz besteht, ein Denkmal gesetzt hat. Die von Kampers, Merkle und Spahn herausgegebene „Weltgeschichte in Charakterbildern“ wird durch Hardys Monographie über Asoka würdig eingeleitet. Es ist ein feinsinniger Kenner des indischen Alterthums, der hier zu einem weiteren Publicum redet und die schöne Aufgabe in vortrefflichster Weise gelöst hat.

Ein paar Sätze aus den Felsenedicten Asokas oder Piyadasis, wie er selbst sich nennt, mögen das Interesse für diesen merkwürdigen Mann und die vorliegende Biographie desselben zu wecken suchen. Er sagt:

„Alle Menschen (sind wie) meine Kinder. Wie (meinen) Kindern ich wünsche, dass sie alles Heiles und Glückes im Diesseits und Jenseits theilhaftig werden, so wünsche ich (dies) auch den Menschen.“

Und in demselben Edict:

„Es gibt für mich keine Übersättigung in der Arbeit und in der Entscheidung (strittiger) Sachen. Denn ich halte es für

meine Pflicht, für das allgemeine Beste zu sorgen" usw. (a. a. O. S. 31).

Und die hohe religiöse Toleranz des gläubigen Buddhisten Asoka drückt sich in Worten aus wie denen des siebenten Felsenedictes:

„Der fromme König Piyadasi wünscht, dass alle Secten überall (unbehindert) sich niederlassen können. Denn sie alle streben nach Zügelung der Sinne und Reinheit des Lebens" usw. (a. a. O. S. 35).

Das Hardy'sche Buch ist durch eine reiche Anzahl von Abbildungen hieher gehöriger Denkmäler Altindiens noch anziehender und wertvoller gemacht. Die wohlgelungenen Bilder geben Stimmung und Anschauung, welche die sachkundige Schilderung des Textes kräftig heben und fördern. Eine Karte Indiens mit Angabe der uns bekannten Säulen- und Felsenedicte Asokas gibt eine Darstellung von der Ausdehnung des Reiches, das dem milden Scepter des großen Königs gehorchte.

Wien. Leop. v. Schroeder.

Zeehe A. und Schmidt W., Österreichische Vaterlandskunde für die VIII. Gymnasialclasse. Kleinmayr & Bamberg, Laibach 1901. Preis 3 K 20 h.

In dem ersten Theile des neuen Lehrbuches der Vaterlandskunde findet das einheitliche Lehrgebäude der Zeeheschen allgemeinen Geschichte seinen natürlichen Abschluss. Mit gleicher Prägnanz des Ausdruckes wie in den übrigen Bänden hebt Verf. aus dem Stoffe der allgemeinen Geschichte in zusammenfassender Weise jene Momente heraus, welche für die allmähliche Entwicklung der staatlichen und culturellen Zustände unserer Monarchie von maßgebendem Einflusse gewesen sind. Soweit es sich um rein politische Thatsachen handelt, konnte sich Verf. vielfach mit einer Skizzierung der markantesten Punkte begnügen und durch Hinweise auf die Darstellung der allgemeinen Geschichte zu vertiefenden Vergleichen anregen. Bot auch manchmal die reiche Fülle von Ereignissen der Geschichte der einzelnen Ländergebiete Gelegenheit, weiter auszuholen und den dem Schüler schon bekannten Stoff zu erweitern, so verlegte doch der Verf. mit vollem Rechte das Schwergewicht seiner Darbietung in die Schilderung des culturellen Werdeganges unseres Staates und der Geschichte seines Verfassungslebens, um dadurch dem Abiturienten ein auf historischer Basis gegründetes Verständnis der Gegenwart ins Leben mitzugeben.

In sachlicher Hinsicht sei bemerkt, dass sich auf Seite 13 der Name Säben besser empfehlen dürfte, da erst um 990 der

Sitz des Bisthums nach Brixen verlegt wurde. Bezüglich der Vereinigung Österreichs und Steiermarks (S. 21) befindet sich Verf. im Gegensatze zu Huber, der, auf Ansbert gestützt, nachweist, dass Heinrich VI. am 24. Mai 1192 zu Worms Leopold und seinen Sohn Friedrich mit Steiermark belehnte. Die Vereinigung beider Länder galt daher nicht, wie Verf. nach A. Jäger behauptet. nur für die Lebenszeit Leopolds V. Dass beim Tode Leopolds V. die Länder getheilt wurden, beruhte auf einer Verfügung Leopolds V. selbst. Seite 22 soll es wohl König Heinrich I. heißen. Auf derselben Seite hätte auch erwähnt werden können, dass das Prager Bisthum erst unter Boleslaw II. gegründet wurde. Dass Gregor VII. dem kroatischen Herzoge den Königstitel verlieh (S. 26) ist zwar richtig, aber es hätte sich vielleicht der Zusatz empfohlen, dass es nicht das erstemal war, dass kroatische Herzoge den Titel führten, da schon 926 Fürst Timislav und nach ihm Kresimir und Slaviz sich Könige nannten. Der Unterschied zwischen deren Königthum und dem Lehenskönigthum Svinimirs wäre dadurch schärfer zutage getreten. Meinhard sollte lieber nur Graf von Tirol genannt werden. Neben ihm erscheint auch sein Bruder Albrecht von Görz auf der Seite Rudolfs von Habsburg. Der Friede von Enns war im selben Jahre wie der Einfall Johanns in Österreich (März 1336). Die Hausordnung von 1355 konnte etwas näher präcisiert werden (S. 47). Die Ahnherren der Görzer Grafen erscheinen nach Krones urkundlich schon in der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts (S. 48). Auf Seite 49 vermisst man den Familienvertrag von 1364, da durch denselben dem Ältesten „ein überwiegender Einfluss“ gesichert wurde. Nach dem Neuberger Vertrage, dessen Name genannt werden konnte, waren beide Linien von einander nicht g ä n z l i c h unabhängig, denn es bestand zwischen beiden Häusern nicht nur gegenseitige Erbfolge und die Verpflichtung, die vormundschaftliche Regierung für minderjährige Kinder der anderen Linie zu führen, es war auch jedem Theil zur Pflicht gemacht, dem anderen im Falle eines Defensivkrieges beizustehen und zum Nachtheile des anderen kein Bündnis abzuschließen, ganz abgesehen davon, dass „yetweder von a l l e n landen und herscheften geschreiben und auch wappen und banyer dauon gefüren“ mochte. S. 51 hätte auch daran erinnert werden können, dass Karl IV. bei seiner Thronbesteigung Mähren dem Johann und später Luxemburg dem Wenzel abgetreten hatte. Friedrich zwang nicht den Kaiser zum Frieden (S. 58). Mit guten Gründen hat sich bereits Huber gegen diese Auffassung, der auch Krones huldigt, gewendet und gezeigt, wie das Abkommen von 1418 eigentlich den Bemühungen des Papstes Martin V. zu danken ist, der die Verhandlungen zwischen Friedrich und dem Könige anbahnte. Die Friedenspräliminarien zwischen Matthias und Wladislaw wurden zwar schon 1478 vereinbart, aber nicht zu Olmütz, sondern zu Ofen, die Bestätigung derselben erfolgte zwar in ersterem

Orte, aber erst am 21. Juli 1479 (S. 61). S. 91 verdiente auch erwähnt zu werden, dass die Bauern in Tirol Vertretung auf dem Landtage besaßen. Statt Sicilien soll es S. 110 wohl Sardinien heißen. Der Ausdruck Nazarenerthum in der Kunst war S. 114 zu erklären.

Der geographische Theil des Buches umfasst, trotzdem seiner Durcharbeitung nur $^{3}/_{8}$ der Zeit zugebote stehen, welche dem historischen gewidmet ist, die gleiche Seitenanzahl wie dieser. Wenn auch Verf. in der Vorrede dieses Missverhältnis nur als ein scheinbares hinstellt und in seinem Texte mehr ein Lese- als ein Lernbuch erblickt sehen will, dürfte doch die gründliche Durchnahme des Stoffes in dem vom Verf. gegebenen Rahmen innerhalb der Zeit von höchstens 40 Stunden nur mit der größten Mühe zu bewältigen sein. Während ferner die Instructionen verlangen, dass die Behandlung der Vaterlandskunde in der 8. Classe auf den erarbeiteten Kenntnissen der vorangehenden Classen weiterbauen und, der geistigen Reife des Schülers entsprechend, das Verständnis des genetischen Zusammenhanges der einzelnen geographischen Factoren vermitteln soll, legt Verf. seiner Darstellung vielfach ein etwas niedrigeres Niveau zugrunde, indem er von der gewiss nur zu bestätigenden Thatsache ausgeht, dass die geographische Vorbereitung der Schüler während des Obergymnasiums eine doch zu dürftige sei, um die geographischen Kenntnisse und Urtheile des Octavaners ohneweiters in ähnlicher Weise zum abschließenden Gesammtbilde zu vereinen, wie dies im historischen Theile der Vaterlandskunde geschieht. Müssen wir auch im großen und ganzen der Auffassung des Verf.s beipflichten, so scheint er doch seine Aufgabe gar zu enge gefasst zu haben, wenn er als Hauptzweck des geographischen Unterrichtes der Octava nur den betrachtet, dem Schüler die Züge der Karte einzuprägen. Zum Begriffe des „Zusammenhanges des Ganzen“ dürfte der Schüler durch das Lesen des Buchabschnittes niemals in dem Grade gelangen wie durch die gemeinsame Arbeit mit dem Lehrer in der Schule. Es sei gleich von vorneherein bemerkt, dass Schmidts Arbeit eigentlich in zwei Abschnitte zerfällt, die sich innerlich und äußerlich in auffallender Weise voneinander unterscheiden. Der erste reicht bis S. 199. Er zeigt deutlich, wie Verf. das Kartenbild dem Schüler eingeprägt wissen will. Gleich auf den ersten Seiten treten zahlreiche eingestreute Fragen entgegen. Abgesehen davon, dass Fragen des Lehrbuches dem Vorgange des Lehrers nur hemmende Fesseln anlegen und ihn immer wieder zum Texte des Lehrbuches zurückziehen, dürfte sich bei der Durchnahme derselben mit der ganzen Classe im Sinne des Verf.s bald der Zeitmangel recht fühlbar machen. Außerdem sollten Fragen, die an einen Octavaner gerichtet werden, sich doch in einer Sphäre bewegen, welche auch seine Urtheilskraft zur Thätigkeit anregt. Bei manchen Fragen des Lehrbuches will es aber fast scheinen, als ob sie mehr für

den Quartaner als den Octavaner geeignet wären. In dem Streben, möglichst viele Thatsachen der Karte zu entnehmen und in einen Gedanken zusammenzufassen, verliert sich die Diction des Buches oft in kleinliche Details und wird vielfach recht schwer verständlich (vgl. beispielsweise gleich den ersten Satz auf Seite 133 oder Seite 173 oben, oder Seite 190). Ganz anders tritt der zweite Theil entgegen. Der Verf. erhebt sich über die Karte und schildert im Capitel Klima in trefflicher Weise das Ineinandergreifen von Klima und Vegetation, um daran anknüpfend auch der Siedlungen und ihrer Abhängigkeit vom Relief und Klima des Landes zu gedenken. Die Art und Weise, wie er die Topographie theils in dieses Capitel, theils in die Behandlung der materiellen Cultur verwebt und den Blick des Schülers durch Vergleiche mannigfacher Art erweitert, steht hoch über der Beschreibung der Bodenformen unseres Staates. Freilich wird der Lehrer auch in diesem Theile mit der Zeit wohl haushalten müssen, um alle Capitel der Erledigung zuführen zu können.

Zum Schlusse sei der Sorgfalt gedacht, welche in sachlicher Beziehung obwaltet. Sie lässt nur weniges zu wünschen übrig. Die Ausfüllung des Ortszeichens der Karte, welche Verf. S. 136 anräth, dürfte sich schon aus rein praktischen Gründen nicht empfehlen, zumal dann, wenn der Schüler einen bereits in dieser Weise gebrauchten Atlas benützen soll. Die Höhenzahlen hätten auf Zehner abgerundet werden sollen, da die Einer doch unsicher sind. So gibt beispielsweise die reambulierte Specialkarte dem Stilfserjoche nur mehr 2760 *m*. Der Jägerhüttenberg hat auf ihr 1040 *m*, der Jauerling 960 *m*, der Schöninger, die höchste Erhebung des Blanskerwaldes, 1084 *m*, der Lusen 1372 *m* Höhe. Die Kitzlochklamm liegt am Ausgange des Rauriserthales (S. 143). Die Burg Tirol erhebt sich nicht in den Sarnthaleralpen. Sie steht auch nicht auf Porphyr, sondern auf einer Moräne, deren Untergrund Gneiß ist (S. 151). Die Einführung der Stundenrichtung erscheint gesucht und überflüssig. Die ersten deutlichen Spuren des Lebens treten bereits in der cambrischen Formation auf. Auch diese nimmt an der Zusammensetzung der böhmischen Silurmulde Antheil (S. 169). S. 170 vermisst man die Leisser- und Pollauerberge. Da einige Autoren den Einfluss der Erdrotation direct in Abrede stellen, hätte das Baer'sche Gesetz keine so ausführliche Würdigung verdient. In der gegebenen Fassung dürfte es der Schüler auch kaum verstehen. S. 210 gehören zu den Ländern, deren jährliche Bevölkerungszunahme in der Zeit von 1890 bis 1900 mehr als ein Procent betrug, nach den vorläufigen Ergebnissen der Volkszählung auch noch Galizien, die Bukowina und Vorarlberg. S. 244 stellt an das Gedächtnis der Schüler etwas hohe Anforderungen. Hie und da finden sich noch Mängel von geringerer Bedeutung.

Wien. J. Müllner.

Elementar-Planimetrie. Von Wilh. Pflüger, Director der Realschule zu Münster im Elsaß. Leipzig, G. J. Göschen 1901.

In diesem Lehrbuche der Planimetrie, das einen Band der „Sammlung Schubert" bildet, hat der Verf. den Ausgangspunkt von der Betrachtung jener Figuren genommen, die zuerst in den Bereich unserer Vorstellungen treten. Es werden dahin gerechnet die Kreislinie, der Streifen, das Streifensystem und die Begriffe der Symmetrie, der Congruenz, der Gleichheit, der Ungleichheit. Der Stoff wurde derart vertheilt, dass zusammengehörende Partien in einem und demselben Abschnitte behandelt wurden. Die Congruenz der Dreiecke wurde als Beweismittel weniger verwendet, als es sonst üblich ist. Vorzugsweise war der Verf. bestrebt, durch solchen Vorgang das Anschauungsvermögen zu fördern.

Eigenthümlich finden wir die Stellung der Lehre vom Winkel in dem vorliegenden Lehrbuche. Er wird als die Grenze eines Kreissectors aufgefasst. Durch die Einführung des Streifenbegriffes ist es dem Verf. gelungen, mehrere Theoreme in anschaulicher, constructiver Art dem Leser vorzuführen. Zahlreiche Übungsaufgaben begleiten diesen Abschnitt, sowie die anderen des Buches. — In verhältnismäßig einfacher Art wird der Satz abgeleitet, dass die Mittelpunkte der Seiten eines Dreieckes, die Fußpunkte der Höhen und die Mittelpunkte der oberen Höhenabschnitte auf dem sogen. Feuerbach'schen Kreise liegen. — Bei der Flächenvergleichung wird in sehr genauer Weise, die vielleicht durch eine einfachere hätte ersetzt werden können, auf die Verhältnisse incommensurabler Größen des Näheren eingegangen. — In sehr ansprechender Weise sind die metrischen Beziehungen im Dreiecke zur Sprache gebracht worden. — Die Berechnung des Kreises wurde mit jener der Kreisfläche begonnen, weil „die Anschauung wohl für die Maßzahl des Inhaltes, nicht aber für die des Umfanges zwei Grenzen in den Maßzahlen des ein- und des umgeschriebenen Vieleckes unmittelbar zu erkennen vermag". — Eingehend wurden die harmonischen Punkte und Strahlen behandelt. Letztere wurden unabhängig von den harmonischen Punkten definiert und deren Theorie ohne Anwendung der Trigonometrie gegeben. Das Gesetz der Reciprocität wird in sehr klarer Weise nachgewiesen. Unter den harmonischen Eigenschaften des Kreises und der Kreisverwandtschaft finden wir eine sachgemäße Erörterung der Theoreme über den Pol und die Polare, über die directe Kreisverwandtschaft und die inverse. Dann werden die Lehrsätze auseinandergesetzt, die sich auf die doppelte Verwandtschaft zweier Kreise beziehen, und auf die Theorie des Kreisbüschels. Übungen, welche allen Abschnitten beigegeben sind, erscheinen geeignet, das Verständnis der vorgetragenen theoretischen Lehrsätze zu erweitern und zu vertiefen.

Wahrscheinlichkeits- und Ausgleichungsrechnung. Von Dr. Norb. Herz. Leipzig, G. J. Göschen 1900.

Der Verf. des vorliegenden Buches, das als 19. Band der Sammlung Schubert erscheint, hat in diesem zunächst die Grundlehren der Wahrscheinlichkeitsrechnung auseinandergesetzt, wobei in erster Linie angenommen wird, dass die Wahrscheinlichkeit für das Eintreffen eines oder des anderen (aber beliebig welches) von zwei Ereignissen gleich ist der Summe der Wahrscheinlichkeiten für das Eintreffen jedes der beiden Ereignisse; dann wird der Fall untersucht, dass die Wahrscheinlichkeit für das Eintreffen irgend eines von zwei Ereignissen gleich einer Function des Productes der Wahrscheinlichkeiten jedes der beiden Ereignisse ist. Weiters werden die allgemeinen Theoreme über die Wahrscheinlichkeit von Ereignissen dem Leser vorgeführt. Als Anwendungen finden wir in dem Buche jene auf Glücksspiele, auf das menschliche Leben mit Einschluss der Grundlagen der Versicherungstechnik.

Der fünfte Abschnitt handelt von der Wahrscheinlichkeit der Zeugenaussagen, der Urtheilssprüche und der Ahnungen. Von besonderer praktischer Wichtigkeit sind die folgenden Erläuterungen, die sich auf die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Naturgesetze beziehen; es wird in diesen die wissenschaftliche Grundlage der Ausgleichsrechnung in sehr eingehender Weise zur Darstellung gebracht. Zunächst wird nach dem Gauss'schen Vorgange die Wahrscheinlichkeitsfunction aus dem arithmetischen Mittel deduciert. Da aber der Satz vom arithmetischen Mittel durchaus nicht als die einzig zulässige Annahme angesehen werden muss, so erscheint es analytisch richtiger, statt der apriorischen Einführung dieses Satzes der Methode der Fehlerausgleichung eine analytische Begründung des Satzes zugrunde zu legen, oder mindestens an die Stelle des Satzes andere Hypothesen einzuführen, die nicht so leicht eliminiert oder durch andere gleichwertige ersetzt werden können. Der angedeutete Weg ist einerseits in der Methode von Hagen, andererseits in jener von Laplace eingeschlagen worden. Ersterer setzt voraus, dass jeder Fehler als das Ergebnis des Zusammenwirkens einer außerordentlich großen Anzahl von voneinander unabhängigen Fehlerquellen sei, welche positive und negative Elementarfehler erzeugen, wobei vorausgesetzt ist, dass positive und negative Elementarfehler gleich möglich sind und auch in gleicher Anzahl und Größe eintreffen. Laplace macht einen Unterschied zwischen dem Mittelwerte und dem wahrscheinlichsten Werte und sucht die Wahrscheinlichkeit, dass die Differenz zwischen beiden unter eine gewisse Grenze herabsinkt. Im folgenden wird das Maß der Präcision besprochen und es werden die Deductionen des Wahrscheinlichkeitsintegrales, des wahrscheinlichen, durchschnittlichen und mittleren Fehlers, des Gewichtes der Beobachtungen, des wahrscheinlichen

Fehlers von Functionen von Beobachtungen, der wahrscheinlichsten Werte und Gewichte von Unbekannten, der Ausgleichung von einander unabhängigen Beobachtungen gegeben. Die Auflösung der Normalgleichungen wird an einem Beispiele gezeigt. Die Vereinfachung dieser Auflösung durch Determinanten lehrt der Verf. ebenfalls. Die Ausgleichung bedingter Beobachtungen wird in origineller Weise durchgeführt.

Das Buch wird durch die klare Diction, die wir an allen Stellen desselben antreffen, durch die gelungene Darstellung auch schwieriger Probleme, die man im allgemeinen als wenig zugänglich bezeichnen kann, sich gewiss viele Freunde erwerben. In der Ausführung, welche den einzelnen Abschnitten zutheil geworden ist, wird das Buch nicht nur Lernenden, sondern auch Fachmännern willkommen sein.

Über die Entdeckung der elektrischen Wellen durch H. Hertz und die weitere Entwicklung dieses Gebietes von Prof. Dr. Ernst Lecher. Leipzig, J. A. Barth 1901. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Der vorstehende Vortrag wurde in der Hauptsitzung der Hamburger Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte am 23. September 1901 gehalten.

Ausgehend von den Arbeiten Faradays, Maxwells, Hertz' betont der Vortragende, dass wenn z. B. zwei entgegengesetzt geladene Leiter durch einen kurzen Funken sich entladen, vor Eintritt des gestörten elektrischen Gleichgewichtes die Elektricität im Leiter einigemale sehr rasch hin und her schwingt, gewöhnlich viele Millionen Mal per Secunde, und die mit Lichtgeschwindigkeit in den umgebenden Isolator wellenförmig enteilenden, transversal oscillierenden Verschiebungsströme erzeugt, dass aber senkrecht dazu, aber gleichfalls transversal, eine magnetische Schwingung pendelt, da ja jeden Strom magnetische Kräfte begleiten müssen. Weiters erwähnt Prof. Lecher, dass der technische Fortschritt in der Erzeugung kleiner elektrischer Wellen (Herstellung einer elektromagnetischen Welle von 4 *mm* durch Lampa) es ermöglicht hat, fast alle optischen Erscheinungen in entsprechenden Versuchen mit elektrischen Wellen nachzuahmen. — Die durch Reflexion erzeugten Polarisationserscheinungen ergaben in Verbindung mit der Maxwell'schen Theorie und mit den Photographien stehender Lichtwellen von Wiener das wichtige Resultat, dass die elektrischen Verschiebungsströme als die optisch wirksamen Schwingungen senkrecht zur Polarisationsebene stehen. — Besonders eingehend, soweit dies der Rahmen des Vortrages zuließ, verbreitet sich der Vortragende über das Studium der Drahtwellen. — Auf die elektromagnetischen Dispersionstheorien wird aufmerksam gemacht, und der Vortragende gelangt im Anschlusse an diese Erwägungen zu dem Satze, dass die diesbezüglichen elektromagnetischen Licht-

theorien eigentlich nur ein allgemeiner Fall der alten elastischen Theorien sind. Er spricht die Hoffnung aus, dass es vielleicht einmal gelingen wird, durch gewisse Modificationen in den alten Fresnel'schen Ätherschwingungen ein richtiges Bild der Verschiebungsströme Maxwells zu erhalten. Weitere Bemerkungen — namentlich im Anschlusse an die Arbeiten von Drude — nehmen Bezug auf die Dielektrisierungszahl und Absorption für große Gebiete verschiedener Wellenlängen, auf die Bestimmung der elektrischen Brechungsexponenten. Auch bei diesen Untersuchungen erweisen sich die Drahtwellen sehr vortheilhaft. Die Fragen werden immer schwieriger, wenn das Wechselgebiet von Äther und Materie in Rechnung gezogen wird. Wie der Vortragende betont, „ist die Zahl der Wechselbeziehungen zwischen Licht, Elektricität und Materie viel größer als unserem derzeitigen Wissen entspricht. Diese alle einheitlich zu umspannen, ist das wohl nie zu erreichende Schlussideal der Physik, angestrebt von den Ersten unseres Faches."

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Physikalische Chemie für Anfänger. Von Dr. Ch. M. van Deventer. Mit einem Vorworte von Prof. Dr. J. H. van 't Hoff. 2. Aufl. besorgt von Dr. Ernst Cohen. Amsterdam-Leipzig. Engelmann 1901. 8°, 168 SS.

Nach den Worten des Verf.s soll das Buch die Resultate der physikalischen Chemie auch denen zugänglich machen, „die nicht eingehende Studien auf dem Gebiete der Physik und Mathematik gemacht haben. Namentlich den Bedürfnissen der Mediciner und Pharmaceuten, sowie der angehenden Chemiker soll die Arbeit entgegenkommen".

Nach den Definitionen von „Chemie, Stoff, Element, Verbindung und Gemenge" werden die „Grundgesetze über die Zusammensetzung" vorgetragen. Weitere Abschnitte handeln „über das Verhalten der Gase", über „einige Punkte aus der chemischen Wärmelehre", über „Lösungen", über „einige Punkte aus der chemischen Wärmelehre", über „Lösungen", über „einige Punkte aus der chemischen Elektritätslehre", sowie über „Lichterscheinungen". Eine Betrachtung über „das periodische System" bildet den Beschluss des Ganzen.

Was die Art der Behandlung des Stoffes betrifft, so muss erwähnt werden, dass von ganz allgemeinen Gesichtspunkten ausgehend die Gesetze in dogmatischer Weise vorgeführt werden; als jeweiliger Beleg wird nachher je ein oder es werden auch einige Beispiele angegeben; für Anfänger nach des Ref. Meinung nicht der rechte Weg! Bei der Lectüre des Werkes hat man den Eindruck, dass in demselben die Grundlehren der

physikalischen Chemie schwieriger vorgetragen werden, als es der Gegenstand eigentlich erheischt. Die sogenannten „Bemerkungen“ scheinen nicht immer besonders Wichtiges zu enthalten. Oft wiederholen sie die im „Gesetz“ ausgesprochene Thatsache nur mit anderen Worten.

Als gut kann bezeichnet werden, dass bei Vorführung von Gesetzmäßigkeiten, welche die Wissenschaft beherrschen, vielfach die Namen derer wiederholt genannt werden, welche diese Gesetzmäßigkeiten zuerst erkannt haben. Zu loben ist unter anderem auch die Angabe der wesentlichen Aufgabe des Spektroskopes.

Nicht lobenswert ist im allgemeinen der Stil, von dem schon die S. 1 befindliche Definition: „Ein Element ist ein Stoff, der auf keine Weise in einfachere zerlegt werden kann“ eine typische Probe gibt.

Nicht gut ist es ferner, wenn die Krystalle als feste Körper bezeichnet werden, die „von flachen Ebenen eingeschlossene Gebilde darstellen“ (S. 2); wenn auf die Krystallsysteme in einer für Anfänger ganz ungenügenden Weise eingegangen wird (S. 3). Ob „Ammoniak, Chlorammonium, Salpetersäure, Methylamin, Amidobenzol, Nitrotoluol, Stickstoff-Wasserstoffsäure“ (S. 5) geeignet sind, das „Gesetz der multiplen Proportionen“ für Anfänger verständlich zu machen, bleibe dahingestellt. Eigenthümlich muthet die Angabe an: Kaliumchlorid „enthält außer 39 Gramm Kalium 35·5 Gramm Chlor“ (S. 6), oder die Behauptung „Wasserstoff und Sauerstoff werden . . . nicht mit den Symbolen H und O, sondern mit H_2 und O_2 angedeutet“ (S. 7, Fußnote). Recht wünschenswert wäre eine bessere Zeichnung der S. 40 abgebildeten Tetraëder; solche Bilder dürfte kaum ein Unterrealschüler liefern. S. 2, Anm. 3 heißt es: „Man theilt die Krystalle in sechs Gruppen ein, so dass jede krystallisierte chemische Verbindung (!) in einer dieser Gruppen ihren Platz findet“.

Von Druckfehlern ist das Buch durchaus nicht frei; auffallend oft wird unter anderem anstatt „von“ das Wörtchen „van“ gesetzt. S. 103 blieb stehen „Die drie Arten der chemischen Gleichgewichts“. S. 113 wird in der Beschreibung einer Figur Atmosphäre mit „th“ geschrieben.

Das Fehlen eines alphabetischen Registers thut der Verwendbarkeit des Büchleins besonders in der Hand von Anfängern entschieden Abbruch. Ref. kann sich der Ansicht nicht verschließen, dass es nicht allzu viele „Mediciner und Pharmaceuten“, ja selbst „angehende Chemiker“ geben wird, welche die Grundlehren der physikalischen Chemie sich aus diesem Buche mit Leichtigkeit aneignen werden. Das Werkchen scheint eher dazu bestimmt zu sein, Fachleuten die genannten Lehren auf verhältnismäßig engem Raume in zusammenfassender Darstellung zu Wiederholungs- und Auffrischungszwecken vorzulegen.

Wien. Joh. A. Kail.

Die Vegetation der Erde. Sammlung pflanzengeographischer Monographien, herausg. von A. Engler und O. Drude. Bd. IV. Die Vegetationsverhältnisse der illyrischen Länder, begreifend Südkroatien, die Quarnero-Inseln, Dalmatien, Bosnien und die Hercegovina, Montenegro, Nordalbanien, den Sandžak Novipazar und Serbien. Von Dr. Günther Ritter Beck v. Mannagetta, ord. Prof. u. Director des botan. Gartens der k. k. deutschen Universität in Prag. Leipzig, W. Engelmann 1901. 476 SS. Text, 58 SS. Register, 6 Vollbilder, 18 Textfiguren u. 2 Karten. Subscriptionspreis 20 Mk. (geb. 21 Mk. 50 Pf.), Einzelpreis 30 Mk. (geb. 31 Mk. 50 Pf.).

Bekanntlich beabsichtigen die beiden, oben an erster Stelle genannten Gelehrten die Herausgabe einer Reihe von pflanzengeographischen Monographien einzelner, besonderes Interesse bietender Gebiete, wobei sie von der Meinung ausgehen, dass so am ehesten eine Vertiefung pflanzengeographischer Forschung und eine allgemeinere Theilnahme an ihr zu erzielen sei. Nach diesem Plane erschienen im Engelmann'schen Verlage vor diesem Werke drei Bände, welche die Iberische Halbinsel (Verf. Willkomm), die Karpathen (Verf. Pax) und die Kaukasusländer (Verf. Radde) behandeln; als vierter Band reiht sich diesen nun die vorliegende große Arbeit von Beck über die Illyrischen Länder an.

Das Werk kann in einen einleitenden und einen das eigentliche Thema: Vegetation und Flora ausführlich behandelnden besonderen Theil gegliedert werden. Der einleitende (welchen ich bis S. 69 rechne) gibt zuerst eine eingehende Geschichte der botanischen Erforschung der illyrischen Länder, dann ein erschöpfendes (20 SS. einnehmendes) Verzeichnis der einschlägigen Literatur und schließlich eine Schilderung der geographischen und klimatologischen Verhältnisse. Der besondere Theil zerfällt in drei Unterabtheilungen, deren erste die Vegetation des Gebietes überhaupt, die zweite die Flora der illyrischen Länder und deren Gliederung, endlich die dritte die Beziehungen der illyrischen Flora zu den Nachbargebieten und deren Entwicklungsgeschichte seit der Tertiärzeit umfasst. Die erste Unterabtheilung, zugleich die umfangreichste des Buches (S. 70—417), ist in vier Abschnitte (die in übersichtlicher Weise weitere Theilungen erfahren) gegliedert. Diese behandeln die Vegetation der adriatischen Küstenländer, die der Ebenen, des Hügel- und Berglandes im Binnenlande, dann die des höheren Berglandes und Hochgebirges, endlich diejenige des Meerwassers.

Nach hergebrachter Weise würde es sich nun um ein Eingehen in die einzelnen Theile des Werkes und um das Hervorheben des Bemerkenswertesten handeln; ich gestehe offen, dass mir diese Aufgabe bei der Fülle des in dem Werke gebotenen Stoffes auf dem hier zur Verfügung stehenden Raume kaum lösbar erscheint. Man bedenke, dass, abgesehen von der Aufarbeitung aller bisher von anderen Forschern gewonnenen Ergebnisse, in dem Werke die

Resultate umfassendster, eigener Studien an Ort und Stelle niedergelegt sind. Auf mehreren, an Beschwerden reichen Forschungsreisen hat Beck nicht nur die bekannteren Theile, sondern auch die abgelegensten des Florengebietes besucht, als erfahrener Bergsteiger die wilden Hochgebirge durchforscht, dabei eine Fülle von Materiale für pflanzengeographische Studien gesammelt und überdies mit kunstgeübter Hand oder mit dem photographischen Apparate charakteristische Vegetationsformen und -Formationen festgehalten. Um nun aber doch in etwas der Referentenpflicht gerecht zu werden, möchte ich mich im folgenden darauf beschränken, Theile herauszugreifen, die nicht nur mir bei der Lectüre des Werkes als sehr ansprechend und lehrreich erschienen, sondern die auch jedem Freunde botanischer Forschung wegen ihrer prächtigen Darstellung Belehrung und Freude bereiten werden. Ich sage absichtlich, dem Freunde botanischer Forschung, da die gesammte Schreibweise des Buches nichts weniger als eine trockene oder nur für den Fachgelehrten verständliche ist; sie stellt sich im Gegentheile bei aller Naturtreue und wissenschaftlichen Schärfe als eine anregende, Genuss bereitende dar und wird durch die trefflichen bildlichen Darstellungen im Texte, dann durch zwei beigegebene Karten (Verbreitung der Vegetationsformationen im südlichen Illyrien und Florenkarte von Illyrien) vorzüglich unterstützt. Als solche besonders lesenswerte Abschnitte mögen die folgenden namhaft gemacht werden: Verbreitung der auffälligsten mediterranen Gewächse und Begrenzung der mediterranen Vegetation (S. 70—96, mit sehr interessanten Angaben über die Unterbrechung dieser Vegetation im Fiumaner Gebiete und über das Vordringen mediterraner Gewächse landeinwärts und in höher gelegene Striche); die klimatischen Verhältnisse in der mediterranen Region und die Biologie mediterranen Pflanzen (S. 96—128); die prächtigen Ausführungen und naturgetreuen Schilderungen der Macchien, der Formation der Strandkiefer, des mediterranen Schwarzföhrenwaldes, des Lorbeerwaldes, des litoralen Eichenwaldes, der baumlosen Formationen (der dalmatinischen Felsenheide, des Dünensandes, der Strandklippen und des Felsstrandschotters, der Salztriften des Meeresstrandes, der Salzsümpfe und Strandwiesen am Meere usw.), dann des Olivenwaldes (S. 123—184); die Schilderung des Karstwaldes oder der Formation von Eiche und Mannaesche (S. 199—210), dann diejenige der macedonischen Eiche und die Darlegung des bosnischen Eichenwaldes (S. 211—226), der Schwarzföhre (S. 226—236), der Karstheide (S. 248—255), der Felspflanzen (S. 264—269); die Erläuterung der klimatischen Verhältnisse des höheren Berglandes und Hochgebirges (S. 304—308), der Waldformationen dieses Gebietes (S. 309—377, mit mehreren ausgezeichneten Abbildungen), wobei die Ausführungen über die Panzerföhre (*Pinus leucodermis*), Omoricafichte (*Picea Omorica*), und Molikaföhre (*Pinus Peuce*) das lebhafteste Interesse erregen; die Schil-

derungen der Voralpenkräuter (S. 377—386), Alpenmatten (S. 387—392), der hochalpinen und voralpinen Felsenpflanzen (S. 392—406), endlich der Schluss des Ganzen, die Betrachtungen über die Entwicklungsgeschichte der illyrischen Flora seit der Tertiärzeit (S. 461—476).

Wien. Dr. A. Heimerl.

Pflanzenkunde für den Unterricht an höheren Lehranstalten. Im Einklange mit den preußischen Lehrplänen von 1901 bearbeitet von Dr. E. Koehne, Professor am Falk-Realgymnasium zu Berlin. Mit 178 Abbildungen im Text und einer pflanzengeographischen Karte. Bielefeld u. Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing 1901. 288 SS. Preis geb. 2 Mk. 80 Pf.

In dem Kampfe der Methodiker auf dem Gebiete des naturgeschichtlichen Unterrichtes an Mittelschulen, von denen die einen vor allem den biologischen Standpunkt betonen, die anderen Morphologie und Systematik in den Vordergrund rücken, stellt sich der Verf. dieses Buches auf die Seite der letzteren.

Zwar sagt er unter anderem in der Vorrede: „So bin ich denn allerdings auch meinerseits der Ansicht, dass man das Leben der Pflanze in den Vordergrund zu stellen hat. Diese Forderung hat mich aber nicht zur Vernachlässigung der Morphologie und Systematik geführt.“ — Aber in Wirklichkeit ist das Lehrbuch doch vor allem und fast ausschließlich morphologisch-systematisch.

Und da, so scheint es dem Ref., hat der Verf. des Guten denn doch etwas zu viel gethan und sich an den Grundsatz: Non multa, sed multum! in seinem positiven Theile nicht gehalten. Die Fülle des in dem Buche mit großer Gelehrsamkeit und vielem Fleiße aufgespeicherten Stoffes muss ja den Schüler fast verwirren und niederdrücken.

Ref. ist vielmehr mit Dr. O. Schmeil (Lehrbuch der Botanik, I. Heft, eben erschienen) eines Sinnes, wenn er sagt, „dass die allzustarke Berücksichtigung der Terminologie im Unterrichte dem Schüler eine liebevolle Beschäftigung mit der Pflanzenwelt verleidet“ und . . . „dass der Wert naturgeschichtlicher Belehrung nicht im Einprägen von Fachausdrücken, in systematischer Vollständigkeit oder dgl., sondern in einer planmäßigen Einführung des Schülers in das Verständnis der Natur zu erblicken ist“.

Sonst lässt sich von dem Lehrbuche nur Gutes sagen: Die neuesten Ergebnisse der botanischen Forschung sind berücksichtigt und klar zum Ausdrucke gebracht. Unter den zahlreichen Abbildungen finden wir neben vielen bekannten von Sachs, Luerssen u. a. auch ebenso viele sorgfältig ausgeführte Originalzeichnungen.

Krems. Franz Müller.

Die Erziehung des Willens. Von Jules Payot. Übersetzung von Dr. Titus Völkel. Leipzig, R. Voigtländers Verlag 1901.

Wie das französische Original dieses Werkchens bereits die 11. Auflage erlebte, so dürfte auch die Übersetzung bald vergriffen sein und eine neue Auflage als nothwendig erscheinen. Denn das Buch hat solch eminent praktischen Wert, dass es Ref. trotz des hie und da stark hervortretenden französischen Gepräges als Vademecum in den Händen eines jeden angehenden Universitätshörers und Geistesarbeiters zu sehen wünschte. Würden die nützlichen Fingerzeige, die es bietet, von den angehenden Studenten und Geistesarbeitern beherzigt, dann müsste die große Zahl der verbummelten Universitätshörer auf ein Minimum herabsinken. Das Buch, das eigens für junge Leute von 18—25 Jahren geschrieben ist, zerfällt in einen theoretischen Theil, der nach einigen einleitenden Abschnitten über die Psychologie des Willens und die inneren Mittel handelt, die dem Menschen zur Gewinnung der Herrschaft über sich verhilft, und einen praktischen Theil, der wiederum in einer pars destruens, wie der Verf. sich ausdrückt, die Feinde und Gefahren nennt, die den jungen Mann bedrohen, in einer pars construens aber Betrachtungen enthält, die in jenem die Sehnsucht erwecken sollen „nach einem thatkräftigen, einzig dem Willen unterworfenen Leben"; der letzte Abschnitt des Buches weist auf die Bundesgenossen hin, die der Student zur Erziehung seines Willens in der Gesellschaft findet.

Der Verf. will gegen die Ursache so vieler Misserfolge, gegen die Willenlosigkeit ankämpfen, gegen jene Scheu vor Anstrengung, welche ebenso die Schwierigkeit erklärt, mit welcher man schon das Kind zur regelmäßigen Arbeit bringt, wie sie auf dem Gymnasium zutage tritt und wie sie unter den Studenten der Hochschulen zu finden ist, von denen nur eine geringe Zahl wirklich geistige Arbeiter sind, während sehr viele nur ein Brotstudium ohne besonders erhabenes Ideal, mit einfacher Anstrengung des Gedächtnisses betreiben, um dann, wenn sie einen Lebensberuf gefunden haben, in dem allmählich die Führung der täglichen Geschäfte Gewohnheitssache wird, ihre Fähigkeiten dadurch verkümmern zu lassen, dass sie neben dem Berufe jeder geistigen Beschäftigung aus dem Wege gehen.

Diese Willenslosigkeit erscheint in verschiedenen Formen, zunächst als Scheu vor mäßiger, aber täglich wiederholter Anstrengung, dann als Zersplitterung der Anstrengung, die trotz scheinbarer, vielseitiger Arbeitskraft nur ein nutzloses, geistiges Lustwandeln ist, an dessen Stelle eine Einstellung aller geistigen Anstrengung in einer einzigen Richtung treten sollte. Hieher gehört weiter jene Neigung, die der junge Mann schon vom Gymnasium an die Universität mitbringt, lieber zu lernen als zu untersuchen, die Scheu vor eigener Denkarbeit, ebenso die gelehrte Geschäftigkeit, eine Art Willenslosigkeit, die man sogar

bei jenen Gelehrten verfolgen kann, welche beständig durch Texte unterstützt, zwar die Bibliotheken mit Büchern füllen, kaum aber ein wirklich schöpferisches Werk fertig bringen.

Treffend schildert der Verf. im Anschlusse daran die Mängel der Lehrpläne des höheren Unterrichtes, indem er den ganzen Unterricht einem Schnellaufe vergleicht nach der Losung „Vorwärts! nach der Mittelmäßigkeit zu; nimm die Gewohnheit mit, alles oberflächlich zu sehen"; ein Schnellauf, der an der Universität für viele Studenten noch schneller wird und sie nirgends tiefer eindringen lässt; das komme aber daher, dass die Erziehung die nöthige Widerstandskraft gegen diese Zersplitterung nicht verleiht, sondern wohl für eine „überheizte Pflege des Geistes", aber nicht für die Pflege des Willens sorgt.

Als Ideal der Willenserziehung stellt nun der Verf. die Energie selbständiger Aufmerksamkeit hin, die nicht bloß Kraft und Ausdauer der Anstrengung, sondern Anstrengung im Gefolge hat, die auf ein und dasselbe Ziel, auf eine Idee, an deren Ausgestaltung sie arbeitet, gerichtet ist.

Bevor auf die Mittel, solch dauernden Willen heranzubilden, eingegangen ist, bekämpft der Verf. besonders Schopenhauer'sche, Kant'sche und Spencers Gedanken über „angeborenen Charakter", dessen Annahme auf Erziehung des Willensvermögens entmuthigend wirken könnte. Ref. kann in dem engen Rahmen seines Berichtes nicht auf eine detaillierte Kritik der Ansichten des Verf.s über diesen Gegenstand eingehen, möchte aber durch Hinweis auf einige Punkte der Widerlegung der philosophischen Theorie vom angeborenen Charakter von seiten des Verf.s begründen, dass er nicht ganz mit demselben einverstanden sein kann.

Zunächst scheint es Ref. nicht richtig, „angeboren" und „unwandelbar" geradezu zu identificieren, wie es der Verf. thut, und wenn offenbar einzelne Charaktereigenschaften, ein gewisser Kern von Dispositionen als angeboren bezeichnet werden muss, dies auf den ganzen Charakter zu übertragen. Diese schiefe Auffassung mag darin begründet sein, dass Payot den Charakter als eine Resultante von stets im Wechsel begriffenen Kräften auffasst, dabei also in keiner Weise solche dispositionelle Theilbedingungen gelten lässt, bei denen die neuere Psychologie an das Angeborensein mit Recht denkt, besonders wo dieselben in irgend welchen physischen Eigenschaften begründet sind. Kann es doch keinem Zweifel unterliegen, dass es dem Erzieher zwar gelingt, manche Geneigtheit zu Jähzorn, besonders schüchternes Wesen theilweise zu beseitigen, aber immerhin ein kleiner Rest verbleiben wird, der durch die Erziehung unbeeinflussbar und angeboren erscheint.

Wird man auch an einen Rest von angeborenen Theilbedingungen im Charakter, wenn auch nicht an einen angeborenen Charakter überhaupt denken müssen, so ist von anderen den Charakter ausmachenden Theilbedingungen, welche einer Entwicklung fähig

sind, so viel übrig, dass eine solche philosophische Theorie vom Angeborensein keineswegs einer Erziehung des Willens entgegenzuwirken braucht. Vielmehr scheint mir eine solche Thèorie nur die Erziehungsmaxime: zu individualisieren, auf welche der Verf. zu wenig Rücksicht genommen hat, zu bestätigen.

Dann wendet sich der Verf. gegen allerdings nicht sehr klar ausgesprochene metaphysische Theorien der Willensfreiheit und will „die Lebensfrage der Freiheit“ in der Weise verstanden haben, dass die Freiheit die Selbstbemeisterung ist, die in uns gesicherte Herrschaft der edlen Empfindungen und sittlichen Anschauungen über die Triebe, eine Herrschaft, die nicht wie die bekämpften Theorien wollen, durch ein „Fiat“, sondern nur im heißen Kampfe erobert werden kann.

In einem der „Psychologie des Willens“ gewidmeten Theile des Buches wird zu zeigen versucht, dass die Idee, mögen wir dieselbe auch noch so beherrschen, selbst nichts vermag, ohnmächtig ist gegenüber der Kraft der Triebe, der Macht der Gefühle, wie z. B. der Alkoholiker zwar die Folgen der Trunksucht weiß, sie aber erst fühlt beim ersten Schlaganfall.

Störend ist, dass, wenigstens vom Übersetzer, und es mag vielleicht ein nicht adäquates Wort für den Ausdruck des französischen Originals die Schuld sein — immer von „Empfindungen“ gesprochen wird, wo offenbar Gemüthszustände, Gefühle und Triebe gemeint sind.

Durch die Zeit werde zunächst die Befreiung von den blinden Gewalten der Gemüthszustände vollzogen, indem nämlich dauernde Verbindungen zwischen der Vorstellung und den für die Selbstbemeisterung günstigen Gemüthszuständen vollzogen werden. Es sei an die Stelle der „eigentlich verstandesmäßigen Erkenntnis“ die „Erkenntnis durch das Herz“ zu setzen; deshalb untersucht zunächst der Verf. die Beziehung des Verstandes zu den günstigen, aber auch zu den der Selbstbemeisterung feindlichen Gemüthszuständen. Als Maßregel, und zwar zunächst rein seelische Maßregel gilt ihm die Übung darin, jene günstigen Bündnisse zu festigen, diese bedauerlichen zu brechen. Aber auch die Außenwelt biete wirksame Hilfsquellen.

Zu den inneren Mitteln zählt er das „beschauliche Nachsinnen“, dessen Ziel ist, in der Seele die Bewegungen der Liebe und des Hasses hervorzurufen. Zu dieser Art wirksamster Mittel gehört es, kräftige Neigungen und Abneigungen zu erregen, z. B. durch einfache Überlegungen sich dahin zu bringen, dass man die Arbeit lieb hat, den Müßiggang verabscheut, Wiederholung guter Regungen, Nachsinnen über den Zweck des Weltalls, über den Nutzen der Anstrengungen, wie der Lehrer nicht versäumen soll, die Vortheile, welche die Schüler aus den Anstrengungen der Studien ziehen werden, diesen im vorhinein klar zu machen,

ferner jene beschauliche Betrachtung, die als nothwendige Vorbedingung jeder fruchtbaren Handlung, stets das allgemein zu verfolgende Ziel vor Augen, unablässig die besten Mittel zur Erreichung der Theilziele sucht, und ohne welche der Mensch nicht zur selbständigen Person, sondern zur hin- und hergeschobenen Drahtpuppe wird.

Wie aber jedermann unglaublichen Beeinflussungen von außen zu unterliegen Gefahr läuft, geht aus dem Hinweise des Verf.s auf die verschiedenen Vorurtheile, Redensarten, Irreleitung durch die Sprache der Umgebung hervor. Diesen gegenüber müsse das beschauliche Nachsinnen in eine Einkehr bei uns selbst bestehen. Um diese aber besonders wirksam zu gestalten, sei es nothwendig, die Einsamkeit aufzusuchen. Zur Beleuchtung dieses Gedankens führt der Verf. an, dass die Welt mehr den einsamen Denkern als den polternden Eroberern und Politikern verdanke.

Dabei zeigt sich etwas vom französischen Chauvinismus wie an wenigen anderen Stellen, indem er folgenden Satz ausspricht: „Ein sinnender Armer, wie Ampère, der es nie verstanden hat, Geld zu verdienen, dessen Wirtin Thränen lachen musste, hat durch seine Entdeckungen mehr beigetragen zur Revolutionierung der gegenwärtigen Gesellschaft, zu der heutigen Kriegsführung als ein Bismarck und Moltke zusammengenommen.“ Gegen die Gefahren der Ablenkung von solch beschaulichem Nachsinnen räth sogar der Verf. Nothlüge und Brechen mit der Umgebung an. Nachdem von den bedeutsamen Folgen dieses Nachsinnens, die Bildung von Maximen, die Entschiedenheit des Wollens u. a. m., gesprochen ist, beantwortet der Verf. die Frage: „Was heißt Nachsinnen und wie geschieht es?“ und theilt die verschiedenen Arten derselben mit, so z. B. nicht mit Worten sich zu begnügen, sondern zu „dem Stroh auch das Korn der Dinge hinzuzufügen“, oder durch gemüthvolle Betrachtungen für Selbsteinkehr zu sorgen u. a. m.

Beim bloßen beschaulichen Nachsinnen darf es nicht bleiben, sondern soll unsere Kraft die Umbildung zu festen Gewohnheiten erfahren, so könne dies nur durch Handlung geschehen. Es sind damit aber jene vielen einzelnen geduldigen Anstrengungen gemeint, die das Leben des Gelehrten ausfüllen. Die Bedeutung dieser Anstrengungen liegt in dem Antheil, den sie an der Bildung einer Gewohnheit haben, der Gewohnheit, geschwind an die Arbeit zu gehen, auf die Quälereien unserer Wünsche nicht mehr zu achten. Solches Handeln festigt das Denken, bindet öffentlich an eine Partei und erzeugt innige Freude. Wenn auch dem Studenten kurze Zeit zu solcher Thätigkeit bleibt, so wird erstaunlich viel geleistet, wenn jeder Tag weniges bringt. Die Arbeit muss beharrlich, die Thätigkeit ununterbrochen sein. Arbeitsplan für den nächsten Tag, Abschluss jeder begonnenen Arbeit, *nun multa sed multum* und ähnliches sind die Forderungen, die an eine solche

Thätigkeit gestellt werden. Solche Arbeit führe keine Überanstrengung herbei, diese rühre von ganz anderen Dingen her.

Im Hinblick auf die engen Beziehungen zwischen Leib und Seele widmet der Verf. ein Capitel der Gesundheitspflege, um die physiologischen Vorbedingungen zu prüfen, welche die Ausübung des Willens begünstigen, und die Maßregeln zu nennen, welche die Nahrung, die zu athmende Luft, Schlaf, die Bewegung u. a. betreffen. An die letzteren anschließend warnt er mit vollem Rechte vor der heutigen modernen Übertreibung des englischen Athletenthums.

Besondere Anerkennung verdient der zweite, praktische Theil des Werkes. Wie lebenswahr schildert der Verf. die verschwommene Gefühlsseligkeit und Sinnlichkeit als gefährliche Feinde einer beharrlichen Willensbethätigung.

Zunächst führt jene ziellose Sehnsucht, wie sie, getrübt durch das volle Erwachen des Geschlechtssinnes, den plötzlich allein ohne Eltern in die Stadt versetzten Studenten ergreift, zu einer traurigen Verzettelung von Geist und Gemüth. Eine tiefere Ursache findet der Verf. in der gesellschaftlichen Gewohnheit, dass der Student sich nicht vor dem 30. Jahre verheiraten kann, und plaidiert für das frühe Heiraten, indem er die Bedeutung der Frau mit geradem Sinn, klarem Urtheil und scharfer Beobachtung für den Mann hervorhebt.

Besonders ausführliche Betrachtung ist dem traurigen Gegenstande der Sinnlichkeit gewidmet und gerade dieser Theil des Werkes enthält goldene Worte, deren Beherzigung den Studenten vor vielem Unheil bewahren könnte. Ohne alle Heuchelei spricht der Verf. von den Folgen der Sinnlichkeit für Körper, Geist und Gemüthsleben und findet die Ursache einerseits in physischen Verhältnissen (Ernährungsweise, langes Sitzen in der Kneipe, übermäßiges Schlafen usw.), anderseits in Einflüssen der Umgebung, in der „berauschenden Atmosphäre", die den jungen Mann umgibt, in einem großen Theile der zeitgenössischen Literatur, zu deren die Sinnlichkeit fördernden Charakter er Carlyles und Manzonis Aussprüche wieder im Vergleiche mit gewissen axiomartigen Sophismen der Ärzte über das Geschlechtsleben in den richtigen Gegensatz stellt. Dann werden die Mittel besprochen, diesen Feind zu bekämpfen. Unter anderen werden als besondere Hilfsmittel der Sinnlichkeit gegenüber angegeben, „dass man nie daran denke" und dies werde am besten durch geistige Arbeit erreicht, und zwar durch ordentlich gegliederte Arbeit.

Der Verf. bespricht dann noch die zwei Arten der Sinnlichkeit, von denen die eine als gesellschaftliche Folge der Prostitution erscheint, während die andere den Charakter eines schimpflichen, verborgenen Lasters hat, dessen Folgen nicht weniger beklagenswert sind.

Als weitere Feinde geordneter Arbeit nennt der Verf. einerseits unter den schlechten Kameraden jene Schwächlinge, welche,

ihrer eigenen traurigen Zukunft sich bewusst, mit Vergnügen den guten Willen anderer entmuthigen, oder jene Faulenzer, welche nur durch ihre einem schwachen Willen imponierenden Eigenschaften des Nebenauftretens, der heftigen Ausdrücke als das rechte Studentenleben das leerste und dümmste Leben des Vergnügens hinstellen. Nur solche Studentenverbindungen hält er für berechtigt, welche wie große „Seelenausstellungen" Gruppierung sympathischer Geister und Charaktere gestatten.

Mit einer Musterung gewisser Sophismen der Faulheit, so z. B. dass es an Zeit fehle, dass in kleinen Städten eine geistige Arbeit unmöglich sei, beschließt der Verf. die vernichtenden Betrachtungen der *pars destruens*, um in einem aufbauenden Theile jenen die kräftigenden Betrachtungen entgegenzustellen. Diese letzteren gelten dem Werte und den Freuden der Arbeit im Gegensatze zu dem Selbstquälerleben eines Faulenzers, der Bedeutung der Arbeit für die Erziehung des Willens, der Arbeit als Quelle eines Glückes, welches mit dem Fortschritte der Jahre nicht versiegt, sondern wenn die Vergnügungen der Sinne beseitigt sind, dem Greisenalter erhalten bleibt. So skizziert der Verf. noch nach anderen Seiten die höheren Freuden des geistigen Arbeiters und wendet sich, nachdem er die inneren Hilfsmittel besprochen hat, dem „Milieu" und den Hilfeleistungen zu, die der junge Mann, der seinen Willen erziehen will, in der Außenwelt findet. Dazu gehört der Beifall, die sogen. öffentliche Meinung, deren Macht sich niemand entziehe. Unter den Hilfsquellen der Umgebung wird besonders die Einwirkung durch die Professoren hervorgehoben, wobei aber der falschen Meinung entgegenzutreten ist, dass die Universitätsprofessoren als Gelehrte nur gegenüber der Wahrheit ihre Pflichten haben, nicht aber gegenüber den zu erziehenden Studenten, und gezeigt wird, wie segensreich jeder Professor im vertrauten Kreise von ausgewählten Studenten wirken könnte. Dabei unterwirft er das höhere Unterrichten einer Kritik und zeigt, dass vielfach der Geist nicht zur Kraft des eigenen Urtheils entwickelt werde, dass ein fleißiges Pauken, reine Gedächtnisübung fürs Examen genüge, dass die Vorlesungen der Professoren bei weitem nicht den Einfluss üben, als die häufige Berührung des Schülers mit dem Lehrer u. a. diesen vielfach thatsächlich mangelnden Verkehr mit redenden und handelnden Vorbildern bleibt noch als wirksames Ersatzmittel der Umgang mit den „großen Seelen der besten Zeiten", mit den großen Todten in der Ruhe der Einsamkeit.

Dies in kurzer Zusammenfassung der Inhalt des gedankenreichen Buches, das wie ein Palliativ wirken könnte in den Händen des in die „Freiheit" aus dem Elternhause hinausstürmenden Jünglings, weshalb es Ref. noch einmal den Eltern und Lehrern nur bestens als „Mitgift" für den angehenden Universitätsstudenten empfehlen möchte.

Wien. Gustav Spengler.

J. Liberty Tadd, Neue Wege zur künstlerischen Erziehung der Jugend. Leipzig, R. Voigtländers Verlag 1901, gr. 8°, 212 SS Preis 7 K 20 h.

Das vorliegende Werk ist Justus Brinckmann und Alfred Lichtwark gewidmet. Die „Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung“ in Hamburg trug damit den beiden Hauptförderern ihrer Bestrebungen — wir dürfen sagen, den geistigen Urhebern derselben — einen Theil schuldigen Dankes ab. Wir hatten vor Jahresfrist Gelegenheit, in dieser Zeitschrift Lichtwarks Schrift: „Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken“ besonders zu empfehlen. Heute können wir dies mit einer zweiten Publication der Lehrervereinigung thun. Tadds Werk erschien ursprünglich in Philadelphia. Die in dem Buch gelehrte Methode macht vor allem nicht darauf Anspruch, sclavisch nachgeahmt zu werden. Tadd, ein durchaus praktischer Pädagoge, will nur anregend wirken und jedes individuelle Lehrtalent selbständig sich entwickeln lassen, ebenso wie die ihm anvertrauten Talente seiner Zöglinge. Das ist ja gewiss auch das Ideal eines jeden richtig denkenden Lehrers. Goethe widmet in der siebenten Reihe seiner zahmen Xenien das einundzwanzigste den Vereinigten Staaten. Wir können nicht umhin, nach der Lectüre von Tadds „Neuen Wegen“ das Xenion, gewissermaßen als Nachschrift, hieher zu setzen: „Amerika, du hast es besser, | Als unser Continent, das alte; | Hast keine verfallnen Schlösser | Und keine Basalte, | Dich stört nicht im Innern, | Zu lebendiger Zeit, | Unnützes Erinnern | Und vergeblicher Streit.“ — Dass das vorliegende Buch auf allen Linien Streit entfachen, erbitterte Gegnerschaft und begeistertes Anhängerthum erzeugen wird, halten wir für ein Zeichen seiner Güte. Die deutsche Redaction des Werkes hat nur das für Deutschland Neue berücksichtigt, soweit es eben zur Klärung verworrener Begriffe dienen kann. Es wird heute so viel von der Nothwendigkeit künstlerischer Erziehung gesprochen; über die praktische Ausführung des oft nur instinctiv Empfundenen herrscht allenthalben Unklarheit und tastendes Suchen und Versuchen. Jedenfalls hängt diese Forderung nach künstlerischer Erziehung zusammen mit dem Abgehen von der schablonenhaften Massenerziehung, mit dem immer stärker werdenden Verlangen nach Berücksichtigung der Fähigkeiten jedes Individuums, mit einem Wort: mit der Pflege des Subjectiven. Tadds Buch ist ein feuriger Protest gegen unsere abstracte Erziehungsmethode, die sich auf Bücher stützt. — Natur und Erfahrung sind ihm die besten Lehrer. Die Jugend wird zu viel unterrichtet; sie erarbeitet die Wahrheiten nicht. Liebe zur Natur, Pflege des Gefühls, Erziehung von Hand und Auge, damit sie dem Geiste dienen und seine Befehle ausführen können, das muss betont werden. Kopf und Hand, Herz und Wille müssen der ernsten Aufgabe des Lebens gewachsen sein. „Nichts gibt dem Menschen größere Würde, als die entwickelte

Kraft, etwas „thun" zu können; keine Freude ist größer und dauernder. . . . Der Unterricht muss stets den individuellen Bedürfnissen und der Umgebung angepasst werden. Die mitgetheilten Formen sind aus der Erfahrung meiner Person hervorgegangen; die Erfahrung anderer muss weiterhelfen." Diese ebenso bescheidenen als bedeutungsvollen Worte verdienen allgemeine Beachtung.

Das Buch ist in fünf Abschnitte getheilt. Im ersten begründet der Verf. seine Absichten und Grundsätze. Er betont die Nothwendigkeit der ästhetischen Erziehung, den Einfluss der Schönheit und ihren sittlichen Wert. Das Zeichnen ist ihm Gedankenausdruck. Es erzeugt Liebe zur Natur und bildet den Geist. Der Verf. bringt das Zeichnen in Verbindung mit anderen Unterrichtsfächern und wiederholt, dass das Ansehen der Dinge nicht genügt, um sie kennen zu lernen. Im zweiten Abschnitt wird Handfertigkeit im Zeichnen, das Entwerfen nach dem Leben und aus dem Gedächtnisse nach des Verf.s Methode geschildert. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit dem Modellieren. Auch hier stehen Naturformen in erster Reihe. Der vierte Abschnitt lehrt das Holzschnitzen, und der fünfte endlich bringt die Anwendung der künstlerischen Arbeit, der Handfertigkeit und des Naturstudiums. Über 300 Abbildungen erläutern die 212 Textseiten. Die Bilder gewähren uns einen Einblick in die Schulwerkstätte; sie zeigen uns die Schüler und Lehrer bei der Arbeit. Es sind sehr selten ganz neue Formen, die zunächst Hand und Auge üben sollen. Ein Hauptgewicht ist auf großzügiges Zeichnen gelegt, u. zw. auf das Zeichnen auf der Tafel von seiten der Schüler, auf die Wiedergabe eines Naturobjectes mit wenigen charakteristischen Strichen. Stark betont finden wir das beidhändige Zeichnen; die Linke soll ebenso bewegungsfähig sein wie die Rechte. Das Endziel alles Sehenlernens und Übens ist das Verständnis der Natur.

Dass das Buch in erster Linie für den Zeichner von größter Bedeutung ist, leuchtet ein. Es ist berufen, an die Stelle veralteter und abgestorbener Principien neue, lebensfähige zu setzen. Die darin niedergelegten Gedanken sind vielfach längst vorgeahnt, aber nirgends so deutlich ausgesprochen. Daher ist es geeignet, erneuernd, nicht aber umstürzlerisch zu wirken; seine Anregungen sind nach allen Seiten hin positive.

Troppau. Rudolf Böck.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Ein Vorschlag zur Reform der mündlichen Maturitätsprüfung.

In der ersten Vollversammlung des VII. deutsch-österreichischen Mittelschultages in Wien hielt Director Dr. E. Martinak aus Graz einen bedeutungsvollen Vortrag über „Psychologische Untersuchungen über Prüfen und Classificieren". Fast die gesammte Presse knüpfte daran ihre Bemerkungen oder brachte wenigstens einen Auszug der Rede, der vom Publicum mit großem Interesse gelesen wurde. Prüfen und Classificieren sind Vorkommnisse in der Schule, gegen die kein verschwindend kleiner Bruchtheil der Bevölkerung eine feindliche Stellung einnimmt und als Folge davon nach einer Reform der Gymnasien und des ganzen Studienwesens schreit. Die „Zeitschrift für Gesundheitspflege", welche insoferne wenigstens in Böhmen eine privilegierte Stellung einnahm, als das Abonnement trotz der angeordneten Bildung von Bibliotheksverbänden jeder einzelnen Schule zur Pflicht gemacht worden war, gefällt sich in einer der letzten Nummern (1901, Nr. 2, S. 126) mit der Forderung, dass aus Gesundheitsrücksichten jedes Examen zu entfallen habe. „Das Examen soll durch eine beständige, aufmerksame und individualisierende Beobachtung der Schüler durch den Lehrer ersetzt werden. Wie lange wird es noch gehen, bis dieser einfache und natürliche Gedanke zum Allgemeingute werden wird?"

Keine Prüfung wird sosehr in den Bereich der Erörterung gezogen wie die Maturitätsprüfung, und jährlich geräth ein erklecklicher Theil der für das Studium sich interessierenden Bevölkerung in eine fieberhafte Aufregung, die in gewissen Fällen einem tiefgehenden Ingrimme Platz macht. Die Zahl jener, welche die Abschaffung der Maturitätsprüfung verlangt, scheint von Jahr zu Jahr zu wachsen, während die Unterrichtsbehörde aus sehr begreiflichen und in den „Weisungen zur Führung des Schulamtes" entwickelten Gründen für die Beibehaltung derselben sein muss.

Die vielen Reformen, welche die Unterrichtsbehörde in letzter Zeit auf dem Gebiete des gesammten Schulwesens förderte, lassen hoffen, dass sie einen Vorschlag zu einer kleinen Reform der Maturitätsprüfung nicht ungeprüft bei Seite schieben wird.

Der Erfolg der Prüfung hängt in den einzelnen Gegenständen nicht von gleichvielen Factoren ab. Unseres Erachtens ist er umso gesicherter, je öfters dem Candidaten Gelegenheit gegeben wird, der Prüfungscommission Kenntnis über seine dauernde psychische Disposition zu verschaffen. In ausgedehnterem Maße wird dies bei den classischen Sprachen, einschließlich Deutsch und Mathematik, geschehen, da durch eine oder sogar zwei schriftliche Arbeiten zum voraus der Nachweis der geistigen Reife erbracht werden kann. Das mündliche Examen ist zwar ein integrierender Theil der Prüfung, aber doch nur ein Theil, da bei der Beurtheilung der Candidaten auch der andere Theil allseitig zu erwägen ist. Die Prüfung steht hier auf zwei, bezw. drei Beinen.

Anders ist die Stellung der Geographie-Geschichte und der Physik. Der Calcul hängt hier einzig von der Beantwortung der mündlich gestellten Fragen ab. Auch die Weisungen zur Führung des Schulamtes bringen diese beiden Gegenstände in eine Gruppe, freilich aus einem anderen Gesichtspunkte, indem sie nämlich dem Einwande, dass diese beiden am meisten einer gedächtnismäßigen Vorbereitung bedürfen und daher der wahren Bildung mehr schaden als nützen, mit dem Hinweise auf den geringen Umfang des zur Prüfung erforderlichen Stoffes zu begegnen suchen. Die dort gebrauchten Worte können nicht oft genug wiederholt werden. „Aus dem weiten Gebiete dieser Wissenschaften sind bloß diejenigen Gebiete herauszuheben, in denen sichere und gründliche Kenntnisse zu besitzen jeder Gebildete als Forderung an sich stellen muss, und auf deren umfassende und wiederholte Mittheilung das Gymnasium deshalb besondere Mühe verwendet“ (S. 24).

Diese goldenen Worte geben nach mehrfacher Hinsicht genaue Directiven, und zwar in Bezug auf den Umfang des Pensums und die Methode. Der Umfang des zu fordernden Stoffes wird auf S. 34 und 35 eingehend behandelt. Große, besonders hervortretende Persönlichkeiten und folgenreiche Begebenheiten auf dem Gebiete der allgemeinen Geschichte, genauere Kenntnisse im Gebiete der griechischen, römischen und österreichischen Geschichte, und zwar ebensowohl der äußeren als der inneren und der Culturgeschichte nebst den einschlägigen geographischen Verhältnissen sind für Geschichte und Geographie, — die Fähigkeit, einfache mit den Fundamentalgesetzen zusammenhängende Naturerscheinungen zu erklären und klare Begriffe über die empirischen Partien und deren einfachsten mathematischen Beziehungen sind für die Naturlehre der gesetzlich bestimmte Prüfungsstoff. Da auf diese Partien der Lehrer im Sinne der Weisungen besondere Mühe und Methode zu verwenden hat, so sollte mit Recht erwartet werden, dass die Candidaten wenigstens in diesen beiden Fächern den Anforderungen fast ausnahmslos entsprechen werden. Soviel muss die Schule zu leisten imstande sein!

Mit dieser Schlussfolgerung *a priori* stimmt die Erfahrung ganz und gar nicht überein. Wir haben die jährlich erscheinenden Verzeichnisse der bei Maturitätsprüfungen Reprobierten einiger Durchsicht unterzogen und gefunden, dass bei 315 Reprobationen in 97, bezw. 94 Fällen Naturlehre und Geschichte entweder mit- oder ausschließlich betheiligt waren.

Der Schulmann steht hier vor einer Frage, die dringend einer Lösung harrt. Entweder ist die Schule nicht imstande, nach vierjährigem Unterricht im Obergymnasium dieses minimale Maß zu leisten, oder es müssen für diese fast räthselhafte Erscheinung andere Gründe vorliegen. Wir werden der Lösung näher kommen, wenn wir erörtern, ob durch die Misserfolge mehr der Lehrer oder der Schüler oder beide in gleich hohem Grade überrascht werden. In vielen Fällen wird die Überraschung auf Seite des Lehrers sein, besonders wenn die bisherigen Theilerfolge am Schlusse der Semester befriedigend oder wenigstens genügend waren. Nur zu häufig hört man daher die Klage: „Es ist unbegreiflich; der Schüler hat mich bei der Prüfung gänzlich im Stiche gelassen!"

Wir werden nach Ursachen dieser Misserfolge zu forschen haben, insoferne sie nicht in einer mangelhaften Vorbereitung oder in einer geistigen Unreife liegen. Zuerst wird auf den Factor der Ermüdung zu verweisen sein, infolgedessen die Vorstellungen nicht mehr so schnell wie sonst über die Schwelle des Bewusstseins treten; die Erinnerung stößt auf Schwierigkeiten; es treten auf psychischem Gebiete alle Symptome ein, welche uns auf physischem begegnen. Dennoch möchten wir nicht zuviel auf das Conto der Ermüdung setzen, denn ein entsprechendes Correlat liegt in der Wichtigkeit des Augenblickes, in der Bedeutung der Prüfung, wodurch nothwendig eine außergewöhnliche Spannung des Geistes erzeugt wird. Die Unterrichtsbehörde war von sehr humanem Geiste beseelt, wenn sie in den mehrfach erwähnten Weisungen die Dauer der Prüfung auf 4 Stunden bemessen hat und den Vorsitzenden ausdrücklich dazu verhält, die Prüfung so zu leiten, dass sie nicht mehr Zeit in Anspruch nimmt, als für die Mitglieder der Prüfungscommission zur Gewinnung eines begründeten Urtheiles unbedingt nöthig ist (S. 31, 33). Die genaue Einhaltung der Zeit ist unseres Erachtens Gewissenssache.

Unendlich schwerer scheint ein anderer Factor in die Wagschale zu fallen. Die Aufregung und Befangenheit, das Mitspielen bedeutender Gefühle und Affecte kann unter gewissen Umständen den Erfolg der Prüfung gänzlich verändern. Martinak hat die Störungen der intellectuellen Leistungen durch Gefühlsthatbestände ganz richtig unter die Fehlerquellen der Beurtheilung eingereiht und nachgewiesen, dass vor einem größeren Examen selbst die bestvorbereiteten und gewissenhaftesten jungen Leute in eine Angst gerathen, über welche sie sich nicht hinwegzusetzen vermögen. Er steht nicht an, das gewichtige Wort zu sprechen, dass sich die Schule nicht der grausamen Rücksichtslosigkeit in der Beurtheilung der Leistungen schuldig machen dürfe, die häufig im gewöhnlichen Leben platzgreift. Wenn er weiter verlangt, die

Schule solle Rücksicht nehmen und individualisieren, so werden alle human denkenden Jugendfreunde zustimmen (Österr. Mittelschule, XIV. Jahrgang, II. u. III. Heft, S. 104, 105, Wien 1900). Nur darf diese Forderung keine Phrase werden. Für die Prüfungscommission ist es aber unendlich schwer, wenn nicht unmöglich, den jeweiligen Gefühlsthatbestand der Candidaten zu messen, um ihn dann in Rechnung zu ziehen, zumal er in verschiedenen Gegenständen einen ganz verschieden hohen Grad annehmen kann. Es ist immerhin denkbar, dass der Abiturient die Fragen aus seinem Lieblingsgegenstande unbefangen beantwortet, um bei nächster Gelegenheit durch das Bewusstsein einer wirklich vorhandenen oder auch nur eingebildeten Schwäche in eine hochgradige Aufregung versetzt zu werden. Das lähmende Angstgefühl kann ferner plötzlich wegen Misserfolge der Vordermänner durch Autosuggestion entstehen. Es ist fast traditionell, dass auch der beste Abiturient sich vor irgend einem Fache „fürchtet"; ja bekanntlich kann diese Furcht so stark sein, dass jahrelang später die Seele durch Traumvorstellungen in einen qualvollen Zustand versetzt wird.

Nun kann zwar ein vernünftiger Lehrer bei individueller Behandlung seiner Schüler diese störende Aufregung mildern und die hochgehenden Wogen der Erregung durch Zuspruch angemessen ebnen, aber er wird kaum imstande sein, diese bösen Gäste zu bannen. Der Lehrer wird auch bei der Berathung über die Reife des Abiturienten die Prüfungscommission auf dessen Gefühlsthatbestand aufmerksam machen, aber an dem factischen Misserfolge wird diese zarte Rücksichtnahme wenig ändern. Das Urtheil wird auf Reprobation lauten!

Nun gibt es ein sehr einfaches Mittel, welches uns geeignet erscheint, dem Abiturienten die Möglichkeit zu verschaffen, seiner Gefühle selbst Herr zu werden, und die Commission zu vergewissern, ob wirkliche Unreife vorliegt oder nicht. Die Reform, welche angeregt wird, ist so geartet, dass sie die bisherige Strenge der Prüfung und deren Ernst nicht mindert und dennoch eine wesentliche Erleichterung für die Prüflinge bringt.

Wir verlangen für Mathematik, Deutsch, Geographie-Geschichte und Physik nicht mehr, als was von jeher bei den philologischen Fächern üblich war. Kein Schulmann wird von dem Candidaten gewöhnlichen Schlages erwarten, dass er eine ihm vorgelegte Stelle aus einem Classiker sofort übersetzt. Die Weisungen räumen ein, dass der Prüfung eine „kurze Überlegung" vorangehe, d. h. dass der Abiturient sich die Stelle in aller Ruhe durchsehe oder, mit anderen Worten, sich auf die Übersetzung vorbereite. Es bleibt ihm gewöhnlich auch hinlänglich Zeit, über den Autor nachzudenken und sich die Antworten für etwaige Fragen aus den Realien zurechtzulegen. Nun erst kommt der Candidat, mit dem Abschnitte bereits vertraut, vor die Commission und erzielt in den meisten Fällen einen günstigen Erfolg.

Es ist nicht einzusehen, weshalb dieser bei den sprachlichen Fächern übliche Modus nicht bei allen Fächern eingeführt werden könne. Die Weisungen verbieten nur solche Fragestellung, welche das Bestehen

der Prüfung als Sache des Zufalles erscheinen lasse (S. 82). Wenn in Klammern „Zettelfragen" dazugesetzt ist, so ist offenbar das früher hie und da üblich gewesene Ziehen der Zettel mit aufgeschriebenen Fragen gemeint. Die Reform, welcher hier das Wort geredet wird, hat damit nichts gemein. Sie besteht vielmehr darin, dass den Candidaten in allen Gegenständen eine kurze Zeit zur Überlegung gegönnt wird, um sich die Antwort oder, besser gesagt, die Behandlung des Themas allseitig zurechtzulegen.

Unseres Erachtens soll sich die Maturitätsprüfung eben dadurch von einem gewöhnlichen Examen unterscheiden, dass der Abiturient über einen größeren Zeitraum der Geschichte und Literatur Bescheid zu geben wisse, die charakteristischen Merkmale, die führenden Persönlichkeiten und das Eintreten unvermutheter Ereignisse angeben könne, welche die etwa allseitig erwartete Entwicklung plötzlich anders gestaltete. Je vollständiger das Exposé wird, je weniger Hilfen von Seite des Lehrers geboten zu werden brauchen, einen desto höheren Grad der Reife zeigt der Abiturient. Diese Leistung ist aber auf der Höhe des Mittelschulunterrichtes nur möglich, wenn ihm eine entsprechende Zeit zur Überlegung geboten wird. Ohne diese artet die Prüfung, wie es nicht selten trotz der Weisungen zu geschehen pflegt, in eine trockene Beantwortung von Detailfragen aus, welche in ihrer Unvermitteltheit den Candidaten in Verwirrung setzen.

Die Vortheile, welche weiters diese angeregte Reform zu bringen geeignet ist, dürften ohneweiters einleuchten. Aus der Menge der Vorstellungen und des Wissens wird rechtzeitig ein ganz bestimmter Kreis abgesondert. Auf diesen richtet sich die gesammte Aufmerksamkeit des Abiturienten. Es ist psychologisch gerechtfertigt, dass mehr oder minder schnell das Dazugehörige über die Schwelle des Bewusstseins steigt, durch Associationen Hilfen gebracht werden und die Erinnerung in einer überraschenden Weise über eine immer weiter werdende Basis sich erstreckt. Dieselben Fragen, die, plötzlich gestellt, schlecht oder verworren oder gar nicht beantwortet worden wären, dürften nach vorhergehender Überlegung spielend gelöst werden.

Es ist ferner die Möglichkeit geboten, dass der junge Mann zu verwerten imstande ist, was er während seiner Studienzeit über die gestellten Themen etwa gelesen hat, und seine geistige Reife in einer glücklich gewählten Disposition desselben nachweist. Eben dadurch unterscheidet sich der Fachmann von den Eleven, dass jener auf die gestellte Frage häufig gleich die Antwort bereit hat, während dieser eine gewisse Zeit braucht, um sich die Sache zurecht zu legen.

In demselben Maße, als der Abiturient sich über die Behandlung der gestellten Themen, gleichgiltig ob sich diese auf Lösung mathematischer oder physikalischer Probleme, auf Literatur oder Geographie-Geschichte beziehen, klar wird und die zerstreuten Vorstellungen sich zu einem gerundeten Ganzen gruppieren, wird die Angst und Befangenheit schwinden. Die bisher beobachteten und überraschenden Misserfolge müssen sich auffallend mindern.

Auch jetzt bleibt den Professoren unbenommen, z. B. in Geographie-Geschichte die Prüfung in Form eines freien Colloquiums zu halten, wie es die Weisungen verlangen, und je nach dem Ausfallen der Darstellung, diese angemessen zu erweitern oder einzuschränken. Ist der Boden, auf welchem sich der Candidat bewegen soll, einmal geebnet, so wird es leicht sein, in der Literatur und Geschichte und vielleicht auch in der Physik auf Ähnliches oder Unähnliches in anderen Perioden oder Gebieten überzugehen, wenn nur der Übergang nicht zu gewaltig und gesucht ist.

Zeigt der Abiturient nach der ihm gegönnten Vorbereitungsfrist eine auffallende Unkenntnis, so hat die Commission wohl hinlänglich die Überzeugung gewonnen, dass der Misserfolg nicht auf Rechnung eines irritierenden Gefühlsthatbestandes zu setzen ist, und das Urtheil muss daher völlig einwandfrei sein.

Es kann nicht schwer werden, dem Prüfling die zu behandelnden Themen bekannt zu machen. Auf einem Blatte Papier können die verzeichneten Fragen übergeben werden, nachdem vorher der Vorsitzende in dieselben Einblick genommen. Diesem wird natürlich die Befugnis gewahrt zu bestimmen, ob auch andere Gebiete des Faches zu erledigen sein werden.

Schließlich wird zu erwägen sein, **wie die Lehrer und Abiturienten diese vorgeschlagene Reform empfinden werden.** Es dürfte kaum bezweifelt werden, dass der Commission das schwierige Amt der Beurtheilung wesentlich erleichtert würde und nun mit ruhigem Gewissen ein Urtheil abgegeben werden könnte. Der Prüfling hatte Zeit, sich zu orientieren; er wurde durch die gestellten Fragen nicht meuchlings überfallen und hat mithin nicht die Ausrede zu gebrauchen, dass er plötzlich durch Aufregung verwirrt worden sei. Die Prüfungscommission könnte erleichtert aufathmen, da sich nun der Gefühlsthatbestand von der intellectuellen Disposition haarscharf trennen lässt. Die Abiturienten aber dürften hoffentlich diese Reform dankbarst als eine humane Erleichterung begrüßen, und die so sehr beim Publicum verschrieene und verlästerte Maturitätsprüfung würde viel von ihrem Schreck verloren haben, ohne dass der Ernst und die Bedeutung der Prüfung irgendwie geschädigt wird.

Mies. Dr. G. Juritsch.

---

1. Dr. Fr. Jodl, Abriss der Geschichte der Ethik. Separatabdruck aus Reins „Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik". Langensalza, Hermann Beyer & Söhne 1896. gr. 8°. 19 SS.[1])
2. Dr. C. Nohle, Geschichte des deutschen Schulwesens im Umriss. Separatabdruck aus Reins „Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik". Langensalza, Hermann Beyer & Söhne 1896. gr. 8°. 54 SS.[1])

[1]) Übernommen am 5. November 1901.

3. W. Rein, Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Vierter Band. Zweite Hälfte. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne 1897. gr. 8°. S. 481—897[1]).

1. Die Schrift Jodls, die auf des Verfassers bekanntem großen Werke (Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie, 2 Bände, 1882 und 1889) fußt, zeichnet sich durch strenge Übersichtlichkeit und scharfe Abgrenzung der einzelnen Entwicklungsperioden der Ethik aus und empfiehlt sich infolge ihrer klaren Darstellung jenen breiten Schichten, die sich für ethische Probleme interessieren, die sich in ethische Fragen Auskunft verschaffen wollen, ohne dies an der Hand eines großen, wissenschaftlichen Werkes thun zu können. Besonderes Gewicht legt der Verfasser auf die genaue Charakterisierung der ethischen Ideale, die auf die Lebensführung ganzer Zeitalter bestimmend wirkten. Da auch die Entwicklung der Ethik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts behandelt wird, so bildet die Schrift zugleich eine Fortsetzung zu dem großen Werke des Verfassers. Von der Ethik der Inder, die ohne Einfluss auf die Entwicklung der ethischen Ideen des Abendlandes geblieben ist, sieht Jodl mit Recht ab und unterscheidet dann folgende Stufen: 1. Die Ethik der Griechen. 2. Altchristliche Ethik. 3. Die Entwicklung der Ethik in England. 4. Die französische Ethik im sog. Aufklärungszeitalter. 5. Der speculative Idealismus. 6. Verbindung des Positivismus mit dem Evolutionsprincip. 7. Die Ethik des Pessimismus. 8. Nachklänge Kant'schen Einflusses in der christlichen Ethik der Gegenwart.

2. Nohle bietet uns in der vorliegenden Schrift den Versuch einer Darstellung des Schulwesens, besonders des deutschen, in seiner historisch-genetischen Entwicklung. Politische, religiöse und sociale Bewegungen üben eine tief reichende Wirkung auf Form und Inhalt der Schulverfassung, und es stellt sich heraus, dass die Entwicklung des Schulwesens denselben Gesetzen folgt, nach denen sich die Entwicklung des allgemeinen Lebens der Nationen vollzieht.

Der erste Abschnitt behandelt nun die erste Hälfte des Mittelalters, 700—1200 n. Chr. (das kirchliche Unterrichtswesen: Kloster- und Domschulen), da die Anfänge des deutschen Schulwesens sich mit der Einführung des Christenthums decken. Hierauf gelangt die zweite Hälfte des Mittelalters, 1200—1500 n. Chr., zur Besprechung: Universitäten, Partikularschulen, das städtische Schulwesen. 3. 1500—1800 n. Chr.: der Humanismus in den gelehrten Schulen, Begründung eines öffentlichen Volksschulwesens, Anfänge der Realschule. 4. Das 19. Jahrhundert: das humanistische Gymnasium, das Realschulwesen, die moderne Volksschule. — S. 53, Z. 6 ist anzuführen: Schul- und Unterrichtsordnung vom 20. August 1870; bei dem Literaturnachweise vermissen wir nicht gern: Beer und Hochegger, Fortschritte des Unterrichtswesens in den Culturstaaten Europas, 2 Bände, Wien, Gerold 1867—1868, und Toischer, Die ältesten Schulen Österreichs, Progr. des deutschen Staatsgymnasiums auf der Neustadt in Prag 1900.

---

[1]) Übernommen am 5. November 1901.

3. *Reins Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik* nimmt in der pädagogischen Literatur der Neuzeit einen hervorragenden Platz ein. Die Mitarbeiter, durchwegs Gelehrte vom Fach, suchen in gedrängter Form das Beste zu liefern.

Die zweite Hälfte des 4. Bandes bietet eine ganze Reihe von Erörterungen, die wichtige pädagogische Fragen betreffen; so gleich der erste Artikel „Lehrplan“ (S. 483—504). Der Verfasser (W. Rein) stellt die Grundrisse neuerer Didaktiker, eines Dörpfeld, Ziller, Schulze, Willmann tabellarisch zusammen und fügt am Schlusse seine eigene Gruppierung der Unterrichtsfächer hinzu. Bei aller Anerkennung der Schwierigkeiten, die ein solcher Grundriss nach allgemeinen Eintheilungsgründen bietet, muss hier ausgesprochen werden, dass keine der angeführten Gruppierungen, die Reins nicht ausgenommen, den Gesetzen der logischen Division gegenüber unanfechtbar dasteht. Man vergleiche nur z. B. die Eintheilung Schulzes: I. Realien, II. Formales, III. Turnen, IV. Kunst. Besonders auffallend ist dies bei Ziller, wo in der dritten Gruppe die Geographie mit Turnen und Singen zusammengekoppelt ist. Vollständige Zustimmung verdient, was S. 486 zur Begründung der Stellung der altclassischen Sprachen im Lehrplan des Gymnasiums vorgebracht wird. Hinzuzufügen wäre nur noch der Hauptgrund, dass sie uns das Verständnis des Zusammenhanges unserer Cultur mit der Antike erschließen, und dass durch fortwährende Gegenüberstellung und Vergleichung lateinischer und griechischer Formen und Phrasen mit denen unserer Muttersprache diese reichen Gewinn aus solcher Denkoperation einheimst. Was S. 491 in der Anmerkung von der Sorglosigkeit der Universitäten gesagt wird, die es unterlassen, die angehenden Erzieher mit dem Nothwendigen auszurüsten, muss wohl seit Errichtung der pädagogischen Seminarien auf das richtige Maß zurückgeführt werden. Dass ferner das historisch-genetische Princip in den höheren Schulen nicht durchgeführt wird, ist in der Entwicklung des jugendlichen Organismus wohl begründet. Die Zweistufigkeit des Unterrichtes trägt jenem tiefgehenden Einschnitt Rechnung, der die Entwicklung der Pubertät bezeichnet (vgl. Schmidkunz, Psychogenesis und Pädagogik, Lehrproben, 1900, Heft 60).

S. 525 ff. Das Lesebuch in der Volksschule. Das Lesebuch ist die Grundlage und der Mittelpunkt der Sprachbildung, es ist, wie Dörpfeld sagt, „das Mädchen für alles“. Soll es aber den Anforderungen der psychologischen Pädagogik entsprechen, so sind die Lesestücke nicht in buntem Durcheinander aufzunehmen, sondern nach bestimmten Principien zu gliedern. Eine wichtige Forderung möchte der Ref. ferner hier aussprechen, nämlich die, dass man die uniformierende Schablone endlich aufgebe und auf das charakteristisch Landschaftliche Rücksicht nehme. Anders sind z. B. die Vorstellungskreise des Kindes auf dem Lande, anders die des Stadtkindes. Soll das Lesebuch diesen Verschiedenheiten nicht entgegenkommen?

S. 579, Sp. 1, Z. 10 heißt es: „an der damals noch vereinigten deutsch-čechischen Universität“. Vor dem Jahre 1848 war von einer čechischen Universität noch keine Rede, die Prager Universität

war ausschließlich deutsch. — Minder gelungen ist der Artikel „Lustigkeit, kindliche Heiterkeit“ (S. 618 ff.). Das heitere Lächeln im Antlitz des „jungen Erdenbürgers“ hat seinen Grund nicht in der frischen Sinnlichkeit des Kindes, sondern in der Stimmung der Körper- oder Vitalempfindung, die die erste Zeit der Kindheit vollständig beherrscht und sich bald als Lust, bald als Unlust offenbart. Was soll ferner, S. 619, der Ausspruch bedeuten: „An Stelle der angenehmen Empfindungen erscheinen die Gefühle der Lust oder Unlust?“ Ebenso ungenau heißt es im folgenden: „Da aber die Bewegungen unter den Vorstellungen ohne große Hemmungen vor sich gehen, so bilden Lustgefühle den Hauptton im Gefühlsleben“. — Gefühle sind, entgegen der Ansicht Herbarts, ebenso ursprüngliche Zustände, wie die Vorstellungen.

Mädchenschulwesen. Dem S. 648 Vorgebrachten kann man nur beistimmen. Eine gute Schulbildung, eine harmonische Entwicklung der Anlagen der Frau ist in ihrer Eigenschaft als Gattin und Mutter eine kostbare Mitgift. Gegen die Gleichstellung des Frauenstudiums sprechen wichtige physiologische Thatsachen, wie neuestens Dr. Möbius in seiner Aufsehen erregenden Schrift nachgewiesen hat, und es ist ein bedenkliches Zeichen der Zeit, dass im Wintersemester 1901/2 die Berliner Universität gegen 500 Studentinnen besuchen. — Merkheft (S. 744 ff.). Es ist ein Erfolg mit solchen Heften überhaupt nur zu erreichen, wenn die Wörterverzeichnisse, Musterbeispiele, nach ganz bestimmten Gesichtspunkten geordnet, vom Schüler unter steter Leitung des Lehrers eingetragen werden. Steht der Erfolg aber auch in einem richtigen Verhältnisse zur aufgewendeten Zeit und Mühe? Lässt sich dasselbe nicht auch durch mündliche Übungen und zusammenfassende Wiederholungen erreichen? Wie greulich sieht ein solches Schülerheft in kurzer Zeit aus! Noch entschiedener muss man sich gegen die Führung eines sog. Systemheftes aussprechen.

In der Biographie Mildes heißt es S. 872, Sp. 2, Z. 18: „Er übernahm auch die Oberaufsicht über das dortige Priesterseminar“. Die Priesterseminarien unterstehen an den Diöcesananstalten, die nicht mit einer Universität verbunden sind und auch nicht den Rang einer Facultät haben, immer dem jedesmaligen Bischof. Musikalische Erziehung, S. 872, S. 2, Z. 18 soll es lauten: ἐν μουσικῇ...... Selbst gegen die Autorität Fechners und Kants muss behauptet werden, dass die Musik nicht bloß Gefühle darstellen, sondern auch zu erzeugen vermag; richtig ist dagegen, was Fechner von der Unbestimmtheit des musikalischen Gedankens sagt. Wer den Vortrag eines Frohsinn athmenden, oder eines patriotischen Liedes, z. B. in der untersten Classe der Volksschule, beiwohnt, wird sich von der Wahrheit der oben aufgestellten Behauptung überzeugen. Über die Pflege des Volksliedes vgl. man Rich. Löwe im Jahrb. f. wissensch. Pädag. XXVI.

Muthlosigkeit (S. 896). „Muthlosigkeit ist demnach im allgemeinen ein Fehlen des Willens.“ Der Grund liegt oft tiefer; eine besondere Pflege des Muthes, des Selbstvertrauens liegt nämlich in der Übung und Stählung der Muskelempfindung, wie es durch Turnen, durch

Spiel und Sport geschieht. Die Willensacte bedienen sich der Bewegungen des Leibes zu ihrer Vollstreckung, setzen also die Herrschaft über diesen voraus. Der Muskelsinn wird zum Kraftsinn, da wir durch die Muskelempfindungen uns bewusst werden, dass noch ein Überschuss an Kraft zur Ausführung der Bewegung vorhanden ist: Im Anfange war die Kraft!

Prag. Emil Gschwind.

Prof. Dr. Chr. Muff, Idealismus. 3. wesentlich verbesserte Auflage. Halle a. S., R. Mühlmanns Verlagsbuchhandlung 1902. XIV und 324 SS. Preis 5 Mk.

Wie Berg und Thal, Wald und Feld, sofern man sie von der Höhe eines Berges überschaut, in anderen Maßen erscheinen, als wenn man von einem Hügel Rundschau in die weite Gegend hält, so erscheinen einem Ereignisse und Erlebnisse des Menschen, sein Dichten und Trachten anders, wenn man es unter der Führung eines Dichters, eines Gelehrten, eines Philosophen betrachten kann. Muff hat in dem vorliegenden Buche eine solche Rundschau angestellt und wie von höherer Warte der Menschen Werk überblickt. Eigentlich führt schon der Begriff, den er darin bearbeitet, von selbst in die Höhe, und wer sein Buch, wie ich, mit Liebe und Aufmerksamkeit gelesen, der fühlt sich gleichfalls in die Höhe gezogen. Aber es ist keine schwindelige, gefährliche Höhe, auf der man den Boden unter den Füßen verlieren kann; Muff hat dafür gesorgt, dass man auch in dieser Höhe sicher steht: dem Idealismus steht der Realismus gegenüber. Muff schätzt die Wirklichkeit mit allen ihren Nothwendigkeiten richtig ein; er zeigt aber, dass es des Menschen Bestimmung ist, nicht in ihr aufzugehen, sondern sich im Hinblicke auf Höheres zu vervollkommnen. Was Willmann in seiner „Geschichte des Idealismus" in größerem Umfange geboten, das thut hier Muff im kleinen, aber in sorgfältiger und herzgewinnender Art, indem er alle Winkel menschlichen Thuns und Lassens durchleuchtet, um darzulegen, wo der Idealismus oder seine Gegensätze führend gewesen sind. In dem grundlegenden I. Theile versucht Muff zunächst den Begriff des Idealismus darzulegen — keine leichte Arbeit, wenn man bedenkt, wie vieldeutig derselbe, wie schwankend der Gebrauch des Wortes ist. Der Verf. ist selbst erst nach einer längeren Untersuchung zu einer eindeutigen Begriffsbestimmung oder besser Erklärung gelangt, nachdem er die subjective von der objectiven Auffassung des Begriffes getrennt und, um alle constitutiven Merkmale zu fassen, auch die erstere wieder in einen Idealismus der Denk- und Anschauungsweise und einen solchen des Strebens zerlegt hat. Es wird sodann von der Echtheit und Wandelbarkeit der Ideale, von der verschiedenen Art ihrer Äußerung, vom Enthusiasmus, von der Schwärmerei und Phantasie gesprochen und schließlich der Idealismus dem ihm *toto genere* verschiedenen Naturalismus gegenübergestellt. Darauf setzt sich der Verf. mit dem Realismus auseinander, der sonst oft genug als der höchste Gegensatz des Idealismus

bezeichnet wird. Muff fasst ihn aber durchaus nicht als Gegensatz, sondern den Idealismus geradezu als eine Art von Realismus auf, als den geläuterten und veredelten Realismus, eine Auffassung, in welcher er mit Willmann übereinstimmt, der behauptet: „Der Idealismus überfliegt nicht das Reale und subjectiviert nicht das Äußere, sondern lässt sich durch die Dinge zum Intelligiblen in ihnen und über ihnen leiten und kann daher ebensogut Realismus heißen". „Artet er aus", sagt Muff, „löst er sich los von dem festen Grunde der Thatsachen und der geschichtlichen Entwicklung, vergisst er, dass wir nicht bloß Geist, sondern auch Leib sind, dass wir nicht bloß für den Himmel, sondern auch für die Erde zu leben haben...... so entsteht jener verschwommene, jener des Rückgrats beraubte, haltlose Idealismus, der dem wahren Idealismus ähnelt wie der Kranke dem Gesunden usw....." Muff spricht demnach mit gutem Grunde hinfort von einem Realidealismus, welcher Phantastik wird, sobald aus ihm das Reale, und Materialismus, sobald aus ihm das Ideale schwindet. Man kann sich aus dem Gesagten leicht construieren, wie schlecht bei M. der Materialismus und seine Vertreter auf den verschiedensten Gebieten der menschlichen Bethätigung wegkommen, vor allem Emile Zola und Heinrich Heine, während auf der anderen Seite auch Klopstocks „seraphische Gefühlsüberschwenglichkeit" als ein bedenklicher Fehler bezeichnet wird. Welch andere Erscheinungen sind ihm dagegen Schiller und Goethe! Der letztere lebt im Kreise der Ideale so gut, wie Schiller, der Idealist, im Kreise der Wirklichkeit zuhause ist. Es ist ganz natürlich, dass in diesem Zusammenhange auch die verwandten Begriffe Optimismus und Pessimismus zur Sprache und Bewertung kommen. Die ganze Erörterung mündet sodann in eine Erklärung des Begriffes Idealismus aus, die ich als das Ergebnis des I. und als Grundlage des II. Theiles der Untersuchung aus dem Buche wörtlich hieher setze: Der Idealismus „ist diejenige Geistesrichtung oder Weltanschauung, welche der frohen Gewissheit lebt, dass es über dem Irdischen und Vergänglichen, dem Gemeinen und Bösen reine göttliche Ideen und Mächte gibt, die des Lebens Ursprung und letztes Ziel sind und dasselbe überhaupt erst lebenswert machen, und die darum mit aller Kraft der Seele dahin strebt, dass diese idealen Mächte das diesseitige Leben veredeln, die Vergänglichkeit mit Ewigkeitsgehalt erfüllen, die freie Persönlichkeit herausbilden und die Humanität in Divinität, das Menschliche in das Göttliche verklären.

In einem II. weit umfangreicheren Theile geht der Verf. daran, an besonders deutlichen Beispielen die Natur des Idealismus und sein gesegnetes Wirken zu veranschaulichen. Zu diesem Zwecke fasste er die vier hauptsächlichsten Bethätigungsweisen des Menschengeistes, das religiöse Fühlen und Glauben, das wissenschaftliche Denken und Forschen, das künstlerische Schauen und Schaffen, das sittliche Wollen und Thun in Gruppen zusammen.

Ich kann es mir nicht versagen, schon hier zu bemerken, dass ich aus diesem Theile des Buches besonders reiche Belehrung erfahren habe. Der Verf. hat darin eine seltene Belesenheit, feine Beobachtungsgabe

und einen sittlichen Ernst gezeigt, der selbst der schönste Ausdruck desjenigen Idealismus ist, zu welchem sich unter besonders günstigen Umständen ein Individium ausleben kann. Um eine Ahnung davon zu bekommen, muss man freilich das Buch selbst lesen, von A bis Z, wie man zu sagen pflegt, wobei die früher erwähnte Eintheilung genügend Ruhepunkte gewährt, auf welchen man Zeit gewinnt, das Gebotene nachzuprüfen und sich selbst zu erforschen, wie weit man etwa an den vorgehaltenen Maßstab heranreicht. Diesen Zweck könnte auch eine noch so sorglich ausgearbeitete Inhaltsangabe nicht erfüllen. Was daher im folgenden noch aus der Fülle des Gebotenen herausgehoben wird, können nur Andeutungen des Inhaltes sein. Gleich das 1. Capitel „Über den Idealismus in der Religion" bot dem Verf. Gelegenheit, seinen eigenen religiösen Standpunkt zu kennzeichnen. Und wer wollte es ihm verargen, wenn er sich als frommgläubigen Christen auf evangelischer Basis zeigt, oder ihm daraus den Vorwurf der Empfindlichkeit machen, dass er im Christenthum alles Heil erblickt und seinen Luther gegen Willmann u. a. in Schutz nimmt? Nur hätte er es auch daher nicht unbegreiflich finden sollen, wenn Willmann im 2. Bande der Geschichte des Idealismus, da wo er die Denkarbeit der Kirchenväter und Scholastiker eingehend würdigte, Luther den Idealismus abgesprochen hatte, da jener ausdrücklich auf die Unterstützung der scholastischen Philosophie verzichtet hatte. Wenn Muff daher vor dem voreingenommenen Katholiken Willmann warnt, müsste man auch die katholischen Leser vor dem Verf. warnen, dort wo er als voreingenommener Protestant die Lutherische Lehre als die reine Lehre bezeichnet und behauptet, Luther habe das Christenthum wieder rein auf Gottes Wort gestellt, er habe der Unfreiheit des Denkens ein Ende gemacht u. dgl. m. Ich muss gestehen, dass diese Controverse weder nothwendig war noch auch gerade darnach angethan ist, für die verfochtene Sache besonders zu begeistern. Behauptet doch Muff selbst richtig, dass die Arten und Formen des Idealismus unzählbar wie die Sterne am Himmel seien. Jede Zeit habe ihre eigene Glückseligkeit, ihre eigenen sittlichen Ideale. Im weiteren Verfolgen seines Themas war M. genöthigt, wenigstens die wichtigsten Religionslehren auf ihren idealen Gehalt zu prüfen; er hat so die griechische, römische, indische und germanische Götterlehre durchgenommen, ihre Götterideale gekennzeichnet und Philosophen und Dichter genannt, welche darüber die Zeitgenossen belehrten. Zu kurz ist dabei nur das Judenthum weggekommen, in dessen Monotheismus und Cultus doch gewiss ein hoher idealer Gehalt gelegen ist.

In dem Abschnitte „Über den Idealismus in der Wissenschaft" müssen dem Verf. natürlich Gelehrte, Forscher und Philosophen Rede stehen, und da es bei der Beurtheilung des idealen Charakters einer Wissenschaft darauf ankommt, ob sie an das Vorhandensein der Idee und an das Ideale glaubt oder nicht, ob sie bei der Materie stehen bleibt oder zu etwas Idealem fortschreitet, sind in diesem Zusammenhange auch die materialistischen Systeme, von Diogenes von Apollonia angefangen bis auf Häckel und Büchner, durchgenommen worden. Wenn

nun auch in diesem Abschnitte die Vertreter der idealistischen und optimistischen Lebensauffassung nach der ganzen Anlage des Buches weit besser wegkommen, als die der materialistischen, bezw. naturalistischen Richtung, so sucht doch Muff auch diesen letzteren, soweit als möglich, gerecht zu werden, denn wo er nur irgend einen Rest von Idealismus entdeckt, da zieht er ihn ans Tageslicht — eine Arbeit, die ihm sicher bei Hartmann, Schopenhauer und vor allem bei Nietzsche nicht leicht geworden sein dürfte. An dem letzteren, einem *Alumnus Portensis,* hat der *Rector Portensis* gerettet, was vom Standpunkte des Idealismus an ihm zu retten war; und das ist wenig genug. Mit einem Worte kommt der Verf. wohl auch auf die Socialdemokratie zu sprechen, von der die einen behaupten, dass ihr Wesen gerade darin bestehe, keine Ideale mehr zu haben, die anderen, dass sie solche allerdings besitze. M. gesteht wenigstens zu, dass das letztere in gewissem Sinne richtig sei, nämlich wenn man an das Streben der Arbeiter denkt, an Wohlstand und Bildung den höheren Ständen immer ähnlicher zu werden, denn das sei eine Culturarbeit, weil der angeborene Adel der Menschennatur sich dabei thätig erweise. Im übrigen leugnet M., dass der Christ Socialdemokrat sein könne, wenigstens nach dem jetzigen Stande ihrer Ideale nicht.

Reiches Material liegt, wie natürlich, in dem Abschnitte „Über den Idealismus in der Kunst“ und da wieder in dem Theile, welcher von den Aufgaben der Poesie handelt. Wenn die moderne Kunst (kurzweg „die Moderne“) ihr Ziel geradezu in der Abstreifung der Herrschaft des Ideals erblicke, bleibe dem Idealisten umgekehrt als Endzweck der Kunst die Schönheit. Der Verf. brauchte nicht weit auszuholen, um dafür den Nachweis zu erbringen, und dies bringt er eigentlich mehr *ex contrario* zustande, indem er die Absurdität des Naturalismus auf allen Gebieten des künstlerischen Schaffens darthut. Geradezu classisch aber ist in diesem Abschnitte die Ausführung Muffs über die Aufgaben der Poesie. Was er für den Schiller'schen Satz „der Dichter muss idealisieren“ an Belegstellen aus dessen Dichtungen selbst, aus denen des anderen Weimarer Idealisten, aus Homer, aus dem Nibelungenliede usw. beibringt, regt den Wunsch auf, der Verf. möchte speciell dieses Capitel einmal gesondert behandeln, da im Zusammenhange dieses Buches viel Beweismaterial wegbleiben musste. Gerade mit Rücksicht auf den Bestand unserer Jugendbibliotheken wäre ferner auch eine eingehendere Erörterung über den Wert gewisser Romane wohl am Platze. Die vorhandenen „Wegweiser“ reichen für die Auswahl schwerlich aus, und doch sollte unserer Jugend wenigstens von der Schule aus nur das Beste, nur der idealste Stoff geboten werden.

Im letzten Abschnitte des Buches „Der Idealismus im Leben“ behandelt der Verf. zunächst die verschiedenen Ideale, welche das Thun der Menschen in höherer Verklärung erscheinen lassen: der Ruhm, die Ehre, die Gerechtigkeit, die Gnade, die Treue, die Freundschaft und die Liebe. Es wird wieder zunächst an Beispielen gezeigt, wie diese Kräfte und Gaben dem Leben des einzelnen Menschen höheren Wert verleihen,

und hierauf werden die einzelnen Berufsarten der Menschen mit der Sonde des Idealismus durchmustert. Muff weiß in jedem Beruf einen idealen Bestand aufzudecken, auch dort, wo man ihn am wenigsten vermuthete, im Stande der Kaufleute, Landwirte, Arbeiter usw. — Die ganze Untersuchung schließt sich dann zu einer Abwägung der Arbeit des Mannes und der Frau, der Arbeit der verschiedenen Nationen im Dienste des Idealismus zusammen, wobei die ideale Erhebung des deutschen Volkes zur Zeit der Freiheitskriege und der „Einigung des Reiches" volle Würdigung findet. Wer möchte dann nicht, gehoben durch des Verf.s überzeugende Darstellung der Segnungen des Idealismus, in seinen Wunsch einstimmen: „Jawohl, du deutsches Volk, pflege den Sinn für das Ideale, pflege ihn in der Jugend und im Alter, in der Schule und im Leben!

Linz. Dr. J. Loos.

Weyde, Dr. Johann, Wörterbuch für die neue deutsche Rechtschreibung. Mit kurzen Wort- und Sacherklärungen, Verdeutschungen der Fremdwörter und Rechtschreibregeln. Nach den seit 1902 für das Deutsche Reich, Österreich und die Schweiz amtlich giltigen Regeln bearbeitet. Enthaltend 35.000 Schlagwörter. Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag 1902. 8°, 271 SS. Preis geb. 1 K 80 h.

So freudig man jeden Mitarbeiter auf dem Gebiete des orthographischen Reformwerkes begrüßen muss, so wenig ist der Sache gedient, wenn nach dem Satze: Geschwindigkeit ist keine Hexerei — die gewerbsmäßige Buchmacherei unreife Ware übereilt auf den Markt wirft. — Ein Blick in das amtliche Regelbuch lehrt, dass bei der Aufstellung von Regeln die größte Sparsamkeit, bei der Abfassung aber die peinlichste Genauigkeit beobachtet wurde. So sehr die Reform den praktischen Standpunkt vor dem wissenschaftlichen bevorzugt, ist doch jede Verletzung der wissenschaftlichen Erkenntnis vermieden.

Darum muss bedauert werden, wenn, wie hier, nur um der buchhändlerischen Concurrenz zu dienen, an den Regeln herumgezerrt und dieselben in unverständlicher und unrichtiger Verbalhornung dargeboten werden. Ein einzelnes Beispiel mag dies illustrieren. S. 13 drückt sich das amtliche Büchlein so aus: „Ohne Dehnungszeichen zu sein, steht h in Wörtern wie . . . ." (folgen Beispiele, wo h stammhaft ist, wie geruhen, geschehen; wo es unausgesprochenes oder ausgesprochenes Trennungszeichen ist: Ruhe, Ehe). Was macht Weyde daraus? „§ 25. 1. Nicht zu verwechseln ist das Dehnungs-h mit jenem h, das w i r k l i c h a u s g e s p r o c h e n wird. 2. Im Auslaute oder vor antretenden Mitlauten (bei der Biegung und Zusammensetzung) verstummt nun zumeist ein solches h, weshalb es dann wie ein Dehnungs-h aussieht, ohne eines zu sein." Da sind die Fälle, in denen das h stammhaft ist (geruhen, geschehen, Höhe), mit solchen, in denen es ein bloßes Trennungszeichen ist (blühen, Ruhe) zusammengeworfen, obwohl wir uns gegen die Aussprache dieses letzteren

h in der Schule sehr nachdrücklich verwahren möchten: Das Trennungs-h darf in correctem Hochdeutsch nicht ausgesprochen werden, also Ru-e wie Reue (ruowe, riuwe), blü-en (Blüte), ausgenommen in den vier Wörtern, in denen gleiche Laute zusammenstießen: aha, oho, ehe, Ehe (allenfalls noch die Interjection hihi. — Uhu gehört nicht in diese Reihe.)

Wir haben in dem vorliegenden Buche nicht eine Wendung, nicht einen Gedanken gefunden, die gegenüber dem Regelbuche als ein Gewinn zu betrachten wären.

Im einzelnen bemerken wir noch:

§ 7. Hier wäre der Grund anzugeben gewesen, weshalb beim labialen Verschlusslaute, wo er als Anlaut auftritt, so viele Doppelschreibungen gestattet sind (bayrisch-österreichischer und obersächsischer Indifferenzlaut: Gebäck und Gepäck in gewöhnlicher Rede nicht zu unterscheiden).

§ 9. Neben der und das Tau wäre auch der Ton in beiden Bedeutungen anzuführen gewesen.

§ 15. Fehlt die Verdeutlichung, dass ſſ die Verdoppelung des ß ist.

§ 19. Wir bedauern die Phantasie des Herausgebers, dem für den Zusammenstoß zweier z kein anderes Beispiel einfiel als Pfefferminzzeltchen (!); wir stellen ihm für die nächste Auflage zur Verfügung: Balzzeit, Erzzeche, herzzerreißend, Holzzaun, Kreuzzeichen, Malzzucker, Salzzehent, Schanzzeug, Blitzzug, Satzzeichen, Sitzzimmer. — Nothwendig wäre hier aufzuführen gewesen: Skizze, skizzieren, Strazza. Dagegen ist frozeln ein Dialectausdruck mit langer Stammsilbe — frozzeln also ungehörig und unrichtig.

Das Wörterverzeichnis umfasst 35.000 Vocabeln, eine stattliche Zahl. Leider trägt die Arbeit den Stempel der größten Flüchtigkeit und — Geschmacklosigkeit.

Wohl ist über die Grenzen der Auswahl schwer zu rechten; aber man darf sich doch billig über die Aufnahme von Ausdrücken wundern, wie „*chantant, café*"; „*chapeau, claque*"; *Chasse* = Jagd (das in Militär- und Studentenkreisen gar nicht seltene chassieren fehlt!); Dalles, Grisette, Knopflochschmerzen, Parentationshalle u. v. a., wenn daneben fehlen: datieren, prädatieren, Landstraße (natürlich auch das wohl zu unterscheidende Landesstraße), Reichsstraße, Kader (österr. Goder), obderennsisch, Magnatentafel, rhätoromanisch, vor Ort (bergmännisch). Wir finden in merkwürdiger Inconsequenz: Kreisgericht ohne weitere Zusammensetzungen, dagegen Landesgerichtsrat, aber weder Landesgericht, noch Landgericht, auch nicht Landesfürst („lf. Stadt"); die österreichischen Amtsbezeichnungen Bezirksgericht, -hauptmann, -hauptmannschaft, -richter, -schulrat u. a. fehlen gleichfalls. Daneben wimmelt es von falschen Erklärungen. Wir notieren nur einiges:

abblitzen, abessen werden nicht nur transitiv, sondern geradezu vorwiegend intransitiv gebraucht.

„Abdikation, die Entsagung einer Würde." Der objective Genetiv ist nur bei solchen Verbalsubstantiven zulässig, die von transitiven Zeitwörtern abgeleitet sind. Also richtig: „Niederlegung einer Würde", „Verzichtleistung eines Würdenträgers".

Abfuhr; es fehlt die eigentliche hochdeutsche Verwendung: Entrichtung (einer Summe, Steuer).

„Defilé, Das: 1. Engpaß, 2. Vorbeimarsch". — Beides falsch; richtig: „1. Mündung eines Engpasses in das offene Gelände". 2. So nur französisch; deutsch unterschieden: „Defilierung".

„Patronanz, Die: Günstlingswirtschaft". Es heißt aber auch Schutz.

„Parlamentarier, Der: erfahrener Volksvertreter"; es gibt also keine unerfahrenen Parlamentarier!

Wir könnten diese Liste natürlich ins Endlose fortsetzen, wir glauben aber genügend dargethan zu haben, wie wenig tauglich für unsere Schüler die vorliegende Arbeit mit ihren zahllosen Flüchtigkeitsfehlern ist. Für weitere Kreise wird sie dadurch entwertet, dass bei den zahlreichen Fremdwörtern die Betonung nicht bezeichnet ist: wie soll der Unkundige z. B. Lisiere ohne Gravis anders lesen als mit langem i?!

St. Pölten. Richard v. Muth.

Jahrbuch des höheren Unterrichtswesens in Österreich mit Einschluss der gewerblichen Fachschulen und der bedeutendsten Erziehungsanstalten. Bearbeitet von Dr. Josef Diviš u. Dr. Wilhelm Pötzl. 15. Jahrgang 1902. Wien und Prag, F. Tempsky. Preis geb. 8 K 50 h.

Der neue Jahrgang dieses für alle Mittelschulen unentbehrlichen Nachschlagebuches ist gegenüber den frühern erweitert und vielfach verbessert. Wir können darüber nur befriedigt sein und nehmen infolgedessen die wieder eingetretene Preiserhöhung des Buches nicht unwillig auf. Eine weitere Vertheuerung müsste dem Unternehmen nur schaden, die gesteigerte Verbesserung aber wird ihm nützen.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Homers Odyssee erklärt von J. U. Faesi. I. Bd. Ges. I—VI. Neunte Aufl. Neubearbeitet von Ad. Kaegi. Berlin, Weidmann 1901. XXX und 188 SS.

— — in verkürzter Ausgabe. Für den Schulgebrauch von A. Th. Christ. Mit 1 Titelbild, 13 Abbildungen und 1 Karte. 3. Aufl. Prag, Wien und Leipzig, Tempsky-Freytag. XLVI und 338 SS.

Die Ausgabe der Odyssee mit erklärenden Anmerkungen in der von Haupt und Sauppe begründeten Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller war wiederholt verwaist. Dies erste Bändchen ist seit 1884 nicht neu aufgelegt worden; die 7. Aufl. des ersten Bändchens, von Kayser besorgt, ist zum letztenmale in dieser Zeitschrift besprochen worden von Zechmeister, Bd. 31, S. 256. Die 8. Aufl., von Hinrichs (1884) besorgt, welche vom Ref. zum Vergleiche benützt worden ist, fand keine Besprechung in dieser Zeitschrift. Die vorliegende 9. Aufl. hat der wohlbekannte Züricher Professor Kaegi übernommen und wenn auch wiederum mit Hindernissen, wie er uns erzählt, durchgeführt; aber der kritische Anhang ist nicht so ausgearbeitet, wie er beabsichtigt war. Kaegi war mit der Gestaltung, welche die Ausgabe unter Kayser, Hinrichs und Renner genommen hatte, nicht einverstanden und wollte die Ausgabe den Zwecken der Schüler angepasst wissen und siehe da, der ursprüngliche Plan der Sammlung, wie ihn Kaegi sich vorlegen ließ und den er in der Vorrede abdruckt, ist eben den Zwecken der Schule angepasst. So bietet denn die 9. Aufl. ein stark verändertes Bild sowohl in der Einleitung, welche jetzt gerade um die Hälfte der Seiten gekürzt ist, als auch im Texte mit den Anmerkungen, der jetzt trotz manchen Änderungen im Drucke um 10 Seiten weniger zählt, gegen die 8. Aufl. gehalten. Der kritische Anhang zählt jetzt 7 Seiten gegen eine, nicht ganz ausgenützte Seite der 8. Aufl.

Die Einleitung gibt alles Wesentliche über Entstehung und Verbreitung der Homer-Gedichte und über den Inhalt der Odyssee — dieses Gedicht wird in Preußen vor der Ilias gelesen — und berührt die sogenannte homerische Frage nicht, obwohl man sagen muss, dass im weiteren Sinne auch schon die Angabe, man wisse nicht, wo und wann der Dichter Homer gelebt hat, auch schon 'Homerische Frage' ist. Der Text weist zahlreiche Neuerungen auf, obwohl sich Kaegi Beschränkung im Hinblick auf die Schule auferlegt hat. Gegen die 8. Aufl. sind die Änderungen ziemlich stark. Am meisten nähert sich

der Text dem Cauers. Durchgeführt sind Schreibungen wie *θήω*, *ἧατ'*, *ἧος*, *ἐπι-βήομεν* ζ 262; demnach aber auch: *ἀρνηῶν* α 25, *ὀνήαθ'* 149, *ῥῆα* 160, *χρῆος* 409; *χρηώ* β 28, *Δηόκριτος* 242; *πλῆος* δ 819, *διάη* ε 478; andere bemerkenswerte Lesungen sind: *ἀπέτεισε* α 43, *ἔμειξαν* δ 41, *φθεῖσαι* δ 741, und in allen ähnlichen Fällen: *ἴσσασιν* β 283; ferner α 184 *ἀηδήσειεν*, α 414 *ἀγγελίη*; β 25 *μοι*; 248 *μενοινήσει* als Conjunctiv; 368 *φθίεαι*; γ 87 *λυγρὸν ὄλεθρον*; 182 *ἔστασαν*; 290 *τροφέοντο*; δ 153 *πικρὸν*; 181 *ἀγάσσασθαι*; 226 *δηιόοιεν*; 672 *ναυτίλεται*; 701 *πεσόμενον*; 755 *Ἀρκεσσιάδαο*; ε 308 *καὶ δή*; 409 *ἐτέλεσσα*; ζ 95 *ἀποπτύεσκε*; 159 *κέ σε ἔδνοισι*; 212 *Ὀδυσσέα*; 255 *ὄρσεο νῦν ὦ*; 269 *σπείρας*; endlich wird *Κλυταιμήστρη* endgiltig aufgenommen.

Was die Erklärung betrifft, so kann man im allgemeinen sich mit dem Ausmaße und dem Inhalte einverstanden erklären, obwohl vielfach Bedenken besonders in Bezug auf Formenerklärung sich dem Unterzeichneten einstellten, der bei dieser Gelegenheit nach reiflicher Selbstprüfung sah, dass manches in seiner Grammatik des Homer-Dialectes in zweifelhaften Fällen sich bewähre. Ins einzelne einzugehen, würde zu weit führen, und sei vielleicht günstiger Gelegenheit vorbehalten. Druckfehler stießen nur wenige auf. Es wäre zu wünschen, dass diese Odyssee-ausgabe rasch gefördert würde.

Christs verkürzte Ausgabe für den Schulgebrauch in Österreich ist den österreichischen Amtsgenossen bereits hinlänglich bekannt; sie erfreut sich neben anderen Ausgaben ziemlich großer Verbreitung. Ob mit Recht? Die erste Aufl. ist von Dr. Primožič in dieser Zeitschr. 1891, S. 970—973 angezeigt worden. Die dritte Ausgabe zeigt keine nennenswerten Veränderungen. Da der Unterzeichnete diesmal in dieser Zeitschr. über Christs Ausgabe zu Worte kommt, so kann er nicht umhin, die mythologische Seite der Erklärung in dem Namensverzeichnis abzulehnen. Auch die Stelle in der Einleitung S. XXVII vom Hintergrund der Sage hält derselbe für unerweisbar, daher für die Schule wertlos. *Ἀθηναίη* ist nicht Gewittergöttin S. 285, der Name ist vom Stadtnamen nicht zu trennen und *Παλλάς* hat mit *πάλλω* nichts zu thun. Von Etymologien sind die der *Πηνελ-όπεια* und der *Φαί-ηκες* höchst unsicher; *Πηνε-* kann mit *pannus* zusammengestellt werden, aber weiter? Bei *Φαίη-κες* möchte man doch eher an *φαιός* denken als an *φαίνω*. *Κλυται-μήστρη* 'die berühmte Herrin' hat vor Christs Augen noch nicht Gnade gefunden, obwohl dies ein sehr passender Name für die Gemahlin des *Ζεὺς Ἀγαμέμνων* ist.

Nicht befreunden kann sich der Ref. mit der Deutung von *ὀρσοθύρη* als 'Hochthür'. Zu welchen gezwungenen Annahmen man damit gelangt, sieht man z. B. in der Anm. zu χ 126 bei Renner nach Eustathios; vgl. auch dort die Note zu 127 mit Christs Deutung der Worte *ἀκρότατον παρ' οὐδόν* S. 332.

Sprachlich und sachlich ist mit Ebeling nur Hinterthür (genauer After-Thür) zu rechtfertigen (auch *παλίν-ορσος*, nur Γ 33, hat nichts mit *ὄρ-νυμι* zu thun).

Die Ausstattung des Buches ist über alles Lob erhaben.

Villach. G. Vogrinz.

Krafft und Rankes Präparationen für die Schullectüre. Heft 80. Präparation zu Ciceros Rede gegen Verres. Buch V. Von Dr. A. Krause. Preis 55 Pf. — Heft 78. Präparation zu Cicero, *Cato maior de senectute* von Dr. J. Simon. Preis 30 Pf. Hannover 1901, Norddeutsche Verlagsanstalt.

Derartige Präparationen zu besprechen, macht demjenigen wenig Freude, der mit dem ganzen Princip nicht einverstanden ist. Dass die-

selben schließlich nur darauf hinauslaufen, das Lexikon, und wäre es selbst das beste, dem Schüler entbehrlich zu machen, liegt auf der Hand. Die Denkfaulheit der Schüler aber wird dadurch unterstützt, dass trotz wiederholter Bemängelung nach dieser Richtung dennoch nach wie vor auch sehr bekannte Wörter angegeben werden. Krause bemerkt zwar im Vorworte, es sei mit Rücksicht auf den Umstand, dass *de signis* vorzugsweise in Prima gelesen werde, der Kreis der aufzunehmenden Vocabeln von ihm enger gezogen worden; er habe daher Wörter wie *praetorius, direptio* nicht aufgenommen, wohl aber solche, die dem Schüler nur bekannt erscheinen, wie *ratio, religio, momentum*. Dies letztere wäre ja zu billigen, aber daneben werden doch auch wieder so bekannte Wörter angegeben wie *fur, flagitium, fretum, acer, disputo, pretium* und viele andere, die dem Schüler auf dieser Stufe unbedingt geläufig sein müssen. Mehr noch gilt dies von der Präparation zu *Cato maior*, wo wir Wörter wie *commoveo, gero, magistratus, nequaquam, mos, velocitas, amplus, tardus, incredibilis* u. v. a. angegeben finden. Auch zeigen die Heftchen keine vollständige Gleichmäßigkeit in der Bezeichnung der Quantität und in der Angabe der sogenanten Stammformen des Verbums, die zum Theil auch wohl fehlerhaft angegeben werden. So ist zu *dego* das pf. *dēgi* zu streichen (C. M. § 2), desgleichen das pf. *desipui* zu *desipio* (C. M. § 22). C. M. § 1 sollte zu *siquid te adiuero* statt '*quid* acc. d. Bezieh.' richtiger heißen: acc. des inneren Objectes. Ebd. § 20 fehlt irgend ein erläuterndes Wort zu *cedo*, mit dem der Schüler nach der dortigen Angabe nichts wird anfangen können. Ebd. § 25 heißt *deputo* nicht 'schneide', sondern 'schneide ab'. Auch sollte zu *eumpse* bemerkt werden, dass es dasselbe sei wie das spätere *ipsum* mit Declinierung des Pronominalstammes.

Wien. Alois Kornitzer.

Dr. W. Soltau, Präparation zu Titi Livii ab urbe condita libri. Heft 64: Buch V—X in Ausw. — Heft 68: Buch XXIII bis XXVI in Ausw. — Heft 70: Buch XXVII—XXX in Ausw. Hannover 1901, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel (Krafft und Rankes Präparationen für die Schullectüre).

Wie schon aus dem Titel der einzelnen Hefte zu entnehmen ist, erstreckt sich die Präparation nur auf ausgewählte Partien aus den angeführten Büchern. Doch ist der Inhalt des Übergangenen jedesmal kurz skizziert. Es werden nicht nur die vorkommenden Vocabeln aufgeführt, sondern auch längere Stellen im Zusammenhange übersetzt. Jede Seite hat zwei Columnen. Auch an textkritischen Bemerkungen und Vermuthungen fehlt es nicht, zu V 39, 4; 41, 5; 46, 2; VI 4, 3; VII 10, 13; VIII 4, 3; 8, 4. 8; X 28, 8; 47, 2; XXV 24, 6; XXVI 6, 3; XXVII 39, 13; XXIX 36, 7.

Wiederholungen finden sich auch in ein und demselben Hefte. Aufgefallen ist mir Heft 68, S. 6 b und 28 a die Erklärung von *subducere* = 'aufs Trockene hinabführen, ans Land ziehen', während man doch sonst *sub* in diesem Compositum als Gegentheil von *de* in *deducere* erklärt.

Der Druck ist sehr correct. Heft 70, S. 6 a steht *vall a* statt *vall o*, 19 b *ca llig o*, 22 a *στορέννο μι*.

Wien. R. Bitschofsky.

Richter Ed., Lehrbuch der Geographie für die I., II. und III. Classe der Mittelschulen. 4. durchgesehene Aufl. F. Tempsky 1901.

Die neue Auflage ist ein im allgemeinen unveränderter Abdruck der 3. Auflage von 1898. Hie und da trifft man auf kleine Zusätze und Änderungen, welche vorzugsweise durch die politischen Ereignisse der letzten Jahre bedingt waren. Der Abschnitt über Mitteleuropa wurde S. 15 an die Spitze gestellt, während Nord- und Osteuropa an dritter Stelle folgt. Das Königreich Rumänien wird nunmehr im Anschlusse an die Karpathenländer behandelt. Die Zahlen sind mehrfach berichtigt, doch erscheinen beispielsweise bei Italien die Zählungsergebnisse von 1901, bei Norwegen die von 1900 nicht berücksichtigt. Auch S. 55 und S. 183 enthalten noch alte Zahlen. Im übrigen stimmt auf letzterer Seite die angegebene Eisenbahnlänge in Text und Anmerkung nicht überein. Die Einwohnerzahl Asiens ist auf S. 26 und 60 verschieden angegeben. Die Höhe des Schardagh beträgt nach neueren Messungen nur etwas über 2500 m. Bei Aufzählung der spanischen Besitzungen sollten wenigstens auch die Presidios und die Inseln im Guineagolfe genannt sein. Die Sandwichinseln sind im Besitze der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Wien. J. Müllner.

Artarias Eisenbahnkarte von Österreich-Ungarn mit Stationsverzeichnis, 1902. 4. Neubearbeitung, II. Aufl. Wien, Artaria & Co. Preis gefalzt K 2·20, auf Leinen K 5·—, als Wandkarte K 6·80.

Die Karte ist nach dem Stande vom December 1900 gedruckt und in jeder Hinsicht sorgfältig gearbeitet. Auch das von Alexander Freund der Karte angefügte, 32 Seiten umfassende Stationsverzeichnis ist recht brauchbar. Wünschenswert wäre, dass der Verf. künftighin die officiellen Abkürzungen der Eisenbahnverwaltungen wählte, so möchte ich beispielsweise die Kaiser Ferdinands-Nordbahn nicht mit N. B., sondern mit dem officiellen K. F. N. B., die österreichische Nordwestbahn nicht mit N. W. B., sondern mit Ö. N. W. B. benennen. Im Verzeichnisse finden sich hie und da auch Versehen. Trebitsch (M) St. E. G. ist richtig in Trebitsch (M) Ö. N. W. B. zu ändern; Wildenschwert (B) St. E. G. ist durch die Hinzusetzung von Ö. N. W. B. zu ergänzen u. a. m.

Wien. Dr. Karl Hauler.

Übungsbuch zur Arithmetik und Algebra für die oberen Classen der Mittelschulen von J. Gajdeczka. 4. Auflage. Wien und Prag, F. Tempsky 1901. 224 SS. Preis 2 K 50 h, geb. 3 K.

Gegenüber der früheren Ausgabe weist die jetzige einen Überschuss von genau 60 Seiten auf. Diese Vermehrung des Übungsstoffes ist auf die einzelnen Abschnitte des Buches verschieden vertheilt. So wurde das ganze den Gleichungen des ersten Grades vorausgehende Lehrgebiet um 16 Seiten, dasjenige von den Potenzen und Wurzeln um 15, die Lehre von den Logarithmen um 4 und diejenige von den quadratischen Gleichungen um 13 Seiten vergrößert. Auch die Theile über die arithmetischen, geometrischen Reihen, über die Zinseszinsen- und Rentenrechnung erhielten Zuwächse von neuen Aufgaben, die mehr als 9 Seiten in Anspruch nehmen, diejenigen von den diophantischen Gleichungen wurden um fast 3 Seiten vermehrt. Weggelassen wurden, dem neuen

Lehrplane entsprechend, die unbestimmten Gleichungen zweiten Grades und die Kettenbrüche; die kurzen Andeutungen über die Determinanten § 30, Maxima und Minima quadratischer Functionen § 47, die Eigenschaften und die Auflösung höherer Gleichungen §§ 52—54 sind gleichfalls in die neue Ausgabe nicht herübergenommen worden. Die ganze Aufgabensammlung kann als eine gut brauchbare bezeichnet werden.

Über Bergobservatorien und das projectierte astrophysikalisch meteorologische Höhenobservatorium im Semmeringgebiete bei Wien. Vortrag gehalten am 22. März 1901 im österr. Touristenclub von Dr. Karl Kostersitz, n.-ö. Landesrath. Wien 1901, Commissionsverlag von Carl Gerold's Sohn. 35 SS. und 15 Illustrationen.

Nach Anführung und Besprechung der bis jetzt in den verschiedenen Staaten errichteten astronomischen und meteorologischen Bergbeobachtungsstationen wird von dem Verf. die Errichtung einer solchen, und zwar in dem Alpengebiete des Schneeberges und der Raxalpe angeregt und der Herstellungsplan für die hiezu erforderlichen Gebäude in mehreren Abbildungen entworfen. Aus Gründen, denen jeder Kenner dieser Berggebiete seine Zustimmung geben muss, wird der Semmering als der hiefür geeigneteste Ort vorgeschlagen. Möchte im Interesse der Wissenschaft der Wunsch des Verf.s nach baldiger Verwirklichung des herrlichen Unternehmens seine Erfüllung finden, und möchte das vorliegende lehrreiche Schriftchen sehr viele Leser finden, die ihr Scherflein für dasselbe beitragen.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Schlitzberger S., Die Culturgewächse der Heimat mit ihren Feinden und Freunden in Wort und Bild dargestellt. VI. Serie: Kätzchenblütige Laubhölzer. Leipzig, Amthor. 2 Wandtafeln in Farben, 16 SS. Text. Preis 3 Mk.

Von Schlitzbergers Culturgewächsen der Heimat ist jetzt die VI. Serie erschienen. Die eine Tafel enthält Theile von *Quercus pedunculata* und *Corylus Avellana*, die andere Theile von *Fagus silvatica* und *Betula* mit ihren Feinden und Freunden in farbenprächtiger Darstellung. Die Größenverhältnisse der einzelnen Figuren lassen manches auch hier zu wünschen übrig (vgl. 50. Jahrg. dieser Zeitschr. S. 153). In dem beigegebenen Texte werden das Aussehen der Bäume in den einzelnen Jahreszeiten, die Beschaffenheit der Blüten und der Frucht, sowie die Feinde und Freunde der Pflanzen kurz erwähnt.

Wr.-Neustadt. Heinrich Vieltorf.

Leitfaden der Somatologie und Hygiene für Mädchenlyceen. Nach dem Normallehrplane bearbeitet von Dr. W. Rock, Professor am öffentlichen Mädchenlyceum des Wiener Frauen-Erwerbvereines. Mit 66 in den Text gedruckten Abbildungen. 8°. 82 SS. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn 1901.

Der Verf. behandelt jene Themen, welche der Normallehrplan von 1900 auf der bezüglichen Unterrichtsstufe der Mädchenlyceen für wöchentlich zweistündigen Unterricht während eines Semesters vorsieht, nämlich:

Bau des menschlichen Körpers und Verrichtungen seiner Organe, die zum Wohlbefinden des Menschen nothwendigen Lebensbedürfnisse und die physiologische Bedeutung der Nahrungsmittel, natürliche Lebensweise und Körperpflege, Vorsichten bei Infectionskrankheiten, Krankenpflege, erste Hilfe. — Das im „Leitfaden" Vorgebrachte kann in der angegebenen Zeit durchgenommen werden. Die Diction hat Ref. an allen Stellen, welche er las, klar gefunden. Die Illustrierung ist meist recht deutlich, möchte jedoch in einzelnen Fällen durch Anwendung eines größeren Maßstabes gewinnen; zu bemängeln ist auch die Kleinheit des Petitsatzes.

Das Büchlein wird an den Mädchenlyceen mit gutem Erfolg Verwendung finden.

Wien. L. Burgerstein.

Programmenschau.

10. Jakob Bidermann, ein Dramatiker des 17. Jahrhunderts aus dem Jesuitenorden. Von Meinrad Sadil. I. und II. Theil. 32 und 48 SS. Progr. des k. k. Obergymnasiums zu den Schotten in Wien, 1899 und 1900.

Der Verf. obiger Programmarbeit hat vollkommen Recht gehabt, diese in einem Separatabdruck zusammenzufassen und bei H. Kirsch in Wien erscheinen zu lassen. Denn es wäre schade, wenn diese für die Geschichte des deutschen Dramas so bedeutsame, auf umfassenden Quellenstudien beruhende und geradezu glänzend geschriebene Studie auf den Leserkreis der im Programmaustausch befindlichen Lehranstalten beschränkt und in den Gymnasialbibliotheken begraben worden wäre.

Der gelehrte und durch eigene hervorragende dramatische Arbeiten zur Beurtheilung der Thätigkeit eines verwandten Geistes berufene Verf. bietet auf dem knappen Raume von 80 Seiten eine ausgezeichnete Charakteristik des hervorragendsten Vertreters der Jesuiten-Komödie des 17. Jahrhunderts, des Schwaben Jakob Bidermann (1578—1639), lichtvoll gegliedert und meisterhaft durchgeführt.

Wie der stimmende Accord eines Dramas stellt die Einleitung den Satz voraus, dass die Theaterthätigkeit der Jesuiten nicht durch einen einzigen Typus zu veranschaulichen sei, und weist an treffend gewählten Belegen unter streng sachlicher Polemik gegen Zeidler nach, dass Bidermann sich auf den Wegen Shakespeares bewege. Der Lebensgang Bidermanns, der sich innerhalb des Kreises des Jesuitenordens in den Städten Augsburg, Landsberg, Ingolstadt, München, Ebersberg, Dillingen und Rom abgespielt hat, gestaltet sich unter den kundigen Händen des Verf.s zu einem farbenreichen Bilde der Studien in den Jesuitencollegien jener Zeit, von dem sich die bestimmenden Persönlichkeiten ebenso wirksam abheben wie Bidermanns früh beginnende reiche literarische Thätigkeit: epische, lyrische, biographische Arbeiten werden kurz charakterisiert, persönliche Eindrücke, die Vorbilder für künftige dramatische Charaktere geben, verständig verzeichnet; häufig wird der Held in Briefen oder gelungenen Übersetzungen aus seinen durchwegs lateinischen Dichtungen redend eingeführt.

Der Löwenantheil der Arbeit fällt den neun erhaltenen Dramen zu. Die Einzelbesprechung leitet eine treffliche Charakteristik Bidermanns als Dramatiker ein; eine zusammenfassende Würdigung schließt diesen Theil des Werkes. Jedem Stück geht eine kurze Würdigung der Grundidee und eine literar-historische Orientierung über den Stoff voraus. Auf diese folgt die Analyse, ausgedehnter oder knapper, je nach der Bedeutung des Stoffes: *Xenodoxus, Belisar, Joseph* und *Calybita* sind ausführlich, die anderen Stücke kurz besprochen. Die in Übersetzung

mitgetheilten Stellen geben auch treffliche Proben von der Diction und dem Gedankengehalte der Dialoge, der sich oft merkwürdig mit Äußerungen moderner Dichter berührt, ohne dass an Abhängigkeit der letzteren zu denken wäre; des Verf.s reiche Belesenheit stellt da auffallende Parallelen bei; seine kurzen Bemerkungen unter dem Strich enthalten eine Fülle orientierender Bemerkungen und Werturtheile, die den erfahrenen Dramatiker verrathen. Namentlich ist dies beim (ägyptischen) *Joseph* der Fall, dem einzigen Drama, bei dem der Verf. auch Stellung nimmt zu den anderen zahlreichen Bearbeitungen dieses beliebten Stoffes des Renaissancezeitalters, und bei dem er seine Vorgänger überzeugend berichtigt.

Die Programmarbeiten P. Meinrad Sadils beanspruchen eine doppelte Bedeutung; einerseits liefern sie einen wertvollen Baustein für die Geschichte der deutschen Literatur des katholischen Südens, andererseits sind sie beispielgebend und mustergiltig, wie der in Gymnasialprogrammen zur Verfügung stehende Raum auszunutzen sei für wissenschaftliche Bethätigung der einzelnen Lehren und für die Förderung der Wissenschaft. Vivat sequens!

11. Das Substantivum in Schillers Übersetzung „Der Neffe als Onkel". Von W. A. Hammer. Progr. der k. k. Staatsrealschule im VII. Bezirk in Wien, 1900. 19 SS.

In einer kurzen, stilistisch nicht einwandfreien Einleitung äußert sich der Verf. über Schillers Übersetzungen aus dem Französischen und über dessen Stellung zur französischen Literatur. Darauf folgt eine literar-historische Skizze über Schillers Vorlage, Picards *Encore des Menechmes*, 1791. Der Wert der Arbeit beruht auf dem Nachweise, dass Schiller in der mehr minder freien Wiedergabe gewisser Substantiva die Absicht hatte, seine Übersetzung dem deutschen Publicum so natürlich als möglich zu machen, und hierin seinen Freund Goethe in mehracher Beziehung übertroffen habe.

Leider ist die Arbeit nicht sorgfältig genug: so steht S. 6, Anm. 3: *comédien* statt *comédie en;* S. 11, Z. 10 v. u. *den* statt *denn*; S. 17, Z. 11 v. o. *Rüppelhaftigkeit* statt *Rüpelhaftigkeit;* S. 16, A. wird mit „a. a. O." auf Wienbarg verwiesen, während an der vermeinten Stelle (S. 7, A.) Brandes, Das junge Deutschland, citiert war.

Wien. Dr. K. F. Kummer.

12. Beiträge zur Experimentalchemie. Von Prof. Joh. A. Kail. Progr. der Staatsrealschule im I. Bezirke Wien 1901. 25 SS.

Der Verf. gibt in diesen Beiträgen sehr dankenswerte, auf langjährige Erfahrung sich stützende und gemeinverständliche Anleitung zur Ausführung mancher wichtigen Schulversuche im chemischen Unterrichte und beschreibt eine Anzahl von sehr einfachen, fast kostenlos herzustellenden Apparaten, welche nicht nur ihrer Bestimmung vollkommen entsprechen, sondern auch auf möglichste Vermeidung jeder Belästigung oder Gefahr seitens des betreffenden Versuches hinzielen. Besonders für die so wichtigen Arbeiten mit Chlor und Brom, Schwefelwasserstoff und Phosphor u. dgl. sind die diesbezüglichen Winke und Rathschläge des Verf.s höchst beherzigenswert und werden ohne Zweifel so manchem seiner Fachcollegen sehr erwünscht sein. Auch den Schülerübungen im chemischen Laboratorium sind manche treffende Bemerkungen gewidmet.

Wien. F. Brandstätter.

13. **Maiwald V., Ein Innsbrucker Herbar vom Jahre 1748.** Progr. des Stifts-Obergymnasium der Benedictiner zu Braunau i. B. 1898. 116 SS.

Unter den botanischen Sammlungen der vorgenannten Anstalt befinden sich zwei alte Herbarien; das eine von Pflanzen aus jener Umgebung, in fünf Bänden, dessen Pflanzen mit Spannleisten aufgeklebt sind, und ein anderes, welches tirolische Pflanzen enthält, und möglicherweise aus pharmaceutischem Interesse von einem Stiftsbruder für das Kloster, das im vorigen Jahrhunderte eine Apotheke führte, erworben sein dürfte. Das letztere Herbar ist von besonderem Interesse. Es besteht aus losen Herbariumblättern; die Pflanzen, auf starkes Papier aufgeklebt, stecken in zierlichen Vasen, aus rothem oder gelbem Papier geschnitten, deren Umrisse den Verf. (auf S. 10) wiedergibt. Die Pflanzen, leider hin und wieder durch Insectenfraß zerstört, sind auf halbbrüchigen Bogen, und zwar nur auf einer Seite derselben aufgeklebt. Das Herbar ist, der Anlage nach zu schließen, vollständig und mit einem Titelblatte versehen, das den meisten in Österreich angelegten älteren Herbarien abgeht. Die Wichtigkeit des Titelblattes veranlasst den Verf., dasselbe in natürl. Gr. in ein Facsimile der Abhandlung beizulegen; die Inschrift darauf lautet: „Herbarium Vivum oder Lebendiges Kräutter Buch, Worinnen die Vornemste und gebrauchlichste: Sowohl Gebürg als Gartten: und Feld Kräutter Lebhafft zu fünden. Mit angehängten Teutsch- und Lateinischen Indice. Zußamgetragen Von Georg Philipp Saurwein Krautter Klaubern zu Venspragg. 1748."

Unter den ältesten Herbarien befinden sich, im „Ferdinandeum" in Innsbruck, jenes von Guarinoni, aus dem XVI. Jahrhunderte; dann ein zweites, einfach „Herbarium vivum A. MDCLXXXI" betitelt und eines von Paulus Bochonius Siculus, aus dem Jahre 1661. — Andere ältere Herbarien sind in Wien, darunter eines, ohne Jahreszahl und ohne Angaben über Ort der Anlage, von einem Ungenannten, das Se. Majestät der Kaiser der botanischen Abtheilung des k. k. Hofmuseums 1878 zu übergeben geruhte. Dieses Herbar, in Folio angelegt, enthält 523 in Tirol gesammelte Kräuter und zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Innsbrucker Herbar des Stiftsgymnasiums. Bei der speciellen Behandlung dieses, weist der Verf. öfters auf jenes „Tiroler Herbar" zurück.

Nachdem noch einige ältere Herbarien besprochen wurden, geht Verf. über zur Illustration des Herbars aus dem J. 1748 im Besitze des Braunauer Stiftsgymnasiums. Es besitzt 91 Folioblätter, die fortlaufend nummeriert sind. Die Pflanzen sind zumeist in vollständigen Exemplaren, ohne Wurzeln, vorhanden; in zwei Fällen ist nur das Klebemittel zurückgeblieben; und von zwei anderen Arten sind nur die Blüten, von 31 nur Blätter vorhanden. Von den auf dem Titelblatt erwähnten Gebirgs- und Gartenpflanzen finden sich nur wenige vor; die meisten stammen aus der Umgebung von Innsbruck. Alle Pflanzen — bis auf zwei — sind benannt; der lateinische Name fehlt nur in vier Fällen, während von Fol. 83 an die deutsche Benennung vollständig fehlt.

Einige wenige Pflanzen kommen zweimal, selbstverständlich unter verschiedenen Namen, vor, so dass von den 328 im Herbare zusammengetragenen Pflanzen 312 Arten sich ergaben, welche aber ohne jedwede systematische Anordnung gruppiert sind. — Nur bei einer Art ist „Die Waiherburg bei Innsbruck" als Fundort genannt; sonst fehlen, wie gewöhnlich bei älteren Herbarien, allerlei Angaben über das Vorkommen.

Viele Pflanzennamen sind in der Mundart und mit den volksthümlichen Bezeichnungen angegeben; die Schreibweise ist eine eigenthümlich abgekürzte und manchmal — bei einigen Verbindungen — eine so eigene, dass das Lesen des Namens nur mit großem Zeitaufwande gelang.

Auch die Bestimmung der einzelnen Arten war, in manchen Fällen, keine leichte und wurde von Prof. Schiffner in Prag revidiert.

Von den erwähnten Indices ist bloß der lateinische vorhanden, sogar sorgfältig geschrieben; der deutsche Index fehlt.

Verf. gibt sodann eine Übersicht der im Herbare vertretenen Gattungen (S. 18—20) und geht sodann Pflanze für Pflanze, in der Reihenfolge des Herbars kritisch durch; seine Bemerkungen beziehen sich hauptsächlich auf Angaben in älteren Werken oder auf andere ältere Herbarien.

Zum Schlusse wird der lateinische Index reproduciert und diesem der deutsche, „wie er vorhanden gewesen sein dürfte", hinzugefügt; hieraut eine Übersicht der Herbarpflanzen, nach Folien und Nummern, gegeben. Zur leichteren Benützung und zum Nachschlagen ist noch ein Register der lateinischen Gattungsnamen zusammengestellt.

Triest. R. Solla.

Eingesendet.

Der *Orientclub zu Leipzig* unternimmt in den Sommerferien 1902 wiederum eine mit wenig Kosten verbundene wundervolle See- und Landfahrt durch Algerien, Spanien und Marokko. Freunde des Südens sind dem Club als Mitreisende willkommen und erhalten das ausführliche Programm für 30 Pfg. in Marken.

Schriftführer *A. Wünsch*, Lehrer, Leipzig-E.,
Delitzscher Chaussee 1.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die neuen Bruchstücke der Sappho und des Alkaios.

Tag für Tag mehrt sich unser Besitzstand an griechischen Literaturwerken, immer mehr bekommt jener Gelehrte Recht, der einmal zu Friedrich Blaß sich geäußert hat, er möchte zukunftsahnenden Geist haben, um voraussehen zu können, welches nach einem halben Jahrhundert der Umfang dieser Literatur sein werde. Und nirgends sind frohe Hoffnungen mehr berechtigt, als auf dem Gebiete der klassisch-hellenischen Lyrik. Seit dem Jahre 1855, wo der Alkmanpapyrus ans Licht gezogen wurde, sind, von Splittern abgesehen, Bruchstücke des Alkaios aus herkulanensischen Rollen gewonnen worden, ist ein ganzes Buch des Bakchylides, die dritte, fast vollständige Ode der Sappho (s. Wiener Studien XXI (1900), 1. Heft, S. 1 ff.), je ein Stück des Archilochos und des Hipponax (s. Progr. des Maximiliansgymn. in Wien vom J. 1900), vielleicht eines des Alkman (s. Wiener Studien XXII (1901), 2. Heft, S. 25 ff.), endlich soeben drei Bruckstücke der Sappho und eines des Alkaios gefunden worden.

Das Verdienst, diese letzte, besonders schwierige Entdeckung gemacht zu haben — die Fragmente „fanden sich inmitten einer Menge ziemlich wertloser Papyrusfetzen auf drei eng zusammengeknüllten Resten von Pergamentblättern“ — gebührt Dr. W. Schubart, Direktorial-Assistenten an der ägyptischen Abteilung der königl. Museen in Berlin, dem in der Arbeit der Textherstellung v. Wilamowitz-Möllendorff hilfreich zur Seite stand. Die erstmalige Publikation (mit einer faksimilierten Tafel) erfolgte soeben in den Sitzungsberichten der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften (1902. X).

Der vorliegende Aufsatz bezweckt, den Text der Bruchstücke, wie er von den Berliner Bearbeitern hergestellt wurde, mitzuteilen, ihn mit den dazu gegebenen Erklärungen zu überprüfen und neue Beiträge für Kritik und Exegese vorzulegen. Betreffs der Geschichte des Fundes dagegen, des äußeren Aussehens der

Papyri und ihrer Schriftzüge, ihres Alters — Schubart weist sie dem 6. Jahrhundert n. Chr., vielleicht sogar dem 7. zu, während K. Wessely sie für erheblich älter hält — muß ich, um bereits Gesagtes nicht im Übermaße zu wiederholen, auf die erwähnte Broschüre verweisen. Nur kann ich nicht unerwähnt lassen, dass zwei Umstände besonders große Bewegungsfreiheit bei der Wiederherstellung gestatten, erstens, daß die Schrift weder Accente noch Interpunktionen zeigt, zweitens, daß dem Schreiber so zahlreiche Irrtümer von der Gattung der Schreibfehler passiert sind, dass seine Verlässlichkeit als sehr gering bezeichnet werden muss.

Der erste der Papyri (Nr. 9722) liefert zunächst das folgende Fragment der Sappho:

Col. I. 1 [– ⏑ – ⏑⏑ – ⏑ ⏑]
τεθνάκην δ' ἀδόλως θέλω."
. ἄ με ψισδομένα κατελίμπανεν
2 πόλλα καὶ τόδ' ἐέν[νεπεν·]
„ὤιμ' ὡς δεῖνα πεπ[όνθα]μεν,
5 Ψάπφ', ἦ μάν σ' ἀέκοισ' ἀπυλιμπάνω."
3 τὰν δ' ἐγὼ τάδ' ἀμειβόμαν·
„χαίροισ' ἔρχεό κἄμεθεν
μέμναισθ', οἶσθα γὰρ ὥς σε πεδήπομεν.
4 αἰ δὲ μή, ἀλλὰ θεᾶν θέλω
10 ὀμμναῖσ', αἶ[ς ἀπυ]λ[εί]ψεαι,
ιθ [...........] καὶ κάλ' ἐπάσχομεν.
5 π[όλλοις γὰρ στεφά]νοις ἴων
καὶ βρ[όδων ...]κίων τύλοις
καὶ . [........] παρ' ἔμοι παρεθήκαο
6 15 καὶ π[όλλαις ὑπο]θύμιδας
πλέκ[ταις ἀμφ' ἀ]πάλαι δέραι
ἀνθέων ἐρ[άτων] πεποημέναις
7 καὶ πόλλαις . [.....]ς μύρω
βρενθείω β[ασιληί]ω
20 ἐξαλείψαο κ . [...
8 καὶ στρώμν[αις ...
ἀπάλαν παρ[...
ἐξίης ποθε[...
9 κωὔτε τι σ[...
25 ἶρον οὐδ' ὐ[...
ἔπλετ' ὀ . . [...
10 οὐκ ἄλσος [...

---

15 f. = *fr.* 46 *Bgk.*[4] (Athen. XV 674 D) 19 = *fr.* 49 (Athen. XV 690 E)

---

2 κατελιππανεν 7 χαμοθεν 8 ωσε 9 θεων 10 ομναισ 13 τυλλοι 14 παρεθηκας 18 πολαις

Den ersten Vers τεθνάκην δ' ἀδόλως θέλω fassen die Berliner Bearbeiter als die Schlußworte der scheidenden Schülerin an Sappho auf. Mit Unrecht. Jedermann fühlt, daß in diesem Falle die Überleitung mit dem Relativ ἃ V. 2 wenig glatt vor sich geht, es ist aber weiterhin nicht verständlich, weshalb das Mädchen nach einem so abschließenden Gedanken noch einmal das Wort nimmt, um eigentlich das schon Gesprochene nur abzuschwächen. Drittens passen jene Worte zwar in den Mund einer Verlassenen, nicht aber einer, die Sappho verläßt, um einem anderen zu folgen. Der Plural μέμναισθε in Vs. 8 kann nämlich nur den Sinn haben, dass an den Gatten mit gedacht ist: Kühner II 1, 75, β. Ich meine daher, daß die Worte Sappho selbst zu sich spricht: vgl. fr. 2, 15 τεθνάκην δ' ὀλίγω 'πιδεύης φαίνομαι. Weiter bin ich der Ansicht, daß wir vom Anfange des Gedichtes gar nicht weit entfernt sind. Zuerst dachte ich mir etwa οὔ μοι τέρψις ἔτ' ἀελίω als vorausgehend, jetzt fühle ich, daß etwas wie:

οἴχωκ' Ἄτθις, ἔχει μ' ἄχος

für den Anfangsvers des Gedichtes gelten kann. Es ist dann auch ein bequemer Anschluss für das Relativum ἃ zur Stelle.

V. 10 kann OMNAIC[1]) wohl nur Inf. aor. sein: ὀμναῖσαι, von ὀμ-μναιμι, ὀμ-μιμναίσκω (Meister I 181), einem äol. Präsens mit epenthetischem Iota gleich φαῖμι (3. s. φαῖσι), γέλαιμι, κλάναιμι, δίδοιμι, δοκίμοιμι (Meister I 175. 161, Bergk zu Sappho fr. 32), demselben Iota, das auch in μαχαίταις (Alcae. 33, 5) und inschriftlich in Καμβύσαις und γενέταις (Balbilla im CIGr. 4730, 4 u. 5), endlich in ζοΐα (= ion. ζόη: Theocr. 29, 5) vorliegt. S. Joh. Schmidt, Ztschr. f. vgl. Sprachf. XXXVII, 39 ff. Die Elision des $\overline{αι}$ ist allerdings auffallend, doch möchte ich sie nicht geradezu für undenkbar erklären, da sie doch vorkommt, wenn auch erst bei Aristophanes (Wolken 7 κολάσ' ἔξεστι, 43 γῆμ' ἐπῆρε, 523 ἀναγεῦσ' ὑμᾶς, 550 ἐπεμπεδῆσ' αὐτῷ: Kühner-Blass I, 1, 238). Man könnte ja auch auf die solöken Elisionen bei Pindar hinweisen: Hermann Opusc. I p. 254. — Im vorhergehenden Verse stellt Schubart θεᾶν her, obwohl er aus den Buchstabenresten auf θεῶν schließen zu sollen glaubt, und man kann diese Korrektur bei einem Schreiber wie dem unsrigen gewiss für unbedenklich erklären. Aber θεῶν wird jedermann aufgreifen, der bedenkt, daß im Sapphokreise in erster Linie neben Aphrodite Eros steht, ihr beständiger ἀκόλουθος καὶ θεράπων (Plato Symp. p. 103 C, vgl. p. 180 D πάντες γὰρ ἴσμεν ὅτι οὐκ ἔστιν ἄνευ Ἔρωτος Ἀφροδίτη), ὁ τὰς τοιάσδε ξυνόδους μετ' ἀλλήλων πάσας τιθεὶς ξυνιέναι, ἐν ἑορταῖς, ἐν

---

[1]) So richtig der Papyrus, während Schubart ὀμμναῖσ' corrigiert: Pind. P. I 48 ἀμνάσειεν, IV 54 ἀμνάσει, Theocr. 29, 26 ἀμνάστην; Meister I, 50, Kühner-Blass I 1, 179, 4.

χοροῖς, ἐν θυσίαις γιγνόμενας ἡγεμών (das. p. 197 D); siehe frgm. 40. 42. 64. 74. Dann aber müßte im folgenden Verse *ἀμναῖσαι, οἷς* geschrieben werden, wodurch wir gegen eine auffällige Elision eine nicht minder bedenkliche Synizese eintauschen würden.

Zu diesen äußeren Bedenken kommen innere hinzu. Erstens ist im ganzen folgenden Teile des Gedichtes mit keinem Worte von Gottheiten (oder einer Göttin) die Rede, und doch wird man diese, da die Dichterin erklärt, dem Mädchen gewisse Gottheiten in die Erinnerung zurückrufen zu wollen, sicher ungern missen. Nur auf künstlichem Wege kann ein Zusammenschluß hergestellt werden, und darauf muß bei der Ausfüllung der folgenden Lücke zunächst Bedacht genommen werden.

Die zwei ersten Buchstaben des nächsten Verses ΙΘ bezeichnet Schubart beide als unsicher. An Iota ist kaum zu zweifeln, der nächste ist aber weder ein λ, an das man zunächst denkt, noch Θ, sondern ein aus O korrigiertes C, was mir sowohl Schubart als auch K. Wessely einräumen. O nimmt überhaupt leicht die Gestalt eines C an und umgekehrt, woraus der Schreibfehler V. 4 *παρέθηκας* statt *παρεθήκαο* verständlich wird, und so erklärt sichs, daß unser Schreiber richtiges C für O las und es dann verbesserte. Dann bietet sich aber als das wahrscheinlichste ΙCΘΙ dar, das logisch ganz ungezwungen aus *ὀμναῖσαι* herauswächst, und der ganze Vers mag gelautet haben:

ἴσ[θ', ἢ τέρπνα τε] καὶ κάλ' ἐκάσχομεν.

Bei dieser Herstellung ist zunächst die Verbindung *τερπνά τε καὶ καλὰ* durch Pindar fr. 42, 3 *καλῶν μὲν ὦν μοῖράν τε τερπνῶν* belegt, weiters aber stellt sich die Gedankenkette zur Not dadurch als geschlossen dar, dass *τερπνά* das richtige Wort ist für erotische Empfindungen: Pind. N. VII 53, P. IX 66. Noch mehr empfiehlt sich vielleicht *ἄβρα* (also: *ἴσθ', ὡς ἄ.*), gleichfalls ein erotisches Wort, namentlich wegen der Verbindung mit *κάσχειν*: Pind. fr. 2, Theogn. 473, 722; endlich *ἀβρὰ καὶ καλὰ* bei Athen. XV p. 687 C.

Aber damit ist, wie gesagt wurde, nur eine Notbrücke gebaut, indem die Göttinnen (Aphrodite, die Chariten, Peitho, auch die Musen: fr. 60. 65. 57 A) in die ihnen entsprechenden Gefühle und Situationen umgedeutet sind und nur ein sehr lockerer Zusammenhang mit den Gegenständen der folgenden Aufzählung angenommen wird. Eine letzte, aber darum nicht minder gewichtige Schwierigkeit, die auch Schubart sehr wohl gefühlt hat, enthält das Medium *-λείψεαι*: denn *-λείπομαι* kann unmöglich bloß 'verlassen' bedeuten, es muss heißen 'von sich zurücklassen'. Übrigens ist ein Medium *ἀπολείπομαι* überhaupt nicht nachweisbar.

Unter solchen Umständen wird man es mir zugute halten, wenn ich sowohl *θεᾶν* als auch *θεῶν* für recht unglaubhaft halte. Der für unsere Stelle passendste Gedanke ist offenbar der, dass

Sappho sagt, wenn ihre Schülerin schon ihrer nicht gedenken wolle, so möge sie sich an all das gemahnen lassen, was sie in Sapphos Hause zurücklassen werde. Also:

αἰ δὲ μή, ἀλλ' . . . ὂν θέλω
ὀμναῖσαι [σ' ἂ τὺ] λ[είψεαι.

Zu *εἰ δὲ μή, ἀλλ' . . . οὖν* vgl. Plat. Phaedr. p. 91 *B*: *εἰ δὲ μηδέν ἐστι τελευτήσαντι, ἀλλ' οὖν τοῦτόν γε τὸν χρόνον . . . ἧττον τοῖς παροῦσιν ἀηδὴς ἔσομαι ὀδυρόμενος.* Der folgende Satz mit *ἴσθι* ist bloß eine Überleitung zu der Aufzählung jener Dinge, die die Scheidende zurücklässt, die sie bei den Symposien der Sappho an sich getragen und deren Anblick jetzt die Verlassene mit tiefer Trauer erfüllt.

Was in der Lücke gestanden, ist schwer erfindlich. Ich denke an *ἄθρο'* (= *ἀθρόα*), doch kann ich die Kürze des *α* nicht belegen, so wenig an sich dagegen vorgebracht werden kann. Denn von Natur ist es kurz wie in *ἀ-ολλής*, *ἅ-πας*, *ἄ-λοχος*, *-ἀδελφός*, *ἀ-κόλουθος*. Vgl. übrigens S. 294 zu V. 18. Wenn der Raum der Lücke zu schmal scheint, um drei Buchstaben zu fassen, so möchte ich glauben, daß einem so flüchtigen Schreiber (oder seinem Vorgänger) die Zusammenreißung eines ΘΡΟΩΝ zu ΘΕΩΝ, nachdem er das Α zum vorhergehenden ΑΛΛΑ gezogen, zugemutet werden kann: hat er durch Col. II 5 ΤΑΙΔΕ zu СΕΔΕ entstellt; vgl. auch S. 297, Note.

Über dem Ausdruck V. 14 *παρ' ἐμοὶ παρεθήκαο* bauen die bisherigen Interpreten die Rekonstruktion des Grundgedankens der ganzen Stelle auf. Es sei davon die Rede, wie die Freundin bei Sappho Blumen und Kränze hingelegt habe, um sie zum Schmuck des Götterbildes (*θεᾶν* V. 9 von der einen Aphrodite) zu verwenden.

Ich meine vor allem, daß, wer einen so kalten Gedanken voraussetzt, wenig Bedacht nimmt auf das Feuer, das die sapphischen Lieder durchströmte: Philoxenos bei Plut. amator. 18, p. 762 F ed. Bern. *αὕτη δ' ἀληθῶς μεμιγμένα πυρὶ φθέγγεται καὶ διὰ τῶν μελῶν ἀναφέρει τὴν ἀπὸ τῆς καρδίας θερμότητα.* Man vergesse auch nicht, dass sich zwischen die Erwähnung der Gottheiten und das Folgende der Satz einschiebt *καὶ κάλ' ἐπάσχομεν*, der unmöglich vom äußeren Kult der Göttin verstanden werden kann. Daß das Mädchen gleich viele Gefäße verbraucht hat, um anlässlich ihres Abschiedes das Götterbild zu salben (V. 18 ff.), ist ein absonderlicher Gedanke. Endlich, wenn sie schon das Bild gesalbt hat, warum hat sie dann die Blumen nur bei Sappho 'niedergelegt', nicht gleich damit die Göttin geschmückt? Aber es ergibt sich auch eine sprachliche Schwierigkeit. Zwar passt *παρεθήκαο* zu *στεφάνοις* V. 12 und zu *τύλοις* V. 18, es passt aber nicht zu V. 15 *καὶ π[όλλαις ὑπο]θύμιδας πλέκ[ταις ἀμφ' ἀ]πάλαι δέραι*, und auch das gesteht Schubart ein. Denn es ist offenbar ganz unmöglich zu sagen: 'Du hast viele *ὑποθυμίδες* rings um den zarten Hals bei mir niedergelegt'.

Aus alledem ergibt sich, daß in *παρεθήκαο* ein Fehler stecken muß. Das richtige lehren uns die Stellen: fr. 78 *σὺ δὲ στεφάνοις, ὦ Δίκα, περθέσθ' ἐράταις φόβαισιν*, Alcaeus fr. 36 *ἀλλ' ἀνήτω μὲν περὶ ταῖς δέραισιν περθέτω πλέκταις ὑποθύμιδάς τις*, dann Eur. Med. 984 *χρυσότευκτόν τε στέφανον περιθέσθαι* (ohne *κεφαλᾷ* oder dgl.), Aristoph. Thesm. 381 *περίθου νυν τόνδε πρῶτον πρὶν λέγειν.* Es ist *περεθήκαο* zu schreiben, also ein einziger Buchstabe zu korrigieren: denn der lesbische Dialekt gestattet bekanntlich die Elision des *ι* in *περί*, und zwar nicht bloß vor Konsonanten, sondern auch vor Vokalen: Pind. Ol. VI 38 *ταύτας περ' ἀτλάτον πάθας*, Pyth. IV 265 *διδοῖ ψᾶφον περ' αὐτᾶς*, Theocr. 29, 25 *περ' ἀπάλω*: Meister I 192. Zum Überflusse erinnere ich, daß bei Hesiod theog. 577 ebenso überliefert ist *ἀμφὶ δέ οἱ στεφάνους . . .* | . . . *παρέθηκε καρήατι Παλλὰς Ἀθήνη*, wo die Kritik längst *περίθηκε* hergestellt hat.

Durch die Korrektur *περεθήκαο* gewinnen wir aber nicht bloß eine tadellose Konstruktion für V. 16 *πόλλαις ὑποθύμιδας ἀμφ' ἀπάλαι δέραι,* sondern es verändert sich auch der Gedanke der Stelle wie mit einem Schlage. Nicht von einem Götterbilde ist die Rede, sondern Sappho erinnert die scheidende Freundin an die eigenen Bekränzungen und Salbungen während des Symposions: Alcaeus fr. 36 (vom Gelage der Männer) . . . *κὰδ' δὲ χευάτω μύρον ἆδυ κατ τῶ στήθεος ἄμμι.* Es sind also unter den . . . *κάλα* V. 11 die Freuden des Gastmahls gemeint, während V. 12 ff. die dabei gebrauchten Gegenstände hergezählt werden, an die schon V. 9 f. gedacht ist.

Was in der Lücke V. 13 *βρ[όδων . . .]κίων* gestanden hat, vermag auch ich nicht zu finden. Dagegen wird man V. 14 am einfachsten *κρίνων* einsetzen können, an das, wie mir Schubart mittheilt, auch v. Wilamowitz gedacht hat. Auch an *κρόκω* könnte man denken.

V. 18 ist vor *μύρω* der Name eines Salbengefäßes zu ergänzen. Ich rate auf *φιάλαις* nach Xenophanes fr. 1, 3 *ἄλλος δ' εὐῶδες μύρον ἐν φιάλῃ παρσύνει*, doch versichert mich Schubart, daß auf *πολαις* kein *φ* folgte. Man sehe noch ein wenig von dem Buchstaben, vielleicht sei es ein *λ* gewesen. Schubart denkt an *λέπαδας*, vgl. *λεπαστή* bei Aristoph. Friede 916 u. a. (bei Athen XI, p. 485), doch überall nur als großes Trinkgefäß. Jedermann verfällt sofort auf *ληκύθως* (am bequemsten belegt mit ζ 215 *δῶκαν δὲ χρυσέῃ ἐν ληκύθῳ ὑγρὸν ἔλαιον* und mit Hippoloch. bei Athen. IV, p. 129 A *φέρουσαι ληκύθους μύρου ἑκάστη δύο . . . κοτυλιαίας*), doch könnte mit der metrischen Schwierigkeit nur die neueste Theorie fertig werden, die den Glyconeus aus sog. synkopierten Iamben entstehen lässt: – ⏑ – ⏑⏑, ⏑ – ⏑ – (Masqueray Traité de métrique § 257 ff., Ztschr. f. österr. Gymn. 1901, 1, S. 8 ff.). Bemerkenswert ist übrigens

die Konstruktion *ἐξαλείφομαι φιάλαν μύρου* 'ich versalbe an mir eine Schale Öls', während sonst überall im Akkusativ das Bestrichene steht.

Von V. 21 an lassen sich über die Wiederherstellung nur unsichere Vermutungen aufstellen. Pollux, der Onom. X 42 eine ganze Musterkarte poetischer Epitheta von *στρωμνή* mitteilt, nennt an erster Stelle *ἁπαλή*. Sonach wäre V. 21 *στρωμν[...* zu *στρώμναν* zu ergänzen, und *παρ* V. 22 vielleicht wieder wie V. 14 zu *παρ' ἔμοι*. — V. 23 vermute ich:

ἐξίης, ποθέ[οισα δὲ λείπομαι,

vgl. Theocr. 12, 2 *ἤλυθες, οἱ δὲ ποθεῦντες ἐν ἤματι γηράσκουσιν.*

In den Schlußzeilen ist vollends auch bloß der Versuch einer Ergänzung aufzugeben. Nur so viel wird man als sicher annehmen können, daß darin der Gedanke enthalten war, daß die Verlassene an nichts und nirgends mehr Freude findet. Parallelen hiefür liefern die Lieder aller Völker.

Das zweite der Bruchstücke lautet so:

Col. II. 1 [– ⏑ –, – ⏒ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏓]
[.........] . αρδ .. [...
[......] . λακι τυῖδ[..]ων ἔχοισα
2 ὡς π . [...] . ωομενδ[....] .....
σὲ θέαισ' ἰκέλαν ἀρι-
5 γνώτα τᾷδε μάλιστ' ἔχαινε μόλπα.
3 νῦν δὲ Λύδαισιν ἐνπρέπεται γυναί-
κεσσιν ὤς ποτ' ἀελίω
δύντος ἁ βροδοδάκτυλος σελάννα
4 πάντα περρέχοισ' ἄστρα, φάος δ' ἐπί-
10 σχει θάλασσαν ἐπ' ἀλμύραν
ἴσως καὶ πολυανθέμοις ἀρούραις,
5 ἁ δ' ἐέρσα κάλα κέχυται, τεθά-
λαισι δὲ βρόδα κἄπαλα
θρύσκα καὶ μελίλωτος ἀνθεμώδης.
6 15 πόλλα δὲ ζαφέγγεος ἀγάναι ὄπι
μάσθεισ' Ἄτθιδος, ἰμέρωι
λέπταν τοι φρένα καρδία βάληται.
7 κηθυ δ' ἔλθην ἀμμα..... ποδου
νωντ..[.]υς τὸν ...[..].. πόλλω
20 γαρυ . υ[..]αλος π[.....] . [...

---

3 ωομεν' δ 4 θεας 5 σε δε 8 μηνα 9 περεχοισ 12 ερσα 13 λεισι χαπαλαι 15 ξαφ.ογγαις oder ξαφογγαχ 17 ποι 18 ελεην ροδου?

Die Worte V. 3 f. versteht Schubart als Ansprache an eine gemeinsame Freundin der Sappho und der Atthis, „die es be-

sonders schmerzlich empfinde, daß Atthis jetzt im fernen Lydien ist". Zu dieser dritten Person habe Atthis in einem besonders innigen Verhältnis gestanden und sie vor allem in ihren Liedern verherrlicht. v. Wilamowitz rät auf Andromeda, von der wir aus fr. 41 wissen, daß sie die Atthis der Sappho abwendig gemacht hat; vgl. auch fr. 33 (34) und 58. Dabei ist aber zunächst auffällig, daß Sappho ihre Feindin oder doch Nebenbuhlerin in ein Lied einbezieht und mit höchstem Lobe (*θέαισ' ἰκέλαν*) auszeichnet, dann daß überhaupt von Liedern (*μόλπα* wegen *μάλιστα* offenbar kollektiv) einer Schülerin die Rede ist, von denen wir sonst nichts hören, und diese sogar ein rühmendes Beiwort (*ἀριγνώτα*) erhalten.

Ich meine deshalb, daß Sappho von ihren eigenen Liedern spricht, und ergänze zunächst V. 2, da die Worte *σὲ θέαισ' ἰκέλαν* . . . nicht der Anfang eines Satzes sein können, nach vorne hin mit *ἀ δ' ἐμὰ*. Daß Sappho ihre *μόλπα* eine *ἀριγνώτα* nennt, hat gar nichts Auffallendes, da solche rühmende Epitheta eigener Leistung in der griechischen Poesie ganz gewöhnlich sind. Gehen wir nun von dieser Voraussetzung aus, so fällt es nicht schwer, auch in die vorhergehenden Wortsplitter:

ὡς π . [. . .] . *ωομενδ*[. . . .

Sinn und Zusammenhang zu bringen; *ωομεν* wird kaum anders zu ergänzen sein als zu *ζώομεν* und dies Verbum lesen wir in fester Formel mit *εὖ* verbunden bei Hom. *ρ* 423 (= *τ* 79, hymn. Ap. Pyth. 352) *οἷσί τ' εὖ ζώουσι καὶ ἀφνειοὶ καλέονται*, wodurch *εὖ* auch formell für Sappho unverfänglich wird (s. übrigens fr. 12, 2). Dieses „Wohlleben" bringt uns das *κάλα πάσχειν* Col. I, 11 in Erinnerung, so daß wir Sappho ihre Lieblingsschülerin wieder an schöne, vergangene Zeiten erinnern hören. Das gibt für den Anfang des Satzes die Ergänzung des *ωσ π* zu *ὤς* (= *ὥς*, *οὕτως*) *ποτε*, während sich das *δ* nach *ζώομεν* wie von selbst zu *δύω* vervollständigt. Also:

ὤς π[*οτ' εὖ ζ*]*ώομεν δ*[*ύω* . *ἀ δ' ἐμὰ*]

'so glücklich lebten einst wir zwei . . .', Worte, mit denen eine neue Strophe gewiß ganz passend anhebt. Ja wir können noch weiter vordringen. Um die aus Col. I 12 ff. bekannten Kränze zu erhalten, kann man in *λακι* etwa *μίλακι* suchen: Eur. Bacch. 108 *Σεμέλας τροφοί, στεφανοῦσθε κισσῷ, βρύετε χλοήρει μίλακι καλλικάρπῳ*, 702 *ἐπὶ δ' ἔθεντο κισσίνους στεφάνους δρυός τε μίλακός τ' ἀνθεσφόρου*, vgl. auch Aristoph. Wolken 1007, Vögel 216.

Nicht im mindesten kann es Anstoß erregen, daß Sappho von derjenigen, die sie soeben angesprochen, im folgenden als von einer dritten spricht. Zuerst stellt sie sich die Atthis gegenwärtig vor, hieraut spricht sie von der Entfernten. Da mit V. 6 wieder eine neue Strophe beginnt, so haben wir alles Recht, nach der fün-

gierten Ansprache eine kurze Pause anzunehmen, die den Übergang zur dritten Person noch unbedenklicher erscheinen läßt.

Im folgenden ist alles klar verständlich. Zu V. 9 ist nachzutragen, daß wir für den Anfangsvers der Strophe zwei metrische Varianten haben, nämlich:

— ⏑ — | ⏓ ⏒ — ⏑ ⏑ — ⏑ —,

also den Glyconeus mit schwankender Basis, wodurch das Wesen des Verses sich noch deutlicher offenbart. Zu *πάντα περρέχοισ'* (= *ὑπερέχοισα*) *ἄστρα* vgl. noch Aesch. Pers. 709 *βροτῶν πάντων ὑπερσχὼν ὄλβον* und Eur. Hipp. 1365 *ὅδ' ὁ σωφροσύνῃ πάντας ὑπερσχών.* V. 9 ist *ἐπίσχει* in eigentümlicher Bedeutung gebraucht, für die wir nur folgende annähernde Parallelen zur Verfügung haben: Hom. *P* 465 *ἐπίσχειν ὠκέας ἵππους* und Hes. sc. 350 *τί νυ νῶιν ἐπίσχετον ὠκέας ἵππους* | *ἀνδράσι*[1]).

Wir kommen zu der schwierigen Stelle V. 15 ff. Mit der Verschreibung *ζαφογγαις* statt *ζαφέγγεος* möchte ich nicht allzu viel Aufhebens machen, jedenfalls befriedigt v. Wilamowitz' Verbesserung nach allen Richtungen. Für den Subjektswechsel *μνάσθεισ'* ... *καρδία* findet man außer dem beigebrachten weitere Belege bei Kühner II 2, 664, 4, woraus erhellt, daß wir es nicht mit einer allzu seltenen Erscheinung zu tun haben. Das logische Subjekt bleibt ja auch an unserer Stelle dasselbe.

Wichtig für die Erfassung des richtigen Sinnes der Stelle ist das Wort ΠΟΙ V. 17, das jedenfalls geändert werden muss. Schubart schlägt ΤΟΙ (*tibi*) vor und meint, Sappho spreche auch hier wieder zu jener dritten Person (Andromeda): „... wird dir vor Sehnsucht das Herz ans Zwerchfell schlagen" (*βάληται* = *βαλεῖται.* Wir brauchen uns dadurch von unserer Auffassung der Situation nicht im geringsten abdrängen zu lassen. Selbst wenn wir ΤΟΙ akzeptieren, ist kein Hindernis vorhanden, es als Adverbium zu verstehen: Kühner II 2, 703, 2. Da Sappho das Adverb ΤΟΙ kennt (fr. 90 *γλύκεια μᾶτερ, οὔ-τοι δύναμαι κρέκην τὸν ἴστον*), so sollte man wohl meinen, dass sie hier, um jedes Mißverständnis auszuschließen, die ihr gleichfalls geläufige Form *σοι* (fr. 7. 41. 99: Meister I 123) angewendet haben würde. Indes wer bedenkt, daß in den Papyri der die beiden aufrechten Striche des Μ verbindende Bogen oft sehr hoch

[1]) Zur Erklärung der Textverderbnis *σελάννα* in *μῆνα* möchte ich daran erinnern, daß bei Bakchyl. X 54 *νόημα* zu *νομμα* verderbt ist (also Η = Μ). Damit ist ΗΝΑ statt ΝΝΑ erklärt. Voran gingen die Buchstaben ΛΑ: daß diese leicht zu Μ werden konnten, liegt auf der Hand. Vor ΛΑΝΝΑ standen die zur Verwechslung ähnlichen Buchstaben (*ῥοδοδάκτυλ-*)ΟCCЄ, so daß es gewiß möglich war, daß der Schreiber CЄ mit ΟC verwechselte und es somit übersprang. Daß *μῆνα* dasselbe bedeutet wie *σελάννα*, konnte den Irrtum nur fördern.

oben angebracht wird, so daß M dem Π sehr ähnlich wird — dadurch wird der Irrtum oben Col. I, 2 *κατελιπκανεν* statt *κατελιμκανεν* erklärlich —, dem wird die Änderung in MOI gewiß paläographisch unbedenklich erscheinen. Übrigens scheinen mir die Spuren des Buchstabens an unserer Stelle ein M nicht einmal ganz auszuschließen.

Mit den Resten von V. 18 ff. weiß ich vorläufig nichts anzufangen.

(Fortsetzung.)

Wien. Hugo Jurenka.

Nachtrag.

Ein lebhafter Meinungsaustausch, der sich an einen von mir im '*Eranos Vindobonensis*' über unsere Fragmente der Sappho gehaltenen Vortrag anschloß, hat so schöne Früchte gezeitigt, daß es sich verlohnt, das Wichtigste davon nach Maßgabe des verfügbaren Raumes hier mitzuteilen.

Zu Col. I 13 ff. bemerkte E. Reisch, daß die ermüdende Wiederholung des *καὶ* den Gedanken nahelege, in V. 14 sei statt *καὶ*, dessen Schriftspuren sich ohnehin recht vieldeutig ausnehmen, entsprechend dem *ἀμφ' ἀπάλαι δέραι* ein Wort zu rekonstruieren, das 'Kopf' bedeutet. Das wäre also *κάρα* und der Vers würde lauten:

κρᾶτι σῷ παρ' ἔμοι περεθήκαο.

Die Wortform *κρατὶ* ist, weil durch Homer sanktioniert, für Sappho unbedenklich.

Zu Col. I 18, wo es gilt, einen mit *λ* beginnenden anapästischen Namen eines Salbengefäßes ausfindig zu machen, erinnert O. Benndorf an jene *λακάναι* genannten, zur weiblichen Toilette gehörigen Gefäße, welche zur Aufbewahrung von allerlei Parfüms dienten und deren Bemalung auf den Gebrauch speziell beim weiblichen Symposion hinweist. Eine genaue Beschreibung solcher *λεκάναι* gibt L. Stephani *Compte-rendu* 1860, S. 24 und bes. 1861, S. 5 ff.

Zu Col. II bemerkte Th. Gomperz, daß *αρδ* in V. 1 vielleicht zu *καρδία* und das *λακι* des folg. Verses zu *πόλλακι* zu vervollständigen sei: tatsächlich würde letzteres Wort in eine Stelle, wo Erinnerungen an schöne vergangene Zeiten geweckt werden, vortrefflich hineinpassen. H. J.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Wolfgang Reichel, Homerische Waffen, archäologische Untersuchungen. Zweite völlig umgearbeite und erweiterte Auflage mit 92 Abbildungen im Texte. Wien 1901, Alfred Hölder. X und 172 SS.

Mit stiller Wehmuth nehmen Reichels Freunde und wohl alle, die je mit ihm in persönliche Berührung kamen, die zweite Auflage seines Hauptwerkes zur Hand. Ist es ja nicht bloß das Vermächtnis eines in bester Manneskraft dahingerafften, bis zum Schlusse rastlos thätigen Forschers, sondern in seiner erweiterten, wenn auch unvollendeten Form auch eine schmerzliche Mahnung an die Einbuße, welche die Wissenschaft mit Reichels Hingang erlitten hat. Deutlich lebt bei seinen engeren Genossen die Erinnerung an die Zeit, da einlässlicheres Studium der mykenischen Cultur ihm ein tieferes Verständnis homerischen Lebens zu erschließen begann und er die sich ihm aufdrängenden neuen Probleme in anregendem Wechselgespräch zu entwickeln liebte, für Zustimmung wie begründeten Widerspruch in gleicher Weise dankbar. Eine Freude war es zu sehen, wie er den großen und kleinen Fragen mit gleicher Liebe und Gründlichkeit nachgieng, wie rasch er, ohne bis dahin eingehende philologische Studien betrieben zu haben, sich mit feinem Verständnis in die epische Diction einlebte und es nicht unterließ, sich bei Handwerkern und Experten über die für seine Studien wichtigen technischen Fragen genau zu unterrichten. So wurden über festem Fundament die Bausteine zu dem stattlichen Gebäude zusammengefügt. Bekannt ist, wie der einleuchtende Nachweis mykenischer Cultur bei Homer allgemein als wichtiges Ergebnis begrüßt, im einzelnen jedoch an Reichels Ausführungen manches ausgesetzt wurde, und auch diese Zeitschrift brachte eine in vielen Punkten ablehnende Kritik [1]). Die ausführlichste und sachkundigste Würdigung aber erfuhren

---

[1]) 1895, S. 898 ff. (Scheindler), vgl. Reichels Entgegnung S. 824 ff.

die „homerischen Waffen“ erst jüngst während des Druckes der Neuauflage durch K. Roberts Studien zur Ilias, in denen Reichels Ergebnisse geprüft und zu weittragenden Schlüssen über die Entstehungsgeschichte des Epos verwertet werden. In erster Linie wendete sich die Kritik gegen die Annahme, dass die echten Partien der Ilias und Odyssee im wesentlichen noch durchaus das Gepräge der mykenischen Cultur an sich tragen und dass erst gegen Ende des VIII. Jahrhunderts, als die jonische Hoplitenbewaffnung die alte primitivere Wehr verdrängt hatte, dieser Umschwung sich auch im Epos bemerkbar zu machen begann, weniger durch Eindichtungen, als durch späte Interpolationen. Vielmehr suchte man aus dem Epos nachzuweisen, die Einführung der jonischen Rüstung sei so früh erfolgt, dass sie an der noch in lebendem Flusse begriffenen Dichtung nicht bloß äußerliche, sondern tiefer einschneidende Spuren zurückgelassen habe, dass die Neubewaffnung nicht nachträglich interpoliert, sondern mit dem Epos ursprünglich verwoben war. Dieser Hauptsache gegenüber traten einzelne Einwände wie gegen die Realität des Achilleusschildes, gegen die Auffassung der *κνημῖδες* u. dgl. mehr in den Hintergrund. Konnte man gespannt sein, wie sich R. diesen zum Theil mit großer Entschiedenheit vorgebrachten Einwänden gegenüber in der zweiten Auflage verhalten werde, so zeigt sich jetzt, dass er zwar im einzelnen aus den Kritiken manchen Nutzen zog, ja sich sogar zu gewissen, nicht unwichtigen Concessionen herbeiließ, im allgemeinen aber sich nicht veranlasst sah, seinen principiellen Standpunkt zu verlassen.

Da die erste Auflage bei dem großen allseitigen Interesse für das Buch rasch vergriffen war, war R. frühzeitig auf eine Neuausgabe bedacht, die ihm in wesentlich erweitertem Umfange vorschwebte. Von den vorhandenen Capiteln sollte das über die Bogenschützen ergänzt und drei weitere über Schwerter und Speere, Streitwagen, Schiffe hinzugefügt werden. Leider war es ihm nicht vergönnt, diesen großangelegten Plan, der das gesammte homerische Kriegswesen umfasst hätte, durchzuführen. Nur die Umarbeitung des Vorhandenen und der Abschnitt über die Streitwagen konnte bis auf gewisse, offenbar der letzten Durchsicht aufgesparte Einzelheiten, fertiggestellt werden, die Besorgung der Ausgabe aber übernahm Heberdey, der R. zugleich als Freund und Fachgenosse nahestand. Die nachgelassenen Aufzeichnungen pietätvoll wahrend, beschränkte er sich auf kleine formelle Nachhilfen sowie vereinzelte, sachlich vervollständigende, durch eckige Klammern gekennzeichnete Zusätze, unter denen die Heranziehung der Funde von Enkomi besonders hervorgehoben sei. Allem vorangestellt aber ist ein von inniger Empfindung durchwehter Nachruf auf den Verfasser, der dessen Werdegang und eigenartige Persönlichkeit in markanten Strichen treffend zeichnet. Auch äußerlich präsentiert sich das Buch in neuer, vornehmerer Ausstattung und die Zahl der Abbildungen ist um 37 gewachsen.

erste Capitel wurde getheilt. Der Abschnitt über den
child ist wegen durchgreifender Umarbeitung und Erwei-
sgeschieden und als VIII. Capitel an den Schluss der
stellt. War an der Darlegung der Verhältnisse in der
en Epoche weder etwas zu ändern noch Wesentliches
gen, so glaubte der Verf. in der Erklärung homerischer
anches zurücknehmen zu müssen. Die früher verfochtene
las 17 mal dem Schild beigelegte Epitheton *πάντοσ' ἐίση*
der Bedeutung „überallhin gleich" auch auf den my-
Thurmschild bezogen werden, da dessen Grundform der
oder es sei vielleicht besser als „überallhin im Gleich-
zu erklären, hatte sich als unhaltbar erwiesen und ist
h eine neue ersetzt. Im Hinblick auf *Δ* 88 = *Ω* 69
, das „angemessene, gebürende" Mahl und *B* 765 *ἵπποι
ἐπὶ νῶτον ἐΐσαι* von zwei Pferden „welche über den
n der Setzwage angemessen sind", also gleiche Höhe
nne *ἀσπὶς πάντοσ' ἐίση* nur einen Schild bedeuten,
ill angemessen, passend" ist, d. h. überall deckt, müsse
ig identisch sein mit *ἀμφιβρότη* (S. 17). Dass die
achte Deutung „überallhin gleich, kreisrund" dem
en Ausdruck nicht gerecht wird, hat R. richtig gefühlt,
s auch nicht näher begründet. Der Begriff „rund" wäre
usdrucke nur herauszulesen, wenn der Gedanke an eine
vom Centrum radial nach allen Richtungen zugrunde
rd, ein gekünstelter Gedankengang, der die Ellipse eines
sich selbst" voraussetzen würde und sich mit der bei
wohnten naiven Betrachtung der Dinge nicht wohl ver-
ieße. Bestenfalls gelangt man so zu einer ganz ver-
nen Vorstellung. Auch spricht der sonstige Gebrauch
keineswegs für die Bedeutung „gleich"; vgl. *δαὶς ἐίση*
einer einzigen Person, *νῆες ἐΐσαι*, wo die Erklärung
seits gleich, d. h. symmetrisch gebaut" erst hinein-
werden muss, und insbesondere *φρένες ἐΐσαι*. Überall
Wort in absolutem Sinne, der wohl am besten wieder-
st mit „angemessen, wie es sich gehört, tadellos"; ein
übrigens auch bei Reichels Übersetzung „passend" zu
n wäre, schwebt offenbar nicht vor. Eine *ἀσπὶς πάντοσ'*
also wohl ein in allen Theilen tadellos gearbeiteter
ür den Gebrauch des Ortsadverbiums vergleiche man
Σ 478 *ποίει δὲ πρώτιστα σάκος μέγα τε στιβαρόν τε πάντοσε
δαιδάλλων*. Das Epitheton kann also weder für die mykenische
noch für die jonische Form als Beweis verwertet werden, und
Stellen wie *N* 808 und 157, 160, die mykenische Verhältnisse
voraussetzen, verlieren bei dieser Auffassung den Widerspruch,
den auch Robert S. 5 in ihnen gesehen hat. Mit Recht hat R.
auch seine frühere Behauptung, dass die Ausdrücke *κύκλος* und
εὔκυκλος durch die kreisrunde Grundform des mykenischen Schildes

ihre Erklärung finden, modificiert. Er verficht jetzt S. 20 die Ansicht, dass κύκλος nicht in der engen Bedeutung des mathematischen Kreises zu nehmen sei, sondern unserem allgemeinen „Rand" entspreche, wogegen sich wohl nichts Triftiges einwenden lässt.

Umso überraschender und auffälliger ist hingegen seine neue Auffassung des Wortes ἄντυξ, die er zwar an allen in Betracht kommenden Stellen des Buches durchgeführt hat, leider aber nicht mehr im Zusammenhange darlegen und begründen konnte. Diese ausführliche Rechtfertigung hätte S. 22 eingeschoben werden sollen, wo jetzt nur eine Anmerkung des Herausgebers dahin orientiert, dass auf einem eingelegten Blatte die Bemerkung stand: „Antyx = Wölbung, gewölbte Fläche, nicht einfach Rand" nebst Aufzählung der Homerstellen [1]. Das was R. im VII. und VIII. Capitel mit ausdrücklichem Bezug auf die unterbliebene genauere Ausführung vorgebracht hat, wird kaum jemand von der Richtigkeit der neuen Erklärung des bisher unbestrittenen Wortes überzeugen. Σ 479 περὶ δ' ἄντυγα βάλλε φαεινὴν τρίπλακα μαρμαρέην wird S. 144 folgendermaßen übersetzt: „Über ihn her (nämlich den Schild) legte er eine dreifache, strahlend schimmernde Wölbung" und dies auf drei Bronzeschichten des übrigens ledernen Schildes bezogen. Dies ist aber mit der Bedeutung von περὶ unvereinbar und auch aus technischen Gründen wenig wahrscheinlich, indem eine Schichtenlagerung zwar bei Rindshäuten von selbst gegeben ist, bei einer Metalldecke jedoch, welche aus einem einzigen dicker getriebenen Stücke hergestellt werden kann, eine zwecklose Complication wäre. So zeigt denn der Schild des Aias in der That zwar sieben Rindshäute, aber nur eine Metallage (Η 222 f.), ähnlich der Schild des Sarpedon (Μ 294 f.) und des Idomeneus (Ν 405). Wenn es weiter heißt πέντε δ' ἄρ' αὐτοῦ ἔσαν σάκεος πτύχες, so ist damit unmöglich die fünfschichtige Lederunterlage der dreischichtigen Metalldecke entgegengestellt, ebensowenig aber ein im ganzen fünfschichtiger Schild (mit zwei Leder-, drei Metallschichten) gemeint, da dann das αὐτοῦ beziehungslos wäre, während die landläufige Ansicht den eigentlichen Schildkörper dem deutlich sich abhebenden Rande (vgl. z. B. Fig. 1) sehr passend gegenüberstellt. Löschckes Erklärung „dreifach geflochtener Rand" ist freilich unhaltbar. Der Rand besteht einfach aus drei Lagen, was man sich so vorstellen kann, dass die zwei untersten Lederschichten und das über den ganzen Schild gezogene Metallblech bis an den Schildrand reichen. Dies aber ist dann ein Zeichen besonderer Festigkeit: Υ 275 ἄντυγ' ὑπὸ πρώτην, ᾗ λεπτότατος θέε χαλκός, λεπτοτάτη δ' ἐπέην ῥινὸς βοός. Den drei Metallschichten schreibt nun R. ähnlich wie Helbig den πτύχες nach oben abnehmende Größe zu, so dass concentrische

[1] Es muss richtig heißen: Σ 479. 608; Λ 535.

Ringe entstehen, die sich zur Aufnahme figuralen Schmuckes eignen. Auch diese einzelnen Schichten nennt R. merkwürdigerweise *ἄντυγες*, etwa gewölbte Lagen, und bezieht *ἄντυξ πυμάτη* *Σ* 608 und *Z* 118 sowie *ἄντυξ πρώτη* *Υ* 275 auf die unterste, von oben dritte Bronzeschichte, die zugleich als erste „dem Schild zunächst aufliegt". Die letztgenannte, oben ausgeschriebene Stelle wird bei dieser Auffassung dunkel; denn was heißt dann „unterhalb der ersten Wölbung (Schichte)" und warum ist dort der Schild so dünn? Auch von der *Σ* 607 f. beschriebenen Anbringung des Okeanos kann ich mir nach der Darlegung unter *c*) S. 150 keine klare Vorstellung machen und zweifle auch, dass man von einer „untersten Schichte" eines Schildes sagen kann *θέεν* (*Z* 118). Wie klar ist hingegen alles, wenn man die alte Deutung *ἄντυξ* = Schildrand beibehält! Auch bei der Besprechung der Wagen-*ἄντυξ* geht R. von der neuvermutheten Grundbedeutung „Wölbung" aus, doch bleiben dort auch bei Ablehnung dieser Auffassung die sachlichen Resultate unberührt.

S. 34 belehrt uns eine Anmerkung des Herausgebers darüber, dass die von der Beschreibung der waffenstarrenden Schlachtreihe handelnde Partie gemäß einer Randbemerkung im Manuscripte eine vollständige Umarbeitung erfahren sollte, ohne dass irgend ein Hinweis auf die Art und Weise hinzugefügt wäre. Ausführlicher behandelt ist hingegen der Gebrauch der Streitwagen (S. 38 f.) wohl mit Rücksicht auf die Einwendungen Scheindlers (S. 409 f.) gegen die Auffassung des homerischen Kriegswagens als „Equipage", die jedoch aufrechterhalten und durch neue Gründe gestützt wird.

In dem wichtigen Abschnitte über die Bügelschilde hat R. trotz der Angriffe der Kritik nichts Wesentliches geändert. Nach wie vor schreibt er nur dem Odysseus, Diomedes und des letzteren Genossen in der Dolonie, ferner dem Agamemnon und Agastrophos einen Rundschild zu und bestimmt dessen Einführung und Aufnahme ins Epos auf etwa das Ende des VIII. Jahrhunderts. Da Robert gerade bei diesem Punkte besonders energisch eingesetzt hat, muss die Berechtigung seiner Einwendungen näher geprüft werden. Robert glaubt S. 7 ff. die von R. in der Ilias constatierten Rundschilde noch um drei Beispiele vermehren zu können: den Schild des Idomeneus *N* 405 ff., des Aineias *Υ* 273 ff. und des Sarpedon *M* 294 ff. Auf die Gefahr hin, ebenfalls „einen gewissen Grad von Eigensinn" zu bekunden, kann ich ihm hierin nicht beipflichten, glaube vielmehr, dass R. Recht behält. *Ῥινοῖσι βοῶν καὶ νώροπι χαλκῷ δινωτήν* (*N* 407) verbürgt die Kreisform nicht, wenn Ähnliches von einem Zelte ausgesagt werden kann *τ* 56 (*κλισίην*) *δινωτὴν ἐλέφαντι καὶ ἀργύρῳ*. Döderleins „gedrechselt = sauber gearbeitet" trifft wohl beiläufig das Richtige. Auch *πάντοσ' ἐίση* (*N* 405) enthält nach meiner Auffassung keinen Hinweis auf einen Rundschild, an der Stelle ist also

Mykenisches nicht mit jonischen Elementen vermischt, sondern, soviel man sehen kann, rein erhalten. Aineias handhabt ohne jeden Zweifel einen mykenischen Schild: Achills Lanze dringt am Rande durch, Aineias duckt sich und streckt die deckende Waffe von sich, die Lanze aber fliegt durch und über den niederkauernden Helden hinweg, worauf sich dieser wieder erhebt. Ist dieser Vorgang mit einem kleinen Rundschild überhaupt vorstellbar? Ein solcher gienge beim Ducken natürlich mit, da ein Emporheben über den Kopf nutzlos und unbequem, ja den Entblößen des Körpers gefährlich wäre. Der Thurmschild aber bleibt, wenn Aineias niederhockt, selbstverständlich aufrecht stehen, wird durch die bei dieser Körperhaltung nothwendig erhobene Hand vom Körper ferngerückt, und die durch seinen oberen Rand dringende Lanze fliegt über den Kopf des Helden hinweg. Roberts Darlegung S. 22 kann ich mich also nicht anschließen, halte vielmehr die Verwendung des mykenischen Schildes hier für so sicher, dass m. E. nicht von den 280 erwähnten κύκλοι auf die Form des Schildes zu schließen, sondern gerade umgekehrt zu argumentieren ist: da sicher von einem mykenischen Schilde die Rede ist, kann κύκλοι nicht im strengen Sinne von Kreis gemeint sein (s. o.). Beiläufig bemerkt, scheint mir Roberts Annahme (S. 7), dass der Schild des Aineias ein Erzschild und an seiner Außenseite mit Rindshaut überzogen war, technische Schwierigkeiten zu bereiten. Die Aufzählung der Lagen (275 f.) geschieht in der Reihenfolge, in welcher sie vom Speer durchbohrt wurden; ἐπέην aber heißt nicht „lag oben auf", sondern „lag daran". So ist auch beim Sarpedonschild auf περὶ κύκλον kein entscheidendes Gewicht zu legen (vielleicht bloß soviel als „rings"), Reichels Ausführungen hierüber vielmehr als durchaus plausibel zu bezeichnen. Erwägt man, dass mit βοείη bei Homer stets mehr oder weniger deutlich die Vorstellung einer ganzen Rindshaut verbunden ist, so könnte in v. 296 sogar ein positiver Hinweis auf die Größe der Waffe erblickt werden. Der Goldschild des Nestor ist keineswegs deutlich als Rundschild charakterisiert, wird aber von Robert wohl mit Recht dem Märchenschilde des Agamemnon angereiht, welchem auch R. die spätere Form zuschrieb. Die übrigen Spuren des Kreisschildes, die Robert im Epos gefunden hat, nachzuprüfen, ist hier nicht der Ort. Man wird wohl kaum behaupten können, dass sie, einzeln betrachtet, absolut beweisend sind. Die von gewissen, bei einem großen Schilde unwahrscheinlichen Verwundungen hergeholten Einwürfe Scheindlers, und Roberts Hinweis auf das Umfassen der Knie Gerüsteter hat R. theilweise entkräftet, indem er jetzt S. 87 darauf aufmerksam macht, dass die mykenischen Helden gelegentlich auch ganz unbeschildet auftraten, namentlich dann, wenn es galt, einen raschen Coup auszuführen (vgl. auch Robert 61). Der Schild des Schardana(?)kriegers auf der ägyptischen Porzellanscherbe wird nicht mehr als Rundschild, sondern, wohl mit Recht, als Telamonschild von ihm gedeutet.

Ist R. somit im Schildcapitel kaum einen Fuß breit zurückgewichen und ist auch bei Besprechung der Beinschienen nichts hinzugesetzt, so hat er sich bezüglich des Panzers wenigstens am Schlusse zu einer wichtigen Concession veranlasst gesehen, die in ihren Consequenzen auf seine ganzen Darlegungen hätte zurückwirken müssen, wenn ihm der Abschluss der Neuauflage vergönnt gewesen wäre. Zunächst gibt er S. 33 zu, dass es ein Fehler war, alles, was im Epos sich nicht unter der Rubrik Plattenpanzer abthun ließ, summarisch durch die Interpretation θώρηξ = Rüstung erledigen zu wollen, und hat in diesem Sinne auf S. 104[1] = 88[2] eine Umarbeitung vorgenommen, die unhaltbare Deutung von χαλκεοθώρηξ und χαλκοχίτων (110) aber ganz aufgegeben. Weiters gibt er jetzt die Möglichkeit zu, dass es in der Zeit, da das Epos noch im Flusse war, irgend eine Panzerung gegeben habe, und er findet sogar schon für die Periode der mykenischen Schachtgräber in den goldenen Brustplatten der Königsleichen einen Hinweis auf diesen vorionischen Panzer, der eine Art Wams mit aufgenähten Metallplatten gewesen sein müsste. Da das Manuscript gerade hier unvollendet abbricht, ist eine weitere Ausführung des Gedankens und eine genauere Ausgleichung mit den früheren Darlegungen unterblieben. Unter der neuen Voraussetzung sind für den ionischen Plattenpanzer nur jene wenigen Stellen beweisend, wo er als solcher ausdrücklich charakterisiert ist, an den übrigen könnte auch das mykenische Wams gemeint sein. Man wird sich fragen müssen, ob dieses wohl öfter oder nur ausnahmsweise zum großen Schild getragen wurde und ob es jetzt noch nothwendig oder überhaupt möglich ist, alle Erwähnungen des θώρηξ für späte Interpolationen zu erklären, wiewohl einige Beispiele nachträglicher Einschaltung zweifellos zuzugeben sind. Diese Untersuchungen hat Robert 27 ff. angebahnt, und es scheint sich die allmähliche Vervollkommung der Bewaffnung in folgenden Etappen vollzogen zu haben: mykenischer Schild ohne Panzer; mykenischer Schild mit mykenischem Panzerwams; ionischer Rundschild mit Plattenpanzer. Alle diese Perioden haben im Epos ihre Spuren zurückgelassen, auch die letzte, wie es scheint, mehr als R. zugeben will. Nach Einführung der ionischen Rüstung konnten Homerstellen, wo Schild und Panzer, wenn auch in der alten Form gedacht, erwähnt waren, ganz gut ungeändert hingenommen werden, bei jenen alten Versen hingegen, in denen der Schild als einzige Wehr erschien, wurden die Rhapsoden leicht veranlasst, den in ihrer Zeit unerlässlichen Panzer, so gut es gieng, nachzutragen, während der schon vorhandene Schild auch ohne Umdichtung von den Zuhörern in moderner Weise als Rundschild aufgefasst wurde, mochte auch Beschreibung und Handhabung nicht immer vollkommen klappen. Dies ist auch der Grund, warum relativ so wenig sichere Spuren von Rundschilden nachweisbar sind.

In Cap. V ist die treffliche Interpretation von *K* 261 ff. hinzugekommen und auf Grund mykenischer Bildwerke und in Schachtgräbern gefundener, bearbeiteter Eberzähne eine eingehendere technische Beschreibung des mykenischen Eberhelmes geboten. Auch Cap. VI über den Bogen erfuhr eine willkommene Erweiterung. Im Anschlusse an Luschans abschließende Darstellungen über den zusammengesetzten Bogen (Festschrift f. Benndorf 189 f.) wird in lichtvoller Weise alles beigebracht, was über Herstellung und Beschaffenheit des homerischen Bogens zu eruieren war, woran sich die Darlegung des Spannens und Schießens in der Fassung der ersten Auflage anreiht.

Sehr zu begrüßen ist es ferner, dass R. seine in den Jahresheften II 187 ff. begonnenen Untersuchungen über den homerischen Wagen hier aufnahm und fortführte. Sie haben manche reife Frucht gezeitigt. Dass ἄντυξ nicht das Geländer der Brüstung, sondern diese selbst bedeutet, ist eine richtige Bemerkung, die ihre Geltung auch behält, wenn wir nicht „Wölbung“, sondern „Rand“ als Grundbedeutung annehmen, und durchaus klar und einleuchtend ist, was für den Wagenstuhl aus Bildwerken und Homerstellen erschlossen wird. Schwierigkeiten bietet jedoch die bekannte Stelle *Ω* 268—274, die von der Anbringung des Joches an der Deichsel handelt, und nicht alles geht hier ohne Rest auf. Als Object zu ἔδησαν (273) das entlegene ζυγόδεσμον (270) zu nehmen, macht weder der Zusammenhang noch der sonstige Sprachgebrauch rathsam. Der Riemen ist das Mittel des Anbindens, nicht das Object, das am natürlichsten in τὸ μὲν (271) = ζυγόν zu sehen wäre, wenn nicht auch diese Beziehung später Schwierigkeiten bereitete. Das gleiche Bedenken bleibt 274 für κατέδησαν, und eine wenig klare Ausdrucksweise wird dem Dichter zugemuthet, wenn ἑξείης καταδεῖν mit einem einheitlichen Object das Nebeneinanderlagern seiner Theile bezeichnen soll; ὑπὸ γλωχῖνα δ' ἔκαμψαν kann schwerlich heißen: „sie steckten das Spitzende (nämlich des Riemens) unter“. Gegen die Tmesis und für die Verbindung der Präposition mit dem Substantiv spricht die Stellung des δέ, κάμπτειν aber bedeutet ein energisches Umbiegen, das bei Reichels durch Fig. 69 gut veranschaulichter Auffassung vermisst wird. So scheint der genaue Sinn der Stelle noch nicht getroffen, doch habe ich einen besseren positiven Vorschlag nicht bei der Hand. Mit Hilfe instructiver Abbildungen auch von assyrischen und ägyptischen Denkmälern wird im Folgenden eine Reihe von Einzelheiten aufgehellt; so die verschiedene Art der Festlegung des Joches an der Deichsel, das Wesen der οἴηκες oder Jochhörner an den Enden des Joches, die Bedeutung von ζεύγλη, worunter das aus dem Unterlager des Joches, dem λέπαδνον (Brustgurt) und dem μασχαλιστήρ (Schultergurt) bestehende Geschirr verstanden wird, desgleichen die Beschaffenheit des χαλινός, und in Fig. 91 schließt sich eine anschauliche Reconstruction des homerischen Pferdegeschirres an.

Das letzte Capitel ist ausschließlich dem Achilleusschilde gewidmet, dessen Besprechung in mehreren Punkten eingehendere Umarbeitung erfahren hat. Die neue Ansicht von seiner technischen Herstellung aus drei Metall- und zwei Lederlagen, die oben als bedenklich bezeichnet werden musste, bildet jetzt die Grundlage für eine neue Vertheilung der Bilder, die von der Vorstellung ausgeht, dass nicht fünf concentrische Bilderflächen zur Verfügung stehen, sondern die Figuren nur auf drei „ἄντυγες“ vertheilt waren, die nach Reichels Ansicht von den in abnehmender Größe über einander gelagerten drei Bronzeschichten gebildet wurden. Die Schaftrift und der Reigentanz hatten am Schlusse der Aufzählung Schwierigkeiten bereitet, indem es unglaublich schien, dass die eintönigen Figurenreihen die geräumigste Fläche nächst dem Schildrande eingenommen hätten. Die durch diese Erwägung veranlasste Umstellung wird jetzt widerrufen und die beiden genannten Bilder als jüngerer Zusatz ausgeschieden. Es bleibt somit in der Mitte des Schildes die Darstellung der Erde, des Himmels und des Meeres, im anstoßenden Ringe oben die friedliche, unten die kriegerische Stadt, in dem äußersten oben das Ackerfeld und die Ernte, unten die Weinlese und die Rinderherde, als abschließendes Randornament der Okeanos (s. o.). Ich gehe auf die Frage der Bildervertheilung nicht näher ein, da diese nur bei Voraussetzung eines realen Schildes von praktischem Werte ist, ich aber in diesem Punkte abweichender Ansicht bin. Für die Realität des Schildes findet R. bekanntlich einen Beweis in der Treue der Beschreibung sowohl, wie in Interpretationsfehlern, die dem Dichter unterlaufen seien. Zu letzteren ist ein neuer hinzugekommen, den Sticotti (Festschrift f. Benndorf 188) geliefert hat. In dem 491—496 geschilderten Hochzeitszuge sollen die γυναῖκες ἱστάμεναι ἐπὶ προθύροισιν ἑκάστη eigentlich das Ziel des Zuges bilden und nach Analogie erhaltener Darstellungen die am Prothyron auf die Ankunft des Brautpaares harrenden Eltern und Verwandten vorstellen. Das wäre nicht nur ein Interpretationsfehler, sondern auch eine falsche Beschreibung, denn der Wortlaut setzt mehrere Vorhallen voraus und in jeder eine Frau mit staunender Geberde. Seine Auffassung der Gerichtsscene hat R. trotz mehrfachen Einspruches der Kritiker beibehalten und noch näher begründet. Er postuliert vom Standpunkte der Kunst die Darstellung der ποινή, des Wehrgeldes. Aber richtig bemerkt Robert 16, dass sich „das Geld, das die eine Partei empfangen zu haben leugnet, die andere gezahlt zu haben behauptet, so wenig darstellen lasse wie ein verbrannter Cassenschein oder ein unterschlagenes Testament“. Wer sollte auch das Wehrgeld vor Gericht deponiert haben? So wird auch bei Constatierung eines dritten Irrthums 516—519, wo zwei Heerführer vom Dichter für Ares und Athene versehen sein sollen, Vorsicht geboten sein (Robert a. a. O.). Die auch von Robert verfochtene

Ansicht, dass die Schildbeschreibung eine dichterische Erfindung sei, scheint das Richtige zu treffen, immerhin aber darf nicht unbetont bleiben, dass der Dichter, in der Conception auch gewissermaßen als Bildner thätig, naturgemäß im Banne der zeitgenössischen Kunstformen steht und die Bilder, auch wenn sie von ihm ganz selbst erfunden sind, bewusst oder unbewusst nur in jenen Formen vorstellen kann. Kein Wunder also, wenn sich für die dichterische Beschreibung schlagende Parallelen in der Kunst aufzeigen lassen.

Das Andenken des Freundes, dessen Leben dem Streben nach Wahrheit und nach Bereicherung der Erkenntnis gewidmet war, glaubte ich am besten zu ehren, wenn ich bei Abwägung seiner großen wissenschaftlichen Leistung gegebenenfalls auch vor Widerspruch nicht zurückscheute. Sein Verdienst, dem Verständnis des homerischen Epos neue Wege gewiesen zu haben, wird durch den Nachweis vereinzelter Irrungen nicht geschmälert. Nach Inhalt und Ausdehnung bedeutet die Neuauflage seines Buches wieder einen namhaften Fortschritt, und die Wissenschaft wird diese postume Gabe eines zu früh entrissenen eifrigen Förderers dankbar entgegennehmen.

Freiburg (Schweiz). Julius Jüthner.

Prosopographia Attica. Edidit Iohannes Kirchner. Vol. I. Berolini, typis et impensis Georgii Reimeri 1901. 8°, VIII u. 603 SS. Preis 24 Mark.

Die Wichtigkeit der 'Prosopographien', d. h. biographischer Lexica in knapper Form und alphabetischer Anordnung, für die gesammte Alterthumskunde ist besonders in den letzten Jahrzehnten klar erkannt worden, und man ist daran gegangen, solche Hilfsmittel zu schaffen. Auch da ist es Verdienst der deutschen Forschung und ihres Altmeisters Th. Mommsen, die Bahn gebrochen zu haben. Die auf Mommsens Antrag von der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgegebene, von drei Gelehrten (N. Dessau, E. Klebs und P. v. Rohden) bearbeitete 'Prosopographia imperii Romani saec. I. II. III.' liegt jetzt vollendet vor und ist ein vorbildliches Muster für solche Werke; auf Antrag von A. Sterneck hat ebenfalls die Berliner Akademie unlängst beschlossen, als Fortsetzung die Prosopographie der nachdiocletianischen Zeit in die Hand zu nehmen. Für die griechische Geschichte ist eine gleiche Unternehmung wegen des umfassenden Materials und der Zersplitterung in viele Mittelpunkte der politischen und geistigen Entwicklung gegenüber der Einheitlichkeit des römischen Lebens viel schwieriger durchzuführen. Es steht hier ähnlich wie mit der Neubearbeitung des *Corpus inscriptionum*

Graecarum: wie letztere nicht einheitlich, sondern nur nach einzelnen Theilen durchgeführt werden konnte, so ist vorläufig an eine gesammtgriechische Prosopographie nicht zu denken, vielmehr wird es angezeigt sein, auch da die Bearbeitung der einzelnen landschaftlichen Theile oder Zeiträume an die Stelle treten zu lassen. Für das am meisten abgeschlossene und im Vordergrund des Interesses stehende Gebiet, Athen, liegt jetzt der erste Band einer derartigen Behandlung (die Buchstaben A bis K) vor, welche, was nicht genug rühmlich hervorzuheben ist, der Initiative und der unermüdlichen Arbeitskraft eines einzigen Gelehrten zu verdanken ist. Natürlich war auch da die pecuniäre Unterstützung seitens der Berliner Akademie der Wissenschaften nothwendig, ohne welche sich ein Verleger wohl kaum zur Übernahme eines so umfassenden und kostspieligen Buches entschlossen hätte. Das Werk brauchte zu seiner Vollendung sechzehn Jahre, was bei der Masse des Materials und dem Umstande, dass der Verf. bei seinem Beruf als Gymnasial-Oberlehrer ihm nur seine Mußestunden widmen konnte, nicht verwunderlich ist. Zu dem endlichen Abschlusse seiner mühsamen und aufopfernden Arbeit ist er aufrichtig zu beglückwünschen.

Von dem großen Umfang der in dem Werke berücksichtigten Persönlichkeiten erhält man dadurch einen Begriff, dass dieser erste Band nicht weniger als 8959 Artikel enthält; natürlich sind die meisten ganz kurz. Die Grenze der Prosopographie wurde dahin bestimmt, dass nach oben hin mit der Zeit der zehnjährigen Archonten der Beginn gemacht und mit Augustus abgeschlossen wird. Über letztere Beschränkung kann man rechten; allerdings ist die daraus resultierende Unzukömmlichkeit dadurch gemildert worden, dass diejenigen Athener, welche zu einer von früher her blühenden Familie gehörten, auch dann aufgenommen wurden, wenn sie nach Augustus lebten. Das Gesammtwerk wird in zwei Theile zerfallen, von welchen der erste die alphabetisch geordneten Artikel enthält, während der zweite (jedenfalls viel kürzere) die im ersten Theil behandelten Bürger nach Demen (durch einfache Anführung der Nummern der Artikel) zusammenstellen soll. Zum Ende des zweiten Theiles wird eine Archontentafel angefügt.

Natürlich sind die Angaben bei den einzelnen Artikeln eben mit Rücksicht auf deren große Zahl und den Charakter einer solchen Arbeit sehr knapp gehalten, und dazu wurde noch der Raum durch zweckmäßige Abkürzungen möglichst ausgenützt. Eine erwünschte Beigabe sind die Stammbäume von wichtigen Familien, die für deren Geschichte und diejenige der Geschlechter ein sehr wertvoller Behelf sind. Eine Durchmusterung dieses ersten Bandes lässt die Wichtigkeit des Unternehmens nicht bloß für die politische Geschichte, sondern auch für die Literaturhistorie (auch zur Erläuterung der Redner) und die Kunstgeschichte klar er-

kennen. Natürlich habe ich nicht jeden Artikel für sich nachgeprüft, sondern mich auf Stichproben beschränkt, wobei ich durch den Umstand unterstützt wurde, dass ich in der letzten Zeit für die Neubearbeitung von Paulys Real-Encyklopädie eine Reihe von prosopographischen Artikeln zu liefern hatte, die sich zum Theil mit denjenigen K.s decken, wobei mir allerdings der Umstand zugute kam, dass ich mich weiter fassen durfte. Durch den Vergleich hat sich mir durchgängig die Zuverlässigkeit und Vollständigkeit der Angaben in K.s Arbeit herausgestellt, zu deren Solidität man unbedingtes Vertrauen haben darf. Die Fülle der gerade für die politische Geschichte Athens wichtigen Artikel ist in unserem Bande sehr bedeutend; ich verweise auf: Aischines, Alkibiades, Anorkides, Aristides, Demades, Demetrios von Phaleron, Demosthenes, Demochares, Eubulos, Themistokles, Theramenes, Thrasybul, Hipparchos, Hippias, Iphikrates, Kallias, Kallistratos, Kimon, Kleon, Konon, Kritias u. a. Wegen Einzelheiten sich in Discussionen einzulassen, erscheint einer Arbeit gegenüber, welche jeder benützen muss, kaum als angebracht. Um nur weniges zu berühren, so stimme ich vollkommen mit K. darin überein, dass er Hagnon, den Gründer von Amphipolis, mit dem Vater des Theramenes identificiert (während Busolt zwei gleichnamige, von einander verschiedene Persönlichkeiten annahm). Weniger einverstanden bin ich damit, dass er bezüglich Hipparchos der Ansicht Stahls und Wilckens folgt, dass auf ihn, nicht auf Thessalos die Worte *τῷ βίῳ θρασὺς καὶ ὑβριστής, ἀφ' οὗ καὶ συνέβη τὴν ἀρχὴν αὐτοῖς γενέσθαι πάντων τῶν κακῶν* in Aristot. *Αθ. πολ.* 18, 2 zu beziehen seien und dass er anderseits Aristoteles' Meldung gelten lässt, Hegesistratos und Thessalos seien ein und derselbe gewesen. Bei Aristeides nimmt es mich wunder, dass K. dessen angebliches Gesetz (bei Plut. Ar. 22) nicht erwähnt, mag es auch eine historische Fiction sein.

Der zweite Band der attischen Prosopographie soll binnen Jahresfrist erscheinen. Es versteht sich von selbst, dass dieses grundlegende Werk für jeden auf dem Gebiete der Alterthumskunde Thätigen unentbehrlich ist; um es vor dem Veralten zu schützen, wäre es gut, wenn später Supplemente ausgegeben würden. — Hoffentlich eifert unsere Prosopographie zu ähnlichen Werken auf anderen Gebieten an, welche sich leicht abgrenzen lassen; so wäre eine Prosopographie der Zeit Philipps, Alexanders des Gr. und der Diadochen eine verhältnismäßig rasch zu bewältigende und ungemein nutzbringende Arbeit.

Prag. H. Swoboda.

Harvard studies in classical philology. Edited by a committee of the classical instructors of Harvard university. Vol. XI. 1900, published by Harvard university, Cambridge, Massachusetts, U.S.A., Leipzig, Otto Harrassowitz. 8°, 176 SS. mit 5 Tafeln.

Der Inhalt des elften Bandes der nunmehr im Selbstverlag der Universität erscheinenden Studien weist eine derartige Mannigfaltigkeit auf, dass ich mich auf eine kurze Angabe der behandelten Stoffe beschränken muss. In der Abhandlung *De rebus ad pompas sacras apud Graecos pertinentibus quaestiones selectae* gibt A. H. Leacock eine Zusammenstellung der uns erhaltenen Nachrichten über die πομπή bei den Griechen, worauf er der Reihe nach folgende Punkte behandelt: *I. de canephoris, II. de uasis quae πομπεῖα dicuntur, III. de prosodiis* (handelt über die Chöre und die uns bekannten Dichter solcher Chöre, ein Capitel, das mit Rücksicht auf den sonst festgehaltenen Eintheilungsgrund besser an anderer Stelle eingereiht oder ganz ausgeschaltet würde), *IV. de ordine pompeutarum, V. de uestitu pompeutarum, VI. de curatoribus pomparum, VII. de uiis praeparandis.* Der Abhandlung, die der Verf. noch weiter auszuführen gedenkt[1]), geht die Abbildung einer schwarzfigurigen Schale des Brit. Museums (Kat.-Nr. *B* 405) voran, die eine solche πομπή zur Athene darstellt. Zur Einleitung, wo über die Rolle gesprochen wird, die solche πομπαί im Vorstellungskreise der Griechen spielten, möchte ich den einen Zusatz machen, dass als Belegstelle dafür, dass beinahe nur an den Festtagen griechische Jungfrauen in die Lage kamen, öffentlich zu erscheinen, ebensogut wie auf Plaut. Cist. 89 ff. auch auf Aul. 750 hätte verwiesen werden können, wo wir erfahren, dass der junge Lykonides die Phädria ebenfalls an einem Ceresfeste kennen gelernt habe[2]). Nicht uninteressant dürfte auch die neue Ableitung von Carneval sein, die dem Verf. von Schick in München mitgetheilt wurde, nämlich aus *currus* und *naualis.* Unter dem Titel '*Oriental Cults in Britain*' gibt Clifford Herschel Moore eine Zusammenstellung der in England gefundenen Inschriften, aus denen die hauptsächlich durch Soldaten, manchmal auch durch Kaufleute erfolgte Übertragung orientalischer Culte, namentlich des *Iuppiter O. M. Dolichenus, Heliopolitanus,* des *Mithras* usw. zu erkennen sind. — George D. Chase liefert in dem Aufsatze *The form of nominal compounds in Latin* eine Zusammenstellung der Vocalwandlungen am Schlusse des 1. Bestandtheiles. Der für das Latein charakteristische lautgesetzliche Vertreter der nachtonigen Endvocale findet sich auch durch Analogie an Stellen, wo *u* statt *i* erwartet würde. Dieses *i* bildet sich geradezu zum Bindevocal für Composita aus und findet über

[1]) Pfuhl, *De Atheniensium pompis sacris,* konnte ihm noch nicht bekannt sein.

[2]) Auch Herond. I 56 könnte herangezogen werden; vgl. überdies Plato Leg. VI 771.

die *i*-Stämme bei den consonantischen Stämmen Eingang. Selbstverständlich spielt die Analogie auch in weiteren metaplastischen Erscheinungen eine große Rolle. Eine sehr reichhaltige Beispielsammlung begleitet die Untersuchung Schritt für Schritt. — Unter dem Titel *Conjectural emendations of the Homeric hymns* behandelt Walton Brooks Mc Daniel *Hymn. in Cer.* 429, *in Apoll. Del.* 53—60, *in Apoll. Pyth.* [495 f.] 317 f., [539] 361, *in Merc.* 86, 152, 188, 325, 409—419, 447, 526 f., 581, *in Pana* 14 f. — Einen etruskischen Spiegel, der sich unter den neuen Erwerbungen des *Museum of fine arts* in Boston befindet, bespricht auf Grund der beigegebenen Abbildung Edmund von Mach. Hiedurch erhalten wir zu den bisherigen neun Darstellungen des sterbenden Aiax eine neue, die sich nach v. Machs Ansicht dadurch von allen anderen unterscheidet, dass sie allein die uns durch den Scholiasten zu Soph. Aiax 883 vermittelte Auffassung des Äschylus darbietet, wonach der sonst unverwundbare Aiax — das Schwert biegt sich auf dem Spiegel bei den Versuchen des Helden, die undurchdringliche Haut zu durchbohren — erst von Athene über seine verwundbare Stelle — die *μασχάλη* — aufgeklärt wird. Im Anschlusse daran begründet v. Mach die Unzulänglichkeit der Versuche Weckleins und Hermanns, aus den Worten des Scholiasten das Citat aus Ä. herzustellen und schlägt hiefür eine neue Fassung vor. — Nachträge und antiquarische Erläuterungen, hauptsächlich zu Cicottis Artikel: *I sacerdozi municipali e provinciali della Spagna e gli Augustali nell' epoca imperiale Romana*, *Riv. di filol.* 1890/91, gibt George Converse Fiske in *Notes on the worship of the Roman emperors in Spain* über die göttliche Verehrung der römischen Kaiser in Spanien und die Einrichtung des diesbezüglichen Municipal-, Conventual- und Provinzialcults. — Josiah Bridge versucht, das vielbehandelte *συγγενὴς ὀφθαλμός* in der ersten Antistrophe der 5. pythischen Ode Pindars als Auge des *πότμος συγγενής*, *the eye of the kindred being*, das Auge des Geschlechtsdämons, zu erklären. — Im Jahre 1896 hatte sich J. B. Greenough im Neapler Museum zwei Pferdegebisse notiert (Nr. 120266 und 75572), die ihm eine von der bisherigen abweichende Form zu haben schienen. Da er sich selbst nicht weiter damit beschäftigen konnte, übertrug er diese Aufgabe zwei pferdekundigen Schülern, Robert Emmons Lee und Wm. Edmunds, von denen jener unter *Ancient curb bits* noch einige andere Beispiele hinzufügen konnte, dieser sein Urtheil über die Verwendbarkeit dieses Stangengebisses abgab. Während man sonst nur Trensengebisse oder doch nur solche Stangengebisse gefunden hat, bei denen Kopfzaum und Zügel unmittelbar oder mittelst eines fest verbundenen Stückes an dem Maulstücke befestigt waren, sind an den beiden Neapler Gebissen an den Gebisstangen zwei Seitenbügel angebracht. An deren einem Ende ist die Gebisstange drehbar angebracht und

befinden sich Öhren für den Kopfzaum, an dem anderen Haken für den Zügel. Außerdem sind aber die beiden Bügel in einer Entfernung von 3·75 Zoll vom Mundstücke durch eine Querstange verbunden, die beim Zurückziehen des Zügels dieselbe Hebelwirkung auf die Kinnlade des Pferdes äußert wie bei unserem Kandarenzaum die Kinnkette. Danach erfährt auch die von Ed. v. Sacken in dem Jahrb. der Kunsthistorischen Sammlungen des A. H. Kaiserhauses I 48 gegebene Beschreibung eines in der Nähe von Triest zu Pinguente im Jahre 1866 gefundenen Gebisses eine Berichtigung, indem bei demselben nicht das Mundstück, wie Sacken behauptete, sondern die Querstange, die zur Hebelwirkung nothwendig war, erhalten ist. Außer diesen drei Exemplaren konnte R. Emmons Lee noch ein viertes Gebiss dieser Art auffinden. — Aus dem Nachlasse Dr. Hayleys, der eine Phormioausgabe vorbereitet hatte, werden Bemerkungen mitgetheilt zu V. 73: *mi usu uenit hoc, scio* ist zu lesen, *I have found this out by experience*, 97 *sita erat* soll hier „wurde verbrannt" bedeuten, 131 *quod erit mihi bonum atque commodum* gehört zum Vorhergehenden und ist einschränkend, 156 *quid istuc* nach Bentley, 190 *conuasare* ist ein *terminus* der Lagersprache, der erst durch Verwendung an solchen Stellen wie die angegebenen den von Non. (p. 87) bezeugten Nebensinn *furto omnia colligere* erhalten hat. — Den Schluss bildet Minton Warren mit *Epigraphica.* Er erklärt nach *iouestod* des Cippus = *iustod* das *ioueset* der Duenosinschrift mit *iussit*; von den Aufschriften der pränestinischen Cista (Mél. Arch. 1890, 303 ff.) ist die zweite Aufschrift statt von rechts von links zu lesen: statt COENALIA heißt es AILANEOS = *ait lanius*, und in der vierten *feri porod* ist *porod* der Ablativ von *porrus* Stock, Gerte oder Geißel (ebenso Plaut. Poen. 819 *is me autem porro uerberat, incursat pugnis, calcibus*), wodurch erst Übereinstimmung mit den Bildern hergestellt wird.

Außer dem Generalindex und Stellenregister folgt noch eine Übersicht über die ersten zehn Bände.

Wien. Robert Kauer.

Nonius Marcellus by W. M. Lindsay. St. Andrews University publications Nr. 1. Oxford, Parker 1901. 8°, 120 SS.

Die altehrwürdige Bildungsstätte von St. Andrews schickt sich an, eine Reihe von wissenschaftlichen Publicationen in die Welt zu senden, und den Reigen eröffnet der allbekannte Latinist, der nach dem Hinscheiden von Onions und Nettleship mit rastlosem Eifer der verwickelten Überlieferung des Nonius nachgeht. In dem vorliegenden Buche, das jedem Fachgenossen auf diesem Gebiete unentbehrlich werden wird, entwickelt L. nach kurzem

Überblick über Leben und Schriftstellerei des Nonius im allgemeinen seine Ansichten über die bekanntlich von Schottmüller in den *Symb. Bonn.* (807—832) und von P. Schmidt (*De Nonii Marcelli auctoribus grammaticis*, Leipzig, Teubner 1868) aufgeworfene Frage nach den Quellen und der Klitterung des ganzen Buches *De compendiosa doctrina*. Der neueste Herausgeber — Lucian Müller — hatte wie Quicherat darüber fürsorglich geschwiegen; in der Ausgabe von Onions war gleichfalls für diese schwierigen Untersuchungen kein Platz.

Lindsay hat mit sehr nüchternem Urtheil die ganze Schriftstellerei des Nonius als ein getreues, aber durchaus nicht sinnloses Copieren gefasst. Von Übertreibungen, wie man sie bislang beliebte, ist hier keine Rede mehr. Dass Nonius den Cicero und den M. Tullius für zwei Personen angesehen haben sollte, glaubt L. ebensowenig, wie bisher alle Einsichtigen. Aber gerade in der Treue der Citate findet L. die Handhabe, auf Grund des Buches *De compendiosa doctrina* die Handbibliothek des Nonius zu restaurieren, aus der nach einem überall noch zu erkennenden Schema die Excerpte geflossen sind. Ein näheres Eingehen verbietet die Tendenz dieser Zeitschrift; möge man mir, „der manche lange Jahre an dieser harten Speise kaut“, glauben, dass die Resultate im wesentlichen richtig und eine Förderung unseres Wissens sind.

Wien. J. M. Stowasser.

Q. Horatius Flaccus. Erklärt von Adolf Kiessling. Erster Theil: Oden und Epoden. 4. Aufl. besorgt von Richard Heinze. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1901. 8°, 466 SS.

Während Heinze in der dritten Auflage obgenannten Buches nur den Commentar zum '*Carmen saeculare*' umgestaltet hatte, machte er sich im verflossenen Jahre an die Neubearbeitung der ganzen Ausgabe. Ist nun seit dem Erscheinen der noch von Kiessling selbst besorgten zweiten Auflage auch bereits ein Decennium verstrichen, so hat sich doch sein Werk unter den Händen des neuen Herausgebers keineswegs stark verändert; denn wir haben es zwar mit einer immerhin beträchtlichen Zahl von Zusätzen und Verbesserungen zu thun, sie betreffen aber, wie ich im Folgenden zeigen werde, nicht allzuviel wesentliche Punkte.

Ganz unverändert blieb gleich die dem Commentar vorausgehende Abhandlung „Über die metrische Kunst des Horatius“; es wird also noch der Christ'schen Ansicht beigepflichtet, dass der Dichter die metrischen Grundsätze nicht durch Analyse seiner griechischen Vorbilder gewonnen, sondern sich an die gangbarsten zeitgenössischen Leitfäden gehalten habe [1]). Vielfach erweitert

[1]) Anders z. B. H. Jurenka: „Die Metrik des Horaz und deren griechische Vorbilder“ (LII. Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 678—697).

wurden aber die Einleitungen zu den einzelnen Gedichten; so erhielten namentlich die Angaben über den Gedankengang und die Gliederung mitunter einen größeren Umfang (z. B. I 1, II 20, III 3 u. 24 und IV 5) oder stellenweise eine neue Anordnung, bezw. Stilisierung (wie II 8 u. IV 8), fernerhin kamen zu einigen Oden und Epoden Bemerkungen über das muthmaßliche Vorbild (Ep. 10), über den sprachlichen Ausdruck (III 16 und IV 4) oder über die Stimmung (IV 5) und Gattung des Liedes (Ep. 11) hinzu, während hinwiederum andere getilgt wurden (z. B. III. Allgem. Einl. der Hinweis auf Solons ὑποθῆκαι und III 11 das Stück über das Alter des Danaïden-Mythus), schließlich wurden, was Häussner in der Berl. phil. Wochenschr. 1899, S. 1609 mit Recht gefordert hatte, die chronologischen Daten auch nach der christlichen Ära fixiert. — Was den Commentar selbst anbelangt, wurden vor allem verschiedene alte Noten — oft nur hinsichtlich des Wortlautes oder ihrer Gruppierung — umgeformt und dabei theils verlängert[1]), theils gekürzt. Außerdem fand eine Reihe neuer Bemerkungen Aufnahme, die entweder zum richtigen Verständnisse des Inhaltes und Zusammenhanges beitragen sollen oder über den Sinn und die Construction gewisser Wörter[2]) handeln oder sachliche Erläuterungen[3]) bieten. Die meisten von ihnen sind, wenigstens nach meiner Meinung, von untergeordneter Bedeutung, manche sogar ganz überflüssig[4]). Die Zahl jener Stellen, an denen eine entschiedene Abweichung von Kiesslings Anschauung platzgriff, ist nicht groß; als erwähnenswert sehe ich nachstehende an: I 17, 9 wurde *haediliae* als Ortsbezeichnung ganz fallen gelassen; III 9, 20 erscheint *reiectae* unzweifelhaft als Dativ hingestellt; 14, 8 ist die Annahme einer allgemeinen *supplicatio* zurückgewiesen; 14, 11 steht jetzt: '*puellae iam virum expertae*' im Texte. Dazu lautet die Interpretation: „dass gerade die Jungvermählten im Gegensatze zu den *matres* und *virgines* genannt wurden, beruht wohl auf einer uns unbekannten Bestimmung der Festordnung". 16, 38 ff. wurde die Parenthese aufgegeben und mit Recht nach *deneges* ein Punkt angenommen; 17, 13 gilt nun die Geburtstagsfeier für ausgeschlossen; 30, 8/10 soll man, was ich für plausibel halte, vor *dum* Beistrich und nach *pontifex* Doppelpunkt setzen, so dass der zweite Theil der Periode mit *dicar* anhebt; III 6 wird die Abfassungszeit nicht mehr unbestimmt gelassen; IV 8, 18/20 fehlt die ironische Auffassung der Rede und 3, 24 finden wir die vollkommen be-

[1]) Die Bereicherung bezieht sich auf die Gedankenfolge, vgl. II 3, 6; III 29, 43 und IV 8, 15, auf Worterklärungen und Citate, vgl. I 7, 17 u. 9, 22; III 26, 3 und IV 4, 24; 8, 18, sowie auf Conjecturen und Realerklärungen, vgl. I 32, 15; II 2, 18; III 20, 8 u. Ep. 11, 11.

[2]) z. B. I 11, 3; 17, 12; 35, 28; II 11, 21; III 17, 16 u. Ep. 3, 19.

[3]) z. B. I 35, 29; II 1, 2; III 30, 10 u. IV 12, 2 (22).

[4]) Wie I 27, 14; II 18, 11; III 8, 5; 14, 15 und Ep. 3, 19.

gründete Deutung von *quod* als Conjunction. In anderen zweifelhaften Fällen blieb Heinze bei der Kritik und Erklärung Kiesslings, trotzdem er, wie aus dem neuen Vorworte zu ersehen ist, nicht mit allen seinen Auslegungen einverstanden zu sein scheint. So kam es denn, dass Recensionen früherer Auflagen wieder unberücksichtigt geblieben sind und sich in dem sonst ausgezeichneten Commentare Behauptungen [1]) finden, die längst zurückgewiesen wurden, und Lesarten [2]) begegnen, die von der Mehrzahl der Horaz-Interpreten nicht gebilligt werden. Der neue Herausgeber hätte also etwas mehr Änderungen vornehmen sollen, ohne dass er den Vorwurf verletzter Pietät zu fürchten brauchte. Geschadet hätte es freilich auch nichts, wenn auf richtige Interpunction und consequente Orthographie — dass beides salopp sei, darüber klagt schon Mewes in der Recension der 1. Auflage (Jahresber. des Berl. philol. Ver. 1886, S. 380 ff.) — größeres Gewicht gelegt worden wäre; dem Drucke [3]) wurde jetzt allerdings mehr Sorgfalt zugewendet.

Kaaden. Dr. Josef Fritsch.

A. Chambalu, Präparation zu Horaz' Satiren. (Krafft und Rankes Präparationen für die Schullectüre. Heft 66.) Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt 1901. 45 SS. Preis 75 Pf.

Der Lehrer wird sich allgemach mit dem Gebrauche gedruckter Präparationen seitens der Schüler befreunden müssen. Bei der Lectüre von Autoren, in denen selten vorkommende Vocabeln sich häufen, kann ihm dies mit Rücksicht auf ein rascheres Vorwärtskommen nicht zu schwer fallen, wenn ein derartiges Hilfsmittel sorgfältig und geschickt, etwa nach dem Muster der Perthesschen Wortkunde zu Cäsar, gearbeitet ist.

Mit den Grundsätzen nun, nach denen die ersten Nummern der Krafft-Ranke'schen Sammlung angelegt sind, dass lediglich die für den Durchschnitt der Schüler nöthigen Vocabeln geboten und die für die betreffende Classenstufe zu schwierigen Constructionen erläutert werden sollen, darf man sich wohl einverstanden erklären. Aber wie weit entfernt sich Chambalus Präparation zu

---

[1]) Ich meine Noten wie die zu I 18, 1 (*severis*), II 18, 22 (*locūples*), III 4, 41 (*consĭlium*) und III 27, 10 (*sinister*), gegen die sich bereits Stowasser (XLII. Band dieser Zeitschrift, S. 512/13) mit aller Schärfe gewandt hatte.

[2]) Dahin gehören: *Proteus* (I 15, 5), *citharae* (II 10, 18), *Thynus* (II 13, 15), *frondes* (Ep. 2, 27) usw. II 16, 21—24 sind noch immer als Interpolation eingeklammert.

[3]) Druckfehler nahm ich wahr: S. 94, 8. Zeile von unten: Priesterinnen statt des Sing., S. 123, 17. Zeile v. u.: Wohhl statt Wohl, S. 190, 8. Zeile v. u.: Freude statt Freunde und S. 359, 3. Zeile von oben: klärlich statt schwerlich (?).

Horaz' Satiren von diesen Grundsätzen! Von der übermäßigen Fülle des Materials, das für die acht Satiren I 1, 4, 5, 6, 9, II 1, 6, 8 zusammengetragen ist, sind es nicht zuletzt die sachlichen Bemerkungen, welche die Brauchbarkeit des Heftes herabsetzen. Der Lehrer würde sich doch in der Interpretation im großen und ganzen an das Buch, das die Schüler auf seine Empfehlung in Händen haben, halten müssen. Das macht ihm aber, auch wenn er guten Willen mitbringt, einer möglichen Erklärung seine eigene Auffassung zum Opfer zu bringen, diese Horazpräparation an vielen Stellen nicht leicht. Soll er wirklich mit ihr Sat. I 1, 5 in dem *gravis annis miles* einen makedonischen Landsknecht sehen, anstatt auf die dem Schüler aus der Tacituslectüre bekannten meuterischen Legionen hinzuweisen? Oder wird er I 9, 73 die Worte *huncine solem tam nigrum surrexe mihi* mit ihr erklären: „den Sonnenaufgang verwünscht Horaz, weil ihn das Ungemach am frühen Morgen getroffen" und nicht lieber vielleicht an bekannte deutsche Redensarten erinnern, welche in ähnlicher Weise bezeichnen, dass der Tag unglückverheißend begonnen habe? II 1, 47 soll Horaz es sein, der den Angeber und die Giftmischerin gereizt hat, während doch allgemein gesagt wird, dass ein jeder im Falle eines Angriffes sich vertheidigt, wie er eben kann. I 6, 73 werden die ausgedienten Centurionen als römischer Adel bezeichnet; in Wirklichkeit besaßen die Primipilaren den Rittersrang. I 5, 100 wird den Schülern zur Erklärung von *finis chartae* angeführt, dass die Satire I 5 zuerst als Einzelgedicht auf besonderen Papyrusstreifen den Freunden bekannt gegeben wurde; aus der Schule ist ihnen aber schon bekannt, dass diese Gedichte überhaupt anfangs nur unter den Bekannten verbreitet waren und erst im Jahre 35 herausgegeben wurden. — Solche theils unnöthige, theils nicht ganz correct gefasste Erklärungen finden sich neben mancherlei Gutem allenthalben. Dabei steht das gelehrte Beiwerk im grellen Widerspruch zu dem, was sonst von dem Leser der Satiren vorausgesetzt wird: gleich nachdem er etwas über Leben und Heimat des Kynikers Bion erfahren, wird ihm mitgetheilt, was *hora*, *militia*, *aut*, nachdem er ein Branchidenorakel aus Ps.-Phokylides gelesen, was *ecce*, *pulchre*, *consisto* heißt. Auch die Verdeutschung erreicht nicht immer jenen Grad von Genauigkeit, den man von einem Hilfsmittel für die Schule verlangen muss: *tepere* mit „erglühen", *religio* mit „Rücksicht" wiederzugeben, ist verfehlt; in *accurro* (I 9, 3) kann nicht der Begriff „von hinten hinzulaufen, einholen" liegen.

Im übrigen ist auf die Besprechung der vom selben Verf. in gleicher Weise angelegten Präparation zu den Oden durch F. Hanna im LI. Jahrgange dieser Zeitschrift, S. 125, zu verweisen, und Ref. kann nicht umhin, dem dort ausgesprochenen Urtheile sich anzuschließen.

Kaaden. Dr. Josef Dorsch.

D. Laurent et G. Hartmann, Vocabulaire étymologique de la langue Grecque et de la langue Latine. Paris, Librairie Ch. Delagrave 1900. XXVIII u. 497 SS.

Eine dem in der Aufschrift namhaft gemachten Buche beigegebene Empfehlung beginnt mit dem folgenden Satze: „*Il n'existait jusqu'à jour en français aucun vocabulaire étymologique de ce genre, où le grec et le latin fussent rapprochés du sanscrit et des racines primitives*". Wir können ruhig hinzufügen, dass es besser wäre, wenn dieses „Vocabulaire" auch jetzt nicht bestände. Denn man muss sich auf den Stand der Wissenschaft zurückversetzen, wie er etwa vor ungefähr 25 Jahren war, um die aufgestellten „mots primitifs" zu verstehen und um einzusehen, wie sehr „zurückgeblieben" viele der in den 'Avant-propos', die gewissermaßen eine übersichtliche Darlegung der leitenden Gesichtspunkte darstellen, niedergelegten Anschauungen sind. Dass demzufolge das vorliegende Buch auch nicht entfernt den Anforderungen der heutigen wissenschaftlichen Etymologie der indogermanischen Sprachen (schon in der Beschränkung auf die beiden classischen Sprachen und das Sanskrit zeigt sich das ganz und gar „Nichtmeisterhafte" der Arbeit) entsprechen kann, liegt für jeden halbwegs Kundigen auf der Hand, und darum ist es ganz und gar überflüssig, Einzelheiten aus den beiden Hauptcapiteln 'Mots primitifs' und 'Racines Sanscrites' oder etwa aus der 'Préface' herauszugreifen, aus welch letzterer man die Anschauung gewinnen muss, dass nach der Meinung der beiden Verff. das Höchste in '*etymologicis*' M. Bréal geleistet habe. Das mag noch allenfalls einem Franzosen (gewiss aber nicht allen) glaubwürdig vorkommen, wir Deutsche haben bei aller Achtung vor den Leistungen des eben genannten Sprachforschers von der wissenschaftlichen Etymologie doch eine etwas andere Anschauung.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Gustav Roethe, Brentanos 'Ponce de Leon', eine Säcularstudie. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1901 (Abhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-historische Classe. Neue Folge, Band V. Nr. 1). 100 SS. gr. 4°.

Cl. Brentano, Valeria oder Vaterlist, ein Lustspiel in fünf Aufzügen (die Bühnenbearbeitung des 'Ponce de Leon'), herausgegeben von Reinhold Steig. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock) 1901 (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von August Sauer. Nr. 105—107). XXXIII u. 86 SS. kl. 8°.

Einzelnen Dichtungen der Romantiker sind in den letzten Jahren wiederholt besondere Monographien gewidmet worden: F. Poppenberg hat Z. Werners „Söhne des Thals", A. Kerr Bren-

tanos „Godwi“, Ranftl die Tieck'sche „Genovefa“ behandelt. Auf dem Gebiete der romantischen Dichtung haben solche Specialarbeiten zweifellos eine größere innere Berechtigung als sonst. Die Romantik hat die Scheidewand zwischen den Dichtungsgattungen niedergerissen; sie verlangt, das jedes Werk sich als ein Individuum darstelle, seine eigene Gattung repräsentiere. Diesen individuellen Charakter des behandelten Werkes zu ergründen und darzustellen, wird daher als das letzte Ziel solcher Monographien gelten müssen; und nur wo dieses Ziel erreicht wird, hat die Monographie ihre Berechtigung. Mir scheint, als ob diese schwierige Aufgabe keinem seiner Vorgänger in dem gleichem Maße geglückt sei, wie dem Verfasser der oben angezeigten Monographie über Brentanos wunderlichen Ponce de Leon.

Denn seine Vorgänger sind alle mehr oder weniger darin stecken geblieben, die allgemeinen Züge der Romantik an einem einzelnen Product (meistens an einem Erstlingswerk) aufzuzeigen. Wirklich Neues haben sie auf diese Weise nur denjenigen Fachgenossen geboten, welche die Romantik überhaupt nicht kennen — leider ist dies noch immer die Mehrzahl. Was uns Poppenberg als Z. Werners Individualität gegeben hat, das waren Züge, die jedem Kenner nicht bloß bei Novalis, sondern auch an jedem älteren Mystiker aufgefallen waren. Und die sehr überschätzte Arbeit von Kerr hat weniger aus Brentano und dem Godwi herausgelesen, als längst bekannte Sachen aus dem weiten Bereich der Romantik in ihn hineingetragen; ein Verfahren, das sich natürlich *cum gratia ad infinitum* fortsetzen ließe. Gerade das lehrreichste Capitel des Buches, über das Eindringen der romantischen Ironie in die Erzählung (Kerr 64 ff.), musste so die Form einer Monographie sprengen. Und das wäre noch vielmehr der Fall gewesen, wenn dieses Capitel vollständiger gerathen wäre. Denn mit dem Hinweis auf Jean Paul, dessen Ironie Nerrlich übrigens nicht unbeachtet gelassen hat (vgl. S. 203, 228 f., 239, 289, 291, 314, 337, 412, 533, 605 f.), auf Sterne und den Don Quixote ist es nicht gethan. Diderots Religieuse hat schon Arnim (Steig, Arnim und Brentano 53) zum Vergleich herangezogen. In Smollets Humpfrey Klinker besucht der Held den Verfasser; Miller in seinem Karl von Burgheim hat da bald nachgemacht. Im komischen Epos und im komischen Roman ist das Hervortreten des Dichters in der Dichtung, die Vermischung der Dichtung mit dem Leben seit jeher üblich gewesen; Wieland und Musäus bieten zu Jean Paul die genauesten Parallelen. Und Tieck bildet nicht bloß das dramatische Seitenstück zu Jean Paul, in seinen sieben Weibern des Blaubart haben wir auch die Erzählung in der Erzählung: ein Zauberer, der zugleich der Geschichtschreiber des Helden ist, ermahnt diesen wiederholt, sich brav aufzuführen, dass er etwas Gutes von ihm zu erzählen habe und nicht der poetischen Gerechtigkeit zum Opfer falle. Und endlich redet ja auch der Held

in der Lucinde oft von dem Roman in dem Roman, von seinem Erfolge usw. [1]). Solche Beobachtungen gehören in ein allgemeines Capitel über die Romantik, wo sich bald herausstellen wird, was daran neu ist; sie rechtfertigen keine Monographie. Besser steht es mit Ranftls gründlichem, aber gar zu breitem Buch über die Genovefa. Den Vogel aber hat, wie ich glaube, Roethe abgeschossen, in dessen Monographie die Romantik überhaupt, aber auch Brentano und der Ponce im besonderen zu ihrem Rechte kommen.

Leider ist das erste Capitel der Untersuchung das am wenigsten gelungene. Roethe geht von dem weimarischen Lustspielpreis aus, und er ist, obwohl er der Fassung der Preisaufgabe eine Mitwirkung Schillers „anzufühlen" glaubt, doch der Meinung, dass der entscheidende Factor Goethe gewesen sei. Darüber weiß man aber ganz Genaues und Bestimmtes. Die dramatische Preisaufgabe steht mit Recht in jeder modernen Schillerausgabe; und die bei Gödeke X 589 f. in den Lesarten angeführte Briefstelle lässt keinen Zweifel darüber, dass sie wirklich von Schiller abgefasst ist. Schiller, der schon ein „Preisstück" für die Thalia im Auge hatte (Geschäftsbriefe 9 f.), war es auch, der Goethe veranlasste, einen dramatischen Preis auszuschreiben; dass dieser Preis aber gerade für ein Lustspiel ausgeschrieben wurde, das ist, direct oder indirect, ein Verdienst Körners, der, wie ich schon vor 20 Jahren im Anzeiger für deutsches Alterthum (VIII 344 ff.) nachgewiesen habe, Schiller und auch Goethe unaufhörlich zum Lustspiel drängte. Körner hat auch selber einen Aufsatz über das Lustspiel geschrieben (Ästhetische Ansichten, Leipzig 1808, S. 147 ff. = A. Stern S. 117 ff.), der sich gegen das moralisierende Lustspiel Ifflands wendet und mit Schillers Ansichten zusammentrifft. Schiller hat seine Gedanken über die hohe Komödie bekanntlich in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung (Gödeke X 460 f.) ausgesprochen, wozu noch ein Blatt aus dem Nachlass (a. a. O. 543 ff.) und der Briefwechsel mit Humboldt (3. Aufl. S. 225 f.) kommen. Diese drei Stellen lassen keinen Zweifel darüber, dass die beiden Hauptforderungen der Preisaus-

---

[1]) S. 115 sagt Kerr, dass die Erklärungen der biographischen Einleitung zum VIII. Bande der Schriften (S. 27) doch nicht immer zureichen. Jedermann wird der Meinung sein, dass er andere und bessere in Bereitschaft hat als — Brentano selbst, auf den ja diese Erklärungen zurückgehen. Das ist aber keineswegs der Fall. Ihm angehörig ist nur die beständige Berufung auf Vermehrens Almanach von 1800 (S. 115, 132) — den es gar nicht gibt; denn es sind nur die Jahrgänge 1802 und 1830 erschienen (1802 Leipzig), in der Sommer'schen Buchhandlung; 1803 Jena, in der Akademischen Buchhandlung, aber auch in einer neuen Titelauflage als: „Poesien von Louise Brachmann, Conz, Haug, Kuhn, Sophie Mereau, Friedr. Schlegel etc. Ein Musenalmanach für 1810. Frankfurt, bei Friedrich Wilhelm Hahn"). Auch der Druckfehler vor dem Epigramm auf Winckelmann ist längst vor Kerr (116) von Steig (Euphorion II 318) bemerkt worden.

schreibung: 1. die absolute moralische Gleichgiltigkeit, 2. die Heiterkeit und Freiheit des Gemüthes (Roethe 5. 13), von Schiller ausgiengen, der hier freilich, bewusst oder unbewusst, mit den Romantikern zusammentraf. Denn ein Jahr vor Schillers erster Äußerung war Friedrich Schlegels Aufsatz über die aristophanische Komödie erschienen (Jugendschriften I 11 ff.), in dem sich Schlegel ebenso wie später Schiller gegen die Vermischung moralisierender und komischer Elemente in der neueren attischen Komödie aussprach und die wahre, die aristophanische Komödie aus dem Zustand der „Freude", dem echten Muthwillen, ableitete. Schiller, den Humboldt darauf aufmerksam gemacht hatte (Briefw. 3. Aufl. 179), ist der Aufsatz schwerlich unbekannt geblieben; in romantischen Kreisen leben Friedrich Schlegels Gedanken, von seinem Bruder in der Athenäumsanzeige von Parnys Guerre des Dieux (Böcking XII 92 ff.) und in den Berliner und Wiener Vorlesungen wiederholt, ununterbrochen fort und der Ponce de Leon sowie die ganze aristophanische Komödie des XIX. Jahrhunderts gehen auf ihn zurück. Zuerst haben sie bei Tieck Frucht getragen, der noch im Jahre 1804 seinen Octavian nur im Hinblick auf die freie Heiterkeit der Behandlung als „Lustspiel" bezeichnen durfte und dessen Gedanken über das Komische auch die Vorrede zum Ponce de Leon gespeist haben. Diese „Vorerinnerung", auf die Roethe doch zu wenig eingegangen ist, ist nicht bloß ein episches Seitenstück zu Tiecks dramatischer Verwechslung von Schauspieler und Publicum, indem sie den Rollentausch zu Wortspielen ausnützt; sie beruht auch in der ironischen Weltanschauung ganz auf den „Briefen über Shakespeare", die Tieck 1800 in seinem Poetischen Journal (Kritische Schriften I 133 ff.) veröffentlicht hatte. Die folgenden Parallelen mögen das, soweit herausgerissene Stellen das imstande sind, veranschaulichen.

Brentano (Schriften VII 8 f.): „Ich zweifle gänzlich, dass mein Lustspiel etwas Komisches enthalte, da mir bis jetzt das Komische nicht vor Augen gekommen ist, und ich daher mit einigem Rechte vermuthen darf, das Komische müsse entweder unsrer edlen Zeit nicht würdig, oder unsre edle Zeit das Komische selbst sein. Ich möchte beinahe das Letztere fürchten; da in diesen Zeiten die Künste, und besonders die dramatische, nützlich dazu angehalten werden, unsere Begierden nach allem, was uns fehlt, nach Häuslichkeit und andren guten Eigenschaften durch schlechte Schilderung dieser Bedürfnisse zu trösten, so müssen wir selbst von dem Komischen im höchsten Grade durchdrungen sein, weil wir es von der Kunst nicht verlangen, wir müssen selbst der einzige Gegenstand des Komischen sein, weil es unser Gegenstand nicht mehr sein zu dürfen scheint. Das Komische wäre auf diese Weise nur noch im Zuschauer zu finden und diesen auf das Theater zu bringen" — wie Tieck gethan hatte — „würde

ihm selbst wohl nicht gefallen . . . . . ." Das echte Komische erreicht nur der, „der sich den Zuschauer und das Schauspiel zusammennimmt, um über beide zu lachen. Ich wage es nicht, mich solcher Gaben zu rühmen, und sähe es daher für das einzige Mittel an, dem Komischen wieder auf die Bühne zu helfen, wenn man nach und nach das im Zuschauer gebundene Komische zu befreien und der Tugend von dem Theater wieder in die honetten Familien zu helfen suchte"; also wieder, was Tieck gethan hatte!

Tieck (a. a. O. 153 ff.): „Das Streben der Wissenschaften und der Künste ist seitdem ganz etwas Armseliges geworden. Wenn wir es ganz aussprechen wollen, so ist alles in die kleinlichste Ökonomie hineingegangen, alles hat nützen und dienen müssen . . . In Deutschland besonders treibt man unverzeihlichen Kleinhandel mit Moralität und alle unsere öffentlichen Blätter sind damit angefüllt, alles soll unbedingt Kindern und Kindesgleichen dienen . . . . Noch nie, als bis jetzt, ist eine Periode gewesen, in der sich die Welt mit allen ihren Bemühungen und Ereignissen selber parodiert. Ehemals war es genug, einen einzelnen Menschen, eine Staatseinrichtung satirisch zu behandeln, und selbst der verwegene Aristophanes ist nicht darauf gefallen, sein ganzes Zeitalter komisch zu präsentieren . . . . Jetzt ist es aber soweit mit uns gekommen, dass wir über nichts oder über alles lachen müssen, und wer sich dazu nicht vielseitig genug fühlt, mag lieber die ganze Bemühung einstellen: darum kommt es possierlich heraus, wenn unsere anmaßlichen Lustspieldichter noch immer auf eine kleine Verwicklung, kleinere Personen und den kleinsten Effect hinausgehen, — doch können sie es freilich nicht ändern, weil es eben mit zum komischen Ganzen gehört, dass sie die Lustspieldichter sind"[1]).

Von Schiller, Friedrich Schlegel und Tieck hat Brentano also die Anregung zum Godwi, gewiss noch in Jena, erhalten; zu einer Zeit, von der er später erzählte (Schwabs Biographie von seinem Sohne S. 31 f.), dass es ihm, wenn die beiden Schlegel, Tieck in der Mitte, über die Straße giengen, vorgekommen sei, als ob Gott der Vater von Gott dem Sohne und Gott dem heil. Geiste spazieren geführt würde. Auch Novalis hatte in dem Kreise der Romantiker, lang vor der Preisausschreibung, den Kopf voll von Lustspielen (Raich 134, Holtei I 306 f.). Den Gedanken, sich

---

[1]) Die Aufführung des Azur (Brentano, Schriften VII 8) betrifft die Oper von Da Ponte, Musik von Salieri. — In den Worten (a. a. O. 9): dass der Zuschauer „nach neuen Erfahrungen die Dinge, wie sie sein sollen, zu früh schätzt", liegt, wie bei Brentano so oft, eine versteckte Anspielung auf Büchertitel vor: „Elisa, das Weib wie sie sein sollte" und die massenhafte Nachfolgerschaft: vgl. DLD 18, S. XXVIII f.; Gödeke VI 426 f.; Steffens, Was ich erlebte IV 132; Börne (Reclam) I 535; Arnold in der Zeitschrift für Bücherfreunde 1901/2, S. 143.

an der Concurrenz zu betheiligen, legt Karoline im Mai 1801 Wilhelm Schlegel nahe (Waitz I 101). Dieser aber hatte schon vor der öffentlichen Ankündigung Tieck aufgefordert, den Preis zu gewinnen, hauptsächlich um etwas mit Eclat aufs Theater zu bringen (der Brief bei Holtei III 255 ist Ende 1800 zu datieren); er wiederholt die Aufforderung ein paarmal (a. a. O. 256, spätestens Jänner 1801 zu datieren, und 270) und denkt auch an Bernhardy, dessen Iffland-Parodie „Sebald der edle Nachtwächter" (in den Bambocciaten) sein komisches Talent verrieth und Wilhelms Kotzebue-Parodie als Muster gedient hat. Von Berlin aus hat W. Schlegel dann wirklich ein Stück an Goethe eingeschickt (Roethe S. 4); aber nicht bloß ihn, sondern auch seine Frau im unklaren gelassen, wer der Verfasser sei. Im Februar 1802 sprach Goethe mit Karoline davon, die sofort errieth, dass es nicht von ihm sei (Waitz I 196 f.), und ihm bald darauf Goethes Urtheil mittheilte, der es leicht, graziös und lustig gefunden, aber getadelt habe, dass die Intrigue psychologisch sei, innerlich und nicht äußerlich vorgehe (a. a. O. 201 f., übereinstimmend mit Schriften der Goethegesellschaft XIII 122). Daraus (nämlich dass die Intrigue innerlich sei), fährt die boshafte Frau fort, habe sie deutlich erkannt, dass Schlegel unmöglich der Verfasser sein könne: „hätte ich noch erfahren können, wieviel löthig das Silber am Gebiss, so wäre ich dem Verfasser positiv auf die Spur gekommen". Diese Worte, bei denen die Sammtpfoten der schmeichelnden Frau sich plötzlich in kratzende Krallen verwandeln, lassen keinen Zweifel darüber, dass sie Sophie Bernhardi, mit der sich ihr Mann in Berlin eingelassen hatte, als die Verfasserin des Stückes betrachtete. Dass neben der Liebe zu Schelling doch auch verletzte Eitelkeit und Eifersucht viel Raum in ihrem Herzen fanden, zeigt ihr scharfer Brief an ihre Nebenbuhlerin (Holtei, Dreihundert Briefe III 105) und die Neugierde, mit der sie darnach trachtet, das Stück kennen zu lernen, das Goethe an Schelling zu schicken versprochen hatte (Waitz I 210 f.). Dass Sophie Bernhardi die Verfasserin des Concurrenzstückes ist, ist auch nach dem schon von Schüddekopf herangezogenen Briefe (Holtei, Dreihundert Briefe III 70) W. Schlegels zweifellos. Das Stück selber aber ist kaum erhalten; denn ihre dramatischen Fantasien (1804, aber früher entstanden) enthalten kein Stück, auf das die in Goethes Briefen (außer den bei Roethe S. 4, Anmerkung 2, verzeichneten Stellen auch S. 122, 124, 127, 132 f., 135 f.) enthaltenen Kennzeichen (drei Acte, eine Gräfin, zwei Hosenrollen) passen würden, und andere dramatische Arbeiten sind nach der Bibliographie ihrer Schriften (Gödeke VI 46 ist nach Th. Bernhardis Denkwürdigkeiten I, S. XII, zu ergänzen) nicht erschienen. Im ganzen sind 13 oder nach einer anderen Lesart des, wie es scheint, in mehreren Handschriften erhaltenen Schiller'schen Briefes an Rochlitz 17 Lustspiele eingelassen (zu Jonas Nr. 1728 vgl. Goethes

Briefe an Rochlitz, herausgegeben von Biedermann S. 481 f., wo der Brief „nach der Handschrift“ gedruckt ist, aber die von Roethe S. 4, Z. 9 f. citierte Stelle, die also doch ein späterer Zusatz sein muss, fehlt). Die von Roethe herangezogenen Kotzebue'schen Lustspiele möchte ich nicht mit der Preisausschreibung in Zusammenhang bringen. Denn die Schlegel'sche Parodie auf Kotzebue, die damals eben in Weimar und Jena die Runde machte, hat ihm wohl die Lust benommen, an der Concurrenz theilzunehmen, und Goethe hat sich bei seinem Aufenthalt in Weimar um diese Zeit wenig entgegenkommend bewiesen. Intriguenstücke freilich sind alle Lustspiele von Kotzebue, und Empfindsamkeit kann man wohl seinen Schauspielen, nicht aber seinen Lustspielen zum Vorwurf machen.

Über die Entstehungsgeschichte des Lustspieles war wenig herauszubekommen. Der Druck zog sich in die Länge durch des Verlegers Schuld, der dem Verfasser im April 1803 schrieb, dass es zur Ostermesse nicht erscheinen könne (Steig 71). In einem ungedruckten Brief an Dietrich, aus Weimar vom 3. Juni 1803 datiert, beklagt sich Brentano recht ernstlich über die Druckverzögerung und bittet um Beschleunigung oder Erklärung (Lagerkatalog Nr. 8 von R. Bertling in Dresden-A. Nr. 38). Nach den Briefen Brentanos an Arnim (S. 71) wäre das Stück schon in dem Messkatalog 1803 angezeigt; nach Roethe (S. 10) kommt es erst 1804 vor. In einer Anmerkung orientiert uns Roethe über den Originaldruck und sein Verhältnis zu dem Abdruck in den Schriften. Da der erste Druck schon 1806 von Dietrich als Makulatur verwendet wurde (Steig I 190) und daher sehr selten ist, wäre es wünschenswert gewesen, dass Roethe die einzige in den Schriften ausgefallene Rede näher bestimmt und abgedruckt hätte. Dass die Valeriahandschrift immer *Campaces* hat, stimmt nicht zu dem Abdruck Steigs, wo der Name überhaupt nur zweimal (2, 10. 77, 21) vorkommt und beidemal *Campaceo* lautet, ein drittesmal aber durch *Dellos Merzas* (37, 22) ersetzt ist; ich muss hier offen lassen, auf welcher Seite das Recht ist. Die Lesart 116, 8 v. u. *lasst* ist wirkliche Verbesserung eines störenden Druckfehlers der ersten Ausgabe, den auch die Valeriahandschrift verbessert hat. Es sind aber in den Schriften noch andere Druckfehler stehen geblieben, die Roethe nicht verzeichnet: 28, 4 *das* anstatt *dass;* 91, 10 v. u. das ganz sinnlose *Stöcken* anstatt *Röcken* (Steig 36, 7); 116, 15 *entzündete?* (Steig 46, 28); 116, 20 *Ponce* statt *Ponces* (Steig 46, 31). Sollte nicht auch VII 21, 6 etwas nicht in Ordnung sein? Worauf bezieht sich *meines?* Ich verstehe die ganze Wendung nicht.

Arnims Interesse (Roethe S. 11 f.) ist dem Ponce auch später treu geblieben; noch im Jahre 1810 gibt er in einem Brief an Dorow (Reminiscenzen, Leipzig 1846, S. 106) eine „Beschreibung“ von Brentano und sagt: „Aus seinen Schriften,

unter denen ich Ihnen den Ponce de Leon besonders empfehle, werden Sie die Gewandtheit und den Witz seiner Sprache kennen lernen". Diesem Wortwitz hat Roethe die folgenden Capitel (2—4) seiner Arbeit gewidmet. Er wird es nicht in Abrede sein, dass gerade in diesem Punkte unser Geschmack dem der romantischen Zeit weit entwachsen ist. Wir sind gewiss minder geistreich und witzig als die romantischen Zirkel; aber wir sind doch Gottlob auch etwas wählerischer und weisen einen gewissen Percentsatz dieser Wortspiele und Sprachkünste als einfache Kalauer mit einem ungeheuchelten Au! zurück. Ich begehe doch kein Verbrechen, wenn ich diese oft gesuchten, ja mit den Haaren herbeigezogenen Wortspiele herzlich albern finde und so wenig vertrage als die Rückert'schen Makamen? Roethe wirft auf die episodischen Späße der Schiller'schen Kapuzinerpredigt einen raschen Seitenblick und verwahrt sich dagegen, dass man Tieck und Brentano damit in Verbindung bringe. Gewiss war Schiller weniger witzig als die Romantiker und als ihr Vorbild Shakespeare. Darum bleibt es aber doch wahr, dass der Ponce de Leon gegen die Kapuzinerrede nicht aufkommen kann, die nur Treffer und Schlager enthält, in der die Nieten vollständig fehlen, bei der man nie das Gefühl hat, dass der Verfasser um jeden Preis witzig sein muss — wie das bei Shakespeare doch oft, bei Brentano noch öfter der Fall ist. Das ist ja nicht Schillers, sondern Pater Abrahams Verdienst; aus dessen Reichthum, der hinter Brentano gewiss nicht zurückbleibt, Schiller eben eine glückliche Auslese getroffen hat, und zwar gerade soviel, als man von dieser Kost auf einmal verträgt. Roethe geht auch der Geschichte des Wortspiels und des Witzes bei den älteren Romantikern nach, wobei es allerdings auf Vollständigkeit nicht ankam; es durften aber doch die wichtigsten Stellen nicht fehlen. So hat sich W. Schlegel über die Wortspiele am ausführlichsten in den Berliner Vorlesungen ausgelassen, deren Skizze in die Wiener Vorlesungen keineswegs ohne Rest aufgegangen ist (DLD 18, 327 ff., wo 329, 2 *Maine* zu lesen ist mit Bezug auf Shakespeares Heinrich VI., 2. Th., 1. Act); über die Wortspiele in Romeo und Julia hat er (es ist die älteste Auslassung) in den Schriften VII 94 ff., und über die Nachbildung und Übersetzung der Wortspiele in der Recension von Soltaus Don Quixote (a. a. O. XII 114 ff.) gehandelt. Auch die Fragmente, die vom Witz handeln, zieht Roethe heran; bei der Unbestimmtheit der romantischen Begriffe und Ausdrücke ist aber hier Vorsicht geboten, und sehr oft bedeutet das Wort Witz den Brüdern Schlegeln noch dasselbe, was ihr Vater und Oheim darunter verstanden, wenn sie von „Vergnügungen des Verstandes und Witzes" redeten. Ich stelle hier nach den Nummern meiner Ausgabe in den Jugendschriften ein vollständiges Verzeichnis der vom Witz handelnden Fragmente Fr. Schlegels zusammen: Lyceumsfragment 9, 13, 17, 22, 34, 51, 56, 59 (Chamfort!!), 67, 71, 90, 109, 126;

Athenäumsfragment 29, 37, 120, 156 (von Wilhelm ? vgl. DLD 18, 246, Z. 22 f.), 220, 289 (Novalis), 366, 383, 394. Bekanntlich ist Brentano von den älteren Romantikern mit den gleichen Waffen angegriffen worden, deren er sich so gerne bediente: er heißt der „Angebrannte" (Roethe 21 f.) oder ähnlich in dem Kreise (Karoline I 289; Holtei III 315; Dorothea I 50); die Entstehung dieses Witznamens, den Tieck aufgebracht und andere dann wieder anders gewendet haben, erzählt Köpke (Tieck I 354). Der etymologische Witz, dichten von verdichten abzuleiten (Roethe 37), stammt von Tieck (Phantasien 195) und wird von Novalis und in Tiecks Novelle „Der Mondsüchtige" weiter ausgeführt (Akademische Blätter S. 204 f.). Sehr hübsch und interessant ist Roethes Versuch, die Klang- und Wortspiele auf gewisse Rubriken zurückzuführen. Es liegt in der Natur solcher Arbeiten, dass dem Verfasser eine gewisse Willkür zugestanden werden muss, weil die Rubriken sich kreuzen und eine Buchung nach allen möglichen Gesichtspunkten am Ende doch nicht durchzuführen ist. In Beispielen wie den beiden folgenden: *jede Begierde wird eine Geberde und jede Geberde eine Begierde* oder *all dein Sein ist Schein und all dein Schein ist Sein* wird ein anderer vielleicht nicht bloß die Form des logischen Chiasmus, sondern auch den Letterwechsel, wie man im XVII., oder den Schüttelreim, wie man im XIX. Jahrhundert sagte, charakteristisch finden.

Im fünften Capitel (S. 53 ff.) wendet sich der Verfasser der Quellenuntersuchung zu. Bei dem Hinweis auf Spanien hätten Friedrich Schlegels Europaaufsätze, welche die Verwandtschaft der Deutschen und Spanier erzwingen wollen und begeistert auf Spanien hinweisen, an erster Stelle genannt werden müssen; wir sind es aber leider schon gewohnt, dass dort, wo Hayms Darstellung und meine Ausgabe aufhören, die Kenntnis Friedrich Schlegels sehr dünn wird, obwohl doch die Ausgaben der Werke, wenn auch in entstellter Form, noch manches enthalten, wovon Kenntnis zu nehmen wäre. Brentanos Quelle hat Roethe in einem Märchen der Madame d'Aulnoy richtig aufgefunden, woraus sich ergibt, dass Brentanos Held mit dem spanischen Dichter und Lyriker nichts zu thun hat[1]). Mir war die Quelle Brentanos seit Jahren aus dem vierten Band von Bertuchs Blauer Bibliothek aller Nationen (Gotha 1790, S. 24 ff.) bekannt, einem Sammelwerk von Übersetzungen französischer Feenmärchen, das so ziemlich alle von

---

[1]) Da auch dieser Ponce de Leon in der deutschen Literatur eine Rolle spielt, verzeichne ich hier, was mir gelegentlich über ihn untergekommen ist: Herder bei Suphan XXXII 531; Euphorion II 204; Heine bei Elster II 145 f.; Erich Schmidt, Charakteristiken, Neue Folge 67; A. Laun, Dichtercharaktere, Bremen 1869, S. 111 ff. Eine Ausgabe und Übersetzung seiner sämmtlichen Originalgedichte haben E. B. Schlüter und W. Storck (Münster 1853) besorgt, wo der spanische Text und die deutsche Übersetzung einander gegenüberstehen.

den Romantikern bearbeiteten Feenmärchen enthält und dessen Bedeutung für Tieck von Steiner (L. Tieck und die deutschen Volksbücher, Berlin 1894, S. 4 f.) nicht erkannt worden ist. Die Frage, ob Brentano das französische Original oder dieses Übersetzungswerk benützt hat, ist nicht ohneweiteres zu entscheiden. Der Katalog seiner Bibliothek (Köln, Heberle 1853) enthält, wofern ich nichts übersehen habe, keines von beiden; er lässt uns also freie Hand[1]). Da sich aber Brentano nirgends im Wortlaut genau an die Quellen anschließt und da anderseits der Anschluss der Übersetzung an das Original, soweit ich auf Grund des Roethe'schen Auszuges und der von ihm ausgehobenen Stellen urtheilen kann, ein sehr enger ist, so ist es schwer, Sicherheit zu erlangen. Auch die Namensformen helfen nicht viel weiter: denn ob Brentano (Br) die französische Form *Lucile* des Originals (A) oder die deutsche Form *Lucilie* bei Bertuch (B) in das spanische *Lucilla* zurückverwandelt hat, kommt auf eines heraus, und sein italienisches *Aquilar* steht dem *Aguilar* in beiden Quellen gegenüber; eher könnte man aus der französischen Form *Fernand* (A Br), der gegenüber Bertuch *Fernando* hat, auf Benützung von A schließen.

In A fragt sich *Ponce* (Roethe S. 55), ob die Unbekannte, die er liebe, es auch *verdiene (mérite),* dass er soviel für sie leide; in B und Br ist von *verdienen* nicht die Rede. — A (S. 56): *vous n'êtes pas sage;* B: *Du hast den Verstand verloren;* Br: *Du bist ein Narr!* — A (S. 57): *voleurs;* Br (Schriften VII 126): *Diebe;* B: *Räuber.* — A (57): *ses forçes l'ont abandonné;* B: *sind seine Kräfte erschöpft;* Br: *Die Anstrengung erschöpfte mich ganz.* — In A können die Pilger (57) schöne *Märchen* erzählen, in B *schöne Romanzen und Märchen* (später: *„denn man liebt hier die Romanzen und Märchen“*); in A führt sie der *Aumonier* des Schlosses ein, in B der *Capellan:* leider aber fehlt gerade hier die Entsprechung in Br. — Die Instrumente des Arztes werden, im Gegensatz zu A (59, Z. 1), in B und Br nicht specificiert. — In A (59) heißt es allgemein, dass die Fremden vielleicht von besserer Geburt seien, als sie es scheinen wollten; Br: *es sind vielleicht vornehme Pilger . . . . . allerdings ist etwas Edles in ihrem Betragen;* B: *wenn der Stand seinem edlen Ansehen entspräche.* — In der von Roethe (60 f.) confrontierten Stelle übersetzt B das Wort *famille* durch *Anverwandte,* während Brentano wieder *Familie* hat; dass das aber nichts beweisen kann, liegt auf der Hand und wird sogleich durch die folgende Stelle bestätigt

[1]) In dem älteren Katalog von 1819, auf den Franz Schultz in seiner vortrefflichen Monographie über J. Görres als Literarhistoriker (Berlin 1902, S. 71 u. 97) soeben aufmerksam gemacht hat, glaubt sich der Verfasser, wie er mir brieflich mittheilt, zu erinnern, sowohl das französische Cabinet als die deutsche Blaue Bibliothek verzeichnet gefunden zu haben.

(S. 61), wo *ses proches* A in B durch *Ihre Verwandten* und von Br durch *Freunde der Familie* wiedergegeben ist. — *Hinterpförtchen* (A 61); *Gartenthüre* B; *Hinterthürchen* Br. Man sieht: es stehen Übereinstimmungen von A mit Br anderen von B mit Br gegenüber, und es handelt sich um so wenig Ausschlag gebende Formen und Wendungen, dass bei der sehr entfernten Beziehung zur Quelle auch die Übereinstimmung nur eine zufällige sein wird. Ich bemerke (zu Roethe 67), dass auch in der Blauen Bibliothek (S. 249 ff.) die Geschichte des Don Fernando (!) von Toledo nachfolgt.

Zu der von Roethe sehr peinlich geführten Motivenforschung trage ich das folgende nach. Der Zug, dass sich ein Liebhaber in ein weibliches Wesen verliebt, das er nur im Bilde gesehen hat (56), kommt schon im Amadis und im Roman des XVII. Jahrhunderts, ich glaube auch in der Banise vor; auch im heroischkomischen Epos Wielands fehlt er nicht. Bei der Einführung der Masken (S. 66) sind die zahlreichen Versuche Tiecks ganz übergangen, der für Brentano jedenfalls das erste Vorbild war. Manchesmal scheint mir Roethe in dem Suchen nach Vorbildern und Modellen doch zu weit zu gehen. Wo Masken auftreten und eine Wahrsagung nothwendig ist, da liegt es doch recht nahe, an eine Zigeunerin zu denken; und wenn schon von Brentanos Vorliebe für die Zigeuner (S. 63 f.) die Rede ist, so darf das Lied aus der Einsiedlerzeitung (Schriften I 171 ff.) und die Zigeunerin Mitidika in den Wehmüllern nicht unbeachtet bleiben, und es muss auch auf Arnims Vorrede zum Wunderhorn und auf seine Zigeunerkönigin Isabella hingewiesen werden. Ebensowenig bedarf in der romantischen Periode der Name Flammetta einer besonderen Ableitung; lässt man sich aber überhaupt darauf ein, dann darf Boccaccio, dessen Fiammetta Friedrich Schlegel für sein Hauptwerk erklärte und Wilhelm Schlegel zu übersetzen begonnen hat, nicht in eine Anmerkung (68 A) verwiesen werden, bloß deshalb, weil sie die nächstliegende Erklärung ist.

Den wertvollsten Theil der Arbeit bilden die Capitel 6 und 7 mit der ausgezeichneten Charakteristik des Helden [1]) und mit der Entwicklung des romantischen Spieltriebs im Ponce de Leon, in Kleists Käthchen und im Prinzen von Homburg, in Halms Griseldis. Hier zeigt sich wieder einmal, dass auch die Philologie nichts verliert und sehr viel gewinnt, wenn sie zur Abwechslung einmal

---

[1]) Nicht so unbedingt kann ich der Charakteristik der Valeria zustimmen, deren Ähnlichkeit mit der Colombine doch eine bloß äußerliche (in dem Costüme und in den Situationen gelegene) ist. Der Ausdruck, sie habe Colombinen**blut** in den Adern, entstellt mir ihr ganzes Bild: denn diese hingebende, aufopfernde Liebhaberin hat mehr von Mignon an sich als von einer Soubrette. Entsagungsvolle Liebe liegt der Colombine fern, die sich nicht misshandeln lässt, sondern umgekehrt die Männer schlecht behandelt.

in die Höhe strebt und die Dinge aus der Vogelperspective betrachtet. Sie werden dadurch keineswegs unsicherer, sondern nur sicherer. Hier gibt mir Roethe keinen Anlass zu Nachträgen oder Einwendungen. Nur scheint mir die Absicht des Dichters, den Helden zum Dienst des Vaterlandes zu erziehen, in den wiederholten Hinweisen der ersten Fassung doch schon deutlicher ausgesprochen, als Roethe zugeben will.

Das letzte (8.) Capitel gilt der Burgtheaterbearbeitung und hier treffen die Arbeiten Roethes und Steigs zusammen; hier war auch schon im Euphorion (IV 878 ff. und Ergänzungsheft I 39 ff., 49 ff., 64 f., 77) vorgearbeitet. Brentano selber hat schon 1804 im Verein mit Achim von Arnim eine Bühnenbearbeitung versucht (Steig, Arnim und Brentano 121); die Frage, ob diese Arbeit, wie es ja von vorneherein wahrscheinlich ist, zehn Jahre später als Vorarbeit benützt wurde, muss jedenfalls im Auge behalten werden. Nach Eichendorffs Nachlass (303, vgl. Krüger, Der junge Eichendorff 68) hätte eine Aufführung in Lauchstädt stattgefunden, was nach Burkhardts Repertorium allerdings nicht möglich ist. Das Schicksal der Bearbeitung von 1814 auf dem Burgtheater ist freilich recht zu bedauern; Roethes Darstellung aber scheint mir hier doch den theatralischen Fragen nicht ganz gerecht zu werden und auch von einem inneren Widerspruch nicht ganz frei zu sein. Denn auf der einen Seite setzt er die zweifellos vergröbernde Theaterbearbeitung tiefer herunter, als sie es verdient; und auf der anderen Seite bedient er das Publicum des Burgtheaters, das über sie ebenso geurtheilt hat wie er, mit dem Titel „Mob". Es wäre doch auch zu erwägen, ob Brentano sich nicht in dem Geschmack des Publicums, der ihm vielleicht zu wenig bekannt war, verrechnet hat, und ob er sich nicht gerade durch seine Vergröberung mehr geschadet, als genützt hat. Auch darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben, dass das Lustspiel Brentanos, das ja auch von Goethe abgelehnt wurde, dem Theater eine außerordentlich schwierige und auch im Falle des Gelingens keine dankbare Aufgabe stellte. Das ist für die Schauspieler kein Entschuldigungs-, wohl aber ein Milderungsgrund; und was es heißt, so schwierige Rollen wie der Don Ponce nicht bloß auswendig zu lernen, sondern einzustudieren, das stellt man sich in gelehrten Kreisen doch wohl leichter vor, als es ist. Auch wir Gelehrte, wenn wir ehrlich sein wollen, nehmen Arbeiten, von denen wir uns nur eine Eintagswirkung versprechen, leichter als was auf die Dauer berechnet ist. Zudem fehlte es damals dem Burgtheater an einem leitenden Kopf; der „Vorsteher" (S. 81) war nicht Pulfod, sondern nach Brentanos eigenen Mittheilungen (Steig, Arnim und Brentano 329) ein „Hofagent Hartl". Bei dem bloßen Titel, ohne den Mann selber zu kennen, wird den alten Freunden des Burgtheaters schlecht: denn Hofagenten oder Intendanten (nicht die Directoren) waren es, die das Burgtheater von jeher

matt gesetzt haben. Leider lassen uns gerade über diese Zeit des Burgtheaters die theatergeschichtlichen Quellen, die bald darauf während der Schreyvogel'schen Periode in Costenobles Tagebüchern u. a. so reichlich fließen, ganz im Stich. Es verdient aber doch Beachtung, dass diejenigen localen Quellen, die über einen größeren Zeitraum Rundschau halten, des Valerienabends gar nicht gedenken. Weder Castelli noch die Pichler erinnern sich seiner; bei der Pichler ist das besonders auffällig, da sie Brentanos zwar nicht mit Neigung, aber doch mit Interesse gedenkt und von einer Vorlesung der Libussa erzählt, während ihr der Don Ponce offenbar unbekannt ist. In der Theaterwelt geht es nun einmal ohne Lärm nicht ab, und schon mancher stille Literat ist aus einer geräuschvollen Première, die in Wahrheit ein Durchfall war, mit der Überzeugung nach Hause gegangen, dass er Sensation erregt habe. Das gilt auch umgekehrt: Brentanos Lustspiel ist durchgefallen, das steht einmal fest; aber ein theatergeschichtliches Ereignis, wie etwa der Durchfall Gottscheds gelegentlich der Operette „Der Teufel ist los“, dessen sich noch die spätesten Geschlechter erinnerten, war es nicht. Außer dem ohnedies nervösen Brentano, dessen Haltung in dieser Sache doch keineswegs einwandfrei ist, und seinen Anhängern hat sich niemand um die Sache gekümmert als der angegriffene Darsteller des Helden. Man darf auch nicht übersehen, dass seit Wests Sonntagsblättern eine starke antiromantische Partei im Burgtheater bestand; und es ist eher zu vermuthen als abzuweisen, dass gerade Wests Anhänger Brentano gegenüberstanden, dass also gerade der, dem das Burgtheater bald darauf seinen Glanz zu verdanken hatte, den Durchfall der Valeria mitverschuldet hat. So liegen die Dinge doch etwas verwickelter, und Schuld und Unschuld sind nicht so reinlich zu scheiden, als Roethe meint.

Die Vergleichung des Ponce de Leon mit der Bühnenbearbeitung Valeria ist sowohl von Roethe als von Steig durchgeführt worden; und die beiden Arbeiten ergänzen einander. Roethe ist gegen sie mitunter zu streng gewesen: der Vergleich *Zum Fressen lieb* (92) ist nicht bloß volksthümlich, sondern ein Lieblingsgedanke von Novalis, und dem „verschriensten Ifflandschen Fürsten, der enthüllend den Mantel abwirft“ (S. 95) habe ich in einer gelehrten Arbeit nicht mehr zu begegnen gehofft, denn er kommt bei Iffland höchstens ein- oder zweimal vor, und ist ihm umgekehrt von den Literarhistorikern aufgedichtet worden.

In Steigs Einleitung ist S. IV das Datum des Briefes an Goethe wie in den Schriften der Goethegesellschaft 14, 76 (vgl. dagegen 6, 231 f.) falsch (1802, nicht 1801). — S. XXX, Z. 16 lies *versichert* anstatt *versucht*. — Zum Texte: 2, 13 lies *Nonseul.* — 26, 8 fehlt: *Lopes Stube* (vgl. S. 20, 8 und 29, 27). — 48, 30 ist das Komma nach *näher* zu tilgen. — 63, 14 *Pallero.*

— Weder Roethe noch Steig scheinen bemerkt zu haben, dass der Actschluss 19, 34 ff. in gereimten Versen gedichtet ist:

„Schon graut der Tag, was soll ich Armer thun?
Soll ich wie Donna Isidora ruh(e)n?
Soll ich die Augen auf das Brustbild wenden?
Ich stehe da, ein Kind mit vollen Händen!
Ach, eines muss ich doch wohl fallen lassen,
Das and(e)re desto inniger zu fassen.
Fort hin zum Tanz, im Glanz der Kerzen
Verschmelz' ich beide Lieb' in meinem Herzen."

Wien. J. Minor.

Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. Von August Ehrhard. Deutsche Ausgabe von Moriz Necker. Mit Porträts und Facsimiles. München, C. Beck 1902. 8°, VIII u. 531 SS.

Es hat eigentlich etwas Beschämendes, dass es wünschenswert erscheint, eine Grillparzer-Biographie, die ein feingebildeter Franzose für seine Landsleute schrieb, uns zu verdeutschen. An und für sich wird das Unternehmen ja durch den Mangel einer größeren deutschen Grillparzer-Biographie gerechtfertigt. Aber ein wirkliches Bedürfnis, das Werk in dieser so geschickt für eine fremde Nation berechneten Form wiederzugeben, scheint mir nicht vorhanden zu sein. Der deutsche Bearbeiter, M. Necker, hat zwar manche Ausführungen gut verkürzt und zusammengezogen, aber die ausführlichen Inhaltsangaben und die Citate ganzer Gedichtstrophen sind großentheils beibehalten. Rühmenswert ist, wie die neuere Literatur nachgetragen wird: Jodls Aufsatz über die Ästhetik Grillparzers (S. 115), Minors und Wyplels Ahnfrau-Studien (199 ff.), Bergers Aufsatz über das „Glück" bei Grillparzer (S. 259), Redlichs Studien über Grillparzers Verhältnis zur Geschichte (S. 304, 372 f.), die wichtigen Mittheilungen Glossys über die Censur und die Aufführung des Ottokar (318 f., 384 f.) u. a. m. sind entsprechend berücksichtigt. Hinzugekommen sind ein Passus über Grillparzers Beurtheilung seiner Zeitgenossen (S. 326 f.), eine kurze Behandlung des „Spartacus" und „Hannibal" von Ehrhard (S. 438 ff.) und ein Schlusscapitel, das Grillparzer in seiner Bedeutung für die moderne Zeit und Dichtung betrachtet, von Necker verfasst. Nachdem ich die französische Ausgabe im Vorjahre (s. S. 238 f.) besprochen, kann ich mich hier kurz fassen. Die Einwendungen, die ich gegen Aufbau und Anordnung erhob, treffen auch die deutsche Übertragung. Auch der kleine Fehler, den ich dort zeigte, die Angabe, dass Grillparzers Nachlass in der Hofbibliothek hinterlegt sei, ist leider auch hier stehen geblieben (franz. Ausg. 164, deutsche Ausg. 161). Unberücksichtigt blieb wieder Sauers Aufsatz „Neue Beiträge zum Verständnis und zur Würdigung einiger Gedichte Grillparzers" (Forschungen z. neueren

Literaturgeschichte. Festgabe für R. Heinzel 1898, S. 335—386), der für die Liebe Grillparzers zu einer Schauspielerin (S. 17) sowie für sein Verhältnis zu Mozart und Beethoven sehr wichtig ist. Für die Geschichte des historischen Dramas in Österreich vor Grillparzer (s. S. 307 f.) ist jetzt der Aufsatz Wihans im Fünften Ergänzungsheft des Euphorion (1901) höchst beachtenswert. Ich möchte diese Gelegenheit benützen, um darauf hinzuweisen, dass Kotzebues „Sonnenjungfrau" einen entschiedenen Einfluss auf Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen" geübt zu haben scheint. Schon die Situation hat viel Gemeinsames: Alonzo gewinnt die Liebe Coras, der Priesterin der Sonne, die von Oberpriester und Oberpriesterin strenge bewacht wird. Alonzo steht ein warnender Freund, Juan, zur Seite. Wohl ist Cora eine Carricatur in ihrer „reinen, unschuldigen Freude", sich Mutter zu fühlen, aber ihre Sicherheit, mit der sie den Hütern entgegentritt, gemahnt auffallend an Hero. Nicht gleichgiltig scheint es mir dabei zu sein, dass in der Wiener Bearbeitung, die wahrscheinlich Jünger zu danken ist, die ganze Schwangerschaft escamotiert wird und Cora nur als das liebende Mädchen erscheint. Auch Gefährtinnen Coras kommen, die mit den eingedrungenen Männern recht lustig kokettieren. Sie plaudern von den Fremden. Cora, verhört, erklärt ruhig: „Der Weg, auf dem ich wandle, ist der Weg der Natur und Unschuld". Auch die Tauben Grillparzers kommen hier im 3. Acte vor, wo die Oberpriesterin sie füttert.

Der Verleger hat das Werk sehr hübsch ausgestattet. Auch die guten Reproductionen mancher oft seltener Porträts und Theaterzettel erhöhen den Wert desselben.

Wien. A. v. Weilen.

Englische Lehrbücher.

Englisches Lesebuch von Dr. Ew. Goerlich, Oberlehrer am Realgymnasium zu Dortmund. 2. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh 1901. VIII u. 315 SS.

Dieses Lesebuch zerfällt in zwei Theile. Der erste Theil ist für das zweite und dritte Unterrichtsjahr (Obertertia und Untersecunda) bestimmt und enthält Erzählungen aus dem Alltagsleben und geschichtliche Schilderungen. Sämmtliche Stücke enthalten nur englische Stoffe und sind nach dem Grundsatze des Fortschreitens vom Leichteren zum Schwereren geordnet. Der zweite Theil, der auf der obersten Stufe neben dem in der Classe gelesenen Autor gebraucht werden soll, bringt außer einer kurzen Übersicht über die Geographie, Geschichte und Literaturgeschichte Großbritanniens eine Reihe von Aufsätzen über Land und Leute in England und seinen Colonien sowie eine Auswahl von Ge-

dichten. Man muss zugeben, dass dieser mit großem Geschick aus verschiedenen Autoren zusammengestellte Lesestoff in hohem Maße geeignet ist, den deutschen Schüler mit dem Leben, den Sitten, Gebräuchen und den wichtigsten Geistesbestrebungen des englischen Volkes bekannt zu machen.

The British Empire. Its Geography, History and Literature. Ein Hilfsbuch für den englischen Unterricht in den oberen Classen von Dr. Ew. Goerlich. Paderborn, F. Schöningh 1901. 157 SS.

Dieses Buch ist ein unveränderter Abdruck des II. Theiles des oben besprochenen „Englischen Lesebuches".

Englisches Übungsbuch. Von Dr. Ew. Görlich. 2. Aufl. Paderborn, F. Schöningh 1901. VIII u. 202 SS.

Dieses Buch, das die Einübung der englischen Syntax zum Zwecke hat, zerfällt in I. Einzelne Sätze (S. 1—34), II. Zusammenhängende Übungen (S. 35—156). Von den letzteren lehnen sich die meisten an Lesestücke des Görlich'schen „Lesebuches" an; die sich nicht an das Lesebuch anlehnenden Stücke sind meist auch Übersetzungen aus dem Englischen. Die Übersetzungshilfen, die dem Schüler geboten werden, bestehen *a*) aus Fußnoten, *b*) aus einem deutsch-englischen Wörterverzeichnisse. Als Anhang folgt eine kleine Anleitung zum Aufsatzschreiben mit einigen Themen zu Nacherzählungen, Beschreibungen, Schilderungen und Briefen.

Colloquial English. Dialogues on every-day life by M. G. Edward. Leipzig, Paul Schindler. VIII u. 116 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf., ct. 1 Mk. 50 Pf. — Deutsche Übersetzung dieser Gespräche zum Rückübersetzen ins Englische eingerichtet v. C. Just. Preis ct. 1 Mk. 30 Pf.

Um das Erscheinen dieser beiden Büchlein zu rechtfertigen, schreibt der Verf. im Vorworte, dass es zwar genug von Ausländern verfasste Gesprächsbücher gebe, dass sie aber entweder ein sehr schlechtes Englisch enthielten (*in many of them the Queen's English is simply murdered*) oder aus unzusammenhängenden Sätzen oder aus einer Reihe von Fragen und Antworten bestünden, die keinen Einblick in die wirkliche englische Verkehrssprache gewährten. Der englische Verf. thut den von Deutschen herrührenden Handbüchern der englischen Conversation entschieden Unrecht; so ist z. B. Krons „The Little Londoner" die beste Einführung in das Colloquial English, die es überhaupt gibt. Wenn wir aber durch die summarische, vernichtende Kritik, die Edward seinen Vorgängern angedeihen lässt, gegen ihn gestimmt werden, so werden wir beim Durchblättern der 39 Dialoge angenehm enttäuscht; denn diese bieten uns prächtige, dem Alltagsleben abgelauschte Gespräche, wie sie zuhause und auf der

Reise, in der Familie und im Geschäfte, zwischen Freunden und Fremden geführt werden. In der Berücksichtigung des Idiomatischen geht der Verf. etwas zu weit; vgl. S. 18 *Every man must just look after number one* (jeder muss aufpassen). Aufgefallen ist mir der unenglische Gebrauch der Präposition *in* in dem Satze S. 17 *we must go in a smoking compartment.*

Die beigegebene „Deutsche Übersetzung der englischen Gespräche" ist für die Rückübersetzung ins Englische eingerichtet und verdient unser volles Lob.

Die beiden Büchlein sind sowohl zum Schul- als auch zum Privatgebrauche bestens geeignet.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Die Entwicklungsgeschichte der französischen Literatur (bis 1901). Gemeinverständlich dargestellt von Dr. E. Dannheisser (in Lehmanns Volkshochschule). Zweibrücken, F. Lehmann 1901. kl. 8°, 216 SS.

Dieses schön ausgestattete Bändchen behandelt die französische Literatur bis in unsere Tage herein (erwähnt wird noch Zolas „Travail" 1901), und zwar mit gleichmäßiger Berücksichtigung der einzelnen Zeitperioden. So erfährt das Mittelalter (mit 48⅓ von 197 SS.) eine vollkommen ausreichende Behandlung; auf das 19. Jahrhundert entfallen 43⅓ SS., also etwas mehr als der fünfte Theil des Ganzen. Auch ist es auf breiterer Basis angelegt, als sonst bei Compendien üblich ist, indem alles, was von einiger Wichtigkeit ist, vorgeführt wird, und wäre es auch nur durch bloße Nennung. Das Biographische tritt genügend hervor, und die Einflüsse fremder, namentlich germanischer Literaturen werden recht gut aufgezeigt. Es ist aber nicht bloß umfassend in der Ausführung, sondern auch energisch in der Charakterisierung. Der Verf. versteht es in meisterhafter Weise, einen Zeitabschnitt, einen Schriftsteller, ein Werk von allen Seiten zu beleuchten, oft nur mit wenigen Strichen, manchmal nur durch ein einzelnes Wort, zu zeichnen. Die Charakteristik wird besonders scharf durch Vergleichung oder Gegenüberstellung literarischer Zeiträume, Producte oder Erscheinungen. Die übersichtliche, auch durch den Druck kenntlich gemachte Gliederung des Stoffes lässt denselben von Seite des Lesers leicht überblicken. Die Sprache des Verf.s ist bündig, kernig, durch ihre schlagwortartige Kürze packend und scheut zum Zweck der Charakterisierung gelegentlich auch vor einem etwas derben Ausdruck („schweingemein", S. 25) oder einer Neubildung („schulischer Regelzwang", S. 154) nicht zurück. Manche Stellen lassen übrigens die letzte Redaction vermissen (S. 31: „Das Werk erschien gegen Guillaume de Lorris' Werk ist ein reizendes, keusches Idyll"; S. 62: „Bartas und Aubigné Sprache sind, in ihrer Sprache, Auswüchse

der Plejade"; S. 154: „Die sie erbende praktische Naturwissenschaft..."). Im ganzen jedoch haben wir hier eine nach Inhalt und Form höchst gelungene Arbeit vor uns, nicht nur wohlgeeignet, über die wichtigsten Erscheinungen des französischen Schriftthums zu orientieren, sondern auch lebhaftes Interesse für dasselbe einzuflößen.

Les œuvres dramatiques de Victor Hugo. Von P. Postl. Programmaufsatz des Jahresberichtes der k. k. Staatsrealschule zu Stanislau 1900. gr. 8°, 19 SS.

Die für die romantische Literatur in Frankreich wichtige Vorrede zu „Cromwell" wird hier in ihren Hauptgesichtspunkten kurz wiedergegeben, hernach das Stück selbst sowie die anderen dramatischen Werke V. Hugos (Hernani, Marion Delorme, Le roi s'amuse, Lucrèce Borgia, Marie Tudor, Angelo, Ruy Blas, Les Burgraves) unter Anführung zahlreicher Stellen aus denselben und einigen kritischen Bemerkungen des Dichters analysiert. Neues ist in diesem Aufsatze nicht zu finden.

Alphonse Daudet. Von Dr. B. Diederich. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1900. 427 SS.

In edler, von Begeisterung für seinen Helden getragener Sprache gibt uns hier der Verf. ein Bild von dem Leben und Wirken Alphonse Daudets. Er weist zunächst diesem Dichter seine Stellung in der Literatur an, der, ohne streng einer Schule anzugehören, als einer der bedeutendsten und originellsten französischen Schriftsteller zu betrachten sei. Er theilt dann die Quellen für die Kenntnis von dessen Leben mit, zeichnet das Milieu, in dem dieser seine Jugend und die Zeit seiner literarischen Ausbildung in Paris verbrachte, schildert die ersten Keime seines sich entfaltenden Talentes in der Heimat, die Bitternisse des ersten selbständigen Auftretens, das Ringen in der Hauptstadt und den endlichen Sieg. Der Verf. versteht es in meisterhafter Weise, die mit Eifer und Umsicht gesammelten Einzelheiten aus dem Leben des Schriftstellers zu einem Gesammtbilde von künstlerisch einheitlicher Form zu vereinigen, so dass uns dessen Persönlichkeit lebendig vor die Seele tritt. Aber wir werden nicht bloß mit den äußeren Lebensschicksalen, sondern auch mit dem literarischen Werdegang des Dichters bekannt gemacht. Wir lernen die einzelnen Werke und ihren Inhalt kennen, ihre Vorgeschichte und ihren literarischen Erfolg; wir können auf Schritt und Tritt verfolgen, wie der Schriftsteller seine Stoffe gewinnt und verarbeitet. Aber auch bei den schriftstellerischen Erzeugnissen begnügt sich der Verf. nicht mit der äußeren Geschichte, sondern er führt uns auch in das Verständnis für die künstlerische Seite des Schaffens seines Helden ein. In einem eigenen Capitel werden

die charakteristischen Merkmale des Stiles und der sonstigen künstlerischen Eigenart Daudets, für welche der Verf. ein feines Verständnis bekundet, aufgezeigt und durch passende Beispiele aus den Werken beleuchtet: kurz, wir haben hier eine nach jeder Seite hin befriedigende Arbeit vor uns. Die Verehrer der Daudet'schen Muse werden dem Verf. Dank wissen dafür, dass er ihnen ihren Lieblingsautor menschlich und künstlerisch nähergebracht hat.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Vatroslav Oblak. Ein Beitrag zur Geschichte der neuesten Slavistik von Dr. M. Murko. Wien, Alfred Hölder 1902. 8°, 62 SS. Preis 1 K 20 h.

Als am 16. April 1896 der Privatdocent an der Grazer Universität Dr. V. Oblak der Krankheit, deren Keim er mit sich auf die Welt gebracht, nach langem, zähem Widerstande im besten Mannesalter erlag, wurde dies in allen slavistischen Kreisen als ein großer, unersetzlicher Verlust empfunden; denn schon das, was Oblak in seinem kurzen Lebenslaufe trotz der seine Kräfte lähmenden Krankheit geleistet hatte, gab deutlich zu erkennen, dass die slavistischen Studien in ihm einen großen Meister verloren hatten. Es ist daher erklärlich, dass dem allzu früh Dahingerafften von Freunden und Fachcollegen warme Nachrufe gewidmet wurden, worauf dann eine eingehende Darstellung seines Lebens und Würdigung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit in einer slovenisch verfassten Monographie Dr. M. Murkos folgte (Laibach 1900), aus welcher vorliegende Schrift einen gedrängten Auszug bildet. Murko, ein langjähriger intimer Freund Oblaks, war wie kein zweiter berufen, ihm eine Studie zu widmen, welche durch Anlage und Ausführung die unter dem ersten Eindrucke schnell zusammengestellten Nachrufe übertreffen sollte. Er hat sich nun dieser Aufgabe mit Liebe und Gewissenhaftigkeit entledigt, indem er zu diesem Zwecke auch die umfangreiche Correspondenz Oblaks benutzt, sowie von dessen Angehörigen und Jugendfreunden pietätvoll alles zusammengestellt hat, was die wissenschaftliche Ausbildung Oblaks beleuchtet. Dieser hatte, um nur ein Moment hervorzuheben, schon in der fünften Gymnasialclasse eine solche Begabung und Vorbereitung bekundet, dass einer der angesehensten Slavisten, Prof. Baudouin, es nicht verschmähte, mit dem jungen Gymnasiasten in Correspondenz zu treten und fernerhin zu bleiben.

Es ist somit ein interessantes Bild, das uns hier Murko in sehr gewandter Form entwickelt, und dieser Theil seiner Schrift bildet in der That einen schönen Beitrag zur Geschichte der Slavistik.

Wien. Dr. M. Rešetar.

J. Jastrow und G. Winter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen (1125—1273). Zweiter Band (1190—1273). (Bibliothek deutscher Geschichte.) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1901. XXVI u. 646 SS.

Vier Jahre sind verflossen, seit der erste Band des vorliegenden Werkes erschienen ist. In drei Büchern schilderte er Land und Leute im Deutschen Reiche zur Hohenstaufenzeit, das Zeitalter Bernhards von Clairvaux und das Friedrich Barbarossas. Nur das erste Buch war von Jastrow, alles Folgende zum Theil nach Jastrows Entwürfen von G. Winter bearbeitet worden. Der zweite Band rührt ganz von G. Winter her. Was uns der Verf. hier bietet, gehört wohl zu den schönsten, freilich auch zu den schwierigsten Problemen der deutschen Geschichtsschreibung. Es handelt sich hier ja nicht bloß um den Schlussact des großen Hohenstaufendramas, das meteorartige Aufsteigen Heinrichs VI., die Aufrichtung einer großen Weltmonarchie und den jähen Sturz der gewaltigen Pläne nach dem Tode dieses Kaisers, dann um das gewaltige Ringen zwischen Staufern und Welfen und das Aufsteigen und die Herrschaft des größten aller Päpste, schließlich um das Ringen und den Sturz des staufischen Kaiserthums, sondern auch um die Ausbildung und die Vollendung des Processes der inneren Entwicklung Deutschlands, der diesem seit dem zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts ein völlig geändertes Gepräge gibt. Nicht das allein. Der moderne Geschichtschreiber hat hier um die Palme zu ringen nicht bloß mit den berühmten Historikern aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die wie Toeche, Otto Abel, Winkelmann, Schirrmacher u. A. uns diese Zeit in leuchtenden Farben vor Augen geführt haben, sondern auch mit jüngeren Kräften, die, wie man der glänzenden Darstellung H. Hampes im 83. Band der Historischen Zeitschrift entnimmt, diesen Problemen ihre Kraft zugewendet haben. Im allgemeinen wird man wohl behaupten können, dass Winter aus dem Wettstreit in ehrenvoller Weise hervorgegangen ist, wenn er uns auch in einzelnen Punkten die Beweise für seine Behauptungen erst noch nachzutragen haben wird. Wie der frühere enthält auch der vorliegende Band drei Bücher: danach beginnt das vierte mit dem Zeitalter des Papstes Innocenz, das fünfte schildert die Zeit Friedrichs II. und das sechste die des rheinischen Bundes. Ich würde es aus mehrfachen Gründen, zumeist aber deswegen, weil sich der Inhalt des dritten Buches nur zum geringen Theil mit seinem Titel deckt, vorgezogen haben, bei der alten, wenn auch sachlich nicht ganz richtigen, so den Gegenstand doch ziemlich genau bezeichnenden Überschrift „Zeitalter des sogenannten Interregnums" stehen zu bleiben. Im übrigen bietet es auch seine Schwierigkeiten, die gewaltige Regierung eines Heinrich VI. unter das Zeitalter des Papstes Innocenz III. einzureihen, jenes Kaisers, dessen Tod erst den Übergang der Weltherrschaft von den Kaisern des Mittelalters auf die

Päpste bezeichnet. Man sieht, wie angezeigt es gewesen wäre, den großen Einschnitt, der den ersten und zweiten Band von einander trennt, erst beim Jahre 1197, das in der Weltgeschichte Epoche macht und mit dem in Wirklichkeit eine ganz neue Entwicklung der Dinge beginnt, zu machen. Damit haben wir zugleich die Haupteinwände, die wir gegen die Anlage des Buches vorzubringen haben, dargelegt. Gegen die Ausführungen im einzelnen wüssten wir keine besonderen Einwendungen zu machen. Sehen wir also davon ab, dass das Zeitalter Innocenz III. um sieben Jahre zu früh angesetzt wird, so scheint uns die weitere Gliederung des Stoffes eine sehr sachgemäße zu sein. Das vierte Buch enthält demnach vier Abschnitte: Das Universalreich Heinreichs VI., die weltliche und kirchliche Reaction gegen das universale Kaiserthum, und das Doppelkönigthum in Deutschland und die Anfänge Innocenz' III., die Wiedererstarkung des deutschen Königthums unter Philipp und Innocenz III. und das welfische Kaiserthum. Das fünfte Buch umfasst gleichfalls vier Abschnitte: Die Kaiserkrönung Friedrichs II., Kaiser Friedrich II. als König von Italien, Sicilien und Jerusalem und den Frieden von S. Germano, Deutschland während der Abwesenheit Friedrichs II., die Empörung Heinrichs VII. und den Mainzer Reichstag von 1235, endlich den Kampf um die Herrschaft in Italien und Friedrichs II. Ausgang. Das sechste Buch schildert in drei Abschnitten den Untergang der Hohenstaufen, den rheinischen Bund und die Territorien und Städte unter dem Doppelkönigthum. Wir erhalten demnach einen guten Einblick in den Entwicklungsgang der deutschen Geschichte in diesem Zeitraume. Es sind überall die Momente, auf die es in erster Linie ankommt, richtig hervorgehoben und gewürdigt. Mit Recht verweilt der Verf. dabei, dass Heinrich VI. mit dem normannischen Erbe auch die auf den Orient gerichteten Pläne übernommen hat und so die Idee eines neuen Imperium mundi wieder lebendig wurde. Aus der Stellung Heinrichs — als normannischer König einerseits, als Kaiser andererseits erklärt es sich, dass er sich weigert, Vasall des Papstes zu werden und der Conflict zwischen Kaiser und Papstthum, der unter Friedrich II. ausbricht, jetzt schon in die Erscheinung tritt, vorläufig freilich durch die Entwicklung der Dinge im Orient noch vertagt wird. Der Plan einer Regelung der Erbfolge und die Reaction dagegen wird sorgsam besprochen. Im zweiten Abschnitt sind es die weltumfassenden Ideen Innocenz' III., deren theoretische Begründung durch einige Sätze entwickelt wird. Man würde es gern sehen, wenn über die Art ihrer praktischen Durchführung nach allen Seiten hin einige Andeutungen mehr gemacht worden wären. Gut ist die Charakteristik König Philipps und mit Recht wird darauf Gewicht gelegt, dass der Welfenkönig Otto IV. ins staufische Lager überging und seine Politik durch den Einfluss der staufischen Reichsministerialen eine staufische wurde, ebenso wird mit Nach-

druck auf die große Bedeutung von Bouvines hingewiesen, da die Erfolge des Tages vornehmlich den Staufern zufielen. Wie sich die Reaction gegen das Weltherrschaftssystem des Papstthums schon unter seinem Begründer geltend machte, wird ja im allgemeinen ausführlich genug erörtert, allerdings hätten die vielen Citate aus Walther von der Vogelweide, da sie einmal im Original gebracht wurden, correcter abgedruckt werden sollen. Das entscheidende Moment in der Geschichte Friedrichs II. ist seine deutsch-sicilische Doppelstellung. Mit Recht werden daher auch die sicilianischen Dinge, vor allem die großartige Legislative daselbst, die zur Errichtung einer starken, einheitlich verwalteten Monarchie führt, eingehender als es sonst in einer deutschen Geschichte noth thäte, besprochen. Durchaus sachgemäß ist die Schilderung des Entscheidungskampfes zwischen Innocenz IV. und als gelungen wird auch die Charakteristik Friedrichs II. zu bezeichnen sein: mit vollem Rechte wird darauf hingewiesen, dass man von cäsaropapistischen Neigungen Friedrichs II. zu sprechen keinen Grund habe, desgleichen, dass und warum der Kaiser in Italien anderen Regierungsmaximen huldigte als in Deutschland und die gewaltige Kraft seines Könnens für sein sicilisches Erbland einsetzte. Wenn gegen die Darstellung des fünften jene des sechsten Buches etwas abfällt, so liegt es zum Theil an dem spröden Material, das hier der Bearbeitung zugrunde gelegt wurde. Dass hier den wirtschaftlichen Zuständen im Reiche, besonders der Entwicklung des Städtewesens ein breiter Raum zugewiesen wird, wird man nur billigen; im letzten Abschnitt ist es die deutsche Colonisation, die mit ebensoviel Liebe als Sachkenntnis behandelt wird. Da es trotz mancher guten Monographien gerade an einer guten, zusammenfassenden Darstellung der deutschen Geschichte von 1250—1273 fehlte, wo dann das Buch von O. Lorenz in die Lücke eintritt, so wird man dies neue Buch vornehmlich auch in Hinblick auf diese letzten Theile willkommen heißen.

Graz. J. Loserth.

Heiderich Fr., Vierteljahrshefte für den geographischen Unterricht. Wien, Ed. Hölzel. Heft 1 u. 2. Preis d. Jahrganges 12 K.

Eine neue Zeitschrift, welche sich die Aufgabe stellt, eine Brücke zu schlagen zwischen der wissenschaftlichen Geographie der Hochschule und der Behandlung, welche dieser Gegenstand auf der Mittel- und Unterstufe unserer Lehranstalten erfährt. Sie will den Lehrer nicht nur auf dem Laufenden erhalten, sie will auch sein Wissen vertiefen und andererseits zur Klärung methodischer Fragen selbst innerhalb des Rahmens des Hochschulunterrichtes beitragen. Die Art, wie sie diesen Plan durchführen

will, zeigt sich deutlich in der Gliederung des Stoffes, den die vorliegenden beiden ersten Hefte enthalten. Voran stehen Abhandlungen wissenschaftlichen oder methodischen Inhaltes, denen geographische Charakterbilder, kleinere Mitteilungen aus dem Gebiete wissenschaftlicher Forschungen und methodischer Untersuchungen und zum Schlusse Besprechungen der neu erschienenen Literatur folgen. Die beiden ersten Leitaufsätze sind eine Arbeit F. Höcks über die biologische Erdkunde im Schulunterrichte und eine Abhandlung Vierkandts über Völkerkunde und allgemeine Bildung. Bieten zwar diese beiden Arbeiten im Vereine mit denen Geißlers über die mathematische Geographie, Giannonis über den historischen Atlas der österreichischen Alpenländer und des verewigten Luksch über das Seebodenrelief des Adriatischen Meeres eine reiche Menge belehrender und anziehender Einzelheiten, so möchten wir die Aufmerksamkeit doch besonders auf die geographischen Charakterbilder lenken, in denen eine Quelle erschlossen wird, die uns bei geeigneter Wahl der Aufsätze in den Stand setzt, eigene Vorstellungen zu berichtigen und belebendes Material für die Schilderung in der Schule zu schöpfen und zu sammeln. Kollbach beschreibt im ersten Hefte den Harz nach seiner geographischen und historischen Seite; im zweiten begleitet er uns als kundiger Führer auf einer Wanderung durch dieses Gebirge. Nichts vermag beredter als diese beiden Aufsätze darzutun, daß mit der Aufsuchung und Einprägung der mannigfachen Lagen- und Richtungsverhältnisse der Objekte des Kartenbildes die Aufgabe des erdkundlichen Schulunterrichtes noch lange nicht erschöpft ist, daß vielmehr neben dem Atlasse auch die belebende Schilderung von Seite des Lehrers in den Mittelpunkt des Unterrichtes treten muß, soll die Geographie bei den Schülern auch Liebe und Freude erwecken. Es würde zu weit führen, der Arbeiten im einzelnen zu gedenken, welche beide Hefte in stattlicher Anzahl liefern. Sie sind neben den eingehenden sachlichen Besprechungen der Literatur durchaus geeignet, den angestrebten Zweck zu erreichen. Bleibt die Zeitschrift auf ihrer wissenschaftlichen und methodischen Höhe, so wird sie eine nicht geringe Stütze jener Bewegung werden, welche der Erdkunde im Lehrplane der oberen Klassen unserer Mittelschulen jene Stellung sichern will, die ihr mit Recht gebührt.

Wien. J. Müllner.

Močniks Lehrbuch der Geometrie für die oberen Classen der Realschule, bearb. von Joh. Spielmann. 23. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1901. 8°, 297 SS.

Was zunächst die Planimetrie betrifft, so sind die bemerkenswertesten Veränderungen gegenüber der 22. für die oberen

Classen der Mittelschulen in Geltung gewesenen Auflage die folgenden: Der Beweis des ersten Incongruenzsatzes § 42 ist durch einen anderen ersetzt worden, dem entschieden der Vorzug gebürt. Die beiden Sätze über die Seiten- und Winkelsymmetralen haben die nöthige Ergänzung, die ihnen bisher fehlte, gefunden; der Abschnitt über die Lage zweier Kreise hat durch Auslassung der überflüssigen Beweise eine wohlthuende Vereinfachung erfahren. Sehr gut ist das Beispiel für die Incommensurabilität zweier Strecken S. 61 gewählt und vollständig am Platze das, was über die Dimensionen eines Productes im geometrischen Sinne S. 91 bemerkt wird. Ein besonderer Abschnitt ist der Lehre von den regulären Polygonen S. 94—97 gewidmet, in welcher jedoch die bekannte Beziehung $s_5^2 = s_{10}^2 + r^2$, man weiß nicht weshalb, weggelassen wurde. Die hierauf folgende ebene Trigonometrie ist dem neuen Lehrplane für die heimischen Realschulen entsprechend bearbeitet. An diese schließt sich die Stereometrie. Hier wird S. 159 das Princip der Dualität zwischen Gerade und Ebene in gebürender Weise hervorgehoben. Die Sätze über die Summe der Seiten und Winkel im Dreikante werden S. 163—164 verallgemeinert auf *n*-Kante ausgedehnt. Der Beweis § 300 vom Mittelpunkte der regulären Polyeder ist in der bisherigen, der mathematischen Strenge am Schlusse entbehrenden, Weise aufgenommen, die Lehre vom Prismatoide mit Recht weggelassen worden. Die Abschnitte über die Berechnung von Oberfläche und Inhalt der Körper sind in wesentlich einfacherer und übersichtlicherer Form als früher behandelt. Die sphärische Trigonometrie, die einige Zusätze und Verbesserungen aufweist, ist im großen und ganzen so dargestellt wie in der früheren Auflage: nämlich zuerst das rechtwinkelige und dann das schiefwinkelige Dreieck. Im praktischen Unterrichte ist gerade der umgekehrte Vorgang zu empfehlen. Auch die analytische Geometrie, die dem neuen Lehrplane gemäß bearbeitet ist, bringt mancherlei Verbesserungen und Vereinfachungen, doch ist in der Lehre von der Geraden noch Einiges zurückgeblieben, was einer einfacheren Darstellung fähig wäre.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Historische Rechenbücher des 16. und 17. Jahrhunderts und die Entwicklung ihrer Grundgedanken bis zur Neuzeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Methodik des Rechenunterrichtes. Mit fünf Titelabbildungen. Von Hugo Grosse, Lehrer an der städt. höheren Mädchenschule in Halle a. S. Leipzig, Dürr 1901,

Das vorliegende Buch, welches eine wertvolle Ergänzung der bisherigen Schriften über die Geschichte der Methodik des Rechenunterrichtes bildet, zerfällt in drei Theile, von denen der erste ein Bild von dem Stande des Rechenunterrichtes im 16. und

17. Jahrhundert unter Berücksichtigung von Schulordnungen und Rechenbüchern liefert, während im zweiten Theile die bemerkenswerten historischen Rechenbücher des 16. und 17. Jahrhunderts (so namentlich jene von Suevus, Meichsner und Hemeling) in charakteristischen Proben vorgeführt werden. Schon in diesen Schriften zeigt sich — wie der Verf. in ganz klarer Weis auseinandersetzt — dass die beiden die heutige Rechenmethodik beherrschenden Ideen, dass nämlich einerseits das Rechnen im Dienste der sittlichen Bildung steht, andererseits es vorwiegend den Charakter des Sachrechnens trägt, schon damals zur Geltung gelangt waren und dem Unterrichte zugrunde gelegt erscheinen.

Speciell auf die Besprechung der Idee des ethischen Bildungswertes des Rechnens in ihrer historischen Entwicklung und auf die Erörterung des rechenunterrichtlichen Sachprincipes in seiner geschichtlichen Entwicklung geht der Verf. im dritten Theile seiner Schrift ein. Besonders eingehend werden die historischen Rechenbücher des 16. und 17. Jahrhunderts besprochen. Die in denselben enthaltenen Aufgaben sind wesentlich der biblischen und Profangeschichte entnommen. Das Buch des Suevus stammt aus dem Jahre 1593; um die Art dieses Buch dem Leser vorzuführen, werden demselben 21 Beispiele entnommen, die zur Genüge darthun, dass dieses Buch — wie Sterner in seiner Geschichte der Rechenkunst sagt — mehr der Unterhaltung als dem Rechenunterricht diente, und dass der Stufengang unter dem Übergewichte des Historischen litt. Im Anschlusse an Suevus werden die Arbeiten von Curäus, Lossius und Nefe über den Rechenunterricht besprochen. Die historischen Rechenbücher des 17. Jahrhunderts (Meichsner, Hemeling u. A.) zeigen, dass die Darstellung der Rechenkunst im allgemeinen qualitativ keinen Fortschritt gemacht zu haben scheint; trotzdem hat sich die Literatur der gemeinen Rechenkunst im 17. Jahrhundert nicht unbedeutend erweitert. Aus all den vorgeführten Beispielen erhellt aber, dass die Autoren jener historischen Rechenbücher, ohne darüber Klarheit erlangt zu haben, sowohl das rechenunterrichtliche Sachprincip, als auch die Idee vom ethischen Zweck des Rechenunterrichtes in ihrem Aufgabenmateriale berücksichtigt haben, und dass diese genannten Ideen in unserer Zeit nicht unvermittelt aufgetreten sind, sondern allmählich vorbereitet wurden.

Lehrbuch der mathematischen Chemie. Von J. J. van Laar, Privatdocent an der Universität Amsterdam. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. H. W. Bakhuis-Roozeboom. Mit 28 Figuren im Text. Leipzig, J. A. Barth 1901. Preis 7 Mk.

Dieses Buch wird mit Freuden von den Physikern und Chemikern begrüßt werden, handelt es sich ja in diesem um die Darlegung einer Wissenschaft, die — ähnlich wie die theoretische Physik — von einigen durch die Experimentalchemie gelieferten

theoretischen Gesichtspunkten und Principien ausgehend das Gebäude der Chemie in systematischer und analytischer Weise deduciert. Es sind vorzugsweise die thermodynamischen Forschungen von Gibbs, Planck und Duhem, welche für das Studium der chemischen Probleme als belangreich bezeichnet werden müssen. Eigentliche Molekularhypothesen sind in dem Buche nicht zur Sprache gekommen, ebenso erscheinen alle nicht umkehrbaren Processe ausgeschlossen, welche die Grundlage der Theorie der Reactionsgeschwindigkeiten bilden. Aus der Theorie des thermodynamischen Potentiales, wie es namentlich durch die Arbeiten von Gibbs und Planck aufgestellt wurde, werden die Gesetze für die Gleichgewichtszustände in einzelnen Phasen und Phasencomplexen entwickelt.

Während in den meisten der bisherigen Darstellungen der mathematischen Chemie die Gesetze der verdünnten Lösungen als Ausgangspunkt gewählt worden sind, hat dies der Verf. nicht gethan, sondern allgemeine Formeln deduciert, die für alle Concentrationen gelten, und aus diesen erst die Gesetze der verdünnten Lösungen als Annäherungsgesetze hervorgeholt.

Die Einleitung macht den Leser mit der Einführung der Thermodynamik in die mathematische Chemie vertraut. Die dort vorgetragene Theorie wird angewendet auf das Studium der Reactionen in Gemischen idealer Gase, des Gleichgewichtes zwischen zwei Gemischen idealer Gase, auf das der Reactionen in flüssigen Gemischen und des Gleichgewichtes zwischen denselben, auf das Studium der Reactionen in festen Körpern und des Gleichgewichtes zwischen zwei festen Phasen, auf das Gleichgewicht zwischen einer flüssigen und einer gasförmigen Phase (mit besonderer Rücksichtnahme auf die Erscheinungen der Dampfdruckerniedrigung und der Siedepunktserhöhung). Ferner bespricht der Verf. das Gleichgewicht zwischen einer festen und einer gasförmigen Phase und das physikalisch besonders belangreiche Gleichgewicht zwischen einer flüssigen und einer festen Phase, schließlich das Gleichgewicht zwischen einer festen, flüssigen und einer gasförmigen Phase, wobei der Verf. zu Beziehungen gelangt, welche mit den experimentalen Ergebnissen Regnaults in außerordentlicher Weise übereinstimmen. Von großer theoretischer Wichtigkeit sind die allgemeinen Sätze aus der Phasenlehre, welche der Verf. im folgenden aufstellt.

Die Elektrochemie fehlt in dem Buche, da der Verf. diese in einer eventuellen neuen Auflage seines Buches behandeln will. Das Buch wird dann durch diese Ergänzung sicherlich nur an Wert gewinnen.

Was an der vorliegenden Schrift besonders hoch anzuschlagen ist, ist der Umstand, dass der Verf. es verstanden hat, die verschiedenen Probleme in systematischer Aufeinanderfolge vollständig und streng zu behandeln, dabei aber die mathematische Erläuterung

möglichst einfach gestaltete. Das Buch enthält ferner eine Reihe von sehr bemerkenswerten originellen Auffassungen und Entwicklungen, so namentlich bei der Erläuterung der Erscheinnngen des Dampfdruckes und der gemischten Lösungen. Es enthält die Vorlesungen, welche der Verf. seit einer Reihe von Jahren an der Universität zu Amsterdam gehalten hat. Nicht unerwähnt wollen wir den Umstand lassen, dass das Buch in sprachlicher Correctheit nichts zu wünschen übrig lässt. Es sei den Studierenden der allgemeinen und physikalischen Chemie aufs wärmste empfohlen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Hilfs- und Übungsbuch für den botanischen und zoologischen Unterricht an höheren Schulen und Seminarien. II. Theil: Zoologie. Von Dr. Walther B. Schmidt u. Bernhard Landsberg. I. Cursus der Sexta u. II. Cursus der Quinta, 1. Hälfte. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1901.

Seitdem in den höheren Schulen Deutschlands den Realien ein etwas breiterer Raum zugewiesen wurde, sehen wir die Fachkreise im Reiche eifrig bestrebt, für den neuen Inhalt auch eine neue, passende Form zu finden. Die Folge dieser Bestrebungen auf didaktischem Gebiete ist, dass jedes Jahr eine Anzahl von Büchern erscheint, welche den naturwissenschaftlichen Lehrstoff methodisch behandeln, die also zeigen wollen: „Wie man es machen soll". Dabei spielt die in jüngster Zeit zu so hohem Ansehen gelangte Biologie eine große Rolle, sie ist gleichsam der rothe Faden, der sich durch die didaktische Literatur hindurchzieht, und biologische Angaben, sowie insbesonders Erklärungsversuche vom biologischen Standpunkte aus spielen eine Hauptrolle in allen diesen Schriften. Doch ist auch das Bestreben zu bemerken, die alte, bislang fast ausschließlich gepflegte systematische Zoologie und Botanik nicht ganz über Bord zu werfen, sondern mit ihr einen billigen Ausgleich zu treffen. Dass bei all diesem „Belehren und Erklären" mitunter auch über das Ziel hinausgeschossen wird, ist wohl begreiflich. Diese Bemerkungen passen wortgetreu auch auf die vorliegenden Bücher. Der eine Band, für die deutsche Sexta bestimmt, enthält eine Auswahl von Thierformen (Säuger und Vögel), die nach allen Richtungen beschrieben und biologisch durchforscht, ja zerfasert werden. In dem der Quinta gewidmeten Bande tritt zu den Einzelbeschreibungen eine stärkere Betonung der Systematik hinzu, sowie die Gruppierung der Arten nach biologischen und geographischem Gesichtspunkten.

Die Überfülle der Details, die eingestreuten zahllosen, an den Lernenden gerichteten Fragen wirken mitunter verwirrend und führen zu einer allzu großen Breite im Ausdrucke, so dass wohl die Frage aufgeworfen werden mag, ob der Schüler, wenn

er sich durch diese beiden Curse glücklich hindurchgearbeitet hat. wirklich zu einer klaren Übersicht und zu einem gedeihlichen Wissen über die Säugethiere gelangen wird. Abbildungen fehlen mit Ausnahme einiger schematischer Zeichnungen.

Für die österreichischen Schulmänner sind die vorliegenden Werke in doppelter Hinsicht lehrreich. Fürs Erste mögen unsere Lehrer der Naturgeschichte ihnen manche schätzenswerte Angabe und manchen Wink über biologische Dinge entnehmen. Zum Zweiten aber können wir aus diesen Büchern die beruhigende Überzeugung gewinnen, dass die bei uns eingeführte Lehrverfassung: Einzelbeschreibungen auf der Unterstufe, Einführung in die wissenschaftliche Zoologie mit Zugrundelegung vergleichend anatomischer Thatsachen auf der Oberstufe, sich als äußerst zweckmäßig herausstellt. Vielleicht könnten in diesem Falle unsere deutschen Collegen einmal von uns etwas lernen.

Wien. Dr. Franz Noë.

Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer. 4. Auflage. III. Die Renaissance in Italien. Mit 523 Abbildungen im Text und 12 Farbendrucken. Leipzig, E. A. Seemann 1901.

Textlich hat diese Neuauflage keine bedeutende Änderung erfahren; nur das Inhaltsverzeichnis bringt eine Erweiterung insofern, als sehr treffende, kurze Charakterisierungen bei den Namen einzelner Künstler oder bei den berühmten Werken derselben hinzugefügt wurden. Textabbildungen sind in der Neuauflage 323 vorhanden (gegen 307 in der vorigen Auflage); außerdem sind 12 Farbendrucke dem Werke beigeheftet, zum großen Theil im Dreifarbendruck hergestellt. Wir haben schon wiederholt auch an anderer Stelle Gelegenheit gehabt, die Vorzüge dieser ebenso effectvollen als billigen Reproduction zu kennzeichnen. Im vorliegenden Bande sind einige Meisterleistungen dieses Verfahrens zu sehen. An erster Stelle nennen wir die im königlichen Museum zu Berlin befindliche bemalte Thonbüste eines jugendlichen Johannes von der Hand des Donatello. Was hier mit den drei Grundfarben Roth, Gelb und Blau, mit Hilfe der Photographie und des Buchdruckes erreicht wurde, hätte man vor zehn Jahren nicht einmal zu hoffen gewagt. Das berühmte Porträt Karl V. von Tizian in der Münchener Pinakothek schließt sich würdig der oben genannten Reproduction an; ebenso die musicierenden Engel von Melozzo da Forli aus der Sacristei von St. Peter in Rom u. a. Es ist dieselbe Art der Reproduction, wie sie die Verlagshandlung in der Serie „Alte Meister“ so erfolgreich anwandte. Die auf S. 32 gegebene Erklärung des Wortes „Renaissance“ sei besonders zur Wiedergabe im Geschichtsunterrichte empfohlen.

Troppau. Rudolf Böck.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die bildende Kunst am Gymnasium[1].

Die an sich einseitige idealistisch-formale Richtung der humanistischen Gymnasialbildung musste im Laufe der Zeit zwei Gegenströmungen begegnen. Einerseits verlangte das praktische Leben immer dringender eine Umgestaltung des Bildungsideals, sollte der Schüler den Boden der Wirklichkeit nicht ganz unter den Füßen verlieren; anderseits erzeugte das vorwiegend abstracte Wesen des Unterrichtes ein Bedürfnis nach sinnlich-anschaulicher Belebung und Ergänzung. Der vorherrschend wissenschaftliche Charakter der Studien hat zu einer Scheidung der Bildungselemente geführt, die nur durch die geheimnisvolle Kraft künstlerischer Empfindungs- und Anschauungsweise ihren natürlichen Zusammenhang wiedergewinnen können. Die Versuche, die einmal entstandene Kluft zwischen Intellect und Sinnlichkeit durch den an Bedeutung immer mehr zunehmenden Anschauungsunterricht, in den Sprachfächern durch Verlegung des Schwerpunktes nach der künstlerisch-ästhetischen Seite der Lectüre, durch Einführung des Turn-, Gesangs- und Zeichenunterrichtes zu überbrücken, zeigen nur zu deutlich, wie die moderne Bildung jener auf dem Boden der Kunst befindlichen culturellen Indifferenzzone zustrebt, wo Geist und Gemüth, Sinn und Verstand in ihrem unlöslichen Zusammenhange sich darstellen.

Der Ruf nach künstlerischer Gestaltung der Unterrichtsmethode, bei der es nicht auf bloße Anhäufung trockenen Wissens, sondern auf planmäßige Wahl und Zusammenhang desselben mit Phantasie und Gemüth und deren gegenseitige Durchdringung ankäme[2]), erscheint mir

---

[1]) Erklärung der im Texte vorkommenden Abkürzungen: S. W. = Seemanns Wandbilder; Ph. G. = Photographische Gesellschaft in Berlin; Ph. B. = Photographieverlag von Braun & Comp., Dornach; Ö. M. = Österreichische Mittelschule.

[2]) Vgl. Dr. Albert Fischer, Über das künstlerische Princip im Unterricht. Groß-Lichterfelde 1900.

daher ebenso berechtigt wie der Gedanke, der Kunst selbst in die Schule Eingang zu verschaffen. Die vorhandene Dissonanz in der modernen Jugendbildung lässt sich nur durch das versöhnende Licht künstlerischer Anschauungs- und Empfindungsweise lösen, sollte dieses Licht auch nur ein matter Abglanz jener griechischen καλοκἀγαθία und ἁρμονία sein, deren Wiederbelebung Schiller in seinem leider auf dem Gebiete der Erziehung viel zu wenig berücksichtigten Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen anstrebte. Das eine scheint mir festzustehen, dass das seit der Mitte des XIX. Jahrhunderts auch in den breiten Schichten des Publicums sich steigernde künstlerische Interesse neben Erwägungen wirtschaftlicher, nationaler und social-politischer Art auch den pädagogischen Anschauungen über die erzieherische Bedeutung der Kunst soweit zum Durchbruche verholfen hat, dass heute wohl kaum ein Gebildeter es wagen dürfte, die Kunst — ich meine die bildende — als bloße Luxusfrage, als ein Vorrecht müßiger, bevorzugter Gesellschaftsclassen anzusehen. Aus der Luxusfrage ist denn doch eine Staatsfrage geworden.

Das beweist bei uns in Österreich z. B. das erhöhte Interesse, das bei der Unterrichtsverwaltung, ja sogar allerhöchsten Orts in letzter Zeit in der Gründung von städtischen Gallerien, dem staatlichen Ankauf hervorragender Kunstschöpfungen zeitgenössischer Meister, in der immer mehr zunehmenden Verbreitung des obligaten Zeichenunterrichtes zutage tritt. Ich erinnere an die Worte, die beispielsweise Se. Excellenz der Herr Unterrichtsminister bei Eröffnung der heurigen Gewerbeausstellung im österr. Gewerbemuseum unter anderem gesprochen hat: „Die Heranbildung des Geschmackes ist auf den Künstler rückwirkend. Jedes Zeitalter hat die Kunst, die es verdient". Das beweist aber insbesondere der vor kurzem in Dresden abgehaltene künstlerische Erziehungstag, auf dem in allem Ernste über Mittel und Wege berathen wurde, wie die künstlerische Bildung durch die Erziehungsanstalten in die breitesten Schichten des Volkes getragen werden könnte [1]). Die Tragweite dieses Schrittes lässt sich nur dann recht ermessen, wenn man sich das wirklich niedrige Niveau künstlerischer Bildung der sogenannten gebildeten Classe vergegenwärtigt. Mit Recht weist der bekannte Culturhistoriker Riehl (Idylle eines Gymnasiums) darauf hin, dass unsere Zeit zwar „entsetzlich viel Kunst betreibt, auch manches höchst schätzbare Kunstwerk hervorbringt und doch, übersättigt von politischen, socialen, militärischen und rein materiellen Interessen, in ihrem innersten Geiste so unkünstlerisch geworden ist", ohne dem modernen Gymnasium den Vorwurf zu ersparen, dass es davon entweder nur wenig oder gar keine Notiz genommen habe, wiewohl doch gerade die künstlerische Erziehung die besondere Stärke jeder classisch-humanistischen Bildung sein sollte. Der geradezu fascinierende Zauber, der heutzutage die Mehrzahl des Publicums selbst der geschmacklosesten Unkunst in die Arme treibt,

[1]) Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des Kunsterziehungstages in Dresden. R. Voigtländers Verlag in Leipzig 1902.

wofern sie sich nur als die „allermodernste" legitimieren kann, die abgeschmackten oder seichten, phrasenhaft schalen Ausbrüche der Bewunderung, die wir bei Galleriebesuchern so oft wahrnehmen, sind ein erschreckliches Zeugnis für die Berechtigung jener Anklage. Wenn nun diese Geschmacklosigkeit auch bei der Einrichtung und Ausschmückung der Wohnräume der sogenannten besseren Stände die Atmosphäre schaffen soll, in der die junge Generation aufwächst, lässt sich wohl absehen, dass künftighin entweder die Kluft zwischen dem Publicum und der wahren Kunst immer größer wird oder — was noch gefährlicher ist — dass das Publicum auch den Künstler herabziehen muss und es dann „jene Kunst hat, die es eben verdient". Diese Verhältnisse thun zur Genüge dar, dass die vielen „Lübke", „Springer", „Burckhardts" und andere Handbücher sowie die in letzter Zeit auf dem Büchermarkt auftauchenden, populären Kunstzeitschriften und Künstlermonographien, wie die Knackfuß'schen und Meißner'schen, nicht ausreichen, dem Publicum jenen Grad künstlerischer Bildung zu vermitteln, der sich eben nur durch langjährige Erziehung erreichen lässt und weder mit dem künstlerischen Protzenthum noch mit dem „Kunstsinn" der Modegecken etwas gemein hat. Es gibt absolvierte Gymnasialschüler, die zwar den homerischen Streitwagen oder eine römische Katapulte beschreiben können, aber nicht immer imstande sind, etwa den gothischen Baustil vom romanischen zu unterscheiden. Es ist bekannt, wie ihnen die Fähigkeit abgeht, richtig zu sehen, oder gar über ein Kunstwerk ein selbstgefundenes Urtheil zu fällen. Es ist wohl kaum nöthig, dieses Sündenregister fortzusetzen, da diese Übelstände von so vielen Seiten, am ausführlichsten von Lange in seinem bekannten Buche „Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend" [1]), besprochen wurden. Unsere moderne Cultur steht noch immer im Zeichen jenes Urtheils, das Goethe über sein Jahrhundert gefällt hat, wenn er an einer Stelle der „Propyläen" [2]) sagt: „Unser Jahrhundert hat zwar in dem Intellectuellen manches aufgeklärt, ist aber vielleicht am ungeschicktesten, reine Sinnlichkeit mit Intellectualität zu verbinden, wodurch allein das wahre Kunstwerk hervorgebracht wird. Und doch führt, wie Grillparzer schön sagt [3]), ein Staubkörnchen mehr Überzeugung in sich, als all die erhabenen Ideen, die unserer geistigen Bildung zugrunde liegen sollen. Soll daher die schon in dem bekannten Buche „Rembrandt als Erzieher" angekündigte Blütezeit der bildenden Kunst nicht zu lange auf sich warten lassen, soll unsere moderne Bildung jene natürliche Einheit bewahren, die durch den Menschen als ein Ganzes gegeben ist, so darf die Schule diesen Vorgängen nicht mit verschränkten Händen ruhig zusehen. Gerade jetzt, wo die Frage der Reform des Gymnasialunterrichtes in allen Culturstaaten erörtert wird, wäre es an der Zeit zu erinnern, dass im künftigen Lehrplan auch der bildenden Kunst der gebürende Platz eingeräumt werde.

---

[1]) Darmstadt 1893.
[2]) Bd. I 47, 56 d. Weimar. Ausg.
[3]) Ästhetische Studien. Bd. XII, S. 165 der Cotta'schen Ausg.

Hoffentlich wird sie in dem Fundamente der künftigen Jugendbildung neben den praktischen Disciplinen keinen unbedeutenden Grundstein abgeben. Derlei Erwägungen bildeten wohl den Ausgangspunkt zu zahlreichen Versuchen, die künstlerische Erziehung auch der Schuljugend zugänglich zu machen. Das Gymnasium als humanistische Bildungsstätte ist insbesondere auch deshalb zur Pflege der künstlerischen Bildung berufen, weil es als Durchgangsgebiet der gebildeten Gesellschaftsclasse auf dieses Bildungselement schlechthin nicht verzichten kann noch soll. Daher machte sich in Deutschland zunächst das Bestreben geltend, wenigstens die antike Kunst dem Gymnasium zu erobern.

Bahnbrechend waren auf diesem Gebiete hauptsächlich die Arbeiten Menges, der schon im Jahre 1877 in seiner Schrift „Gymnasium und Kunst" einen solchen Versuch unternahm, dann in der Schrift „Der Kunstunterricht im Gymnasium"[1]) einen ausführlichen Plan veröffentlichte. In seinem Gedankenkreise bewegen sich einzelne Programmarbeiten wie die Guhrauers[2]), Dr. Hübner Trams'[3]) u. a., indem alle auf dem einseitigen Standpunkte beharren, dass für die künstlerische Erziehung der Gymnasialjugend entweder überhaupt die antike Kunst allein sich eigne oder etwa wegen des weiten Umfanges eines allgemeinen Kunstunterrichtes eine solche Beschränkung unumgänglich sei. Das Verdienst, diese irrige Anschauung, die wohl daraus entsprang, dass man entweder die antike Kunst überschätzte oder unter künstlerischer Bildung umfangreiche kunstgeschichtliche Kenntnisse verstand, widerlegt zu haben, gebürt dem reformatorischen Talente Langes, der in seinem Buche über die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend einerseits der neueren Kunst in der Schulbildung zu ihrem Rechte verhalf, anderseits auch den Zeichenunterricht aus der starren Umarmung geometrischer Anschauungs- und Darstellungsweise befreite. Wie Lange das wirtschaftlich-nationale Moment vorschwebte, so verknüpft der geniale Director der Hamburger Kunsthalle, Dr. Alfred Lichtwark, im Princip mit Lange übereinstimmend, mit der künstlerischen Erziehung der breiten Massen eine sociale Tendenz[4]). H. Itschner[5]) wiederum betont den Wert eines Kunstunterrichtes, der, in einen Anschauungs- und einen Darstellungscurs zerfallend, vom culturhistorischen Gesichtspunkte aufgefasst ist und sich lediglich auf Betrachtung von Werken der Baukunst gründet. Das wären die Hauptetappen in der Geschichte der künstlerischen Erziehungsversuche in Deutschland, die schließlich zum Dresdener Erziehungstag führten.

Die auf Berücksichtigung der bildenden Kunst im Jugend- und insbesondere im Gymnasialunterrichte abzielenden Bestrebungen knüpfen sich in Österreich hauptsächlich an die Namen: Neuwirth, Böck und Langl.

---

[1]) Langensalza 1880.
[2]) Bemerkungen zum Kunstunterricht auf dem Gymnasium. Wittenberg 1891.
[3]) Die bildende Kunst im Gymnasialunterr. Charlottenburg 1880.
[4]) Die Kunst in der Schule, Hamburg 1887. Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken, Dresden 1898.
[5]) Über künstlerische Erziehung vom Standpunkte der Erziehungsschule, Langensalza 1901.

Schon im Jahre 1891 schlägt Neuwirth vor, die Lehrbücher der Geschichte mit kunstgeschichtlichen Texten zu versehen[1]). Im Jahre 1893 erheben gleich nach dem Erscheinen des Lange'schen Buches Neuwirth und Langl ihre Stimme im Interesse der Sache[2]). Langl möchte dem österreichischen Volke, das den Namen „Musikvolk" mit Recht trage, auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst die gleiche Stellung erobert wissen wollen, da es doch bei uns im Mittelstande weder an Interesse noch an Talenten fehle. Im übrigen urtheilt er ganz aus dem Gesichtspunkte Langes, mit dem er den Zeichenunterricht in den Vordergrund stellt. Neuwirth[3]) stellt die Forderung auf, Auge und Herz zu bilden, um für die Betrachtung der am Körperlichen einnehmenden Schönheit befähigt zu machen und das richtige Urtheil über Kunstwerke zu bilden, eine bereits vor mehr als 2000 Jahren von Aristoteles erhobene Forderung: deren Erfüllung er vom Zeichenlehrer und den Lehrern der classischen Philologie, des Deutschen und der Geschichte erwartet. Denselben Lehrern empfiehlt Böck im Jahre 1897 die Seemann'schen Wandbilder zum Gebrauche[4]) und tritt in demselben Jahre im Anschlusse an Volbehrs Buch über „Goethe und die bildende Kunst" für den Goethe'schen Subjectivismus ein, wogegen er neuerdings seine Stimme warnend gegen die Lectüre von Lessings „Laokoon" erhebt. Eine Erweiterung des Unterrichtesgebietes von der in den Hoppe'schen, Bruckmann'schen und Furtwängler'schen Publicationen bevorzugten Antike auf die neuere Kunst verlangt Böck auf dem VII. österr. Mittelschultage (April 1900) unter Hinweis auf die bekannten Seemann'schen Wandbilder[5]). Es muss aber befremden, dass in demselben Jahre bei einer von der archäologischen Commission für österr. Gymnasien abgehaltenen Sitzung[6]) der Antrag auf eine Separatausgabe der die antike Kunst allein umfassenden Blätter des „Museums" gestellt wurde, um allerdings „vorderhand" dem Bedürfnisse nach künstlerischer Erziehung Rechnung zu tragen.

Das eine ist klar, dass man bei allen bisher unternommenen Versuchen entweder den Zeichenunterricht allein im Auge behielt oder mit Ausnahme des Kunstunterrichtes in den philologischen Lehrstunden den Lehrern der Geschichte und des Deutschen den Kunstunterricht schlechtweg empfahl, ohne detailliertere Ausführungen zu geben, und ihrem persönlichen Geschicke und Geschmacke alles überließ. Zugegeben, dass der ganze Kunstunterricht am Gymnasium überhaupt eine Frage der Lehrerpersönlichkeit ist, so darf dem subjectiven Ermessen nicht zuviel eingeräumt werden. Da nun meines Wissens eine Erörterung

---

[1]) Über einige kunstgeschichtliche Momente im Mittelschulunterrichte. Ö. M. V, S. 27—34.

[2]) Dr. Konrad Langes Buch über die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend. Ö. M. VII, S. 417—421.

[3]) Die Kunstgeschichte in ihrer Beziehung zur Bildung und zum Unterrichte der Gegenwart. Ö. M. VII 285—299.

[4]) Ö. M. XI, S. 325—327.

[5]) Ö. M XIV, S. 283—286.

[6]) Ö. M. XIV, S. 237.

dieser Frage im Rahmen des Lehrplanes der österr. Gymnasien noch nicht vorliegt, so möchte ich es im folgenden versuchen, derselben allerdings mehr von der Seite des Deutschlehrers näherzutreten. Zunächst dürfte es sich aber empfehlen, das Endziel der künstlerischen Erziehung am Gymnasium zu kennzeichnen.

Als solches schwebt mir vor: durch mehr oder minder bewusste Anschauung von unzweifelhaft als Meisterwerke anerkannten Schöpfungen der bildenden Kunst die Genussfähigkeit des Schülers zu wecken und auszubilden und durch Läuterung des Geschmackes ein selbständiges Urtheil zu ermöglichen, in weiterer Folge auch auf den Charakter veredelnd zu wirken, mit einem Worte: durch einen künstlerischen Anschauungsunterricht verständnisvolle Freunde der Kunst heranzubilden [1]. Von diesem Gesichtspunkte aus soll der ganze Kunstunterricht am Gymnasium ertheilt werden.

Es ergibt sich demgemäß gleich von vornherein die Nothwendigkeit, die künstlerische Erziehung auf das ganze Gymnasium auszudehnen. Jede ästhetische Bildung kann nicht früh genug begonnen werden; man denke an den Unterricht in Musik und Poesie. Wenn irgend, so ist aber gerade in der bildenden Kunst die unerlässliche Vorbedingung des Fortschrittes wiederholte Anschauung, Übung von Auge und Phantasie im Auffassen und Festhalten der Formen [2]. Daher beginne man mit der künstlerischen Erziehung schon auf der niedrigsten Stufe.

Der eine Hauptfactor derselben wäre die bewusstlose Einwirkung der Kunstwerke, was sich durch Schaffung entsprechender Bedingungen, wie z. B. durch künstlerische Anlage des Schulhauses, den Bilderschmuck der Schulzimmer und Gänge usw. erreichen ließe. Über das letztere Thema liegt eine ausführliche Schrift von Dr. Spanier vor [3], auf welche ich hiemit verweise. Dr. E. von Sallwürk (Bilderschmuck für unsere Schulzimmer, Leipzig 1901) behandelt dieselbe Frage, jedoch im Hinblick auf die weiter unten zu besprechenden Steinzeichnungen der Karlsruher Künstler, wie es mir scheint, mit einiger Überschätzung der bewusstlosen, unmittelbaren Wirkung von Kunstwerken.

Dass man in gewissen Kreisen dieser Art der künstlerischen Erziehung etwas misstrauisch gegenübersteht, erklärt sich daraus, dass man die stille, kaum merkliche Einwirkung von Kunstschöpfungen auf das Gemüth des Kindes übersieht, weil man allzusehr gewohnt ist, Bildung direct einzuflößen, statt auch den selbstschaffenden Geistes- und

[1] Über das Wesen der künstlerischen Erziehung hat K. Lange in einem am Dresdener Kunsterziehungstage gehaltenen Vortrage (Kunsterziehung, S. 27—38) gehandelt. Einzelne Darlegungen desselben erscheinen näher ausgeführt in dessen Schrift: „Das Wesen der künstlerischen Erziehung", Ravensburg, Verlag von Otto Mayer 1902.

[2] Wie sehr die Ausbildung des Auges im richtigen, vorurtheilslosen Sehen in der Natur wie vor dem Kunstwerk noththut, hat L. Volkmann in seinem Vortrage: „Die Erziehung zum Sehen" (Leipzig, Voigtländers Verlag 1902) treffend dargethan.

[3] Künstlerischer Bilderschmuck für Schulen. Schriften der Lehrervereinigung für die Pflege der künstl. Bildung in Hamburg 1900.

Gemüthskräften einigen Spielraum zu lassen. Was aber still und tief sich in die Seele des Kindes eingräbt, das legt den Grund zu seiner Gefühls- und Denkart, nicht immer gerade der gar zu bald verhallende Wortschwall der Belehrung. Diese „geheime Erziehung greift ein in das Gebiet der schlummernden Gefühle und lässt oft in glücklicher Stunde plötzlich sich offenbaren, was lange latent in der Seele gelegen hat“ [1]).

Der zweite Hauptfactor der künstlerischen Erziehung wäre die bewusste Anleitung. Wie man da zu verfahren hätte, hat Alfred Lichtwark in glänzender Weise dargethan, dessen „Übungen“ in der Hand keines Lehrers fehlen sollten, der sich an die Aufgabe der künstlerischen Erziehung heranwagt. In zwanglosen, schlichten Dialogen werden Gegenstand, Composition, Beleuchtung und Farbe von Gemälden besprochen, Haltung, Geberde und Gesichtsausdruck aus ihrer elementarsten Bedeutung entwickelt und zum Sujet in die richtige Beziehung gesetzt. Zuletzt werden noch Technik, Gründe für deren Anwendung usw. auseinandergesetzt, alles in so fesselnder Weise, dass der ganze Vorgang eher einem Spaziergange an der Hand des Lehrers, als einer mühsamen Unterweisung gleicht. Die zahlreichen Nebenergebnisse, die eine solche Besprechung für Psychologie, Kunst- und allgemeine Geschichte, Sittenlehre, Costümkunde u. ä. abwirft, erweitern und vertiefen einen solchen Kunstunterricht zu einem Umfange, in welchem der Schüler zum Bewusstsein und zur Bethätigung all seiner Geisteskräfte seines ganzen Könnens und Wissens gelangt: fürwahr ein willkommener Mittelpunkt für das geistige Leben eines Schülers! Hiebei bleibt dem Lehrer wohl wenig zu thun übrig, da er durch die geschickte Art der Fragestellung den Schüler zu selbständigem Suchen und Finden zwingt und so ein selbstthätiges Spiel der Gedanken und Empfindungen weckt, das ihm neben dem Genusse die Freude an dem Gelingen und die Übung seines Geschmacksurtheiles verschafft. Von dieser Art des Kunstunterrichtes muss selbst das schreckhafte Gespenst „Überbürdung“ versinken. Freilich ist nicht jeder Lehrer ein Lichtwark; was aber da eifriges, verständnisvolles Nachstreben zu thun vermöchte, müsste schon hinreichen, um die klaffende Lücke wenigstens theilweise auszufüllen.

Wie dies auf dem Gebiete der Baukunst zu thun wäre, hat in ebenso trefflicher Weise Itschner im oben angeführten Werke gezeigt. Ich erachte es daher nur für nothwendig, gewisse Directiven zu geben, nach welchen der künstlerische Anschauungsunterricht am Gymnasium sich zu richten hätte.

Wo es nur angeht, sollen Originalwerke benützt werden. Dass sich in dieser Hinsicht besonders die Provinzgymnasien in der denkbar misslichsten Lage befinden, ist klar; das berechtigt aber noch nicht, deswegen den ganzen Kunstunterricht fallen zu lassen. Soll den wirklich in die Seelen Tausender und abermals Tausender, die fern von den großen Kunstcentren, ohne eine Ahnung von dem Wesen der Kunst dahinleben, auch nicht ein matter Abglanz von all der Herrlichkeit

[1]) Spanier, K. B. S. 9.

dringen, nicht ein Strahl aus dem großen Lichtmeere? Wie Goethe in der Einleitung zu den Propyläen[1]) an einer Stelle bemerkt, kann oft eine lebhafte Neigung zur Kunst auch durch minder vollkommene Nachbildungen entzündet werden, umsomehr durch Bilder, welche heutzutage durch die verschiedenen Arten des in letzter Zeit so hoch entwickelten photomechanischen Reproductionsverfahrens erzeugt werden. Autotypie, Phototypie, Photogravüre, insbesondere die farbige Gravüre liefern Erzeugnisse, welche die Illusion des Originals bis zu einem hohen Grade erregen. Ich erinnere hier besonders an die Publicationen der „Vereinigung der Kunstfreunde“ in Berlin, welche im Auftrage der Direction der königl. Nationalgallerie hergestellt werden, an die Kunstblätter der „Photographischen Gesellschaft“ in Berlin, den Photographieverlag von „Hanfstaengl“ in München u. a. m., besonders aber auf die rühmlich bekannten Seemann'schen Wandbilder. In neuester Zeit sah man auf dem Dresdener Erziehungstage sowie den vom Deutschen Buchgewerbevereine in einzelnen deutschen Städten (gegenwärtig in Wien) veranstalteten Wanderausstellungen (Die Kunst im Leben des Kindes, Katalog, Verlag von E. A. Seemann) von Karlsruher Künstlern hergestellte farbige Steinzeichnungen, welche nach jeder Richtung hin den Anforderungen der Schule entsprechen, insbesondere aber sich durch den Vorzug subjectivkünstlerischer, ursprünglicher Darstellungsweise auszeichnen. Im folgenden wird bei der Wahl der Beispiele vornehmlich auf die Seemann'schen Wandbilder hingewiesen, weil man annehmen muss, dass zum mindesten diese in dem Besitze eines jeden Gymnasiums sein dürften. Photographien sollen womöglich nur auf der höheren Stufe verwendet werden. Das farbige Bild ist im Untergymnasium dem farblosen vorzuziehen. Die bunte Formenwelt der Natur soll mit dem ursprünglichen Reize der Farbe dem darnach dürstenden Kinderauge sich erschließen und seine Seele mit heiterem Glanze umspielen. Wo nicht gerade gelungene Gipsabgüsse von plastischen Kunstwerken zur Hand sind — deren Beschaffung übrigens mit verhältnismäßig großen Kosten verbunden ist — kann eine Photographie gute Dienste leisten und ist einem Holzschnitte vorzuziehen. Was die Größe betrifft, so ist es unerlässlich, dass die beim Massenunterrichte vorgezeigten Bilder auch bei entsprechender Entfernung gut gesehen werden können. Denn nur dann, wenn die Aufmerksamkeit aller Schüler zu gleicher Zeit auf dasselbe Bild gerichtet ist, können sich Wort und Bild zu einem unlöslichen und deswegen stärkeren Eindrucke verbinden. Ein anderes wichtiges Erfordernis ist, dass nur wenige, dafür aber für irgend eine Glanzepoche charakteristische Bilder vorgezeigt werden. Es ist ja hinlänglich bekannt, wie zerstreuend und verwirrend die in Gallerien rasch nach einander empfangenen Eindrücke selbst auf Erwachsene wirken. Epochen wie die Perikleische Zeit der hellenischen Kunst oder die Renaissance gehören in die Schule, nicht aber etwa die byzantinische Malerei. Kunstrichtungen, über welche die Kritik noch nicht das letzte Wort gesprochen hat, sollen auch von dem Kunstunter-

[1]) Bd. I 47, 25.

richte ausgeschlossen sein. So möchte ich z. B. Dr. M. Spaniers Vorschlag, Simpliciusradierungen von Klinger dem Kunstunterrichte zugrunde zu legen, keineswegs beistimmen [1]). Dass auf die vaterländische und nationale Kunst großes Gewicht zu legen ist, ist selbstverständlich. Besonders die Kunst unseres an Kunstschätzen wie an Kunstgrößen so reichen Vaterlandes möge dem Schüler ans Herz wachsen und ihm ebensowohl die Kenntnis der Eigenart heimischen Lebens erschließen, wie sein Herz mit stolzer Bewunderung und vaterländischer Gesinnung erfüllen. Localpatriotismus ist in Gegenden, welche historisch denkwürdige Kunstwerke aufweisen, durch Betrachtung an Ort und Stelle am leichtesten zu erzielen. Ein bereits besprochenes Bild soll eine Zeitlang im Gesichtskreise des Schülers belassen werden. Wechselrahmen, in welche die nach einer entsprechenden Zeit — etwa jede Woche — auszuwechselnden Bilder eingefügt werden, werden zu diesem Zwecke allgemein empfohlen und dürften dem Aufziehen auf Carton vorzuziehen sein. Für verfehlt halte ich es jedoch, Bilder ohne vorhergehende Besprechung lange Zeit im Schulzimmer oder in den Gängen hängen zu lassen, da die Schüler erfahrungsgemäß diese Bilder bald überhaupt nicht mehr sehen. Illustrationen zu hervorragenden Dichtungen können einen Wert nur dann beanspruchen, wenn sie von der Hand wirklich congenialer Meister herrühren. Ein „Zuviel“ wäre hier schädlicher als ein „Zuwenig“.

Das wären im kurzen die allgemeinen für den Betrieb des Kunstunterrichtes geltenden Grundsätze. Doch da drängt sich gleich eine sehr wichtige Frage auf, nämlich die, welchem Lehrer die Ertheilung des künstlerischen Anschauungsunterrichtes anzuvertrauen wäre.

An Anstalten, wo der Zeichenunterricht obligat ist, ließe sich die Aufgabe am leichtesten durch den Zeichenlehrer lösen. Da dürfte man aber nicht in einseitiger Weise nur auf die Ausbildung der manuellen Fertigkeit bedacht sein, die weder Kunstkenner noch Künstler hervorbringt, sondern es müsste zugleich durch bewusste Anschauung von Kunstwerken das künstlerische Empfinden geweckt werden. So verlangt Itschner mit vollem Rechte im Zeichenunterrichte einen Anschauungs- und einen Darstellungscurs, beide im unlöslichen Zusammenhange, nämlich ein „Zeichnen nach culturhistorischen Gesichtspunkten“. Ob nun diese Reform des Zeichenunterrichtes oder etwa die vom Amerikaner Liberty Tadd ausgebildete Methode (Neue Wege zur künstlerischen Erziehung der Jugend, Voigtländers Verlag in Leipzig 1902) gegenüber den früheren Plänen einen Fortschritt bezeichnet, muss ich der fachmännischen Beurtheilung überlassen. Mir scheint eine Verknüpfung von Anschauungs- und Darstellungsunterricht in der Hand eines tüchtigen Zeichenlehrers als ein Ideal der künstlerischen Erziehung. Man denke sich aber ein kleines Provinzgymnasium ohne jedwede künstlerische Anregung in der Umgebung und

---

[1]) Gegen andere von Spanier in seinem Verzeichnisse vorgeschlagene Kunstwerke wendet sich mit Recht auch E. Linde in seinem Buche: „Kunst und Erziehung“ (Leipzig, Friedrich Brandstetter 1901), S. 246 und 242.

ohne Zeichenunterricht, mit Schülern, denen die Gelegenheit zur Kunstbetrachtung überhaupt fehlt — wie gestalten sich die Verhältnisse da? — Hier muss der Kunstunterricht die selbständige Rolle aufgeben und sich in den organischen Zusammenhang mit den anderen Lehrfächern einfügen lassen. Der Einwand, dass ein Lehrer, der selber des Zeichnens nicht fähig ist, keinen Kunstunterricht, wenigstens keinen künstlerischen Anschauungsunterricht ertheilen könne, wird gerade von fachmännischer Seite als hinfällig zurückgewiesen. Itschner z. B. hält den Zeichenunterricht nicht einmal für den Hauptfactor der künstlerischen Erziehung. „Ich kenne einen Mann", so äußert er sich unter anderem, „der auch nicht die einfachste Contur zeichnerisch beherrscht; und doch besitzt er ein künstlerisches Urtheil, das manchen Pinselvirtuosen beschämen würde"[1]).

Es fragt sich nur, mit welchem Lehrfache die bezweckte Art der künstlerischen Erziehung am meisten Berührungs- und Anknüpfungspunkte aufweist, welcher Lehrer daher berufen sei, jene in die Hand zu nehmen.

Vom Standpunkte derjenigen, die wie Guhrauer überhaupt nur für die antike Kunst eintreten, wäre die Frage bald beantwortet. Dem gegenüber möchte Hübner-Trams den Unterricht unter alle Fachlehrer ohne Unterschied aufgetheilt wissen. Lateinische Sätze oder Vocabeln (!) wie *sacrificium* oder *templum* sollen bereits in der ersten Classe Anknüpfungspunkte bieten. Stellen aus griechischen oder römischen Autoren sollen in ihrer zufälligen Reihenfolge ohne Rücksicht auf den ästhetischen Wert oder Unwert der dabei vorzuzeigenden Kunstwerke Ausgangspunkte des Kunstunterrichtes bilden. So soll z. B. eine vom Flusse Marsyas handelnde Xenophonstelle zur Vorweisung von Bildern Anlass geben, die das Marsyasmotiv behandeln (!). Ein solcher Unterricht dünkt mich wegen der zufälligen und äußeren Art der Anknüpfung wertlos, ja sogar schädlich, weil er zerstreut, von der Hauptsache ablenkt, ohne diese Ablenkung durch einen entsprechenden Gewinn an künstlerischen Anschauungen oder Empfindungen zu compensieren. Andere möchten ihn entweder nur dem Historiker übertragen oder an die Laokoonlectüre anschließen. Soll aber weder Kunstgeschichte noch Kunstphilosophie, sondern Kunstunterricht von der oben bezeichneten Art ertheilt werden, dann sind bis zu einem gewissen Grade ebenso der Zeichenlehrer wie die Vertreter der alten Sprachen, des Deutschen und der Geschichte dazu berufen. Selbst zugegeben, dass jeder Lehrer, also etwa auch der Religionslehrer, der in sich den Beruf zur künstlerischen Erziehung fühlt, Auge und Phantasie geübt und sich entsprechende Kenntnisse erworben hat, das Recht und die Pflicht hat, bei dieser Aufgabe mitzuwirken, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, dass die ästhetische Erziehung dem gesteckten Endziele gemäß dem Deutschlehrer in erster Linie zufallen muss, der wie auch sonst mindestens einen einigenden Mittelpunkt zu schaffen hätte. Ihm war bis jetzt immer die ästhetische Erziehung der Jugend anvertraut, bei ihm dürfen wir auch billigerweise

[1]) S. 13.

ästhetische Bildung voraussetzen. Plastik und Malerei, als Darstellung der belebten äußeren Natur und des Menschen als deren Mittelpunkt muss den Lehrern der classischen Philologie und dem Germanisten vornehmlich überlassen werden, deren Wissenschaft doch den Menschen mit all seinem Sinnen und Trachten und Handeln zum Mittelpunkte hat, und zwar jenen wegen des engen Zusammenhanges mit der altsprachlichen Lectüre die antike Kunst, diesem insbesondere die neueren Kunstperioden. Die Baukunst, in welcher weniger der subjective Schöpfergeist des Künstlers zur Erscheinung kommt als die Anschauungsweise eines ganzen Volkes oder Zeitalters, wo es doch mehr auf ein erlernbares Wissen (wie überhaupt im geschichtlichen Unterricht) ankommt, soll dem Historiker zugewiesen werden. Zum mindesten hätte er den Unterschied der wichtigsten Stilarten darzulegen. Hiemit wäre seine Aufgabe klar vorgezeichnet. Wie der Lehrer der altclassischen Sprachen vorzugehen hätte, hat insbesondere Menge in seiner Schrift „Der Kunstunterricht im Gymnasium" näher ausgeführt.

In welcher Weise jedoch der Kunstunterricht im Rahmen des Lehrplanes der österr. Gymnasien vom Germanisten zu betreiben wäre, ist meines Wissens noch nicht näher erörtert worden. Dies soll nunmehr das nächste Ziel meines Versuches sein.

Dem Deutschlehrer stehen drei Wege offen, erstens der Aufsatzunterricht (schriftliche Beschreibung von Kunstwerken), zweitens die Lectüre von Lesestücken, die eine zwanglose, durch inneren Zusammenhang gerechtfertigte Anknüpfung an die Kunst gestatten, drittens das Lesen von Aufsätzen kunsthistorischen oder kunstphilosophischen Inhaltes. An beide Arten von Lesestücken ließe sich unmittelbar oder gelegentlich, etwa einige Minuten vor Schluss der Stunde, vielleicht auch dann und wann außer der Schulzeit die Betrachtung von Bildern unter Benützung des Skioptikons anschließen. Sollte man mit der Zeit noch so haushälterisch umzugehen gezwungen sein, so möge man nicht übersehen, dass oft nur einige Winke des Lehrers genügen, um eine richtige Betrachtung des Bildes anzubahnen, dass ein Augenblick der Erhebung und Erschütterung selbst mit Auslassung einiger Jahreszahlen oder anderen äußeren literarhistorischen Daten nicht zu theuer bezahlt sein dürfte. Besondern Wert möchte ich auf die Beschreibung von Kunstwerken legen, die man entweder mündlich geben oder zu einer Stilübung verarbeiten lassen kann. Die Natur der Sache bedingt aber auf allen drei angegebenen Gebieten eine principielle Unterscheidung, weshalb ich den Kunstunterricht auf den zwei Stufen des Gymnasiums gesondert behandeln werde.

A. Der künstlerische Anschauungsunterricht auf der Unterstufe.

L. Richter hat in seinen zahlreichen Darstellungen das Leben des deutschen Volkes mit rührender Innigkeit und Gemüthstiefe, voll warmer Religiosität und kindlicher Freude an Gottes Schöpfung und

dabei mit einer Schlichtheit und Unbefangenheit in Anschauung und Auffassung geschildert, die ihresgleichen nur an den ebenso duftigen, köstlichen Blüten deutscher Märchenphantasie, den Grimm'schen Märchen hat. Märchen und Sage, das traute Zusammenleben der deutschen Familie in Haus, Hof, Feld und Wald, die erhebende Weihe und die idyllische Freude der Festtage, wie überhaupt die schönsten und weihevollsten Momente des deutschen Familienlebens hat er in unvergleichlicher Weise im Bilde hingezaubert. Darin öffnet sich dem Kinde eine Welt, in der es auch beim Übertritte zum ernsteren Gymnasialstudium, vom sonnigen Schimmer sorglos heitern Lebens umgeben, sich heimisch fühlen, und das „verlorene Paradies" leichter verschmerzen wird, der stillen, beseligenden Freude nicht zu gedenken, mit der jeder wahre Kunstgenuss unser Dasein erfüllt. Die eigens zum Zwecke des Anschauungsunterrichtes hergestellten vierfach vergrößerten Richter'schen Holzschnitte, die unter dem Namen „Volksbilder" bei Alphons Dürr in Leipzig erschienen sind, sind eine Blumenlese solcher Bilder und seien daher für den Kunstunterricht auf der untersten Stufe (I.—II. Classe) besenders empfohlen[1]).

Besonders die auf Festtage, Jahres- und Tageszeiten bezüglichen Bilder könnten reichlichen Stoff zur Veranschaulichung von Lesestücken verwandten Inhalts wie zur gelegentlichen, in kurzen Dialogen sich entwickelnden Besprechung darbieten, welch letztere ich mir zugleich als eine nützliche Sprechübung denke, so z. B. die Bilder Nr. 4 (Weihnachtslied), Nr. 17 (Ehre sei Gott in der Höhe), Nr. 24 (Vom Christmarkt), welche sich um die stofflichen Mittelpunkte „Winternatur" und „Weihnachtsfest" zwanglos gruppieren, Nr. 2 (Pfingsten) und Nr. 10 (Psalm 65) gestatten Anschluss an Lesestücke, welche die Sommernatur schildern.

Bilder wie z. B. Nr. 9 (Der Mond ist aufgegangen), Nr. 23 (Abendlied), Nr. 22 (Bete und arbeite) dürften beim Lesen von Morgen- und Abendliedern sich zur Erweckung der Stimmung ganz trefflich eignen. Es bleibt zu hoffen, dass diese vortrefflichen Wandbilder mit der Zeit auch um vergrößerte Märchenbilder von Richter oder Schwind bereichert werden, durch welche der Deutschunterricht in den ersten zwei Classen sich ebenso anregend gestalten ließe. Allerdings entbehren dieselben des gerade auf der Unterstufe so wichtigen Elementes der Farbe. Desgleichen hat Julius Leisching (Die Kunst im Leben des Kindes, Brünn 1902) den Einwand erhoben, dass die Wirkung der Richter-Holzschnitte durch die Vergrößerung leide, da dadurch „alles verzerrt und vergröbert werde". Doch es bleibt vorderhand fraglich, ob die in ihrer Art einzigen Compositionen Richters selbst durch die so vortrefflichen Voigtländer'schen Steinzeichnungen sich werden ganz ersetzen lassen. Jedenfalls haben die Voigtländer'schen Bilder, die alle Gebiete des Lebens berücksichtigen (Geschichte, Märchen, Sage, Lied, Thier- und Pflanzenwelt, Industrie, Verkehr usw.) und von denen bereits über 50 Stück erschienen sind, eine bedeutende Zukunft. Zum erstenmale ist es bei diesem großartig

---

[1]) Man vgl. damit den Künstlerbrief von G. Max in Spaniers „Künstlicher Bilderschmuck", S. 81.

angelegten Unternehmen gelungen, selbst Künstler ersten Ranges für die Interessen der Schule zu gewinnen. Auch das vom Vereine „Lehrmittelcentrale“ in Wien in ganz ähnlichem Geiste geplante Unternehmen (man vergleiche den Jahresbericht vom December 1901) sei der besonderen Aufmerksamkeit auch der österreichischen Mittelschullehrer empfohlen. Religiöse Genrebilder, wie z. B. die sechs unter dem Namen „Volksbilder“ bei Alphons Dürr in Leipzig erschienenen Holzschnitte von Josef Führich, die Schnorr'sche Bibel[1]) oder Bilder aus Dürers „Marienbilder“[2]) wären auch wohl geeignet, dem Religionsunterrichte eine höhere Weihe zu verleihen, würden daneben aber auch dem Deutschlehrer Gelegenheit zur Anknüpfung bieten. Jedenfalls sei aber christlich-nationale Kunst jener Boden, aus dem Geist und Gemüth des Kindes seine Nahrung aufsaugt, nicht aber die antik-heidnische.

Die von der xylographischen Gesellschaft mit Unterstützung der Unterrichtsverwaltung herausgegebenen „Bilderbogen für Schule und Haus“ scheinen von ähnlichem Geiste getragen zu sein; leider sind sie einerseits wegen des kleinen Formats für den Massenunterricht wenig brauchbar, anderseits dürfte auch die an Radierung gemahnende Darstellungsmanier vieler Bilder dem kindlichen Auge unverständlich bleiben.

In der III. und IV. Classe könnten ernstere Genrebilder den Übergang zur historischen Betrachtungsweise anbahnen, so dass auch da die Anknüpfung an das Zunächstliegende gegeben wäre. Ich denke dabei an Bilder, wie z. B. Vautiers „Begräbnis auf dem Lande“[3]), „Abschied vom Elternhause“[4]), „Hinterlist“[5]), an Knaus' „Geistliche Ermahnung“ „Die Dorfhexe“, „Das Leichenbegängnis“[6]) oder an Defreggers „Die Bettelsänger“[7]), „Kriegsgeschichten“, „Der Urlauber“[8]), deren Betrachtung ebenso dem künstlerischen Genusse wie der ethischen Bildung zugute käme.

Mit Bildern, wie Defreggers „Heimkehrende Sieger“[9]), „Das letzte Aufgebot“[10]) oder Scenen aus dem Andreas Hofercyklus[11]) wird der geschichtliche Boden des Vaterlandes betreten. Hier wären womöglich Darstellungen aus der Geschichte der engeren Heimat in den Vordergrund zu stellen. Leider sind, soweit meine Kenntnis reicht, zum Zwecke des Anschauungsunterrichtes geeignete Nachbildungen von Historien so hervorragender österreichischer Maler wie Matejko und Munkacsy nicht

---

[1]) Photolithographische Nachbildungen dieser Holzschnitte sind bei G. Wiegand in Leipzig zu haben.
[2]) Reproductionen einzelner Holzschnitte in der Berliner Reichsdruckerei.
[3]) Ph. G.
[4]) Ph. G.
[5]) Bruckmann, München.
[6]) Alle drei bei der Ph. G.
[7]) Ph. G.
[8]) Beide bei Hanfstaengl, München.
[9]) Ph. G.
[10]) Hanfstaengl, München.
[11]) Hanfstaengl, München.

vorhanden. Das wäre eine Lücke, welche die im Verlage von Pichlers Witwe erschienenen Wandbilder zur österr. Geschichte von Gerasch und Rusch nicht auszufüllen vermögen. Soll das Kunstwerk nicht nur den Zweck bloßer Veranschaulichung erfüllen, sondern auch durch das subjectiv-künstlerische Moment die ästhetischen Lebensmächte wecken, dann möge man auch hier Meistern ersten Ranges den Vortritt lassen. Photographien oder photographische Nachbildungen von Bildern wie Rethels „Gebet vor der Schlacht“[1]), Menzels „Tafelrunde“ oder „Flötenconcert“[2]), Pilotys „Triumphzug der Thusnelda“ oder „Wallensteins Zug nach Eger“[3]), Beckers „Karl V. bei Fugger“[4]) u. ä. geben den zarten Hauch künstlerischer Eigenart viel unmittelbarer wieder und üben deshalb eine ungleich höhere Wirkung aus als beispielsweise die bekannten zur Illustration des Geschichtsunterrichtes dienenden Lohmayer'schen Wandbilder, welche sich als farbiger Lithographien nach Originalen von Meistern wie Gehrts, Hellquist u. a. darstellen und allerdings, was Composition betrifft, eine künstlerische Wirkung nicht verfehlen. Will man jedoch unter den Historienbildern den so beliebten Schlachtengemälden auch einen ethisch bildende Wirkung einräumen, so sollten Bilder von der Art wie das die Schlacht am Lechfelde darstellende Lohmayer'sche Wandbild von der Schule fern bleiben. Eine mit krassem Naturalismus ausgemalte, geradezu abstoßende Scene im Vordergrunde — ein Krieger stößt einem zu Boden gestreckten Feinde unter wilder Geberde mit beiden Händen die Lanze in die Kehle — athmet einen Geist der Barbarei, der Gemüth und Phantasie des Kindes nur aufregt, ja unserer modernen Anschauungsweise durchaus zuwiderläuft. Das Gleiche ließe sich von der „Gefangennehmung des Störtebeker“ und der sonst malerisch componierten „Gotenschlacht“ sagen. Jener Verwilderung von Herz und Phantasie, welche wir in den sogenannten „Indianergeschichten“ aufs Heftigste bekämpfen, sollte man in bildlichen Darstellungen doch keinen Vorschub leisten.

Die Instructionen verlangen, dass der Lehrer der Geschichte den Stoff um hervorragende „führende Persönlichkeiten“ geschickt gruppiere. Da böte sich Gelegenheit, durch Vorweisung von wahrhaft künstlerisch gedachten und ausgeführten Porträts einerseits für das Gedächtnis feste Stützpunkte zu schaffen, anderseits den Kunstunterricht durch entwickelnde, das psychologische Moment hervorhebende Betrachtungsweise zu fördern und das dabei gewonnene Charakterbild im Zusammenhange mit den historischen Thatsachen näher zu beleuchten. Dazu bietet sich aber nicht nur dem Historiker, sondern auch dem Germanisten Gelegenheit, der in den Lesebüchern der III. und IV. Classe solche Charakterbilder vorfindet (Maria Theresia, Josef II., Karl V., Maximilian I. u. a.).

[1]) S. W.
[2]) S. W.
[3]) Ph. G.
[4]) Ph. G.

Meister ersten Ranges wie Dürer[1]), Van Dyck[2]), Holbein der Jüngere[3]), Rembrandt[4]), Camphausen[5]) sollten da vor allem zu Worte kommen. Bescheideneren Ansprüchen genügen auch die im Verlage von Pichlers Witwe & Sohn erschienenen Porträts berühmter Österreicher (1—20), welche sowohl in Auswahl als in Bezug auf Ausführung entsprechen und bei dem billigen Preise zum eisernen Bestande der Bildersammlung eines jeden Gymnasiums gehören sollten. Betonen möchte ich hiebei das eine, dass, um Patriotismus zu wecken, es wohl nicht genügen dürfte, Porträts hervorragender Österreicher einfach nur an die Wand zu hängen. Gerade das Porträt verlangt mehr als jede andere Kunstgattung eine zielbewusste, sichere Anleitung zum Verständnisse und Genusse. Die dargestellte Persönlichkeit muss dem Herzen des Schülers so nahe gerückt werden, dass das leere, gaffende Anstaunen einer verständnisvollen, in warmer, miterlebter Empfindung wurzelnden Bewunderung weicht[6]).

Auf dieser Stufe kann aber der angestrebte Zweck der künstlerischen Erziehung zum Theil auch durch den Aufsatzunterricht erreicht werden, und zwar durch Beschreibung von Kunstwerken. Nur darf man sich bezüglich der bei dieser Stilgattung sich ergebenden Schwierigkeiten keiner Täuschung hingeben. Dass die neuen Instructionen, die im Entwurfe vom Jahre 1884 befindliche Stelle, wo Beschreibungen „hervorragender Plätze, Denkmäler, Kirchen, Anlagen“ vom Tertianer verlangt werden, weggelassen haben, scheint in den bisher gemachten Erfahrungen begründet zu sein. Ich kann mir kaum denken, dass ein Tertianer die Geschicklichkeit besitzen sollte, etwa eine „hervorragende“ gothische Kirche zu beschreiben, wo ihm, abgesehen von der an sich schwierigen Stilart, eine so reiche, beinahe verwirrende Mannigfaltigkeit der Formen und Theile als Ganzes zu erfassen schwierig erscheinen dürfte, der vielen Kunstausdrücke nicht zu gedenken. Fällt doch auf dieser Stufe mitunter die Beschreibung eines einfachen Wohnhauses nicht gar so leicht. Für die Beschreibung größerer Werke der Baukunst halte ich den Untergymnasiasten einfach nicht reif. Es bleiben für stilistische Übungen noch immer genug Gegenstände übrig, auch wenn man von der Baukunst absieht. Schließlich käme der Schüler bei der Beschreibung eines bedeutenden architektonischen Werkes über einen leeren Wortkram nicht hinweg. Hingegen habe ich die Erfahrung gemacht, dass Schüler der III. und IV. Classe nicht nur mit größerer Geschicklichkeit, sondern auch mit mehr Lust bildliche Darstellungen von Motiven aus dem Leben der Natur oder dem des Menschen beschreiben. Dem unausweichlichen Bedürfnisse, irgend eine Jahreszeit schriftlich schildern zu lassen, kommt z. B. eine Winter- oder Frühlings-

---

[1]) Maximilian I., S. W.
[2]) Karl I., S. W.
[3]) Heinrich VIII., Ph. B.
[4]) Selbstporträt, S. W.
[5]) Reiterporträt Maria Theresias, Ph. G.
[6]) Ein Musterbeispiel hiefür gibt Lichtwark in der Besprechung des Lenbach'schen Porträts Kaiser Wilhelms I. in seinen „Übungen“.

landschaft zu Hilfe. Beschreibungen von Bildern und Scenen aus dem Märchen-, Sagen- oder geschichtlichen Leben im Anschlusse an die Lectüre (Odysseelandschaften von Preller S. W., Der Falkensteiner Ritt, S. W. u. ä.) wären da am Platze. Unter den bekannten Lehmann'schen Wandbildern habe ich bisher einzelne, die eine einfache, aber künstlerische Composition aufweisen, mit Erfolg beschreiben lassen, so z. B. die Scene aus dem Lagerleben zur Zeit des 30jährigen Krieges, das Turnier aus dem XIII. Jahrhundert, das Sendgrafengericht u. a. Beschreibungen von Bauwerken, wie z. B. solche eines einfachen Wohnhauses fallen, sofern das stilistische Interesse vor dem künstlerischen überwiegt, aus dem Rahmen meiner Betrachtung. Die Beschreibung eines Denkmals von einfacher Composition — am besten sollen es die Schüler womöglich aus eigener Anschauung kennen lernen — empfiehlt sich schon in der III. Classe und kann zugleich ein anschauliches Beispiel der Gliederung eines Aufsatzes (Fuß, Sockel, Statue) liefern. In Städten, wo es an Denkmälern überhaupt fehlt, kann eine Abbildung den Mangel ersetzen. Dies kommt natürlich auch der Heimatkunde besonders zugute. Im IV. Schuljahre ließe sich auch bei Betrachtung eines Porträts in instructiver Weise der Begriff der Charakterschilderung ableiten und erklären, was sonst gewöhnlich an der Hand der Lectüre geschieht. Der Phantasie des Schülers kommt da im Porträt eine anschauliche Stütze zu Hilfe, so dass er nur allmählich das Gebiet des für die Unterstufe maßgebenden concreten Anschauens verlässt[1].

Mit dieser Art des Kunstunterrichtes kann man auf der Unterstufe nicht nur feste Stützpunkte für Lectüre und Aufsatz schaffen, sondern auch das Formengedächtnis ausbilden und Gefühl für das Schöne erwecken, was als Vorbereitung für die auf der Oberstufe platzgreifende geistige Vertiefung nur erwünscht sein kann. Mit der neueren Kunst soll aber unter allen Umständen angefangen werden, nicht etwa mit der ägyptischen oder assyrischen. Dieselbe Rücksicht auf das Zunächstliegende verbietet es auch meines Erachtens durchaus, schon im Untergymnasium Werke der antiken hellenischen Kunst vorzuführen, was z. B. Hübner-Trams empfiehlt. Die antike Formenwelt in ihrer einfach erhabenen Größe bleibt gerade wegen dieser Einfachheit des Stils dem Anfänger unverständlich und lässt ihn kalt. Mit Recht bezeichnet J. Leisching die „Marmorkühle und Strenge“ der classischen Kunst als durchaus unkindlich (a. a. O. S. 247). Mit Hübner-Trams schon in der I. Classe einen griechischen Tempel angeblich wegen der „Einfachheit der Linien“ zu betrachten, halte ich für ganz verfehlt; was übrigens etwa eine Juno Ludovisi einem Secundaner oder Tertianer zu sagen hätte, wüsste ich auch nicht anzugeben. „Die Kunst der Griechen steht dem Zögling zu weit ab“, diese Worte Goethes[1]) müssen Recht behalten. Ist es denn übrigens nothwendig, gleich zu Anfang den Geist nationaler Empfindungs- und Denkart, bevor er noch überhaupt halbwegs erstarkt ist, in die Bahn des antiken Formenideals zu lenken? Hat

[1]) Propyläen Bd. I 48, 130, Weimar. Ausg.

denn nicht gerade die einseitige Bevorzugung der Antike zur Überschätzung derselben und zur Entfremdung gegenüber der nationalen Eigenart geführt? Warum mussten Rembrandt und Dürer so lange Zeit hinter antiken Meistern zurückstehen?

Es wäre ebenso schädlich, den Unterricht nach dem Vorschlage Guhrauers auf die antike Kunst am ganzen Gymnasium zu beschränken, als gleich zu Anfang der künstlerischen Erziehung der nationalen Kunst den Boden zu entziehen. Der vermittelnde Vorschlag Hübner-Trams', den Stoff der übrigen Kunstepochen außer der antiken, also Mittelalter und Neuzeit auf den letzten Jahrgang zusammenzudrängen, läuft im Grunde auf dasselbe hinaus. „Der Boden der wahren Kunst ist aber nicht die Fremde, sondern die traute Heimat und das eigene Herz“ [1]).

Die Baukunst, als die idealste unter den bildenden Künsten, die doch am wenigsten Nachahmung der Natur ist, vermag das Gemüthsinteresse des Untergymnasiasten am wenigsten anzuregen, eignet sich überhaupt, wie Langl richtig bemerkt [2]), nicht in erster Linie zur ästhetischen Erziehung. Die Plastik und Malerei stellt den Schüler hingegen mitten in den ihm bekannten Kreis der äußeren und inneren Natur hinein. Mit Itschner daher die Baukunst allein dem ästhetischen Anschauungsunterrichte zugrunde zu legen, da „alle ästhetisierende Kunst entnerve“, scheint mir unbegründet. Die Gefahr des Ästhetisierens liegt ja bei der Baukunst ebenso nahe, mit dem Unterschiede, dass der Lehrer bei ihr nicht so leicht den Weg zu Herz und Gemüth des Schülers findet, wie bei der Malerei und Plastik. Vor Bildern, die etwa geeignet wären, die Phantasie des Schülers zu verweichlichen, kann allerdings nicht ernst genug gewarnt werden. Bei der großen Kunstbegeisterung, die gegenwärtig die deutsche Lehrerschaft erfasst hat und demnächst in dem geplanten Chemnitzer Tage des deutschen Lehrervereines ihren Gipfelpunkt erreichen dürfte, scheint es mir nicht überflüssig, vor einer die rein ästhetischen und kunstpädagogischen Interessen einseitig hervorkehrenden Kunsterziehung ebenso eindringlich zu warnen. Die Grundlage der Jugendbildung soll nach wie vor eine ethische bleiben und das „Wie“ der künstlerischen Darstellung möge sich gegenüber dem „Was“ des Inhalts nicht ungebürlich hervordrängen. Der Anschauungsunterricht möge den Inhalt wie bisher betonen, ohne einerseits das Kunstwerk durch rein lehrhaften Betrieb herabzuwürdigen, anderseits das künstlerische Moment, die stimmungsvolle Auffassung der Natur zur Hauptsache zu machen. Mit der bloßen Stilunterscheidung aber nach rein äußeren Merkmalen, die beispielsweise am Untergymnasium in Lehrbüchern der Geschichte mitunter zur Hauptsache gemacht ist — die Beschaffenheit einer Säule z. B. wird als alleiniges Merkmal eines Stils angeführt — ist die Hauptaufgabe der künstlerischen Erziehung: der Ausbildung des ästhetischen Empfindens nicht Genüge gethan. Die Baukunst soll daher den oberen Classen des Gymnasiums vorbehalten bleiben.

---

[1]) A. Fischer, Das künstlerische Princip im Unterrichte, S. 40.
[2]) Ö. M. VII, S. 417.

B. Der künstlerische Anschauungsunterricht auf der Oberstufe.

Von der Überzeugung ausgehend, dass die richtige Beschreibung von Kunstwerken ungleich höheren Bildungswert besitzt, als die Lectüre ästhetisierender oder kunstgeschichtlicher Aufsätze, möchte ich der mündlichen und schriftlichen Beschreibung im Obergymnasium mehr Bedeutung einräumen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass Schüler der obersten Classe es wohl verstanden, über die Laokoongruppe zu philosophieren, jedoch nicht imstande waren, eine einfache Beschreibung derselben zu liefern. Hier bietet sich Gelegenheit, die im Untergymnasium übergangene Baukunst zu behandeln. Die an sich todten Formen müssen aber durch den Geist künstlerischer Auffassung und Empfindung belebt werden. Wichtig erscheint mir daher z. B. die Auffassung der Theile eines Bauwerkes als Construction und Ornament, ihre gegenseitige Beziehung, Erklärung beider aus Zweck, Bedeutung, technischem Fortschritt, Beschaffenheit des Baumaterials, den Zeitverhältnissen, der heimischen Flora oder Fauna usw., die Begründung vom ästhetischen Gesichtspunkte, endlich die Betrachtung des ganzen Stils als Äußerung eines Gedankens der Volksseele.

So wird es wohl der Lehrer kaum unterlassen dürfen, beispielsweise beim griechischen Baustil auf das Vorherrschen der wagrechten, einfachen Linien gegenüber der senkrechten Tendenz im gotischen Stil hinzuweisen; wie etwa die Wucht der lastenden Masse beim dorischen Stil, die ein Ingrediens des ästhetischen Eindrucks ausmacht, schon beim jonischen Stil schwindet, was durch den Gebrauch eines festeren Säulenmaterials bedingt ist, wie etwa beim gotischen Stil die Masse in mannigfachen zarten Gebilden, in dem leichten Hinaufstreben und der scheinbaren Überwindung der Schwere sich gleichsam verflüchtet und entmaterialisiert erscheint, wie dies dann aus dem übersinnlichen, weltfremden Zuge jenes Zeitalters sich erklären lässt. Der Schüler soll begreifen lernen, dass z. B. der griechische Tempel, weil er nur zur Aufnahme des Götterbildes bestimmt war, als Außenbau gedacht werden musste, weil die fromme Gemeinde außen blieb, während die Bedürfnisse des christlichen Gottesdienstes in den christlichen Baustilen die Versammlung des andächtigen Volkes im Innern des Gotteshauses voraussetzen, was nothgedrungen zum Innenbau führen musste; wie z. B. das Lotoscapitäl bei der ägyptischen Säule sich aus der heimischen Flora erklären lasse, nicht so das Lotosornament im romanischen Stil usw. Der Kuppelbau wird dem Schüler solange ein Werk des Zufalls oder der Willkür scheinen, als ihm nicht der Lehrer die ästhetische Macht des Erhebenden der Kuppel etwa gegenüber der flachen Decke der altchristlichen Basilika oder des älteren romanischen Stils zum Bewusstsein bringt, ebenso der Thurmbau der romanischen Kirchen, wenn er ihn nicht mit dem Burgenbau zusammenhält und auf seine ursprünglich fortificatorische Bedeutung hinweist.

In der V. und VI. Classe soll die Baukunst im Vordergrunde stehen. Der Lehrer der classischen Sprachen kann auf dieser Stufe mit der Einführung in die antike Plastik beginnen und sie bis zur VIII. Classe weiterführen, der Lehrer des Deutschen hätte daher in diesen zwei Classen, parallel mit dem Historiker sein Augenmerk beinahe ausschließlich der griechisch-römischen Baukunst (V. Classe), dann der romanischen und gotischen Baukunst (VI. Classe) zu widmen, da ja nach dem oben aufgestellten Grundsatze der Unterricht nach der antiken griechisch-römischen Kunst mit Übergehung der Plastik und Malerei des Mittelalters, erst mit der Renaissance einzusetzen hätte. Diese wäre aber der VII. und VIII. Classe vorzubehalten.

Anknüpfungspunkte bilden in der V. Classe für den Deutschlehrer einzelne Lesestücke wie Schillers „Kraniche des Ibykus" (Theater des Dionysos in Athen)[1], Geroks „Ave Caesar, morituri te salutant" (Amphitheater in Verona, Colosseum)[2], Schacks „Triumphator" (Triumphbogen des Constantin)[3]. Zur Ergänzung können gelegentlich mündlich oder schriftlich beschrieben werden: der Neptuntempel, der Parthenon, das Erechtheion, das Pantheon[4]. Der Behandlung der deutschchristlichen Periode des Mittelalters im Geschichts- und Literaturunterricht fordert für die VI. Classe als Supplement die romanische und gotische Baukunst. Für die Beschreibung eines gotischen Domes (Straßburger Dom, Kölner Dom)[5], St. Stephan[6], bietet ein Muster Goethes Beschreibung der Fassade des Straßburger Münsters in „Wahrheit und Dichtung", die entweder ins Lesebuch der VI. Classe aufgenommen oder als Privatlectüre behandelt werden könnte. Gelegentlich wäre noch als Musterbeispiel für den romanischen Stil die Michaelskirche in Hildesheim[7], dann der Dom zu Limburg (für den Übergangsstil) vorzuführen.

In der VII. Classe tritt die italienische Renaissance in den Kreis der Betrachtung. Die gleichzeitige Lectüre von Briefen aus der „Italienischen Reise" gestattet nicht nur, sondern fordert geradezu dringend eine Veranschaulichung durch Vorweisung von Bildern. Der Schwerpunkt der „Italienischen Reise" liegt ja für Goethe in seinen Kunststudien, nicht so sehr in der nebenbei wohl auch entwickelten literarischen Thätigkeit. Trägt doch selbst diese in jener Zeit den Stempel der neugewonnenen künstlerischen Anschauung. In der „Italienischen Reise" fand Goethe sich selbst, während derselben vollzog sich endgiltig jene bemerkenswerte Wandlung seines Geschmackes, die seinen hervorragendsten Dichtungen das Gepräge verleiht. Wie soll da der Schüler bei der Lectüre oft ganz kurzer, dürrer Notizen über gesehene Kunstwerke auch nur eine Spur jener allbezwingenden Gewalt empfinden,

---

[1]) Dazu das Langl'sche Bild.
[2]) S. W.
[3]) S. W.
[4]) Alle in den S. W.
[5]) S. W.
[6]) Langl.
[7]) S. W.

die Goethes Auge und Herz so ganz gefangen nahm? Wie soll er jene Wandlung der Goethe'schen Anschauung begreifen, wenn er den Zauber jener Kunst — mag es auch nur das leise Echo einer gelungenen Nachbildung sein — nicht selbst in Rührung und Bewunderung miterlebt hat? Auf dieser Stufe trifft der Lehrer des Deutschen den durch die Betrachtung antik-hellenischer Kunstwerke im philologischen Unterrichte geübteren Schüler für das Verständnis der Renaissancekunst vorbereitet. Hier gilt es nur wieder unter den Beispielen die richtige Wahl zu treffen. Dies hängt mit der Wahl der zu lesenden Briefe zusammen, die nicht nach literarhistorischen, sondern nach künstlerischen Gesichtspunkten getroffen werden muss. Werden Stellen, die keinen Bezug auf Kunst haben, weggelassen, so ermöglicht es diese Kürzung, mit der Lectüre der Briefe in kurzer Zeit auszukommen. Von den Briefen aus Bologna vom 18. und 19. October, die sich auf Raphaels „Cäcilie“ und „Agathe“ beziehen, lässt sich eine Brücke schlagen zur Kunst dieses Meisters. Eine photographische Nachbildung der „Cäcilie“[1]), die Nachbildung einer oder der anderen Stanze[2]), des Köstlichsten, was je Malerkunst schuf (Attila, Heliodor, Borgobrand) würde den Schüler wenigstens einen Hauch vom Genius Raphaels verspüren lassen. Nimmt man noch zur gelegentlichen Betrachtung und kurzen Besprechung die sixtinische Madonna[3]) oder „Die Verklärung Christi“[4]) dazu, so wird dadurch eine halbwegs deutliche Vorstellung vom Wesen Raphael'scher Kunst ermöglicht. Zum mindesten dürfte die Zahl jener Gymnasial-Abiturienten geringer werden, die, wie ich aus Erfahrung weiß, Raphael höchstens dem Namen nach kennen.

Auf Michelangelo kommt Goethe in den Briefen vom 22. November und 2. December zu sprechen, wo er der Deckengemälde in der sixtinischen Kapelle und des „jüngsten Gerichtes“ gedenkt. Einzelne von den Deckengemälden, wie z. B. der Prophet Jeremias, die cumäische Sibylle, die Erschaffung Adams[5]) können dabei vorgezeigt werden. Wenn der Schüler von Michelangelo nichts anderes gesehen hat als den „Moses“ und die „Pièta“[6]), so dürfte es hinreichen, ihn die gigantische Größe Michelangelesker Kunst ahnen zu lassen. Mit Leonardos „Abendmahl“, dessen Beschreibung von Goethe aus dem Lesebuche der V. Classe in das der VII. Classe zu verweisen wäre[7]) und Correggios „Heiliger Nacht“[8]) wäre der Kreis der Malerei und Plastik der italienischen Renaissance geschlossen.

Das Interesse, welches Goethe an der Baukunst der Renaissance insbesondere durch das eingehende Studium der theoretischen Schriften

[1]) Ph. G.
[2]) Ph. B.
[3]) S. W.
[4]) Ph. B.
[5]) Alle drei im Ph. B.
[6]) S. W.
[7]) Begründung folgt weiter unten.
[8]) Beide in S. W.

Palladios bekundete[1]) sowie die Schilderung des Besuches des St. Peter[2]) bieten den Anlass zur Betrachtung italienischer Renaissancebauten, etwa nach Abbildungen des St. Peter, von Michelozzos Palazzo Riccardi und des Palazzo vecchio in Florenz[3]).

Hiemit wäre reichliches Material sowohl zur Veranschaulichung der Lectüre der „Italienischen Reise" als auch für den Aufsatzunterricht gegeben. So würde sich z. B. ein Werk der Baukunst (St. Peter) und ein Gemälde („Verklärung Christi" von Raphael) zur Beschreibung eignen.

So nahe es auch läge, von der italienischen Renaissance auf das verwandte Gebiet der classicistischen Richtung eines Thorwaldsen, Carstens, Canova sich zu begeben — Goethe hat ja als Schüler des Raphael Mengs zur Belebung des Neuhellenismus in der Kunst das Seinige beigetragen — so dürfte dies mit Rücksicht auf den Zeitmangel, der gerade beim Deutschunterricht in der VII. Classe recht fühlbar wird, nicht rathsam erscheinen. Wird ja doch auch keineswegs Vollständigkeit angestrebt. Feuerbachs „Iphigenie", die schönste Illustration des Goetheschen Wortes „Das Land der Griechen mit der Seele suchend" sollte aber nicht übergangen werden. Die deutschen und niederländischen Meister der Renaissancezeit bleiben der obersten Classe vorbehalten.

Auch hier kann an Goethe angeknüpft werden, der, obwohl in seiner innersten Kunstanschauung ganz „Olympier", dennoch den großen Realisten der deutschen und niederländischen Renaissance große Verehrung entgegenbrachte. „Ich verehre", äußert er sich über Dürer einmal[4]), „täglich mehr die mit Gold und Silber nicht zu bezahlende Arbeit dieses Menschen, der, wenn man ihn recht im Innersten kennen lernt, an Wahrheit, Erhabenheit und selbst Grazie nur die ersten Italiener zu seinesgleichen hat". Von diesem Gesichtspunkte aus, nämlich von dem der völligen Gleichberechtigung der charakterisierenden Richtung germanisch-christlicher Kunst neben dem antiken Schönheitsideal, soll der Anschauungsunterricht in der VIII. Classe aufgefasst werden. Passende Beispiele wären etwa Dürers „Allerheiligenbild"[5]), „Ritter Tod und Teufel"[6]), Selbstbildnis aus dem 28. Jahre[7]), „Die vier Apostel"[8]); Rembrandts „Jakobs Segen"[9]), „Christus heilt die Kranken" (Hundertguldenblatt)[10]), „Die große Auferweckung des Lazarus"[11]), Selbstporträt[12]); Holbeins des Jüngeren „Madonna des Bürgermeisters Meyer"[13]), „Bildnis

---

[1]) Brief aus Vicenza vom 19. September.
[2]) Brief aus Rom vom 22. November.
[3]) Alle drei in S. W.
[4]) Vollbehr: Goethe und die bildende Kunst. S. 151.
[5]) S. W.
[6]) Berliner Reichsdruckerei.
[7]) Bruckmann in München.
[8]) S. W.
[9]) S. W.
[10]) Berliner Reichsdruckerei.
[11]) Obermetter, München.
[12]) S. W.
[13]) Ph. B.

des Erasmus von Rotterdam"[1]; Rubens „Kreuzabnahme", „Kaiser Theodosius und Bischof Ambrosius"[2]; Ruisdaels „Der Wasserfall"[3], „Waldige Gebirgslandschaft"[4].

Jene Lebensperiode Goethes, die durch seine Rückkehr zur gothischen Stilart (Verkehr mit Sulpiz, Boisserée) gekennzeichnet ist, kann zum Ausgangspunkte der Betrachtung gemacht werden, da außer der nach meiner Ansicht in dieser Classe zu lesenden Beschreibung der drei Ruisdaels von Goethe sonst kein Lesestück Anknüpfungspunkte bietet.

Ob schließlich noch Zeit erübrigt werden könnte, einerseits an die niederländischen und deutschen Meister, anderseits an die Literaturperiode der Romantik die romantische Richtung der Malerei (Oberbeck, Schnorr, Cornelius usw.) anzuknüpfen, möchte ich bezweifeln. Ich halte es übrigens auch nicht gerade für nothwendig, es zu thun.

Was die Baukunst betrifft, so wäre es jedoch angezeigt, ein Bauwerk im Barockstil (Karlskirche in Wien)[5] oder einen modernen monumentalen Profanbau vorzuführen, wozu sich besonders in großen Städten Gelegenheit bietet. — Selbstverständlich bin ich weit davon entfernt, etwa zur Zahl und Auswahl der Bilder einen Kanon aufzustellen; es erscheint mir vielmehr wichtig, dass wenig, aber gründlich angeschaut werde. Von einer erschöpfenden Behandlung von Kunstperioden kann ja keine Rede sein. Zur Anknüpfung an Lesestücke verwandten Inhalts und mündlichen und schriftlichen Beschreibung von Bildern tritt im Obergymnasium noch ein dritter Factor hinzu, die Lectüre von Lesestücken rein kunsthistorischen oder ästhetischen Inhalts. Da sollte aber entgegen der bisher beobachteten Vertheilung nach zufälligen Momenten der Maßstab des Auffassungsvermögens und der stofflichen Zusammengehörigkeit zur Geltung kommen. Goethes Beschreibung des Abendmahls von Leonardo gehört nicht in die V., sondern in die VII. Classe, wo sie sich an die italienische Renaissance anschließt und bei der Feinheit psychologischer Abtönung und der kunstvollen Composition auf mehr Verständnis stoßen dürfte. Dasselbe gilt von Goethes Beschreibung der drei Ruisdaels, die auch wegen des hohen Gesichtspunktes der Betrachtung in die VIII. Classe zu verweisen ist. Ferner ist nicht einzusehen, warum der Aufsatz Goethes „Von deutscher Baukunst" überhaupt und warum er gerade in der VII. Classe gelesen werden soll. Goethe selbst tadelt daran den „amphigurischen Stil", und aus dem Inhalte desselben wird auch wohl kaum jemand eine klare Vorstellung vom Wesen des gothischen Stils erlangen können[6]. Merkwürdigerweise findet man aber 8. Bande des Kummer'schen Lesebuches wieder den Aufsatz Goethes „Baukunst" aus dem Jahre 1823, worin wieder eine, u. zw. ganz falsche

---

[1] Ph. B.
[2] Beide in S. W.
[3] S. W.
[4] Ph. G.
[5] S. W.
[6] Vgl. Neuwirth, „Über einige kunstgeschichtliche Momente im Mittelschulunterricht". Ö. M. Jahrg. 1891, S. 27—34.

Ansicht über die Entstehung des gothischen Stils vorgetragen wird. Dieser Aufsatz wäre — er handelt sonst über die drei griechischen Baustile — mit Weglassung der eben bezeichneten Stelle über die Gothik dem Lesebuche der V. Classe zuzuweisen. Der Aufsatz von deutscher Baukunst sollte aus den deutschen Lesebüchern endlich verschwinden. Man sollte ihn, wie oben erwähnt wurde, durch die Beschreibung der Fassade des Straßburger Münsters aus „Wahrheit und Dichtung“ ersetzen. Wenn in dem Lehrpensum der VI. Classe der literar-historische mit dem geschichtlichen Unterricht auf dem gemeinsamen Boden deutsch-christlicher Cultur so günstig zusammentrifft, so begreife ich nicht, warum die darauf bezüglichen Aufsätze in der VII. und VIII. Classe gelesen werden sollen. Dass ferner eine Beschreibung der Akropolis, wie sie das Lesebuch von Lampel in der II. Classe bietet, auf dieser Stufe verfrüht ist, dürfte nach dem Gesagten klar sein. Sie gehört in die V. Classe, wo sie mit Goethes Aufsatz über die Baukunst und der gleichzeitig behandelten griechischen Geschichte sich zu einem weit anschaulicheren Bilde vom Wesen des griechischen Baustils zusammenschließt. Den im 7. Bande des Kummerschen Lesebuches enthaltenen Aufsatz über Goethes italienische Kunststudien, zu dessen Verständnisse übrigens bisher die nöthigen Vorbedingungen fehlten, würde ich auch in anderen Lesebüchern nur ungern vermissen. Er eignet sich ganz gut zur Zusammenfassung des Dargebotenen. So wäre besonders in der VII. und VIII. Classe Goethes Persönlichkeit der Mittelpunkt, in dem alle Fäden der Anknüpfung des Kunstunterrichtes zusammenliefen.

Was schließlich die bisher am Gymnasium betriebene Lectüre des „Laokoon“ betrifft, so möchte ich mir, wiewohl diese Frage schon wiederholt aufgeworfen wurde, erlauben, kurz die Gründe zusammenzufassen, warum nach meiner Ansicht dieses Werk sich für den Kunstunterricht am Gymnasium nicht eigne.

Von vornherein erscheint es verkehrt, die Erziehung zum Kunstgenusse mit einem Werke zu beginnen, das, vom Verfasser selber gegen gewisse specifische Übel seiner Zeit, die Allegoristerei und die Schilderungssucht gerichtet, nichts weniger darbietet, als eine dem Anfänger angemessene Darstellung der Grundbegriffe der Kunst. Der „Laokoon“ bewegt sich auf dem Grenzgebiete zweier Kunstgattungen, deren eine, die bildende, dem Schüler — vielleicht die großen Kunststädte ausgenommen — nur dem Namen nach bekannt ist; es wäre denn, dass man etwa schlechte Öldrucke oder farbige Druckbeilagen gewisser Zeitschriften als Quelle künstlerischer Bildung gelten lässt. Der geistigen Vertiefung und Speculation geht in allen anderen Lehrgegenständen das concrete Anschauen, die Empirie voraus, so auch im Literaturunterricht, wo vor der systematischen, deductiven Behandlung der Poetik gewarnt wird. Nur auf dem Gebiete der bildenden Kunst, wo es doch vor allem auf die Anschauung ankommt, glaubt man ein Recht zu haben, dem Blinden von der Farbe zu reden, Gefühl und Phantasie des Schülers schon frühzeitig in unfruchtbarer Speculation verkommen zu lassen, was schließlich zu leichtfertigen, schablonenhaften Urtheilen, zum Kunst-

geschwätz führt. Ja selbst die Abbildung der Laokoongruppe, das einzige Bild, das der Schüler gewöhnlich zu Gesichte bekommt, scheint mir entbehrlich, wenn sie nur den Ausgangspunkt einer Untersuchung bilden soll, ob das Schreien in der künstlerischen Darstellung zulässig ist oder nicht. Lessing hält ja selbst die Ableitung der ästhetischen Anschauungen „aus den letzten Gründen" für die einzige, der Wissenschaft angemessene Methode und vernachlässigt wissentlich die Anschauung, ein Mangel, der selbst von den eifrigsten Verfechtern des „Laokoon" zugegeben wird. Auch der Inhalt des Werkes weist vielfach Ansichten auf, die vom Standpunkte der mehr als ein Jahrhundert umfassenden Kunstentwicklung entweder als Irrthümer bezeichnet werden müssen, oder nur auf verminderte Geltung Anspruch erheben können [1].

Wenngleich dieses sich aus der einseitigen Bevorzugung der hellenischen Kunst, wie überhaupt aus ungenüger den Empirie für Lessings Zeit erklären und rechtfertigen lässt, so ist wohl kaum einzusehen, warum man heutzutage den Schüler gleich von Anfang an auf eine Basis von Ansichten stellen soll, die so lebhaft umstritten sind, dass sie beim Schüler eher Zweifel und Misstrauen als feste Überzeugung wecken. Dass Lessing die Kunst der christlichen Völker, insbesondere die deutsche, nicht entsprechend gewürdigt, ja ganz bei Seite gelassen, da er das Charakteristische an dem antiken Schönheitsideal maß, liegt auf der Hand. Dass er mit Unrecht das Stoffgebiet der Kunst auf das menschliche Leben einschränkt und die Landschaftsmaler deswegen auf eine Stufe mit Schmutzmalern stellt, hat Goethe wohl erkannt, da er sich im 8. Buche seiner Selbstbiographie darüber äußert: „Wir hielten uns von allem Übel erlöst und glaubten mit einigem Mitleid auf das sonst so herrliche XVI. Jahrhundert herabblicken zu dürfen". Von der Höhe des „Laokoon" aus betrachtet müssen ja Meister wie Rembrandt, und Dürer ganz verschwinden, von vielen anderen lebhaft angefochtenen oder unrichtigen Anschauungen nicht zu reden [2]). Soll Lessings „Laokoon" für den Schüler nichts anderes sein als ein Tummelplatz für methodisch-didaktische Fechterkunststückchen, eine Anleitung, die Kunst mit den Ohren zu genießen, so lasse man seine Lectüre lieber ganz fallen. Der Schüler lechzt nach einem erfrischenden Trunke des Kunstgenusses, man reicht ihm glühendes Gold abstracter Speculation!

Schon der gegen Lessing zumeist herabgesetzte Herder erhob Einwände gegen dessen „Laokoon". Im Laufe der Zeiten wurden auch andere Stimmen gegen ihn laut. Goethe selbst, dessen künstlerischer Subjectivismus für die gesammte moderne Kunstanschauung maßgebend geworden ist, ist von diesem Werke ganz unberührt geblieben. Grillparzer kann nicht eindringlich genug den Deutschen ihre Cardinalsünde vorhalten, dass sie die Kunst nur im Gedanken genießen möchten, ohne sich um das Bild zu kümmern, während doch die künstlerische Erziehung

[1]) Vgl. Heinrich Fischer „Lessings Laokoon und die Gesetze der bildenden Kunst", S. 1—7.

[2]) Vgl. darüber besonders den entsprechenden Abschnitt in Langes Buch „Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend", S. 82—86.

den ganzen Menschen beschäftigen soll. In neuerer Zeit sind so hervorragende Kunstkenner wie Lange, Neuwirth, Lichtwark wiederholt gegen diese Art des Kunstunterrichtes aufgetreten; Böck, Langl, Spanier u. a. Kunstschriftsteller stimmten in den Chor mit ein, — nichtsdestoweniger ragt der „Laokoon" aus der Sintflut „modern-ketzerischer" Kunstanschauung als ein Wahrzeichen idealistisch formaler Methode noch immer hervor. Es scheint, als beseelte noch viele Lehrer jener Geist echt orthodoxen Pädagogenthums, der in der Abschaffung eines durch das ehrwürdige Alter und die Persönlichkeit des Verfassers geheiligten Werkes eine Pietätlosigkeit erblickt.

Es wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als den „Laokoon" entweder ganz von der Bildfläche verschwinden oder mindestens nur das XVI. Stück im Lesebuche abdrucken zu lassen. In diesem Falle wäre auch Zeit gewonnen und eine Entlastung des ohnehin unverhältnismäßig umfangreichen Lehrpensums der VII. Classe durch Abgabe eines Schiller'schen Dramas an die VIII. Classe ermöglicht. Dass dieser Wegfall anderseits auch dem Kunstunterrichte in der VII. Classe zustatten käme, ist klar.

Wollte man aber den „Laokoon" etwa nach dem Vorschlage Langes durch die Lectüre von Fechners „Vorschule der Ästhetik" ersetzen, so müsste man sich natürlicherweise auf einzelne Capitel beschränken, wie z. B. auf das zweite und achzehnte des I. Theiles („Vorbegriffe" und „Vom Geschmack"). Diese würden, entsprechend reduciert, den Schüler die Gebiete des Guten, Wahren und Schönen abgrenzen lehren und ihn wenigstens vor dünkelhaftem Absprechen bewahren, das durch jede „Ästhetik von oben" bewirkt wird. — Zwei Einwänden wäre noch zu begegnen, nämlich dem des Zeitmangels und der Schwierigkeit der Beschaffung des Bildermaterials.

Da im entworfenen Plane einerseits überall der engste Anschluss an den Stoff des Deutschunterrichtes gesucht ist, zu dessen integrierendem Bestandtheile zum Theil auch der Kunstunterricht selber gehört, anderseits die gelegentliche Besprechung von Bildern nicht viel Zeit raubt und den Verlust durch eine nützliche Übung im Ausdrucke vergütet, so wäre der erste Einwand nicht stichhältig.

Was nun die Beschaffung der Bilder betrifft, so ließen sich bei gutem Willen durch Schülerakademien, Vorträge, freiwillige Beiträge von Schülern usw. die Mittel aufbringen, um für den Anfang wenigstens die Seemann'schen Wandbilder, die Richter'schen „Volksbilder" und einige Porträts, wenigstens die „Porträts berühmter Österreicher" zu kaufen.

Der große Nutzen der künstlerischen Erziehung, mag sie auch in so unzulänglicher Weise betrieben werden, berechtigt uns, selbst vor Opfern nicht zurückzuscheuen.

Der Kunstunterricht wird vor dem Auge des Schülers den Schleier der zartesten Naturgeheimnisse wegziehen, er wird ihn befähigen, in dem Buche aller Bücher, der Natur, richtiger zu lesen. In der Kunst als der schönsten Blüte der nationalen Eigenart eines Volkes wird sich ihm der Geist des Lebens verschiedener Zeiten und Völker offenbaren, aus ihr

wird er Begeisterung für deren Ideale schöpfen, aus der das künstlerische Schaffen selber hervorgeht. Sie wird ihm aber auch in der Dürre des geschäftlich-prosaischen Lebens eine Oase der Erquickung und Erholung sein und seine Freude am Dasein erhöhen. Nicht in letzter Linie wird aber der Kunstunterricht ein Bollwerk gegen die in unserer Jugend immer mehr um sich greifende Blasiertheit und das Banausenthum sein und wird uns im Kampfe um das humanistische Gymnasium wenigstens ein köstliches Erbtheil desselben zu behaupten helfen. Die künstlerische Erziehung wird schließlich jenen Boden schaffen, in dem unsere einheimischen Kunsttalente Wurzel fassen und zur schönen Blüte gedeihen können, zu Nutz und Frommen wie zu Ehren unseres Vaterlandes.

Radautz. Jaskulski.

Verzeichnis von Latern- (Skioptikon-) Bildern.

(Fortsetzung.)

Die Hauptstädte der Welt. 54 Bilder. Text von Oberrealschul-Director R. Trampler.

Rund um die Erde. 60 Bilder. Text von Oberrealschul-Director R. Trampler.

Fridjof Nansens Nordpolreise. 28 Bilder. Text nach Fridjof Nansen.

Bilder aus Indien und Ceylon. 251 Bilder. Text von Egon Müller.

Bilder aus Russland (Astrachan). 68 Bilder. Text von A. Simič.

Vaterländische Geschichte. 112 Bilder. Text von Schulrath Dr. Leo Smolle.

Bilder aus dem Leben des Kaisers. 53 Bilder. Text von Schulrath Dr. Leo Smolle.

Bilder aus der österr. Kunstgeschichte. 300 Bilder. Zusammengestellt von Reg.-Rath Dr. Ed. Leisching. 1. Prähistorisches. 2. Architektur. 3. Malerei. 4. Plastik. (Die Sammlung wird fortgesetzt.)

Astronomie. 20 Bilder. Text von A. Schweiger-Lerchenfeld.

Mikroskopische Bilder aus der Naturgeschichte. 25 Bilder. Text von Prof. Franz Dörfler. (Preis à 1 K 80 h.)

Märchenbilder: Hänsel und Gretel. 11 colorierte Bilder. — Der kleine Däumling. 11 colorierte Bilder. — Aschenbrödel. 7 colorierte Bilder. — Rothkäppchen. 6 colorierte Bilder. — Dornröschen. 10 colorierte Bilder. — Schneewittchen. 7 colorierte Bilder.

Der Preis eines nicht colorierten Diapositivs beträgt 1 K 50 h, bei Abnahme einer ganzen Serie (mindestens 20 Stück) à 1 K 20 h. Die Sammlung wird fortgesetzt; sie ist zu beziehen durch Lechners Verlagsbuchhandlung (W. Müller), Wien.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Sophokles' Elektra. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Friedrich Schubert. 3. Aufl., Wien und Prag 1901.

Die Erweiterung des Buches gegenüber der 2. Auflage (1891) besteht in den Abschnitten der 'Einleitung': 1. Ursprung und Entwicklung der griechischen Tragödie, 2. Leben und Werke des Sophokles, 3. Bau der Tragödie (p. I—XII), gewiss höchst willkommenen und dankenswerten Zugaben, endlich in der nicht minder wertvollen Abbildung nach S. 66, den Zuschauerraum und die Orchestra des Dionysostheaters in Athen in ihrem gegenwärtigen Zustande darstellend. In den übrigen Partien ist das Buch, soviel ich sehe, mit der vorigen Auflage vollkommen gleichlautend. Nun ist aber inzwischen (1896) die Elektra von G. Kaibel erschienen, und es dünkt mich ganz unglaublich, dass die Verteidigung überaus zahlreicher überlieferter Lesarten durch den genannten Gelehrten ohne jede Wirkung auf den Herausgeber geblieben ist. Vgl. in dieser Hinsicht meine Rezension in dieser Zeitschrift vom J. 1897, 7. Heft, S. 611. Es dürfte daher wohl richtig sein, daß die Notwendigkeit, eine neue Auflage herzustellen, an den Verf. so überraschend herangetreten ist, daß ihm die Zeit mangelte, die Ergebnisse der Kaibel'schen Arbeit für sein Buch auszubeuten. Die nächste Auflage möge das Versäumte nachholen. Endlich ist auch die 'Übersicht über den Bau und die Metra der Tragödie' (S. 54—61) trotz der Fortschritte der Wissenschaft auf diesem Gebiete dieselbe geblieben.

Der Druck ist übrigens sehr sorgfältig überwacht worden und die Ausstattung des Bändchens ist tadellos.

Wien. Hugo Jurenka.

Dr. Gustav Schneider, Schülercommentar zu Platons Apologie des Sokrates und Kriton nebst den Schlusscapiteln des Phaedon. Wien und Prag, F. Tempsky 1901. VII und 76 SS. 8°. Preis 1 K.

Bei der großen Bedeutung, die unbestritten die Lectüre der Apologie und des Kriten — besonders der ersteren — für die Schüler der obersten Gymnasialclassen hat, kann man das Erscheinen eines so vortrefflichen Hilfsmittels für die Lectüre, wie es der vorliegende Commentar bietet,

nur mit großer Freude begrüßen. Was die sprachlichen Noten betrifft, so wird man wohl kaum eine Stelle finden, wo der Commentar nicht im Inhalte sowie in der Stilisierung das Richtige trifft. Die sachlichen Noten, so dankenswert auch manche sind, wie z. B. der Excurs über das Daimonion, könnten besser ganz entfallen, zum mindesten die umfangreicheren. Die sachliche Erklärung hat wohl ausschließlich in der Schule zu geschehen; dazu braucht der Schüler keine Vorbereitung. Man bedenke auch, wie weit oft in sachlichen Fragen die Meinungen auseinandergehen und wie oft vielleicht der Lehrer die Auffassung des Commentars verwerfen wird! Aus demselben Grunde möchten wir auch gerne auf die Einleitung verzichten, welche mit apodiktischer Gewissheit die Apologie als eine platonische Dichtung hinstellt. Die Sache ist noch lange nicht spruchreif [1]). Warum also gerade der Jugend um jeden Preis eine Auffassung bieten, welche die Wirkung dieses bedeutenden Literaturdenkmals erheblich herabmindert, wenn nicht ganz vereitelt? — Doch, wie gesagt, die sprachlichen Noten sind geradezu vorzüglich zu nennen, und das ist wohl die Hauptsache; und darum sei das Büchlein hiemit aufs beste anempfohlen.

Besondere Erwähnung verdient noch die ebenso schöne wie praktische Ausstattung.

Wien. H. St. Sedlmayer.

Johann Schmidt, Lateinisches Lesebuch aus Cornelius Nepos und Q. Curtius Rufus. 2., verbesserte Auflage. Verlag von F. Tempsky 1901. Hiezu (in gleichem Verlage erschienen):

— —, Wortkunde. Erklärende Anmerkungen und Wörterverzeichnis. 2., verbesserte Auflage. 1901.

Die Einleitung handelt über Leben und Schriften des Cornelius Nepos, mit ein paar Worten über Q. Curtius Rufus, gibt eine „Übersicht der griechischen und makedonischen Geschichte vom J. 500—321 v. Chr.“, d. h. eigentlich nur die Jahreszahlen für die wichtigsten Ereignisse aus der bezeichneten Periode, und endlich einen kurzen Lebensabriss Alexanders des Großen. Aus Cornelius Nepos sind die vitae des Milt., Them., Ar., Cim., Thras., Ep. und Pel. aufgenommen, aus Curtius die interessantesten Partien, in 18 Abschnitte gegliedert. Der Text ist bei beiden Autoren in ganz entsprechender Weise für die Zwecke der Schule bearbeitet. Dass bei solchen Bearbeitungen, die ja auch ihr Bedenkliches haben, so manche Eigenthümlichkeit des Schriftstellers unsanft verwischt oder verkannt wird, ist kaum zu vermeiden. So ist Milt. 4, 3 zur Verdeutlichung des Abhängigkeitsverhältnisses der beiden Nebensätze *ut* vor *cum* gerückt (entgegen dem von Nipperdey beobachteten Sprachgebrauche), während es Ar. 2, 2 in analogem Falle an seinem ursprünglichen Platze belassen wurde. Die Beachtung dieses Gebrauches allein gibt nach meiner Überzeugung den Schlüssel zum richtigen Verständnisse der Stelle Pel. 2, 5, die gewöhnlich für corrupt gilt (Zeitschr. f. d. ö. Gymn. 40, S. 494 f.). Wenn man Sätze wie Milt. 1, 4 *quas secum transportarat* durch den Druck als nicht zur indirecten Rede gehörig hervorhebt, um damit den Indicativ zu rechtfertigen, so beruht dies auf der Verkennung einer syntaktischen Eigenthümlichkeit, die für die spätere Latinität geradezu charakteristisch ist. Der obige Satz ist ebenso gewiss

---

[1]) Nicht genug könnte ich den Anhängern der Schanz'schen Hypothese, welche die Apologie zu einer wenig würdigen Komödie macht, die schönen Worte Crons in der Einleitung zu seinen erklärenden Ausgabe der Apologie S. 37 zur Beherzigung anempfehlen.

conjunctivisch gedacht wie Ep. 4, 4 *quae attulerat*. Um grammatische Bedenken beim Schüler nicht aufkommen zu lassen, gäbe es nur den Ausweg, dass man eben den Indicativ durch den Conjunctiv ersetzte.

Die am Rande beigefügten Inhaltsangaben erleichtern die Übersicht. — Die erklärenden Anmerkungen und das Wörterverzeichnis bieten dem Schüler gewiss nicht zu wenig. Sie sind mit großer Sorgfalt gearbeitet.

Beigegeben sind zwei Karten: *Graecia* und *imperium Alexandri Magni*. Die Auffindung der Orte ist durch das Namensverzeichnis und die Legende zum Kartentexte erleichtert. Auf der Karte von Griechenland sind nicht angegeben: *Abydus, Dium, Ilium, Potidaea, Stagira*. Einige Namen erscheinen dort in anderer Form: *Aegiae, Chersonesus Thracia, Delos* (und so eine Anzahl Inseln), *Laconice, Laurion, Munichia, Pherai*.

Druckfehler im 1. Theile: S. 34 *distitit*, S. 35 *srenue*, S. 44 *distituere*, S. 58 *Hidaspem*, S. 61 *e*, richtig *et* (cap. 5, 5), S. 65 Phillipp, S. 66 Pamphilien, S. 68 *Cyzicum*, S. 74 pegasäisch; im 2. Theile: S. 15 *iūdicium*, richtig *indicium*; S. 31 *e-pono*, richtig *depono*; S. 50 *vancipiti*, S. 63 *lanio 4*, S. 70 *horreo 1*.

J. Rappold, Chrestomathie aus lateinischen Classikern.

Zur Erleichterung und Förderung des Übersetzens aus dem Stegreife. 2. Auflage. Wien, Carl Gerold's Sohn 1901.

Das in dem bekannten Formate der Gerold'schen Classikerausgaben erschienene Büchlein enthält auf 193 Seiten eine mit viel Geschmack und Verständnis zusammengestellte Auswahl mehr oder minder leicht lesbarer Stellen aus den Schulautoren. Der Löwenantheil entfällt natürlich auf Livius und Cicero, der nicht nur durch seine Reden, sondern auch durch den Brutus, die philosophischen Schriften und ein paar Briefe vertreten ist. Den historischen Stil repräsentiert außerdem Cäsar mit ein paar Stellen aus dem *b. c.*, Sallust und Tacitus. Um das Verständnis von vorneherein zu ebnen, sind auf dem ersten Blatte die in einzelnen Stücken vorkommenden, dem Schüler nicht geläufigen Vocabeln verzeichnet. Ich möchte dazu mindestens noch *navicularius* St. 36 und *comissatio* St. 66 beisteuern, ohne freilich zu glauben, der Schüler benöthige nun keine weitere Nachhilfe mehr und könne überall glatt übersetzen. Der Verfasser hat sich aber damit nicht begnügt, sondern als dankenswerte Zugabe S. XI f. noch eine stattliche Anzahl anderer geeigneter Stellen aufgezählt. Dass er bei seiner Auslese die Auffassungskraft der Schüler nach allgemeinem Urtheile richtig taxiert hat, dafür mag die Thatsache sprechen, dass eine Anzahl Stellen (in dem Büchlein mit einem Sternchen bezeichnet) als Themen für die schriftliche Maturitätsprüfung gewählt wurden. Nicht völlig erklärt erscheint mir nur einmal das, dass auch Stellen aus solchen Werken in dem Lesebuche Aufnahme gefunden haben, die der Gymnasiast ohnedies sein eigen nennen soll, z. B. aus der Aeneis; und ferner, dass mehrfach (vgl. St. 41, 43, 45, 56) Stellen mit unsicherem Texte, durch ein Kreuz bezeichnet, begegnen, über die nicht so glatt hinwegzukommen ist, als es beim Übersetzen aus dem Stegreif wünschenswert sein mag. Das erstere dürfte übrigens mit der Art der praktischen Verwendung des Büchleins in Zusammenhang stehen, wie sie vielleicht gedacht ist, worüber ich bei dem Fehlen eines Vorwortes kein Urtheil habe.

Druckfehler, die sich zum Theile leicht corrigieren, finden sich S. 21, 25, 27, 31, 43, 52, 82, 90.

Wien. R. Bitschofsky.

Oertel, Dr. Otto, Amerika, Betrachtungen für den geographischen Unterricht.

— — —, Amerika, Schilderungen für den geographischen Unterricht, ein Quellenbuch für die Landschaftsschilderung in der Schule. Leipzig, C. Merseburger 1901. Jedes Bändchen 1·2 Mk.

Verf., ein Schüler Ratzels, bietet in den beiden eng zusammengehörigen Aufsätzen beachtenswerte Beiträge zur Behandlung der Geographie Amerikas in der Schule. Sie sind in erster Linie für die Hand des Lehrers berechnet. Das erste Bändchen zeigt, wie der Kausalnexus auch im geographischen Unterricht seine Berechtigung besitzt, und wie Topographie, politische und physikalische Erdkunde zu einem harmonischen Ganzen zusammengefügt werden können. Das zweite gibt innerhalb des Rahmens der typischen Landschaftsformen des Erdteiles (wie Cordillere, Urwald, Polarregion, Geysire usw.) eine Auslese von Schilderungen aus neueren und älteren Reisebeschreibungen, um den Lehrer in den Stand zu setzen, seine Darbietung durch geeignete Auswahl aus den Worten von Augenzeugen zu beleben. Abgesehen von einigen Abweichungen in den Zahlenangaben sind beide Aufsätze sorgfältig gearbeitet; sie werden dem Lehrer sowohl bei der Vorbereitung als im Unterrichte selbst gute Dienste leisten.

Wien. J. Müllner.

Thieme, Dr. H., Leitfaden der Mathematik für Gymnasien. 2 Bände. I. Theil: Die Unterstufe. 96 SS. Preis geb. 1 Mk. 40 Pf. II. Theil: Die Oberstufe. 112 SS. Preis geb. 1 Mk. 60 Pf. Leipzig. Verlag von G. Freytag 1901.

Dieser für Gymnasien bestimmte Leitfaden schließt sich, wie der Verf. einleitend bemerkt, nach Inhalt und Form den „Lehrplänen und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen“ vom Jahre 1901 an. Er soll dem Schüler eine Stütze für seine häuslichen Wiederholungen sein, er soll nicht die Arbeit des Lehrers ersetzen, sondern setzt dieselbe überall voraus. Von den beiden Theilen des Leitfadens ist der erste für die Unterstufe des mathematischen Unterrichtes, der zweite für die Oberstufe angelegt. In jedem Theile befindet sich der gesammte mathematische Lehrstoff der betreffenden Stufe, also Arithmetik und Geometrie. Außer diesem Lehrstoffe enthält der Leitfaden für die rein geometrischen Theile des mathematischen Unterrichtes auch Übungsstoff; für die rein rechnenden Abschnitte, insbesondere für die Arithmetik und Algebra, ist jedoch eine besondere Aufgabensammlung erforderlich. — Die Darstellung in beiden Büchlein lässt an Klarheit nichts vermissen.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Seemanns Wandbilder. Erläuterungen zu Tafel 1—100 von Dr. Georg Warnecke. 2 Hefte. Leipzig, E. A. Seemann 1897 u. 1899.

Zu den ersten hundert Wandbildern von Seemann erschienen textliche Erläuterungen von Georg Warnecke. Sie bieten Wissenswertes genug über jedes der hundert Blätter. Einzelne Texte sind überdies noch von Illustrationen begleitet, die zum besonderen Verständnis der großen Tafeln beitragen. Für die Besitzer der Wandtafeln sind die Texte eine höchst willkommene Beigabe; aber auch für sich allein als Buch betrachtet sind die beiden Hefte angenehm lesbar und vermitteln eine große Menge von wichtigem, kunsthistorischem Wissen.

Troppau. Rud. Böck.

Programmenschau.

14. Tralka Johann, Die methodisch-rhetorische Analyse der Platonischen Schrift u. d. T. Die Apologie des Sokrates. Progr. des Gymnasiums in Stryj 1901. 30 SS.

Der Autor bespricht das Verhältnis des Sokrates zu den gleichzeitigen Strömungen in Athen, die Ansichten der Gelehrten über das Ziel und die Tendenz der Schrift, den Zusammenhang zwischen dessen einzelnen Theilen und ihr Verhältnis zum Ganzen; zuletzt gibt Tr. eine kurze Disposition. Er betrachtet die Apologie nach Gomperz und Sedlmayer als eine Rede, die wirklich von Sokrates vor Gericht gehalten werden sollte.

Die Skizze ist fasslich geschrieben und benützt die Literatur in ansprechender Weise.

Jasło (Galizien). B. Prysak.

---

15. J. Zimmermann, Über die Schrift des hl. Thomas von Aquino „De substantiis separatis“ mit Rücksicht auf seine Auffassung der Geschichte der Philosophie. Progr. der Landes-Oberrealschule in Zwittau 1901. 8°. 49 SS.

Thomas von Aquino hat unter den Scholastikern des 13. Jahrhunderts immer eine führende Stelle eingenommen; mehr als mit jedem anderen beschäftigte man sich in späterer Zeit mit ihm. Der vielgefeierte Papst Leo XIII. verglich Thomas in der Encyklica „Aeterni patris“ (1879, 4. August) mit der aufgehenden Sonne und feierte ebensosehr dessen zweckmäßige Methode wie die Kraft der Beweise und die Klarheit im Ausdrucke. Durch diesen, von höchster Seite der katholischen Christenheit ausgehenden Impuls wurde die Philosophie des großen Roccasicaners mit erneuertem Eifer in den Bereich der Forschungen gezogen und der „christlichen Philosophie“ ein Platz unter den theologischen Disciplinen österreichischer Universitäten angewiesen. Auf diese Renaissance der Scholastik hat bereits M. Glossner in dem Aufsatze „Scholastik, Reformkatholicismus und reformkatholische Philosophie“ im Jahrb. f. philos. und speculat. Theologie, Bd. XIII, XIV, aufmerksam gemacht. Wollen wir nur die letzten drei Jahre berücksichtigen, so zeigt sich uns eine vielseitige Bearbeitung der Thomistischen Philosophie. Geyser erörtert im Philosoph. Jahrbuche (XII 2, 1899) die Frage, wie Th. v. A. unsere Wahrnehmungen der Außenwelt erklärt, während Tessen-Wesiersky im Jahrb. f. philos. und specul. Theol. (Ergänzungsheft 5, 1899) „Die Grundlagen des Wunderbegriffes nach Th. v. A.“ und „Thomistische Gedanken über das Militär“ (ebenda, Bd. XIV, 2) bespricht. Dieser Anregung, Thomistische Philosophie auf neuere Verhältnisse anzuwenden, folgten Grabmann in der Abhandlung: „Streiflichter über Ziel und Wege des Studiums der Thomistischen Philosophie mit besonderer Bezugnahme auf moderne Probleme“ (l. c.), Walter in dem sehr lesenswerten Buche „Das Eigenthum nach der Lehre des hl. Thomas von Aquino und der Socialismus“ (Herder, Freiburg 1898), F. Schaub, „Die Eigentumslehre nach Th. v. A. und dem modernen Socialismus“ (Freiburg, Herder 1898) und der Prager Kirchenrechtslehrer K. Hilgenreiner in „Die Erwerbsarbeit in den Werken des hl. Thomas von Aquino“ (Katholik, 81. Jahrg. 1901), während der Jesuitenorden die „Philosophia Lacensis sive Series institutionum Philosophiae Scholasticae“ in 11 Bänden (1893—1900, Freiburg) herausgab. Nach solchen Publicationen ist es nicht zu wundern, wenn L. Fischer ein Buch unter dem Titel „Der Triumph der christlichen

Philosophie" (Mainz 1900) erscheinen ließ. Offenbar war es diesen vielseitigen Anregungen zuzuschreiben, wenn Z. im vorliegenden Programme ein Fragment des Kirchenlehrers „De substantiis separatis" im Auszuge wiedergibt. Nachdem Thomas die verschiedenen Ansichten der Philosophen — er beschäftigt sich speciell mit Plato, Aristoteles, Avicebron, Avicenna, Origenes und den Manichäern — über den Ursprung und das Wesen der rein geistigen Naturen auseinandergesetzt hat, kommt er im weiteren Verlaufe zur Darlegung der christlichen Lehre über die Engel. Uns interessiert am meisten das Verhältnis der Thomistischen Lehre zur Ideenlehre Platos, der Z. den Abschnitt B (S. 41—43) widmet. Vielleicht hätte hier Z. einiges aus den neueren Werken über Plato verwerten können. Wir wollen hier nur verweisen auf Hartmanns Gesch. d. Metaphysik (1899), Bender, Mythologie und Metaphysik (Stuttgart 1899), Windelband, Plato (Stuttgart 1900) und Rolfes, Neue Untersuchungen über die platonischen Ideen (Phil. Jahrbuch XIII, 3., 4. Heft 1900). — Z. benützte für seine Arbeit die Pariser Ausgabe der Thomistischen Werke vom Jahre 1660, wahrscheinlich weil ihm andere Ausgaben nicht zur Verfügung standen; aber die neueren Ausgaben hätten wenigstens in der Anmerkung erwähnt werden sollen, um den technischen Anforderungen der Wissenschaft gerecht zu werden. So ließ Fiaccordi in Parma von 1853—1872, Leo XIII. seit 1882 in Rom sämmtliche Werke unter der Oberleitung des Cardinals Zigliari erscheinen, neben welchen die Pariser Edition in 34 Bänden zu nennen wäre, welche Fretté et Maré 1871—80 besorgten. — Immerhin ist es sehr erfreulich, wenn auch kath. Religionslehrer aus dem Säcularclerus anfangen, außer ihren Obliegenheiten an Mittelschulen sich wissenschaftlich zu bethätigen.

Mies. Dr. G. Juritsch.

---

16. Hirsch, Prof. Josef, Der Aufstand Wolfgang Holzers in Wien 1463. Studie. Progr. der Landesoberrealschule in Prossnitz 1901. 8°, 30 SS.

In dem Streite Kaiser Friedrichs III. mit seinem Bruder Herzog Albrecht VI., dem Gründer der Universität Freiburg in Breisgau, um die Mitherrschaft in Österreich spielt der Bürgermeister Wiens zu jener Zeit, Wolfgang Holzer, keine unwesentliche Rolle. Schon seine Erhebung auf diesen Posten nach der Absetzung des kaiserlichen Stadtoberhauptes im Jahre 1462 lässt seine Stellung als eines Führers der ständischen und hauptstädtischen Opposition und Anhängers des Herzogs erkennen, wie er auch bei der Belagerung des Kaisers in der Wiener Hofburg am Ende des letztgenannten Jahres die Seele der Erhebung war. Von da ab ändert aber Holzer seine Haltung. Er conspiriert nun zugunsten des Kaisers gegen den Herzog, unternimmt den Aufstand vom Jahre 1463, welcher scheitert und seinem Urheber das Leben durch Henkers Hand kostet. Das Ende dieses ehrgeizigen und habsüchtigen Mannes erregt wohl nicht unser Mitgefühl wie das seines Amtsvorgängers Konrad Vorlauf im Jahre 1408, doch ist gerade diese Episode der inneren österreichischen Geschichte und der Wiens wegen ihrer Quellen, welche der Autor auf S. 3—7 seiner Arbeit zusammengestellt hat und charakterisiert, von größerer Bedeutung. Zunächst ist es „Das Buch von den Wienern" des Meistersängers Michael Beheim, eines Augenzeugen von Ereignissen dieser Zeit und Anhängers der kaiserlichen Partei, das in local- und culturhistorischer Hinsicht unser besonderes Interesse erregt. Daneben existieren andere zeitgenössische, theils in deutscher, theils in lateinischer Sprache abgefasste Quellenschriften, Geschichtsmaterialien und Urkunden, von denen der Verf. im Auszug eine Probe in der Beilage auf S. 30

bringt. Aus allgemeineren Gründen wollen wir nur noch die historischen Quellen des Wiener Universitätsprofessors aus jener Zeit, Thomas Ebendorfers aus Haselbach, dem die österreichische Geschichte überhaupt manche Erweiterung verdankt, und die des Äneas Sylvius Piccolomini, Geheimschreibers Kaiser Friedrichs III., und späteren Papstes Pius II., sowie seines Fortsetzers nennen. Hiemit stehen wir aber auch bereits auf dem Boden des Humanismus, der, wie sonst der Wissenschaft und Kunst, der Geschichtschreibung neue Bahnen eröffnet hat.

Der Autor hat, wie bereits theilweise erwähnt wurde, in dem Abschnitte „I. Übersicht der benützten Quellen" die letzteren mit großer Sachkenntnis und Sorgfalt zusammengestellt und charakterisiert, wie denn auch in der Erzählung vom Verlaufe des Gegenstandes der Darstellung im Abschnitt „II. Der Aufstand Wolfgang Holzers" durchgängig die Quellen und die einschlägige Literatur, welche kritisch geprüft werden, herangezogen sind. Die Arbeit verdient wegen ihrer Gründlichkeit alles Lob. Im einzelnen hätten wir nur gewünscht, dass auf S. 11 nach der eingeschalteten Erzählung der früheren Ereignisse bei der Wiederaufnahme derer nach dem 12. August 1462 das letztere Jahr der Deutlichkeit halber hinzugefügt worden wäre. Weiter ist auf S. 18 nach der Stelle „bei 80 Personen viele mit usw." Endung und Unterscheidungszeichen, wohl durch Druckversehen, ausgefallen, wie denn auch in der einschlägigen Anmerkung die Zahl 11 das zweitemal statt der früher in den Anmerkungen fehlenden Zahl 10 begegnet.

Bielitz. S. Gorge.

---

17. Karl Scheiter, Die Bedeutung Böhmens und Mährens in der Kriegsgeschichte infolge ihrer geographischen Lage und Beschaffenheit. Progr. der Kaiser Franz Joseph-Staatsrealschule in Plan 1901. 8°. 45 SS.

Der Titel würde eine überwiegend oder mindestens großentheils historische Arbeit vermuthen lassen, deren Aufgabe es wäre, bei einzelnen, u. z. bestimmten Kriegen darzuthun, wie in denselben die böhmisch-mährische Ländergruppe infolge ihrer geographischen Verhältnisse eine hervorragende oder entscheidende Rolle gespielt hat. In Wirklichkeit ist jedoch die Arbeit vorherrschend geographisch und sucht zu zeigen, welche geographischen Verhältnisse dieser Ländergruppe und inwiefern dieselben eine militärisch-strategische Bedeutung besitzen.

An mehreren Stellen wäre größere Kürze zweckmäßiger gewesen, da sie eine straffere Führung der Gedanken und eine bessere Übersichtlichkeit der Ausführungen ermöglicht hätte. Die letztere leidet auch durch eine fehlerhafte Disposition, indem sich beispielsweise die einzelnen coordinierten Abschnitte des zweiten Haupttheiles inhaltlich großentheils decken oder wenigstens nicht ausschließen, wie aus den Überschriften dieser Abschnitte ersichtlich ist: 1. Die geographische Lage des Gebietes und seine daraus folgende strategische Bedeutung. 2. Die geographische Beschaffenheit Böhmens und Mährens und die daraus folgende strategische Bedeutung. 2a. Die geographische Umgrenzung, die Pässe und ihre militärische Bedeutung usw.

Bei den Ausführungen des ersten Haupttheiles über das Verhältnis von Terrain und Krieg ist die Terrainbeschaffenheit als Ursache der Entstehung von Kriegen doch etwas überschätzt. Im zweiten Haupttheile finden sich die mannigfachsten Vergleiche der besprochenen Ländergruppe mit Rücksicht auf Ausdehnung, Grenzverlauf, Oro- und Hydrographie, Nationalitäten u. a. Manches davon ist zu weit hergeholt und für das Thema auch durchaus belanglos, so wenn eine Größenvergleichung

Böhmens und Mährens mit Europa, mit dem ganzen Festlandareal, ja sogar mit der Gesammtoberfläche der Erde eingehend durchgeführt wird (S. 11—15). Bei diesem Strebem, alles zum Vergleiche heranzuziehen, unterläuft auch dem Verf. S. 15 die auffällig unrichtige Angabe, dass in Böhmen und Mähren die deutsche Bevölkerung zu der tschechisch-mährischen ungefähr in gleichem Zahlenverhältnisse stehe wie das Germanenthum zum Slaventhum in Europa.

Anerkennung verdient der Fleiß bei der Zusammentragung des Materials für die in mancher Hinsicht freilich nicht gut gelungene Arbeit.

Wien. Dr. K. Woynar.

---

18. Wentzel Josef, Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte des Thales der Neumarktler Feistritz. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Laibach 1901. 12 SS.

Die Oberkrainer Ebene ist in ihrem nordwestlichen Theile ein in geologischer Hinsicht interessantes Gebiet. Lässt man den Blick oberflächlich über dasselbe hinschweifen, so bekommt man den Eindruck, es sei eine Ebene wie so viele andere. Durchwandert man sie, so findet man, dass sie sich aus Tafelflächen zusammensetze, die terrassenförmig oder senkrecht zu größeren oder kleineren Thälern abfallen, um jenseits wieder ihre Fortsetzung zu finden. Eine Sehenswürdigkeit sind die Flüsse; über die Ebene hinschreitend steht man plötzlich am Rande eigenartiger Schluchten mit oft über 30 *m* hohen, senkrechten Wänden, in deren Tiefe das Wasser rauscht.

Der Durchforschung eines Theiles dieses Gebietes ist obige Abhandlung gewidmet; sie beruht auf fleißiger Benützung der einschlägigen Literatur, namentlich aber naturgemäß auf unmittelbarem Studium an Ort und Stelle. Verf. gibt zunächst eine kurze äußere Beschreibung des von ihm zu behandelnden Gebietes und weist hiebei auf die charakteristischen, an den Gehängen zutage tretenden, fest conglutinierten obermiocänen Conglomeratbildungen und auf die für den Geologen bedeutsamen Schotterterrassen hin. Auf den Gegenstand übergehend, hebt er die specielle Eigenthümlichkeit hervor, dass das von Neumarktl gegen Krainburg sich erstreckende Naklaserthal (benannt nach dem Dorfe Naklas) bei Sterschen ($^1/_4$ Stunde ober Krainburg) in das Savethal mündet, während der Fluss Feistritz, in die Sohle des Naklaserthales mit einem schmäleren Thale eingesenkt, bis zur Mitte dieses Thales die Richtung desselben einhält, dann aber in einem Bogen dieselbe verlässt und sich bei Podnart mit der Save vereinigt, offenbar die miocäne Tafelfläche zwischen dem Naklaser- und Savethal durchbrechend; es habe somit eine Ablenkung der Feistritz stattgefunden, die ursprünglich ihren Weg durch das Naklaserthal genommen und bei Sterschen in die Save gemündet habe (S. 10). — Der Verf. unternimmt es, diese Ablenkung und den hiemit verbundenen Durchbruch der Feistritz zu erklären. Bei der Ermittlung der geologischen Geschichte des behandelten Gebietes fallen Streiflichter auch auf die der Umgebung, so des Kankerthales und des Veldessees. — Die erwähnte Erklärung wird in ihrem Kernpunkte auf S. 10 ansprechend durch die Annahme einer Verschiebung der unterirdischen Wasserscheide zwischen zwei hypothetischen, vom Grundwasser gespeisten Bächen in der Richtung gegen die Save zu, gegeben.

Die verdienstliche Arbeit legt uns den Wunsch nahe, es möge Verf. seine Studien auf weitere Gebiete ausdehnen, wobei es uns auch angenehm wäre, wenn er dem interessanten Stoff eine etwas weniger knappe Form gäbe. — Der Abhandlung sind zwei geologische Skizzen und drei sonstige schematische Darstellungen zur Erläuterung des Textes beigegeben.

Krainburg. Dr. Jos. Tominšek.

---

19. Gasperini R., Notizie sulla fauna imenotterologa dalmata. IV. Progr. der Realschule in Spalato 1901. 20 SS.

Vorliegender Beitrag zur Hautflügler-Fauna Dalmatiens ist eine Ergänzung zu weiteren drei Verzeichnissen, welche Verfasser im „Annuario dalmatico" bereits 1886—89 publiciert hatte. Hier werden die *Hymenoptera symphyta* Gerst. gebracht, mit kurzen Standortsangaben, meistens aus Spalato oder von der Insel Lesina stammend: wenige sind aus Ragusa. Es sind 61 Arten, wodurch die Zahl der für Dalmatien bisher bekannt gewordenen Hymenopteren sich auf 272 beläuft; von diesen sind 173 Arten für die Fauna Dalmatiens neu, und im Verzeichnisse auch durch ein vorgesetztes * hervorgehoben. Von den letzteren sind nachstehende 4 Arten für die Wissenschaft neu, nämlich: *Amblyteles platynotus, Lissonota erythromelas, Limneria orbitalis* und *L. clitellaris*.

Wichtig ist die bibliographische Anführung von nicht weniger als 28 verschiedenen Schriften und Werken, welche innerhalb der letzten 12 Jahre erschienen sind und auf die Fauna Dalmatiens, die Hautflügler betreffend, Bezug haben.

Von der *Macrophya dalmatina* Gasp., Weibchen, ist eine ausführliche lateinische Diagnose gegeben.

Triest. R. Solla.

---

20. Neuwirth Vincenz, Die wichtigsten Mineralvorkommen im Gebiete des hohen Gesenkes. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Göding 1900. 53 SS.

Das hohe Gesenke, der höchste Theil der mährisch-schlesischen Sudeten, ist in der Fachliteratur wohlbekannt als die Fundstätte vieler interessanter Mineralien. Der Verf. hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, die an allen wichtigeren Fundorten vorkommenden Mineralarten genau und wissenschaftlich zu beschreiben. Dabei wurde nicht nur die einschlägige Literatur gewissenhaft benützt, sondern auch zahlreiche eigene Beobachtungen und Aufsammlungen wurden gründlich verwertet. An eine kurze orographische und petrographische Schilderung des altkrystallinischen Altvater-Hauptkammes und dessen nächster Umgebung schließt sich die nach den Fundorten geordnete Beschreibung der Mineralien an. Es sind dabei auch manche neue, interessante Vorkommnisse zu verzeichnen, so namentlich die Auffindung von Apophyllitkrystallen in der Umgebung von Wermsdorf bei Zöptau, ein Mineral, welches bisher im Gebiete des hohen Gesenkes nicht bekannt war. Drei Tafeln mit Krystallzeichnungen sind der Arbeit beigegeben, die jedenfalls ein schätzenswerter Beitrag zur Naturkunde jenes Gebietes genannt zu werden verdient.

21. Heilsberg, Prof. Alois, Ein Lehrplan für die Mineralogie im Obergymnasium. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums im XIX. Bezirke von Wien 1900. 24 SS.

Die vorliegende Abhandlung kann als das didaktische Glaubensbekenntnis eines für sein Fach begeisterten Lehrers bezeichnet werden. Anknüpfend an die Minist.-Verordnung vom 16. Juni 1899, nach welcher für den naturgeschichtlichen Unterricht in der V. Classe drei Stunden wöchentlich verwendet werden können, und unter Berücksichtigung der einschlägigen neuen Instructionen entwickelt der Verf. seine Ideen über

einen Lehrgang der Mineralogie und Geologie, von dem er sich eine bessere Verwertung des wissenschaftlichen Stoffes und die Erzielung günstigerer Unterrichtserfolge sowohl in sachlicher als formaler Hinsicht erhofft. Eine Discussion der vorgetragenen Anschauungen würde den Rahmen dieses Referates weit übersteigen und scheint auch kaum nothwendig, da die wesentlichsten derselben ohnehin jedem modern gebildeten und einigermaßen erfahrenen Lehrer geläufig sind; Sätze, wie: Der Unterricht knüpfe immer an die Anschauung an, er schreite vom Einfachen zum Zusammengesetzten vor, er beachte immer den Zusammenhang der Dinge und bediene sich der fragend-entwickelnden Lehrform, gehören ja, so zu sagen, zum eisernen Bestand der modernen naturwissenschaftlichen Didaktik. Der Ref. kann sich daher auf weniges beschränken.

Der in sieben Abtheilungen mit fixen Stundenzahlen gegliederte Lehrplan charakterisiert sich durch die möglichste Beschränkung des krystallographischen Theiles und weitgehende Begünstigung des chemischen Theiles der Mineralogie. Dabei wird die Bildung und Veränderung der Mineralien und Gesteine von dem beschreibenden Theile des Unterrichtsganges gänzlich abgetrennt und selbständigen Abtheilungen zugewiesen. Das vom Verf. vorgeschlagene Mineralsystem ist ausschließlich nach didaktischen Gesichtspunkten zurechtgeschnitten und feiern in demselben die „Steine" als Mineralclasse ihre Auferstehung. Wenn es dem Ref. gestattet ist, seine rein persönliche Meinung zum Ausdruck zu bringen, so scheint es ihm, dass der geschätzte College hinsichtlich des Ausreichens der zur Verfügung stehenden Zeit, sowie hinsichtlich der Vorkenntnisse der Schüler von Voraussetzungen ausgeht, die nur äußerst selten in der Praxis zutreffen. Sodann will es dem Ref. bedünken, dass der Verf. dem chemischen Theile des Gegenstandes einen viel zu breiten Raum zuweist. Dem chemischen Experimente wohnt — wie der Verf. selbst zugibt — lange nicht jener Grad von Anschaulichkeit und jene augenblickliche, schlagende Beweiskraft inne, wie den physikalischen Versuchen und Vorgängen; stets bedarf es noch eingehender theoretischer Erwägungen und Erklärungen, um ein Verständnis zu erzielen, und schließlich müssten die Schüler doch eine ganze Menge von Thatsachen aus der Mineralgenese auf Treu und Glauben hinnehmen. Es genügt vollkommen, wenn dem Schüler begreiflich gemacht wird, dass auch der Stein in seiner Hand nichts Ursprüngliches und nichts Bleibendes ist, dass die gesammte anorganische Welt in einer beständigen mechanischen und chemischen Umbildung begriffen ist; dazu aber reichen einige einfache Demonstrationen und Hinweise auf gewisse allverbreitete Naturerscheinungen aus. Ein tieferes Verständnis für das so schwierige und noch lange nicht ausgebaute Capitel von der Mineralgenese kann im Gymnasium überhaupt nicht erzielt werden.

Hinsichtlich der Vorschläge des Verf.s zur Einführung einer Art „Experimental-Geologie", glaubt der Ref., dass man nicht vorsichtig genug sein kann in der Beurtheilung der Beweiskraft solcher Versuche für die gewaltigen Erscheinungen in der Natur. Mit einem Glas Wasser, etwas Sand und Lehm die ganze große Reihe der geologischen Wirkungen des Wassers veranschaulichen zu wollen, oder aus erkaltendem Stärkekleister die Säulenabsonderung des Basaltes begreiflich zu machen, erscheint doch etwas gewagt. Der Ref. ist überhaupt kein Freund des Zerpflückens einer Wissenschaft zu didaktischen Zwecken. Wenn man dem klaren, streng logischen Aufbau der Wissenschaft folgt, so findet sich für den gewandten Lehrer Gelegenheit genug, seine Lehrgeschicklichkeit zu zeigen, und dabei ist die Klarheit der besprochenen Begriffe, die Einheitlichkeit und Solidität des Wissens am sichersten zu erreichen.

Immerhin finden sich in der besprochenen Arbeit einige interessante und beherzigenswerte Anregungen, die der Beachtung der Herren Fachcollegen empfohlen sein mögen.

Wien. Dr. Franz Noë.

---

22. Nosek Ant., Přehled štírkův a jich rozšíření zeměpisné (Übersicht der Pseudoscorpione und ihre geographische Verbreitung). Progr. des k. k. Gymn. in Časlau 1901. 8°. 26 SS.

In kurzer Einleitung gibt der Verf. den Zweck seiner Arbeit an: er will die Aufmerksamkeit der Naturfreunde auf die Gruppe der Pseudoscorpione lenken. Es erhellt auch aus dieser seiner Abhandlung, dass zwar viele Species dieser Gliederthiere beschrieben worden sind, dass aber ihre Anatomie bisher vernachlässigt wurde; es gilt vor allem von den Verdauungs- und Reproductionsorganen, welche nach der Meinung des Verf.s am wenigsten adaptiven Veränderungen unterworfen sind (von den Verdauungsorganen gilt das meiner Ansicht nach viel weniger, als von den Genitalien). Im ersten, historisch-systematischen Theile zeigt der Verf. die Entwicklung der Systematik der Pseudoscorpione von den ältesten bis auf unsere Zeiten; im zweiten, anatomitschen Theile beschreibt er eingehend die Organisation dieser Thiere, im embryologischen Capitel ihre Entwicklung, wobei auch ihr Alter und ihre Stellung in der Systematik besprochen werden. Nach einer kurzen Schilderung der Lebensweise folgt das Verzeichnis der Literatur. Schade, dass der Verf. in allgemeinen Theilen seiner Abhandlung (über Anatomie, Biologie u. A.) nicht angegeben hat, was sein geistiges Eigenthum ist; er sagt zwar gleich am Anfange, dass er hier keine neuen Ergebnisse eigenen Studiums veröffentlicht, aber ich glaube, dass in der Abhandlung doch hie und da etwas Neues, von Nosek herrührendes angeführt wird. Auch wäre es wünschenswert, wenn in solchen anatomischen und ähnlichen Partien einige der nöthigsten Abbildungen nicht fehlten — es wäre insbesondere ein gutes Hilfsmittel für diesen oder jenen Schüler, der sich für diese Gruppe interessiert.

Das 6. Capitel enthält die Übersicht der geographischen Verbreitung der Pseudoscorpione nach einzelnen Ländern Europas und anderer Welttheile. Die Übersicht ist so eingerichtet, dass unter dem Namen des Landes die Namen der Gattungen, die Zahl der Arten jeder Gattung, dann die Zahl aller Gattungen und Arten, und endlich die Namen der Species angeführt werden. Aus Österreich-Ungarn (sammt Bosnien und Herzegowinia) werden da 38 Gattungen mit 135 Arten genannt, aus Böhmen z. B. 4 Gattungen mit 16 Arten, aus Tirol 4 Gattungen mit 20 Arten, aus Dalmatien 5 Gattungen mit 17 Arten u. s. f., aber aus Oberösterreich nur eine einzige Species, aus Niederösterreich 1 Gattung mit 12 Arten — man sieht daraus, dass in solchen Kronländern das Studium dieser interessanten Gliederthiere bisher keinen Vertreter und Förderer gefunden hat. Den Schluss der Abhandlung bildet das Verzeichnis unterirdischer Formen der Pseudoscorpione (darunter 1 Species aus der Adelsberger Grotte, 1 aus Ungarn).

Prag. Dr. Franz Bayer.

---

23. Über Sehen und Zeichnen. Von Adolf von Roth. Progr. der Landesoberrealschule in Göding 1901. 9 SS.

Ein kurzer aber sehr anregender Aufsatz, der in richtiger Weise die Wichtigkeit des Zeichenunterrichtes an der Mittelschule betont. Der Verf. hält sich von jeder Übertreibung fern. Der Tenor des Ganzen ist: Praktische Übung, und wäre es auch die des Liebhabers, befähigt den Gebildeten zu richtigerer Beurtheilung der Werke der bildenden Künste.

24. **Das Wirken des Malers Martin Knoller für das ehemalige Augustiner-Chorherrenstift Gries bei Bozen.** Von Prof. Dr. Siegfried Christian (Anhang und Schluss). Progr. des k. k. Stiftsgymnasiums in St. Paul 1901. 24 SS.

Verf. hat sich der auch von uns seinerzeit als erwünscht bezeichneten Arbeit unterzogen, eine Anzahl Briefe und Actenstücke aus dem Verkehre Knollers mit Gries zu veröffentlichen. Damit hat die interessante und für die österreichische Kunstgeschichte wertvolle Publication Christians erst den würdigen Schluss erhalten. Briefe und Acten bilden ein originelles Stück Zeitgeschichte vom Ende des XVIII. Jahrhunderts. Orthographie und Form der Briefe und Acten ist nach Versicherung des Autors streng gewahrt.

Troppau. Rudolf Böck.

Entgegnung.

Herr Dr. Rudolf Beer hat im 52. Jahrgang dieser Zeitschrift (1901, S. 1091 ff.) meine „Italienische Literaturgeschichte" (Sammlung Göschen) einer Besprechung unterzogen, die mir eine Reihe dankenswerter Berichtigungen gebracht hat. Überall aber, wo er mir „ungenügende Erfassung der Continuität literarhistorischer Entwicklung" nachzuweisen versucht, muss ich entschiedensten Einspruch erheben.

Wenn Männer wie Vico, Muratori, Mazzuchelli und — was der Herr Referent versäumte zu erwähnen — sogar Galilei und Giordano Bruno bei mir in der Periode des Verfalls figurieren, so hat das seinen guten Grund darin, dass ich eine Literaturgeschichte, keine Wissenschaftsgeschichte schreiben wollte. Auf die Thatsache, dass mit dem Verfall der Literatur ein Aufschwung der Wissenschaft Hand in Hand geht, habe ich mehrfach aufmerksam gemacht. Herr Beer belehrt, dass wir zu Vico, Muratori und Mazzuchelli „doch heute noch mit Ehrfurcht und Bewunderung aufschauen". Er konnte ähnliche Bemerkungen in dem betreffenden Paragraphen meines Büchleins selbst entdecken. — Dass ich Metastasio und Goldoni einem Polizian und Guicciardini gegenüber zu kurz kommen lasse, wäre mit Recht zu tadeln, wenn dieses Missverhältnis als vereinzelte Erscheinung in meiner Darstellung dastände. Dem unterrichteten Leser aber dürfte es kaum entgehen, dass ich durchweg die Zeit der Vorrenaissance und Renaissance als die für Nichtitaliener weitaus wichtigere, den neueren Epochen gegenüber stark bevorzugt habe. Da die Bestimmungen der Göschensammlung ein Vorwort nicht zulassen, konnte ich diese, wenn man will, tendenziöse Anlage meiner Literaturgeschichte nicht ausdrücklich rechtfertigen. Nachdem aber Herr Beer meine Disposition „im ganzen und großen" gut geheißen hatte, durfte er consequenterweise den einzelnen Fall nicht mehr tadeln. — „Bei welchen Anlässen" zur ersten schriftlichen Aufzeichnung in der italienischen Vulgärsprache gegriffen wurde, habe ich S. 14, Z. 7 ff. ausdrücklich erwähnt. — Dass Nordfrankreich nicht schlechthin „die Heimat der lehrhaft allegorischen Poesie" genannt werden darf, gebe ich zu und erkenne die diesbezüglichen Ausstellungen in ihrem vollen Umfange an; — den Plan der „göttlichen Komödie" aber werde ich wohl mein Leben lang für „einen höchst einfachen" und in seinen Grundzügen wunderbar klaren betrachten. Auch die Charakterisierung Dantes als des „großen Dichters malgré lui" muss ich aufrecht halten. Es ist misslich, wenn von der Kritik einzelne Ausdrücke aus der Darstellung herausgerissen und in ihrer wehrlosen Isolierung gebrandmarkt werden. Ich habe in der Fußnote S. 35 den Gewährsmann für meine ganze ästhetische Beurtheilung der „göttlichen Komödie" genannt. Es ist kein geringerer als

Francesco de Sanctis. Wenn trotzdem der Kritiker mich einem Vergleich mit A. W. von Schlegel aussetzt, um meine Auffassung als eine selbstausgeheckte, thörichte Caprice oder etwas Ähnliches erscheinen zu lassen, so verkannte er meinen Gedankengang. Der Ausdruck „Dichter malgré lui“ mag zunächst stutzig machen und wäre schlimmsten Falles nur aus diesem Grunde zu beanstanden, es scheint mir aber doch aus dem Zusammenhang hervorzugehen, dass ich damit den Zwiespalt von schöpferischer Phantasie und abstrahierender Reflexion, von Künstlergenius und Kunsttheorie am Schlusse längerer Ausführungen auf eine Formel bringen wollte. Wenn Herr Beer diesen Zwiespalt leugnet, so muss ich ihn immer wieder auf De Sanctis verweisen und auf meine eigene Studie über „Poetische Theorien in der italien. Frührenaissance“, Berlin 1900. — Als „entschieden irrig und .... verhängnisvoll“ erscheint dem Referenten meine Behauptung, dass „erst seit dem Auftreten des Humanismus von einer italienischen Nationalliteratur gesprochen werden“ kann. Hätte er doch auch hier den ganzen Abschnitt und nicht den einzelnen Satz in Erwägung ziehen mögen! Eine Nationalliteratur kann, nach meinen Begriffen, nicht durch drei große Dichter wie Dante, Petrarca und Boccaccio constituiert werden und selbst durch die epigonenhaften Nachahmer dieser drei noch nicht, sondern erst durch eine große gemeinsame Bewegung, die nach allen Enden des Landes getragen wird, eine einheitliche Kunstsprache redet und einen gemeinsamen geistigen Stempel trägt. Erst durch die Humanisten wurden die nördlichen und südlichen Provinzen auf eine gleiche literarische Stufe mit Mittelitalien erhoben. Ich habe diesen Gedankengang auf S. 88 meines Büchleins noch einmal aufgenommen und, wie ich hoffte, einwandsfrei entwickelt. Dass der Humanismus die italienische Literatur „entnationalisiert“ habe, wie B. bemerkt, ist nicht richtig; er hat umgekehrt die europäische Literatur italianisiert; und auch diesen Gedanken habe ich auf S. 62 ausgesprochen in den Worten: „Ja sogar die ersten Ansätze zu einer modernen Weltliteratur gehen auf die italienischen Humanisten zurück“.

Auf kleinere formelle Ausstellungen hätte ich noch Einiges zu erwidern, in der Hauptsache muss ich aber gerade für diese Seite der Kritik besonders dankbar sein, und die wohlwollende Art, mit der ich auf eine Reihe von Nachlässigkeiten aufmerksam gemacht werde, kann meinerseits nur mit Anerkennung entgegengenommen werden.

Heidelberg. Dr. Karl Vossler.

Erwiderung.

Ich halte meine Bemerkungen über Vosslers Buch, auch jene, deren Richtigkeit von dem Verfasser nicht unbedingt zugegeben werden, vollständig aufrecht, und zwar in dem Zusammenhange und in der Form, wie sie in meiner Recension erscheinen. Es freut mich übrigens, dass eine sachliche Besprechung auch eine sachliche Antikritik erfuhr, und ich betrachte darum Vosslers Entgegnung nach dieser Seite hin als nachahmenswertes Beispiel.

Bologna. Rudolf Beer.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Bemerkungen über unsere Schulausgaben Homers.

Was ich im Folgenden darlegen will, hatte ich schon lange auf dem Herzen auszusprechen, indem sich mir immer wieder bei der Lectüre der Homerischen Gedichte an der Hand unserer gekürzten Schultexte — ich habe da aber, wie sich auch aus den folgenden Ausführungen ergeben wird, in erster Linie die verbreitetste der Schulausgaben Homers, die von A. Th. Christ, im Sinne — gewisse Beobachtungen über deren Mängel und Unzulänglichkeit förmlich aufdrängten. Ich bin überzeugt, dabei im Sinne vieler Fachgenossen zu sprechen, wenn ich diese Mängel hier ganz offen zur Sprache bringe. Auch die neueste Auflage der Christ'schen Schulausgabe des Homer ist ein in allem Wesentlichen so gut wie völlig unveränderter Abdruck der früheren, gerade als ob sie der bessernden Hand nicht mehr bedürftig wäre. Dagegen aber muss entschieden Verwahrung eingelegt werden; sonst könnte es in der That scheinen, als ob die Lehrer des Griechischen, welche das Buch in der Schule benützen, mit dessen Anlage und Eigenart vollkommen einverstanden seien, während dies in manchen wesentlichen Punkten keineswegs der Fall ist. Ich hatte mir auch zahlreiche Belege gesammelt, um die Mangelhaftigkeit der Ausgabe im Hinblick darauf zu erweisen, dass die Schüler manche nicht unwichtigen Homer-Citate, die ihnen im Verlaufe der classischen Lectüre im Gymnasium begegnen, in ihrem decurtierten Homertexte nicht nachschlagen können, und zwar gerade besonders bei Christ, während andere Herausgeber in dieser Beziehung doch etwas vorsichtiger zuwerke gehen. So hatte ich es auch immer als recht verdrießlich und störend empfunden, dass man bei der Lectüre von Platons Apologie 28 D *ἵνα μὴ ἐνθάδε μένω καταγέλαστος παρὰ νηυσὶ κορωνίσιν ἄχθος ἀρούρης* nicht in der Lage ist, bei Christ auf die Originalstelle Hom. Il. XVIII 104 hinzuweisen, wo auch, abweichend vom Platotexte, jenes *πολυθρύλητον* sich findet '*ἐτώσιον ἄχθος ἀρούρης*'. Auf derartige

Dinge aber Bedacht zu nehmen, ist doch sicherlich Pflicht desjenigen, der eine Schulausgabe des Homer veranstaltet. Allein diese und ähnliche Mängel der Ausgabe hat bereits, wie ich hinterher fand, Director L. Eysert in einem gründlichen und sehr lesenswerten Aufsatze zusammengestellt in diesen Blättern 1897, S. 267—275. Eine Wirkung seiner sehr begründeten Ausstellungen ist bis jetzt freilich bedauerlicherweise ausgeblieben, so sehr auch dieselben Berücksichtigung verdient hätten. Und so habe denn auch ich wohl allen Grund anzunehmen, dass auch meine lang zurückgehaltenen Bemerkungen, die ich mir hiemit den Lesern dieser Zeitschrift vorzulegen gestatte, kaum den erstrebten Zweck erreichen werden; dennoch soll es ausgesprochen werden, damit nicht allgemeines Stillschweigen als allgemeine Zustimmung zu dem Verfahren des Herausgebers gedeutet werde. — Indem ich nun an die Besprechung desjenigen herantrete, was mir an der Ausgabe Christs im Interesse der Schule einer Änderung bedürftig erscheint, fordert meines Erachtens vor allem die 'Einleitung', und zwar besonders jene zur Odyssee die Kritik gar sehr heraus. Diese 'Einleitung' behandelt nämlich in ziemlich breitspuriger Weise (von S. VII bis S. XXIX) einen großen Theil jenes Complexes von Fragen, den man als die Homerische Frage bezeichnet. Ob derartige verwickelte Probleme der literarischen Forschung überhaupt in die Schule gehören, ist doch recht zweifelhaft. Viele einsichtige Pädagogen bestreiten es auf das entschiedenste, und auch unsere Instructionen haben offenbar nur eine ganz maßvolle Heranziehung dieser Fragen für die Zwecke der Schule im Sinne. Mit vollem Rechte, wie mich dünkt. Denn nur sichere Resultate der wissenschaftlichen Forschung gehören in die Schule; strittige Dinge aber sind aus sehr vielen Gründen von der Schule fernzuhalten. Nun wird ja niemand leugnen wollen, dass man bezüglich gar mancher Punkte der sogenannten Homerischen Frage bereits zu einem ziemlich feststehenden Urtheile gelangt ist. Aber dennoch unterliegt das Verfahren, das Christ in jener 'Einleitung' sowohl als auch in der Inhaltsangabe zur Ilias und Odyssee mit Bezug auf diese Frage einschlägt, mancherlei gerechtfertigten Bedenken. Mir schiene es überhaupt am gerathensten, die Behandlung dieser Dinge ganz dem Takte des Lehrers zu überlassen, der selbst natürlich über den ganzen Fragencomplex wohl informiert sein muss und im Bedarfsfalle, das heißt an wirklich wichtigen Stellen, wo es unausweichlich erscheint, die Jugend nicht achtlos daran vorübergehen lassen und unter voller Wahrung des selbstthätigen Denkens der Schüler ihnen den Blick eröffnen wird für manche Unebenheiten der Darstellung und für das, was man Fugen der Composition nennt. Aber der Jugend so, wie dies nicht selten bei Christ geschieht, fertige und vielfach ganz entschieden absprechende Urtheile über die Dichtung vorzutragen, das ist meines Erachtens von Übel. Ja wer so vorgeht, schafft den Zwecken des

Unterrichtes nicht nur keinen Nutzen, sondern schädigt dieselben. Denn es erfährt vor allem hiedurch die Selbständigkeit der Jugend im Denken eine starke Beeinträchtigung, indem das, was die Schüler bei einiger Anleitung durch eigene Geistesarbeit zu finden imstande wären, ihnen gleich als fertiges Resultat mit dem erdrückenden Gewichte des *αὐτὸς ἔφα* präsentiert wird. Vollends aber die Art, wie von Christ an den Homerischen Gedichten, wie sie nun einmal vorliegen, eine oft geradezu herabsetzende Kritik geübt wird, indem recht schroffe und m. E. durchaus nicht immer zurecht bestehende Bemerkungen über den Dichter der betreffenden Partie ausgesprochen werden[1]), oder auch indem ein gewisser spöttisch überlegener Ton der Dichtung gegenüber angeschlagen wird, wie etwa, wenn Einleit. z. Odyss. S. XXVII darüber gespöttelt wird, dass *η* 17—59 wieder Athene selbst überflüssigerweise aus dem Olymp 'herabbemüht' werde, oder endlich wenn — besonders häufig in den Inhaltsangaben — irgend einer Ausstellung, die an der Dichtung gemacht wird, die stumme Beredsamkeit eines beigesetzten Rufzeichens noch einen besonderen Nachdruck verleiht, ganz so wie bisweilen der Lehrer es thut gegenüber einer argen Stümperhaftigkeit des Schülers — eine solche Art der Polemik gegen die Dichtung gehört nach meiner innersten Überzeugung nicht in ein Schulbuch, gehört nicht in die Schule. Denn es ist gewiss zu befürchten, dass sie bei den Schülern nicht die gleiche Wirkung üben werde wie bei dem besonnenen Manne, der erst alles nachprüft und sich von der Richtigkeit eines Urtheils erst zu überzeugen sucht, ehe er daran glaubt, und der auch nicht vorschnell generalisiert; es ist vielmehr sicherlich Gefahr vorhanden, dass derartige Urtheile in den jungen Leuten, in welchen ohnedies der Trieb zu nörgeln und mit schnell fertigem Wort über alles abzusprechen nur allzu rege ist, ein verstärktes Echo finden werden, und dass ihnen so das Herrlichste verkümmert werde, was ihnen das Gymnasium zu bieten vermag, die naive, ungetrübte Freude an den Homerischen Gedichten. Denn wahrlich, wenn man die Wahl hätte, der Jugend den ungetrübten Genuss der Homerischen Gedichte zu erhalten bei mangelhafter Einsicht in die von der Kritik aufgedeckten Unebenheiten und Widersprüche oder ihr die volle Einsicht zu gewähren in die Resultate der wissenschaftlichen Forschung bezüglich des vielfach lockeren Gefüges und der mannigfachen Widersprüche, aber ihr dabei die naive Freude an der Dichtung mit rauher Hand zu zerpflücken, ich glaube, kein wahrer Freund echter Poesie würde sich da lange bedenken, wofür er sich zu entscheiden habe. Es wird aber in der That förmlich

---

[1]) So wird S. XVIII der Einleitung zur Odyssee behauptet, die Stellen in *ρ*, in welchen der Bettler vorgeführt werde, streiften an die Caricatur; ebenda S. XXIV heißt es gar: 'An dieser Stelle hat ein Dichter von besonderem Ungeschick gewirtschaftet'. (!)

die Axt gelegt an den naiven Genuss einer Märchendichtung, wenn man den jugendlichen Leser gar zu sehr anleitet, stets mit grübelndem Verstand und nörgelndem Spürsinn die Dichtung zu prüfen, statt sich dem unverwelklichen Zauber ihrer Schönheit willig gefangen zu geben.

Ich greife als ein Beispiel derartiger Bemerkungen, die ich nicht anders als hämisch nennen kann, durch die nach meinem Empfinden dem jugendlichen Leser die Freude an der Dichtung vergällt wird, zum mindesten aber sein Augenmerk von der Schönheit der Dichtung selbst, in die er sich versenken sollte, auf ziemlich nebensächliche und gleichgiltige Dinge abgelenkt wird — als ein Beispiel eines solchen Verfahrens greife ich eine Stelle heraus aus dem 'Inhalt der Ilias' S. XV, wo es zu Ges. III heißt: 'Diesem (dem Priamos) hat Helena unterdes die hervorragendsten Helden der Achaier, die er — im neunten Jahre des Krieges! — noch nicht zu kennen scheint, gezeigt'. Ich bekenne offen, dass diese Bemerkung, so oft ich sie wahrnahm, mich regelmäßig sehr verdross, weil sie mir für eine Schulausgabe des Homer völlig unpassend erscheint. Ich weiß ja wohl, dass Lachmann in seinen 'Betrachtungen über Homers Ilias' zuerst 'die Unschicklichkeit der Fragen an Helena im 10. Jahre des Krieges' gerügt hat. Aber dieses Bedenken Lachmanns ist, denk' ich, längst mit ausreichenden Gründen widerlegt. Es beruhte sicherlich mehr auf einer gewissen philologischen Spitzfindigkeit als auf gerechter Würdigung der Ökonomie der Ilias und der einmal gegebenen ganzen poetischen Situation. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, dass kaum minder auffällig seien die Fragen des Ödipus nach Laios bei Sophokles, obgleich doch Ödipus damals bereits viele Jahre mit Jokaste vermählt war. Der Dichter hatte nun einmal sein Epos zu Ende des neunten oder zu Beginn des zehnten Kriegsjahres anfangen lassen, wollte sich aber dennoch die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die eigentliche Hauptheldin, die vielbewunderte Helena, in einem so entscheidungsvollen Momente und in einer so charakteristischen Weise dem Hörer vorzuführen und durch ihren Mund einige der Haupthelden der Achäer in treffendster Weise charakterisieren zu lassen. Keiner der naiven Hörer des epischen Dichters nahm wohl an der von Christ in der Einleitung seiner Schulausgabe so sehr gerügten Unwahrscheinlichkeit irgend welchen Anstoß. 'Denn es gehört zu den märchenhaften Zügen des naiven Epos, dass man es nicht mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung eines modern reflectierenden Verstandes heimsuchen darf' (Ameis-Hentze, Anhang zu Homers Ilias S. 184). Würde es wohl nicht, frage ich, jedem verkehrt und lächerlich erscheinen, wenn einer dem Dichter der Odyssee nachrechnen wollte: Penelope müsse nach ihrer zwanzigjährigen Trennung von Odysseus schon eine etwa 40 Jahre alte Matrone sein; es sei daher wenig wahrscheinlich, dass ihre vielgepriesene Schönheit

nicht schon etwas welk geworden sein sollte, sondern immer noch in solch jugendlichem Liebreiz erstrahlte, dass sich zahlreiche junge Freier mit solchem Eifer um sie sollten beworben haben? — So ist denn auch die angezogene Bemerkung Christs über die Mauerschau in einer Schulausgabe, was ich immer wiederholen muss, nicht bloß zwecklos, sondern eher zweckwidrig. Weit treffender und angemessener ist das Urtheil, das Bonitz über dieselbe fällt in seinem Vortrage 'Über den Ursprung der Homerischen Gedichte' S. 23: 'Welcher Leser der Ilias', heißt es dort, 'gedächte nicht in lebhafter Bewunderung jener lieblichen Mauerschau mit ihrer treffenden Charakteristik der Helena, des Priamos und der griechischen Helden?' Das ist in der That der Eindruck jener Scene auf den unbefangenen Leser, der Sinn und Empfindung hat für die epische Poesie; und dem lieblichen Zauber dieser Schilderung würde sich gewiss auch der jugendliche Leser ohne weitere Scrupel gefangen geben, wenn ihn nicht eine unzeitige Kritik aus dem Genuss der poetischen Schöpfung förmlich aufrüttelte und jenen Eindruck störte oder völlig vernichtete.

Ich kann hier natürlich, wenn diese Bemerkungen nicht zu ungebürlichem Umfange anschwellen sollen, nur vereinzelte charakteristische Proben geben jenes von Christ hinsichtlich der Darbietung der Resultate wissenschaftlicher Forschung für die Schule beobachteten Verfahrens, durch das nach meinem Empfinden die Homerischen Gedichte eine recht unsanfte, den Zwecken der Schule wenig förderliche Behandlung erfahren. Ich bin weit davon entfernt, gegenüber zutage tretenden unleugbaren Unebenheiten der Dichtung einer stumpfsinnigen Gleichgiltigkeit bei der Schullectüre das Wort zu reden, wiewohl man da seit dem Aufrollen der Homerischen Frage gerade seitens der deutschen Philologie im Aufspüren derartiger Widersprüche meines Erachtens etwas zuweit gegangen sein dürfte. Aber wie immer es damit stehen mag, man wühle und bohre in der Schule nicht ohne Noth in dergleichen Dingen; man suche nicht gar zu oft durch Zerfasern des poetischen Gebildes irgend einem Gebrechen der Dichtung auf die Spur zu kommen; sonst ist der Schaden wirklich größer als der Gewinn, den diese genauere Erkenntnis bringt. Wo es aber unausweichlich ist, derartige Dinge zu berühren, da geschehe es, wie bereits bemerkt, seitens des Lehrers unter voller Wahrung des selbstständigen Urtheils der Jugend und in einer Weise, dass nicht durch abfällige, hämische Bemerkungen die Achtung der jugendlichen Leser vor der herrlichen Dichtung Einbuße erleide und nicht die gewiss leicht entzündliche Begeisterung der Jugend etwa gar in ihr Gegentheil umschlage, in ein blasiertes Absprechen über das Kunstwerk, gegen das dann schwer anzukämpfen sein möchte. Denn gerade solche absprechende Urtheile haften bekanntlich tief in dem empfänglichen Gemüthe der Jugend.

Es sei mir an dieser Stelle gestattet, auf ein Analogon hinzuweisen, *si parva licet componere magnis*, auf die Cicero-Lectüre. Es ist ja doch allgemein bekannt, dass auf die Bewunderung oder meinetwegen Überschätzung Ciceros als Charakter und Schriftsteller, die Jahrhunderte hindurch angedauert hatte, im verflossenen Jahrhundert eine gewaltige Reaction erfolgte, die von Deutschland ihren Ausgang nahm. Durch die gehässigen, wenn auch scheinbar wissenschaftlich wohlbegründeten Urtheile Drumanns und dann Mommsens wurde ein wahres Zerrbild des Charakters des großen römischen Schriftstellers entworfen, und dieses feindselige und sicherlich ungerechte Urtheil über Cicero ist noch immer vielfach das herrschende, wenn auch durch die Bemühungen wackerer und einsichtsvoller Männer wie Boissier, O. Weißenfels, Zielinsky, O. E. Schmidt u. a. allmählich wieder eine richtigere Erkenntnis und eine gerechtere Würdigung Ciceros als Mensch und Schriftsteller durchdringt. Aber es geschieht gar häufig an den Gymnasien, dass sei es der Historiker bei der Behandlung der betreffenden Partie der Geschichte, sei es der Philologe selbst, der unter dem Banne jener einseitigen Drumann-Mommsen'schen Beurtheilung Ciceros steht, sich zu harten und absprechenden Urtheilen über dessen Bedeutung hinreißen lässt, die dann tiefe Wurzeln fassen in dem empfänglichen Gemüthe der Jugend und Wirkungen hervorrufen, die schwerlich von vornherein beabsichtigt waren. Denn ist einmal erst bei den Schülern die Achtung vor dem Autor, den sie lesen, untergraben oder auch nur erschüttert, so schießt dann ihr Urtheil in jugendlichem Überschwang weit übers Ziel, und so macht man dann wohl bei der Cicero-Lectüre zuweilen die Erfahrung, dass solche Schüler achtlos und blasiert an allem wirklich Schönen und Wertvollen vorübergehen, das dieser Schriftsteller auch nach dem Eingeständnis seiner erbittersten Gegner bietet, und der ganze Zweck der Lectüre ist dann eigentlich vereitelt.

Ich möchte nun auch noch auf eine Stelle in der bereits genannten Einleitung Christs zur Odyssee hinweisen, um darzuthun, wie Christ nicht selten ganz ohne Noth keineswegs feststehende Resultate der wissenschaftlichen Homerkritik den Schülern vermitteln zu sollen glaubt, aber dabei durch rücksichtslose Behandlung und Zerfaserung der Dichtung bei dem jugendlichen Leser unberechenbaren Schaden stiftet. Mir macht die Stelle, die ich hier zur Beurtheilung vorlegen will, immer den Eindruck, als ob der Schüler aus den lieblichen Gefilden der Phantasie, in die ihn die Dichtung entrückt, in eine Art von dumpfer Werkstätte versetzt werde, wo gleichsam durch Schweißen und Hämmern die Dichtung zustande kommt. Es heißt in der Einleitung zur Odyssee S. XXVII: 'Auch jene Gesänge (ζ—ϑ), welche den Aufenthalt des Odysseus bei den Phaiaken behandeln, sind von solchen erweiternden und ausschmückenden Einlagen nicht frei geblieben.

Wenn die edle Nausikaa ihn bis zur Stadt geleitet und ihm über sein weiteres Verhalten die genauesten Vorschriften gibt (ζ 196—223), so muss es überflüssig erscheinen, dass auch noch die Göttin Athene selber aus dem Olymp herabbemüht wird, ihren Schützling in den Palast des Alkinoos zu führen und ihm ersprießliche Weisungen zu geben (η 17—59), und zwar umsomehr, als die Begegnung mit der Königstochter von ihr selber und nur zu dem Zwecke veranstaltet ward (ζ 1—31), um die gastliche Aufnahme desselben zu sichern'. — Nun, ich habe schon oben gegen einen Passus dieser Bemerkung vom Standpunkt der Schule entschieden Verwahrung einlegen zu sollen geglaubt, nämlich gegen den gewissen ironisch-geringschätzigen Ton, der hier gegenüber der Dichtung angeschlagen wird[1]), und will also darüber hier kein weiteres Wort mehr verlieren, sondern gehe sofort auf die Sache selbst ein.

Es ist mir wohl bekannt, dass seit Kirchhoffs Untersuchungen von den Homerforschern mehrfach jenes Bedenken gegen unsere Stelle geltend gemacht worden ist, das nun auch Christ in seiner Schulausgabe so nachdrücklich hervorheben zu sollen glaubte. Allein, wenn man die Sache einer unbefangenen Prüfung unterzieht, so erscheinen doch meines Erachtens die Ausstellungen, welche hier dem Dichter gemacht werden, als nicht stichhältig und die Annahme einer Verschmelzung mehrerer Motive an dieser Stelle nicht ausreichend begründet. Es erscheint mir im Gegentheil durchaus nicht überflüssig, dass Athene mit dem Momente, da Odysseus den entscheidungsvollen Gang in die Phäakenstadt unternimmt, wieder in Wirksamkeit tritt. Die etwas höhnische Bemerkung Christs, Athene werde überflüssigerweise aus dem Olymp herabbemüht, bezieht sich offenbar auf ζ 41 f.

> *ἡ μὲν ἄρ' ὣς εἰποῦσ' ἀπέβη γλαυκῶπις Ἀθήνη*
> *Οὔλυμπόνδ'*[2]) *ὅθι φασὶν θεῶν ἕδος ἀσφαλὲς αἰεὶ*
> *ἔμμεναι κτλ.*

Ich will nun davon gar nicht reden, dass die Göttin Athene, wiewohl sie, wie der Dichter hier sagt, in den Olymp entschwindet,

---

[1]) Auch die Worte 'ersprießliche Anweisungen zu geben' haben ganz offenbar eine stark ironische Färbung, die ganz und gar nicht am Platze ist.

[2]) Hier sei übrigens die nicht ganz uninteressante Thatsache angemerkt, dass in der Ausgabe Christs gerade die Verse ζ 42—47 gestrichen sind, wie freilich auch in den anderen mir bekannten Schultexten der Odyssee. Es fehlt demnach dort die Zielangabe *Οὔλυμπόνδε*, und es heißt einfach *ἀπέβη γλαυκῶπις Ἀθήνη*, und man könnte, wenn man in denselben spöttischen Ton verfallen wollte, vielleicht entgegnen, dass die Göttin möglicherweise sich gar nicht soweit entfernt habe, nämlich nicht bis in den Olymp, so dass es dann sicherlich einer geringeren Bemühung der Göttin bedarf, wenn ihr Erscheinen wieder in Anspruch genommen wird.

doch wieder in demselben Gesang, wo es noththut, in die Handlung eingreift, indem sie dem von Leiden und Mühsalen heruntergebrachten Helden wieder jugendliche Schönheit verleiht; v. 229 ff.

> *τὸν μὲν Ἀθηναίη θῆκεν, Διὸς ἐκγεγαυῖα*
> *μείζονα δ' εἰσιδέειν καὶ πάσσονα, κὰδ δὲ κάρητος*
> *οὔλας ἧκε κόμας ὑακινθίνῳ ἄνθει ὁμοίας.*

Es hieße eben der frei schaffenden und gestaltenden dichterischen Phantasie geradezu die Flügel stutzen, wollte man den Dichter in der Verwendung derartiger Motive, wie es die Göttererscheinungen sind, einem gar zu nüchternen, pedantischen Zwange unterwerfen. Es ist ja ein feststehender Zug der Sage, dass sich Odysseus des besonderen Schutzes der Göttin Athene erfreue, dass sie in Noth und Gefahr im entscheidenden Augenblick ihm stets zur Seite stehe; ich verweise, wenn dies wirklich eines Beweises bedarf, auf die in dieser Beziehung sehr bezeichnenden Worte Nestors, die dieser an Telemach richtet *γ* 218 ff.:

> *εἰ γάρ σ' ὥς ἐθέλοι φιλέειν γλαυκῶπις Ἀθήνη,*
> *ὡς τότ' Ὀδυσσῆος περικήδετο κυδαλίμοιο*
> *δήμῳ ἔνι Τρώων, ὅθι πάσχομεν ἄλγε' Ἀχαιοί —*
> *οὐ γάρ πω ἴδον ὧδε θεοὺς ἀναφανδὰ φιλεῦντας,*
> *ὡς κείνῳ ἀναφανδὰ παρίστατο Παλλὰς Ἀθήνη.*

Und so sollen wir uns denn offenbar nach dem Willen des Dichters die Athene dem Odysseus gegenüber als allezeit hilfsbereite Göttin vorstellen: sie entschwindet, wenn ihre Hilfe nicht benöthigt wird, meinetwegen in den Olympos, ist aber, wenn ihre Hilfe wieder erforderlich scheint, rasch wieder zur Stelle, ohne dass sie sich, da die Schranken des Raumes für die *ἅμα πνοιῇς ἀνέμοιο* erscheinende Göttin so gut wie gar nicht existieren, deshalb gerade sonderlich 'bemühen' muss. Nun aber ist das Erscheinen der Göttin an jener Stelle *η* 18 ff. nach meiner Überzeugung durchaus nicht so überflüssig, wie Christ es darstellt, sondern von dem Plane der Dichtung dort geradezu gefordert. Denn es ist einfach nicht richtig, dass Nausikaa *ζ* 196—223 (= 255—312 des vollständigen Textes) dem Odysseus 'die genauesten Vorschriften über sein weiteres Verhalten gibt', d. h. solche, die jede weitere Hilfe für Odysseus entbehrlich erscheinen lassen. Sie gibt ihm die Weisung, vorläufig zurückzubleiben und erst nach einer ihm angemessen scheinenden Weile seinen Weg in die Stadt fortzusetzen; sie belehrt ihn auch genau darüber, wie er sich, im Palast des Alkinoos angelangt, zu benehmen habe. Allein wie er in der unbekannten großen Stadt den Weg zum Palast des Alkinoos finden solle, darüber belehrt sie ihn direct mit keinem Worte und konnte auch der ganzen Sachlage nach den fremden Mann nicht gut mit Worten belehren, wiewohl jedes einheimische Kind den Weg genau kannte. In dieser Beziehung war also Odysseus entschieden

noch der Hilfe bedürftig; denn er musste erst nach dem Wege zum Palaste jemanden fragen. Und ist es nicht Nausikaa selbst, welche ihm direct die Weisung ertheilt, sich den Weg nach der Wohnung ihres Vaters zeigen zu lassen? Vgl. v. 298 f.:

> *καὶ τότε Φαιήκων ἴμεν ἐς πόλιν ἠδ' ἐρέεσθαι*
> *δώματα πατρὸς ἐμοῦ, μεγαλήτορος Ἀλκινόοιο,*
> *ῥεῖα δ' ἀρίγνωτ' ἐστί, καὶ ἂν πάϊς ἡγήσαιτο*
> *νήπιος.*

Unter solchen Umständen kann also wohl kaum davon die Rede sein, dass Athene überflüssigerweise aus dem Olymp herabbemüht werde, um dem Odysseus den Weg zu zeigen. Die Begegnung des Helden mit Nausikaa war allerdings zu dem Zwecke erfolgt, um die gastliche Aufnahme desselben am Hofe des Königs vorzubereiten. Aber dies hat unter den gegebenen Umständen mit der Möglichkeit, den Weg zum Palaste zu finden, gar nichts zu thun. Da nun einmal Nausikaa in einer Anwandlung von jungfräulicher Schamhaftigkeit, die treffend als aufkeimende Liebe gedeutet worden ist, nicht selbst den Odysseus zum Hause ihres Vaters führen will, anderseits aber eine verfrühte Begegnung des Helden mit den Phäaken durchaus verhindert werden soll,

> *μή τις Φαιήκων μεγαθύμων ἀντιβολήσας*
> *κερτομέοι δ' ἐπέεσσι καὶ ἐξερέοιθ' ὅτις εἴη* (η 16, 17)

weshalb eben Odysseus auch von der Göttin in den Zaubernebel gehüllt wird, um ungesehen die Straßen der Phäaken-Stadt zu durchschreiten, — ja, was in aller Welt blieb denn da anderes übrig, als dass sich Athene wieder ihres Schützlings annehme und ihm hilfsbereit erscheine, selbst auf die Gefahr hin, sich aus dem Olymp herabbemühen zu müssen? So lückenlos reiht sich hier nach meinem Dafürhalten Glied an Glied in der Composition der Dichtung, dass den an dieser Stelle von den Homerkritikern gemachten Ausstellungen kaum irgend eine Berechtigung zugestanden werden dürfte, vollends aber das Verfahren Christs, der solch unsichere Controversen, noch dazu in jenem unangemessenen, ironisch-überlegenen Ton in die Schule trägt, entschieden zurückgewiesen werden muss.

Recht seltsam und vom pädagogischen Standpunkte aus nicht zu billigen erscheint es mir auch, wenn S. XXVII der Einleitung zur Odyssee 'das Lied von Ares und Aphrodite' erwähnt wird (ϑ 266—366). Denn wenn schon aus naheliegenden Gründen dieser Einschub aus der Schulausgabe entfernt wurde, so sollte doch nicht geflissentlich durch dessen Erwähnung in der für die Lectüre der Schüler bestimmten Einleitung die Aufmerksamkeit darauf gelenkt werden. Man wende nicht ein, dass die Schüler ohnehin auf andere Weise dergleichen erfahren; das Schulbuch selbst sollte doch nicht direct eine so bequeme Einladung hiezu enthalten. Unverständlich ist mir überhaupt, warum

auch sonst in den Inhaltsangaben nicht selten Dinge angeführt werden, von denen die Schüler in ihrem gekürzten Homertexte nicht das Geringste vorfinden; so wird zu η in der Inhaltsangabe erzählt, dass Odysseus auch die zauberische Üppigkeit der Gärten des Alkinoos bewunderte, weiters dass Alkinoos im Gespräch mit Odysseus seiner Tochter einen Mann von solchem Anstand und solcher Gesinnung zum Gemahl wünsche. Aber von all dem ist in Christs Homertexte nicht die Spur enthalten. Was soll nun der Inhalt der vollständigen Odyssee neben dem gekürzten Texte? Ich weiß mir keinen vernünftigen Grund dieser Unausgeglichenheit vorzustellen. Oder sollte darin vielleicht doch das unfreiwillige Geständnis liegen, dass der erbarmungslosen Schere manche Stelle zum Opfer fiel, die für den Inhalt der Dichtung bedeutsam erscheint?

Das Angeführte dürfte ausreichen, um mein Urtheil zu begründen, dass man vom Standpunkte der Schule gegen jene Beigaben des Christ'schen Homertextes, in welchen die Homerische Frage behandelt wird, zum Theil sehr ernste Bedenken erheben müsse.

Ich will mich nunmehr zur Betrachtung des gebotenen Textes selbst wenden und zwar bezüglich einer besonders wichtigen Partie der Odyssee, der Gesänge ε, ζ, η, ϑ. Ich werde mich auch hier zunächst aus dem bereits mehrfach genannten Grunde mit der Ausgabe Christs beschäftigen, werde aber dabei auch je nach Bedarf andere gekürzte Homertexte zum Vergleiche heranziehen, so den von Scheindler[2] (1900), von Pauly-Wotke[6] (1888) und von Stolz (1890). Einen feststehenden strengen Kanon bezüglich dessen, was in der Schule zu lesen und was auszuscheiden ist, gibt es wohl nicht. Darüber werden die Urtheile wohl immer in mancher Beziehung auseinandergehen; aber es darf denn doch von der Schere nicht gar zu rücksichtslos Gebrauch gemacht werden, und es ist nicht wohlgethan, aus der Schullectüre solche Stellen der Homerischen Dichtung auszuscheiden, die aus irgend einem Grunde für die Dichtung bedeutsam und charakteristisch sind. Es gibt entschieden solche Stellen, die, ich möchte sagen, zum eisernen Bestande der Homerischen Poesie gehören, und die meines Erachtens selbst dann, wenn die Homerkritik in deren Verurtheilung einstimmig sein sollte, nicht gestrichen und so der Jugend vorenthalten werden sollten. Denn hier gehen die Wege der Schule und die Wege der Wissenschaft nach meiner Überzeugung durchaus nicht immer parallel. Es geschieht aber gar nicht selten, dass in den Schultexten solche Stellen der Streichung zum Opfer fallen, denen eine gewisse literarische Bedeutsamkeit zukommt, oder gar, dass durch unvorsichtige Tilgung einzelner Verse eine unliebsame Störung des Zusammenhanges herbeigeführt wird, die auch den denkenden Schülern auffällt.

Unter den Schulausgaben nun, die ich verglich, gebürt entschieden der von Christ besorgten hinsichtlich des Umfanges der vorgenommenen Streichungen die Palme. Es bietet nämlich in den bezeichneten Gesängen der Odyssee *ε*, *ζ*, *η* und *ϑ* der Christ'sche Text 393, bezw. 284, 212 und 341 Verse, während Scheindler 407, bezw. 291, 245 und 424, Pauly-Wotke 456, bezw. 312, 254 und 420 Verse bietet. Gegenüber der Ausgabe von Stolz ist das Verhältnis noch ungünstiger. Und durch diese kräftigen Striche wurde bei Christ eben mancherlei getilgt, was besser erhalten geblieben wäre.

Der V. Gesang freilich hat noch nicht so arg unter den Streichungen gelitten, wiewohl man auch hier einzelnes nicht gutheißen kann, so vv. 94—96:

94 *αὐτὰρ ὁ πῖνε καὶ ἦσθε διάκτορος Ἀργεϊφόντης.*
95 *αὐτὰρ ἐπεὶ δείπνησε καὶ ἤραρε θυμὸν ἐδωδῇ,*
96 *καὶ τότε δή μιν ἔπεσσιν ἀμειβόμενος προσέειπεν.*

Hier scheidet nun Christ v. 95 einfach aus, wodurch meines Erachtens etwas Unpassendes in die Darstellung hineingetragen wird. Es haben ja an dieser Stelle die Homerkritiker wie Kirchhoff, Düntzer, Köchly u. a. mehrfach athetiert, so wurde von Kirchhoff die ganze Stelle vv. 91—96, d. h. die ganze Bewirtung des Hermes durch Kalypso, verworfen. Mit welchem Recht, sei hier dahingestellt. Allein durch die Tilgung jenes einen Verses 95 bei Christ wird eine Fassung der Darstellung erzielt, die schwerlich Beifall finden dürfte. Denn *καὶ τότε δὴ* — *προσέειπε* kann im unmittelbaren Anschluss an das vorausgehende *πῖνε καί ἦσθε* nur heißen, dass Hermes noch während des Essens, noch mit dem Kauen und Schlucken beschäftigt, seine Antwort gebe, was jedenfalls ganz unpassend erscheint, während er dies nach dem vollständigen Texte erst thut, *ἐπεὶ δείπνησε καὶ ἤραρε θυμὸν ἐδωδῇ*.

v. 119 wird das *εὐνάζεσθαι* in einer vielleicht etwas übertriebenen Ängstlichkeit, die nicht alle Herausgeber von Schultexten theilen, als anstößig betrachtet und dafür geschrieben: *μιμναζούσας* (*ταρπῆναι*), doch blieb davor das metrisch unmögliche *ν* ἐφελκ. in *ἀνδράσιν* erhalten, ein Verstoß, der denn doch schon jetzt endlich aus dem Texte hätte getilgt sein sollen.

Recht bedauerlich scheint mir auch die Tilgung der Verse 360—64:

ἀλλὰ μάλ' ὧδ' ἔρξω, δοκέει δέ μοι εἶναι ἄριστον·
ὄφρ' ἂν μέν κεν δούρατ' ἐν ἁρμονίῃσιν ἀρήρῃ,
τόφρ' αὐτοῦ μενέω καὶ τλήσομαι ἄλγεα πάσχων·
αὐτὰρ ἐπὴν δή μοι σχεδίην διὰ κῦμα τινάξῃ,
νήξομ', ἐπεὶ οὐ μέν τι πάρα προνοῆσαι ἄμεινον.

Diese Verse sind sowohl für den Zusammenhang als auch für die Charakterisierung des Odysseus doch nicht ganz belanglos; denn sie begründen den v. 358 f. ausgesprochenen Entschluss des Helden

ἀλλὰ μάλ' οὔ πω πείσομ', ἐπεὶ ἑκὰς ὀφθαλμοῖσιν
γαῖαν ἐγὼν ἰδόμην.

Sie bilden auch eine wertvolle Charakterisierung des *πολύμητις Ὀδυσσεύς*, welcher der Zusage der ihm unbekannten Göttin doch nicht so ohneweiters traut, sondern sich lieber auf den Trümmern seines Fahrzeuges so lange halten will, als nur immer möglich, und erst, wenn kein weiterer Ausweg übrig bleibt, es mit jenem *κρήδεμνον* und dem Schwimmen versuchen will; vgl. sein ähnliches vorsichtiges Verhalten gegenüber Kalypso ε v. 171 ff. und deren Antwort. Die Verse wurden daher von Scheindler und anderen Herausgebern mit Recht beibehalten.

Auch dass ε vv. 464—474 von Christ ausgeschieden wurden, möchte ich als einen Verlust bezeichnen. Es ist dies nämlich der Monolog des Odysseus, nachdem er sich endlich aus den Wogen des Meeres ans Land gerettet hat. Was da Odysseus *ὀχθήσας πρὸς ὃν μεγαλήτορα θυμόν* sagt, ist in hohem Grade stimmungsvoll und ein trefflich angemessener Ausdruck der Besorgnisse des Helden, während er nach dem gekürzten Texte bei Christ ziemlich stumpfsinnig, gar nicht nach seiner sonstigen Art, dem Walde zuschreitet.

Doch eine viel unsanftere Behandlung hat in der Ausgabe Christs der VI. Gesang der Odyssee erfahren, der sich bekanntlich durch besonderen poetischen Reiz und eine unvergleichliche Zartheit der Empfindung auszeichnet. Es muss den Lehrer, der seinen Schülern den Homer an der Hand dieser Schulausgabe vorführt, recht schmerzlich berühren, wenn er sieht, wie die Dichtung gerade hier infolge des Bestrebens zu kürzen, oft geradezu grausam verstümmelt wird. Gleich aus der Anrede, welche die der Nausikaa im Traume erscheinende Athene an die Königstochter richtet, wird ohne ersichtlichen Grund eine recht bedeutsame Stelle gestrichen, vv. 29 f.

ἐκ γάρ τοι τούτων φάτις ἀνθρώπους ἀναβαίνει
ἐσθλή, χαίρουσιν δὲ πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ.

Gerade diese Verse sind aus einem naheliegenden Grunde sehr interessant, weil nämlich der Dichter auch bei der Fürstentochter der heroischen Zeit es besonders hervorhebt, welchen Wert Nettigkeit der Wirtschaftsführung und Sauberkeit für den guten Ruf eines Mädchens habe, und wie gerade darüber verständige Eltern eine besondere Freude empfinden. Diese Verse eröffnen demnach gewissermaßen einen Blick in die Erziehungsgrundsätze, in das sittlich wohlgeordnete Familienleben und in den ganzen damit zusammenhängenden Anschauungskreis jener Zeit; sie sind somit culturhistorisch von großem Interesse und darum nicht zu entbehren, zumal auch nicht der Schatten eines Anstoßes gegen sie vorliegt. Natürlich wurden dieselben von Scheindler, Stolz, Wotke im Texte belassen. — Aus derselben Ansprache der Athene wurde auch der ganze Schluss vv. 34—40 von Christ gestrichen.

Aber gleich die ersten Verse (34 f.):

ἤδη γάρ σε μνῶνται ἀριστῆες κατὰ δῆμον
πάντων Φαιήκων κτλ.

sind keineswegs gleichgiltig. Sie bilden vielmehr ein nicht unwichtiges Moment der Exposition des sozusagen im Keime bei Homer vorliegenden Nausikaa-Dramas, und sie stehen in inniger Beziehung zu vv. 275 ff.:

καί νύ τις ὧδ' εἴπησι κακώτερος ἀντιβολήσας·
'τίς δ' ὅδε Ναυσικάᾳ ἕπεται καλός τε μέγας τε
ξεῖνος; ποῦ δέ μιν εὗρε; πόσις νύ οἱ ἔσσεται αὐτῇ.
ἤ τινά που πλαγχθέντα κομίσσατο ἧς ἀπὸ νηὸς
ἀνδρῶν τηλεδαπῶν, ἐπεὶ οὔτινες ἐγγύθεν εἰσίν;
ἤ τίς οἱ εὐξαμένῃ πολυάρητος θεὸς ἦλθεν
οὐρανόθεν καταβάς, ἕξει δέ μιν ἤματα πάντα;
βέλτερον, εἰ καὐτή περ ἐποιχομένη πόσιν εὗρεν
ἄλλοθεν· ἦ γὰρ τούσδε γ' ἀτιμάζει κατὰ δῆμον
Φαίηκας, τοί μιν μνῶνται πολέες τε καὶ ἐσθλοί'.

Freilich sind auch diese Verse, in denen sich die aufkeimende Liebesempfindung der Nausikaa verräth, bei Christ getilgt. Und so geht eben ein bedeutsames Moment der Exposition den Schülern verloren, nämlich der Gegensatz zwischen der Wirkung der früheren Bewerber und des Erscheinens des Odysseus auf das Herz der Jungfrau. Die stolze Königstochter hatte sich bisher gegenüber den Werbungen der vornehmsten Freier ihres Landes ganz kühl und ablehnend verhalten, während die stattliche Erscheinung und das gewinnende Wesen des Odysseus auf ihr jungfräuliches Herz sichtlich einen tiefen Eindruck machten. — Auch der Wegfall der hübschen Verse 36—40 ist zu bedauern. Man erwartet doch, dass das Traumbild der Nausikaa etwas genauere Weisungen gebe, als dies in der verstümmelten Form bei Christ geschieht.

Die Verse 42—47 fehlen in allen mir bekannten Schultexten des Homer. Es ist die bekannte herrliche Schilderung des seligen Göttersitzes auf dem Olymp. Überwiegend halten die Homerforscher an der Anschauung fest, dass hier ein Einschub zu erkennen sei. Allein es ist dies sicherlich eine jener Stellen, bezüglich deren ich behaupten möchte, dass die Zwecke der wissenschaftlichen Homerkritik und jene, die man mit der Homerlectüre in der Schule verfolgt, sich durchaus nicht immer decken. Director L. Eysert hat bereits in der oben citierten Abhandlung den Wegfall dieser Stelle mit Recht bedauert wegen der offenbaren Beziehung auf dieselbe bei Sophokles: Antigone v. 610 *κατέχεις Ὀλύμπου μαρμαρόεσσαν αἴγλαν*. Aber mir scheint es noch aus einem anderen Grunde bedauerlich, dass diese wahrhaft herrliche und erhabene Schilderung des Göttersitzes der Jugend vorenthalten wird, weil hiedurch die Gelegenheit verloren geht, einen

culturhistorisch nicht uninteressanten Vergleich in der Schule anzustellen zwischen der Anschauung über den Olymp, wie sie in der Ilias hervortritt, und der späteren, von der diese Stelle der Odyssee nun einmal Zeugnis ablegt. Es ist ja eine bekannte Thatsache, dass in der Ilias der Götterberg Olympos noch wirklich als der vielzackige, schneebedeckte Berg Thessaliens gedacht wird, worauf die Attribute *αἰπύς*, *ἄκρος*, *πολυδειράς*, *πολύπτυχος* und Ausdrücke wie *κορυφαί*, *ῥίον*, *πτύχες* hinweisen. Besonders aber treten die Bezeichnungen *ἀγάννιφος* *Α* 420, *Σ* 186 und *νιφόεις* *Σ* 616 in einen scharfen Gegensatz zu den Versen unserer Stelle

οὔτε χιὼν ἐπιπίλναται, ἀλλὰ μάλ' αἴθρη
πέπταται ἀνέφελος, λευκὴ δ' ἐπιδέδρομεν αἴγλη.

Es begegnet also an dieser Stelle der Odyssee eine von dem thessalischen Berg bereits völlig losgelöste idealisierte Auffassung des überirdischen, in den Äther aufragenden Göttersitzes. Und es erscheint mir ganz instructiv, sich dieses Umstandes als eines wichtigen Kriteriums zu bedienen für den gewaltigen Culturabstand, der zwischen den Anschauungen in der Ilias und jenen in der Odyssee über den Wohnsitz der Götter besteht, wie ja auch sonst bei der Lectüre der Odyssee auf eine gewisse geläuterte Auffassung von den Göttern selbst gegenüber der Ilias hingewiesen werden muss. Darum ist es gerade vom Standpunkte der Schule zu beklagen, dass der Schüler diese Verse, die ein sehr alterthümliches Gepräge an sich tragen und eine wahrhaft poetische Schilderung des hehren Göttersitzes bieten, in seinem Schultexte nicht vorfindet. Bekanntlich wurden diese Verse ja auch von Lucrez wegen ihrer poetischen Schönheit bewundert und nachgebildet III 18 ff.:

sedesque quietae,
quas neque concutiunt venti nec nubila nimbis
aspergunt neque nix acri concreta pruina
cana cadens violat semperque innubilus aether
integit et large diffuso lumine rident.

Wir kommen nun zu einer sehr wichtigen Stelle (vv. 127 ff.), die mehrfach eine recht gewaltthätige Behandlung sich hat gefallen lassen müssen. Sie lautet im vollständigen Texte also:

127. *ὣς εἰπὼν θάμνων ὑπεδύσετο δῖος Ὀδυσσεύς,*
128. *ἐκ πυκινῆς δ' ὕλης πτόρθον κλάσε χειρὶ παχείῃ*
129. *φύλλων, ὡς ῥύσαιτο περὶ χροὶ μήδεα φωτός.*
130. *βῆ δ' ἴμεν ὥς τε λέων ὀρεσίτροφος ἀλκὶ πεποιθὼς κτλ.*

Odysseus tritt also, sowie er aus dem Schlafe geweckt wird, aus dem Buschwerk, unter dem er geschlafen hatte, hervor. Doch ehe er unter die Mädchen tritt, bricht er, einer natürlichen, man möchte fast sagen, unwillkürlichen Regung des Schamgefühls folgend, einen belaubten Zweig ab und bedeckt damit seine Blöße,

so gut es eben geht. Es ist nun eine ganz unangebrachte und ihren Zweck völlig verfehlende Prüderie, wenn man jene beiden Verse 128 und 129, wie Christ es thut, einfach streicht. Denn durch diese Verse wird wahrlich die Schamhaftigkeit in keiner Weise verletzt, weit eher m. E. durch deren Tilgung. Denn ein denkender Schüler wird doch daran Anstoß nehmen müssen, wenn Odysseus es wagt, in vollständiger Nacktheit, was eine unentschuldbare Roheit auch für jene Zeit wäre, unter die Mädchen zu treten, ohne auch nur eine leise Regung des Schamgefühls zu bekunden. Es darf somit gerade mit Rücksicht auf die Schule die Tilgung jener beiden Verse als eine Verunstaltung und Vergröberung der Dichtung an einer bedeutsamen Stelle bezeichnet werden. Scheindler und Wotke haben daher die Verse mit Recht beibehalten.

In einer etwas verschiedenen Weise, die aber im Grunde auf dasselbe hinausläuft, wurde die Stelle behandelt von Marx in einem sehr scharfsinnigen Aufsatze im Rhein. Museum 42, S. 251 ff., wo der Nachweis versucht wird, dass v. 129 *φύλλων, ὡς ῥύσαιτο περὶ χροὶ μήδεα φωτός* zu streichen sei. Denn der Zweig, den Odysseus offenbar von dem Ölbaum brach, unter dem er schlief — darauf legt Marx besonderes Gewicht — sei nicht zum Bedecken der Blöße bestimmt, sondern ein *ἱκετήριος κλάδος*. Dies beweise eine Darstellung dieser Scene auf einer rothfigurigen Vase aus dem 5. Jahrhundert, in welcher der hilfeflehende Odysseus in der That einen *κλάδος ἱκετήριος* in der Hand trage. Diese Auffassung von Marx hat denn auch Stolz in seiner Schulausgabe adoptiert und v. 129 getilgt. Die sprachlichen Bedenken, die Marx gegen den Vers geltend macht, sind wohl kaum stichhältig genug. Wir haben schwerlich ein Recht, die Behauptung aufzustellen, dass *πτόρθος φύλλων* nicht einen mit Blättern bedeckten Ast sollte bedeuten können gleich *πτόρθος φύλλινος*. Warum soll der in seiner Bedeutung so bewegliche Genetiv nicht auch diese Beziehung zwischen *πτόρθος* und *φύλλα* ausdrücken können? Vollends dass die Verwendung von *ῥύομαι* hier ganz ungewöhnlich und beispiellos sei, denn nur hier bedeute es 'bedecken', während es sonst 'beschirmen, behüten' bedeute, das ist denn doch — man verzeihe das Wort! — ein etwas pedantischer Einwand. Ist nicht das 'Bedecken' auch an unserer Stelle ein 'Beschützen, Behüten' nämlich vor den Blicken? Die Verwendung des Wortes scheint mir demnach auch in dem von M. angefochtenen Verse eine durchaus in der Richtung seiner natürlichen Bedeutungsentwicklung liegende zu sein. — Wenn aber Odysseus von Nausikaa im Vers 193 als *ἱκέτης ταλαπείριος* bezeichnet wird, worauf sich Marx mit Nachdruck beruft, so ist das m. E. durchaus kein Beweis dafür, dass er just den Zweig der *ἱκέται* getragen haben müsse. Denn dass er ein Schutzflehender sei, verräth doch wohl seine Ansprache an Nausikaa an vielen Stellen, wie *γουνοῦμαί σε, ἄνασσα — δείδια δ' αἰνῶς γούνων ἅψασθαι — ἀλλά, ἄνασσ'*,

ἐλέαιρε und sicher auch seine ganze Haltung während seiner Rede. Darum konnte ihn Nausikaa auch ohne jenen κλάδος ἱκετήριος als ἱκέτης bezeichnen. Wenn aber der Maler, der unsere Scene auf jener rothfigurigen Vase darstellte, doch dem Odysseus einen solchen Zweig in die Hand gab, so handelte er zwar weise und den Gesetzen seiner Kunst völlig entsprechend; aber es ist nach meiner Überzeugung aus dieser bildlichen Darstellung keinerlei Schluss zu ziehen auf die Darstellung des Dichters. Mir scheint vielmehr auch hierin eine treffliche Bestätigung dessen zu liegen, was Lessing in seinem Laokoon über die Verschiedenheit der Ausdrucksmittel in der Dichtkunst und in der Malerei oder Plastik behauptet. Der Maler that wohl daran, den Odysseus durch jenen κλάδος ἱκετήριος als Schutzflehenden zu kennzeichnen; der Dichter aber konnte dieses äußeren Behelfes leicht entrathen, weil ihm hiefür andere und viel wirksamere Mittel zugebote standen. — Aber noch ein Einwand gegen diese Auffassung und die damit im Zusammenhange stehende Textesänderung scheint mir der Erwähnung wert zu sein. Wird mit Marx bloß v. 129 gestrichen, so ist die Stelle keineswegs vor Missverständnissen sicher. Es ist nämlich dann, wofern man nicht mit vorgefasster Meinung, nämlich unter dem Eindruck der bildlichen Darstellung auf jener Vase die Stelle liest, nicht wahrscheinlich, dass irgend ein Leser durch den v. 128

ἐκ πυκινῆς ὕλης πτόρθον κλάσε χειρὶ παχείῃ

auf den Gedanken kommen sollte, der abgebrochene Zweig solle als κλάδος ἱκετήριος dienen. Wäre es denn nicht geradezu geboten, dass durch irgend ein Wort wenigstens auf eine solche Verwendung des πτόρθος hingedeutet würde, damit der Leser bezüglich des Zweckes desselben nicht völlig in die Irre gehe? Es ist nämlich auch gar nicht ein schwaches Zweiglein, das Odysseus abbricht, sondern ein ganz tüchtiger Ast, wie aus κλάσε χειρὶ παχείῃ sichtlich hervorgeht. Mir macht es, so oft ich die Stelle in der von Marx vorgeschlagenen Fassung lese (also ohne v. 129), immer den Eindruck, nicht als ob sich Odysseus mit dem Ölzweige der Schutzflehenden versehen wollte, sondern als ob er sich mit einem tüchtigen Knüttel bewehrte, mit einer Art von ῥόπαλον ἐλαΐνεον, vgl. ι 319 f., so dass dann die Angst der bei seinem Erscheinen nach allen Windrichtungen auseinanderstiebenden Mädchen doppelt erklärlich sein möchte.

In dem folgenden Vergleich des Odysseus mit einem Löwen vv. 130—134 werden von Christ die Verse 133 und 134 nach dem Vorgange von Nauck gestrichen, der sie als *spurii* bezeichnet hatte. Hiedurch aber geht ein nicht unwesentliches Stück des *tertium comparationis* verloren. Ich meine nämlich die Worte

κέλεται δέ ἑ γαστὴρ
μήλων πειρήσοντα καὶ ἐς πυκινὸν δόμον ἐλθεῖν.

Denn das Gleichnis will zunächst die Schreckhaftigkeit der Erscheinung des Odysseus malen; aber auch die Noth, der förmlich unwiderstehliche Drang des Bedürfnisses bildet einen wichtigen Vergleichungspunkt zwischen dem hungrigen Löwen, der unbekümmert um Gefahr sich in den *πυκινὸς δόμος* stürzt, und Odysseus, der sich auch gar nicht mehr anders helfen kann: *χρειὼ γὰρ ἵκανεν*.. Zum Überflusse geht durch die Streichung der beiden Verse auch noch die Möglichkeit verloren, zu Vergil IX 333 f.

impastus ceu plena leo per ovilia turbat,
suadet enim vesana fames

den Schüler auf das Homerische Vorbild zu verweisen.

Auch die wohlgesetzte, so einschmeichelnde und eben hiedurch auf das weibliche Gemüth trefflich berechnete Anrede des Odysseus an die schöne Fürstentochter (vgl. v. 148 *αὐτίκα μειλίχιον καὶ κερδαλέον φάτο μῦθον*) ist bei Christ mehrfach in beklagenswerter Weise verstümmelt. Gleich v. 157 wird von ihm getilgt. Vater und Mutter, heißt es im Vorausgehenden, fühlen ihr Herz in stolzer Freude um deinetwillen erglühen, und nun folgt der so schöne und bezeichnende Vers

λευσσόντων τοιόνδε θάλος χορὸν εἰσοιχνεῦσαν,

ein Vers, der einen der Situation wohl angemessenen Anflug von fast romantischer Galanterie trägt. Warum in aller Welt ward dieser Vers beseitigt? — Aber viel ärger noch ist die Misshandlung der Dichtung in derselben Anrede des Odysseus einige Verse später. Es fehlen da nämlich bei Christ, u. zw., soweit ich sehen konnte, bei diesem allein die Verse 162—167. Aber mit dieser Stelle ward eine der duftigsten Blüten der Homerischen Poesie geknickt. Der Vergleich der schlanken Jungfrau mit einer jungen Palme ist ein unerreicht zartsinniger und poetischer Ausdruck der Bewunderung, welche die hoheitsvolle Fürstentochter dem Odysseus einflößt. Geblendet von ihrer Schönheit, weiß er zunächst nichts Irdisches, womit er sie vergleichen könnte; doch plötzlich erinnert er sich des wundervollen schlanken Baumes, der Palme, die er einst neben Apollons heiligem Altare auf Delos zum erstenmal gesehen und lange staunend betrachtet hatte. Mit dieser allein möchte er Nausikaa vergleichen. Eine so sinnige, so ausgesucht zarte Huldigung liegt in diesem Vergleich, dass man eigentlich darüber etwas überrascht ist. Aber es spiegelt sich eben in diesen Versen, wie Hehn, Culturpflanzen, S. 182 treffend bemerkt, die Bewunderung wieder, welche das neu erschienene fremdartige Pflanzengebilde der Palme, von der die Ilias noch nichts weiß, bei den Griechen der epischen Zeit erregte. Es gibt wahrlich wenig Stellen in der Poesie aller Völker und Zeiten, die sich an Liebreiz mit dieser messen könnten. An keiner anderen Stelle habe ich auch so schmerzlich wie an dieser die Unzulänglichkeit des Christ'schen Textes empfunden, und ich hielt es immer der Dichtung gegenüber für meine Pflicht, den Schülern jene herrlichen

Verse, die ihr Text ihnen vorenthält, wenigstens an die Tafel zu schreiben. Es ist mir einfach völlig unfassbar, wie diese Verse getilgt werden konnten.

Auch v. 179

εἴ τί που εἴλυμα σπείρων ἔχες ἐνθάδ' ἰοῦσα,

den Odysseus seiner Bitte um irgend ein *ῥάκος* hinzufügt, ist nicht so ganz entbehrlich, wie Christ meint. Er zeigt vielmehr sehr schön die große, der Lage freilich ganz angemessene Bescheidenheit des bittenden Helden. Auch den Scharfblick des Odysseus zeigen die Worte, der sich trotz seines Kummers rasch über die ganze Situation orientiert hat.

Auch vv. 207, 208, mit denen Nausikaa ihre Gespielinnen auffordert, dessen eingedenk zu sein, dass Odysseus wie alle Schutzflehenden unter dem besonderen Schutze des Zeus stehe, werden bei Christ ungern vermisst.

v. 244 f. wird aus dem treuherzig-naiven Wunsche, den Nausikaa beim Anblick des von der Göttin mit jugendlicher Schönheit geschmückten Odysseus ausspricht

αἲ γὰρ ἐμοὶ τοιόσδε πόσις κεκλημένος εἴη
ἐνθάδε ναιετάων, καί οἱ ἅδοι αὐτόθι μίμνειν,

der zweite Vers (*ἐνθάδε ναιετάων κτλ.*) von Scheindler, Wotke und Stolz ausgeschieden, indem sie hierin allerdings dem verwerfenden Urtheile Aristarchs folgen, der — seltsam genug — sogar beide Verse athetierte. Aristarch stimmten dann eine Reihe neuerer Homerkritiker, wie Becker, Köchly, Nauck, Düntzer u. a., bei. Allein ich möchte hier doch unbedingt auf die Seite derer treten, welche jene Verse in Schutz nehmen. Aristarch hat hier ohne Zweifel geirrt, indem er, wie mit Recht bemerkt worden ist, die Cultur und Etikette des alexandrinischen Hofes und das dort herrschende etwas zopfige Anstandsgefühl zum Maßstab seines Urtheils über homerische Naivetät machte. In Wahrheit kann jeder empfängliche Leser nur seine helle Freude haben an der frischen Natürlichkeit der Nausikaa, die ihren Gespielinnen gegenüber das Herz auf der Zunge hat und der in ihr erwachten Zuneigung für Odysseus, deren sie sich kaum noch bewusst ist, in wahrhaft kindlicher Unschuld Ausdruck leiht. Und gerade dass sich in den Worten *καί οἱ ἅδοι αὐτόθι μίμνειν* dem im Vorausgehenden mehr allgemein und ideal gedachten Wunsche plötzlich in einer die logische Gedankenfügung durchbrechenden Form die concrete Gestalt des Odysseus unterschiebt, der die Seele des Mädchens so sehr beschäftigt, das ist m. E. von unnachahmlichem Reiz und psychologisch wohlmotiviert, nicht minder das plötzliche Abbrechen im unmittelbar Folgenden *ἀλλὰ δότ', ἀμφίπολοι, ξείνῳ βρῶσίν τε πόσιν τε*, als ob es ihr doch mit der jungfräulichen Züchtigkeit nicht vereinbar erschiene, diesen Gedanken weiterzuspinnen.

Vv. 262—290 klafft im Christ'schen Text eine gewaltige Lücke, in der ich den Wegfall der Verse 273 (*τῶν ἀλεείνω φῆμιν ἀδευκέα, μή τις ὀπίσσω μωμεύῃ*) bis 289 besonders beklage. Wie sich hier Nausikaa die üble Nachrede so lebhaft ausmalt, die sie treffen würde, wenn sie gemeinsam mit dem Fremdling die Stadt beträte, scheint, was immer auch gegen die Stelle bemerkt worden ist, ein kaum entbehrlicher Zug, um das naive Charakterbild der Nausikaa zu vervollständigen. Und durch diese Verse erst wird uns auch die innere Wandlung, welche in ihr vorgegangen ist, trefflich vor Augen geführt. Denn diese Beklommenheit und Scheu vor übler Nachrede hat, wie schon Goethe richtig erkannte, ihren einzigen Grund in der befangenen Liebe der Nausikaa. Ohne diese Empfindung würde sie den ihr gleichgiltigen Fremdling ganz arglos eingeladen haben, ihr in die Stadt zu folgen; vgl. Ameis-Hentze, Anhang z. d. St. und auch was oben bereits über diese Stelle bemerkt wurde (S. 397).

Im VII. Gesange mag man sich vielleicht mit der Ausscheidung der Verse 39—42 befreunden, in denen noch einmal ausdrücklich hervorgehoben wird, dass Odysseus von Athene für die Phäaken völlig unsichtbar gemacht wird, was schon vv. 14 bis 16 desselben Gesanges erzählt worden war, wiewohl ein ausreichender Grund, die Verse deshalb für interpoliert zu erklären, kaum vorliegen dürfte. Doch könnten und sollten meines Erachtens in einer Schulausgabe des Homer, die durch Ausscheidung von minder Wichtigem Raum für die Lectüre dessen gewinnen will, was bedeutsam und poetisch wertvoll ist, die Verse *η* 54—65 ganz ruhig ausgeschieden werden. Warum gerade diese Verse, von denen einer (v. 61) ohnedies geändert oder fortgelassen werden muss, in den Schulausgaben immer noch fortgeschleppt werden, ist mir nicht recht erfindlich. Diese genealogische Schilderung, die Abstammung des phäakischen Königshauses von Poseidon und die Thatsache, dass Arete des Alkinoos Nichte ist, das sind im Grunde für den Zusammenhang der Erzählung recht gleichgiltige Dinge. An v. 53 *δέσποιναν μὲν πρῶτα κιχήσεαι ἐν μεγάροισιν* schließt sich dann nach Ausscheidung der Verse 54—65 der Vers 66

Ἀρήτην· τὴν δ' Ἀλκίνοος ποιήσατ' ἄκοιτιν

ganz glatt und ohne den geringsten Anstand an.

Während an dieser Stelle der Wegfall von 12 Versen nicht die geringste Störung des Zusammenhanges zur Folge hätte, kann das Gleiche durchaus nicht gesagt werden von einer anderen Stelle desselben Gesanges: vv. 154 ff. Odysseus hatte sich, nachdem der Zaubernebel von ihm gewichen war, zu allgemeinem Erstaunen plötzlich vor Arete als Schutzflehender niedergeworfen und seine Bitte vorgetragen und setzte sich hierauf in demüthiger Bescheidenheit neben den Herd *ἐν κονίῃσι.* Lange können sich die Anwesenden vom Staunen nicht erholen, *ὀψὲ δὲ* ergreift der greise Echeneos das Wort, um darauf hinzuweisen, wie unpassend es sei,

den Fremdling dort *ἐπ' ἐσχάρῃ ἐν κονίῃσι* sitzen zu lassen. Und an dessen mahnende Worte schließt sich nun sehr passend in der Dichtung der Vers an

αὐτὰρ ἐπεὶ τό γ' ἄκουσ' ἱερὸν μένος Ἀλκινόοιο,

da erhebt also Alkinoos den Fremdling von seinem unwürdigen Platze und setzt ihn neben sich.

Was aber hat Christ aus dieser schönen, psychologisch so treffenden Schilderung gemacht? Er wirft kurzer Hand, nur um ein paar Verse zu ersparen, die ganze so wichtige Stelle, angefangen vom Verse 155

ὀψὲ δὲ δὴ μετέειπε γέρων ἥρως Ἐχένηος

bis Vers 166 incl. aus dem Texte hinaus, wodurch geradezu eine Störung des Zusammenhanges der Stelle herbeigeführt wird. Denn der folgende Vers

αὐτὰρ ἐπεὶ τό γ' ἄκουσ' ἱερὸν μένος Ἀλκινόοιο

hat eine verständliche Beziehung und Bedeutung nur im ursprünglichen Text, wo unter *τό γε* die Worte des nach langem Schweigen aller zuerst die Besinnung wiedergewinnenden Echeneos gemeint sind, während sie in dem verstümmelten Text nur eine gezwungene Beziehung auf die Bitte des Odysseus ermöglichen, ja auf den ersten Blick gar nicht verständlich sind. Denn in den unmittelbar vorausgehenden Versen ist bei Christ nur davon die Rede, dass sich Odysseus an den Herd setzt und alles in Schweigen verharrt. Aber es geht noch ein anderes psychologisch sehr wichtiges Moment durch diese gewaltthätige Streichung verloren. Wir erfahren nämlich nichts von der sehr begründeten langen Pause des Schweigens infolge allgemeiner Überraschung über die wunderbare Erscheinung des Odysseus vor der Königin, jener Pause, die erst spät von Echeneos durchbrochen wird, da es dem Könige und der Königin, die zunächst zu sprechen berufen wären, eine ganze Weile förmlich die Sprache verschlägt. Bei Christ hingegen thut der König alsbald, nachdem sich das wunderbare Geschehnis vor seinen Augen abgespielt hat, gerade als ob sich nichts Besonderes ereignet hätte, und verfährt mit einer Ruhe und Gelassenheit, die in diesem Augenblicke nichts weniger als natürlich ist. Mit Recht haben weder Scheindler noch Stolz oder Wotke diese für den Zusammenhang, wie wir zeigten, unentbehrlichen Verse angetastet.

In demselben Gesange werden aus der Rede des Alkinoos die Verse 311—316 incl. nicht nur von Christ, sondern auch von Scheindler, Wotke und Stolz eliminiert. Die Ursache dieses einstimmig verwerfenden Urtheils ist die Athetierung dieser Verse durch Aristarch, der zwar nichts dem Homerischen Sprachgebrauche Widerstrebendes in ihnen zu finden vermochte, aber dennoch sie für unpassend erklärt mit der Begründung: *Πῶς γὰρ ἀγνοῶν τὸν ἄνδρα μνηστεύεται αὐτῷ τὴν θυγατέρα καὶ οὐ προτρεπόμενος, ἀλλὰ λιπαρῶν;* — Aber man hat auch hier nach meiner

Überzeugung entschieden unrecht und thut der Dichtung Gewalt an, wenn man sich in dieser Beziehung der Leitung Aristarchs unbedingt anvertraut. Die Voraussetzungen, um zu einem richtigen Urtheil über das Passende oder Unpassende dieser Verse zu gelangen, waren zur Zeit des Aristarch und für Aristarch selbst nicht reichlicher vorhanden, als sie es heute für jeden sind, der unbefangen die Naivetät der Dichtung zu prüfen imstande ist. Im Gegentheil. Von dieser Stelle und dem Urtheile Aristarchs über sie scheint mir dasselbe zu gelten, was oben zu ζ 244 ff. gesagt wurde. Trotz seines Scharfsinnes war dem alexandrinischen Kritiker infolge der etwas gespreizten höfischen Etikette seiner Zeit das Verständnis für solche naive Äußerungen eines Fürsten im Homerischen Zeitalter völlig verloren gegangen; und er hält das bei dem Homerischen Fürsten für unmöglich, was die Etikette seiner Zeit allerdings einem Fürsten verwehrt hätte [1]). Uns aber darf es nicht allzusehr befremden, wenn sich dem um das Wohl seines Lieblingskindes väterlich besorgten Könige, dem die äußere Erscheinung des Odysseus mächtig imponiert — einem Gotte vergleicht er ihn ja η 199 — und der auch einen tiefen Blick in den Charakter des Helden thun durfte, wenn sich, sage ich, dem

[1]) Für die Art, wie vielfach Homerkritik geübt wird, ist eine Bemerkung zu η 304 ff. im Commentar von Fäsi-Hinrichs überaus kennzeichnend; und darum sei es hier gestattet, ein paar Worte darüber zu sprechen. Alkinoos hatte im unmittelbar Vorausgehenden η 299—301 unverhohlen sein Missfallen darüber geäußert, dass Nausikaa den Fremdling, der sich als Schutzflehender an sie gewendet hatte, nicht gleich selbst in die Stadt in ihres Vaters Haus geführt habe. Darauf erwidert nun Odysseus 303 ff.:

> *ἥρως, μή μοι τούνεκ' ἀμύμονα νείκεε κούρην·*
> *ἡ μὲν γάρ μ' ἐκέλευε σὺν ἀμφιπόλοισιν ἕπεσθαι,*
> *ἀλλ' ἐγὼ οὐκ ἔθελον δείσας αἰσχυνόμενός τε,*
> *μή πως καὶ σοὶ θυμὸς ἐπισκύσσαιτο ἰδόντι·*
> *δύσζηλοι γάρ τ' εἰμὲν ἐπὶ χθονὶ φῦλ' ἀνθρώπων.*

Der Held begegnet also jenem die Nausikaa treffenden Tadel des Alkinoos mit großer Geistesgegenwart und einem nicht zu verblüffenden weltmännischen Geschick und erweist sich in seiner Dankbarkeit gegen Nausikaa überaus zartfühlend. Denn natürlich sagt er hier eine Unwahrheit, weil er der Jungfrau, der er zu so tiefem Danke verpflichtet ist, auch den Schatten eines Vorwurfes seitens ihres Vaters ersparen will. Er nimmt also die ganze Schuld seines verspäteten Eintreffens auf sich und zieht es vor, zur Begründung seines Verhaltens eine Bemerkung zu machen, durch die möglichweise sich sogar der Fürst ein wenig beleidigt fühlen könnte (man vgl. in dessen Erwiderung vv. 309 und 310), als zuzulassen, dass Nausikaa irgend ein Vorwurf treffen sollte. Zu diesem ganz klaren Sachverhalte nun bemerkt der genannte Commentar: 'Man meint, um Nausikaa zu entschuldigen, stelle Odysseus die Sache so dar, als ob sie ihm wirklich die Weisung gegeben habe, mit den Mägden in die Stadt zu gehen. — Aber jene Absicht ist nirgends angedeutet'. — Das ist ein wahres Meisterstück in der Verkennung der klaren Absicht des Dichters, und es ist gar nicht ausgeschlossen, dass einmal ein Homerkritiker, hierauf weiterbauend, eine Verschmelzung zweier widersprechender Motive an dieser Stelle — verglichen mit ζ 295 ff. — annehmen werde.

fürstlichen Vater sein Herzenswunsch in so naiver Weise auf die Lippen drängt gleich einem lautgewordenen Gedanken. Alkinoos mochte sich ja gewiss seitens des Odysseus keines Korbes versehen, sondern musste damals annehmen, dass es dem Fremdling nicht allzuschwer fallen dürfte, die Hand der schönen und vielbegehrten Königstochter anzunehmen. Hier ist demnach alles, so viel ich sehe, in trefflichster Ordnung, und man thut unrecht, einen Anstoß herausfinden zu wollen.

Im unmittelbar Folgenden hat sich Christ durch den Vorgang Kammers 'Die Einheit der Odyssee', p. 444 f., bestimmen lassen, eine von v. 317 *ὄφρ' ἐὺ εἰδῇς* bis *γαλήνην* v. 319 reichende Interpolation anzunehmen aus nicht zureichenden Gründen und mit Herbeiführung eines, wie Ameis-Hentze (Anh. z. d. St.) mit Recht bemerkt, nicht befriedigenden Gedankenzusammenhanges. Scheindler, Wotke, Stolz thaten gut daran, hier nichts zu ändern.

Im VIII. Gesange werden die beiden Verse 65 und 66

τῷ δ' ἄρα Ποντόνοος θῆκε θρόνον ἀργυρόηλον
μέσσῳ δαιτυμόνων, πρὸς κίονα μακρὸν ἐρείσας

von Christ ausgeschieden, was nicht gebilligt werden kann. Denn die Verse sind bedeutsam. Es ist nicht gleichgiltig, dass dem Sänger der Ehrenplatz mitten unter den schmausenden Fürsten angewiesen wird; dieser Platz wurde aber auch aus akustischen Gründen gewählt, damit der Sänger von allen Seiten gleich gut gehört werde. Zugleich wird durch die ganz überflüssige Streichung jener Verse eine gewisse Störung des Zusammenhanges hervorgerufen, indem dann infolge des Ausfalls des Subjectes *Ποντόνοος* der Hörer oder Leser sich nicht sofort das richtige Subject zu *κρέμασεν* (v. 67) ergänzt, das erst beträchtlich später nachhinkt (v. 69). Man wende nicht ein, dass es sinnlos wäre, zu *κρέμασεν* ein anderes Subject zu ergänzen als *κῆρυξ*! Es entsteht doch bei Lesung des verstümmelten Textes ein Augenblick der Unsicherheit und des Schwankens, der vermieden würde, wenn nicht zwei sinngemäße Verse im Texte fehlten.

Ebenda werden die Verse 83 ff.

αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς
πορφύρεον μέγα φᾶρος ἑλὼν χερσὶ στιβαρῇσι
κὰκ κεφαλῆς εἴρυσσε, κάλυψε δὲ καλὰ πρόσωπα.

von Pauly-Wotke getilgt, offenbar weil Kirchhoff und andere Kritiker hier einen Zusatz zu erkennen glaubten. Allein selbst wenn die Bedenken gegen diese Verse weit begründeter wären, als sie es nach meinem Dafürhalten thatsächlich sind, so wäre es aus einem sehr wichtigen Grunde doch zu widerrathen, sie aus einer Schulausgabe der Odyssee auszuscheiden, weil ja bekanntlich eine zweifellose Nachahmung dieser Stelle in Schillers 'Graf von Habsburg' vorliegt:

Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.

Hingegen könnten die Verse 124 f.:

ὅσσον τ' ἐν νειῷ οὖρον πέλει ἡμιόνοιιν,
τόσσον ὑπεκπροθέων λαοὺς ἵκεθ', οἱ δὲ λίποντο.

nach meinem Dafürhalten ohne jedes Bedenken aus dem Schultexte ausgeschieden werden, nicht etwa weil gegen deren Echtheit irgend ein Zweifel obwaltet, sondern weil sie wirklich für den Sinn ziemlich belanglos sind. Zur besseren Veranschaulichung der Weite des Vorsprungs trägt das Gleichnis, das die Verse enthalten, nicht im geringsten bei, weil der moderne Leser für den zum Vergleich herangezogenen Vorgang kaum irgend ein Verständnis besitzen dürfte.

Ebenda werden von Christ und Stolz, nicht von Scheindler und Wotke aus der Herausforderung zum Wettkampf, die Laodamas an Odysseus richtet, zwei sehr hübsche Verse gestrichen, die eine wenn auch vielleicht etwas übertriebene, so doch echt griechische Lobpreisung turnerischer Kraft und Geschicklichkeit enthalten und darum jedenfalls von Interesse sind. Sie lauten:

v. 147 *οὐ μὲν γὰρ μεῖζον κλέος ἀνέρος, ὄφρα κεν ἦσιν,*
ἢ ὅ τι ποσσίν τε ῥέξῃ καὶ χερσὶν ἑῇσιν.

Auch v. 164

κερδέων θ' ἁρπαλέων (näml. *ἐπίσκοπος*), *οὐδ' ἀθλητῆρι ἔοικας*

wird von Christ allein ausgeschieden zum Schaden des Gedankens, der gerade durch jenes *κερδέων ἁρπαλέων* in scharf beleidigender Weise — dem Sinne entsprechend — fortgeführt wird und in den Worten *οὐδ' ἀθλητῆρι ἔοικας* einen sehr nachdrücklichen Abschluss erhält.

Weiter vermag ich keinen zureichenden Grund dafür zu erkennen, weshalb v. 200 bei Christ (nicht bei Scheindler und Wotke) gestrichen und der folgende Vers, in welchem jenes *κουφότερον* dem Sinne sehr angemessen ist (vgl. Ameis-Hentze, Anh. z. d. St.), in ziemlich gewaltsamer Weise umgemodelt wurde. Freilich geht hier Stolz noch viel weiter, indem er die ganze Stelle vv. 193—200 tilgt, da er nach Scotland die Art, wie Athene 'hier bei den Haaren herbeigezogen wird', höchst anstößig findet. 'Natürlich musste dann', wie Stolz (Krit. u. erläut. Bemerk. zu meiner Odyssee-Epitome S. 18) bemerkt, 'auch v. 201 *κουφότερον* in *γηθήσας* geändert werden'. Da erhebt sich aber denn doch die Frage, ob diese Art der Homerkritik nicht dem subjectiven Belieben zu großen Spielraum gestattet und förmlich den Boden unter den Füßen verliert. In eine Schulausgabe des Homer möchte man jedenfalls die Resultate dieser Homerkritik lieber nicht hineingetragen sehen.

Aus den Versen, in welchen Alkinoos die besondere Tüchtigkeit seines Volkes preist, wird nach den Worten *ὅσσον περιγιγνόμεθ' ἄλλων* (v. 252) der nun folgende Vers

ναυτιλίῃ καὶ ποσσὶ καὶ ὀρχηστυῖ καὶ ἀοιδῇ

höchst bedauerlicherweise von Christ gestrichen. Es ist dies ein Vers, wie man sich ihn gern bilden möchte, wenn er nicht vorhanden wäre, da er, als ein Memorialvers par excellence in trefflicher Bündigkeit die Künste der Phäaken zusammenfasst und das besagt, worauf sich eben jenes *περιγιγνόμεθα* v. 252 bezieht. Da ist doch wahrlich die Ersparnis eines einzigen Verses theuer bezahlt.

Auch die Entfernung der Verse 474—483 aus dem Homertexte bei Christ kann den Beifall der Freunde der homerischen Dichtung schwerlich finden. Die naive Ehrung, die der Sänger seitens des Odysseus dadurch erfährt, dass dieser ihm ein besonders schönes Stück des ihm selbst vorgesetzten Bratens durch den Herold mit artigen Worten überreichen lässt, und die Freude, die dann der Sänger ob dieser Auszeichnung empfindet, sind frische und charakteristische Züge der Dichtung, die auf Schonung hätten Anspruch machen dürfen.

Unbedenklich möchte ich auch die Streichung der Verse 526 bis 530, die Christ allein, abweichend von den übrigen Schulausgaben, vornimmt, als einen Missgriff bezeichnen. Das schöne und rührende Gleichnis, das der Dichter, in bekannter Weise über das unmittelbare Bedürfnis des Vergleiches hinausgehend, mit epischer Fülle ausmalt, wird durch die Tilgung jener Verse unbarmherzig zugestutzt, und Christ erweist sich durch ein solches Verfahren nicht gerade als ein Hüter Homerischer Eigenart.

Ich bin am Ende dessen angelangt, was ich mir zu erörtern vorgesetzt hatte. Ich habe mich bemüht, darzulegen, dass die Art, wie in einer an österreichischen Gymnasien sehr verbreiteten Ausgabe der Homerischen Gedichte sei es die Homerische Frage in den Bereich der Schule gezogen wird, sei es bei der Gestaltung des Textes verfahren wird, für die Dichtung und somit auch für die Zwecke der Schule wenig förderlich sei. Es bedarf wohl nicht erst einer neuerlichen Hervorhebung, dass nur das Interesse der Schule an einem so wertvollen Gute, wie es die Lectüre der Homerischen Gedichte, Gott sei Dank, für unsere Gymnasien noch ist, mich bei den voranstehenden Ausführungen geleitet hat, und ich würde nur recht von Herzen wünschen, dass meine Bemerkungen nicht auf einen ganz unfruchtbaren Boden fallen möchten.

Wien. Alois Kornitzer.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Homerische Gestalten und Gestaltungen von Adolf Roemer. Erlangen 1901. 20 SS. Preis 80 h.

Der Verf. geht von dem aristotelischen Zweifel aus, ob Homer seine Dichtungen *διὰ τέχνην* oder *διὰ φύσιν* geschaffen, d. h. ob er den Stoff dazu bereits so, wie er ihn darstellt, vorgefunden, oder aus sich heraus gestaltet habe, und entscheidet sich auf Grund einzelner besonders hervorragender Fälle für das letztere — und mit Recht. Denn nicht das, was uns der Dichter erzählt, sondern wie er es erzählt, ist das, was uns so fesselt, und die herrlichen Schilderungen und Gleichnisse waren sicherlich nicht in der den beiden Gedichten zugrunde liegenden Sage enthalten. Ist es nicht reizend, wenn Odysseus die Dienerinnen der Nausikaa „Fräulein" heißt und diese es dann ihrer Herrin erzählen (ζ 222), oder wenn Nausikaa, als sie den von Schönheit strahlenden Odysseus erblickt, sich zu dem Ausruf hinreißen lässt „wenn ich doch einen solchen Gatten hätte" (ζ 244) und dann, als sie merkt, dass sie sich vergessen hat, schnell abbricht „aber ihr Mägde gebt dem Fremdling Speise und Trank"? Daran hat freilich Aristarch Anstoß genommen, aber das spricht durchaus nicht zu seinen Gunsten. Was für ein Kenner des weiblichen Herzens muss doch Homer gewesen sein, wenn er der Penelope, als Antinoos sich dagegen wehrt, dem Bettler den Bogen zu übergeben, die Worte in den Mund legt (φ 312) „fürchtest Du vielleicht, wenn der Fremdling den Bogen des Odysseus spannt, dass er mich dann heimführen und zu seiner Gattin machen werde? Das bildet er sich nicht einmal selbst ein, und deshalb braucht sich keiner von Euch einen Kummer zu machen, weil sich ja so etwas gar nicht schickt." Dass Hektor von Andromache Abschied nimmt, mag die Sage überliefert haben, aber wie das geschildert wird, das ist des Dichters ureigenes und unübertroffenes Werk.

Man könnte übrigens auch auf gegentheilige Stellen hinweisen, die zeigen, dass in unserem Homer durchaus nicht alles,

was glänzt, Gold ist. Dass Odysseus unerkannt von allen nach Ithaka zurückkehrte und als Bettler verkleidet sein Haus aufsuchte, um von allem genau unterrichtet und auf alles vorbereitet desto sicherer das Rachewerk vollbringen zu können, war in der Sage vom *νόστος* des Helden überliefert, ebenso dass er die Beschimpfungen der Freier und ihres Anhanges, um sich nicht zu verrathen, mit Stillschweigen ertrug, und daran musste auch der Dichter sich halten. So lesen wir

β 174 *φῆν κακὰ πολλὰ παθόντ', ὀλέσαντ' ἄπο πάντας ἑταίρους,*
ἄγνωστον πάντεσσιν ἐεικοστῷ ἐνιαυτῷ
οἴκαδ' ἐλεύσεσθαι.

ω 156 *τὸν δὲ συβώτης ἦγε κακὰ χροῒ εἵματ' ἔχοντα.*
159 *οὐδέ τις ἡμείων δύνατο γνῶναι τὸν ἐόντα·*
161 *ἀλλ' ἔπεσίν τε κακοῖσιν ἐνίσσομεν ἠδὲ βολῇσιν.*
αὐτὰρ ὃ τέως μὲν ἐτόλμα ἐνὶ μεγάροισιν ἑοῖσι
βαλλόμενος καὶ ἐνισσόμενος τετληότι θυμῷ.

ν 308 *μηδέ τῳ ἐκφάσθαι μήτ' ἀνδρῶν μήτε γυναικῶν*
πάντων, οὕνεκ' ἄρ' ἦλθες ἀλώμενος, ἀλλὰ σιωπῇ
πάσχειν ἄλγεα πολλὰ βίας ὑποδέγμενος ἀνδρῶν.

π 274 *εἰ δέ μ' ἀτιμήσουσι δόμον κάτα, σὸν δὲ φίλον κῆρ*
τετλάτω ἐν στήθεσσι κακῶς πάσχοντος ἐμεῖο·
ἤν περ καὶ διὰ δῶμα ποδῶν ἕλκωσι θύραζε
ἢ βέλεσιν βάλλωσι, σὺ δ' εἰσορόων ἀνέχεσθαι·
ἀλλ' ἤ τοι παύεσθαι ἀνωγέμεν ἀφροσυνάων.
300 *μή τις ἔπειτ' Ὀδυσῆος ἀκουσάτω ἔνδον ἐόντος,*
μήτ' οὖν Λαέρτης ἴστω τό γε μήτε συβώτης
μήτε τις οἰκήων μήτ' αὐτὴ Πηνελοπεία.

In diesen Versen ist dem Odysseus und seinem Sohn ihr Verhalten gegenüber ihren Angehörigen sowie den Freiern genau vorgezeichnet, und in Wirklichkeit richten sie sich auch größtentheils danach. Es stimmt damit das Verhalten des Odysseus dem Melanthios gegenüber (ϱ 233—238), sein Zusammentreffen mit dem treuen Hund Argos (ϱ 300 ff.), sein erstes Auftreten im Palast, besonders die Ruhe, mit der er die Misshandlung von Seiten des Antinoos erträgt (ϱ 462—465), wobei indes nicht verschwiegen werden soll, dass Odysseus mit den Worten, die er nachher an die Freier richtet (468—476), besonders mit den beiden letzten Versen, aus seiner Rolle fällt, und dass diese auch mit V. 465 *ἀλλ' ἀκέων κίνησε κάρη κακὰ βυσσοδομεύων* (vgl. 491, υ 184) nicht in Einklang stehen. Auch dem Bettler Iros gegenüber beobachtet er alle Vorsicht; denn nicht nur stellt er sich anfangs verzagt (σ 52 ff.), sondern entschließt sich auch nach kurzer Überlegung (90—94) demselben nur einen gelinden Schlag zu versetzen, *ἵνα μή μιν ἐπιφρασσαίατ' Ἀχαιοί.* Die Melantho (σ 337—339, τ 70 ff.), welche ihn beschimpft, weist er nur mit Worten zurecht, und dem Melanthios (υ 183, 184) sowie dem Ktesippos (υ 300 ff.) erwidert er gar nichts, während er die Eurykleia, welche ihn erkannt hat, mit schrecklicher Drohung zum Schweigen nöthigt (τ 482—490).

Ganz anders ist sein Benehmen gegenüber dem Eurymachos: da hat den Vielklugen seine Klugheit im Stich gelassen. Nachdem dieser den Odysseus zuerst wegen seines Kehlkopfes verspottet hatte, macht er ihm den Antrag, ihn gegen Lohn als Knecht aufzunehmen, setzt aber gleich hinzu: „da Du nichts Ordentliches gelernt hast, wirst Du lieber betteln wollen, um Deinen unersättlichen Magen zu füllen" (σ 349 ff.). Darauf entgegnet nun Odysseus: „Eurymachos, wenn es zwischen uns beiden zum Wettstreit in der Feldarbeit käme, dann solltest Du mich bei der Arbeit sehen, und wenn heute ein Krieg ausbräche, dann solltest Du mich in der vordersten Reihe kämpfen sehen, Du würdest mir dann meinen hungrigen Magen nicht vorwerfen". Bis dahin ist die Antwort noch erträglich; aber Odysseus fährt fort: „Du aber bist sehr hochmüthig und unfreundlich und bildest Dir ein, wer weiß wie groß und stark zu sein, weil Du nur mit wenigen und nicht tüchtigen Leuten zusammen bist. Wenn aber Odysseus heimkäme, dann würde Dir die Thüre, so breit sie auch ist, für die Flucht hinaus viel zu enge sein". Das ist nicht nur herausfordernd und für alle Freier überaus beleidigend, sondern auch sehr unklug geredet, da sie am wenigsten von dieser Seite an Odysseus erinnert werden dürfen. Das ist von einem Dichter hinzugefügt, der den echten noch übertrumpfen wollte.

Weil ich schon dabei bin, will ich gleich noch etwas anderes erwähnen. Schon in den ersten acht Büchern (IX—XII kommen nicht in Betracht) nimmt der Dichter die Göttin Athene stark in Anspruch[1]). Nach dem, was im XIII. bis XXIV. Buche erzählt wird, könnte sie schon beinahe ihren ständigen Aufenthalt auf Ithaka genommen haben, so vielfach ist sie dort beschäftigt. ν 189—440 tritt sie dem Odysseus als Hirtenknabe entgegen, nimmt dann ihre wahre Gestalt an, gibt ihm die nöthigen Weisungen und verwandelt ihn in einen Bettler. ο 1 ff. finden wir sie in Lakedaimon, wo sie den Telemach zur Rückkehr veranlasst. π 155 ff. führt sie die Erkennung zwischen Vater und Sohn herbei und gibt 454 ff. dem Odysseus seine Bettlergestalt wieder. ρ 360 und σ 69 geht sie zu Odysseus (ἄγχι παρισταμένη) in den Palast; σ 155 hindert sie den Amphinomos, sich in Sicherheit zu bringen; 187 gibt sie der Penelope ein schönes Aussehen; 346 reizt sie die Freier zu neuen Beleidigungen. τ 2 und 33 leuchtet sie beim Fortschaffen der Waffen; 479 macht sie, dass Penelope den Zwischenfall beim Fußwaschen nicht bemerkt; 608 versenkt

[1]) α 44 ff. 96—320. β 12. 267—295. 382—392. 394 ff. 416—γ 372. δ 795—839. ε 5 ff. 382. 498. ζ 2. 229. η 14 ff. ϑ 7 ff. 193. Nachdem die Göttin die Heimkehr des Helden bei Zeus durchgesetzt hatte, finden wir sie überall, wo es gilt, diesem oder seinem Sohne hilfreich an die Hand zu gehen, in Ithaka, in Pylos, auf dem Meere, in Scheria, und zwar in allerlei Gestalten (vgl. ν 314), als Mentor, als Traumbild, als junges Mädchen, als Herold, als Phaiake.

sie dieselbe in Schlaf. υ 30 kommt sie vom Himmel, um dem Odysseus Muth zu machen und ihn einzuschläfern; 284 veranlasst sie den Ktesippos, mit dem Kuhfuß nach Odysseus zu werfen. φ 1 gibt sie der Penelope den Gedanken ein, die Freier zum Bogenwettkampf aufzufordern, 357 schläfert sie sie abermals ein. χ 305 hilft sie dem Odysseus im Kampf gegen die Freier; ψ 156 gibt sie dem Odysseus ein schönes Aussehen, verlängert 242 die Nacht und führt 371 diesen nebst seinen Leuten im Dunkel aus der Stadt. ω 267 verjüngt sie den Laertes und, nachdem sie 487 ff. dem Odysseus im Kampf gegen den Anhang der Freier Beistand geleistet und darauf Frieden gestiftet hat, kommt sie schließlich zur Ruhe. Das ist selbst für eine Göttin zu viel, während Zeus nur durch dreimaliges Donnern (υ 102, φ 413, ω 539) in Anspruch genommen wird.

Den Versuch, die Arbeit des Dichtens auf ihre Quellen zu prüfen, gibt der Verf. mit Recht auf, weist aber auf gewisse Momente hin, die es wahrscheinlich machen sollen, dass der Dichter die einzelnen Vorkommnisse so darstellt, wie er sie eben braucht, so z. B. dass die Hunde des Eumaios nicht bei den Herden waren, zu denen sie gehörten, sondern diesmal im Gehöfte, wo sie der Dichter nöthig hat, um Herrn und Diener zusammenzuführen.

Völlig im Dunkeln sind wir über die Persönlichkeit der Interpolatoren: das wenige, was uns diesbezüglich überliefert ist, habe ich Homerische Textkritik S. 12 ff. zusammengestellt, vgl. Roemer S. 16.

Zu unserer Schrift, die ich mit großem Interesse gelesen, habe ich nur noch zwei kleine Bemerkungen zu machen. Es heißt nämlich S. 1: „Commentatoren, welche an solchen Stellen stillschweigend vorübergehen, sprechen sich selbst das Urtheil". Aber das thun ja alle, und mit Recht; denn die Schüler, für welche die Commentare doch wohl zumeist bestimmt sind, auf solcherlei aufmerksam zu machen, das muss einzig dem Lehrer überlassen bleiben, welchem man sonst die Freude am Unterricht verleiden würde.

Auch dem, was S. 14, A. 5 über ι 339 ἤ τι ὀισάμενος bemerkt wird, kann ich nicht beipflichten. Der Verf. möchte nämlich τι in τὸ geändert wissen, so dass sich der Sinn ergäbe „sei es, dass er von sich aus daraufkam". Diese oder eine ähnliche Bedeutung von ὀίομαι aber findet sich im Homer an keiner Stelle und, wenn der Dichter das hätte sagen wollen, so würde er sich wohl anders ausgedrückt haben. Die Berechtigung zu dieser Änderung soll die Variante τοι, welche Nauck aus Plutarch Coriol. 32 mitgetheilt hat, erweisen. Jedenfalls wäre es besser gewesen, die gleiche Variante aus zwei Handschriften (AQ) als Beweis anzuführen; denn die Citate Plutarchs haben für die Textkritik keinen Wert. Aber ursprüngliches τὸ wäre niemals in τοι,

sondern nur in τό γ' geändert worden, während τι und τοι constant in den Handschriften verwechselt werden, wovon mein Index zur Odyssee II, S. 351 nicht weniger als 47 Fälle aufzählt. Ich übersetze „sei es, dass ihm ein Verdacht aufgestiegen war" und erkläre es mir so, dass der Kyklop fürchten mochte, den Böcken könnte während der Nacht etwas geschehen. Dass der Dichter die Handlungsweise des Kyklopen motiviert, da dieser etwas Außergewöhnliches thut [1]), wofür ein Grund vorhanden sein muss, versteht sich von selbst; denn der Homerische Mensch kennt keinen Zufall, und wenn etwas Besonderes sich ereignet, so ist es entweder beabsichtigt, oder ein Gott hat es veranlasst. So ist es nicht Sache des Achill, das Heer zur Versammlung zu berufen: wenn er es einmal in einem dringenden Ausnahmsfall thut (A 54), weil der Oberkönig es unterlassen hat, so ist der Dichter genöthigt, es zu begründen: *τῷ γὰρ ἐπὶ φρεσὶ θῆκε θεὰ λευκώλενος Ἥρη· κήδετο γὰρ Δαναῶν.* Besonders merkwürdig ist ein zweiter Fall. Penelope theilt dem Odysseus mit, dass sie beabsichtige, die Freier zum Bogenwettkampf aufzufordern (τ 570 ff.) und wird von ihm noch eigens in dieser Absicht bestärkt (584); trotzdem heißt es φ 1 *τῇ δ' ἄρ' ἐπὶ φρεσὶ θῆκε θεὰ γλαυκῶπις Ἀθήνη — τόξον μνηστῆρεσσι θέμεν.*

Linz-Urfahr. J. La Roche.

H. A. Hamilton, The negative compounds in Greek. A dissertation etc. Baltimore 1899. 62 SS.

Diese als Dissertation bei der Johns Hopkins University eingereichte Monographie ist ein Seitenstück zu der umfangreichen Abhandlung von F. Knauer in Kuhns Ztschr. 27, 1 ff. („Betonung der Composita mit a privativum im Sanskrit") und des Programmaufsatzes von F. L. Vicol (Suczawa 1890), in welchem die mit dem verneinenden Präfix *in-* zusammengesetzten Bildungen des Lateinischen behandelt sind. Nur muss bemerkt werden, dass der Verf. unserer Dissertation keine ausführliche Sammlung der 'negative compounds' beigebracht, sondern sich die Aufgabe gestellt hat, die formale Seite, nämlich die Gestalt des Präfixes, die Eintheilung der Composita dieser Art, wobei er die Ausführungen von L. Schröder, Über die formelle Unterscheidung der Redetheile, S. X, 283, 287 und die von Brugmann, Griech. Gramm.[3] § 153, 159 zugrunde gelegt hat, die Grenzen des Gebrauchs des privativen Präfixes, die hervorragendsten Arten der negativen Composita,

---

[1]) Richtig zu stellen ist die Bemerkung auf S. 14: „Bisher hat er uns immer erzählt, dass Polyphem regelmäßig jeden Abend die Böcke außerhalb der Höhle ließ". Da aber Odysseus sich nur zwei Tage in der Höhle befand, so konnte es auch der Dichter nicht öfter als einmal (ι 238) erzählen.

ihre Ersetzung durch andere Zusammensetzungen (Eindringen von οὐ, Composita mit δυσ-, κακο-, mit den Präpositionen ἀπο- und ἐξ-, mit φυγο-, λιπο- u. a.), ihre Bedeutung, ihr verschiedenes Verhalten gegenüber den einzelnen Stilarten, endlich ihr geschichtliches Vorkommen in drei statistischen Tabellen mit angefügter ausführlicher erläuternder Erklärung zu behandeln.

Hinsichtlich der formalen Seite des Präfixes wäre nur das eine zu bemerken, dass über die Form νη- dor. νᾱ-, über welche der Verf. unserer Dissertation S. 10 f. auf Grund der früheren Darstellungen gehandelt und daher auch keinen Anstand genommen hat, eine Grundform *n̥̄- des Präfixes anzusetzen, jetzt die gewiss richtige Auffassung Brugmann (Ber. d. phil.-hist. Classe d. kgl. sächs. Ges. d. Wiss. 1901, 102 f.) ermittelt hat. Darnach ist nicht zu bezweifeln, dass es ein indogermanisches *nē- als verneinendes Präfix überhaupt nicht gegeben hat, sondern nur *nĕ-, vgl. lat. *nĕ-scius, nĕ-fandus,* während die Form νη-, νᾱ- (nur in νᾱ-ποινος) erst in der Zusammensetzung entsprungen ist und sich über die ursprüngliche Sphäre durch Analogie ausgebreitet hat. Sie beruht auf Contraction des *ĕ* von idg. *nĕ-* mit folgendem anlautenden *e* oder *a*, woraus idg. **nē- *nā-*, ion. νη- (aber dor. im zweiten Falle νᾱ-) sich ergeben musste, da bekanntlich nach den Ermittlungen Wackernagels das Product der Contraction in der Fuge der Nominalcomposita die Färbung des zweiten Vocals annehmen musste. Die Einzelheiten der Ausbreitung der Form νη- mag man bei Brugmann a. a. O. nachlesen.

Es ist mit Dank anzuerkennen, dass durch die vorliegende Arbeit eine Lücke in der griechischen Wortgeschichte ausgefüllt wird. Besonderes Interesse verdienen die Abschnitte, in welchen über das Vorkommen dieser negativen Composita in den einzelnen Literaturgattungen und in Satz- und Wortfiguren gehandelt wird.

Innsbruck. Fr. Stolz.

On Principles and Methods in Latin Syntax. By E. P. Morris, Professor of Latin in Yale University. New York, Scribners Sons; London, Edward Arnold 1901. 8°, XI u. 231 SS. Preis $ 2.

In der Form von Einzeluntersuchungen, die nicht abschließen, sondern nur anregen wollen, bietet M. im vorliegenden Buche eine Reihe von Betrachtungen über die Principien der lateinischen Syntax, deren weitreichende Bedeutung ein eingehenderes Referat rechtfertigen dürfte. — C. I. Einleitung und historische Bemerkungen. S. 1—35. Hier behandelt M. kritisierend die Methoden, welche seit der Mitte des 19. Jahrhunderts das Gebiet der lateinischen Syntax nach- oder nebeneinander beherrschten. Wenn M. hiebei die Casuslehre im allgemeinen, doch nicht durch-

wegs ausschließt, so wird ihm hieraus kaum jemand einen Vorwurf machen. Es sei nur darauf hingewiesen, dass er hier H. Hübschmanns Buch, Zur Casuslehre, München 1875, S. 4—146 für seine Zwecke hätte ausnützen können: neue Theorien sind auf diesem Gebiete seit Hübschmann nicht aufgestellt worden. — Die Behauptung, dass in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die lateinische Syntax nur den praktischen Zwecken des Unterrichtes diente, ist zwar an sich richtig, ist aber doch vor Missverständnissen zu schützen. In älterer Zeit, wo der philologische Unterricht noch nicht wie heutzutage mit allerlei Allotria belastet war, stand die Grammatik im Mittelpunkte des Sprachunterrichtes. Nicht dürftige Compendien, sondern streng wissenschaftliche Sprachwerke, die selbständig forschende Gelehrte zu ihren Verff. hatten, waren in den Händen der Schüler. Dahin gehören namentlich die Arbeiten von Billroth (1832 und 1834) und Aug. Grotefend (1829 f.), die zum Theil bereits zu leisten suchen, was M. fordert, rationelle Erklärung der syntaktischen Thatsachen. Dass im allgemeinen jedoch, wie M. behauptet, damals die Syntax unter dem Einflusse der Logik stand, ist richtig, nur sollte bemerkt sein, dass diese Erscheinung auf Gottfried Hermann zurückzuführen ist, der, angeregt durch die Kant'sche Philosophie, die Grammatik als Sache philosophischen Denkens hingestellt und die logischen Kategorien als die Grundnormen jeder Grammatik bezeichnet hat. Besonders bemerklich macht sich die Wirkung der Kant-Hermann'schen Schule bei Reisig, O. Schulz, Billroth und Reuscher.

Mit L. Langes Vortrag auf der Philologenversammlung in Göttingen 1852 (Verhandlungen S. 96—165) beginnt M. mit Recht die Darstellung der in die Syntax eingeführten wissenschaftlichen Methoden. Holtze, Draeger und Kühner nennt er noch als Vertreter der logischen und descriptiven Syntax, Curtius habe aber bereits auf Lübbert eingewirkt, welcher als erster Syntaktiker zu nennen sei, der bei Erklärung einer syntaktischen Erscheinung von der Form ausgegangen sei. Die psychologische Sprachbetrachtung, von Steinthal 1855 angeregt, wurde praktisch durchgeführt von Delbrück in seinem 'Conjunctiv und Optativ' (1871), an dessen Vorgange M. bei aller Anerkennung scharfe Kritik übt. Nachdem M. noch auf die Amerikaner Hale, Bennett und Elmer hingewiesen, die unter dem Einflusse Delbrücks gearbeitet haben, wendet er sich gegen die Art, wie die Resultate der vergleichenden Grammatik in der lateinischen Syntax verwertet werden. Er tadelt insbesonders das Bestreben, Functionen im Lateinischen entdecken zu wollen, die sich in das Indogermanische zurückverfolgen ließen. 'Das unausbleibliche Ergebnis ist die Ablenkung des Interesses von der eigentlichen Arbeit der lateinischen Syntax'. — Nach M. stehen im Grunde auch Dittmars 'Studien', an denen der Versuch einer formalen Classification bemerkenswert ist, zum Theil auch Dahls 'Partikel *ut*' unter Delbrücks Führerschaft.

Die Wirkungen der verfeinerten Methode der neueren Phonetik, die auf die Behandlung syntaktischer Fragen übertragen wurde, lassen sich nach M. an Ziemers 'Streifzügen' (1882), die Anschauungen der allgemeinen Linguistik, die bei Paul vertreten sind, an Gutjahr-Probsts 'Beiträgen' (1883—1888), die erweiterte Aufgabe der Semasiologie, die zum Theil mit der Syntax zusammenfällt, an dem Werke von Ries 'Was ist Syntax?' (1894) beleuchten. Diese Darstellung ist insofern nicht ganz zutreffend, als Ziemer selbst in der Philol. Rundschau 1882, S. 1503 ausdrücklich erklärt, dass sein Buch nur als Ergänzung der Paul'schen 'Principien', wo die Syntax fast ganz beiseite gelassen ist, gelten will, so dass es von diesen nicht getrennt beurtheilt werden sollte. — Die Arbeiten von Blase, Schmalz und Wölfflin (dessen 'Archiv' mit eingeschlossen) rechnet M. zur descriptiven und historischen Grammatik. Was ihm an der Methode dieser Gelehrten — nur um Methoden handelt es sich ihm, nicht um die erreichten Resultate — zu mangeln scheint, ergibt sich aus den folgenden Auseinandersetzungen. Vorläufig sei nur die für des Verf.s Grundanschauung charakteristische Bemerkung S. 15 wiedergegeben: 'Die griechische und die lateinische Syntax hat sprachliche Processe zu studieren und Gesetze aufzustellen; sie hat in erster Linie psychologisch und linguistisch vorzugehen und erst in zweiter Linie historisch.'

C. II. Über Gruppierung von Begriffen. S. 36—47. 'Die Syntax beansprucht als ihr besonderes Gebiet nach der psychologischen Seite nur die Behandlung solcher Begriffe, welche in der Combination von Redetheilen und durch dieselbe ihren Ausdruck finden, und die Grundfrage der Syntax ist die nach der Natur solcher Begriffe. Verständlich wird diese Aufgabe der Syntax, wenn wir vor allem den geistigen Process verfolgen, welcher dem sprachlichen Ausdrucke von Wortgruppen vorangeht, ihn begleitet und ihm nachfolgt.' Die leitenden Grundsätze für die Betrachtung syntaktischer Erscheinungen sind nach den Ausführungen des Verf.s am Schlusse des Abschnittes im wesentlichen folgende: 1. Die Einheit einer Begriffsgruppe wird nicht etwa durch den Act, durch welchen sie in Worten ausgedrückt wird, erzeugt, noch ist sie das Ergebnis der Zusammenstellung von Redetheilen; sie geht vielmehr dem sprachlichen Ausdruck voran und ist ein von dem Gedanken unzertrennliches Element. Überhaupt, will man die Entstehung syntaktischer Ausdrucksweisen verfolgen, so halte man vor allem fest, dass alles, was zum Ausdruck kommt, vorerst dem Gedanken angehört und mit einem gewissen Grade von Klarheit gefühlt wird, bevor es irgend eine Art von Ausdruck finden kann. 2. Die Thatsache, dass jeder Begriff nur um der Gruppe willen existiert, dass der Sprechende bemüht ist, den Gruppenbegriff zum Ausdruck zu bringen, macht es ihm möglich, die Worte mit großer Freiheit zu gebrauchen: die Bedeutungen bedürfen nicht

der Präcision, weil sie durch die anderen Begriffe der Gruppe bestimmt sind. Dies gilt ebensowohl für die Flexionsformen wie für die Redetheile an sich. Die ihnen scheinbar innewohnende Präcision verdanken sie oft nur der Gruppe, und sie können daher strenge genommen grammatisch nur erklärt werden, wenn die mitbestimmende Umgebung vollkommen in Rechnung kommt. 8. Die Syntax wird in der Regel behandelt, als ob nur die Flexion, nicht auch die Wortbedeutung in Betracht zu ziehen wäre: und doch wird beispielsweise zum Ausdruck einer zeitlichen Beziehung sich zunächst ein Zeitbegriff sich eignen: *die*. Über die Wichtigkeit der Wortbedeutung s. C. IV und IX. — Die M. in diesem Abschnitte berührte Semasiologie der Wortgruppen veranlasst den Ref. auf V. Hölzer, Beiträge zu einer Theorie der latein. Semasiologie, Berlin 1889 hinzuweisen, dessen Forderung, in semasiologischen Untersuchungen von Vorstellungsreihen auszugehen, durch M. zu Ehren kommt. So hatte denn Ref. vollkommen Recht, als er Hölzers Theorie gegen Heerdegens ablehnende Haltung mit der Bemerkung in Schutz nahm, 'dass wir alle Ursache haben, in semasiologischen Grundfragen uns derzeit noch zuwartend zu verhalten': s. diese Zts. 1890, S. 786.

C. III. Über die Mittel, durch welche die Sprache Beziehungen zum Ausdruck bringt. S. 48—62. Nebst dem musikalischen Elemente — Wechsel des Tones, Pausen —, welches vor allem der gesprochenen Sprache eigen ist, kommen hier in Betracht: Flexion, einzelne Redetheile und Gruppierung von Worten. Bezüglich der lateinischen Flexion weist M. im einzelnen nach, wie wenig Regel und System ihr zugrunde liegt. Dass die verbalen Flexionsendungen noch nicht in allgemein anerkannter Weise erklärt sind, wird berührt und dann auf die Perfectformen eingegangen, die weder nach Form noch nach Bedeutung etwas 'Systematisches' zeigen: vgl. *cecidi*, *veni*, *dixi*, *amavi*. Weiter zeige der Conjunctiv zwei verschiedene Formationen *dicam* und *amem* ohne Unterschied der Bedeutung. Ähnliche Betrachtungen beziehen sich auf die Wortbildung, die nominale Flexion und die Comparationsbildungen, wie *melior* und *optimus*, welche eigentlich keine Steigerungsformen zu *bonus* seien. M. nennt solches Systemlosigkeit, von der die Syntaktiker Kenntnis zu nehmen hätten.

Das Material zum Ausdrucke der Beziehung mittels einzelner Redetheile sei ebenfalls mannigfachen Ursprunges. Die Conjunctionen leiten sich theils von Verbalformen ab wie *licet*, *vel*, theils von Nominibus wie *modo*, theils von Adjectiven wie *vero*, *ceterum*, theils von Fürwörtern wie *quippe*, *quin*, *quod*, *quom*. Ähnlich stehe es mit den Präpositionen.

Die für die Syntax bedeutsame Wortgruppierung sei diejenige, welche die Worte so zusammenstelle, dass sie als Einheit vom Hörer und Sprecher gefühlt werde. Die beste Beleuchtung

böten eigenartige Wendungen wie *ut ita dicam, quod sciam, quid faciam?* In solchen kurzen Phrasen haben die einzelnen Worte ihre Bedeutung theilweise verloren, und es habe eine Art Composition platzgegriffen, infolge deren die Phrase zum Ausdruck eines einzigen Gedankens diene, ohne dass die an der Composition betheiligten Glieder als solche gefühlt würden. Andere Sätze würden zwar auch als Einheit gefühlt, aber das Bewusstsein der einzelnen Elemente, welche zur Einigung dienen, sei doch vorhanden. Die Aufgabe der Syntax ist es nach M., die Elemente solcher Einheiten zu verstehen, insbesonders aber zu sehen, wie der Einigungsprocess vor sich gegangen. — Dass die zum Ausdruck der Beziehung verwendeten Mittel meist nicht für diesen Zweck erfunden sind, dass die Kenntnis ihrer ältesten Gebrauchsweise theils wenig, theils nichts zur Lösung der betreffenden syntaktischen Probleme beiträgt, dass sie einander ablösen und vertreten, führt M. am Schlusse des Abschnittes aus.

C. IV. Der Adaptations-Process. Die Flexionsformen. S. 63—101. Nach kurzen Bemerkungen über die Art, wie das im vorigen Capitel vorgeführte sprachliche Material zum Ausdrucke der Beziehung von Begriffen 'adaptiert' wurde, geht M. insbesonders auf die Entstehung der Function von Flexionsformen näher ein. Den Inhalt dieser Erörterung fasst der Verf. selbst in folgender Weise zusammen: Ob nun die Flexionsformen ursprünglich das Ergebnis einer Art Composition waren oder nicht, ihre älteste Bedeutung kann niemals nachgewiesen werden. Es ist indess wahrscheinlich, dass ihre älteste Gebrauchssphäre weiter als die spätere und dass ihre Bedeutung weniger präcis war. Wenn spätere Bedeutungen genau präcisiert sind, so hat dies darin seinen Grund, dass die Flexionsform wiederholt in gewissem Zusammenhange und unter bestimmten Bedingungen gebraucht wurde. Auf diese Weise kann sich zwischen Form und Bedeutung eine so feste Association bilden, dass sie auch nach Wegfall der ursprünglichen Bedingungen fortdauert, nur dass in manchen Fällen die Bedeutung der Form sammt den Bedingungen noch schwankt. In solchen Fällen ist es die vornehmliche oder ausschließliche Beobachtung der Bedingungen, durch welche die Bedeutung der Flexionsform jedesmal erkannt wird. Die Neigung der Syntaktiker ist bisher zu sehr darauf gerichtet gewesen, Nachdruck auf die Flexionsform zu legen, ihr einen zu bedeutenden Antheil an der jeweilig nothwendigen Bedeutung beizumessen, als sie thatsächlich in sich schließt, und den Einfluss der umgebenden Bedingungen verhältnismäßig zu vernachlässigen. Eine genauere Beobachtung dieser Bedingungen, wie Wortbedeutung, Flexionsendung verglichen mit anderen entsprechenden Flexionsendungen (*faciat* verglichen mit *faciam* und *facias*), der Zusammenhang usw. werden einerseits bei der Einzelerklärung von Wert sein und anderseits werden sie voraussichtlich zum Verständnisse des Pro-

cesses hinleiten, durch welchen Flexionsformen zuletzt die Präcision ihrer Bedeutung erworben haben, wenn nicht ihre ursprüngliche Bedeutung. Auf diesem bisher so ziemlich unbetretenen Wege dürfte eines der bedeutendsten Probleme der Linguistik, Wesen und Geschichte der Flexion, der Lösung nähergebracht werden.

C. V. Einzelne Redetheile als Mittel zum Ausdruck von Beziehungen. S. 102—112. M. beginnt nach einleitenden Bemerkungen über das Wesen von Beziehungen, die durch einzelne Worte ihren Ausdruck finden, mit der Präposition. Wenn er hier auf Rechnung der Fortschritte, welche wir der grammatischen Forschung der letzten 50 Jahre verdanken, die Erkenntnis setzt, dass der Präposition das Vermögen, Beziehungen zum Ausdruck zu bringen, nicht von vornherein eigen war, sondern durch den Gebrauch in sie eingezogen ist, so ist er im Irrthum. Bereits J. G. Hasse, Versuch einer griechischen und lateinischen Grammatologie, Königsberg 1792 lehrt: 'Keine Präposition regiert einen Casus . . Vielmehr setzt die Bedeutung und das Verhältnis des Verbi zum Nomen den Casum, und Präpositionen kommen als Localbestimmungen des Ganzen hinzu.' Auch R. G. Rath, *De grammaticis et rhetoricis elocutionis Romanae praeceptis* l. III Halle u. Leipz. 1798 hat die Entstehung der präpositionalen Ausdrücke im allgemeinen richtig angegeben. Er sagt S. 193: '*Cum duo isti casus* [Acc. und Abl.] *tot spatii et temporis rationes designent praetereaque translatae sint significationis*, *necesse est*, *ut eorum significatio non raro ambigua sit atque incerta et explicatione definitioneque indigeat. Qui ut dilucidius explicarentur accuratiusque definirentur*, *praepositiones inventae sunt. Pertinent igitur illae ad nomina*, *quorum relationes*, *accusativo et ablativo casibus generatim expressas*, *accuratius definiunt.*' Hiemit vgl. man die Ausführungen bei Morris S. 188. — Ganz analog äußern sich Hasse und Rath über die angebliche Rectionsfähigkeit der Conjunctionen. — Ob sich weiter die Entwicklung des Adverbs zur Geltung einer Präposition durch das historisch zugängliche Latein verfolgen lässt, wie M. andeutet, ist mir zweifelhaft: es müsste jedenfalls ein Sprachzustand vorliegen, wie er für das Griechische durch Homer repräsentiert wird, wo Adverb und Präposition noch vielfach ungeschieden sind[1]).

Bezüglich der Conjunctionalsätze kommen nach M. zwei Fragen in Betracht, die nach der Natur der Conjunctionen und nach dem Wesen des Modus. In letzterer Beziehung, meint M., habe die jüngste Forschung richtig erkannt, dass der Conjunctiv in Abhängigkeit auf den Gebrauch im unabhängigen Satze zurückzuführen sei, und dies sei in der That das Beste, was neuestens

[1]) Die soeben erschienene Breslauer Dissertation von Fr. Pradel, *De praepositionum in prisca Latinitate vi et usu*, Lips. 1902, dürfte mehr Licht in die Frage bringen.

auf dem Gebiete der Syntax geleistet worden sei. Gleichwohl habe man gewisse Fragen nicht beantwortet, ja nicht einmal gestellt. M. bezieht sich zunächst auf die mit *ut* eingeleiteten Begehrungssätze. 'Durch welche Stufen der Conjunctiv im finalen *ut*-Satze mit dem unabhängigen Conjunctiv des Wollens zusammenhänge, welche Wandlungen er erfahren habe, um fähig zu sein, mit *ut* die Absicht auszudrücken, welche linguistische Gesetze den Wandel geleitet haben, mit einem Worte, die Einzelheiten des linguistischen Processes sind bis jetzt noch so gut wie unerledigt.' Mit der gegenwärtigen Kenntnis der etymologischen Beschaffenheit der Conjunctionen erklärt sich M. einigermaßen zufrieden. Er wendet sich aber gegen die Art, wie man das Relativ *qui* aus einem Fragwort zum Relativ werden lässt. Principiell richtig, aber semasiologisch mangelhaft habe Probst eine stufenweise Entwicklung von *ut* als Frageadverb zur reinen Conjunction nachzuweisen gesucht. Drei Fragepunkte will M. bezüglich der Entwicklungsgeschichte der Conjunctionen näher behandelt wissen: 1. Die Entstehung der Conjunctionen. Diese liegt bei den meisten Conjunctionen jenseits des Beginnes der Literatur. Da die Conjunctionen wahrscheinlich zum größten Theile Pronominalformen, aber auch Verbal- und Nominalformen, welche insgesammt jeden Zusammenhang mit ihrem Ursprung längst verloren haben, desgleichen Partikeln und Adverbien sind, so ergibt sich, dass nicht alle Conjunctionen eine gleiche Behandlung zulassen. Aber auch die einzelnen Stufen des Bedeutungswechsels werden von verschiedenen Conjunctionen derselben Art in verschiedener Abfolge zurückgelegt, wie M. an *quin* und *quod* nachweist. 2. Die Natur der den semasiologischen Wandel abschließenden Bedeutung: diese ist ein Relationsbegriff. Schwierigkeiten erheben sich hier, weil nicht nur ein und dieselbe Relation verschiedene Ausdrucksweisen zulässt — man denke an die Formen zum Ausdruck der Absicht — sondern auch dadurch, dass ein und dieselbe Beziehungsform verschiedenen Bedeutungen dienen kann, wie die Mannigfaltigkeit der Gebrauchsweisen von *ut* und *cum* lehrt. 3. Das Mittelstadium der Parataxis, welches jeder subordiniernde Redetheil passiert, in welchem dieser subordinierende Kraft erhält.

C. VI. Über Parataxis. S. 113—149. M. behandelt zunächst die die Parataxis betreffende Literatur in Bezug auf die darin befolgte Methode und stellt dann die drei Gesichtspunkte auf, unter denen die Parataxis zu betrachten ist. Der erste ist der psychologische Gesichtspunkt. Hier erweist M. u. a. die Unmöglichkeit völliger Unabhängigkeit zwischen aufeinander folgenden Vorstellungsreihen, die graduell verschiedene Enge ihrer Beziehung und endlich die Nothwendigkeit, Reihen in ihrer Gänze aufeinander zu beziehen, und zwar zumeist infolge des zwischen ihnen bestehenden Verhältnisses der Ähnlichkeit oder des Gegensatzes. An zweiter Stelle bespricht er die Mittel, deren sich die

Sprache zur Andeutung des parataktischen Verhältnisses bedient, die unmittelbare Nähe der aufeinander zu beziehenden Gedanken, deren eigenartige Wortfolge, die Besonderheiten der Flexion (Person, Tempus und Modus), einzelne Worte als Beziehungsvermittler und das musikalische Element. Endlich drittens kommen die aus der Parataxis sich ergebenden Satzformen zur Sprache. Nach allgemeinen Betrachtungen über asyndetische und correlative Satzverbindung bespricht M. jene Parataxen, wobei ein kurzer, gewöhnlich nur aus einem Verb bestehender Satz an einen andern asyndetisch herantritt. M. unterscheidet folgende Formen: *a*) Verba sentiendi und dicendi in der 1. Person praes. bestimmen das Verhalten des Sprechenden zu der von ihm gebrachten Behauptung: *amica exspectat me, scio.* Plaut. Men. 599. — *b*) Das Verb steht in der 2. Person wie *scin, non tu scis, audin, ain?* Hier sucht sich der Sprechende der Stellung des Hörers gewöhnlich zu einer bestimmten Frage oder Behauptung zu versichern: *censen hodie despondebit eam mihi, quaeso?* Plaut. Rud. 1269. — *c*) Die Hauptfrage wird näher bestimmt durch ein beigegebenes *vis, vin.* — *d*) Sätze in der 2. oder 3. Person des jussiven Conjunctivs werden erläutert durch ein beigegebenes Verb, das durch Form oder Bedeutung den Willen ausdrückt: *animum advortas volo.* Plaut. Capt. 388. So auch *licet, obsecro, oro.* Ähnlich verdeutlichend wirkt der Zusatz zum Imperativ der 3. Person: *curriculo iube in urbem veniat.* Plaut. Most. 930. Anderer, doch im Grunde verwandter Natur sind die Zusätze *fac, facito* und *sine.* — *e*) Demselben Zwecke der nachträglichen Verdeutlichung des jeweiligen Conjunctivs dient der Zusatz von Impersonalien zu Conjunctiven der 1. Person. So *nunc adeam optimumst.* Plaut. Asin. 448. Ähnlich erscheinen *necesse, decretum* und *certum est.* — *f*) Beim Prohibitiv *nolo ames* bildet die Negation den Kern der Satzverbindung, nicht das conjunctivische Verb: daher die Voranstellung der Negation. — Ref. muss es sich versagen, die für die Syntax des Satzgefüges höchst lehrreichen Auseinandersetzungen, die M. an die vorstehenden Satzformen anknüpft, sowie seine Betrachtung über die Resultatlosigkeit der von Grammatikern versuchten Definition der Parataxis weiter zu verfolgen. Es genüge die einfache Andeutung, dass sich M. mit einer bloßen Umfangsbestimmung des Begriffes der Parataxis begnügen muss, wonach sie alle Formen der Satzgefüge umfasst, in welchen zwei Verba ohne subordinierenden Redetheil in engen Zusammenhang gebracht sind oder in welchen die Relation zwischen zwei finiten Verben durch Wortstellung, Flexionsformen und einzelne, jedoch weder unter-, noch beiordnende Redetheile angedeutet ist. M. vermisst entsprechend geordnete, einzelne Schriftsteller vollständig ausbeutende Sammlungen parataktischer Erscheinungen, und zwar wünscht er vor allem Plautus, Terenz (doch vgl. Lindskogs Arbeit), Ciceros Briefe und Reden, Plinius' Briefe und etwa noch Petronius und Apuleius nach der angedeuteten Richtung durchforscht.

C. VII. Die unterordnenden Conjunctionen im Latein. S. 150—182. 'Die bezüglich der unterordnenden Conjunctionen zu lösende Aufgabe besteht kurz gesagt darin, die Eigenthümlichkeiten ihrer Bedeutung und ihrer Gebrauchsweise auf Grund ihrer Geschichte zu erklären, welch letztere durch ihren Adaptationsprocess hindurch zu verfolgen ist, durch welchen sie unterordnende Kraft erhielten. Die Schwierigkeit des Problems ist bedeutend, aber Folgendes ist klar: einiges lässt sich für unsere Kenntnis erreichen, wenn wir die Conjunctionen rückwärts bis zu ihrem Ursprung verfolgen, und mehr noch, vielleicht viel mehr, wenn wir die besondere Art der parataktischen Verbindung betrachten, durch welche die betreffende Conjunction jedesmal zur unterordnenden Partikel wurde. Mit anderen Worten, die Thatsachen müssen sowohl historisch als auch psychologisch erklärt werden'. Diesem Programm schließen sich kurze Bemerkungen über den Ursprung der Conjunctionen, namentlich über ihre Etymologie an, worauf M. die bezüglich der Natur der unterordnenden Conjunction zu lösenden Probleme näher präcisiert. Es ist, sagt er, zu bestimmen, welche Bedeutungselemente eines Adverbs, einer Partikel, einer Casusform den Bedeutungswechsel überleben und welche Elemente zu diesem Wechsel beitragen, d. i. zu unterscheiden zwischen bleibenden und wandelbaren Bedeutungselementen der Adverbien und Casusformen. Im allgemeinen lässt sich zeigen, dass, wo eine temporale, locale oder modale Bedeutung in einem Adverb enthalten ist, diese Bedeutungsschattierung auch in der Conjunction wiederzufinden ist. Die temporale Bedeutung von *dum* in *vixdum* und *nondum* geht in die Conjunction über, die locale Bedeutung des fragenden *ubi* hält das relative Adverb fest, und die modale und causale Kraft des interrogativen *qui* und *quin* lässt sich noch in der Conjunction *qui* verfolgen. So bewahrt *quo?* seine Bedeutung in *quoad*, und die Analogie von *tum* legt nahe, dass die temporale Kraft von *cum* eine übernommene ist, mag die Partikel von einer Casusform oder aus einer anderen Quelle stammen. Die weiteren Betrachtungen des Verf.s beziehen sich auf den etwas verwickelten Process, durch den eine Conjunction infolge ihrer Verbindung mit Sätzen, die miteinander in enger Beziehung stehen, unterordnende Function erhält. Wie M. nach dieser Richtung die Conjunctionen *quin, ne, ni, quamvis, simul, modo, et* und *atque* behandelt, kann nicht im einzelnen dargelegt, wohl aber die Arten des Überganges vom Adverb zur Conjunction, wie sie M. unter Berücksichtigung der entsprechenden parataktischen Verbindung schließlich zusammenstellt, mitgetheilt werden. Es sind folgende: 1. Zwei äußerlich von einander unabhängige Sätze können dem Gedanken nach eng aufeinander bezogen sein, und die gegenseitige Beziehung kann endlich dadurch ihren Ausdruck finden, dass sie sich an ein einzelnes Wort knüpft. Dies ist der Fall beim Verbote, das sich an einen positiven Satz schließt, wo *ne* zur Partikel

wird. — 2. Correlation kann Conjunctionen erzeugen, was bei *ni*, *si* und vielleicht bei *dum* der Fall ist. Auch das Relativpronomen *qui* ist hieher zu ziehen. — 3. Ein in einem Satze implicite enthaltenes Element kann zu einem regierenden Satze erweitert werden, so bei manchen indirecten Fragen und bei *nulla causa est quin*. — 4. Dieses Element kann selbst zur Conjunction werden: *quamvis*, *licet*. — 5. Die unterordnende Function kann durch Verbindung mit einer zweiten Conjunction erworben werden — so in den Verbindungen, welche *modo* und *simul* eingehen — oder vom Relativum übernommen sein: *quoad*, *quom*. — 6. Coordination kann direct in Subordination übergehen: *et*, *atque*. Vgl. *par ac*, *vix et*. — Auf die Verwandtschaftstabellen, deren erste den Zusammenhang einiger Conjunctionen mit dem fragenden *quis* durch das Relativum *qui* darstellt, wogegen die zweite *quam* und seine Composita auf *quis* zurückführt, eine dritte endlich ein Gesammtschema, wiederum *quis* an der Spitze, bietet, kann nur hingewiesen werden, sowie auch die daran geknüpften Ausführungen und der Versuch, die unterordnenden Conjunctionen zu classificieren und dadurch ein Substrat für die wissenschaftliche Classification der Nebensätze zu erreichen, eben nur berührt werden kann. Nur eine Bemerkung nebensächlicher Natur hat Ref. anzubringen. S. 174 vermag sich M. nicht zu entscheiden, ob *quamquam* in seiner Bildung von *quisquis* beeinflusst ist. Allein mit Rücksicht auf *utut* ist anzunehmen, dass derartige Doppelungen überall unter denselben Verhältnissen und aus demselben Grunde erfolgen, ohne dass darum an eine gegenseitige Abhängigkeit zu denken wäre. Hierüber gibt Wölflin, Archiv VII 420 die entsprechende Auskunft, aus der M. auch ersehen mag, dass seine Annahme, *quamvis* und *quamquam* lägen ihrer Bildung nach zu weit auseinander, um unter einem behandelt zu werden, auf Irrthum beruht.

C. VIII. Über Bildung von Wortgruppen. S. 183—196. Die Mittel zum Ausdrucke von Beziehungsbegriffen erzeugen die Einigung einer Begriffsgruppe nur indirect und unvollständig. Mehr wirkt in dieser Beziehung die durch einen ganzen Gedanken sich hindurchziehende Einheit: sie erzeugt vor allem den Totaleindruck, den eine Wortgruppe auf den Hörer erzeugt. Wie nun die Gesammtvorstellung auf die einzelnen Glieder einer Begriffsgruppe einwirkt, wie sich die Bedeutung des Wortes durch seine Verbindung mit anderen modificiert, wie stereotype Wendungen entstehen, unter welchen Bedingungen erneute Analysen selbst einer geläufigen Gesammtvorstellung (vgl. *ut ita dicam*, *ut sic dixerim*, *ut hoc verbo utar*) eintreten können, in welchem Maße die Analogie zwischen Wortgruppen platzgreift, die Beantwortung dieser Fragen ist der wesentliche Inhalt des Capitels.

C. IX. Form, Function und Classification. S. 197—232. M. sagt hier zwar zutreffend, dass die syntaktische Form im allgemeinen all die Elemente der Sprache in sich schließe,

welche in irgend einer Weise zur syntaktischen Verknüpfung der Redetheile und zum Ausdruck der Beziehung von Begriffen dienen. Daneben war aber hervorzuheben, dass mit Function die Art der Beziehung selbst bezeichnet wird, während die Form das Mittel zum Ausdruck derselben bildet. — Theilweise durch den einleitenden Redetheil (Conjunction, Präposition), führt M. weiter aus, theilweise aber dadurch, dass eine Wortgruppe als Einheit gefühlt wird, kommt deren Function (so des Satzes als Frage-, Absichts- oder Causalsatz usw.) zustande: von dem sachlichen Inhalt oder der Bedeutung wird abgesehen. Anders liegt die Sache bei einzelnen Redetheilen. Bei Conjunctionen und Präpositionen ist Wortbedeutung und Function in der Regel, doch nicht immer (vgl. *licet*) eins. Bei flectierten Redetheilen kann der Ausdruck der Beziehung nicht ausschließlich in die Flexionsendung verlegt werden. Es ist aber anzunehmen, dass die Wortbedeutung das für die Art der Beziehung entscheidende Moment ist. Auf diese Weise wird *die* zum Ausdruck der zeitlichen, *humi* zum Ausdruck der örtlichen und *gladio* zum Ausdruck der instrumentalen Beziehung. Die Function ist also z. Th. wenigstens an die Stammbedeutung gebunden und durch diese beschränkt und eine Sonderung zwischen der Bedeutung eines Wortes und seiner Function unthunlich. Verhilft die Stammbedeutung nicht zu einer bestimmten Auffassung des Ablativs, so kann er zugleich als causal, modal und instrumental gefasst werden.

Nach welchen Gesichtspunkten soll nun die Classification des syntaktischen Materials vorgenommen werden? Hat die Form oder die Function den Eintheilungsgrund abzugeben? Die Schulgrammatik geht nach der Function vor, nicht bloß aus Gründen der Überlieferung, sondern auch weil sich auf diese Weise parallele Darstellungen verschiedener Sprachen, insbesonders des Griechischen und Lateinischen, am leichtesten durchführen lassen. Auch die gelehrte Forschung, welche den Sprachgebrauch einzelner Autoren behandelt, bedient sich ausschließlich der functionellen Classification, weil sie eben vergleichend vorgeht. Übrigens hat hier auch das Vorbild Draegers in seiner historischen Syntax mitgewirkt. Die Vortheile, welche die functionelle Behandlung der lateinischen Syntax bietet, liegt zunächst in ihrem systematischen, durch Verwendung eines logischen Schemas erzeugten Charakter, der an Einfachheit, Klarheit und Vollständigkeit das Höchste leistet. Anderseits ergibt sich auf diesem Wege die Gelegenheit zu beurtheilen, ob und inwiefern eine Sprache ihre idealen, logisch geforderten Ziele erreicht. Und schließlich führt die functionelle Beobachtung und Classification zur Entdeckung von formellen Unterschieden, die sonst nicht ohneweiters ersichtlich sind. — Bedeutender als die Vorzüge sind die Mängel der functionellen Anordnung. Vor allem lässt die Erklärung nach Functionen im einzelnen Falle der individuellen Auffassung einen zu weiten Spielraum. Ob z. B.

gegebenenfalls ein Dativus ethicus oder commodi, ob ein Ablativus modi oder instrumenti vorliegt, lässt sich vielfach nicht entscheiden. Dazu kommen die zu vielerlei Erscheinungen umfassenden Eintheilungsglieder, wenigstens in der gegenwärtig gebräuchlichen functionellen Eintheilung, ein Übelstand, dem allerdings abzuhelfen wäre. Man begnügt sich meist, eine sprachliche Erscheinung unter eine Functionsrubrik, die doch nur eine Abstraction ist, zu bringen, als ob damit ihre Erklärung abgethan wäre. Wer den Conjunctiv in dem Satze *quid ego nunc faciam* einfach als dubitativ bezeichnet, bedenkt nicht, dass der Conjunctiv allein diese Function nicht übt, dass dazu die ganze Wortgruppe nothwendig ist. Und endlich bringt die functionelle Syntax Erscheinungen unter denselben Gesichtspunkt, die wissenschaftlich zu trennen sind, und trennt solche, die zusammengehören. So werden die mit *quamquam, quamlibet, quamvis, quantumvis, ut, ne, cum, licet, etsi, tametsi, etiamsi* eingeleiteten Sätze unter den vagen Terminus concessiv zusammengefasst, anderseits werden die Functionen von *si* getrennt. Wenn nun M. die mannigfachen Gründe in Erwägung zieht, warum die functionelle Classification bis auf unsere Tage trotz ihres unwissenschaftlichen Charakters die Grammatik beherrschen konnte, so vermisst Ref. die Erwähnung des eigentlich ins Gewicht fallenden Factors. Curtius hat vor fünfzig Jahren in Kuhns Zts. I 265 den Satz ausgesprochen: 'Die Syntax muss auf der Erkenntnis vom Ursprung der Formen basiert sein, deren Gebrauch sie lehrt', und die functionelle Classification (er nennt sie die abstrahierende Methode) bekämpft. Wenn Curtius insbesonders die herkömmliche functionelle Eintheilung der Nebensätze ablehnt, so begeht er denselben Fehler wie M., er macht der älteren Forschung den Vorwurf, eine Forderung nicht erfüllt zu haben, die sie nach ihrem Stande nicht erfüllen konnte. Solange man beispielsweise die unterordnende Conjunction in ihrer etymologischen Natur nicht erkannte, konnte man den Nebensatz doch nur seiner Function nach behandeln. Erst W. Deecke konnte im Jahre 1887 den Versuch wagen, die griechischen und lateinischen Nebensätze auf wissenschaftlicher, d. i. formeller Grundlage zu ordnen. Dass dieser Versuch noch immer nicht befriedigt, deutet M. selbst S. 107 an. — Bemerkenswert ist übrigens, dass schon Madvig die Nothwendigkeit der formellen Classification mit voller Klarheit erkannte. Er sagt 'Bemerkungen über verschiedene Punkte des Systems der lateinischen Sprachlehre', Braunschweig 1843, S. 45: 'Jeder Versuch, eine Syntaxe nach einem allgemeinen Schema von Fragen, die von außenher mitgebracht werden, zu ordnen, ist verkehrt, weil die Formenentwicklung einer jeden Sprache erst bestimmt, welche Fragen in ihrer Syntaxe vorkommen und wie diese sich modificieren'.

Der wissenschaftlich gebotene, streng psychologische und historische Vorgang bei Erklärung der syntaktischen Thatsachen

ist nach M. mit der functionellen Classification unvereinbar. Die formelle Erklärung ist die Methode des Forschers. Daraus ergeben sich ihre Schattenseiten, soweit es auf Mittheilung von Resultaten ankommt: sie ist von anderem abgesehen compliciert. Eine formelle Behandlung des Conjunctivs im unabhängigen Satze hat die einschlägigen Fälle zu unterscheiden, je nachdem sie eine Negation enthalten oder nicht, und weiterhin nach den Arten der event. vorhandenen Negation (*ne, non, nullus* usw.) zu fragen. Jede Classe ist wiederum zu theilen in die Fälle mit völlig unabhängigem und in solche mit parataktischem Conjunctiv. Bei weiterer Theilung wären die Fragesätze für sich zu behandeln, Tempus, Person, Numerus und Genus und schließlich auch die Bedeutung des Verbs zu beachten. Die scheinbare Schattenseite ist in der That die stärkste Seite der formellen Classification. Sie ist der functionellen Classification durch die Beachtung der für den besonderen Fall in Betracht kommenden formellen Momente weit überlegen, so dass jede Deutelei, jedes Schwanken der Auffassung unmöglich wird.

Als die beiden Hauptübel, unter denen die gegenwärtige syntaktische Forschung leidet, bezeichnet M. theoretische Speculation — man denke an die Erforschung des indogermanischen Ursprungs der grammatischen Erscheinungen — und unzusammenhängende, wertlose Anhäufung von Thatsachen. Dafür fordert er geduldige Interpretation der Thatsachen und ihrer Bedeutung auf dem angegebenen Wege; nur diese führe zu bleibenden Gesetzen.

Ref. war bestrebt, den Inhalt vorliegenden Buches wenigstens im wesentlichen zu erschöpfen, befürchtet aber trotz aller Ausführlichkeit seinen Zweck nur unvollkommen erreicht zu haben. Sind doch die Ausführungen des Verf.s so gut wie neu, wenn auch nicht immer dem Grundgedanken nach, so doch in Bezug auf die Art, wie an sich bekannte Anschauungen durch vertiefende und erweiternde Darstellung, die sich in der Kürze des Referats nicht immer wiedergeben lässt, als methodisch bedeutsame Gesichtspunkte der lateinischen Syntax hingestellt werden. Dem Verf. werden seine Kritiker nicht fehlen, insbesonders darum nicht, weil er der erbgesessenen, gegenwärtig gangbarsten Methode der lateinischen Syntax scharf zu Leibe geht. Gleichwohl zweifelt Ref. nicht, dass M. die wissenschaftliche Behandlung insbesonders der lateinischen Syntax, ja die syntaktischen Anschauungen überhaupt in neue Bahnen leiten dürfte. Dieser Gedanke mag wohl eine Art Beunruhigung, um nicht zu sagen, Entmuthigung erzeugen. Hat doch Deecke vor Jahren (Bursians Jahresber. XXXXIV = 1885. 3. S. 122) den Ausspruch gethan: 'Die Lautlehre von Corssen, die Formenlehre von Neue, die Syntax von Draeger haben sich nicht, wie man anfangs vielfach glaubte, als gewissermaßen abschließende Werke erwiesen, sondern nur den Abgrund unserer Unwissenheit gezeigt und die Nothwendigkeit einer großartigen Vertiefung und [illegible] unserer Forschung nach allen Richtungen hin offenbart.'

Was seither in der lateinischen Syntax geleistet wurde, ist bekannt. Und doch soll die eigentliche Arbeit erst jetzt einsetzen!

Bei der hervorragenden Wichtigkeit des Werkes wäre eine Übersetzung ins Deutsche dringend zu wünschen.

Wien. J. Golling.

Le odi e gli epodi di Q. Orazio Flacco. Commento ad uso delle scuole del Dr. Pietro Rasi, professore ordinario di lettere latine nella R. Università di Pavia. Milano-Palermo-Napoli, Remo Sandron 1902. XXXVIII u. 323 SS. 8°.

Diese commentierte Ausgabe der Oden und Epoden des Horaz bildet den 14. Band der *Nuova raccolta di classici latini con note italiane*. Der rühmlichst bekannte Latinist an der Universität Pavia wird in dieser Sammlung demnächst auch einen Commentar zu den Satiren und Episteln erscheinen lassen. Dem Zweck der Unternehmung entsprechend musste Rasi sich ausschließlich von pädagogischen Gesichtspunkten leiten lassen. Dass die Rücksicht auf die Sittlichkeit der Schüler unter diesen pädagogischen Gesichtspunkten nicht den letzten Platz einnehmen soll, ist sicher zuzugeben, aber, was ich nicht zugeben kann, ist, dass es nothwendig war, nicht weniger als zweiunddreißig Gedichte des Horaz im Interesse der Sittlichkeit über Bord zu werfen. Die principielle Frage, ob es besser sei, den Schülern vollständige Texte oder castrierte Ausgaben in die Hand zu geben, will ich hier gar nicht berühren, aber es geht doch entschieden nicht an, eines der herrlichsten Erzeugnisse der horazischen Lyrik, das vielbewunderte *Donec gratus eram tibi* (c. III 9), ebenso zu behandeln wie die in Schmutz getauchte 12. Epode. Die Worte des Quintilian '*Horatium nolim in quibusdam interpretari*', auf welche sich Rasi p. IX beruft, passen ganz gut auf die 12. Epode, aber gewiss nicht auf c. III 9. Die schöne Frühlingsode I 4 wurde wegen des am Schlusse erwähnten *tener Lycidas* beseitigt. Rasi verabscheut nämlich mit Recht die Weglassung einzelner „unsittlicher“ Verse und Strophen und ihre Ersetzung durch Punkte, Striche oder Sternchen. Er weiß gar wohl, dass die unschuldigen Knaben in solchen Fällen nichts Eiligeres zu thun haben, als die weggelassenen Stellen in vollständigen Texten, die man sich ja immer leicht verschaffen kann, nachzuschlagen. Aber ich fürchte sehr, dass auch Rasis Verfahren eine ähnliche Wirkung erzielen wird. Da nämlich die Gedichte dieselben Zahlen tragen wie in den vollständigen Texten, sieht der Schulknabe sofort, wo ein Gedicht weggelassen ist, schlägt es in einem vollständigen Text auf, wird aber allerdings in den weitaus meisten Fällen sehr enttäuscht sein über die harmlosen Dinge, welche er statt der

erwarteten Obscönitäten findet. Warum übrigens c. IV 13, die grimmige Verspottung einer alternden Buhldirne, in Gnaden aufgenommen wurde, ist angesichts der drakonischen Strenge gegen c. III 9 schwer verständlich. Das erotische Element aus Horaz gänzlich auszumerzen war übrigens nicht Rasis Absicht, sonst hätte er noch weit mehr als 32 Gedichte streichen müssen. Gibt man aber einmal zu, dass die jungen Leute, wenn sie Horaz zu lesen beginnen, nicht mehr glauben, dass der Storch die Kinder bringt, dann kann man sie auch ruhig Gedichte wie c. III 9 und 12 (auch dieses von Rasi wegen „Unsittlichkeit" gestrichen!) lesen lassen. Diese Engherzigkeit in der Auswahl der Gedichte ist aber auch der einzige wesentliche Vorwurf, welchen ich gegen Rasis Ausgabe erheben kann. Alles Lob verdient Rasis Streben, von dieser Schulausgabe jeglichen gelehrten Ballast fern zu halten. Er erleichtert dem Schüler das Verständnis des Dichters, aber er verwirrt ihn nicht durch Namen und Citate, welche dem Gymnasiasten fern liegen. Äußerst selten finden sich Abweichungen von dieser weisen Zurückhaltung, so zu I 3, 22 und I 7, 2, wo ohne wirkliche Nothwendigkeit *Rutilius Namatianus* citiert wird. Die dabei gebrauchten Abkürzungen *Rut.* und *Rut. Nam.* werden dem Gymnasiasten in Italien wohl ebenso unverständlich sein wie bei uns. Bei aller Knappheit der Bemerkungen bietet der Commentar doch gar vieles, was auch solchen Lesern des Horaz, welche die Schulbank längst verlassen haben, von Nutzen sein kann. Dahin rechne ich namentlich die überaus zahlreichen Stellen des Commentars, in welchen darauf hingewiesen wird, dass eine Stelle zwei, drei, sogar vier verschiedene Deutungen zulässt. Nicht so häufig wie diese Verschiedenheiten der Interpretation werden Verschiedenheiten der handschriftlichen Lesarten besprochen und nur ausnahmsweise auch Conjecturen. Die Namen der Gelehrten, welche für irgend eine Deutung, Lesart oder Conjectur sich ausgesprochen haben, werden nirgends genannt, es heißt immer nur '*alcuni*' oder '*altri*'. Dies ist vollständig zu billigen, denn für den Gymnasiasten wären die Namen all dieser Kritiker und Exegeten nur ein leerer Schall. Grundsätzlich (vgl. p. VI) unterlässt es Rasi in der Regel, zwischen den von ihm angeführten Meinungsdifferenzen selbst eine Entscheidung zu treffen. Er will dadurch den jugendlichen Leser zu selbständigem Nachdenken anregen. Ich fürchte nur, dass in sehr vielen Fällen die Gymnasiasten solchen Problemen rathlos gegenüberstehen werden. In der Hand eines kundigen Lehrers liegt es dann, den Schülern den richtigen Weg zu weisen. Überhaupt soll ja Rasis Commentar, wie der Verf. selbst p. VII sagt, keineswegs den Lehrer ersetzen.

Auf Besprechung einzelner Stellen einzugehen finde ich keinen Anlass. Mir handelte es sich nur darum, auf diese Schulausgabe des Horaz als eine treffliche pädagogische Leistung hinzuweisen. Ich zweifle nicht, dass bald eine zweite Auflage nothwendig

werden wird. Möge dann der verdienstvolle Herausgeber manches jetzt beseitigte Gedicht — vor allem c. III 9 — aufnehmen! Die Sittlichkeit der italienischen Schuljugend wird dadurch nichts verlieren und sein Buch nur gewinnen.

Czernowitz. Isidor Hilberg.

Otto Krell, Altrömische Heizungen. Mit 39 Textfiguren und 1 Tabelle. München u. Berlin, Druck u. Verlag von R. Oldenbourg 1901. 8°.

Die Untersuchungen Krells gründen sich auf den Gedanken, dass die Kohlenbeckenheizung im römischen Hause eine weit größere Rolle gespielt habe, als man zuzugeben geneigt ist. Er erweist in eingehend technischer Begründung die Bedenken, die man in hygienischer Hinsicht gehegt hat, als übertrieben und widerlegt die Meinung, dass die Kohlenbeckenheizung für prunkvoll ausgestattete Räumlichkeiten unbrauchbar gewesen sei. Im Zusammenhange damit deutet er eine Reihe von Gefäßen, deren Bestimmung bis jetzt nicht recht klar geworden ist, als Becken oder Träger von Becken, so die sogenannten Dreifüße aus Pompei (vgl. Oberbeck-Mau, Pompeji, S. 429).

Auf vielfachen Widerstand dürfte der zweite Theil des Buches stoßen, der sich mit den sogenannten Hypokausten oder *suspensurae* befasst, jenen Hohlräumen von geringer Höhe, die unter den Fußböden und an den Seitenwänden römischer Bauten sich finden, und von denen man in der Regel glaubt, dass sie der Luftheizung dienten. Dass es eine solche gegeben habe, steht fest und wird natürlich auch von K. nicht bestritten. Doch bezweifelt er die Berechtigung, überall, wo man Hypokausten findet, auch Luftheizung anzunehmen, so lange man nicht einen mit feuerfestem Material ausgekleideten Feuerraum und einen Schornstein nachgewiesen habe. Zugeben muss man einerseits, dass mit der Annahme einer allgemeinen Kohlenbeckenheizung die Voraussetzung der Hypokaustenheizung eingeschränkt wird, anderseits, dass nach so manchen technischen Beobachtungen, die auch von anderen gemacht wurden, der Zweck der Hypokausten nicht immer die Heizung sein musste, sondern diese wirklich hie und da der Trockenlegung gedient haben. Indem Krell das Problem vom rein technischen Standpunkte aus beleuchtet, hat er sich gewiss das Verdienst erworben, dem antiquarischen Forscher eine festere Grundlage zu bieten. Gelegenheit, diese Frage zu erörtern, bietet fast jede neue Grabung auf römischem Gebiete. Von Wichtigkeit wird es sein — auf diesen Punkt ist m. E. Krell nicht hinreichend eingegangen — die Zeit der Bauten mehr zu beachten. Denn wie aus den Schriftquellen eine allmähliche Entwicklung der

Heizvorrichtungen sichergestellt ist, so werden sich auch in den Bauten verschiedene Perioden scheiden lassen. Vielleicht bringt das nächste Limesheft darüber Näheres, wie es der Anzeiger der phil.-hist. Cl. Akad. Wien 1900, XXV, S. 161 verheißt, demzufolge an Bauten Carnuntums der ältesten Zeit offene Feuerstellen, an solchen einer mittleren Hypokausten bloß mit Erwärmung des Zimmerbodens, an späteren Hypokausten mit Erwärmung des Fußbodens und der Wände durch *tubuli* zu unterscheiden sind.

Wien. E. Hula.

Deutsche Übersetzungsstücke zur Einübung vornehmlich der lateinischen Casuslehre. Von W. Wartenberg, Professor. Lernstoff der Quarta. Hannover 1901, O. Goedel. IV und 78 SS. Preis Mk. 1·20.

Nach dem Vorwort entspricht das Buch aufs genaueste den amtlichen Lehrplänen und der neueren Didaktik. Der Wortschatz ist mit Recht durch die erste Schriftstellerlectüre bestimmt. Wenn es weiter heißt: „Bei seiner Verwendung ist besonders darauf geachtet worden, dass der Schüler an der Hand des ausführlichen Wörterverzeichnisses und mancher Hinweise im Texte den Reichthum der deutschen Redewendungen und den Unterschied des lateinischen und deutschen Ausdrucks erkenne und darauf sich einübe (eine Übung, die nach meiner Beobachtung vielfach unzulänglich vorgenommen oder vermittelt wird)", so ist dies angegebene Ziel nur zu billigen, aber leider im Übungsstoff nicht erreicht, da ein gut Theil der Beispiele unter Vergewaltigung der deutschen Sprache für das Lateinische zugeschnitten ist und auch sonst schwere Härten und Unebenheiten sich finden.

Der grammatische Lernstoff ist 'zeitgemäß' eingeschränkt und nach dem Sprachgebrauche des Corn. Nepos begrenzt; die Darstellung lässt das innerlich Zusammengehörige in knappster Form beisammen. Die Anordnung ist von der üblichen verschieden. Es wird vor Beginn der Lectüre eine übersichtliche Darstellung der wichtigsten Satzarten und ihrer Construction gegeben und damit die Congruenzlehre und die „hineinverwebte" Wiederholung des früheren Lernstoffes verbunden. Daran schließt sich zweckmäßig die Lehre vom Gebrauche des Ablativs, Accusativs, Dativs und Genetivs an. „Der Übersetzungsstoff lehnt sich anfangs, da die Schriftstellerlectüre noch fehlt, an das im Übungsbuch früher Gelesene, später an den Schriftsteller an. Er ist so gestaltet, dass er von der jeweiligen Classenlectüre unabhängig bleibt (und dem Lehrer die erwünschte Bewegungsfreiheit lässt), und 'dass er' nach Form und Inhalt neben jener anziehend und bedeutsam genug erscheint." So der Verf. Dass aber die Übungsstücke sich zwar später an den gelesenen Schriftsteller anschließen, dabei jedoch von der Classenlectüre unabhängig

bleiben, will uns nicht ganz einleuchten. Da der ganze Übersetzungsstoff 43 (inclusive Wiederholung 54) Seiten umfasst, also monatlich 4—5 Seiten durchzunehmen sind, so konnten S. 12, 15, 17, 21 bei Behandlung der einzelnen Arten des Ablativs schon die Biographien des Milt. oder Them., die soviel davon bieten, verwendet sein, was erst S. 28 bei Behandlung des Accusativs, also in der II. Hälfte des Buches, geschieht.

„In den Lebensbeschreibungen sind die am häufigsten gelesenen *vitae Corn. Nepotis* verarbeitet.“ Wir finden Milt. und Them. für den Acc., Arist. und Paus. für den Dat., Cim. und Alcib. für den Gen. verwertet. Zur Wiederholung dienen Lys., Thras., Con., Ages., Epam., Pel. Ref. hat genau Umschau gehalten[1]) und kann dies von Paus., Cim., Alcib., Lys., Con., Ages. nicht behaupten; was aber weit wichtiger ist: für die Einübung des speciellen Casus sind die Biographien (mit obiger Einschränkung bez. des Abl.) vorzüglich gewählt, namentlich Paus. und Alcib.)[2]). — „Der 'gelieferte' Übungsstoff bringt die einzelnen sprachlichen Erscheinungen möglichst oft zur Anwendung und möglichst unter Ausschluss aller derjenigen, die störend einwirken könnten, und wiederholt in jedem folgenden Abschnitte vorzugsweise das gerade zuvor Gelernte.“ Damit ist vorsichtig zugestanden, was man mit lauter wahrhaft zusammenhängenden Stücken, wie wir sehen werden und aus Erfahrung wissen, nicht leisten kann.

Bezüglich des grammatisch-stilistischen Theiles des Buches wäre zu bemerken: S. 2, doppelter Nom.: *Themistocles dux peritissimus existimatus (putatus) est*, wo *putatus* (nach unserer Gramm.) nicht zulässig ist. Bei der Verwandlung der Mustersätze ins Activum fehlt zu *dictus est* — *dixerunt*. Die Congruenz des Pronomens erscheint nicht zureichend geübt. — Die stilistischen Hilfen sind zu loben, doch muss auch hier Maß gehalten werden. Sind Angaben wie 19. 6 „(sehr) reiche Stadt“, 38. 30 „diese (so) große Beleidigung“ und 12. 1 „jetzt [noch]“ zu billigen, so ist es dagegen nicht nothwendig, nach der Einübung des doppelten Nominativs „als“ einzuklammern in Sätzen wie: 24, 8 viele schlossen sich [als] Ansiedler an; das. 12 Er wurde [als] Fürst eingesetzt; ebenso 21 — oder zu dem das letzte Glied in der Aufzählung gleichartiger Dinge anknüpfenden „und“ eine Klammer zu setzen oder gar rhetorisch dieses „und (aber)“ auszulassen, da die Sache schon in der I. Cl. leicht begriffen wird. Ebenso ist die Klammer nicht nöthig beim Pron. possessiv. III. pers. z. B. 20, 10 Es erfüllte sie eine besondere Liebe zu [ihrer] Mutter. Die eckige Klammer fehlt 31. 55 Dieser ließ ihn, um ihn zu schützen, nach Pydna bringen; 21, 12; 16, 16, während sie

[1]) Vgl. Michl, Sätze aus Nepos, p. III.

[2]) Unser gewöhnlicher Turnus ist: Milt., Them., Arist., Thras., Epam., Pel., Hann. — auch nicht gerade richtig für die Exercitien.

sonst im gleichen Falle steht z. B. 8, 1; 26, 43; 30, 45; 33, 19. Neben 8. 1 (46, 6) viele (und) schlechte (große) ist 26, 6 viele [und] blutige Schlachten wohl Druckfehler. Aber 38, 38: Cimon hatte so viele und so glänzende Eigenschaften — ist „und so“ nicht eingeklammert; auch müsste für „Eigenschaften“ wohl „Vorzüge“ stehen. Vgl. noch 12. 6 und 20, 8 mit 40, 9. — Falsch ist Text und 'Erklärung' 31. 57: er habe versprochen, Griechenland unterwerfen zu wollen (zu werden); es kann hier nur heißen: zu unterwerfen (als Zusatz genügt: Futur.). Ebenso unstatthaft sind undeutsche Übersetzungshilfen wie 39. 3 Des größten Mannes seiner Zeit (des berühmtesten Mannes aller, die damals gewesen sind), obwohl der *Gen. part.* schon zuvor geübt ist! 41, 29; 54, 24 kriegserfahren (begierig), wie er war (Wie er war — kriegserfahren, bezw. begierig); 48, 3 hochbegabt (mit höchstem Geiste begabt); 50, 4 tapfer (von Hand). Man gebe doch lieber gleich die lat. Phrase!

Bei der Behandlung des Ablativs S. 12—28 findet sich kein Beispiel für den *Abl. pretii,* zu *pono (colloco)* — erst S. 34 *inscribo*; beim *Abl. loci* keines für *totus* (bei Nepos dreimal!); von den Städtenamen keiner nach der I. und II. Declination im Singular. — Der Accusativ S. 23—31 (Milt., Them.) weist kein Beispiel des Acc. der Ausdehnung im Raume aus, trotzdem die Lectüre ihn bietet. Es fehlt das oft bei Nepos vorkommende Neutrum des Pronomens als inneres Object (erst 42, 46 finden wir: davor [*id*] warnen). Der Dativ S. 31—35 (Arist., Paus.) gibt für *nubo* kein Beispiel (für *parco, medeor* je eines, für *persuadeo* sechs; *obtrectare* findet sich 37, 21).

In den Aufgaben über den Genetiv S. 36—43 (Cim., Alcib.) ist der bei Nepos zehnmal vorkommende *Gen. explicativus* nicht zu finden (erst 46. 7 bemächtigte sich des Hafens Piraeus); Beispiele für *uterque* und *unus* (erst 45, 2) werden vermisst, ebenso für den Casus der Adjectiva nach substantiviertem Neutrum. Der Gen. bei Quantitätsadverben ist erst 50. 10 belegt[1]). Der Gebrauch der Präpositionen wird mit Recht nicht besonders geübt.

Das Vocabular bringt noch viel Elementares, ist aber sonst zu loben.

Am deutschen Text selbst ist jedoch manches auszustellen. Grammatisch falsch ist: 6, 12 Nicht einmal die Stadtthore sollen die Römer in ihrem Schrecken verschlossen haben, und es schien, als ob Rom verloren gewesen wäre (Rom schien verloren zu sein). „Jener“ steht fälschlich: 17. 14 Auch der Körper der Mädchen wurde durch Laufen und andere Mühen gestärkt (gefestigt), damit jene der Männer wert wären (statt sie); 21, 13 Im Jahre 606 zerstörten Meder die Hauptstadt Assyriens. In jenem Jahre

---

[1]) Vorr. III. lässt den Sprachgebrauch des Nepos für den Umfang des grammat. Lernstoffes bestimmend sein.

wurden die Länder getheilt (diesem, demselben); 27, 8 Them. war der Sohn einer ausländischen Mutter, und deswegen hielten ihn die Vornehmsten nicht für ebenbürtig. Aber gerade hiedurch wurde jener angetrieben (er); vgl. 32, 12; 45. 20; 54, 28. Auf S. 25, 32; 29, 27 steht „unterlegen" in falscher Analogiebildung nach „überlegen", weil (die Lemnier) an Truppenmacht unterlegen waren; obwohl (die Griechen) an Zahl unterlegen waren. Undeutsch wird 27. 56 „Zu wenig geziemt es sich für die Athener, sich zu entschuldigen" gesetzt für „nicht". Vgl. ferner 17, 17 Das Vaterland gegen jeden Feind und Gefahr (jede G.) zu vertheidigen. 28, 5 (6) von Jugend auf zeigte Them. sich als sehr talentvoll und lerneifrig, so dass man urtheilte, er werde nicht mittelmäßig, sondern entweder völlig gut oder schlecht (völlig schl.) werden. 33, 22 bestimmen, wieviel Geld eine jede Gemeinde zum Bau der Flotte und Ausrüstung (zur A.) geben sollte (gäbe). 46, 9 Pausanias vermittelte zwischen Thrasybul und denjenigen, welche die Stadt innehatten, Frieden (den F.). 48, 7 unter dem Versprechen, den Waffenstillstand ohne allen Trug und List (alle) wahren zu wollen. 51, 22 dass sie niemals mehr die Herrschaft über Griechenland erlangen konnten noch wagten (zu erstreben w.) u. a. m.

Als manieriert möchte man Folgendes bezeichnen: IV, Z. 22 Die Zeit der Abblüte Griechenlands. Z. 31 Die Regeln belichten. 35, 17 was man ihm schuld gab, konnte man nicht beweisen; vgl. das. 20; 38, 30 und 47, 14. 37. 21 deshalb widerstand er, die Volksherrschaft zu stärken (war dagegen). 39, 6; 41, 31 von Bewunderung gegen ihn ergriffen, erfüllt. S. 57 „behaften mit etwas *afficere re*". Uns ist nur das Part. perf. pass. so bekannt. Vgl. 15, 7 mit Sorgen und Krankheiten .. behaftet. — S. 72 einzigartig. — Mehr mundartlich dürfte sein: 9, 16 Die Zeit verthun. 26, 46 Die Mitbürger thaten ihm große Ehren an. 29, 31 Der Perserkönig brach nach der Schlacht so schnell auf, dass er [noch] frühzeitig (rechtzeitig) sein Heer über den Hellespont setzte. Vgl. 54, 22 wegen einer Sonnenfinsternis nicht zeitig (rechtzeitig) aufbrechen. 30. 37 Them. befahl den Athenern, inzwischen... die Mauern zu bauen, alles... zusammenzubringen, insgesammt (alle i.), Freie und Unfreie... das Werk auszuführen. 32. 7 Aristid. hatte einen... unbescholtenen Sinn. 32. 9 Indes lebte er nicht alle 10 Jahre in der Verbannung. 35. 9 Paus. gieng auf eigene Hand zurück u. a. m.

Der Übungsstoff lässt nicht selten den Wechsel im Ausdruck vermissen. Wir lesen immer wieder „bewirken" für „erreichen, erzielen, beabsichtigen" (S. 10; 22, 18, 31; 38, 30 usw.) und ebenso die Jahreszahl abgetrennt am Schlusse des Satzes z. B. 51, 18 ...und bei Leuctra der Vorrang Spartas verloren gieng, im J. 371 v. Chr. Ferner 13. 3 Er lobt nicht die einen Menschen, weil sie von vornehmer Herkunft sind, noch tadelt er andere, weil

sie von niedriger Herkunft sind. 16, 20 Auf dem Meere soll Aeneas die größten Mühen und Unglücksfälle ertragen (st. erduldet), jedoch im Vertrauen auf Gottes Hilfe alle muthig getragen haben. 19. 19 Alle wichtigen Angelegenheiten wurden vom gesammten Volke, nachdem es zu einer Versammlung berufen worden war (st. bloß: in der Volksversammlung), verhandelt und der Abstimmung des gesammten Volkes (statt desselben) unterworfen. 32, 16, 17 — „Deswegen überredete er" (beginnen beide Sätze). Vgl. 37, 13; 38, 37 und bes. tadelnswert 46, 12 Die Athener gaben ihm der Ehre wegen einen aus zwei Ölzweigen gemachten Kranz zu Geschenk, ein Geschenk, das die Liebe des Volkes geschenkt hatte. — Manche Stücke wie S. 5 über die Gallier, das Übungsstück S. 8 und S. 16 über Aeneas, ferner über Cimon und Alcibiades lassen sprachlich recht viel zu wünschen übrig.

Im Widerspruch zu der S. III aufgestellten Forderung finden wir nach Satzbau, Wortstellung oder Wortlaut eine Art Interlinear-version: 5, 1 Die Gallier — ein mit vielen Vorzügen des Körpers sowohl als des Geistes geschmückter Volksstamm. Vgl. 6, 9, 10; 8. 3 Strengt euch an, lieber gut sein als scheinen zu wollen! 25, 31 vom Hause abfahrend; 26, 43 einschwenkend; 40, 15; 41, 24 vergessend. 11, 2 Von (abl.) Sehnsucht bewogen; 11, 4, 7, 8 u. v. a. Hervorheben möchte ich nur noch 52, 39 Dann, indem er sagte, er habe genug gelebt, denn er sterbe unbesiegt, starb er auf dem Schlachtfelde. Außerdem finden sich Fälle, wo das Deutsche verdreht ist, ohne dem Lat. entgegenzukommen: 44, 13 Einen Theil der Beute verwendete er, damit die Erinnerung an die That möglichst offenkundig und dauernd wäre, um sich und den übrigen Führern.... zu Delphi eherne Standbilder zu errichten. 48, 2 Er hatte einen niedrigen Wuchs des Körpers (*erat humili statura*... = er war von unansehnlicher Gestalt). Hieher gehört 26, 38 und 36, 5. Auch sonstige Ungenauigkeiten bezüglich des Sinnes, des Ausdruckes oder der Wort- und Satzstellung sind nicht selten, so: 5, 5 Ganz besonders waren sie („die Gallier") neuerungssüchtig. Und leicht überredeten sie (? Casus) ehrgeizige Fürsten, auswärtige Völker mit Krieg zu überziehen. 7 muss Satz 7 nach S. 9 gestellt werden usw.

Ein Druckfehler ist: 54, 25 Seine Leute jedoch trugen über die [Truppen des Tyrannen] den Sieg davon. Zu bemerken ist die ungleiche Schreibweise der griech. Eigennamen im Deutschen: Antalcidas, Kallikratidas, Nicias. — Druck und Ausstattung des Buches ist zu loben, der Preis mäßig.

Nach seiner guten Anlage ist das Übungsbuch gewiss geeignet, daraus Latein zu lernen; aber das deutsche Sprachgefühl wird erst nach Beseitigung der zahlreichen Unebenheiten des Textes bei Benützung desselben nicht leiden.

Wien. A. Michl.

Deutsche Worte aus zwei Jahrtausenden. Von W. Agjahardus. Prag, Gustav Neugebauer 1902. 8°, 94 SS.

'Agjahardus' übersetzt Goethes 'König in Thule', Platens 'Grab im Busento', Dahns 'Gotentreue' und das Volkslied 'Ich wollte Dir so gerne sagen' ins Gotische, Althochdeutsche, Altniederdeutsche, Mittelhochdeutsche, und Walthers 'Under der linden', ferner vier Strophen des Nibelungenliedes ins Gotische, Althochdeutsche, Altniederdeutsche. Das Gleichnis vom verlornen Sohn endlich wird im gotischen und althochdeutschen Original und in mhd. und altndd. Übersetzung gebracht.

Die Übersetzungen wollen nur Übertragung der Wortformen, nicht Nachdichtung, sein und haben den Zweck, 'ein anschauliches Einzelbild von der Entwicklung, die unsere Muttersprache nach Laut und Form seit mehr als anderthalb tausend Jahren erfahren hat', zu schaffen.

Dafür gäbe es freilich einfachere und zuverlässigere Mittel, als die Verunstaltung fertiger Kunstgebilde; es ist aber möglich, dass der Reiz des Absonderlichen den Laien, den der Verf. als seinen Leser wohl hauptsächlich im Auge hat, stärker beeinflussen wird, als die nüchterne Nebeneinanderstellung etwa der Vaterunsertexte verschiedener Zeiten. Derselbe Laie trifft nun zuerst auf Mittelhochdeutsch 'erste Hälfte des 13. Jahrhunderts', kommt von da zum Althochdeutschen der 'zweiten Hälfte des neunten', von da zum Sächsischen der 'ersten Hälfte des neunten', endlich zum Gotischen der 'zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts': die anschaulichen Einzelbilder von der Entwicklung seiner Muttersprache, die er bei dieser Reihenfolge und Auswahl der Sprachperioden und Dialekte sich machen wird, dürften sehr bunt werden!

Derselbe Laie wird ja auch harmlos genug sein, einmal mit einer Interlinear-, dann wieder mit einer freieren Übertragung vorlieb zu nehmen, oder zu glauben, dass mhd. *Swer ir minne gerte, der muose âne wanc driu spil an gewinnen der vrouwen wolgeborn: gebrast im an dem einen, er hete daz houbet sin verlorn,* um in die Sprache des Tatian übertragen zu werden, folgendermaßen verändert werden müsse: *Joh der sia wolta hiwan, des zit ni was do lang: irgeban skolta houbit joh lib der freho man, so er do deru frouwun diu spil al driu ni abagiwan.* Er wird wohl auch *sals, halips, skâla* (so!), *geirs, spair, wedi, hradjan, hairs* u. a. unbesehen für echte Gotica halten.

Es gibt ja aber Virtuosenstücke, die zwar nicht gesund in der Anlage, noch sonderlich fruchtbar im Gehalte sind und doch das gewisse Vergnügen im Kenner hervorrufen, das sich mit der Anschauung vollendeter technischer Kunstübung verbindet. Auch das fehlt hier. Agjahardus hat Kenntnisse, aber trotz sichtlicher Sorgfalt fürs Einzelne fehlt ihm nicht nur das Schaffen aus dem Vollen — das wäre eben die virtuosenhaft-nachahmende Handhabung des alten Dialekts, sondern es passieren ihm auch Elementarfehler.

Täte es nicht schon seine Arbeit, so würde das Freytag'sche Motto, das den Grundgedanken von der Pflege der Wissenschaft durch Zünftige und Unzünftige in den Satz auslaufen lässt: 'Jeder, der an der Verbreitung des Lichtes arbeitet, hat sein Recht und keiner soll von dem Andern gering denken' — den Verf. als ernsthaften und liebenswürdigen Dilettanten verraten. Und es ist nicht Geringschätzung, die mich abhält auf Einzelheiten weiter einzugehen, sondern die Überzeugung von der wissenschaftlichen und praktischen Unfruchtbarkeit des Ganzen.

Innsbruck. J. Seemüller.

Vaterländische Gedichte aus der Zeit der Befreiungskriege. Ausgewählt von Dr. Richard Jahnke, Director der Deutschen Schule in Brüssel. Erster Theil: Text. Leipzig, Heinrich Bredt 1902. 8°, XII u. 220 SS.

Der Bredt'sche Verlag in Leipzig lässt seit mehr als einem Jahrzehnt eine auf Oberclassen der Mittelschulen berechnete Sammlung „Die deutschen Classiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten" erscheinen, eine Folge handlicher Commentare zu verschiedenen, offenbar weniger durch den allzu weitmaschigen Begriff des „Classischen" als durch reichsdeutsche Lehrpläne vergesellschaftete Dichtungen. Auch die Anthologie Jahnkes ist ein Glied dieser Kette; da der vorliegende erste Theil bloß Texte enthält, sind die nöthigen Erläuterungen wohl auf eine anschließende Publication verspart. — Dem Vorwort zufolge fällt übrigens in den preußischen Gymnasien die Besprechung der Dichtung der Befreiungskriege zeitlich (in Untersecunda) mit dem Unterrichte in den entsprechenden Capiteln der Geschichte zusammen, so dass zu dem seltenen Vortheil wechselseitiger Erhellung zweier Lehrgegenstände auch noch die Möglichkeit treten könnte, die Erläuterung der vorliegenden Texte erheblich zu entlasten.

Gegenstände unserer Beurtheilung können demnach vorläufig nur Auswahl und Anordnung der Gedichte sein. Jahnke hat natürlich „von vorneherein alle die Dichter ausgeschlossen, die in späterer Zeit Ereignisse aus den Befreiungskriegen behandelt haben," und sich auf die Zeitgenossen der großen Kriege beschränkt, unter den aufgenommenen selbst aber mit gutem Fug auch solche Gedichte abgedruckt, die nach dem ersten oder zweiten Pariser Frieden noch von den Erinnerungen einer an Gestalten und Geschehnissen, Gedanken und Stimmungen unvergleichlich reichen Zeit zehren oder, sei es freudig, sei es wehmüthig, das Facit so ungeheurer Anstrengungen ziehen; nur S. 53 überschreitet Arndts „Und brauset der Sturmwind des Krieges heran", das chronologisch und inhaltlich mit Beckers und vieler anderer

Rheinliedern zusammengehört und überdies in keiner Weise auf die Befreiungskriege Bezug nimmt, den Rahmen des Buches ohne Nothwendigkeit. Unter „Befreiungskriegen“ versteht der Sprachgebrauch sicherlich zumeist nur die Kämpfe der Jahre 1813, 1814 und 1815; aber der Herausgeber ist nicht zu tadeln, wenn er seinen Stoff gegen die Vergangenheit hin ungefähr mit dem Jahre 1809 abschloss, da er sonst auf den Einzelkampf Österreichs, die Erhebungen Hofers und Schills und auf die schwüle Zeit der Vorbereitung, literarisch also z. B. auf Collin, Kleist und Seume hätte verzichten müssen. Ja wenn J. auf die herrlichen Zeitgedichte Arnims, die in keiner derartigen Auswahl ganz fehlen sollten, Rücksicht genommen hätte, so hätte er, und nur zum Vortheil des Unterrichtes, 1806 als Grenzjahr bestimmen dürfen, denn gerade indem so die Zeit der „tiefsten Erniedrigung“ durch den Mund ihrer Dichter spräche, kämen die Jahre des Erstarkens, des Losschlagens, des Ringens, des Siegens und ebenso ihre Sänger für die jugendlichen Leser erst zur vollen Geltung.

Pädagogische Gründe rechtfertigen es wohl, wenn in Anthologien wie der Jahnkes gewöhnlich nur die Lyrik (und auch diese zumeist nur durch noch heute berühmte Namen) vertreten erscheint; sonst ließe sich freilich das Bild unserer antinapoleonischen Dichtung, um nur an Allbekanntes zu erinnern, aus den Possen Kotzebues, den Festspielen Brentanos, den Epen Fouqués und Schulzes, der Kunstprosa etwa eines Jean Paul oder E. T. A. Hoffmann vervollständigen und würde hiedurch an Farbe und Abwechslung nur gewinnen. Für eine von wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus anzulegende Auswahl aus der fast unübersehbaren franzosenfeindlichen Literatur der in Rede stehenden Periode hat Ref. anlässlich eines Collegs über „Cultur und Literatur des Zeitraums der Befreiungskriege“ ein Schema entworfen, das chronologische und geographische Eintheilungsgründe mit solchen der Poetik combiniert und sein Absehen begreiflicherweise weniger auf die noch im Studenten- und Volksgesang fortlebenden großen Dichter, als vielmehr auf die vielen kleinen, heute meist vergessenen, für jene Zeit aber höchst charakteristischen Poeten gerichtet hat. Schulausgaben folgen, wie schon bemerkt, anderen Erwägungen und werden z. B. in Anthologien die Schüler nur mit möglichst wenigen, möglichst bedeutenden Individualitäten möglichst genau bekannt zu machen trachten. In der von Dr. Julius Ziehen herausgegebenen, räumlich sehr beengten Auswahl „Die Dichtung der Befreiungskriege“ (Dresden, Ehlermann 1896[1]), welche den einzelnen Dichtern und Gedichten ansprechende Erklärungen beigibt, scheint uns die Beschränkung auf Arndt mit 19, Schenkendorf mit 13, Rückert mit 32, Körner mit 13,

---

[1]) Nr. 19 der Deutschen Schul-Ausgaben von H. Schiller und V. Valentin.

Uhland mit vier Gedichten, Brentano, Fouqué, Seume und Stägemann mit je einem als durchaus taktvoll und zweckentsprechend. Jahnke ordnet seine Dichter alphabetisch: Arndt (36), Collin (1), Eichendorff (6), Förster (5), Fouqué (2), Goethe (4), Göttling (1), Kleist (4), Körner (19), Rückert (49), Salchow (1), Schenkendorf (31), Seume (1), Stägemann (2), Uhland (6 Gedichte). Bei solchen Dimensionen einer Sammlung darf schon eine gewisse Vollständigkeit, wenigstens was die berühmtesten, hieher gehörigen Lyriker anlangt, gefordert werden; wo Göttling und Salchow Aufnahme fanden, hätten auch die beiden Grafen Stolberg [1]) und Tiedge [2]) unterkommen sollen, die ebenso wie deren Lyrik von Jahnke abgedruckten Gedichte Seumes und Stägemanns mitten unter den Jungromantikern und Schiller-Nachahmern jener Jahre, mit denen sie in nationaler Begeisterung wetteifert, noch zäh an alten Stilen des XVIII. Jahrhunderts festhält und das Ineinanderragen der Traditionen und Generationen eben durch Gemeinsamkeit des poetischen Stoffes gut illustriert. Arnim haben wir schon früher vermisst, auch Brentano und Friedrich Schlegel fehlen, unser Landsmann Heinrich Joseph v. Collin ist leider gerade nur durch das schwächste seiner „Wehrmannslieder" („Feind, ha, du wagst es und dräu'st uns verwegen?") statt etwa durch den mächtigen „Kriegseid" oder die sehr charakteristische „Wehrmannslust", Stägemann durch zwei Proben vertreten, die seiner eigenthümlichen Ramler'schen Manier gerade zufällig ferne liegen, und auch gegen die Anordnung der Gedichte, namentlich Rückerts und Schenkendorfs, wäre manches zu erinnern. Von solchen Kleinigkeiten abgesehen, kann dem Herausgeber das Verdienst, einen hübschen und instructiven Studienbehelf geschaffen zu haben, bereitwillig zugesprochen werden.

Wien. Dr. Robert F. Arnold.

Übungsbuch zur französischen Syntax. Von W. Duschinsky, k. k. Prof. an der Staats-Oberrealschule im VII. Bezirke Wiens. Wien u. Prag, F. Tempsky 1901. 186 SS.

Wer etwa, durch den Titel verleitet, vorstehend genanntes Buch für eine rein grammatischen Zwecken dienende Arbeit hält, täuscht sich sehr. Mit dem gleichnamigen Werke von Plötz hat es nichts als den Titel gemein: so gewaltig haben sich innerhalb des letzten Vierteljahrhunderts die Ansichten über Ziel, Methode und Hilfsmittel des fremdsprachlichen Unterrichts geändert. Duschinskys „Oberstufe", die Fortsetzung des II. Theils des Lehrbuches von Weitzenböck, ist vielmehr ein alle Behelfe gramma-

---

[1]) „Vaterländische Gedichte" (1815); Gesammelte Werke 2 : 270 ff.
[2]) „Denkmale der Zeit" (1814).

tischer, stilistischer und lexikalischer Art heranziehendes sprachliches Übungsbuch; und insofern ist der Titel zu eng gefasst. Die syntaktische Ausbeute im Sinne der früheren grammatischen Methode ist — wie ja meist in den Lehrbüchern nach der „neuen Methode“ — nur gering. Abgesehen davon aber ist es ein vorzügliches Buch.

Den größten Theil desselben machen die französischen Musterstücke aus, durchaus modern anmuthend durch ihre Sprache und meist auch durch ihren besonders häufig auf Frankreich und französische Verhältnisse sich beziehenden Inhalt. Auf diese folgen regelmäßig Fragen, die zugleich auch der Hervorhebung der Hauptgedanken dienen, Aufsatzübungen, für welche zahlreiche Anleitungen und Muster gegeben werden, grammatische Übungen mannigfacher Art, dann Einzelsätze, welche eine specielle syntaktische Erscheinung aufzeigen und die zusammenhängenden Stücke nach der grammatischen Seite hin ergänzen. Hier wird zugleich auf die jüngst officiell vorgenommene Vereinfachung der französischen Syntax („Réforme“) Rücksicht genommen. Den Schluss macht meist ein in das Französische zu übersetzendes deutsches Stück. Was diesem Lehrbuch jedoch seine Physiognomie verleiht, ist das (schon von Weitzenböck im II. Theile seines Übungsbuches angewandte und hier) mit Consequenz durchgeführte Princip der Erklärung des Französischen mittelst des Französischen. Der jedenfalls als ein Haupttheil des Buches anzusehende „Commentaire“ gibt die lexikalischen und Sach-Erklärungen durchaus in französischer Sprache. Durch dieses systematisch durchgeführte Verfahren, das neue französische Wort- und Phrasenmaterial durch einfachere und gewöhnlichere Ausdrücke zu umschreiben, wird es thatsächlich möglich, das Französische zur Unterrichtssprache zu machen, umsomehr als auch der Vocabelschatz des Schülers durch Zusammenstellung sinnverwandter Wörter zu Gruppen ständig erweitert und namentlich durch scharfe Scheidung synonymer Ausdrücke und Wendungen kritisch gesichtet wird. Kurz, das Buch stellt eine hervorragende Leistung auf dem Gebiete der französischen Schulliteratur dar. Auch Papier, Druck (bis auf eine Anzahl Druckfehler) und Ausstattung sind lobenswert.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Englische Lesebücher.

Adventures by Sea and Land. Edited with explanatory notes and a vocabulary by Prof. Dr. Heinrich Saure. Vol. I, 97 SS., Vol. II, 98 SS. Leipzig, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. Zu jedem Bande ein „Vocabulary“ von 18, bezw. 20 SS.

Prof. Saure, der schon durch die Herausgabe der Sammlung „*Modern English Authors*“ eine Reihe von modernen Stoffen für die

Schullectüre nutzbar gemacht hat, bringt in den vorliegenden zwei Bändchen eine Auswahl spannender Erzählungen, die wegen ihrer einfachen Sprache und ihres anziehenden Inhalts schon auf der Anfangs- und Mittelstufe des englischen Unterrichtes gelesen werden können.

Der Inhalt des ersten Bändchens ist folgender: 1. *The Boy Tar* von Captain Mayne Reid; 2. *The Children's Crusade* von Noah Brooks; 3. *The Story of Robin Hood* aus *The Century Readers*; 4. *Early Experiences of Governor Duval* von Washington Irving und 5. *A Princess Royal* von Charles Dickens. — Nr. 1 erzählt von einem Knaben, der in einem Boote auf eine Felseninsel fährt und beim Aussteigen das Boot zu befestigen vergisst, wodurch er das Boot verliert und die ganze Nacht, um nicht von der Flut verschlungen zu werden, auf der Spitze der Signalstange zubringen muss, bis er am folgenden Morgen gerettet wird. In Nr. 4 erzählt Governor Duval, dass er, bevor er die Rechte studierte und sich als Anwalt festsetzte, einige Zeit in den Wäldern von Kentucky gelebt und sich ausschließlich von dem Ertrage der Jagd ernährt habe. Nr. 5 führt uns in die Prairien von Texas und schildert uns eine wilde Jagd, die zwei amerikanische Räuber, die sich '*colonel*' und '*major*' nennen, auf einen Reiter veranstalten; dieser rettet sich in ein Blockhaus, dessen Besitzer die „*Princess Royal*", d. h. einen zahmen weiblichen Tiger, auf die Verfolger loslässt. Nr. 2 und 3 behandeln den Kinderkreuzzug von 1212 und die sagenhaft ausgeschmückte Geschichte des nordenglischen Räuberhauptmanns Robin Hood.

Das zweite Bändchen enthält folgende fünf Erzählungen: 1. *Daphne, the Black Girl* von Harry Collingwood; 2. *My First Cruise* von William G. Kingston; 3. *A Fairy Tale for One Hundred Years ago* von Angus B. Reach; 4. *Scenes from Foreign Lands* von Captain Mayne Reid; 5. *The Cruise of the 'Dolphin'* von Thomas B. Aldrich. Die Negerin Daphne, die Heldin von Nr. 1, rettet zwei weißen Matrosen, die in die Gefangenschaft ihrer Landsleute gerathen sind, das Leben, wird aber dafür von diesen getödtet. In Nr. 2 berichtet ein junger Seeofficier von seiner ersten Fahrt nach Rio de Janeiro. Nr. 5 behandelt einen ähnlichen Stoff wie Nr. 1 des I. Bändchens; nur betheiligen sich hier an dem Ausfluge vier Knaben, von denen einer ein Opfer des Sturmes wird. Nr. 4 führt uns nach Kanada und schildert *a*) eine Fahrt auf dem Red River, *b*) eine Bisonjagd. Am wenigsten ansprechend ist Nr. 3, worin uns in Form von Allegorien die Erfindung der Dampfmaschine, der Locomotive, des Telegraphen usw. vorgeführt wird.

Am Schlusse jedes Bändchens befinden sich „*Explanatory Notes*", d. h. deutsche Anmerkungen sprachlicher Art. Zur Aufhellung der lexikalischen und grammatischen Schwierigkeiten der Texte dient ein „*Vocabulary*", das in einem besonderen Hefte

jedem Bändchen beiliegt. In dem „Vocabulary" I lies auf S. 5 zu „*zealous*" „eifrig" statt „aufrichtig"! Der einzige Übelstand, der sich in Prof. Saures Büchlein bemerkbar macht, ist das gänzliche Fehlen von Ausspracheangaben.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Beiträge zur alten Geschichte. In Verbindung mit J. Beloch, C. G. Brandis, G. Busolt, R. Cagnat, A. v. Domaszewski, F. K. Ginzel, F. Hiller v. Gaertringen, F. Haverfield, Chr. Hülsen, E. Kornemann, J. Kromayer, P. M. Mayer, B. Niese, E. Pais, R. Pöhlmann, M. Rostowzew, R. v. Scala, O. Seeck, K. Sethe, G. Steindorff, H. Swoboda, C. Wachsmuth u. a. herausgegeben von C. F. Lehmann, Privatdocent (jetzt Professor) der alten Geschichte an der Universität Berlin. Band I, Heft 1 u. 2. Leipzig, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher) 1902. Zusammen 348 SS. Preis 1 Band per Subscription 20 Mk.

Ich äußerte mich bereits einmal in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1896, S. 515 ff.) dahin, dass eine specielle Zeitschrift für alte Geschichte unbedingt nothwendig und durch die Thatsache gerechtfertigt sei, dass die Geschichte der Mittelmeervölker im Alterthum eine Einheit bilde, während durch die Zersplitterung der Arbeiten aus dieser Wissenschaft in verschiedenen, vorzugsweise philologischen Organen die Gefahr einer Entfremdung zwischen den Vertretern der einzelnen Zweige bestehe. Bald darauf griff ein opferwilliger und für die Sache begeisterter Privatmann, Hr. A. Nessler, diesen Gedanken auf und gab eine 'Zeitschrift für alte Geschichte' heraus, von welcher, so viel ich weiß, nicht mehr als zwei Hefte erschienen sind. Ich konnte damals gewisse Bedenken gegen die Art und Weise, wie die Sache angegriffen wurde, nicht verhehlen (in einer Besprechung des ersten Heftes, Jahrg. 1899, S. 527 ff. dieser Zeitschrift), und es scheint in der That, dass das Unternehmen nicht mehr fortgesetzt wird.

Allein der dadurch ausgedrückte Gedanke musste fortwirken, da er in sich begründet war und ein Bedürfnis der Wissenschaft darstellte; und so wurde er, was nicht genug freudig begrüßt werden kann, von einem anerkannten Fachmann, Prof. Dr. Karl Friedrich Lehmann in Berlin, aufgenommen und zur Ausführung gebracht. L.s Namen erfreut sich in der wissenschaftlichen Welt des besten Klanges; seine Arbeiten bewegen sich einerseits auf dem Felde der altorientalischen Geschichte (ich erinnere an sein Buch über Šamaššumukîn, seine 'Zwei Hauptprobleme der altorientalischen Chronologie', die erfolgreich durchgeführte deutsche wissenschaftliche Expedition nach Armenien), anderseits reichen sie mit den Untersuchungen über antike Nekrologie auch auf griechisch-römisches Gebiet hinüber. Durch diese Ausdehnung

... gerade zur Leitung einer solchen universalen ... befähigt. In den einleitenden Worten, welche ... betont L., dass die 'Beiträge' die innerliche ... gesammten Gebietes der alten Geschichte ver- ... Die beiden vorliegenden Hefte lassen für die ... hoffen und erwarten, dass es sich hier um ... Gewinn handeln werde; außer den auf dem ... Fachgenossen hat der Herausgeber noch ... anderen Gelehrten gewonnen, von welchen Adolf ..., O. Cuntz, A. Erman, E. Fabricius, V. Gardt- ..., O. Hirschfeld, L. Holzapfel, J. Jung, W. ..., J. Krall, W. Liebenam, J. Marquart, Eduard ..., A. v. Premerstein, F. Rühl, A. Schultin, ... M. Strack, E. Szanto, E. Thrämer, H. Usener, ... U. Wilcken, A. Wilhelm, H. Willrich zu nennen ... und die Vertreter der verschiedensten Gebiete der ..., der altorientalischen, wie der griechischen und ... — dazu classische Philologen, Ägyptologen, ... unter dem Banner der Zeitschrift vereinigt; und ... nicht bloß fast alle akademischen Vertreter der ... an den Universitäten deutscher Zunge, sondern ... Vertreter des Auslandes heranzuziehen (wie auch ... Sprache Englisch, Französisch, Italienisch ... für die Abhandlungen zugelassen sind), so wird ... wohl die centrale Stellung zufallen, welche ... es handelt sich ja nicht um ein neues Organ ... bestehenden.

... dass die verschiedenen Zweige der alten Ge- ... vertreten sein sollen, ist in beiden vorlie- ... gut durchgeführt worden. In anderer Beziehung ... etwas ungleichartigen Eindruck; während das ... Sammlung von umfangreichen und selbständigen ... gleicht, nähert sich das zweite Heft, das kürzere ..., mehr der Art einer gewöhnlichen Zeitschrift. Es ... einer gewissen Änderung in der Stellung zusammen; ... das Erscheinen in zwanglosen Heften in Aussicht ge- ... so sollen jetzt, von 1902 ab, jährlich drei Hefte ... einen Band bilden.

... im Folgenden eine kurze Übersicht über den Inhalt ... Hefte. Heft 1 bringt an erster Stelle die Arbeit ... F. K. Ginzel, 'Die astronomischen Kenntnisse ... und ihre culturhistorische Bedeutung' (fortgesetzt ..., der Schluss steht noch aus). Prof. Ginzel vom ... königl. Sternwarte in Berlin — meines Wissens ... Schüler des unvergesslichen Th. v. Oppolzer — ... durch sein Werk 'Specieller Canon der Finster- ... Für eine volle Würdigung seiner Abhandlung,

die streng genommen ein Beitrag zur Geschichte der Astronomie ist, müsste man allerdings Astronom und Chronolog von Fach sein. Als die wichtigsten, allgemein interessierenden Ergebnisse hebe ich hervor, dass der Thierkreis bereits in der babylonischen Astronomie vorkommt und jedesfalls von den Griechen aus derselben übernommen wurde. Auch die Planeten- und Mondstationen sind babylonischen (nicht chinesischen) Ursprungs und haben sich von da zu den Arabern, Indern, Chinesen verbreitet. Die babylonische Astronomie war in allen wichtigen Beobachtungen über Sonne, Mond, Planeten, Finsternisse Vorläuferin der Griechen, deren Entdeckungen auf ihr beruhen.

J. V. Prášek 'Die ersten Jahre Dareios' des Histaspiden und der altpersische Kalender' (S. 62 ff.) behandelt die in den letzten Jahren ungemein lebhaft und von verschiedenen Seiten (Oppert, F. Justi, Weissbach, Marquart, Ed. Meyer u. a.) behandelten Fragen nach dem Regierungsantritt des Dareios, der Chronologie der Behistan-Inschrift und der Anordnung der altpersischen Monate im Jahre. Die gründlichen Darlegungen P.s sind gewiss von Verdienst, ich muss ihnen gegenüber aber noch immer an der Ansicht festhalten, wie ich sie in meinem Artikel 'Dareios' in Pauly-Wissowas Real-Encyklopädie vertrat, dass Dareios' Regierungsantritt in den October 521, nicht, wie P. meint, 522 fiel.

Die darauf folgende, recht umfangreiche Abhandlung (S. 51 bis 146) E. Kornemanns 'Zur Geschichte der antiken Herrscherculte' zeichnet sich dadurch aus, dass sie, was gewiss richtig ist, die Frage nach der göttlichen Verehrung der Herrscher ihrem ganzen Umfange nach durch das gesammte Alterthum verfolgt, während sie bisher immer nur für einzelne Partien (Cultus Alexanders d. Gr., der Diadochen, der römischen Kaiser) behandelt wurde. Das Schwergewicht der Abhandlung ruht auf den Diadochenculten und der Darstellung der Religionspolitik des julisch-claudischen Kaiserhauses. Dagegen ist der Cultus Alexanders d. Gr. etwas stiefmütterlich weggekommen und wird m. E. von K., der sich ganz den Ansichten Nieses anschließt, unrichtig beurtheilt. Es heißt sich doch die sehenden Augen verschließen, wenn man wie K. (S. 56, 4) annimmt, dass die Quellen nichts von dem Wunsche Alexanders berichteten, als Gott verehrt zu werden (vgl. dagegen Ael. v. h. II 19. Plut. Apophth. Lacon. 219 E.). Auch der von Eumenes Alexander gewidmete Cultus (S. 64) galt entschieden einem Gotte. Richtiger wird Alexanders Bedeutung später (S. 144) beurtheilt. Viel besser als das erste Capitel sind die gründlichen Ausführungen (S. 68 ff.) über die Culte der hellenistischen Herrscher; aus ihnen geht hervor, dass allerdings nicht, wie Kaerst meint, eine Continuität zwischen dem Culte Alexanders und demjenigen der Diadochen anzunehmen ist. Ferner resultiert aus ihnen das interessante Ergebnis, dass der Cultus der Seleu-

kiden dem Herrschercult am nächsten kam. Die Bedeutung der zweiten Hälfte der Abhandlung über den römischen Kaisercultus beruht zunächst auf der umfassenden Sammlung der Zeugnisse für den Provincialcultus, auch im Osten (letzterer wurde von O. Hirschfeld in seiner bekannten Abhandlung seinerzeit übergangen), und dann auf dem Versuche, die Provincialculte des Westens chronologisch zu datieren.

Der Beitrag von Otto Seeck 'Decemprimat und Dekaprotie' (S. 147 ff.) bemüht sich, eine schwierige Frage aus der Verwaltung der römisch-griechischen Gemeinden der Kaiserzeit aufzuhellen. S. nimmt u. a. an, dass die Römer den Decemprimat in Nachahmung der Institutionen von Massalia schufen, dass die Dekaproten, entgegen der gewöhnlichen Auffassung, nicht Jahresbeamte waren, sondern lebenslänglich fungierten, dass die Politographie später mit der Dekaprotie vereinigt ward, dass die Functionen der Dekaproten zunächst polizeilicher Natur waren, dann in der Beaufsichtigung des Gemeindevermögens und der Verwendung desselben bestanden. Manche von diesen Aufstellungen werden sicherlich Widerspruch erfahren, und erst die durch sie hervorgerufene Discussion und die Vermehrung des Materials wird zeigen, wie weit sie begründet sind.

Das zweite Heft wird mit der Fortsetzung der oben besprochenen Abhandlung von Ginzel eröffnet. Darauf folgt eine historische Skizze des Freih. Hiller v. Gaertringen 'Die Götterwelt von Thera' (S. 212 ff.). Der verdiente Erforscher von Thera gibt auf Grundlage des reichen, größtentheils seinen Arbeiten verdankten Materials einen ausgezeichneten Überblick über die älteren Culte der Insel sowie deren Umgestaltung durch die Herrschaft der Lagiden, und berücksichtigt auch das Eindringen des Christenthums. Es wird wohl wenige griechische Städte geben, bei denen sich die gesammte Entwicklung in religiöser Hinsicht jetzt so leicht überblicken lässt wie in Thera.

L. Holzapfel 'Die drei ältesten römischen Tribus' (S. 228 ff.) bekämpft eine von Eugen Bormann (im Eranos Vindobonensis) aufgestellte Ansicht, dass die Nachrichten über die Ramnes, Tities, Luceres Construction seien, und will dem gegenüber nachweisen, dass bei Cicero, Dionys und Dio eine von Varro unabhängige Überlieferung über die von Romulus vorgenommene Dreitheilung der Bürgerschaft vorliege. H. führt die drei Tribus auf eine künstliche Gliederung der Gemeinde zurück, die unter etruskischem Einflusss stattfand.

Der Herausgeber C. F. Lehmann steuert selbst einen Aufsatz über 'Die historische Semiramis aus Herodot' bei (S. 256 ff.), in welchem die Berichte über die historische Sammuramat, Gemahlin des Adad-nirari III. von Assyrien, einer erneuten Prüfung unterzogen werden. Die Untersuchung bringt besonders zwei wichtige

Ergebnisse: dass Adad-nirari den Cultus des babylonischen Gottes Nebo nach Assyrien verpflanzte, damit die Ceremonie der Ergreifung der Hände des Gottes zu Neujahr in Babylon selbst stattfinden konnte; anderseits dass Herodot den Nebotempel von Borsippa besuchte und dort seine Nachrichten über Semiramis einzog.

Julius Beloch gibt Bemerkungen 'Zur Geschichte des pyrrhischen Krieges' (S. 282 ff.), von welchen besonders die schlagende Lösung des vielerörterten Räthsels, dass in dem zweiten römisch-karthagischen Bündnisse bei Polybios die Tyrier an Seite der Karthager erscheinen, hervorzuheben ist. B. streicht mit O. Hirschfeld *καὶ* vor *Τυρίων* und erklärt *Τύριοι Καρχηδόνιοι* als Bezeichnung des Curialstils für das einfache *Τύριοι*. — Von demselben Verf. rührt ein weiterer Aufsatz her: 'Die Schlacht bei Kos' (S. 289 ff.), bekanntlich auch ein vielumstrittenes Problem. B. fixiert sie auf die Zeit zwischen den Jahren 258 und 256.

Einer der interessantesten Beiträge ist der kurze Aufsatz des russischen Gelehrten M. Rostowzew 'Der Ursprung des Kolonats' (S. 295 ff.). R. weist auf Grund neuer inschriftlicher Funde überzeugend darauf hin, dass das Vorbild für den Kolonat in der Bewirtschaftung der königlichen Domänen der Seleukiden zu suchen sei, bei welchen die für den Kolonat charakteristischen Züge, die Gebundenheit des Pächters an der Scholle und die Exterritorialität des Gutsbezirkes bereits anzutreffen sind. Die Domänen der hellenistischen Zeit sind hinwiederum nur eine Forsetzung der Domänen der persischen Könige.

Fr. Münzer, 'Die Entstehung der Historien des Tacitus' (S. 300 ff.), sucht die Wahl des Anfangspunktes (1. Januar 69 n. Chr.) von anderen Gesichtspunkten aus zu begreifen und weiters nachzuweisen, dass die beiden ersten Bücher des Werkes für sich und einige Zeit vor den folgenden der Öffentlichkeit übergeben wurden.

Die letzte Abhandlung von Ernst Kornemann endlich, 'Die Zahl der gallischen *civitates* in der römischen Kaiserzeit' (S. 331 ff.), ermittelt die Namen der 60 *ἔθνη*, welche nach Strabo an dem Cultus und dem Landtag der *Tres Galliae* betheiligt waren, indem K. dafür nur die Quellen der Augustischen Zeit heranzieht, dann auch die Veränderungen nach Augustus feststellt; die Angaben des Plinius und des Strabo werden von dem Verf. auf die officielle Reichs-Statistik zurückgeführt.

Das neue Unternehmen ist mit den besten Wünschen zu begrüßen und zu begleiten.

Prag. H. Swoboda.

Rusch G., Lehrbuch der Geographie für die österr. Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. 2. Theil, für den III. Jahrgang: Die österr.-ungar. Monarchie. Wien 1901, A. Pichlers Witwe & Sohn.

Verf. zerlegt die Monarchie in die vier natürlichen Gruppen: Alpen-, Karst-, Sudeten- und Karpathenländer. Den Schluß bildet eine allgemeine Übersicht. Innerhalb der genannten Einheiten geht zwar der Verf. nach dem Schema: Bodengestalt, Bewässerung, Klima und Pflanzenwelt vor, verknüpft aber diese Elemente miteinander und weist überall auf ihre Wechselwirkungen hin. Lediglich die geologischen Bemerkungen treten manchmal etwas unvermittelt auf. Indem der Verf. an den Schluß jedes Abschnittes noch eine Beschreibung der Kronländer stellt, aus welchen sich die besprochene Einheit zusammensetzt, sieht er sich mehrmals veranlaßt, Dinge zu wiederholen, welche bereits erörtert wurden. Später werden diese Wiederholungen geringer. Bei den Karpathenländern erscheinen nur mehr Seitenverweise. Durch die Gruppierung der geographischen Faktoren um den Menschen wird ein recht anschauliches Kulturbild der einzelnen Länder erzielt. Die Siedlungen werden zum großen Teile bereits im Rahmen der physikalischen oder wirtschaftlichen Geographie behandelt, so daß sich die eigentliche Topographie auf die Beschreibung der wichtigsten Orte und die Aufzählung geschichtlich bemerkenswerter Stätten beschränken kann. Großer Raum ist mit Recht den volkswirtschaftlichen Erörterungen gewidmet. Der Verf. fußt hiebei, wie er auch in der Übersicht der benutzten literarischen Hilfsmittel betont, auf den Darbietungen der „Österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild", denen er größtenteils wörtlich gefolgt ist. Gleiches gilt von dem Klima und der Pflanzengeographie. Hinsichtlich der Darstellung der Karstländer schließt sich der Verf. wohl im allgemeinen Cvijic an, akzeptiert jedoch dessen Theorie von der Entstehung der Dolinen nicht, sondern neigt jener Ansicht zu, welche in den Dolinen das Ergebnis tektonischer Vorgänge erblickt. Cvijic läßt echte Dolinen nur in seltenen Fällen als Einsturzbecken gelten. In sprachlicher Beziehung fällt die eigentümliche Verwendung von ober- und unterhalb bei Flußläufen auf. Sie ist einigemale sogar geeignet, Mißverständnisse hervorzurufen, wie beispielsweise auf S. 123, wo man glauben könnte, Karlsbad liege an der Eger. Sachlich ist das Buch recht sorgfältig gearbeitet. Es sind nur wenige Punkte, die einer Verbesserung bedürftig wären. Als höchster Gipfel der karnischen Alpen war die Kellerwand zu nennen. Der Gollinger Wasserfall ist nach den Untersuchungen Lamprechts nicht mehr als Abfluß des Königssees anzusprechen. Der Satz „Vent und Sulden haben einen Juli, der dieselbe mittlere Temperatur wie Wien aufweist" kann mißdeutet werden. Es sollte besser heißen: Der Juli ist in ersteren Orten nur etwas wärmer als der April in Wien. Der Unterschied zwischen Jänner- und Julitemperatur der ungarischen Ebene war als ver-

hältnismäßig gering hinzustellen. 8·3° ist die maximale tägliche Amplitude von Wien. Jeder zweite Tag ist nur in den regenreichen Teilen der Alpen ein Regentag. Die Temperaturverhältnisse von Sarajevo und Travnik gleichen nur hinsichtlich der Mittelwerte denen von Wien. Das echte Alpenglühen tritt nicht bei, sondern nach Sonnenuntergang auf. Das Klagenfurterbecken wird etwas zuweit ausgedehnt. Da die Waag als Grenze zwischen äußerer und innerer Zone des nordwestungarischen Berglandes angenommen wird, darf die hohe Tatra nicht zur inneren Zone gerechnet werden. Der angegebene Grund für die Gletscherlosigkeit der hohen Tatra ist nicht stichhältig, da das Gebirge in der Eiszeit Gletscher trug. Die kleine Tatra hätte erwähnt werden sollen. Wenn dem Vihorlatgebirge die Länge des Böhmerwaldes zuerkannt wird, muß es bis zum Lapos ausgedehnt werden. S. 147 fehlt die Erwähnung der krystallinischen Zentralzone, in der sich der Pietroszu erhebt. Die Eisenbahnen sind mit einer manchmal zu großen Vollständigkeit aufgezählt, doch fehlt die Bahn über den Obdachersattel, die Linie von Treibach ins Gurktal und die Bahn nach Castelnuovo. Staatsbahnlinien sind die Strecken von Krakau nach Bochnia und die Linie nach Pola. Die Bahn von Lemberg nach Czernowitz gehört nicht zu den Bahnen, welche über die Karpathen führen. Auf dem Plane S. 47 vermißt man die Stadtbahn. Mehrere Höhenangaben weichen von den üblichen Höhen ab, so, abgesehen von einigen Alpengipfeln und Pässen, besonders die Höhe des Felsens von Hochosterwitz und die Höhe der Höhle und des Kalvarienberges in der Adelsbergergrotte. Die Tiefen des Garda- und Bodensees sind unrichtig. Durch ein Versehen wurde Torda an die Maros verlegt und S. 79 der Velbertauern bei Kärnten genannt. S. 73 stünde besser „Sulm mit der Laßnitz“ und „Lafnitz mit der Feistritz“. S. 161 soll „Nordostende“ des Plattensees stehen. Als Quelle der Wurznersave dürfte am wahrscheinlichsten der Sumpf zwischen Ratschach und Wurzen angesehen werden. Der Krönungshügel in Preßburg besteht nicht mehr. S. 152 soll es heißen „die Lipa und die Zlota Lipa“. Daß bei Wels Petroleum gebohrt wird, ist mit Unrecht als Behauptung des Ref. hingestellt. Einen eigentümlichen Abschluß bildet die Aufzählung sämmtlicher 22 Strafanstalten Cisleithaniens.

Wien. J. Müllner.

Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften mit Einschluss ihrer Anwendungen. Herausgegeben im Auftrage der Akad. der Wissenschaften zu München und Wien, und der Ges. der Wissenschaften zu Göttingen. Leipzig, B. G. Teubner 1901. Bd. I, 6; Bd. IV (1), 1; Bd. IV (2), 1.

Über Ziele und allgemeine Anlage der Encyklopädie ist zu wiederholtenmalen an dieser Stelle berichtet worden. Im weiteren

Fortschreiten der Ausführung zeigt sich nun geradezu schlagend die Fruchtbarkeit des Gedankens einer umfassenden Darstellung des Gesammtgebietes der mathematischen Wissenschaften dadurch, dass ausgedehnte, interessante Gebiete überhaupt zum erstenmale zu einheitlicher Darstellung gelangen, während ihre Literatur zertreut und wenig geläufig ist. Das zeigen besonders die Artikel „Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf Statistik“ von Bortkiewicz, „Lebensversicherungsmathematik“ von Bohlmann und „Numerisches Rechnen“ von Mehmke. Schon die Beschaffung von Literatur und Tafeln für irgend eine versicherungstechnische Frage war außerhalb der eigentlichen Fachkreise mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Es genügt dazu die Bemerkung, dass die Kommerzbibliothek in Hamburg und die Bibliothek der Lebensversicherungsgesellschaft „Utrecht“ in Utrecht so ziemlich die einzigen Bibliotheken des deutschen und angrenzenden Sprachgebietes sind, welche in dieser Beziehung für weitergehende Studien in Betracht kommen.

Desgleichen wird eine systematische Zusammenstellung und Besprechung aller in Betracht kommenden Tabellen und insbesondere Rechenmaschinen, deren Constructionsgrundsätze durch Zeichnungen erläutert sind, gewiss von allgemeinem Interesse sein. Auch darüber gab es bis jetzt keine Gesammtdarstellung, obgleich die Rechenmaschinen immer größere Verbreitung finden.

Außerdem enthält das Heft noch die Artikel „Wahrscheinlichkeitsrechnung“ von Czuber, „Ausgleichungsrechnung und Interpolation“ von Julius Bauschinger und „Differenzrechnung“ von Seliwanoff. Wenn uns auch über diese Gebiete zum Theil von den Bearbeitern selbst ausführliche Lehrbücher zur Verfügung stehen, so ist doch deren Ergänzung bis auf den letzten Stand der Fragen und die kurze orientierende Darstellung für jeden, der sich nicht ex profoso damit zu befassen hat und wohl auch für diesen von Wert.

Vom vierten Band, welcher die Mechanik darstellen wird, und der in zwei Theilen erscheinen soll, ist Dank der energischen Redactionsthätigkeit F. Kleins von jedem Theil das erste Heft bereits erschienen. Der Artikel „Grundlegung der Mechanik“ von A. Voss bringt nicht mehr und nicht weniger als eine systematische und kritische Darstellung der vielen und für die ganze Physik grundlegenden Untersuchungen über den Inhalt der mechanischen Begriffe und der allgemeinen Principien. Dieser vom physikalischen und mathematischen, wie vom erkenntnis-theoretischen Standpunkt gleich wertvolle Artikel gehört zu den Zierden des Werkes.

Das erste Heft des zweiten Theiles bringt von der Mechanik der deformierbaren Körper zuerst die geometrischen Grundbegriffe von M. Abraham. Hier sind die namentlich von englischer Seite mit so großem Erfolg in die Physik eingeführten Begriffe von

Vector, Scalar, Feld die verschiedenen oft unmittelbar physikalisch wichtigen Unterscheidungen dieser Größen und deren Anwendung auf die Kinematik und Statik der Continua gegeben.

Die folgenden beiden Artikel von A. E. Love in Oxford behandeln die eigentliche Hydrodynamik. In kurzer Übersicht werden die Grundlagen der classischen Hydrodynamik, sodann die Grundgleichungen und Erscheinungen für zähe Flüssigkeiten, die neueren englischen Untersuchungen über turbulente Bewegungen und die Labilität von Strömungen, welche, nebenbei bemerkt, in der Praxis bei Wasserleitungen und ähnlichem die Regel ist, gegeben. Die theoretischen Ausführungen umfassen die wirbelfreie Bewegung, die Bewegung fester Körper in einer incompressiblen Flüssigkeit, die Wirbelbewegung, wo von specielleren Untersuchungen namentlich die Schwingungen von Wirbeln ausführlicher behandelt werden, die Theorie der unter dem Einfluss der eigenen Gravitation rotierenden Flüssigkeitskörper, insbesondere des Ellipsoides, die Wellenbewegung incompressibler Flüssigkeiten und zähe Flüssigkeiten.

Innsbruck. Wirtinger.

Sachs, Prof. Dr. J., Lehrbuch der projectivischen (neueren) Geometrie (Synthetische Geometrie, Geometrie der Lage). II. Theil: Harmonische Gebilde, Entstehung der Kegelschnitte, Sätze von Pascal und Brianchon. Nebst einer Sammlung gelöster und ungelöster Aufgaben, mit den Ergebnissen der ungelösten Aufgaben. Mit 445 Erklärungen und 135 Textfiguren. Für das Selbststudium und zum Gebrauche an Lehranstalten. Stuttgart, Jul. Maier 1901. 220 SS. Preis 6 Mk.

Von dem grundlegenden Werke über die Geometrie der Lage, das wir v. Staudt verdanken, wurde einmal gesagt, es verbaue durch das Streben nach Kürze den Zugang zur neueren Geometrie. Gegner der Kürze werden deshalb das Lehrbuch der projectivischen Geometrie von Prof. Dr. J. Sachs mit Freuden begrüßen: diesem Buche kann man einen solchen Vorwurf nicht machen. Schon bei der Besprechung des I. Theiles [1]) genannten Werkes konnten wir sagen, der Gegenstand werde in demselben ausführlich und vielseitig behandelt; von dem nun vorliegenden II. Theile gilt das in noch höherem Maße. Da in diesem Theile ein sehr fruchtbares Gebiet der neueren Geometrie bearbeitet wird, war es eigentlich vorauszusehen, dass hier eine ausführliche Behandlungsweise platzgreifen werde; sie ist aber auch noch deshalb ganz gerechtfertigt, weil die besprochenen Partien den Grundstock der neueren Geometrie bilden.

---

[1]) Dieser Zeitschr. 1901, VII. Heft, S. 640.

Wer den Gegenstand schon kennt, und ihm nicht etwa als Pädagoge oder aus anderen Gründen Interesse entgegenbringt, wird die Auseinandersetzungen in dem Buche stellenweise weitschweifig finden; wer aber die neuere Geometrie gründlich studieren will, oder für den Unterricht in diesem Gegenstande wegen schwachen Schülermateriales in eingehender Weise sich vorbereiten muss, dem wird das Lehrbuch von Dr. Sachs ein willkommener Behelf sein. Und zwar ist dies nicht nur bezüglich des eigentlichen Lehrstoffes der Fall, welcher auf 109 Seiten verarbeitet erscheint, sondern auch in Betreff der Aufgaben, für welche der Autor ein reiches Material auf den weiteren 104 Seiten des Buches niedergelegt hat.

Sonst kann im allgemeinen über den vorliegenden II. Theil dasselbe gesagt werden, was schon früher über den I. Theil bemerkt wurde. Im besonderen wäre nur noch erwähnenswert, dass die harmonischen Gebilde zuerst mit Hilfe des Vierecks, dann erst durch metrische Behandlungsweise gewonnen werden; später wird überdies auch noch gezeigt, wie man von der rein geometrischen Definition der harmonischen Gebilde mittels des Viereckes zu den metrischen Eigenschaften dieser Gebilde gelangen kann. Die Eindeutigkeit der harmonischen Beziehung wird mit Benützung des Raumes bewiesen.

Bei der Erzeugung von Curven durch projectivisch verwandte Grundgebilde lässt der Autor mit Recht die Dualität wieder deutlich hervortreten, bei der Besprechung der verschiedenen Gattungen von Curven zweiten Graden nimmt er auch auf die entarteten oder zerfallenden Curven gebürende Rücksicht, bei der Erzeugung der Curven zweiten Grades als Kegelschnitte weist er unter anderem auch darauf hin, wie die projectivische Geometrie als eine Weiterführung der Planimetrie erscheint.

Die Sätze von Pascal und Brianchon bieten naturgemäß reichlichen Stoff zu Constructionsaufgaben, die in correct gezeichneten und deutlichen Figuren recht gut durchgeführt sind.

Nach dem Gesagten baut der II. Theil des Lehrbuches von Dr. F. Sachs in anerkennenswerter Weise an den im I. Theile begonnenen Gebäude der projectivischen Geometrie weiter; hoffentlich findet der Bau mit dem III. Theile einen würdigen Abschluss.

Wien. F. Schiffner.

Elemente der reinen Mechanik. Von Dr. Josef Finger, o. ö. Professor der reinen Mechanik an der k. k. technischen Hochschule in Wien. 2., verb. u. verm. Aufl. mit 210 Figuren im Texte. Wien, Alfred Hölder 1901.

Dieses Buch ist zum Vorstudium für die analytische und die angewandte Mechanik und für die mathematische

Physik an Universitäten und technischen Hochschulen, sowie zum Selbstunterricht bestimmt. Es schließt sich an die Vorlesungen des Verf.s an der Wiener technischen Hochschule über die Elemente der reinen Mechanik und graphischen Statik an. In dieser Auflage hat der Verf. wertvolle Zusätze und Erweiterungen vorgenommen, welche den Bedürfnissen der technischen Hochschulen entsprechen. In dieser Beziehung seien folgende Bemerkungen gemacht: Die Elemente der graphischen Statik wurden in dem Abschnitte, der von der Statik der Kräfte handelt, die in derselben Ebene auf einen freibeweglichen starren Körper wirken, wesentlich erweitert; es wurde ferner nicht nur die Auswahl und die Gliederung der Lehrmaterie mehrfach geändert und übersichtlicher gestaltet, sondern es sind auch mehrere schwierigere Deductionen durch einfachere ersetzt worden, wodurch die Wissenschaftlichkeit des Gebotenen eine Einbuße erlitten hat. Weggefallen ist der rein mathematische Anhang der ersten Auflage, ebenso sind schwierigere und wenigstens für das erste Studium weniger belangreiche Details entfernt worden, so dass das vorliegende Buch durch diese eben hervorgehobenen Umstände noch mehr als früher den Charakter eines Lehrbuches angenommen hat. Wir geben dem Verf. vollkommen recht, dass er seine Deductionen auf die von Galilei und Newton aufgestellten Principe aufgebaut hat, so sehr es auch verlockend gewesen wäre, das ganze Lehrsystem der Mechanik auf den Grundlagen aufzuführen, welche H. Hertz angegeben hat. Es veranlasste den Verf. einerseits die Schwierigkeit dieser Grundlagen für einen einführenden Unterricht in die Elemente der Mechanik und anderseits der Umstand, „dass es bisher nicht gelungen ist, das auf den Hertz'schen Grundlagen aufgebaute Lehrsystem mit entsprechendem Erfolge auf alle Körperarten und mechanischen Probleme anzuwenden", von dieser ursprünglichen Absicht abzugehen.

Sehr zu bedauern ist es aber, dass in dem vorliegenden Lehrbuche der Mechanik die Theorie der Elasticität keinen Platz gefunden hat, und wir hoffen, dass der Verf. in einer separaten Schrift seine Vorlesungen über diesen Gegenstand zu veröffentlichen in die Gelegenheit kommen wird, zumal die von dem Verf. erwähnten akademischen Abhandlungen an und für sich zwar sehr wertvoll sind, eine zusammenfassende Darstellung des Gegenstandes aber niemals ersetzen können.

Nach einer sehr gehaltvollen Einleitung in den zu behandelnden Gegenstand, in der das Princip der unveränderlichen, relativen Wirkung und jenes der Wechselwirkung besonders betont wird, wendet sich der Verf. zur Behandlung der Statik des materiellen Punktes, wobei der Unterschied eines solchen gemacht wird, der freibeweglich, und eines solchen, der es nicht ist. Es folgt dann die Lehre von den Anwendungen der Gesetze der Statik

des materiellen Punktes auf die Statik der Schwere. Im Folgenden findet man die Kinematik des Punktes mit besonderer Berücksichtigung der gleichförmig geänderten Bewegung im speciellen behandelt. Bei der Erörterung der Beschleunigung einer krummlinigen Bewegung leistet die Einführung des Hodographen besondere Dienste.

In der Dynamik des materiellen Punktes wird jene der geradlinigen und der krummlinigen Bewegung ausführlich erörtert. Es wird auf die physikalisch wichtigen Fälle eingegangen und auch auf die Reibung und den Luftwiderstand die entsprechende Rücksicht genommen. Vor dem Abschnitte über die Centralbewegung ist ein kurzer Abschnitt über das Potential eingeschaltet worden.

In der Statik des linearen materiellen Punktsystems hat der Verf. besonders eingehend die technischen Anwendungen berücksichtigt; so finden wir in diesem Abschnitte die allgemeinen Gleichgewichtsgesetze für Kettenlinien erörtert und diese, sowie die Belastungslinien für parallele äußere Kräfte im allgemeinen eingehend besprochen. Sehr instructiv ist die parallele Betrachtung der kinetischen Analogien.

Im Folgenden werden die allgemeinen Principien der Mechanik räumlicher materieller Punktsysteme dargelegt, sodann auf die Elemente der Kinematik eines starren Punktsystems des Näheren eingegangen. Die Statik des starren Körpers wird in die Statik der Kräfte, die in derselben Ebene auf einen freibeweglichen starren Körper wirken, in die Statik der Kräfte im Raume, die auf einen freibeweglichen starren Körper einwirken, in die Statik des nicht freibeweglichen starren Körpers, endlich in die Statik der Schwere eingetheilt, und es wird am Schlusse dieses Abschnittes noch ganz allgemein das Gleichgewichtsproblem eines schweren, starren Körpers behandelt. Ein breiter Raum ist der Bestimmung der Schwerpunkte von Linien, Flächen und Körpern gewidmet. In der Dynamik des starren Punktsystemes ist besonders eingehend die Dynamik der rotierenden Bewegung zur Sprache gebracht worden, wobei der Verf. den Ausgangspunkt von der Berechnung der mechanischen Arbeit der äußeren Kräfte bei einer Rotation um eine fixe Achse nimmt. Nach Erörterung der Methoden zur Berechnung der Trägheitsmomente, die für den Techniker von besonderer Bedeutung sind, wendet sich der Verf. zu den Anwendungen der Dynamik der rotierenden Bewegung auf die Bewegung eines unter der alleinigen Einwirkung der Schwerkraft um eine fixe Achse rotierenden starren Körpers und liefert im Anschlusse daran eine gelungene Theorie des physischen Pendels und des Reversionspendels, sowie der Bewegung durch Überwucht.

In dem Abschnitte, der von den Elementen der Dynamik der allgemeinsten Bewegung starrer Körper und der Bewegung eines

Systemes fester Körper handelt, wird besonders eingehend die Theorie des Stoßes von freibeweglichen und unfreien Körpern behandelt.

Zum Schlusse finden wir einen Abriss über die wichtigsten Sätze der Hydromechanik, wobei namentlich die wichtigsten technischen Anwendungen berücksichtigt erscheinen, so z. B. das Ausflussproblem incompressibler und compressibler Flüssigkeiten und deren Reactionswirkung.

Die Darstellung ist an allen Stellen eine äußerst klare und präcise und es wird die neue Auflage des trefflichen Buches von den Studierenden nicht minder wie von den Fachmännern freudig begrüßt werden.

Natur und Schule. Zeitschrift für den gesammten naturkundlichen Unterricht aller Schulen. Herausgegeben von B. Landsberg in Allenstein, O. Schmeil in Magdeburg und B. Schmid in Bautzen. I. Bd. 1. u. 2. (Doppel-) Heft. Mit 14 Textabbildungen. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner.

Vor kurzem ist in dem Verlage von Teubner eine Zeitschrift erschienen, deren 1. und 2. Heft uns vorliegt. Es sollen in dieser Zeitschrift, die allein dem naturwissenschaftlichen Unterrichte dienen soll, alle naturwissenschaftlichen Fächer, soweit es sich in erster Linie um deren Schulbetrieb handelt, vertreten sein. In dieser Zeitschrift sollen die naturwissenschaftlichen Errungenschaften, seien es bedeutsame Erkenntnisse, sei es die aus ihnen fließende, dem Bildungsideale unserer Zeit entsprechende Weltanschauung, soweit als dies nur möglich, der Schule zugeführt und für dieselbe nutzbar gemacht werden. Neben theoretischen Fragen werden in der Zeitschrift praktische Probleme zur Behandlung gelangen. Damit der Lehrer in den Stand gesetzt werde, im Interesse des Unterrichtes den Fortschritten der Naturwissenschaften zu folgen, wird ein Abschnitt in der Zeitschrift eingerichtet werden, in dem über die neuesten Forschungsergebnisse und Probleme referiert wird. Nicht minder wichtig ist der Umstand, dass in der Zeitschrift über wesentliche Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur Bericht erstattet werden wird; diesem Zwecke werden auch Bücherbesprechungen, Excerpte aus Zeitschriften, Berichte über Schulprogramme, Versammlungen und Verhandlungen dienen. Sehr wichtig erscheint dem Ref. in dem Programme, das für diese Zeitschrift aufgestellt wurde, der Umstand, dass die Zeitschrift auch Anleitung zum Sammeln und zur Aufstellung von Naturobjecten, praktische Rathschläge zur Errichtung und Benutzung von Schulgärten, Aquarien u. dgl. enthalten soll, dass ferner in ihr neue Schulversuche angegeben werden. Dadurch wird es ermöglicht werden, eine innige Verbindung der Zeitschrift mit der Schule herzustellen und in der ersteren die Erfahrungen, die in der Schule gemacht worden sind, niederzulegen, ebenso umgekehrt

auch zu bewirken, dass der Schule und den Lehrern von der Zeitschrift vielfache und intensive Anregung und Belehrung zufließe. Ref. ist vollkommen überzeugt, dass — wenn die Zeitschrift ihrem Programme treu bleiben wird — derselben von weiten Kreisen die lebhaftesten Sympathien entgegengebracht werden. Bereits eine staatliche Zahl von Mitarbeitern ist gewonnen worden, unter denen sich Männer von bedeutendem Rufe befinden.

In einer sehr lesenswerten Abhandlung leitet Schmid in Bautzen die Zeitschrift ein. Der Aufsatz ist betitelt: „Die Entwicklung der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert, ihr Einfluss auf das Geistesleben und die Aufgaben der Schule". Paulsen in Berlin spricht über „Die Biologie im Unterrichte der höheren Schulen", wobei er an den bemerkenswerten Satz Virchows anknüpft: „Wir haben begründete Hoffnung, es werde nicht mehr lange dauern, bis die Forderung anerkannt wird, dass jeder gebildete Mann ein großes Stück Biologie kennen muss, um diejenige Stellung einzunehmen, die für die Beurtheilung der Welt erforderlich ist." Im Folgenden finden wir einen beachtenswerten Aufsatz „Über das Zeichnen im naturgeschichtlichen Unterrichte" von Wagner in Karlsruhe, ferner einen Aufsatz von Pfuhl in Posen „Der Pflanzengarten an der höheren Lehranstalt; seine Verwertung, Anlage und Pflege". Die Abhandlungen „Die Geologie in der Schule" (Walther-Jena), „Neuere Forschungen auf dem Gebiete der Säugethierkunde" (Matschie-Berlin) enthalten sehr viel des Wissenswerten und Interessanten. Auch in den „Kleinen Mittheilungen" sind mehrfache Anregungen gegeben, die nur fruchtbringend wirken können. In dem Abschnitte „Lehrmittelschau" sind die Bemerkungen über physikalische Sammlungen lesenswert. Nun folgen Bücherbesprechungen, Versammlungsberichte, ein „Sprechsaal", zuletzt eine Programm-, eine Zeitschriften- und eine Bücherschau.

Die Zeitschrift soll jährlich in acht Heften zu je vier Druckbogen erscheinen. Der Ref. macht die geehrten Fachgenossen auf das Erscheinen und den sehr reichen Inhalt dieser Zeitschrift aufmerksam und würde wünschen, dass auch österreichische Schulmänner an diesem Unternehmen sich rührig betheiligen möchten, da durch eine allgemeinere Betheiligung manche wichtige Frage, sei es auf dem Gebiete der Forschung oder auf dem der Didaktik, von verschiedenen Standpunkten beleuchtet einer allgemein giltigen Beantwortung zugeführt werden kann.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. A. Hansen, Die Ernährung der Pflanzen. Mit 79 Abbildungen. 2., verb. Auflage. Wien, Prag u. Leipzig, Verlag von F. Tempsky 1901. 299 SS. Preis 6 K.

Prof. Dr. Hansen behandelt in dem vorliegenden Buche, welches in zweiter, verbesserter Auflage als der 38. Band der deutschen Universal-Bibliothek für Gebildete („Das Wissen der Gegenwart") erscheint, eine der wichtigsten Lebenserscheinungen der Pflanzen, die Ernährung. Was das Leben selbst ist, darüber kann die Naturforschung heute noch keinen Aufschluss geben. Nach Schelling ist es das Streben nach Individuation, nach Spencer eine Coordination von Vorgängen oder die bestimmte Combination ungleichartiger, sowohl gleichzeitiger als aufeinanderfolgender Veränderungen, nach Bernhard Siegfried ist das Leben Bewegung. Schopenhauer bezeichnet das Leben (namentlich der Pflanzen) als einen Complex von Reizerscheinungen.

Weil der Kohlenstoff, den die Pflanze zu ihrem Aufbau und ihrer Erhaltung braucht, quantitativ im Pflanzenkörper ein Übergewicht besitzt und den Verbindungen der organischen Welt ihren besonderen Charakter aufdrückt, erörtert der Verf. zunächst, dass der Kohlenstoff der Pflanze in Form von Kohlensäure aus der Atmosphäre zufließt, und zeigt, woher letztere die große Menge des Kohlendioxyds (1·6 Trillionen Liter) nimmt. In einem zweiten Abschnitte werden die Blätter, die Bedeutung des Chlorophylls für die Pflanzen, ferner die Verarbeitung des Kohlendioxyds durch die Blätter geschildert; daran reiht sich die Besprechung der großen Bedeutung des Lichtes für die Assimilation. Weitere Capitel behandeln die Producte der Kohlensäurezersetzung, den Stickstoffbedarf der Pflanzen, die Bedeutung der Mineralbestandtheile der Pflanzen, den Bau und die Aufgabe der Wurzeln, die Bewegung des Wassers in der Pflanze, den pflanzlichen Stoffwechsel und die Athmung. Zum Schluss spricht der Verf. über die Ernährung der chlorophyllfreien Pflanzen.

Dr. Hansen beschreibt außerdem eine große Zahl pflanzenphysiologischer Versuche, die meist leicht durchzuführen sind. Druck und Ausstattung des Werkes sind sehr gefällig. Ref. kann daher das Buch, in dem wir auch ein gutes Stück Geschichte der Botanik kennen lernen, den weitesten Kreisen der gebildeten Welt aufs beste empfehlen.

Wiener-Neustadt. Heinrich Vieltorf.

Stenographisches Taschenwörterbuch, enthaltend die deutschen Wurzelwörter und die gebräuchlichsten Fremdwörter in stenographischer Correspondenzschrift und Satzkürzung, sowie die häufigsten Fachkürzungen für Advocaturesstenographen, Beamte aller Art (Gerichts- und Verwaltungs-, Fabriks-, Verkehrs- und Versicherungsbeamte usw.), für Elektrotechniker, Juristen, Kaufleute, Militärs, Secretäre, Studenten usw. von Josef Schiff, k. k. Prof. usw. 8., vollständig umgearb. Aufl. des Stenographischen Wörterbuches. Mit den Beschlüssen des V. deutschen Stenographentages als Beilage. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1902. 784 SS. Preis br. 5 K.

Sind stenographische Wörterbücher überhaupt vonnöthen? Man kann sich leicht versucht fühlen, diese nicht ferne liegende Frage entschieden zu verneinen, und zwar mit folgender Begründung: Dem Anfänger, der das System — wir denken hier zunächst an das Gabelsberger'sche — erlernen soll, kann ein solches Buch nichts nützen, da er das Regelwerk nicht kennt und die Entstehung dieses oder jenes Wortbildes nicht zu erfassen vermag. Ja einem Anfänger könnte unter Umständen ein solches Wörterbuch geradezu schaden, indem er sich versucht fühlt, die gebotenen Wortbilder rein mechanisch sich einzuprägen und so an Stelle des Studiums das geisttödtende Einlernen zu setzen. Anderseits aber, könnte man weiter behaupten, benöthigt auch der Systemkundige ein solches Buch nicht, da er doch auf Grund des Regelapparates, der gerade beim Gabelsberger'schen System ausgiebig genug ist, imstande sein muss, ein jedes Wort nach bestimmten Weisungen zu schreiben. Was jedoch die bei Gabelsberger so hochwichtige Satzkürzungslehre betrifft, so liegt ja gerade ein Vorzug darin, dass sie eine freie Anwendung der Kürzungsprincipien gestattet und jeden Zwang auszuschließen scheint. Es müssten demnach Wörterbücher sowohl hinsichtlich der Correspondenzschrift als auch hinsichtlich der Debattenschrift für höchst überflüssig angesehen werden.

Und doch ist die angedeutete Auffassung nach beiden Richtungen falsch. Was nämlich die Correspondenzschrift betrifft, so muss daran erinnert werden, dass auch bei sorgfältigeter Durchbildung der Schreibregeln eine große Anzahl von Wörtern übrig bleiben wird, über deren Schreibung ein Schwanken unvermeidlich ist. Das gilt ganz besonders von den zahllosen Fachausdrücken fremder Abkunft, und gerade hier lässt sich die Beobachtung machen, wie das geniale System Gabelsbergers so recht aus dem Wesen der deutschen Sprache hervorgewachsen ist, denn ebendasselbe System, welches eine unerreichte Schmiegsamkeit dem Deutschen gegenüber zeigt, bekundet eine gewisse Sprödigkeit gegen fremdsprachliches Material.

Nach Seite der Satzkürzungslehre lässt sich die Ersprießlichkeit geeigneter Wörterbücher durch den Hinweis auf das Dichterwort begründen: „Wo viel Freiheit, da viel Irrthum". Da nämlich bei einem und demselben Worte manchmal ein mehrfaches Kürzungs-

verfahren möglich ist, so kann es dem Lernenden wie dem Praktiker nur erwünscht sein, unter den möglichen Kürzungen die zweckmäßigste kennen zu lernen.

Das vorliegende Buch entspricht nun den Anforderungen, die man an derlei Publicationen zu stellen pflegt, in ganz hervorragendem Maße.

Der Zeitpunkt seines Erscheinens ist allerdings nichtsweniger als günstig: Die öffentliche Rechtschreibung hat eine Umgestaltung erfahren, eine Reform des Gabelsberger'schen Systems durch den VI. Stenographentag steht in naher Aussicht — beide Dinge aber sind geeignet, die innere Form eines stenographischen Wörterbuches (Reihenfolge der Wörter und Schreibung derselben) sehr wesentlich zu beeinflussen. Trotzdem lässt sich bei den mannigfachen Vorzügen des Buches erwarten, dass es sich mit gutem Erfolge behaupten wird. Schon vermöge seiner Reichhaltigkeit ist es anderen derartigen Büchern weitaus überlegen. Es zählt nämlich rund 28 000 Schlagwörter in Correspondenzschrift (gegen 19 000 in der früheren Auflage), nebst 17 000 Kürzungen. Dem gegenüber enthält das bekannte Ruess'sche Wörterbuch nicht mehr als circa 13 000 Schlagwörter mit 3400 Kürzungen.

Auch die schon im Titel ausführlich angezeigte Vielseitigkeit entspricht vollkommen den Thatsachen, wie eine eingehende Durchmusterung des Buches nach verschiedenen Richtungen ergeben hat. Nicht nur die gewöhnlicheren, sondern auch seltene Fachausdrücke der einzelnen Disciplinen haben Aufnahme gefunden, ja es verdient hervorgehoben zu werden, dass die Medicin, obwohl sie im Titel nicht ausdrücklich genannt ist, ebenfalls sehr viel aus dem Schatze ihrer zahlreichen termini technici beigesteuert hat.

Dieser universellen Verwendbarkeit steht die streng systemgerechte Schreibung der Wörter und die Zweckmäßigkeit der angeführten Kürzungen ebenbürtig zur Seite.

Auch die Schrift (sie stammt von dem rühmlich bekannten Schöttner in Wolfenbüttel) und die Ausstattung lassen gar nichts zu wünschen übrig.

Wenn im Folgenden nach diesen anerkennenden Worten eine Reihe von Mängeln angeführt werden, so geschieht dies, um dem Verf. Gelegenheit zu geben, dieselben bei einer wahrscheinlich bald zu gewärtigenden neuen Auflage zu beseitigen.

Eine stärkere stilistische Entgleisung liegt auf S. 6, Z. 14 vor: „ehemaligen Schülern" richtig „ehemaliger Schüler". Druckfehler: S. 9, Z. 3 v. u. „i-Deutung" richtig „i-Andeutung", S. 16, Z. 12 „hindurchgezogenem m" r. „hindurchgezogenem n".

Bezüglich der alphabetischen Anordnung muss erwähnt werden, dass es aus technischen und auch anderen Gründen geboten er-

scheinen mag, bei Versilben alle in Betracht kommenden Zusammensetzungen anzuführen und dann erst die Reihe des Alphabets fortzusetzen. Aber diese Anordnung führt zu Unzukömmlichkeiten. So erscheint es höchst ungewohnt, wenn den Zusammensetzungen mit ge- zuliebe „geben“ hinter „gezwungen“ steht, „vorig“ hinter „vorzüglich“. Ebenso ist es durchaus nicht gut, die Trüblaute ä, ö usw. bei der alphabetischen Anordnung noch immer als eine Lautzusammensetzung von a + e, o + e usw. zu betrachten. Diese Auffassung ist wissenschaftlich nicht haltbar und auch in maßgebenden Publicationen, z. B. im amtlichen „Wörterverzeichnis“, längst über Bord geworfen. Es muss überraschen, in dem Schiff'schen Wörterbuch „ächzen“ hinter „Äbte“ statt hinter „achtungsvoll“ zu finden, „äffen“ hinter „Ädil“ statt hinter „Affe“ u. dgl. m. Der erwähnte Fehler ist verwandt mit einer anderen Unrichtigkeit, nämlich dass überall im Anlaut ae statt ä, oe statt ö usw. geschrieben erscheint. Diese Schreibweise ist im amtlichen Wörterverzeichnis (im alten wie im neuen) mit Recht verpönt. Auch sonst ist es zu bedauern, dass der Verf. im Gegensatz zur früheren Auflage, in welcher er ausdrücklich betonte (p. IV), der Schulorthographie zu folgen, diesmal in der Current-Rechtschreibung nicht consequent gewesen ist. Sie entspricht theils der alten, theils der neuen Weise. Schon aus diesem Grunde hätte es sich empfohlen, bei gewissen Buchstaben (C, K, Z), bei denen besonders Fremdwörter mit schwankender Schreibung vorkommen, wechselseitige Hinweisungen z. B. „C (sieh auch K und Z)“ u. ä. anzubringen, um die Orientierung zu erleichtern.

Weil also das Buch keine streng einheitliche Rechtschreibung erkennen lässt (beispielsweise ist auch nirgends ß geschrieben), mögen im Folgenden nur jene Schreibungen angeführt (Buchstabe A—K) werden, die weder den alten, noch den neuen Normen entsprechen, zugleich aber auch jene Fälle, wo es sich offenbar nur um Versehen handelt. So affigieren richtig affichieren; Anerkenntnis ist nicht sprachgebräuchlich; Anarchi r. Anarchie; Apell, Apellation r. Appell, Appellation; Bachanalien, Bachantin, Bachus r. „cch“ (in diesem Sinne wären natürlich auch die correspondierenden stenographischen Wörter zu ändern); Banquier r. Bankier; Bewirthung r. Bewirtung. Cabale r. Kabale; Cacadu r. Kakadu; Caliber r. Kaliber; choquieren r. chokieren; Cito r. cito; clerical r. klerikal; Conrad r. Konrad; Diletant r. Dilettant; Ethymologie r. Etymologie; Etikett r. Etikette; ethmologisch (sic!) r. etymologisch; expuisit r. exquisit. Facon r. Façon; Fanny r. Fanni; Fauteul r. Fauteuil; flecktieren r. flectieren, flektieren; Founier r. Fournier; fragmentisch r. fragmentarisch; Fröligkeit r. Fröhlichkeit; gebärren r. gebären; Gewandheit r. Gewandtheit; Geis r. Geiß; Göthe r. Goethe; „Hauen“ und „Haudegen“ gehören hinter „hauchen“; Herschsucht r. Herrschsucht; hononym r. homonym (in dieser Weise auch das stenographische Wort richtigzustellen); hosptitieren r.

hospitieren; Inpection r. Inspection; Isegrimm r. Isegrim; Klytemnestra r. Klytämnestra usw.

Bei der schon oben gebürend hervorgehobenen Reichhaltigkeit des Buches ist es selbstverständlich, dass man in demselben nur wenige Wörter nicht verzeichnet findet. Da es aber anderseits auf eine vollständige Wiedergabe des Sprachschatzes nicht abgesehen sein kann, seien im Folgenden nur jene Wörter zur Ergänzung angeführt, deren Schreibung irgendwelches Interesse vom stenographischen Standpunkte aus bietet, oder die in irgend einer Disciplin öfter vorkommen.

Vermisst werden (abermals in der Partie A—K): Ablass, Anabaptist, bähen, Beefsteak, Exercitium, Exercitien, Gaze, Geisel (der), Incarnat, Jabot, Kabeljau, kalfatern, Kalpak, karnüffeln, Kehricht.

Bezüglich der stenographischen Wortbilder lassen sich wenig Ausstellungen machen. Manches im Folgenden Angeführte gehört wohl in das Capitel der unvermeidlichen Schreibfehler.

Als nicht systemgerecht muss es bezeichnet werden, wenn die Lautverbindungen „lu, ru, lau, rau" nicht im Sinne des Beschlusses des V. Stenographentages C. 2 (S. 8) geschrieben sind. Bei „Achäer" und „Archäolog" wäre „ä" ausdrücklich zu schreiben. „Accuratesse" wäre nach dem Vorbilde von „Altesse" (t und ff unmittelbar verbunden) zu schreiben. „Armut" mit tiefgestelltem *m* ist aus etymologischen Gründen ganz unhaltbar. „Bagger" mit einfachem *g* widerspricht dem Beschlusse des V. Stenographentages, A. 3 (S. 7). „Belustigung" ist besser durch „Belustung" wiederzugeben. In „Beet" wäre die ausdrückliche Schreibung von „ee" angezeigt. Bei *„casus belli"* ist nur die gekürzte Schreibung angeführt. Das Wort „charakterisieren" (ebenso „Charakteristik") zeigt zu starke Verkürzung. Bei „Contrahent" und „contrahieren" ist fälschlich *tr* statt *h* verstärkt. „Distel" mit Hilfe des Sigels für „dis" zu schreiben, ist gewagt. Bei „dumpf" wäre die Tiefstellung des *mpf* derjenigen des *d* vorzuziehen. In „echappieren" ist wohl das an zweiter Stelle angeführte Wortbild zu verwerfen, weil *„p"* Verdichtung und Verstärkung nicht gut aufnehmen kann. In dem Worte „enttäuscht" wäre die Mitverwendung des *äu*-Zeichens zweckmäßiger, ähnlich die Verwendung des *u*-Zeichens in „functionieren" und „fungieren" (warum übrigens in diesem Worte *ng* in *n* + *g* aufgelöst erscheint, ist unerfindlich). In dem zweiten Wortbilde von „gradieren" findet sich abermals die nicht empfehlenswerte Vereinigung von Verstärkung und Verdichtung an einem und demselben Consonantenzeichen. Die Tiefstellung und Verstärkung des *s* in „grausam" ist unzulässig, da die Ableitungssilbe keinerlei symbolische Functionen für die Stammsilbe übernehmen darf. In „herumdrehen" fehlt der Bindestrich zwischen den beiden Theilen der Zusammensetzung, in „herumirren" der Anstrich des *i*. Eine Inconsequenz ist es, in „Angst" *a* buchstäblich zu schreiben, in „Herzensangst" aber symbolisch zu be-

zeichnen. Bei „hinunter“ und dessen Zusammensetzungen fällt die Tiefstellung des zweiten *n* auf. Die Tiefstellung des *h* statt des *sch* in „husch“ ist auffallend, ebenso die Tiefstellung und Verstärkung des *j* in „jauchzen“ und die Verwendung des *i*-Sigels in „Indigo“. In „Krapfen“ und „Krapp“ ist ungewohnterweise *kr* verstärkt statt *p*. Die Schreibung von „Kunstarbeit“ als ein Ganzes kann man nicht billigen.

Schließlich mag bemerkt werden, dass der Preis des Buches (broschiert 5 K) verhältnismäßig niedrig genannt werden muss.

Wien. Adolf Hausenblas.

Antigrobianus oder das ABC der guten Lebensart für Mittelschüler und Lehramtszöglinge. Von Florian Hintner, Lehrer am I. Staatsgymnasium in Laibach. Laibach 1901. 53 SS. Preis 60 h.

Da die Tugenden des Anstandes und der guten Lebensart die Wurzeln ihrer Kraft nicht immer im Hause der Eltern oder der verantwortlichen Aufseher in ausreichendem Maße haben, so dass auch die Schule manches hinzuthun, ausfüllen, anregen und befestigen muss, hat es der Verf. unternommen, das Wichtigste von dem, was zur guten Lebensart der Jugend gehört, in kurzen Regeln zusammenzustellen. Das Büchlein hat in dreifacher Richtung Wert. Die treffende und ergötzliche Charakteristik mancher Schüler, die in Körperpflege und Körperhaltung, in Blick und Rede, beim Gehen, Stehen und Sitzen, beim Grüßen und anderen Rücksichten der Ehrerbietung zu wünschen übrig lassen, wird den Leser erheitern und namentlich dem Lehrer ähnliche Fälle, die er während seiner Praxis in dieser Hinsicht kennen gelernt hat, in Erinnerung bringen. Die einschlägigen, nach den eben angegebenen Gesichtspunkten zusammengestellten 125 Regeln sind ein Vademecum für die Jugend; eine Durchsicht derselben kann aber auch den Lehrer bestimmen, manchen Gebrechen, die er bisher minder beachtet hat, in Zukunft größere Aufmerksamkeit zu widmen. Endlich kann das Büchlein das Substrat für einen ganz beachtenswerten Vortrag an den in jüngster Zeit angeregten Elternabenden bieten, wozu ich als Ergänzung eine ältere Schrift von F. Mähr: „Schülerfehler — Lebensfehler“ (Wien, Pichlers Verlag) und die jüngst von einem „Schulmanne“ herausgegebenen „Grundregeln des Anstandes“ (Frankfurt a. M., E. v. Mayers Verlag) empfehle.

Wr.-Neustadt. Franz Kunz.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zum Unterrichte in der Vaterlandskunde.

Während jetzt fast auf allen Gebieten der Schulgeographie Reformversuche gemacht werden, ist die Vaterlandskunde verhältnismäßig wenig beachtet worden, und doch sind gerade hier die Unterrichtserfolge im allgemeinen nicht sehr befriedigend. Es ist das sehr begreiflich, da dieser Theil ganz besondere Schwierigkeiten bietet, die einerseits die Anordnung unseres Lehrplanes mit sich bringt, und die anderseits dem Stoffe selbst anhaften.

Fassen wir zunächst den ersten Punkt ins Auge. Die Schüler bringen schon aus der Volksschule einige Kenntnisse der österreichischen Geographie in das Gymnasium mit. In der Prima wird einiges Neue hinzugefügt, doch kann dies nicht sehr viel sein, wie ein Blick auf die großen Forderungen zeigt, welche die Instructionen für diesen Jahrgang aufstellen. In der zweiten und dritten Classe ist nur ganz nebenher von Österreich-Ungarn die Rede, so dass das früher Gelernte zum großen Theil wieder verloren geht. In der vierten sind dem Unterrichte in der Vaterlandskunde wöchentlich zwei Stunden zugewiesen, ein ausreichendes Zeitmaß, doch werden auch hier einige Kronländer gewöhnlich ziemlich kurz abgethan. Mit diesem Jahr beschließt ein Theil der Schüler seine Gymnasiallaufbahn und dies beeinflusst den allgemeinen Unterrichtserfolg in keineswegs günstiger Weise. In der Octava sind nur im zweiten Semester für die Vaterlandskunde, die hier noch mancherlei aus der Statistik und Volkswirtschaft aufnehmen soll, zwei Stunden angesetzt. Dass auch hier bei der Nähe der gefürchteten Maturitätsprüfung die Erfolge in dem den Schülern fremd gewordenen Gegenstande keine erfreulichen sind, ist begreiflich.

Die späte Ansetzung des Gegenstandes, die sich insofern sehr förderlich erweist, als man es mit reiferen Schülern zu thun hat, trägt anderseits doch die Schuld daran, dass die Vaterlandskunde nicht mehr die gleiche Durcharbeitung erfahren kann, wie die Geographie anderer Staaten. Während der fortschreitende Unterricht der Erdkunde gelegentlich auf die Verhältnisse von früher besprochenen Ländern zurückgreifen kann, ist eine solche Wiederholung gerade für das wichtigste Gebiet,

Österreich-Ungarn, schwer möglich, da mit ihm der geschlossene geographische Unterricht aufhört.

Hiezu kommen nun noch jene Schwierigkeiten, die dem Stoffe selbst anhaften. Die einzelnen Theile der Monarchie bilden trotz aller Zusammengehörigkeit keine solche geographische Einheit wie die der übrigen Staaten Europas. Nicht nur die Insel- und Halbinselstaaten, nicht nur das einförmige Russland, das geschlossene Frankreich, sondern selbst Deutschland ist uns darin überlegen. Ein anderes Hemmnis sind die vielen fremdartigen Namen, deren Aussprache ein eigenes kleines Studium erfordert. Es ist ja zweifellos leichter, ein neues Wort der eigenen Sprache als das einer fremden zu behalten, leichter sich die Flüsse der Schweiz als die Galiziens einzuprägen. Endlich ist noch hervorzuheben, dass auch der historische Unterricht uns nur geringe Hilfe gewährt. Die meisten Schlachten wurden — dank der Weltstellung der Habsburger — im Auslande, in Deutschland, Belgien und Italien geschlagen. Der historische Unterricht führt also zu keiner so ungezwungenen Wiederholung geographischer Thatsachen, wie in anderen Staaten.

Im Folgenden soll nach mehrjährigen Erfahrungen gezeigt werden, wie ohne Abänderung des Lehrplanes einige Abhilfe geschehen kann.

Damit, dass die Vaterlandskunde in die Endjahre der beiden Unterrichtsstufen verlegt wurde, kann nicht gemeint sein, dass sie nicht schon früher berücksichtigt werden dürfe. Es muss dies sogar geschehen, wenn wir dem Grundsatze, vom Bekannten zum Unbekannten aufzusteigen, folgen wollen. Thatsächlich finden sich in den Lehrbüchern schon in den früheren Partien Hinweise auf die Monarchie, allein dies geschieht nicht systematisch und oft nicht in der richtigen Form, nicht so, dass der Schüler veranlasst wird, das, was er selbst finden kann, auch selbst aufzusuchen. Aber gerade die regelmäßige Heranziehung österreichischer Verhältnisse zu geographischen Vergleichen im Lehrstoff jeder Classe des Untergymnasiums ist das beste Mittel, der Vaterlandskunde zu der gebürenden Stellung zu verhelfen.

Schon in der Prima ist durch die Behandlung der Umgebung des Schulortes eine dauernde Grundlage für spätere Vergleiche zu schaffen, denn die Kenntnis der Heimat soll den Ausgangspunkt für die des ganzen Staates bilden. Zu diesem Zwecke sollte jedes Lehrbuch der Geographie zwei Blätter mit dem Titel „Zur Heimatskunde“ enthalten. Andere vorgedruckte Überschriften würden anzeigen, wie sie von den Schülern unter Leitung des Lehrers zu beschreiben wären. Die wichtigsten Punkte dürften wohl die nachstehenden sein: 1. Maße, 2. Höhenzahlen, 3. Bevölkerung, 4. Klima, 5. Anmerkungen. Bei den Maßen wäre nach der Specialkarte einzutragen, welche Entfernungen der nächsten Umgebung einem Kilometer, einer Meile, welche Fläche einem Quadratkilometer oder einer Quadratmeile entspricht; bei den Höhenzahlen die beiläufige Höhe der Lehranstalt, eines Kirchthurms u. dgl., ferner die absolute Höhe der Stadt, der nächsten Berge und der Orte an deren Fuß, so dass auch die relative Höhe der Berge sogleich aufgefunden werden kann. In die Rubrik „Bevölkerungszahlen“ gehören nicht nur

die der Stadt, der angrenzenden Dörfer und benachbarten Städte, sondern auch die der Bezirkshauptmannschaft mit Angabe des Flächeninhalts und der relativen Bevölkerungszahl. Bei dem „Klima“ sollte man mit Eintragungen nicht zu sparsam sein; neben den Durchschnittstemperaturen der Monate und des Jahres sollten hier auch die Extreme, ferner Niederschläge und Bewölkung verzeichnet werden. Diese Daten können von der meteorologischen Centralanstalt oder der Station des Schulortes leicht bezogen werden. Den „Anmerkungen“ ist das zweite Blatt vollständig vorbehalten. Dies bietet dem Lehrer die Möglichkeit, noch anderes aufzunehmen, was ihm wichtig dünkt, namentlich das, was wegen der besonderen Lage des Schulortes als bedeutend erscheint. Auch die Ergebnisse gemeinsamer Beobachtungen können hier festgelegt werden, z. B. die nördlichsten und südlichsten Orte der Sonnenauf- und -untergänge, wenn diese leicht beobachtet werden können. Es ist selbstverständlich, dass diese Blätter nicht schon im ersten Jahre völlig auszufüllen sind. Es wird der Lehrer Nachträge namentlich über das Klima noch in der Tertia und Quarta dictieren. Auf diese Weise erhielten die Bücher eine Art Heimatskunde, die bisher wohl oft vermisst wurde, denn sie ist nicht nur die Grundlage der Vaterlandskunde, sondern überhaupt jedes weiteren richtigen geographischen Unterrichts. Besonderen Vortheil bieten diese Aufzeichnungen den Schülern, welche von auswärts gekommen sind, vielleicht gar erst in einer höheren Classe, in der die Kenntnis der geographischen Verhältnisse des Schulortes als bekannt angenommen wird. Ein weiterer besonderer Nutzen wird den Anstalten geboten, in welchen der Geographieunterricht in der Prima nicht in den Händen des Fachlehrers liegt, oder in denen überhaupt ein Wechsel des Lehrers erfolgt. Diese Tabellen erleichtern dann die Continuität des Unterrichtes.

Die Angaben aus der Vaterlandskunde, die der Unterricht der folgenden Classen zu Vergleichen verlangt, sollte das Lehrbuch in einem Anhange bereits enthalten. Auch hier empfehlen sich im wesentlichen dieselben Punkte. 1. Flächen- und Bevölkerungszahlen der Monarchie und der Kronländer, 2. die bedeutendsten Berge und Pässe aller Gebirge der Monarchie und die höchst gelegenen Orte, 3. klimatische Angaben für bezeichnende Städte im Norden und Süden sowie auch, um den Unterschied zwischen oceanischem und continentalem Klima zu zeigen, im Westen und Osten, 4. die Einwohnerzahlen der größten Städte. Auch hier wäre endlich 5. ein Raum für Anmerkungen aufzusparen. Hier könnten vereinzelte Angaben eingetragen werden, wie die Länge der Donau und der Flächeninhalt ihres Gebietes, dann manches, was wegen der Lage des Ortes von Interesse erscheint. So würde man z. B. in Triest vielleicht einiges über die maritimen Verhältnisse Österreichs eintragen, wenn der Fachlehrer auch sonst den Seehandel anderer Staaten etwas ausführlicher behandelt. Es erscheint überhaupt bei einem so mannigfaltigen Gegenstande, der mit ganz verschiedenen vorgefundenen Anschauungen arbeiten muss, nothwendig, dem Lehrer einen gewissen Spielraum zu lassen.

Nun noch ein Wort zur Benützung dieser Tabellen. Die Zahlen sind natürlich nicht alle auswendig zu lernen. Wenn sie oft bei passenden Gelegenheiten zu Vergleichen nachgeschlagen werden, erlangen die Schüler doch eine ziemlich gute Vorstellung von diesen Größen, gerade so wie sich uns die Maße durch die häufige Benützung des Maßstabes einprägen. Der Verfasser ließ bis jetzt die Tabellen auf Blätter schreiben und in das Lehrbuch einlegen oder einkleben und fand, dass die Schüler gerne damit arbeiten, wenn man sie dazu anleitet. Theilt man Zahlen für andere Staaten mit und lässt dann die Vergleiche für Österreich aus den Tabellen suchen, so geschieht dies fast immer mit Eifer. Wie sollte auch ein leichten Erfolg gewährendes Suchen nicht Freude bereiten? Erwähnt werden möge noch, dass diese Tabellen auch bei der Geographie des alten Griechenlands und Italiens recht gute Dienste leisten, da sich auch hier sehr hübsche Vergleiche ergeben.

Wird in dieser Weise consequent gearbeitet, so erlangt der Schüler nicht nur eine bessere, festere Kenntnis der Heimat, sondern ganz allgemein klarere geographische Vorstellungen, und die Klarheit und Übersichtlichkeit sind es ja namentlich, die der Erdkunde einen so hohen bildenden Wert verleihen.

Unsere Lehrbücher sollten aber auch im Texte Österreich etwas mehr berücksichtigen. Die Scheu vor der Berührung der Vaterlandskunde führt ja manchmal zu sehr eigenthümlichen Ergebnissen. Kann man z. B. die Balkanhalbinsel richtig auffassen, wenn man von Bosnien, der Hercegowina und Dalmatien mit seinen Inseln völlig absieht?

Derselbe Vorwurf lässt sich unseren Geschichtsbüchern nicht ganz ersparen. Auch sie berücksichtigen den heimischen Boden manchmal zu wenig. Der Schüler sollte unseres Erachtens erfahren, dass die südlichen dalmatinischen Inseln durch Dionys mit Griechen besiedelt wurden. Der Schüler wird dann die Bedeutung des syracusanischen Reiches besser erkennen und ein abschließendes Bild der griechischen Colonisation gewinnen. Es sollte auch erzählt werden, dass Cäsar in dem ersten, für ihn so glücklichen Jahre des Bürgerkrieges bei Veglia vierzig Schiffe und auf der Insel selbst fünfzehn Cohorten durch die überlegene griechische und römische Flotte des Pompeius verlor. Wenige Stunden vorher wurde Pompeius als tüchtiger Feldherr geschildert und der Schüler muss nun, wenn man ihm diese Expedition verschweigt, annehmen, dass er in jenem wichtigen Momente ganz und gar nichts gethan habe, um die schnellen Fortschritte Cäsars aufzuhalten. Die Schwäche des Pompeius erschiene dann ganz unverständlich.

Die Kenntnis des Vaterlandes hat einen so hohen Wert für die ethische und patriotische Bildung, dass wohl noch andere Disciplinen unbeschadet der eigenen Interessen ihr einige Aufmerksamkeit zuwenden sollten. Namentlich könnte der deutsche Aufsatz schon im Untergymnasium hiezu mehr verwendet werden. Dies möge indessen vielleicht an anderer Stelle erörtert werden.

Böhmisch-Leipa. Dr. M. Binn.

Zur neuen deutschen Rechtschreibung.

Regeln u. Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung. Von Josef Ambros, Oberlehrer in Wiener-Neustadt. Wien 1902, Pichlers Witwe & Sohn. 24 SS. Regeln, 39 SS. Wörterverzeichnis. Preis 20 h.

Krautmann Ferdinand und Hartmann Eduard, Regeln und Wörterbuch für die deutsche Rechtschreibung mit besonderer Rücksicht auf die Fremdwörter. Auf Grund der amtlichen Bestimmungen. Wien 1902, A. Pichlers Witwe & Sohn. 254 SS. 8°. Preis kart. 1 K 75 h.

Vergleichende Zusammenstellung solcher Wörter, welche durch die neueste Orthographie veränderte Schreibweise haben. Von Franz Pacak, Volksschullehrer. Wien 1902, Selbstverlag des Verfassers. 8 SS. 8°. Preis 5 h.

Hickmann, Prof. A. L., Wie schreibe ich heute recht? Kleines Taschen-Wörterbuch für die allgemeine deutsche Rechtschreibung mit Angabe aller Neuerungen. Wien u. Leipzig, Freytag & Berndt. 88 SS. 16°. Preis 12 h.

Ausführliches orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache nebst Regeln für die neue deutsche Rechtschreibung. Gültig für Österreich, das Deutsche Reich und die Schweiz. Nach den amtlichen Regeln bearbeitet von Philipp Brunner, Oberlehrer in Wien, und Julius Huth. Dritte, ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. Wien 1902, Moritz[1]) Perles. XXXIII SS. Regeln, 199 SS. Wörterverzeichnis. Preis K 1·60.

Die neue deutsche Rechtschreibung und ihr Verhältnis zu den bisher gültigen Vorschriften, dargestellt von Karl Erbe, Rektor des kgl. Gymnasiums zu Ludwigsburg. Nebst einem Wörterverzeichnis. Stuttgart, Berlin, Leipzig 1902, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 31 SS. Regeln, 25 SS. Wörterverzeichnis. Preis 50 Pf.

Matthias, Dr. Theod., Vollständiges kurzgefaßtes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung. Zweite, vollständig veränderte Auflage. Leipzig 1902, Max Hesse. XXXI SS. Regeln, 355 SS. Wörterbuch. Preis Mk. 1·50.

— —, Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis. Nach den amtlichen Bestimmungen etc. (Auszug aus vorigem). Ebenda. 22 SS. Regeln, 57 SS. Wörterverzeichnis. Preis 20 Pf.

Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Nach den für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Regeln von Dr. Konrad Duden, Gymnasialdirektor. Siebente Auflage. Leipzig und Wien 1902, Bibliographisches Institut. XX SS. Regeln, 388 SS. Wörterverzeichnis.

---

[1]) Moritz war ein Irrtum des Regelbuches, der einzige bis jetzt bekannte! Natürlich ist analog zu Ignatius-Ignaz u. v. ä. auch das von Mauritius stammende Moriz ohne das (im Fremdworte an sich unzulässige und überdies durch die zweifellose Länge des *i* ausgeschlossene) *t* zu schreiben.

Die deutsche Rechtschreibung nebst Interpunktionslehre und ausführlichem Wörterverzeichnis von demselben. Siebente Auflage. München, C. H. Beck. 73 SS. 8°. Preis geb. 80 Pf.

Die Flut der Erzeugnisse, die infolge der Regelung der deutschen Rechtschreibung auf den Markt geworfen werden, beginnt ganz bedenklich anzuschwellen. Alle Verleger, die einen Namen auf dem Schulbüchermarkt besitzen, glauben es ihrem Rufe schuldig zu sein, auch ein eigenes Rechtschreibbüchlein zu vertreiben, obwohl nicht das geringste Bedürfnis vorhanden ist und sich sonach die Überflutung in keiner Weise rechtfertigen läßt. Im „Regelbuche" drehen und wenden sich die Verfasser, neben dem amtlichen Texte nicht als Plagiatoren zu erscheinen, was ihnen doch nicht gelingt, und die Wörterverzeichnisse sind entweder bloße Register oder gleichfalls nach amtlichem Vorgange knappe, leider aber zumeist viel schlechtere Fremdwörterbücher.

Das gilt im vollsten Maße von dem Heftchen, das den Namen eines unserer fruchtbarsten pädagogischen Autoren, des Oberlehrers Josef Ambros in Wr.-Neustadt, trägt. Das Wörterverzeichnis ist sehr umfangreich, angeblich und glaubwürdig 6000 Worte, aber merkwürdig: wo das amtliche Wörterbuch eine Lücke hat, finden wir sie hier wieder; so fehlt dort widerspiegeln — wichtig, weil skrupulose Leute gerade bei diesem Worte in Zweifel kommen können: es fehlt auch da. Auf weitere Einzelheiten einzugehen ist keine Veranlassung, da der Gebrauch des Werkes als Hilfsbuch in der Schule infolge seines augenmordenden Satzes ausgeschlossen ist. Es dürfte sich empfehlen, die gesetzlichen Vorschriften über Satz und Druck von Lehr- und Hülfsmitteln nachdrücklich in Erinnerung zu bringen, damit nicht doch einzelne Lehrer durch den niedrigen Preis verführt werden, den Schülern Bücher zu empfehlen, welche sie, wenn sie im Sinne der geltenden Normen handeln, nicht einmal in den Händen der Kinder dulden dürfen.

Die Firma Pichler kommt aber auch mit gröberem Geschütz, einem umfassenden Wörterverzeichnisse von Krautmann und Hartmann. Dem Regelbuche wollen wir gerne nachrühmen, dass es mit großer Vorsicht abgefaßt ist und keine Unrichtigkeiten enthält; recht gut ist S. 25 der Abschnitt über den Strichpunkt und sehr beherzigenswert, nur feinerer Ausführung bedürftig erscheint uns die u. W. hier zum erstenmale auftretende selbständige Behandlung des Absatzes S. 27. Für Schüler wäre es wesentlich, ausdrücklich zu bemerken, daß es beim Absatze nicht genügt, eine neue Zeile zu beginnen, sondern daß kräftig eingerückt werden muß.

Sehr ärmlich dagegen ist die Behandlung des *h* und Einsprache müssen wir auch erheben gegen die barbarische und sprachwidrige Zusammensetzung: „Großbuchstaben". In letzterem Abschnitte ist ein einziges, aber wichtiges Wort der amtlichen Regel unterschlagen, daß nämlich das erste Wort einer Verszeile gewöhnlich groß geschrieben wird. Nach dem Erlasse vom 24. Februar geht somit die Tendenz auf Gebrauch der kleinen Buchstaben an dieser Stelle; nach Krautmann scheinen diese überhaupt nicht zulässig.

Das Wörterverzeichnis umfaßt nach unserer Schätzung mehr als 22.000 Artikel, und da Ableitungen und Zusammensetzungen häufig unter den Stammwörtern stehen, wohl das Doppelte an Vokabeln. Die Worterklärungen sind besonnen, die Auswahl aber sehr willkürlich (so fehlen auch hier wieder die für uns Österreicher so wichtigen Zusammensetzungen unter Bezirk-). Wie schwer es ist, das Richtige zu treffen, mag ein Beispiel zeigen, die Erklärung der Begriffe Plastik und Skulptur im amtlichen Regelbuche, bei Duden, Matthias und endlich Krautmann. Plastik. AR.: Körperlichkeit, Rundung; Bildhauerkunst. — D. und M.: Bildhauerkunst. — K.: Gestaltung, Bildnerei. — Skulptur. AR.: Bildhauerkunst, Bildhauerarbeit. — D.: Bildhauerkunst, Schnitzarbeit. — M. (ebenso und Bildwerk). — K.: = AR.

An Fehlern notieren wir: Emerich statt Emmerich (von Immo, vgl. Emma), Transsubstantiation mit zwei *s*, Zimbern statt Cimbern. — S. 28 fehlt in dem zweiten Beispiele für den Beistrich dieses Zeichen; der Druckfehler in der letzten Seitenzahl führt beim Zitieren des Titels irre. — So verdient das Buch Beachtung als eine der wenigen wirklich selbständigen Arbeiten, kann aber Schülern nicht empfohlen werden. Mit Rücksicht auf die Fülle des gebotenen Materials ist der Preis niedrig, dafür freilich der Druck des Wörterverzeichnisses schlecht.

Einen glücklichen Gedanken hatte der Lehrer Franz Pacak, indem er um niedrigen Preis eine Gegenüberstellung alter und neuer Schreibungen veröffentlichte. Aber abgesehen davon, daß das Heftchen kaum 500 Wörter umfaßt, weicht der gute Verf. gerade den Schwierigkeiten aus, auf die es ankommt. In zweifelhaften Fällen erhalten wir also keine Aufklärung. Wo amtlich zweierlei Schreibungen zugelassen sind, ist bei Pacak nicht zu ersehen, welche die empfohlene und welche die zu vermeidende ist. Aber wenigstens ist er kein Plagiator und der Gedanke gesund. Dem Bedürfnisse einer vergleichenden Zusammenstellung ist übrigens vom k. k. Schulbücherverlage längst entsprochen.

Neben Pacak steht ein Unvermeidlicher, der bekannte Tabellen-Hickmann, von dessen kleinem Büchlein sich nur sagen läßt, daß es in der Westentasche getragen werden kann und eine genügende Zusammenstellung der wesentlichsten Unterschiede in knappster Form enthält.

Bei Brunner-Huth schließt sich an ein Regelbuch von 33 Seiten ein Wörterbuch von 600 Spalten. Die Reklamesucht des Unternehmens wird dadurch gekennzeichnet, daß im Begleitwort wie im Respektblatt 30.000 Schlagwörter angekündigt werden, was 50 Vokabeln auf die Kolumne entspricht. Nun hat aber die Kolumne nicht 50 Vokabeln, sondern 50 Zeilen. Ref. hat verschiedene Stichproben gemacht und gefunden, daß durchschnittlich auf 750 Zeilen 587 Vokabeln kommen, was einem wahrscheinlichen Stande von 28.480, nicht aber 30.000 Schlagwörtern entspricht. Damit ist das Unternehmen genügend gekennzeichnet. Das Regelbuch folgt Paragraph für Paragraph dem amtlichen, wobei sich die Verf. quälen, eine andere Fassung der Regeln zu finden. Gleich die ersten Worte: „Schreibe der richtigen Aussprache gemäß!" sind

etwas ganz anderes als im amtlichen Büchlein steht und — der reine Adelung.

Verwahren müssen wir uns dagegen, daß in der Anmerkung auf S. XXXIII dem „amtlichen Regelbuch" die Formen Allianze und Distanze aufgemutzt werden. Diese Monstra sind der Herren Verf. eigenste Erfindung. Daß Grazi-e nicht dreisilbig ausgesprochen werden dürfe, widerlegt der Brauch unserer Dichter:

Goethe.

Tasso, I 1: (Ich höre gern, wenn) mit Grázié die Rédnerlíppe spiélt;
II 1: (Von Antonio:) die Grázién sind léider áusgebliében;
Faust: Hier wár die Árzenéi, die Pátiénten stárben.

Schiller.

Götter Griechenlands: wó die Grázié gebót
Einer jungen Freundin ins Stammbuch: — — — — von Grázién und Schérzen (umhüpft).
Triumph der Liebe: Thrácíér: méhr.

Falsch ist die Schreibung: Transſubstantiation; die amtlichen Wörterverzeichnisse haben: Transubstantiation; demgemäß ist auch zu schreiben: Transkription, Transudation. — Ebenso willkürlich ist die Schreibung: Tscheche, für die man höchstens die Analogie von Tschako anführen könnte, die sich aber in den Ausgaben des Schulbücherverlages nirgends findet. Dieses Wort mag uns gleich als einziges Beispiel der Erklärungsweise der Herausgeber dienen: „Tscheche (slavischer Bewohner Böhmens)", als ob es keinen Czechen in Wien und keinen Polen in Prag geben könnte. Das Richtige wäre natürlich: „slawischer Volksstamm in den Sudetenländern". — Eine Überschrift S. 169: „U, Ū, ū". Warum u einmal, ū zweimal?

Doppelt erfreulich neben diesen Produkten der Oberflächlichkeit und Spekulation ist die kleine, saubere Arbeit von K. Erbe, die zur Einführung des württembergischen Publikums in die neue Rechtschreibung bestimmt ist. Hier ist nicht eine flache und konfuse Umschreibung der Regeln geboten, sondern das ganze Materiale ist selbständig durchgearbeitet und angeordnet und dabei in einer Weise kritisch beleuchtet, die auch, wo der Verf. einer abweichenden Anschauung huldigt, liebevoll auf die Intention der Reform eingeht und dadurch wie durch den verständlichen, wirklich gemeinfaßlichen Vortrag wesentlich zur Förderung der Sache beiträgt. Indem der Verf. bei seinem kritischen Verfahren von der Verwendung seines Büchleins für Elementarzwecke absieht, kommt er dafür dem denkenden Lehrer desto mehr entgegen. Es ist, als ob der Autor sein Publikum beruhigen wollte, und wer z. B. die Jammerexpektorationen gelesen hat, die das vornehmste Wiener Blatt über die Abschaffung des *th* gebracht hat, wird das Vorgeben unseres Autors begreifen. Wenn jemand behauptet, daß wir im Anlaute nicht die reine Tenuis *t* sprechen, ist das für viele Gegenden, Menschen, Fälle richtig; wenn aber jemand behauptet, daß Tier in der Aussprache von Tod zu unterscheiden sei, lässt er eben seine Aussprache durch das Schriftbild in ungehöriger Weise bestimmen.

Die Abschaffung des *th* lag längst in der Luft; sie war der gebotene Schritt bei jeder Reform; geradeso, wie man heute voraussagen kann, daß die nächste Reform die Doppelvokale und das Dehnungs-*h* vor *l* beseitigen wird. Auch der Verf. unseres Büchleins begrüßt die Abschaffung des *th* auf das lebhafteste, dennoch widmet er eine ganze Seite der kleinen Schrift dem Jammer um ein paar besondere Fälle (Walter, Matilde u. ä.), die uns geradezu von grenzenloser Gleichgiltigkeit scheinen. Wenn eine *κοινή* geschaffen werden soll, muss der Einzelne seine Bedenken zu unterdrücken verstehen. Wie oft wurde jedem einzelnen Kommissionsmitgliede das *sacrificio dell' intelletto* auferlegt — und sie brachten es willig, selbst wenn dadurch Inkonsequenzen sich ergaben, nur um der Einigkeit willen.

So können wir auch in der Klage des Verf.s, daß die schwäbische Mundart „durch die Schriftsprache zurückgedrängt wird", nur eine Anerkennung erblicken. Bringen wir Oberdeutsche Opfer hinsichtlich der Quantität der Vokale, so haben wir dafür in den letzten Jahrzehnten die aspirierte Aussprache des *sp*- und *st*-Anlautes durchgesetzt. So kommt man sich allerwegen entgegen.

Wenn Erbe bei zweifelhaftem Sprachgebrauch autoritative Entscheidung wünscht, so fordert er zu viel; das Regelbuch ist keine Sprachlehre und hat daher nicht zu entscheiden zwischen schwankenden Sprachformen, sondern für j e d e derselben die entsprechende Schreibform festzusetzen. Wohltuend berührt es, daß der Verf. die großen Opfer anerkennt, die wir Österreicher bringen mußten. Daß er seine Kritik über die Grenzen der Neuerungen auf die Gebrechen der deutschen Schreibung überhaupt ausdehnt (ä noch immer sechsfach bezeichnet: Gemälde, vermählen, Schere, scheel, fehlen, Affaire), beschwert das Büchlein mit unnützem Ballast; doch kann es solchen, die sich über die Aufnahme der Reform in Süddeutschland informieren wollen, als eine verläßliche und verständige Arbeit bestens empfohlen werden.

Das Lob, das wir Erbe spenden mußten, können wir auf die beiden Arbeiten von M a t t h i a s leider nicht ausdehnen. Von dem Regelbuche gilt im vollsten Maße alles, was wir oben im allgemeinen gesagt haben. Das größere Wörterverzeichnis ist allerdings sehr reichhaltig; aber indem der Verf. radikal vorgeht und alle als Übergang gestatteten Schreibweisen ausschließt, erlaubt er sich doch die reine Willkür. Wir suchen vergebens eine Form wie g i l t i g, die doch ebenso wie das richtig angeführte H i l f e ihre Geltung neben der Schreibung g ü l t i g behält. Zu S. 8. Willkürlich erscheint der Verf. auch sonst: er schreibt t r a n [s]- ſ k r i b i e r e n, daneben T r a n s ſ u b s t a n t i a t i o n, t r a n s ſ z e n d e n t — unrichtig, denn das amtliche Regelbuch hat nirgends ein s. Nachdem Formen wie Ceder, Cigarre, mit deren Abschaffung Ref. ganz einverstanden ist, die aber einmal als zulässig bezeichnet sind, als Schlagworte gar nicht aufgeführt sind, erscheinen die Büchlein wenigstens für Schüler unverwendbar. Das kleinere dürfte an Umfang allen übrigen nachstehen; dessenungeachtet ist der Preis von 20 Pf. bei der netten Ausstattung ein wirklich billiger.

Eine vornehme Arbeit ist dagegen Dudens orthographisches Wörterbuch, dessen neue Bearbeitung allerdings die siebente Auflage eines sohin festwurzelnden Werkes darstellt. Das durchaus selbständige Wörterverzeichnis schätzen wir auf mehr als 20.000 Vokabeln auf nahezu 400 Seiten. Schon das zeigt, daß die Arbeit einen ganz anderen Charakter trägt als die mit velozipedartiger Geschwindigkeit auf den Markt geworfenen Machwerke; aber auch hier mag der gleiche einzelne Fall, den wir überall aufgreifen, beweisen, wie unbedingt notwendig es ist, sich mit peinlicher Genauigkeit an die amtliche Vorschrift zu halten, und wie die geringste Abweichung zu unvermeidlicher Konfusion führt. Auch bei ihm fehlt giltig neben gültig, während doch Hilfe neben Hülfe erscheint, und er schreibt transkribieren, Tran[s]ſubstantiation — also gerade umgekehrt wie Matthias![1]) Es tut nicht gut, im einzelnen Falle auf seiner eigenen Meinung bestehen zu wollen; auch Ref. hätte das s vor ſ in diesen Fällen gerne beibehalten gesehen; aber da gibt es nichts als ruhiges *sacrificio dell' intelletto* — das haben alle die, die an den Beratungen teilgenommen haben, oft empfunden, aber auch wohl verstanden. Bei Duden geht dem Wörterverzeichnisse kein Plagiat des Regelbuches, sondern eine klare und eingehende Erörterung der Unterschiede und einiger grammatischer Schwierigkeiten voraus. Sehr erwägenswert erscheint für eine neue Ausgabe des amtlichen Regelbuches, was Duden S. XI über die Schreibung zusammengesetzter Orts-, besonders Straßennamen vorbringt. Es sind überhaupt vier Fälle möglich: 1. Herzog Leopoldsstraße, 2. Herzog-Leopoldsstraße, 3. Herzog-Leopolds-Straße, 4. Herzogleopoldsstraße. Duden verwirft die erste Schreibung, in Österreich die übliche, unbedingt, rät von der zweiten ab, läßt die dritte zu und empfiehlt die vierte, deren Durchführung aber bei uns auf Schwierigkeiten stoßen dürfte. Dem Ref. erscheinen die Schreibungen mit dem Bindestriche unzulässig und ein Rückschritt; die Behandlung des Beispieles Maria Theresienring wird jeden Leser überzeugen, daß es trotz Dudens Logik in der Praxis am geratensten sein dürfte, bei der von ihm verworfenen ersten Schreibung zu beharren. Eine amtliche Entscheidung aber wird schon wegen der vielen Namen mit Ober-, Nieder-, Vorder- (Niederösterreich dringt durch, daneben aber behauptet sich Ober Hollabrunn und Wiener Neustadt schon als Analogie zu Mährisch Neustadt, Böhmischkrut neben Deutsch Wagram) unvermeidlich sein. Und so könnten wir von Dudens Buch Abschied nehmen mit der Empfindung, daß hier jemand das Wort führt, der wirklich etwas zu sagen und daher auch das Recht hat mitzureden, wenn uns nicht noch eines am Herzen läge.

---

[1]) S. 150 schreibt Duden: hin und wieder. Nun betrachte man die Formel: Hin- und Widerreden; da ist doch nicht an abermalige, sondern nur an kontroverse Rede zu denken. Es empfiehlt sich also durchaus nur die Schreibung: hin und wider. Wann wird man einmal soweit sein, die unnütze Spaltung dieses einheitlichen Begriffes — lateinisch *re-* — die in so vielen Fällen nicht haltbar ist, vollständig aufzugeben?!

(Außer seinem größeren Werke hat Duden auch eine kleinere Schrift erscheinen lassen: eingeleiteter Abdruck des Regelbuches nebst etwa 4500—5000 Vokabeln, Separatabzug aus seiner Ausgabe der alten Bauerischen Grammatik. Für die Erläuterungen und das Detail im Wörterverzeichnisse ist der allerkleinste, peinlichfeine, kurz ein für Schule und Haus unbedingt unzulässiger Satz gewählt. Dabei ist das Büchlein im Vergleiche zu vielen andern teuer; dessenungeachtet trägt auch dieses stolz den Vermerk: 7. Auflage!)

Die reichsdeutschen Orthographen schicken ihren Büchern und Büchlein kurze Einleitungen über den Gang der Reform voraus; aber nur Erbe wird uns Österreichern gerecht, freilich auch nicht in vollem Maße. Vor allem Dr. Konrad Duden, der doch mit der Entwicklung der Angelegenheit vertraut sein muß, stellt die Dinge so dar, als ob das „hohe Ziel", das nunmehr erreicht sei, einzig und allein der Orthographischen Konferenz zu verdanken wäre, die vom 17.—19. Juni 1901 in Berlin getagt habe und gelegentlich welcher „auch die österreichische Regierung zunächst durch Entsendung eines Kommissärs den Wunsch zu einer Verständigung kundgegeben und dann die Beschlüsse anerkannt und angenommen habe". Daraus geht zunächst nicht hervor, was auch für den Laien wichtig und zum Verständnisse der vielen Unebenheiten unentbehrlich ist, daß das Regelbuch das Resultat eines Kompromisses ist, das geschlossen wurde aufgrund der Beschlüsse der beiden Konferenzen, von denen die eine in Wien im April, die andere in Berlin im Juni 1901 tagte. Die Anregung aber ging vom österreichischen Unterrichtsministerium aus. Das ist es, was Duden geziemt hätte zu betonen; denn das Verdienst dieser Initiative wollen wir uns doch nicht rauben lassen.

St. Pölten. Richard v. Muth.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Georg Autenrieth, Wörterbuch zu den homerischen Gedichten für Schüler bearbeitet. Mit vielen Holzschnitten und zwei Karten. 9. verbesserte Aufl. besorgt von Ad. Kaegi. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1902. XII u. 372 SS.

Die achte Aufl. dieses Wörterbuches aus dem Jahre 1897 ist von dem Unterzeichneten in dieser Zeitschr. 1899, S. 107—113 angezeigt und dabei vor allem das Augenmerk auf die etymologische Erklärung der Wörter gerichtet worden. Diese Erklärung musste vielfach als fehlgreifend oder aber für Schüler ohne ersichtlichen Nutzen bezeichnet werden. Dass dieses Urtheil berechtigt war, wird durch diese Neuauflage, von Kaegi besorgt — die leider keine Neubearbeitung werden konnte infolge der Gesundheitsstörung des genannten Gelehrten — bewiesen: er tilgte eine große Anzahl fragwürdiger und falscher Etymologien. So sehen wir diesmal von einer ausführlichen Besprechung dieses Buches ab, das solange in der alten Form den Bedürfnissen der Schüler und wohl auch der Lehrer — denn dieser muss mit den Hilfsmitteln, welche die Schüler verwenden, vertraut sein — gedient hat — trotz seiner Mängel — und bemerke nur noch, dass sich eine künftige Umarbeitung auch auf die Tafeln IV und V wird erstrecken müssen. Die Tafel IV: *Τροίη* nach Nikolaides von Kreta stammt aus dem J. 1870 und ist gänzlich veraltet (vgl. die Polemik Schliemanns in dessen Trojan. Alterthümern 1874, S. 128 ff.). Der Unterzeichnete verhält sich überhaupt zweifelnd gegenüber den Localisierungen — bei ihnen ist der Wunsch der Vater des Gedankens und diese begreiflicherweise häufige Schwäche des Denkens wird noch begünstigt durch den naturalistischen Zug unserer Zeit. Also, erinnern wir uns unserer logischen Schulung! Möchte es dem Unterzeichneten vergönnt sein, noch Kaegis Neubearbeitung begrüßen zu können.

Villach. G. Vogrinz.

A. Chambalu, Präparation zu Horaz' Briefen. Krafft und Rankes Präparationen für die Schullectüre. Heft 74. Hannover 1901. Norddeutsche Verlagsanstalt. 58 SS. Preis 90 Pf.

Die Anlage der Präparation zu Hor. epist. I 1, 2, 4—7, 9, 10, 14, 16, 18—20, II 2 in dem vorliegenden Hefte ist die gleiche wie die

der Bd. LI, S. 125 und Bd. LIII, S. 316 dieser Zeitschrift angezeigten Präparationen zu den Oden und den Satiren. Daher macht sich auch die gleiche Inconsequenz in der Auswahl des Stoffes, der den Schülern das Verständnis des Autors eröffnen soll, bemerkbar, indem auf der einen Seite aus Schriftstellern, die der Gymnasialjugend ganz ferne liegen, und sogar aus Inschriften [1]) allerdings vielfach recht interessante Citate angeführt werden und die Arbeit auch sonst als ein für Philologen berechneter Commentar sich darstellt, auf der anderen Seite aber kaum die Vocabelkenntnis eines mittelmäßigen Untergymnasiasten vorausgesetzt ist. Ebenso ist auch in diesem Hefte noch die des Schülers Aufmerksamkeit ablenkende Menge etymologischer Erklärungen so viel gebrauchter Wörter wie *forma, idoneus, pono,* zum Theil noch dazu recht zweifelhafter Natur, zu finden. Indessen ist gegenüber den früheren Heften ein Fortschritt zum Besseren schon auf den ersten Blick nicht zu verkennen. So wird jetzt mit gänzlichem Verzicht auf geschmacklose Knittelverse als Überschrift überall nur durch drei bis vier Worte der Inhalt des Gedichtes kurz angedeutet; weiters ist die überflüssige Verweisung auf frühere Stellen, an denen ganz alltägliche Vocabeln schon vorkamen, weggefallen, und es muss auch anerkannt werden, dass der Verf. sich bemüht hat, überall ein tiefes Verständnis des Dichters zu vermitteln. Ohne Ungenauigkeiten und Fehler geht es freilich auch in diesem Hefte nicht ganz ab. So soll im Anfangsvers von I 10 *Urbis amatorem Fuscum salvere iubemus* der amtliche Briefstil ironisiert sein. I 14, 26 soll *terrae* als Genetiv von *gravis* abhängen. I 16, 4 ist die Kiessling'sche Anmerkung „*forma* ist hier das durch die Art der Bewirtschaftung bedingte Aussehen, *situs* die Lage" recht zu ihrem Nachtheile verzerrt. Die Bemerkung I 2, 4 „*Praeneste,* Palästrina, Sommerfrische in den Abruzzen" bedeutet ein derberes Versehen ebenso wie die zweimalige (I 1, 78 und I 16, 8) Übersetzung von *pomum* mit Apfel.

Bei dieser Gelegenheit mag es gestattet sein, wieder auf die Unwahrscheinlichkeit einer landläufigen Anschauung über den Wert des Horazischen Besitzes im Sabinerlande hinzuweisen. Zu II 2, 160 heißt es nämlich in der besprochenen Präparation nach Kiessling: „Ein Orbius lieferte wohl als Gutsnachbar dem Horaz Brot und Geflügel für die Küche, Wein für den Keller". Sollte es denn wirklich irgendwo einen Gutsbesitzer geben, der darauf angewiesen ist, sich die Victualien von einem Nachbar liefern zu lassen?

Schließlich muss zu I 16, 7 bemerkt werden, dass *vaporare* an dieser Stelle nicht „mit abendlichen Nebeln erfüllen" bedeutet. *Vapor* ist ja der warme Dampf und wird so häufig geradezu für Hitze gebraucht. Und diese Bedeutung müssen wir auch in *vaporare* hier finden, wenn wir die Lage des Thales ins Auge fassen. Nicht Nebel bilden sich vor Sonnenuntergang auf dem trockenen Abhange der östlichen Bergkette, sondern die Dinge stehen so, dass in dem in der Richtung von Süd nach Nord ins Gebirge einschneidenden Thale die mildere Morgensonne die westliche Thalseite bescheint, wofür der Ausdruck *aspicere* recht passend gewählt ist, die mächtigere Nachmittagssonne aber auf die Ostseite brennt, allerdings wegen der weit höheren Berge im Westen nur kurze Zeit, was durch die Worte *curru fugiente* zum Ausdrucke gebracht ist. Also nicht „mit Nebeln erfüllen", sondern „heiß bescheinen" bedeutet an der genannten Stelle *vaporare.*

---

[1]) Was soll gar I 6, 41 die Angabe der Schreibung *scaina* für *scaena* C. I. L. I 1280 in einer Schülerpräparation?

Kaaden. Dr. Josef Dorsch.

Hanncke, Dr. Rudolf, Erdkundliche Aufsätze für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Neue Folge: Die nichtdeutschen Staaten Europas. Glogau, C. Flemming 1901.

Während der erste Teil der erdkundlichen Aufsätze von Hanncke geeignet war, für den fehlenden selbständigen geographischen Unterricht in den Oberklassen einen teilweisen Ersatz zu bieten, kann der neuen Folge diese Bedeutung nicht zugestanden werden, da der ohnehin nur in sehr geringem Ausmaße gebotene geographische Stoff von einer Fülle von Einzelheiten überwuchert wird, die den verschiedensten Wissensgebieten in bunter Folge entnommen wurden. Je mehr dadurch Hannckes Aufsätze das Gepräge belletristischer Essais über die betreffenden Länder erhalten, umso stärker entfernen sie sich von ihrer eigentlichen Aufgabe und Bestimmung. Zudem liebt es der Verf., oft mit recht grellen Farben zu malen, so daß seiner Darstellung der Vorwurf der Übertreibung nicht erspart werden kann, während anderseits nichtssagende Phrasen die Stelle von Charakteristiken vertreten müssen. Verhältnismäßig am besten ist noch England und Frankreich geraten. Am schlechtesten kommt Österreich-Ungarn weg.

Wien. J. Müllner.

Müller H., Die Mathematik auf den Gymnasien und Realschulen. 1. Theil: Die Unterstufe. 2. Auflage. Ausgabe A: Für Gymnasien und Progymnasien. Ausgabe B: Für reale Anstalten und Reformschulen. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner 1902.

Beide Lehrbücher sind, wie der Verf. in dem Vorworte zur 1. Aufl. bemerkt, für die Hand des Schülers bestimmt und sollen ihn bei der Wiederholung des in der Schule durchgenommenen Lehrstoffes unterstützen; dieselben sollen ihm aber auch die Möglichkeit bieten, Lücken in seinem Wissen, die auf irgend einem Wege entstanden sind, ohne fremde Hilfe auszufüllen, weshalb bei der Darstellung des Lehrstoffes die Grenzen etwas weiter gezogen werden, als dies ein Leitfaden erfordern würde.

Die Ausgabe B enthält: 1. die Planimetrie bis einschließlich der Rechnungen am Kreise nebst einem Anhange über harmonische Punkte und Strahlen; 2. die Arithmetik von den Grundrechnungsarten angefangen bis einschließlich der Zinseszinsen- und Rentenrechnung; 3. die Anfangsgründe der Trigonometrie und 4. die Anfangsgründe der Stereometrie bis zur Oberflächen- und Inhaltsrechnung der Körper.

Die Ausgabe A unterscheidet sich von B nur dadurch, dass der trigonometrische Abschnitt ebensowohl wie der stereometrische nicht aufgenommen wurde, was auch die Verschiedenheit der Seitenzahlen — 137 gegen 199 erklärlich macht. Beide hübsch ausgestattete Lehrbücher sind mit der ihrem Zwecke angepassten Klarheit geschrieben.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Illustriertes Lehrbuch der Erfindungen. Erster Jahrgang, 1901. Mit 200 Bildern. Teschen, Wien, Leipzig. Karl Prochaska.

Um den sehr bescheidenen Preis von 1 Mk. wird dem Leser in dem vorliegenden Buche eine recht gelungene Übersicht der neuesten Erfindungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der technischen Wissenschaften in sehr gefälliger Form und Darstellungsweise geboten.

Die einzelnen Abschnitte handeln von dem Beleuchtungswesen der neuesten Zeit, dem Verkehrswesen, den neuen Kriegsschiffen, dem Rettungswesen zur See und dem Bergen gestrandeter und gesunkener Schiffe, der Luftschiffahrt, von den Fortschritten im Gebiete der Bauwissenschaft (Anlage neuer Riesenbrücken, unterseeische Tunneleisenbahnen, Simplon- und Spreetunnel usw.). In sehr ansprechender Weise wird die Pariser Weltausstellung vom Jahre 1900 behandelt. Von bemerkenswerten Industriestätten werden die Elektricitätswerke am Niagara und die Gußstahlwerkfabrik von Krupp beschrieben. — Für denjenigen, der sich für die Fortschritte auf dem Gebiete der Elektrotechnik interessiert, werden die wenigen Bemerkungen über die Anwendung der Elektricität in der Landwirtschaft und im Bergbau sowie über Telegraphie und Telephonie des Interessanten genug bieten.

In dem Abschnitte über Photographie sind bemerkenswert: die Ausführungen, welche auf die Photographie in natürlichen Farben bezugnehmen, auf den Kinematographen, auf die Photographie des Unsichtbaren. Im weiteren finden wir noch Mittheilungen über die neuesten Erfindungen im Kriegswesen, kleine technische Mittheilungen, neue Erfindungen für den praktischen Gebrauch und schließlich die Angabe neuer Heilmittel und Heilmethoden.

Dem Buche sind recht gut ausgeführte Figuren beigegeben, die den besten Quellen entnommen sind.

Wir können die vorliegende sehr lehrreiche Schrift namentlich auch für die Aufnahme in die Schülerbibliotheken unserer Mittelschulen bestens empfehlen.

Die Elektricität und ihre Anwendungen. Von Dr. L. Graetz, Professor an der Universität München. 9. vielfach vermehrte Auflage. Mit 522 Abbildungen. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn 1902. Preis 7 Mk.

Seit sehr kurzer Zeit hat sich wieder das Bedürfnis geltend gemacht, eine neue Auflage des bekannten und mit Recht sehr beliebten Lehrbuches der Elektricität zu veranstalten. Diese ist abermals als eine in theoretischer und technischer Hinsicht wesentlich erweiterte zu bezeichnen. Die Eintheilung in zwei Abschnitte, in deren erstem die wissenschaftliche Elektricitätslehre behandelt wird, während im zweiten die technischen Anwendungen derselben zur Sprache kommen, ist beibehalten worden.

In allen Theilen sind die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der theoretischen Elektricitätslehre und der praktischen Anwendungen eingehend berücksichtigt worden. So wurden — um nur einiges zu erwähnen — die Quecksilberbogenlampe von Arons besprochen, in welcher der Lichtbogen zwischen Elektroden aus Quecksilber hervorgerufen wird, was namentlich für optische Versuche von großer Wichtigkeit ist. Besonders ausführlich sind die chemischen Wirkungen des elektrischen Stromes in der vorliegenden Auflage besprochen worden. Auf die Grundlagen der Theorie des osmotischen Druckes, welcher die Tendenz hat, eine Verdünnung der Lösung herbeizuführen, ist eingegangen worden, um die darauf gegründete Theorie des galvanischen Elementes darzulegen. Die Lehre von den Kraftlinien und deren Anwendung zur Erklärung mancher Erscheinungen des Magnetismus und der Elektricität hat ebenfalls Erweiterung gefunden. Die Vervollkommnung der Inductionsapparate ist hervorgehoben worden; der elektrolytische Unterbrecher von Wehnelt ist beschrieben. Der Abschnitt über elektrische Schwingungen ist durch mehrfache Neuerungen auf diesem Gebiete ergänzt worden. Der Durchgang der Elektricität durch Gase ist auf die Theorie der kleinsten Elektronen gegründet worden. Es ist

betont worden, dass in den Kathodenstrahlen die Gasmoleküle oder auch die Moleküle der Kathode selbst sich in bedeutend kleinere Theilchen, Korpuskeln genannt, theilen; diese Theilchen sollen noch kleiner als die bisher angenommenen Atome sein. Die Forschungen neuerer Zeit, die sich auf das Wesen der Röntgenstrahlen beziehen, sind berücksichtigt worden. Auch die Bequerelstrahlen und die Eigenschaften der radioactiven Substanzen fanden Beachtung. Im zweiten Abschnitte sind die Nernstlampe, die Osmiumlampe, der Edisonaccumulator, das Telegraphon, die singende Bogenlampe, die Telegraphie ohne Draht mit besonderer Hervorhebung der Studien von Marconi und Slaby-Arco auf diesem Felde aufgenommen, beziehungsweise neu bearbeitet worden. Alles, was geboten wurde, ist durch sehr geeignete Illustrationen verdeutlicht, so dass durch diese dem Verständnisse wesentlich Vorschub geleistet erscheint. Wir können dem Verf. vollkommen beipflichten, wenn er alles, was in diesem sich rasch entwickelnden Gebiete durch besseres überholt wurde, fortgelassen hat, so dass der Umfang des Buches nicht in unverhältnismäßiger Weise zunahm.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Programmenschau.

25. Petřík, D. W., Lukianův Sen, Charon, Prometheus. — — Rybář. (Lukians Traum, Charon, Prometheus. Der Fischer; ins Böhmische übertragen.) Zwei Programme des k. k. Staatsgymnasiums in Schlan 1899 u. 1901.

Bei ziemlicher Genauigkeit lassen beide Übersetzungen die leichte und bei allem Redefluss doch anmutige Darstellung Lukians hervortreten. Auffallend ist die ängstliche Anlehnung an die Übersetzungshilfen des Jacobitz'schen Commentars. Zu bemerken wäre:

Char. 4. ist durch Wegfall des 'ἰδιώτης' auch die scherzhafte Ironie der Stelle verloren gegangen. Ib. 8. fragt Charon, ob wohl der stiertragende und bejubelte Milon dabei auch daran denkt, dass er einst werde sterben müssen, was Hermes in seiner Antwort verneint. Die Übersetzung aber hat die Worte ἆρα ἐλπίζειν αὐτὸν stillschweigend unterdrückt und lässt nun Charon die müßige Frage stellen, ob sie, Charon und Hermes, als Beobachter an den künftigen Tod des Athleten denken sollen, wozu dann des Hermes' Antwort durchaus nicht passt.

Traum 8. ist zu Βαρβαρίζουσα der für den Sinn notwendige Zusatz τὰ πολλὰ weggefallen; ib. 15. wird durch ein merkwürdiges Missverständnis die sonst häufige Bindung ὑπὸ τῆς ἕω-ἄχρι πρὸς τὰ ἑσπέρια durch 'von Früh bis Abend' übersetzt, während doch schon das vorangehende ἀρθεὶς εἰς ὕψος darauf hinweist, dass hier die Himmelsgegenden gemeint sind. Ib. 18. heißt ἐθελοκακεῖν nicht 'schlechte Absichten haben', sondern ignave sentire von niedriger Denkungsart sein.

Prom. 7. ist μεμψίμοιρος wörtlich = neidig zu verstehen; ib. 8. kann in der Übersetzung des ἕωλός τις der bildliche von abgestandenem, schalem Getränke hergenommene Ausdruck beibehalten werden.

Fischer 7. wird in τοῦτο μὲν — κατὰ τοὺς ῥήτορας εἴρηταί σοι· ῥήτορας in bonam fidem 'als wahrer Redner' aufgefasst und das darauf folgende begründende γοῦν gegen den Sprachgebrauch adversativ übersetzt. Plato aber, der sich durch die Schönrednerei des Angeklagten nicht beeinflussen lässt, will sagen: das hast Du als richtiger Rhetor, d. h. als κόλαξ gesprochen, stehen ja doch Deine Worte in strictem

Gegensatze zu Deinen Handlungen . . . (vgl. § 9 und die Darlegung der Rhetorik als *κολακεία* in Platons Gorgias). Ib. § 11. *ἄλλην θύραν ἀντ' ἄλλης ἀπεδείκνυον* heißt nicht 'sie wiesen mir eine andere Thür statt der richtigen', sondern 's. w. mir allemal eine andere Thür', was sie eben taten, um ihre Unwissenheit zu verdecken, da sie von der Wohnung der Philosophie überhaupt keine Kenntnis hatten. Ib. § 12. wird statt des zur Charakteristik des auftretenden Frauenzimmers notwendigen *τὰ ῥήματα πάντα ἑταιρικά* eine bloße Umschreibung gegeben. — An der Stelle ist kein Anstoß zu nehmen. Ib. § 14 bezieht die Philosophie den Ausdruck *τὰ κεφάλαιά μου τῶν μαθημάτων* auf die Hauptvertreter ihrer Lehren, nicht aber auf ihre hervorragendsten Schüler. § 16 wäre das von Jakobitz stillschweigend getilgte *μίαν* in *οὐ χαλεπὸν ⟨μίαν⟩ δικάσαι δίκην καὶ ταῦτα περὶ τῶν ἡμετέρων ἐσομένην* wieder einzusetzen, der Sinn ist dann vollkommen evident: es wird uns doch nicht schwer fallen, diesen einen und für uns so wichtigen Rechtsfall zu entscheiden — *χαλεπόν* ist hier molestum, nicht difficile. — § 22. sind *τὰ κομψὰ ἐκεῖνα* nicht gekünstelte, sondern feine, verfängliche Fragen. Über die Frageweise Platons, den er zum Klageanwalt bestellt zu haben wünscht, kann sich Chrysippos nicht absprechend äußern. Ib. § 30. *εἴ τις μὴ παραβαίνοι αὐτὰ μηδὲ διολισθάνοι* = wenn man sie (die Vorschriften) nicht übertritt und nicht stolpert; es soll aber heißen: wenn man sie nur nicht (*εἰ μὴ* = dummodo ne) (offenbar) übertritt oder nicht durchzuschlüpfen versucht, wie es ja die falschen Philosophen thun; zu *διολισθάνοι* ist Fischer § 16. *τὴν ὑποφεύγουσαν ἀεὶ καὶ διολισθάνουσαν* zu vergleichen; ib. § 37 bleibt das Sprichwort *Ἡρακλῆς καὶ πίθηκος* ohne Anmerkung für den Leser der Übersetzung unverständlich.

Strassnitz. A. Fischer.

---

26. Kotek, Dr. Ferdinand, Anklänge an Ciceros „De natura deorum" bei Minucius Felix und Tertullian. Progr. des k. k. Obergymn. zu den Schotten in Wien 1901.

Der Verf. will als Resultat seiner Untersuchung Folgendes betrachtet wissen: Minucius und Tertullian seien von einander ganz unabhängig. Beide hätten Ciceros Werk „De natura deorum" direct, ohne ein Zwischenglied benützt, doch habe Minucius Ciceros Werk gelegentlich eingesehen und einzelne Stellen wörtlich ausgeschrieben, Tertullian aber nur Gedanken und zwar aus dem Gedächtnisse angeführt. K. lässt nun die betreffenden Stellen aller drei Autoren selbst reden, und zwar in folgenden fünf Gruppen: 1. Gott, 2. Mensch, 3. Welt, 4. einzelne philosophische Lehren, 5. Beispiele. Daraus ersieht man deutlich, dass Minucius Ciceros Werk stark ausgebeutet hat. Anders aber steht die Sache bei Tertullian. Es ist nur zu bedauern, dass der Verf. einer gründlicheren Untersuchung der entsprechenden Stellen aus dem Wege gegangen ist. So werden auch Varros Gedanken als Anklang an Cicero betrachtet, z. B. S. 8 oben aus ad nat. II, 5; S. 13 ad e); S. 27 ad f); S. 44 ad d). Die meisten stoischen Lehren, deren Tertullian in ad nat. II Erwähnung thut, sind ja den *Antiquitates rerum divinarum* entnommen. Ob beide Apologeten von einander unabhängig schrieben und ohne einen *auctor communis* Ciceros Werk direct und allein benutzten, ist aus der bloßen Anführung der Parallelstellen ohne eine besondere Untersuchung nicht so leicht zu entscheiden. — Auf Einzelnheiten einzugehen verbietet der beschränkte Raum.

Kremsier. P. K. Hubík.

Entgegnung.

Auf Muths Besprechung des von mir bearbeiteten Wörterbuches habe ich zu erwidern: Die amtlichen Regeln wurden deshalb in anderer Fassung gebracht, weil deren wörtlicher Abdruck nicht gestattet war; nicht, um das amtliche Regelbuch irgendwie zu übertrumpfen. — Wenn mir die größte Sparsamkeit bei der Aufstellung von Regeln im amtlichen Wörterbuche als vorbildlich vorgehalten wird, sollte mir doch das Fehlen anderer Erweiterungen (§ 7, 15) nicht vorgeworfen werden. — Das in § 19 vermißte „Skizze" u. a. steht unter den Fremdwörtern mit zz, auf die an dieser Stelle ausdrücklich hingewiesen ist. — „Frozzeln" gibt der hiefür maßgebende Schmeller, Bay. W. I 834, mit kurzem o; so schreibt auch Castelli, so las ich es auch in Wiener Zeitungen, so spricht man es auch zumeist. — Café chantant, chapeau claque, Dalles, Grisette sind leider häufig gebrauchte Fremdwörter, die auch in anderen Rechtschreibwörterbüchern vorkommen. — Das vermißte „chassieren" kommt in der eingedeutschten Form „schassen, schassieren" vor (s. Fußnote zu C); „datieren" steht doch deutlich genug auf S. 58! Die übrigen vermißten Wörter könnten ja ganz gut im Büchlein stehen, ebenso aber noch Tausende andere; s. übrigens Wörterbuch S. 4/7. — Zusammensetzungen mit Kreisgericht sind seltener; Landesgerichtsrat kommt ungleich häufiger vor und wird auch durch die neue Rechtschreibung betroffen; Landesgericht war dann nicht mehr nötig. — Abessen hat nach Grimm, D. W. I 35, vorwiegend transitive Bedeutung; übrigens will mein Wörterbuch gar nicht jedes Wort nach all seinen Bedeutungen erschöpfen. — Auch über die meisten übrigen Ausstellungen ließe sich reden; ich will nicht als Entschuldigung anführen, daß die auf S. 279 gerügten Erklärungen in meinen Quellwerken vorkommen. — Die Betonung der Fremdwörter ist in keinem der vorliegenden Wörterbücher dieser Art angegeben; wichtiger wäre übrigens die Angabe der Aussprache, die aber zu endlosen Schwierigkeiten führte und auch nicht dem Zwecke des Büchleins entspräche. — In „Lisière" ist der Gravis doch kein Tonzeichen! Lisiere schreibt auch z. B. Dudens Musterwörterbuch, Saalfeld, Matthias u. a.; kommt die undeutsche Aussprache etwa in Familie, Riviera, in der amtlichen Schreibweise Karriere zum Ausdruck? è wäre auch ganz gegen den Geist der neuen Rechtschreibung, die fremde Buchstaben möglichst ausmerzt. — Ich will den Vorwurf eiliger Arbeit nicht von mir wälzen, mußte doch das Büchlein mit fast 1,000.000 Druckzeichen aus buchhändlerischen Gründen in sehr kurzer Zeit geschrieben sein; jedenfalls brauche ich mir aber den Vorwurf der Flüchtigkeit nicht vom Verfasser der Kritik meines Wörterbuches gefallen zu lassen. Das Büchlein hätte — wenigstens in seiner 1. Ausgabe — bessere Angriffspunkte geboten; allerdings sind diese Versehen und Druckfehler in den späteren Ausgaben, vor allem in der bereits vorliegenden sechsten meist gut gemacht.

Auf die unsachlichen Ausfälle lasse ich mich nicht ein.

Prag. Dr. Johann Weyde.

Erwiderung.

In puncto: „datieren" hat Dr. Weyde Recht — es ist mir stehen geblieben neben „prädatieren". In allem übrigen überlasse ich getrost das Urteil dem Leser. Wirklich berichtigen muß ich nur, daß es wohl nicht angeht (wie es nicht von Herrn Dr. W. allein geschieht), Schmeller heute noch als maßgebend anzuführen. Bei der höchsten Achtung vor dem Sammelfleiße und dem Scharfblicke des großen Mannes darf nicht

vergessen werden, daß er arbeitete, ohne noch die Resultate der Grimmischen Forschung berücksichtigen zu können, ohne bairischen und schwäbischen Dialekt scharf zu sondern, ohne genügende Kenntnis der Ostlandschaften des bajuwarischen Stammesgebietes, vor einem Jahrhundert, und daß deshalb eine Neubearbeitung — Frommans Ausgabe war nur ein Wiederabdruck — ein unabweisliches Bedürfnis ist. — „Unsachlicher Ausfälle" bin ich mir nicht bewußt, solchen hätte auch wohl die Redaktion nicht Raum gegeben, und daß sich Herr Dr. Weyde weiter „einlasse", verlangt niemand von ihm. Den Vorwurf der Flüchtigkeit, und zwar grober und störender Flüchtigkeit, wird er sich aber doch und umsomehr gefallen lassen müssen, als er ja selbst erzählt, daß „das Büchlein usw. aus buchhändlerischen Gründen in sehr kurzer Zeit geschrieben" sein mußte. Sapienti sat!

St. Pölten. Richard v. Muth.

Gomperzfeier.

Am 29. März d. J. feierte Theodor Gomperz seinen siebzigsten Geburtstag. Zu den zahlreichen Verehrern, die an diesem Tage dem Lehrer, Forscher und Schriftsteller ihre Sympathie und Dankbarkeit bezeugten, gesellt sich auch die Redaction dieser Zeitschrift, der er in wertvollen Beiträgen seine Mitarbeiterschaft gewidmet hat. Wie Gomperz nicht bloß Philologe ist, sondern in der Universalität seiner Bildung die heterogensten menschlichen Erkenntnisse der historisch-philologischen Disciplin dienstbar gemacht hat, so hatten sich auch Vertreter verschiedenartiger Wissenszweige zusammengefunden, um ihn zu seinem Ehrentage zu beglückwünschen, und bei der hervorragenden Stellung, die er unter den Gelehrten einnimmt, hat er nicht bloß aus Wien, der Stätte seiner langjährigen akademischen Wirksamkeit, sondern aus fast allen Theilen der Welt Beweise der Anhänglichkeit und Verehrung empfangen. Eine Adresse, die in lateinischer Sprache abgefasst seine Thätigkeit als akademischer Lehrer wie seine Forscherarbeit insbesondere bei der Bearbeitung der *volumina Herculanensia* und die Kunst des Forschers und Darstellers, die in seinen „Griechischen Denkern" vereint zutage tritt, mit warmen Worten rühmt, ist von etwa 250 Personen unterzeichnet, unter denen sich die angesehensten Gelehrten auf philologischem Gebiete befinden. Am Festtage wurde diese Adresse von einer Deputation der Professoren der Alterthumswissenschaft an der Wiener Universität dem Jubilar überreicht, als deren Wortführer Prof. von Arnim den Gefühlen herzlicher Verehrung Ausdruck gab. Zugleich wurde eine von 56 Gelehrten abgefasste Festschrift übergeben, die Arbeiten aus allen Disciplinen der Philologie, vornehmlich aber Beiträge zur Kenntnis der griechischen Denker enthält. Den Reigen der Abhandlungen eröffnet H. Diels mit einem Aufsatz über einen orphischen Demeterhymnus, ihm folgen Abhandlungen über vorsokratische Philosophie, über Plato, Aristoteles, Xenophon, Thucydides, aber auch über andere Prosaiker und über Dichter beider Literaturen, ebenso archäologische und epigraphische Beiträge, während zum Schluss A. Trost einige Briefe des Malers Moriz von Schwind veröffentlicht, der in persönlichen Beziehungen zur Familie des Gefeierten gestanden hatte. Mit tiefer Bewegung dankte der Jubilar der erschienenen Deputation, als er Adresse und Festschrift entgegennahm.

Es scheint uns nicht Sache der öffentlichen Berichterstattung, all die zahlreichen Briefe und Telegramme zu erwähnen, die Gomperz von den Trägern klangvoller Namen zugekommen sind, noch weniger die durch wissenschaftliche Leistungen oder durch hervorragende Stellung

ausgezeichneten Männer zu nennen, welche sich persönlich eingefunden hatten, um ihre Glückwünsche abzustatten oder eine Gabe zur dauernden Erinnerung zu überreichen. Aber ein Geschenk der Berliner Professoren Conze, Diels, Hirschfeld, Mommsen, Sachau und Erich Schmidt sei als ein Zeugnis dafür erwähnt, dass die griechische Poesie auch heute noch lebendig ist. Von einem Lorbeerkranze umgeben, befindet sich auf einer Platte eine in archaischen Charakteren abgefasste Inschrift, deren Wunsch wir zu dem unsrigen machen. Sie lautet:

Ἑβδομάδων δεκάτη στέφανον πόρε σοι Θεόδωρε·
νῦν δὲ βίου κάμψας τέρμα διαυλοδρόμει.

Die Redaction.

VIII. deutsch-österreichischer Mittelschultag.
Wien, Ostern 1903.

Die Einladungen zu dem VIII. deutsch-österreichischen Mittelschultage werden im Herbst versendet.
Die Anmeldung von Themen ist nach den Ferien erwünscht.

Der Geschäftsführer:
Feodor Hoppe, Wien, III., Münzgasse 3.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Max Büdinger[1]).

Wir wollen heute eines Mannes gedenken, dem wir alle in aufrichtiger Wertschätzung und treuer Dankbarkeit verbunden sind, sei es, dass wir als Freunde ihm nahegestanden, oder als Schüler von ihm geistige Anregung empfangen haben, sei es als Mitglieder dieser Universität, der er eine Zierde war, oder auch als Bürger dieses Staates, in dem er so verdienstlich gewirkt hat.

Max Büdinger! Einfach und schlicht stellt sich uns sein äußerer Lebenslauf dar. Wie er, 1828 zu Kassel geboren, an den Universitäten Marburg, Bonn und Berlin seine Studien zurücklegt, sich dann 1851 zu Marburg für Geschichte habilitiert, 1861 als ordentlicher Professor nach Zürich, 1872 aber in gleicher Eigenschaft nach Wien berufen wird, um hier durch nahezu drei Decennien zu wirken. Ein stilles, zurückgezogenes Gelehrtendasein!

Aber umso reicher und mannigfaltiger breitet sich sein geistiges Schaffen und Wirken vor uns aus, als Gelehrter wie als Lehrer. Es recht zu würdigen, will der Stand unserer Wissenschaft vergegenwärtigt sein zu der Zeit, als Büdinger in dieselbe eintrat. Mächtige und große Impulse hatte sie eben damals erfahren; ja man kann sagen, dass die neuere Geschichtsforschung kurz zuvor, in den ersten Decennien des 19. Jahrhunderts, erst recht wissenschaftlich begründet worden ist. Um nur einiges hier herauszugreifen: B. G. Niebuhr hatte mit seiner „römischen Geschichte“ (1811—1832 erschienen) nicht nur dieses eine Specialgebiet der Historie in neuer kritischer Auffassung dargestellt, sondern zugleich damit Grundsätze entwickelt, die unsere Wissenschaft überhaupt in reichstem Maße förderten. Die Philologie hat gleichzeitig durch A. Boekh eine neue Grundlage erhalten,

---

[1]) Gedenkrede, gehalten im Akadem. Vereine deutscher Historiker an der Universität zu Wien am 14. Mai 1902.

indem er sie mit Einbeziehung der materiellen Entwicklung als eine Reproduction des gesammten Lebens des classischen Alterthums auffassen lehrte. In dem „Rheinischen Museum für Philologie", das er im Verein mit Niebuhr 1827 begründete, ward für dieselbe ein wirksames Centralorgan geschaffen. Etwa zu gleicher Zeit hat F. Bopp, der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, der Verwandtschaft der verschiedenen Völkersprachen nachgehend, großartige historische Ausblicke auf die Cultur der indogermanischen Völkerfamilie eröffnet.

Und auch für die Geschichte des Mittelalters wurden jetzt die Anregungen fruchtbar, welche die Zeit nationaler Erhebung in den Jahren der Freiheitskämpfe erzeugt hatte. Schon erschienen die ersten Bände der „*Monumenta Germaniae*", und Hand in Hand damit wurden durch deren Mitarbeiter eine Reihe von Specialuntersuchungen über die Quellen des deutschen Alterthums veröffentlicht, durch welche der historischen Kritik neue Bahnen gewiesen wurden. Die damals herrschende Geistesrichtung der Romantik war mit ihrer großen Wertschätzung gerade des Mittelalters dieser Entwicklung ebenso förderlich, wie die trüben Zustände in der deutschen Gegenwart selbst. Wendeten sich hervorragende Geister damals von ihr weg der Betrachtung der Vergangenheit mit Vorliebe zu, so suchten andere durch Ergründung der geschichtlichen Entwicklung des Staates und seiner natürlichen Bedingungen gegenüber dem vorwärtsstürmenden Liberalismus jener Zeit sich ein objectives Urtheil zu bilden. In diesem Sinne hat kein Geringerer als Leopold Ranke 1831 die „Historisch-politische Zeitschrift" gegründet.

Für die wissenschaftliche Behandlung der neueren Geschichte endlich sind einerseits die Beobachtungen, welche eben Ranke anlässlich seiner „Geschichte der romanischen und germanischen Völker" an darstellenden Quellen machte („Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber" (1824), anderseits aber die Thatsache entscheidend geworden, dass er auch auf die ursprünglichen Quellen als Substrat der Darstellung aufmerksam wurde. Mit der Erkenntnis vom Werte der venetianischen Dispacci — so überschätzt er sie auch haben mag — war ein wichtiger Schritt nach dieser Richtung hin gethan.

Unter solchen Eindrücken hat Büdinger in Marburg bei Sybel, in Bonn bei Ritschl und Dahlmann, in Berlin bei Boekh und Ranke seine Studien gemacht. Sie haben ihn nachdrücklich beeinflusst. Besonders aber ist die universalhistorische Behandlung der Geschichte durch Ranke für ihn entscheidend geworden.

Zunächst hatte B., als er sich in Marburg mit einer Schrift „Über Gerberts wissenschaftliche und politische Stellung" habilitierte, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Aussichtslosigkeit seiner Stellung veranlasste ihn, einer Familienbeziehung — sein Oheim hatte eine einflussreiche Stellung in Wien erhalten — zu

folgen und sich nach Österreich zu wenden. Die Neuorganisation der historischen Studien, welche hier eben damals erfolgte, schien ihm eher Erfolg zu verheißen. Mühsam seinen Unterhalt sich schaffend, hat er sich nun in anregendem Kreise der österreichischen Geschichte gewidmet.

Neben kleineren Arbeiten erschien als Frucht dieser ernsten Thätigkeit 1858 seine „Geschichte Österreichs bis zum Ausgange des 13. Jahrhunderts“. Das Werk ist mit diesem ersten Bande, der bis ins 11. Jahrhundert reicht, leider ein Torso geblieben. B. hat sich damit schon einen klangvollen Namen gemacht. Denn das auf breiter Grundlage aufgebaute Werk bezeugte nicht nur eine volle Beherrschung der neu erstehenden kritisch-wissenschaftlichen Forschungsmethode, es hat mit sorgfältiger und scharfsinniger Erfassung des Wesentlichen die complicierte Vorgeschichte dieses Reiches in heute noch wertvoller Darstellung von gewählter Form herausgearbeitet. Man darf vielleicht sagen, dass von da ab eine neue Epoche in der Behandlung der österreichischen Geschichte beginnt.

Aber die billigen Erwartungen B.s, in Österreich eine Anstellung zu finden, erfüllten sich jetzt nicht. So folgte er einem Rufe an die Züricher Universität, der 1861 an ihn ergieng. Als Professor der allgemeinen Geschichte hat er nun alsbald über die verschiedenen Gebiete der Historie sich verbreitet. Neben den „Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte“ erschienen auch „Untersuchungen zur mittleren Geschichte“, in welchen wertvolle Specialarbeiten seiner Schüler vereinigt sind. Er selbst aber behandelte neben Stoffen aus dem Alterthum (Passio sanctorum quatuor Coronatorum, 1870) gleichmäßig auch solche aus dem Mittelalter („Mittelgriechisches Volksepos“ 1866) und der neueren Zeit (Wellington 1869, Lafayette 1870). Als Spätling seiner österreichischen Arbeiten erschien 1866 „Ein Buch ungarischer Geschichte“ (1058—1100). Im Jahre 1865 bekleidete er das Rectorat an der Schweizer Hochschule.

Erst 1872 wurde er endlich nach Wien berufen. Hier hat er in langer, langer Wirksamkeit seine Eigenart so recht ausgelebt. Über die ganze Weite der geschichtlichen Entwicklung hin, von der ältesten orientalischen Zeit bis auf das 19. Jahrhundert herab, hat er mit erstaunlicher Kenntnis Forschungen veranstaltet. Es würde zu weit führen, hier alle seine Arbeiten aufzuzählen. Kaum könnte heute ein Einzelner mehr sie auch alle entsprechend würdigen. Aber stets, ob er „Ägyptische Einwirkungen auf hebräische Cultur“ (1873—1874), den „Ausgang des medischen Reiches“ (1880), „Krösus' Sturz“ (1878), oder „Poesie und Urkunde bei Thukydides“ (1890—91), „Die Stellung des römischen Patriciates“ (1881—1886); oder mittlere Zeiten: „Eugipius“ (1878), „Die Entstehung des 8. Buches Ottos v. Freising“ (1881); die letzten Jahrhunderte endlich: „Acten zu Columbus' Geschichte“

(1886), „Don Carlos Haft und Tod“ (1891), „Lafayette in Österreich“ (1878) behandelte, war er überall anregend und von scharfsinniger Eigenart.

Man würde heute diese Thätigkeit auf so verschiedenen Gebieten der Forschung kaum recht verstehen, wenn man nicht die Stellung Büdingers zur Geschichte überhaupt sich vor Augen hielte. Einheitlich und in sich geschlossen erschien ihm die gesammte historische Entwicklung, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, als eine große Lebensgeschichte des Individuums Menschheit. Ihr hoher Inhalt aber war nach ihm die Verwirklichung der Idee des allgemeinen Culturfortschrittes, derart dass jemals eines der im Vordergrunde der menschheitlichen Entwicklung stehenden Völker als Träger dieser Idee sich darstellt. Von den Ägyptern über die Babylonier und Assyrer zu den Griechen und Römern, bis auf die Germanen im Mittelalter fand er eine geschlossene Kette steter Culturübertragung, bis endlich in der neueren Zeit eine Reihe von Völkern gleichmäßig in diesen Kreis eintritt.

So hat er in all seinen Forschungen immer die großen Zusammenhänge aufzudecken und das Besondere stets unter dem Gesichtspunkte der jemals herrschenden allgemeinen Ideen einzuordnen gesucht. Als echtesten Schüler Rankes schienen ihm „alle Specialgeschichten nur Einzelerscheinungen der allgemeinen“. Ausdrücklich erklärt er z. B. in seinen Vorlesungen über englische Verfassungsgeschichte (1880), es handle sich ihm darum, an „einem Beispiele zu zeigen, wie sich die staatlichen Ordnungen bei einem der Völker entwickelt haben, die den Beruf der menschheitlichen Entwicklung üben“.

Bei dieser Auffassung war ihm naturgemäß die historische Entwicklung nicht so sehr ein Product der aufeinander wirkenden wirtschaftlichen, socialen und geistigen Kräfte der Völker, denn eine Verwirklichung von aufeinanderfolgenden und zu stets höheren Kategorien sich erhebenden Ideen. Innerhalb dieser aber maß er der Einzelpersönlichkeit Bedeutung zu, sofern sich jene in ihr verkörperten, und anderseits — mit stark ausgeprägtem conservativen Zug — der Macht der Tradition. Aus dem Complexe überkommener Anschauungen suchte er das Wirken socialer Classen, sowie einzelner aus ihnen hervorgegangener großer Persönlichkeiten zu erklären. — Es ist bekannt, wie dies seine Auffassung vom römischen Patriciat beeinflusste; auch bei den Päpsten des Mittelalters untersuchte er gerne, ob er wohl „ein Herr aus fürstlicher Familie“ gewesen sei. Ja auch bei jedem ihm neu entgegentretenden Schüler interessierte es ihn, sich über dessen Familiengeschichte oder heimatliche Beziehungen zu informieren, um von vornherein sich eine Vorstellung von demselben machen zu können.

Und wie als Forscher wirkte er auch als Lehrer. Er allein vielleicht hat in den letzten Decennien des 19. Jahrhunderts noch

Vorlesungen über das Gesammtgebiet der allgemeinen Geschichte gehalten, derart dass er in sechs Semestern die Geschichte von den ältesten Zeiten der orientalischen Cultur bis zum Jahr 1815 vorführte. Ungeheuer war die Fülle seiner positiven geschichtlichen Kenntnisse. Aber auch bei seinen Vorlesungen handelte es sich ihm nicht um die Vermittlung einer Summe bestimmter historischer Daten; die Entwicklung im allgemeinen, unter steter Hervorkehrung der großen Zusammenhänge darzulegen, schien ihm seine eigentliche Aufgabe. Gedrungen und inhaltsreich war seine Rede. Man musste seine Worte wiederholt durchdenken, wollte man sie ganz verstehen. Eigenthümlich war so insbesonders der Anfänger davon berührt, dem noch nicht die genügenden Einzelkenntnisse zur Verfügung standen. Dass bei seiner universalhistorischen Auffassung vieles oft auch anders als in der Specialbetrachtung erschien, mochte die Eigenart von B.s Vorlesungen noch verstärken. Aber eben darin erblicke ich auch eine der bedeutsamsten Wirkungen B.s auf seine Hörer, dass er die von der Schule Kommenden hinaushob über die landläufigen Schuldarstellungen von der geschichtlichen Entwicklung und sie — mochte seine Auffassung nun zutreffend sein oder nicht — anregte zu eigener, selbständiger Betrachtung. Von nicht zu unterschätzendem Werte musste dies gerade für die große Masse derer sein, die dann wieder als Lehrer zur Schule zurückkehrten.

Anregend wie seine Vorlesungen gestaltete B. auch seine Übungen im historischen Seminar. Die Interpretation von Quellentexten war nicht nur eindringend und erschöpfend, B. gewann ihr, indem er den Autor bei seiner Arbeit selbst aufsuchte, mit der Betrachtung der Entstehung, des besonderen Zustandekommens historischer Überlieferung vielfach interessante Seiten ab. Daneben aber giengen Referate über neue literarische Erscheinungen und Vorträge über einzelne von ihm gestellte historische Themen. In der daran sich schließenden Discussion wusste B. meist durch das Aufwerfen ganz unerwarteter Fragen über historische Analoga die Gesammtheit seiner Zuhörer zu interessieren und einzubeziehen.

Man darf es als ein bedeutsames Zeugnis seiner Wirksamkeit als Lehrer betrachten, dass seine Schule Gelehrte hervorgebracht hat, die auf den verschiedensten Gebieten historischer Forschung sich einen Namen gemacht haben. Denn zu den Schülern B.s zählen nicht nur Orientalisten und Alterthumsforscher auf dem Gebiete der griechischen und römischen Geschichte, auch solche, die mittlere und neuere Zeiten mit Erfolg behandelt haben, sind aus seinem Seminar hervorgegangen. Man kann wohl sagen, alle Historiker im weitesten Sinne des Wortes, die im letzten Menschenalter von der Wiener Universität ihren Ausgang genommen haben, waren mehr oder weniger auch seine Schüler.

Seinen Ausdruck hat dies im Jahre 1898 gefunden, da anlässlich des siebzigsten Geburtstages Büdingers von seinen

Freunden und Schülern eine Festschrift veranstaltet wurde, in der 23 historische Aufsätze von österreichischen und Schweizer Gelehrten vereinigt sind, vom alten Ägypten anhebend und bis zum 19. Jahrhundert reichend.

An den Arbeiten seiner Schüler hat er immer den lebhaftesten Antheil genommen. Mit Rath und That ihnen beistehend, sie zu größeren Unternehmungen anfeuernd, hat er sich selbstlos an ihren Erfolgen erfreut. Sein Wohlwollen den Schülern gegenüber machte ihn oft geneigt, deren Fähigkeiten und Können zu überschätzen.

Der ideale Zug, welcher B. als Menschen anhaftete, mochte manches dazu beigetragen haben. Unverhüllt kam er auch in der Anschauung zum Ausdruck, die B. von seinem Berufe hatte. Ausdrücklich hat er sich dagegen verwahrt [1], die Historie zur praktischen Nutzanwendung für die Gegenwart oder irgend welche in derselben gelegenen Parteiinteressen zu gebrauchen. Der Historiker hat allgemein giltige Typen vorzuführen und ist nach seiner Anschauung sich bewusst, ein *κτῆμα ἐς ἀεὶ* und kein Tagespreisstück zu liefern. So hat er auch sein Amt stets mit voller Hingebung an die Wissenschaft um ihrer selbst willen ausgeübt, sich fernhaltend von der praktischen Gegenwart, ohne seine großen Fähigkeiten zur Befriedigung ehrgeiziger oder egoistischer Ziele zu verwerten.

In straffer Selbstzucht aufgewachsen, schien ihm das Ringen in schaffender Arbeit einer der höchsten moralischen Werte. Gern sprach er wohl auch bei der Darstellung Alexanders d. Gr. von dem *πόνος* und seiner Wertschätzung durch jenen, eifrig hat er dies auch an sich selbst bethätigt.

Nichts vermochte B., auch noch in vorgerückteren Jahren, von der peinlichsten Pflichterfüllung abzuhalten. Pünktlich erschien der Greis, allem Unwetter trotzend, regelmäßig zur Vorlesung; er hat in den langen Jahren seiner Lehrthätigkeit wohl kaum eine je versäumt.

So war B. bedeutend als Forscher, groß als Lehrer, ein Mensch von idealem Zug.

Sein Andenken als Gelehrter bewahrt die Wissenschaft, in deren goldenes Buch er sich selbst mit leuchtenden Zügen eingetragen hat; des Lehrers gedenken hunderte seiner Schüler weithin über Österreichs Gaue und die Lande der Schweiz in seinem Geiste wirkend; wir aber, die wir ihm noch zuletzt nahegestanden haben, wollen auch den Menschen Büdinger treu im Gedächtnisse behalten, als einen selbstlosen und vornehmen Charakter.

---

[1]) Vorlesungen über englische Verfassungsgeschichte, S. 2.

Wien. Alfons Dopsch.

Zur Geschichte eines Tropus.

Nochmals die „rechte Hand“[1]).

Wenn es erlaubt ist, auf eine in diesen Blättern bereits erörterte wortgeschichtliche Frage zurückzukommen und das damals zur Entscheidung derselben beigebrachte Material abrundend zu vermehren, so darf und muss hier wohl auch kurz, mit Übergehung einer an jenem Orte freilich nicht zu vermeidenden Polemik, zusammengefasst werden, was vorläufig als erwiesen angesehen werden kann. Die heute allen Bildungsschichten im ganzen deutschen Sprachgebiete ziemlich gleich geläufige Ausdrucksweise: „A. ist B.s rechte Hand“ = „A. ist dem B. unentbehrlich, hat großen Einfluss auf B., ist in dessen Absichten völlig eingeweiht, befindet sich übrigens dem B. gegenüber in einem irgendwie gearteten Abhängigkeitsverhältnisse“ — diese bildliche Ausdrucksweise, eine Specialisierung der hier nicht weiter berührten metaphorischen Verwendung von Hand, Arm usw. schlechthin, ist zunächst für das Hochdeutsche bereits im Rolandlied (hier gleich zweimal) und, wie ich nun nach Borchardt und Wustmann[2]) beifügen kann, in Wolframs Willehalm[3]), sodann von den landläufigen Nachschlagewerken aus zahlreichen Autoren des XVII., XVIII.[4]), XIX. Jahrhunderts belegt. Blickten wir über die Grenzen unserer Sprache hinaus und zunächst zurück ins classische Alterthum, so fanden wir den Tropus genau im heutigen Sinne bei Cicero und Suidas in familiärer, bei einem Anonymus des goldenen Zeitalters und noch bei Ennodius in pathetischer Rede; wenn wir im Kreise der germanischen Völker Umschau hielten, so boten sich Nachweise bei Holländern und Engländern schon der Renaissancezeit, bei Dänen und Isländern des vorigen Jahrhunderts;

---

[1]) Vgl. diese Zeitschrift, LII (1901), S. 961—984.

[2]) Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde, [3](1894), S. 105.

[3]) 452: 16 ff. '(Wilhelm) klagete sêr daz er niht vant sinen vriunt Rennewart . . . er sprach, in hân noch niht vernumn, war mîn zeswiu hant si kumn.'

[4]) Wir können die Belege aus der Blütezeit unserer Literatur und zugleich aus dem XVII. Jahrhundert diesmal noch vermehren. Schöller, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges (Goedekes Ausgabe 8 : 248, 395): „Eine Reihe von Unglücksfällen, die... dem Kaiser selbst das Geständnis entrissen, dass mit diesem Feldherren sein rechter Arm ihm abgehauen worden sey“, und „Mazarin... machte... seinen Ausspruch wahr, dass die deutsche Armee [der Franzosen] der rechte Arm seines Königs und der Wall der französischen Staaten sei“. Es scheint sich an beiden Stellen um historische Äußerungen Ferdinands II., bezw. des Cardinals zu handeln. Die erste ließe sich vielleicht in der Hauptquelle Schillers, den „*Annales Ferdinandei*“ Graf Khevenhüllers nachweisen, wenn es überhaupt die Mühe verlohnte, jenes Dictum aus den in Betracht kommenden drei Folianten des Riesenwerkes aufzustöbern; für die zweite Stelle muss aus chronologischen Gründen ein anderer Gewährsmann als Khevenhüller vorausgesetzt werden.

nicht vergebens auch ward bei den Slaven angepocht: alte polnische, jüngere slovakische und slavonische Stellen enthielten das Bild, das den Magyaren auf die Dauer gleichfalls nicht fremd geblieben ist. Wir glaubten uns berechtigt, anderen unhaltbaren Hypothesen gegenüber zu behaupten: die „rechte Hand" im besprochenen Sinne sei „ein vermuthlich allen europäischen und wohl auch den meisten anderen Sprachen seit uralter Zeit geläufiger Tropus, der allen Völkern so nahe liegt, dass eine Entlehnung über die einzelnen Sprachgrenzen hinweg gar nicht angenommen zu werden braucht". Wir durften mit dieser Behauptung über Europa hinausgehen, da uns sogar arabische Belege für dieselbe oder eine sehr nahe verwandte Verwendung des Tropus vermittelt wurden.

Beim Durchmustern der romanischen Sprachen ließ sich eine Eigenthümlichkeit ihres Gebrauches erkennen. Auch ihnen war und ist das Bild geläufig, aber statt der Hand nennen sie den Arm. So die Franzosen, welche dort, wo unser Rolandlied von *zeswiu hant* redet, den *destre bras* haben, welche die ciceronische *dextella* durch *bras droit* wiedergeben, und deren Lexikographen sich, wie Belege des XVII. Jahrhunderts ausweisen, dieser Abweichung etwa vom holländischen Gebrauche sehr wohl bewusst waren; so die Italiener, so die Spanier, die Portugiesen und die Rumänen, welche letztere allein unter allen Romanen eine Concurrenz von Hand und Arm zu gestatten scheinen und darin den Deutschen wie den Polen gleichen. Bei den Rumänen mag an germanisch-slavischen, bei Deutschen und Polen an französischen Einfluss gedacht werden.

Dies die Ergebnisse der am genannten Orte seinerzeit von uns angehäuften beweiskräftigen Citate, Ergebnisse, die zu modificieren wir vorläufig keinen Anlass haben; auch die nachstehend zusammengestellten Belege werden sich den bisher bekannt gemachten unschwer eingliedern, allerdings aber für manche Varietät des als uralt erwiesenen Tropus Zeugnis ablegen.

Was zunächst unsere Muttersprache anlangt, so sei darauf aufmerksam gemacht, dass der typische Gebrauch der „rechten Hand" bereits lange vor Sanders und dem Deutschen Wörterbuch lexikalisch fixiert worden ist; denn schon der alte Adelung [1]) glossiert „jemandes rechte Hand seyn" mit „ihm mit Rath und That unentbehrliche Dienste leisten", eine Definition, die alle wesentlichen Merkmale des Begriffes umfasst. — Der Tropus ist seinem Wortlaut nach sozusagen ein *singulare tantum*, will man anders der Komik entgehen, sich éin Individuum mit zwei oder

[1]) Grammatisch-kritisches Wörterbuch, herausg. v. Schönberger 3 (1811): 999.

mehr rechten Händen ausgestattet vorzustellen [1]); Otto Ludwig hilft sich in seinen (1850—1852 geschriebenen) „Makkabäern" (Act 2) so: „Nikanor ists und Gorgias — . . Antiochus des Alten beide Hände". — Für vielleicht nur regionale und schon veraltete eigenthümliche Wendungen zeugt das schweizerische Idiotikon [2]): „N. N. war Kastvogt und eine Hand des Abts" schreibt Vadian, „*Frequens est cum eo,* er ist vil bei jm, er ist sein eigne Hand" hat Frisius; hier scheint sich das Bild wieder vereinfacht zu haben, da es bloß das menschliche Organ als solches, nicht gerade eines der beiden symmetrisch angeordneten verwertet. — Fürs Niederländische können wir die nachweisliche Geschichte des Tropus nunmehr weit über Vondel, unsern bisher ältesten Gewährsmann, zurückdatieren: „he was onser kerstine rechterhant", belegt das Middelnederlandsch Woordenboek von Verwijs und Veerdam [3]) aus der 1305 vollendeten „Rijmkroniek van Holland" des Melis Stoke [4]).

Den polnischen, slovakischen und slavonischen Zeugnissen gesellt sich jetzt ein slovenisches bei, das ich Hrn. Dr. Franz Vidic verdanke: *Ranjki je bil svoj čas cesarju Maksimiljanu desna roka* [5]). Dass der Tropus dem Russischen fremd sei, könnte aus Pawlowskys Deutsch-russischem Wörterbuch [6]) gefolgert werden, woselbst der deutsche Satz „er ist meine rechte Hand" nicht etwa durch einen analogen russischen wiedergegeben, sondern umschrieben erscheint: ОНЪ МНѢ МНОГО ПОМОГАЕТЪ, wenn ein solcher Schluss nicht allzu voreilig erschiene.

Zu den romanischen Belegen notieren wir noch: *a*) für das Französische das *Dictionnaire de l'académie française* [7]), *b*) für das Rumänische die von Juliu A. Zanne gesammelten *Proverbele Românilor*, die uns mit einer Fülle von Belegen [8]) für „rechte Hand" aus Alecsandri, Ispirescu u. a. überschütten, z. B. *Ajunsese să fie mâna drêptă a Imperatuluĭ*; auffällig erscheint der aus Ispirescu bezeugte, ganz absolute Gebrauch von *mâna drêptă* in der Bedeutung von *ager, bun la trêba*: man lobt einen als „rechte Hand", ohne dass gesagt würde, wem er als dieses Organ dient.

---

[1]) Wie es etwa die „Fliegenden Blätter" Nr. 2964 (1902) thun; vgl. auch die gebräuchlichen Nachschlagewerke zu „zwei rechte Hände haben" = „linkisch sein". Verwandt ist der Scherz Catulls (47 : 1): *Porci et Socration, duae sinistrae Pisonis;* hiezu Emil Behrens in seiner Ausgabe 2 (1885): 247 (von Herrn Dr. v. Premerstein frl. nachgewiesen).

[2]) 2 (1885): 1386.

[3]) 3 (1894): 88.

[4]) 2: 841.

[5]) Slovenski Narod vom 29. Januar 1902.

[6]) ²(1867) S. 518.

[7]) ⁷1 (1878): 116.

[8]) 2 (1897): 254.

Sei denn endlich noch einer nahverwandten, uns vorläufig nur im Italienischen bekannt gewordenen Redeweise gedacht, welche mit den bisher besprochenen die rechte Körperseite und die tropische Verwendung gemein hat, in der Bedeutung aber insoferne abweicht, als sie nicht sowohl jemandes getreuen Helfer, vielmehr den erklärten Liebling bezeichnet. Wir meinen die Wendung *esser l'occhio destro* oder *dritto di N. N.*, die schon bei Pietro Aretino, wohl möglich auch noch früher, und gleichbedeutend im heutigen Sprachgebrauch der Apenninenhalbinsel vorkommt. An Ahnherren und entfernteren Verwandten gebricht es ihr nicht. Ohne Specialisierung auf die Körperhälfte ist *oculus* und *ocellus* im selben liebkosenden Sinne bei Plautus, Catull und anderen classischen Autoren belegt, bedeutet übrigens gelegentlich, in Verwandtschaft mit gewissen orientalischen Titulaturen und der *dextella* Ciceros sich nähernd, die einflussreichste Person eines Hofes [1]; und die zweite der von Zanne [2]) angegebenen Bedeutungen des ebenfalls adiaphoren *ochiul cuĭ-va* = *slăbăciunea cuĭ-va*, *acel prin care vede şi află totul* führt uns wieder in die Begriffssphäre der „rechten Hand“ zurück.

[1]) Belege bei Forcellini, *Totius Latinitatis lexicon* [4] 4 (1868): 382, 387. Übrigens erscheint schon im Griechischen ὀφθαλμός ähnlich gebraucht, vgl. den *Thesaurus* des H. Stephanus 5 (1823): 6877 d.

[2]) a. a. O. S. 352.

Wien. Robert Franz Arnold.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Keil B., Anonymus Argentinensis. Fragmente zur Geschichte des Perikleischen Athen. Aus einem Straßburger Papyrus. Straßburg, Trübner 1902. 8°, 341 SS. Mit zwei Lichtdrucktafeln.

Zur Lösung der zahlreichen Streitfragen, die sich an die literarische Überlieferung über die attische Geschichte von 479 bis 431 v. Chr. knüpfen, durfte man hoffen, aus Funden und eindringlicherem Studium der attischen Inschriften neue Anhaltspunkte zu gewinnen. Allein wie schon einmal vor zwölf Jahren durch die Auffindung der *'Αϑηναίων πολιτεία* des Aristoteles, so ist es auch jetzt wieder ein Papyrusblatt aus Ägypten, das neue Thatsachen kennen lehrt, schon länger bekannte verständlich macht, aber auch solche, die als feststehend galten, aufzugeben zwingt.

Auf dem Verso eines ca. 16 cm^2 großen Papyrus der Straßburger Sammlung hat in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. eine professionelle Schreiberhand eine Anzahl von Excerpten, deren jedes mit *ὅτι* beginnt, in mindestens drei Columnen aufgezeichnet. Die Existenz der ersten muss aus dem Fehlen eines befriedigenden Anfanges der zweiten erschlossen werden, ebenso die Existenz der dritten aus dem freien unteren Rand und dem fehlenden Abschluss am Ende der zweiten; und dass wirklich noch eine ganze Columne der erhaltenen mittleren gefolgt ist, ergibt sich aus den erhaltenen je ein bis zwei Anfangsbuchstaben der fünf letzten Zeilen. Von der mittleren, 26 Zeilen zählenden Columne sind, wie Keils Darlegungen im ersten Abschnitte zeigen, rechts durch Abscheuerung bis zu 7 und 8 und links durch Abbrechen zwischen 20 und 28 Buchstaben verloren gegangen; die erhaltenen Buchstaben der Columnenmitte bieten nur die Hälfte der ursprünglichen Zeile.

Die Vorlage, aus der die Excerpte stammen, ist unbekannt, ihr Wortlaut zeigt nur minimale Anklänge an erhaltene, auf dieselben Dinge bezügliche Nachrichten. Der Umstand, dass es Excerpte sind und nicht ein zusammenhängender Text, erschwert

die Ergänzung. Wenn trotzdem die Ausgabe Keils, von einigen Stellen abgesehen, die neue, für uns ohne Parallele dastehende Angaben enthielten, überall einen vollständigen Text bietet, so ist das ein glänzendes Zeugnis seines divinatorischen Scharfsinnes. Bei der Lectüre des Abschnittes, der seine Ergänzungen begründet, erliegt man förmlich dem Eindruck, dass die verloren gegangenen Stellen buchstäblich so gelautet haben müssten, wie sie der Verf. meisterlich wiederherstellt; dass Sinn und Zusammenhang überall richtig erkannt ist, scheint mir sicher.

Demnach erfahren wir: 1. dass 457/6 v. Chr. die Athener für die Ausführung der Bauten auf der Akropolis zwei Epistaten, deren Namen und Demotika genannt waren, einen Architekten und einen Secretär, sowie jährlich zehn Cassebeamte, einen aus jeder Phyle, wählten und zehn Jahre später (da die Perser bereits besiegt waren), d. i. also 447/6, den Parthenon zu bauen begannen; 2. dass auf Antrag des Perikles unter dem Archon Euthydemos (richtig Euthynos) 450/49 die Bundesversammlung auf Delos den Beschluss fasste, den daselbst befindlichen Schatz (im Betrag von mehr) als 5000 Talenten, der nach den Tributansätzen des Aristides eingegangen war, nach der Akropolis zu übertragen, und dass im Anschluss daran festgesetzt wurde, dem Rath die Obsorge über die noch seetüchtigen alten Schiffe zu übertragen mit dem Auftrag 100 neue dazu zu bauen, wobei jeder Phyle durchs Los zehn zugewiesen wurden; 3. dass, die Athener in drei Tagen (unbekannt wem), die von den Thebanern bekriegt wurden, zu Hilfe zogen; 4. dass die Triere des Redners (Phaiax) Epideixis hieß; 5. dass als letzter Theil des peloponnesischen Krieges der dekeleische gezählt wird, die anderen Theile der sicilische und archidamische heißen; 6. dass die Athener durch den Verrath des Adeimantos im peloponnesischen Kriege besiegt wurden; 7. dass nach dem Sturz der Dreißig die Tamiai und die Kolakreten betreffende (infolge der schlechten Erhaltung und mangels aller Parallelnachrichten nicht näher bestimmbare) Änderungen in der Finanzverwaltung vorgenommen wurden; 8. dass (aus denselben Gründen nicht näher erkennbare) u. a. die Thesmotheten und den Areopag betreffende Änderungen im Gerichtswesen vorgenommen wurden; 9. dass im Jahre des Archon Pythodoros (404/3), das in den Chronographien und in der A(tthis) als Anarchiejahr bezeichnet wird, das Amt der Nomophylakes beseitigt ward (das damals aus 16 Mitgliedern bestand); 10. dass während bisher alle Beamten athenische Bürger waren, ein Neubürger (Beamter wurde) . . . . . .

Acht (mit Ausnahme von 5 und 6) ganz oder größtentheils neue Nachrichten zur attischen Geschichte des 5. Jahrhunderts sind gleich bedeutend mit der Forderung, die gesammte Überlieferung dieser Zeit von Grund auf neu zu prüfen. Keil hat sich dieser Aufgabe unterzogen und führt im 3. Abschnitt den Nach-

weis, dass die Angaben des Papyrus im ganzen und im einzelnen — von der Berechnung der Schatzsumme auf mehr als 5000 Talente abgesehen — richtig sind und dass sie somit als Bereicherung unserer Kenntnis gelten dürfen. Ein Ref., der dieselbe Prüfung nicht selbst abermals ad hoc angestellt hat, kann nur einen allgemeinen Eindruck aussprechen, und muss sich begnügen, wiederzugeben, was er eben von dem Verf. gelernt hat. Mein Eindruck ist, dass Keil mit seinem Nachweis Recht hat. Der Pflicht der Wiedergabe seiner Forschungsergebnisse komme ich im folgenden nach, ohne den reichen Inhalt des Buches, das manches enthält, was man darin nicht suchen wird, auch nur annähernd erschöpfen zu können.

Der erste Paragraph des neuen Textes gibt dem Verf. den Anlass, die durch die Ausgrabungen auf eine sichere Grundlage gestellte Baugeschichte der Akropolis von 479 v. Chr. an abermals vorzunehmen und zu zeigen, dass die Errichtung der sog. kimonischen Mauer, die Verschiebung der Fundamente des Parthenon und die Änderung in dessen Grundplan, die eilige Verbauung von bereits fertigen Säulentrommeln des älteren Parthenon in die Nordmauer der Akropolis, endlich die Entfestigung der Burg durch die Anlage des Tempelchens auf der Nikebastion und der Bau der Propyläen erst verständlich werden und Zusammenhang bekommen durch die Nachricht, die der Papyrus bietet, dass im Frühjahr 456 ein die Entfestigung und Verbauung der Burg mit Heiligthümern festsetzender Beschluss gefasst wurde. Auf einen solchen Beschluss musste sich Perikles berufen können, als er mit der Aufforderung zur Wiederherstellung der Heiligthümer, die die Perser zerstört hatten, an alle Hellenen herantrat.

Ebenso fügt sich das neue Datum für die Übertragung des Schatzes von Delos nach Athen 450/49 bestens in den Zusammenhang (2). Diese war bisher, weil die Berechnungen des Sechzigstels der Tribute durch die Logisten in Athen nach Ausweis der Inschriften mit 454/3 begannen, in das vorhergehende Jahr verlegt worden; ja dieses Datum galt als eines der wenigen ganz feststehenden in der Pentekontaëtie. Jetzt zeigt sich, dass es falsch ist. 455/4 v. Chr. wurde vielmehr — analog der von Perikles für Eleusis geforderten ἀπαρχή vom Getreide — aus den eingehenden Tributen für den Schatz der Burggöttin von Athen ein Sechzigstel als ἀπαρχή ausgeschieden und erst vier Jahre später unmittelbar vor Kimons letztem Zug gegen die Perser der Schatz selbst nach Athen verbracht. Damit gieng eine einmalige gewaltige Verstärkung der attischen Flotte durch Erbauung von 100 neuen Schlachtschiffen Hand in Hand.

Den Hilfszug der Athener (3) versetzt K. vermuthungsweise in die Zeit des phokischen Krieges, die auf das Schiff des Phaiax bezügliche Notiz (4) ins Jahr 422; diese beiden Nachrichten lassen sich jedoch in den Zusammenhang unserer Überlieferung nicht ein-

fügen, der Zweck ihrer Mittheilung und ihre Bedeutung nicht erkennen. Die Ärmlichkeit unseres Wissens lehrt gerade solcher noch im 1. Jahrhundert n. Chr. vorhandener Reichthum an Kenntnissen, wie ihn der Straßburger Papyrus zeigt, richtig einschätzen.

Die Notiz über die Eintheilung des peloponnesischen Krieges und die von Xenophon abgelehnte, aber aus der attischen Vulgärtradition bekannte Nachricht über Adeimantos' Verrath bei Aigospotamoi (5, 6) würde man gerne gegen eine bessere Erhaltung der folgenden Paragraphen (7—10) eintauschen, die sehr eingehende Angaben über Reformen anlässlich der restaurierten Demokratie von 404/3 enthalten haben; ihr Wortlaut ist nur sehr theilweise wiederzugewinnen, weil über diese Reformen bisher so gut als nichts bekannt ist.

Jede neue Notiz, die zu den dürftigen und widerspruchsvollen Nachrichten über attische Geschichte von 479—431 hinzukommt — mag sie auch nur zur Hälfte überliefert und zur anderen Hälfte erschlossen sein — bewirkt eine Änderung des Urtheils über diese. So wird die ihrer perversen Chronologie wegen bisher gering geschätzte Darstellung des Andokides III. 5 — die einzige, die wie der Papyrus einer einmaligen großen Flottenvermehrung gedenkt — unter Keils kundiger Hand zu einer wertvollen Quelle unserer Kenntnis über Entstehung und Entwicklung der Cavallerie Athens als von staatswegen organisierte Truppe. Demselben Schriftsteller dürfen wir jetzt seine Angaben über die Einführung und spätere Vermehrung einer Truppe gekaufter Skythen als Bogenschützen glauben, denn beides wurde durch die in den Straßburger Excerpten bezeugte Übertragung der Bundesgelder nach Athen ermöglicht; die Kräftigung der attischen Finanzen gestattete also 449/50 v. Chr. eine zeitgemäße Vermehrung und Ausgestaltung der Wehrmacht zu Wasser und zu Land. Dagegen musste Thukydides (IV 94) in seiner Besprechung der Schlacht von Delion tadelnd hervorheben, dass man mit der staatlichen Organisierung der *ψιλοί*, die des Demosthenes' Erfahrungen in Aitolien und auf Sphakteria wünschenswert gemacht hatten, im Rückstand geblieben war, *ψιλοὶ δὲ ἐκ παρασκευῆς μὲν ὡπλισμένοι οὔτε τότε παρῆσαν οὔτε ἐγένοντο τῇ πόλει.* Darin gibt sich wieder an einem neuen Beispiel zu erkennen, welche tiefe Wunden der Krieg dem athenischen Staate geschlagen hat.

Wie auf Andokides, so fällt auch nach vielen anderen Seiten neues Licht, das schärfste wohl auf die singuläre Datierung der Präscripte der Tribut-Quotenlisten *ἐπὶ τοῦ δεῖνα ἄρχοντος Ἀθηναίοις*, die jetzt erst verständlich wird (S. 132), weil wir lernen, dass die Quoten schon zu einer Zeit nach Athen abgeführt wurden, da der Schatz sich noch auf Delos befand und die Abrechnungen noch in Delos stattfanden. Aus dem Rückgang der Tributsummen seit 450/49 auf die Sätze des Aristeides schließt ferner K. mit Recht, dass dieser Nachlass die Gegenleistung Athens an die

Bündner im Jahre der Schatzübertragung gewesen sei. Sollte wirklich der gut unterrichtete Autor, dem die Excerpte entnommen sind, im Widerspruch damit, wie K. annimmt, die Summe von 5000 Talente als gemäß der Schätzung des Aristeides eingegangen bezeichnet haben? Könnte nicht vielmehr die Erwähnung des Aristeides Z. 7 des Excerptes eben die Thatsache des damals erfolgten Zurückgreifens auf dessen Ansätze zum Ausdruck gebracht haben?

So vielfältig sind die Anregungen, die von diesem Papyrus ausgehen, so reich ist die Kenntnis ihres Herausgebers, dass die Erörterung einer Anzahl entfernter damit zusammenhängender Gegenstände in Beilagen verwiesen werden musste, die nun fast die Hälfte des Buches ausmachen. Die erste betrifft die attische Marineverwaltung. Hier zeigt K., dass es Schiffe gab, die über 30 Jahre im Dienste standen, dass im 4. Jahrhundert als jährlicher Ersatz vier Schiffe gebaut wurden (Ar. *Ἀθ. πολ.* 61 ist zu lesen: *καινὰς δ'* (d. i. *τέσσαρας*) *τριήρεις ἢ τετρήρεις ὁποτέρας ἂν ὁ δῆμος χειροτονήσῃ*, und dass überdies noch außeretatsmäßige Neubauten stattfanden nach Maßgabe der verfügbaren Mittel (die *ἐξαίρετοι* der Seeurkunden), dass die mit der ionischen Phyleneintheilung nach Attika gekommenen Naukrarien mit der Flotte nichts zu thun hatten usw. — Die zweite Beilage handelt vom attischen Gerichtswesen und enthält sehr eingehende Untersuchungen über die Redefristen, die folgenden betreffen das Schwinden der Silbermünzen in hellenistischer Zeit durch die zunehmende Kupferprägung und die Goldwährung, ferner die Nachrichten über den Bau der athenischen Stadtmauer. In deren Besprechung liefert der Verf. Beiträge zu Thukydides. Dessen Bericht über Themistokles' Verhalten in Sparta während des Mauerbaues ist unter den verschiedenen noch erkennbaren demokratisch gefärbten Versionen die ausgeschmückteste; die Charakteristik, die Thukydides von Themistokles gibt, lässt gegen die des Perikles gehalten nach Keils Ansicht erkennen, dass Thukydides in Themistokles' vom Perserkönig bezahltem Verweilen in Asien etwas Unsittliches erblickt habe, da dieser durch seine Natur wie kein anderer für den freien Hellenenstaat geschaffen war. Endlich bietet der Verf. eine Interpretation der auf den Bau des Niketempelchens bezüglichen, 1897 veröffentlichten Inschrift, in deren jüngerem Bestandtheil er eine theilweise Copie des ursprünglichen Textes und eine theilweise Ergänzung nach dem Texte des Archivs erkennt. — Drei weitere Beilagen hat der Verf. noch im letzten Augenblick unterdrückt, obwohl die ersten Capitel schon Hinweise darauf enthalten.

Die Gegenwart hat nach dem schönen Schlusswort des Verf.s die Aufgabe, einem künftigen Bau des griechischen Staates durch Einzelinterpretation die Steine zu bereiten, sie hat dies aber so allseitig zu thun, als nur immer möglich ist. Wenn trotzdem auch jetzt schon zusammenfassende Arbeit gethan wird, so hat die

Wissenschaft davon gewiss keine Gefährdung zu befürchten. — Jeder Einzelne, der sich dazu berufen fühlt, mag mit sich ausmachen, ob er das Wagnis unternehmen will, trotzdem er weiß, in vielem nothwendig fehlzugreifen. Aber zum Schaden der Wissenschaft müsste es ausschlagen, wie K. mit Recht hervorhebt, wenn zwischen den einzelnen Disciplinen wieder hohe Schranken aufgerichtet würden. Der Verf. exemplificiert auf das „klägliche Zeugnis für die verkümmernde Betrachtungsweise unserer Tage, die in der Scheidung zwischen Philologen und Epigraphikern sich zu erkennen gibt"; auch die Scheidung zwischen Philologen und Historikern des Alterthums trifft der gleiche Vorwurf.

Graz. Adolf Bauer.

W. A. Eckels *'ΩΣΤΕ* as an Index of Style in the orators. A Dissertation etc. Baltimore, J. Murphy Company 1901. 83 SS.

Die vorliegende, im Juni 1898 „*the board of university studies of the Johns Hopkins University for the degree of doctor of Philosophie*" vorgelegte Dissertation gehört, wie schon der Titel sagt, in das Gebiet der statistischen Syntax, welche sich bekanntermaßen vonseite der amerikanischen Philologen und Sprachforscher einer sorgsamen Pflege erfreut. Der Titel ist insofern etwas zu weit, als eigentlich in erschöpfender Weise nur über das Vorkommen der *ὥστε*-Sätze bei Isokrates, allerdings unter vergleichenden Seitenblicken auf das Verhältnis des Vorkommens unserer Conjunction bei Antiphon, Andokides, Lysias, Isäus, Demosthenes, Äschines, gehandelt ist. Eine Tabelle (S. 6) orientiert über das Verhältnis des Gebrauches von *ὥστε* bei den oben genannten sieben Rednern und bei Herodotos, Thukydides, Plato, Xenophon und rechtfertigt die Wahl der Redner durch einen Ausspruch von Seume *De sententiis consecutivis Graecis* p. 3, demzufolge die Redner es seien, „*qui artissima per particulam ὥστε coniunctione, in qua magna est vis oratoria, creberrime utuntur*". Da es nicht thunlich erscheint, die Ergebnisse dieser statistischen Untersuchung im einzelnen hier wiederzugeben, mögen nur folgende Punkte hervorgehoben werden. Sämmtliche *ὥστε*-Sätze werden in zwei große Gruppen getheilt nach den Typen 1. Isokrates Helena 37 '*οὕτω γὰρ νομίμως καὶ καλῶς διῴκει τὴν πόλιν ὥστ' ἔτι καὶ νῦν ἴχνος τῆς ἐκείνου πραότητος ἐν τοῖς ἤθεσιν ἡμῶν καταλελεῖφθαι*' und 2. Ad Nicoclem 49 '*οἱ δὲ τοὺς μύθους εἰς ἀγῶνας καὶ πράξεις κατέστησαν ὥστε μὴ μόνον ἀκουστοὺς ἀλλὰ καὶ θεατοὺς γενέσθαι*' oder Adv. Euthynum 5 '*Νικίας τοίνυν Εὐθύνου πλεῖον μὲν ἔχει, ἧττον δὲ δύναται λέγειν· ὥστ' οὐκ ἔστι δι' ὅτι ἂν ἐπήρθη ἀδίκως ἐπ' Εὐθύνουν ἐλθεῖν*'. Nach einem Vergleich des Isokrates mit den oben aufgeführten

sechs Rednern, wird dann das Vorkommen der beiden Arten der ὥστε-Sätze bei Isokrates nach den verschiedenen Arten der Reden, ferner in jeder einzelnen derselben behandelt und S. 36 ff. eine Übersicht von '*Special types*' derselben gegeben. Daran reiht sich eine Aufzählung der 'Equivalents' (S. 44 f.), als da sind '*οὕτως ὅστις*', '*τοιοῦτος ὅς*', '*τοσοῦτον ὅσον*', '*τοσοῦτον paratactic*', '*τοσοῦτον ὅτι*' und '*τοιοῦτος οἷος* c. inf.'. Weiter wird gehandelt von '*Inverted expressions of results*' (das sind Fälle, wie Dem. 18, 11 '*οὐ δὴ ποιήσω τοῦτο· οὐχ οὕτω τετύφωμαι*') und eine genaue Übersicht über die in den beiden Gruppen der ὥστε-Sätze bei Isokrates vorkommenden Modi gegeben, die S. 63 und 64 in zwei Tabellen zusammengefasst ist. Zum Schlusse (S. 67—83) wird noch das Vorkommen von ὥστε bei Demosthenes in eingehender Weise behandelt.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Adam Flasch, Die sogenannte Spinnerin, Erzbild in der Münchener Glyptothek. Sonderabdruck aus der Festschrift der Universität Erlangen zur Feier des 80. Geburtstages Sr. k. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern. Erlangen u. Leipzig, Georg Böhm 1901.

Einem Werke, das der Verf. seit seinen Studienjahren immer wieder zum Vorwurf seiner Betrachtungen genommen hatte, ist eine seiner letzten Lebensarbeiten gewidmet geblieben. Es ist die Erzstatue der Glyptothek, die von A. Furtwängler im neuen Katalog unter Nr. 444 auf S. 366 f. besprochen ist. Ihre Einschätzung kann als vorbildlich gelten für die Entwicklung des Stilgefühles in der Archäologie der letzten Decennien. Noch von Männern wie Brunn und Friederichs als römisch bezeichnet, gilt sie heute wohl allgemein als eine Vertreterin der Gewandfiguren aus praxitelischer Schule.

Dieser Erkenntnis Bahn gebrochen zu haben, ist mit ein Verdienst von Flasch gewesen, wenn er auch selbst seinen Antheil S. 4 einschränkt und literarisch erst hier diese Ansicht in eindringendem Studium, das jeder Falte gerecht zu werden versucht, begründet. In der Erklärung der Handlung der Figur aber weicht Flasch von der herkömmlichen Auffassung ab. Richtig scheint zu sein, dass die Haltung und Bildung der Hände gegen die Benennung „Spinnerin" sprechen. Statt Wockenholz und Faden gibt Flasch der Statue eine Halskette in die Hände. Freilich befriedigt auch diese Möglichkeit nicht ganz; denn die Halskette lässt den Moment des Umlegens nahe denken, der die künstliche Tracht zerstören kann; er passt also nicht recht zu der Ruhe, welche so stark betont ist, dass sich auch der ergänzende Künstler Thorwaldsen veranlasst fühlte, den Blick sinnend in die Weite schweifen

zu lassen. Entschieden abzulehnen aber ist die Bezeichnung als *ψελιουμένη*, insofern damit das bei Tatian c. 34 erwähnte *ψελιούμενόν τι γύναιον* identificiert werden soll, das Flasch nicht auf eine Aphrodite, sondern auf eine Genredarstellung bezieht. Zeigt doch der Zusammenhang der ganzen Stelle, dass es sich um eine Darstellung lasciven Charakters handeln muss (nach der Textesgestaltung bei R. C. Kukula „Altersbeweis und Künstlerkatalog"): *εἶτα πῶς οὐκ αἰδεῖσδε τοσαύτας μὲν ἔχοντες ποιητρίας οὐκ ἐπί τι χρήσιμον, πόρνας δὲ ἀπείρους καὶ μοχθηροὺς ἄνδρας, τῶν δὲ παρ' ἡμῶν γυναικῶν διαβάλλοντες τὴν σεμνότητα;* Die anderen dort angeführten Beispiele zeigen, dass Tatian nicht bloße Tändelei oder Putzsucht im Auge gehabt haben kann. *Γύναιον* schließt übrigens an sich die Beziehung auf Aphrodite nicht aus, es kann gerade beabsichtigt sein, um den Gegensatz zu markieren: „ein nichtiges, frivoles Weib ist doch das, was als Göttin gelten soll".

Wien. E. Hula.

Franz Skutsch, Aus Vergils Frühzeit. Leipzig, B. G. Teubner 1901. VIII u. 170 SS.

Wir haben nun das vom Verf. im Artikel „C. Cornelius Gallus" bei Pauly-Wissowa R E. IV 1, S. 1346 ff. angekündigte Buch vor uns, welches die dort mitgetheilten Combinationen über die Dichtungen des Gallus näher begründen soll. Die aus dem genannten Artikel im wesentlichen bekannten Ansichten, dass in der 10. Ekloge Vergils Motive der elegischen Poesie, und zwar aus den eigenen Gedichten des Gallus zusammengestellt seien, dass ferner sämmtliche Inhaltsangaben der Lieder, welche Vergil in der 6. Ekloge dem Silen in den Mund legt, nur katalogartige Anspielungen auf Dichtungen des Gallus vorführen, und dass endlich, weil Silen da auch über Scylla singt, das unter den sog. *„carmina minora"* des Vergil erhaltene Epyllion *„Ciris"* ebenfalls als ein Werk des Gallus betrachtet werden müsse, so dass, wo zwischen Ciris und Vergil längst nachgewiesene wörtliche Übereinstimmungen bestehen[1]), allemal Vergil der Nachahmer sei, werden hier Schritt für Schritt durch fließende und gut gruppierte Darstellung und in geistreicher Art erläutert; hiedurch gestaltet sich das Ganze zu einer anziehenden Lectüre. Dass aber bei näherem Eingehen doch nicht alles in ganz gleicher Weise standhält, haben indes bereits F. Leo (Hermes 1902, S. 14 ff.) und R. Helm (Berl. philolog. Wochenschrift 1902, S. 201 ff. u. 236 ff.)

---

[1]) Zur Literatur könnte in neueren Werken auch noch K. Schenkls Abhandlung in dieser Zeitschrift 1867, S. 772 ff. erwähnt werden.

in eingehenden Erörterungen über eine Reihe von weiter ausgreifenden Punkten nachgewiesen. Ich beschränke mich daher auf einige ergänzende Bemerkungen vorwiegend formeller Art über die von Sk. theilweise im Anschluss an einzelne ältere Forscher[1]) in diesem Rahmen erneute Ansicht, dass das erhaltene Gedicht *Ciris* vorvergilisch und ein Werk des Gallus sein soll.

Ich habe zur Ergänzung der vom Verf. S. 68 ff. notierten vergleichenden Mittheilungen über die Cäsuren, Synalöphen und Versenden[2]) auch die gewiss nicht unwichtigen Allitterationsverhältnisse, und zwar auf etwas ausgedehntere Partien hin, die für unsere Frage irgendwie noch in Betracht kommen können[3]), zu überblicken versucht und bin dabei nicht zum Resultate gekommen, dass wir bei der Ciris „näher an Lucrez und Catull als an Ovid rücken". Beachtet man die eigentlich strengere Form der Allitteration in einem und demselben Verse, die nach meinen Erfahrungen in der Hauptsache wohl nur den Ausschlag geben kann, so steht Ciris überhaupt und namentlich in den auf zwei unmittelbar folgende Wörter bezüglichen Fällen, welche gerade bei den älteren Dichtern öfter sehr hervortreten, auch hinter Lucrez und Catull bedeutend zurück. Es möge eine Zahlenvergleichung für die letztgenannte, besonders significante Erscheinung (Muster: *caerula caeli; tabescere tali* usw.) sprechen, wobei ich zunächst 168 Verse (= der Zahl von Vergil Ecl. VI + X) aus den Anfängen von Lucrez II u. VI, Catull carm. 64[4]), Ciris, Ovid Metam. VIII (Scyllasage) mit den genannten Eklogen Vergils verglich. Die Verhältnisse stellten sich so: Lucr. II = 18 Fälle; Lucr. VI = 12; Catull = 9; Ciris = 2; Vergil = 5; Ovid = 5. Der Rückstand der Ciris in diesem Gebrauche, der bereits in der ältesten römischen Kunstpoesie so sehr hervortritt (schon in den wenigen Fragmenten der *Odisia* des Livius Andron. und des *Bellum Poenicum* des Naevius zusammen 8 Fälle, vgl. Bährens *Fragm. poet. Rom.* p. 37 ff.; dann seit Einführung des Hexameters bei Ennius in den ersten 163 Bruchstücken der *Annal.* ed. Vahlen 13 Fälle), welcher weiter bei Lucrez (bei Cicero *Arat.* doch ebenfalls 168 = 7) und auch bei den *νεώτεροι* sich vergleichbar erhielt (vgl. außer Catull in den paar Fragmenten des Calvus bei Bährens l. c. zwei Fälle; in 168 Versen des Valerius Cato 9 Fälle[5]), sticht jedesfalls

[1]) Vgl. darüber den Verf. selbst S. 62; A. Waltz, „*De carmine Ciris*" (Paris 1881), der freilich S. 58 diese von ihm bekämpfte Ansicht fälschlich auch Sillig zuschrieb. Vgl. C. Ganzenmüller in den später näher zu erwähnenden „Beiträgen zur Ciris", S. 555.

[2]) „Auf Proben von je 100 oder mehr Versen (aus Lucrez, Catull, Vergil, Ovid, Ciris) beschränkt".

[3]) Dabei habe auch ich das elegische Distichon selbstverständlich nicht herangezogen.

[4]) Dasselbe Gedicht wurde in den ersten 100 Versen auch vom Verf. bei seinen Vergleichen herangezogen.

[5]) Ich bezeichne mit diesem Namen kurz die aus Dirae und Lydia verglichenen 168 Verse; vgl. jetzt Schanz, Röm. Lit.[2] I 177.

sehr ab. Die der Ciris ähnlichsten Zahlen für 163 Anfangsverse fand ich in dem, was ich für die ersteren Perioden der Kaiserzeit namentlich aus kleineren Gedichten hier und dort noch darauf ansah, *Culex* = 2; *Laus Pisonis* = 2; *Aetna* = 1; *Petronius* cap. 119 ff. Büch. = 1; dass wir bei solchen Vergleichen schließlich etwa auf die Zeit um Nero herum rathen könnten, möchte ich nicht betonen, ist auch für den hier in Frage kommenden Punkt gleichgiltig (Lucan in seinem Epos *Phars*. I, 1—163 = 5 deckt sich mit den obigen Zahlen aus Vergil und Ovid).

Aber auch bei 163 Versen könnte in solchen Dingen noch der Zufall eine Rolle spielen[1]), darum verglich ich weiter die vollständige Zahl der Catullverse carm. 64 (= 408) mit der gleichen bei Lucrez, Ciris, Vergil und Ovid. Resultat: Lucr. II, 163 + VI, 163 + I, 82 = 30; Cat. 64 = 17; Cir. = 8; Verg. Ecl. VI + X + IV + VII + III, 39 = 12; Ov. Met. VIII, 1—408 = 12. Auch diese vermehrten Zahlen ergeben wohl schlagend, dass Ciris in diesem Punkte den Dichtungen des Vergil und Ovid näher steht als jenen des Lucrez und Catull. Es sei dabei gar nicht sehr betont, dass so starke Formen dieser Art, wie z. B. Lucr. VI, 115 *verberibus venti versant* oder Cat. 64, 28 *tene Thetis tenuit* in der Ciris nicht auffallen[2]). Auch anderes, was ich zur allseitigen Ergänzung des Materials für die Cirisfrage noch heranziehen zu können glaubte, ergab für die Ansichten des Verf.s kaum ein viel besseres Resultat. Wenn z. B. die in dem einzigen uns durch sicheres Zeugnis erhaltenen Verse des Gallus auftretende Figur des sog. Zahlencontrastes (Bährens *Fragm. poet. Rom.* p. 336) auch Ciris v. 91 begegnet, so wird diese Erscheinung, abgesehen von der Verwendung im Pentameter dort und im Hexameter hier, schon dadurch abgeschwächt, dass Ovid dann diesen Gebrauch geradezu zu einem seiner Lieblingsmittel machte (vgl. m. phil. Abh. II, 32 f.). Nicht uninteressant könnte vielleicht noch Ciris 180 *nullus in ore rubor* bei Zusammenstellung mit Catull 65, 24 *conscius ore rubor* auf den ersten Blick sich darstellen; man vergleiche aber auch hier die Fortpflanzung derselben Figur bei Ovid und Späteren (meine Belege Ovid u. s. V. I, 53; Spät. lat. Dichter I, 77). Überraschend wirkt dagegen, um mit Derartigem nicht zu breit zu werden, in der Ciris wieder das mit Rücksicht auf die Verszahl bedeutende zweimalige Auftreten von passenden Formen des Verbums *imitari* in der Hexameterschlussbildung (v. 107 u. 500), welches nach vereinzelten Anfängen bei Lygdamus und Properz erst durch Ovid zu einem Lieblingsmittel der Versification gemacht wurde (Ovid u.

[1]) Vgl. über derartiges meine Bemerkungen in der phil. Abh. II, S. 123 ff. und diese Zeitschrift 1879, S. 175 ff.

[2]) Darüber, wie sehr derartiges selbst in der Prosa bei Cornelius Nepos, dem Freunde Catulls, auftritt, vgl. E. Norden, Antike Kunstprosa I, 287.

s. V. I, 12[1]). Und dabei erwäge man noch die bisher nicht beachteten, weitergreifenden Anklänge in Cir. 500 *patrios imitatus honores* mit Ov. Met. IX, 341 *Tyrios imitata colores*; Her. 13, 41 *tuos imitate labores*; 14, 57 *fortis imitare sorores*; R. A. 497 *positosque imitare furores*. Ganz anders früher Cinna (Bährens l. c. S. 323)!

Und nun, da wir einen weiteren auffallenden Berührungspunkt des Dichters der Ciris mit Ovid erwähnten, kommen wir naturgemäß zu einer anderen, kaum belanglosen Frage. Ich habe einst zuerst auf gar manche Ähnlichkeiten zwischen Ovid und Ciris aufmerksam gemacht, und zwar zunächst im Dienste der Textkritik (phil. Abh. III, 23 ff.); C. Ganzenmüller hat dann das Thema als solches in einer eigenen Abhandlung (Jahrb. f. class. Philologie, 20. Supplementband, S. 553 ff.) fortgeführt, wobei er zum Ergebnisse kommen zu dürfen glaubte, dass die Ciris als das Werk eines Nachahmers auch des Ovid zu betrachten sei. Lassen wir hier nun aber auch alle derartigen Schlüsse beiseite (vgl. übrigens meine Besprechung in der Berliner philol. Wochenschrift 1895, S. 39), so müsste es doch fast unglaublich erscheinen, dass Ovid, der selbst die Scyllafabel aufgriff, im Falle, dass Gallus denselben Stoff in einem Epyllion behandelt und ihm Anlass zu formellen Anklängen auf ausgedehnteren Gebieten gegeben hätte, in seinen bekannten „Katalogpartien", wo er auch auf Gallus wiederholt zu sprechen kommt und auf dessen Lycoris-Elegien namentlich anspielt, ein anderes von ihm so stark benutztes Gedicht des Vorgängers nicht einmal mit einem Schlagworte genannt hätte. Das war Ovids Manier sonst nicht[2]). Mir scheint diese Bemerkung beinahe ebenso beachtenswert wie die anderseits von Helm l. c. S. 240 vorgebrachte, dass, falls Vergil den Gallus, bezw. dessen Ciris geplündert hätte, dies wohl schon von den alten Nachspürern seiner „*Furta*", deren Nachklänge uns bei Macrobius erhalten sind, irgendwie bemerkt worden wäre.

So anziehend auch, ich wiederhole es nochmals, das entschieden geistreich geschriebene Buch sich darstellt und, obschon Einzelpunkte weitere Forschungen fördern werden, bezüglich der Ansicht über Ciris wird man der Bedenken ohne schlagendere Belege nicht los werden[3]).

---

[1]) Vgl. seitdem auch Ganzenmüller l. c. S. 573.

[2]) Vgl. auch in dieser Beziehung die betreffenden Partien in meinem Buche Ovid u. s. V.; dazu noch über die Nennung des Varro Atacinus und die sehr wahrscheinliche Benutzung seiner *Argonautica* durch Ovid. phil. Abh. IV, S. 90. (Weiter M. Mayer, *De Eurip. mythop.* p. 65); aber er erwähnt doch nicht allein die *Argonautica*, sondern daneben Trist. II, 440 auch dessen erotische Elegien.

[3]) Gerade bei der Correctur dieser Zeilen erhalte ich das 2. Heft des Hermes 1902, worin P. Jahn S. 166 ff. auch auf einem anderen Wege zeigt, dass der Dichter der Ciris nicht Gallus war.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Ciceros Rede über das Imperium des Cn. Pompeius. Für den Schul- und Privatgebrauch erklärt von Fr. Richter und Alfred Eberhard. 5. umgearbeitete Aufl. Leipzig 1900, Teubner. 105 SS. 8°. Preis geb. Mk. 1·20.

Diese 5. Auflage hat in der That unter der sorgsamen Hand des Herausgebers vielfache Umgestaltungen und Verbesserungen erfahren. Auch ihr Umfang wurde namhaft erweitert; sie ist gegenüber der 4. Auflage um 25 Seiten angewachsen. Diese Erweiterung kam insbesondere dem kritischen Anhange zugute, der nunmehr 14 enggedruckte Octavseiten umfasst gegen 8 Seiten in der früheren Fassung. Wir übergehen hier die mannigfachen Änderungen und Erweiterungen, welche sowohl die Einleitung als auch die fortlaufenden Anmerkungen unter dem Texte erfahren haben. Nur so viel sei gesagt, dass diese alle durchaus wohlerwogen sind, und dass der Commentar wohl in erster Linie sprachlich-stilistische und rhetorische Erläuterungen bietet, daneben aber auch alles, was in sachlicher Hinsicht der Erklärung bedürftig ist, in sehr zweckmäßiger Weise erläutert wird. Nur vereinzelt finden sich noch in den Anmerkungen unter dem Texte Hinweise auf die Gestaltung des Textes; dergleichen ist sonst mit Recht in den Anhang verwiesen. Dennoch aber ist es offenbar, wiewohl das Buch auf dem Titelblatte als für den Schulgebrauch bestimmt bezeichnet wird, vielmehr die Absicht des Herausgebers gewesen, mit diesem Commentar Studierenden der Philologie und dem Lehrer selbst einen Behelf zu bieten als Schülern des Gymnasiums; denn diese wüssten ja doch mit Verweisungen wie auf Wilmanns *Exempla inscr.*, Neue-Wagener, Madvig '*De finibus*' u. ä. nichts anzufangen. Ein besonderes Interesse hat für uns der Anhang. Dieser bietet einen für die Kritik der Rede zur Zeit unentbehrlichen, mit größter Emsigkeit zusammengetragenen kritischen Apparat der Rede, in dem alle wesentlichen hdschr. Varianten wie auch wichtigere Conjecturen verzeichnet sind. Interessant ist er aber für uns insbesondere deshalb, weil man ja darauf begierig sein mochte, welche Stellung denn ein so namhafter Cicero-Kritiker wie Alfred Eberhard zu dem von A. Clark 1892 wiederentdeckten, so lange verschollenen *cod. Coloniensis* einnehmen werde. Von deutschen Kritikern hatte Nohl diese Handschrift als eine von den anderen unabhängige und jedenfalls sehr beachtenswerte Quelle bezeichnet und war ihr vielfach gefolgt. Anders Laubmann, der (in seiner Ausgabe vom J. 1896) sich dieser Handschrift gegenüber völlig ablehnend verhält und sie der Classe der *deteriores* zuweist. A. Eberhard nun ist der Meinung, dass der *Col.* sicher aus einem vorzüglichen Originale stamme. Da er aber, was ja bekannt ist, voll willkürlicher Änderungen sei, müssten seine Lesarten von Fall zu Fall sorgfältig geprüft werden. Im Falle des Zweifels sei es jedoch das Sicherste, der sonst zuverlässigen Überlieferung zu folgen. Im kritischen Anhang nun gibt E. ein so reiches Material

von Lesarten dieser Hdsch., dass es auf Grund desselben jetzt leichter möglich ist, sich über den Wert der Hdsch. ein Urtheil zu bilden. Und es scheint mir nun auch unter dem Eindrucke dieses von E. vorgelegten Materials kaum mehr möglich, das geringschätzige Urtheil Laubmanns über diese Hdsch. als richtig anzuerkennen. Dass sie viele Spuren von Flüchtigkeit des Abschreibers, auch Auslassungen wichtiger Wörter u. ä. aufweise, kann nicht geleugnet werden; so ist z. B. gleich im § 1 *per aetatem (te)* nach *antea* ausgefallen, offenbar wegen des ziemlich ähnlichen Wortauslautes, desgleichen § 7 *iam* vor *insedit*, § 44 *annonae* hinter *vilitas*, ein Ausfall, durch den der Parallelismus der Glieder völlig zerstört würde. Anderseits finden sich, was gleichfalls zur Vorsicht mahnt, auch offenkundige Interpolationen, so § 8 *illis imperatoribus laus est tribuenda, quod egerunt, venia danda, quod reliquerunt*, wo *C.* bietet: *quod triumphum egerunt*. Allein dem gegenüber finden sich doch wieder in *C.* allein treffliche Schreibungen, so besonders § 26 *qui iam stipendiis confectis erant (V. q. iam stip. confecti erant)*. Hier ist zweifellos die Lesart in *C.* die ursprüngliche. Der etwas eigenartige abl. qual. *stip. confectis* verdankt unmöglich seine Existenz einem Abschreiber, vielmehr wurde er von einem solchen missverstanden und in die ziemlich banale Wendung *stip. confecti* umgewandelt. Allein das Richtige bietet *C.* auch § 55 *in hunc locum escendere* (V. *asc.*), § 58 *neque ego quidquam audiam* (V. *audeam*), § 2 *quam ut*, in den übrigen Hdsch. fehlt *ut*. Auch § 67 ist die Corruptel *hec quam* in *C.* eine schöne Bestätigung des ursprünglichen *ecquam* (*et quam* die übrigen Codd.). Und so dürfte denn E. daran recht gethan haben, dass er sich in der Schreibung der Casusformen gewisser nichtrömischer Namen an *C.* anschloss, so § 23 *Tigrani* (V. *Tigranis*), § 45 *Tigranen* (V.-*em*), § 55 *Persenque* (V. *Persemque*). An der wichtigen Stelle § 66, wo *C.* allein die bedeutsamen Worte bietet *qui ab ornamentis fanorum atque oppidorum*, ist E. natürlich auch dieser Hdsch. gefolgt. § 21 stimmt derselbe gleichfalls wenigstens im kritischen Anhang der Schreibung in *C.* zu, wo es heißt: *studio atque odio inflammati* (in V. fehlt *atque odio*). Ich möchte jetzt doch auch — im Gegensatze zu einer früher in diesen Blättern ausgesprochenen Meinung — glauben, dass der vollere Ausdruck auf Cicero zurückgehe und hier keine Interpolation vorliege. So viel über die Stellung Eberhards gegenüber *cod. Col.* — Von sonstigen bemerkenswerten Schreibweisen notiere ich nur noch § 7 *cives Romanos ⟨omnes⟩ necandos curavit*, die Einschiebung von *omnes* nach M. Bonnet. Allerdings konnte das Wort hinter *Romanos* leicht ausfallen, und es scheint in der That der rhetorische Gegensatz zu *uno nuntio atque una significatione litt.* ein derartiges maßbestimmendes Attribut bei *cives Romanos* zu fordern. — § 9 schreibt E. an der bekannten, vielbehandelten Stelle *qui [postea] cum* (Codd. *postea*

quam) maximas aedificasset .... classes exercitusque permagnos, quibuscumque ex gentibus potuit (Codd. *potuisset*), *comparasset*. Das muss nun allerdings als ein ziemlich willkürliches kritisches Verfahren bezeichnet werden gegenüber der Einstimmigkeit der Überlieferung, die sowohl jenes *postea quam* als auch insbesondere den Conjunctiv *potuisset* schützt. Wenn E. in der Note z. d. St. die Möglichkeit der Anlehnung des Conjunctivs *potuisset* an die umgebenden Conjunctive *aedificasset* und *ornasset* und besonders an den des regierenden Verbums *comparasset* entschieden bestreitet, so ist das eine sehr kühne Behauptung, vgl. C. F. W. Müller in der Adn. crit. z. d. St. Es zeigt dies ein Verkennen der Macht der Modusassimilation, die ein so weites Gebiet beherrscht. Ist es nicht viel auffallender, wenn im Griechischen sogar Finalsätze sich dem Modus irrealis eines *verbum regens* assimilieren? Dergleichen darf eben nicht mehr vom starr grammatischen Standpunkte, sondern vom Standpunkte der psychologischen Sprachbetrachtung beurtheilt werden, vgl. Ziemer, Junggramm. Streifzüge[2], S. 83 ff. Es hat daher E. sicher unrecht, an dem Conjunctiv *potuisset* Anstoß zu nehmen. Das nicht minder gut bezeugte *postea quam* mit dem Conjunctiv hat sich auch seitens der übrigen Herausgeber vielfache Änderungen gefallen lassen müssen; die einen schreiben *postea cum* (*quom* [nach Benecke]), andere, so auch E., [*postea*] *cum*, andere noch anders. Doch jenes *postea* einfach zu tilgen, dürfte jedenfalls einer vorsichtigen kritischen Methode nicht entsprechen. Es ist festgestellt, dass die Partikel *postquam* besonders von Cicero, aber auch von Cäsar noch nicht so, wie dies später der Fall war, als Einheit gefühlt wurde, weshalb dieselbe bei ihnen so häufig in der Form *postea quam* oder auch getrennt in der Form *post autem quam* u. ä. begegnet. Es ist nun von vornherein recht misslich, diese von Cicero bestimmt bevorzugte Form der Partikel, nämlich *postea quam* (vgl. den lehrreichen Aufsatz von E. Buck '*Postquam* und seine Sippe' in der Ztschr. f. d. Gymn.-W. 1901, bes. S. 647 u. 649), obgleich sie aufs trefflichste beglaubigt erscheint, einfach zu tilgen. Die Entstehung der Corruptel im Texte wäre dann ein vollständiges Räthsel. Denn was hätte die Veranlassung sein können, jenes *posteà* in den Text einzuschieben, wenn ursprünglich *cum* mit dem trefflich dazu harmonierenden *comparasset* die ursprüngliche Schreibung gewesen wäre? Mit dem allerdings etwas auffälligen Conjunctiv bei *posteaquam* müssen wir uns, wie es scheint, abfinden; es sind ja bekanntlich noch ein paar sicher beglaubigte Stellen ganz ähnlicher Art bei Cicero, vgl. de leg. II 64 *posteaquam sumptuosa fieri funera coepissent, Solonis sublata sunt* und dazu Du Mesnil; betreffs der übrigen Beispiele vergleiche man auch Hoffmann „Lat. Zeitpart."[2] Seite 47 ff. Aber wenn auch jemand die paläographisch so leichte Änderung *postea quom* für *posteàquam* vorziehen mag, so ist es doch vom methodischen

Standpunkte aus nicht zu billigen, *postea* einfach zu streichen, wie E. es thut. — § 33 bekämpft E. im kritischen Anhange die von mehreren neuen Herausgebern nach Gellius N. A. I 7, 16 aufgenommene Schreibung *in praedonum fuisse potestatem* mit genau denselben Gründen, die schon Laubmann z. d. St. in seiner Ausgabe vom Jahre 1896 geltend gemacht hatte. Es wäre daher jedenfalls billig gewesen, diesen Gelehrten hier auch zu nennen. Sonst muss ja zugestanden werden, dass E. in dergleichen Dingen sorgfältig ist. Die Correctur des Druckes wurde aufs genaueste überwacht; die äußere Ausstattung ist tadellos.

Wien. Alois Kornitzer.

T. Livi ab urbe condita libri. Edidit Antonius Zingerle. Pars III. Lib. XXI.—XXV. Editio minor multis locis emendata. Additae sunt duo tabulae geographicae. Vindobonae et Pragae s. f. F. Tempsky, Lipsiae s. f. G. Freytag 1901. I und 308 SS. Preis geb. 2 K 40 h = 2 Mk.

Dass diesmal die kleinere Ausgabe ohne die größere erscheint, hat seinen Grund hauptsächlich darin, dass sie vielfach bei den Maturitätsprüfungen verwendet und daher eher vergriffen wurde. Die neue Auflage ist zu jenem Zwecke umsomehr zu empfehlen, als sie durch ihre äußere Ausstattung (Papier und Druck) nicht nur jenen, sondern auch die anderen Liviustexte weitaus übertrifft.

Auch der Text ist gegenüber dem der 1. Auflage (1885), trotzdem der Verf. bei derselben durch Mittheilungen der ersten Kritiker unterstützt wurde, ein vielfach verbesserter; ist ja inzwischen durch die eingehende kritische Ausgabe von Luchs (1888) eine neue Grundlage für die Gestaltung des Textes geschaffen worden, auf der dann eifrig weitergebaut wurde. Über den Einfluss dieser Arbeiten auf den Text der Bücher XXI, XXII, bezw. XXIII und XXIV in den Schulausgaben des Verf.s wurde in dieser Zeitschrift bereits gehandelt 1892, S. 221 ff.; 1893, S. 603 ff.; 1896, S. 1094 ff., so dass nunmehr, abgesehen von Buch XXV, nur die neuesten Veränderungen in jenen Büchern zu besprechen sind.

Seine Ansicht über einige Stellen begründete der Verf. ausführlicher in den Wiener Studien 1901, S. 106 ff., gelegentlich der Anzeige anderer Ausgaben noch in dieser Zeitschr. 1895, S. 321 ff., 1901, S. 127 ff., Berliner philolog. Wochenschr. 1895, S. 169 ff.; davon kommen in Betracht: XXI, 3, 6; 10, 2 und 12; 19, 9; 22, 2; 27, 7; 54, 3; 62, 4; XXII, 31, 10; 58, 7; XXIII, 17, 7; neu sind des Verf.s Vorschläge XXII, 15, 1 *acriter in suos;* 39, 21 *ut nihil agatur,* ⟨*auctor sum*⟩, *sed ut*; XXIII, 17, 4 *obsidere inde atque,* mit denen man sich durchaus einverstanden erklären kann.

Unter der großen Zahl von Conjecturen, die namentlich zu dem Texte der ersten Bücher dieser Dekade gemacht wurden, traf der Verf. nach sichtlich genauer Prüfung eine strenge Auswahl, so XXI, 18, 10; 20, 1; 26, 6; 35, 12; 54, 6; 55, 2; XXII, 3, 1; 4, 2; 12, 6; 17, 2; 33, 5; 41, 5; 48, 5; 51, 5; 52, 1; 55, 4; 60, 26; XXIII; 13, 5; 14, 2; 23, 8; 25, 6; 36, 10; XXIV, 2, 7; 10, 12; 14, 10; 16, 13; 18, 8; 22, 13; 25, 2; 26, 8; 37, 1; 40, 15; 43, 4; 45, 4; 47, 7; 49, 5; vielfach kehrte derselbe von dem Texte der Schulausgaben, für den ja ein anderer Zweck maßgebend war, entweder zur handschriftlichen Überlieferung (XXI, 39, 5; XXII, 14, 7; 37, 1; XXIII, 3, 5; 7, 11; 31, 12; 32, 19) oder zur Schreibung in der 1. Aufl. (XXI, 10, 9; 19, 11; 20, 9; 42, 3; 57, 1; XXII, 4, 4; XXIII, 22, 4; 29, 2 u. 10; 32, 20; 34, 4; 41, 11; XXIV, 16, 11; 18, 9; 36, 8; 37, 9) zurück. Nicht einverstanden ist Ref. mit XXI, 31, 11 *saxa glareosa*, das nur eine gezwungene Erklärung zulässt, gegenüber dem gut livian. *glareasque* (Gronov); 38, 5, wo der Zusatz zu *Taurini* einem Glossem sehr ähnlich sieht und wohl am besten zu streichen ist; XXIII, 8, 3 *a Deci,* s. Fügner Lex. Liv., Sp. 12; XXIV, 18, 2 *quae velut* ⟨*quae*⟩ (Madvig) eine ungefällige Ausdrucksweise, die als Conjectur abzulehnen ist; 39, 7 ⟨*fore*⟩ *deterritos* ⟨*a*⟩ *proditoribus,* wo *deterritos* ⟨*fore a*⟩ *proditoribus* (H. J. Müller) vorzuziehen ist.

In Buch XXV endlich sind dem Einflusse der Luchs'schen Ausgabe wohl zuzuschreiben die Änderungen 14, 1 u. 4; 15, 9; 16, 7; 18, 10; 19, 15; 21, 10; 24, 2; 27, 8 u. 12; 31, 7; 36, 2; die Vorschläge neuerer Forscher wurden gebilligt 4, 7; 6, 17; 8, 8; 9, 4; 11, 11; 21, 4; 26, 10; 29, 7; 31, 7; 36, 11; 40, 7; zu erwägen ist, ob nicht 24, 15 *perlicerent* (ϛ) den Vorzug habe vor ⟨*per*⟩ *pellerent;* 27, 1 ist die Lücke (außer *occupaverant*) noch unbestimmt gelassen.

Der Druck ist, von ganz geringfügigen Versehen (z. B. S. 112 oben: XII statt XXII; XXIV, 8, 11 *T. Otacilius*) abgesehen, correct. Vom Verleger wurden die seit 1893 üblichen Karten des röm. und karthag. Reiches und Italiens beigegeben, die endlich einmal durch bessere ersetzt zu werden verdienten; dabei wäre auch Hannibals Zug durch Italien einzuzeichnen.

Indem Ref. das hübsch ausgestattete Buch den Fachgenossen aufs beste empfiehlt, wünscht er, dass die gewissenhafte und mühsame Arbeit unseres Liviuskritikers auch die wohlverdiente Anerkennung finde.

St. Pölten. Dr. Adolf M. A. Schmidt.

Volkslatein. Lateinisches Übungsbuch zur ersten Einführung Erwachsener, insbesondere für volksthümliche Vortragscurse. Zusammengestellt von Dr. R. Helm mit einer Vorrede von Prof. Dr. H. Diels. Zweite Bearbeitung. Leipzig u. Berlin, Verlag von B. G. Teubner 1901.

Dieses Übungsbuch gelangt in den volksthümlichen Cursen des Vereines Berliner Hochschullehrer zur Verwendung. Vorgedruckt ist ein Vorwort von Hermann Diels und jener gediegene, von warmer Empfindung für die Idee des Humanismus durchglühte Vortrag 'Über die Bedeutung des Lateins für unser Volk und unsere Zeit', den derselbe Gelehrte zur Eröffnung des volksthümlichen Vortragscursus 'Einführung in die lateinische Sprache' gehalten hat. Es ist ein ebenso schöner wie nützlicher Gedanke, die Kenntnis zunächst des Elementarlateins in breite Volksschichten zu tragen, die, verschiedenen Altersclassen und Ständen angehörig, die culturelle Bedeutung dieser Sprache würdigen und verstehen wollen.

Das Übungsbuch zerfällt in vier größere Abschnitte (I—IV), deren jeder zwei zusammenhängende Lateinstücke (*a* und *b*) meist historischen oder mythographischen Inhaltes enthält, über die der ganze Stoff der Elementargrammatik und der damit verbundenen elementaren Syntax planmäßig vertheilt ist. Jedem Abschnitte gehen knapp gehaltene Erklärungen über den durchzunehmenden grammatischen Stoff sowie Verweisungen auf die im Anhang beigedruckten drei Tabellen voraus, deren erste die Declination der Nomina, die zweite die Conjugation der activen Verba, die dritte die der passiven enthält. Die Behandlung der dritten Declination ist nach dem Stammprincipe durchgeführt. Dem analytischen Verfahren, das bei diesem Unterrichtsbetriebe naturgemäß ganz besonders zur Anwendung gelangt, dienen auch die in Klammern beigefügten, progressiv abnehmenden deutschen Übersetzungen. Hiebei möge bei einer Neuauflage die Übersetzung von *is* mit dem leidigen 'derselbe' der sprachrichtigen (dieser, der, er..) platzmachen. Nun folgen S. 31 die bekanntesten Sprichwörter, Citate und Verse, die als geflügelte Worte deutsches Bürgerrecht erhalten haben. An diese schließt sich das sorgfältig gearbeitete Wörterverzeichnis, für das wir nur im Interesse einer richtigen und sicheren Aussprache eine consequentere Bezeichnung der naturlangen Silben lebhaft wünschten.

Es ist begreiflich, dass ein derartiger Unterricht keineswegs Resultate zutage fördern kann, die sich auch nur annäherungsweise mit denen des Gymnasialunterrichtes vergleichen ließen; aber sein hervorragendes Verdienst liegt vorzüglich darin, dass er auf den zumeist schon gereiften Verstand der Hörer anregend und befruchtend wirken kann. Wenn aber irgendwo, so muss besonders bei einem derartigen Unterrichte die ganze Persönlichkeit des Lehrers wirken, das Interesse des jedenfalls bunten Auditoriums stets rege zu erhalten und wesentlich zu steigern. Dass die un-

vergleichliche Verstandesübung, die im Construieren liegt, auch bei diesem Massenunterricht allenthalben zur Geltung kommt, verdient volles Lob. Sie ist hier ganz besonders einem Schülermaterial gegenüber am Platz, das, der Schule längst entwachsen, durch die wohlthätigen Wirkungen strengen Denkens eine Art geistiger Renaissance an sich erlebt. Ref. empfiehlt hiebei eine ganz kurze Erklärung des Verbum finitum und dem entsprechend für die Anmerkung S. 19 folgende Fassung: Das Verbum finitum des Nebensatzes ist gesperrt, das des Hauptsatzes fett gedruckt. Schon der erste Satz in I, 1 a *In historia Romana clara est Veturia* verlangt dringend jene Remedur. Auch würde es Ref. lebhaft begrüßen, wenn sich der Vortragende mit Rücksicht auf die gewiss verschiedenen Vorkenntnisse der bunten Zuhörerschaft entschlösse, mit Combinierung der methodischen Principien den ersten Unterrichtsabend der Wiedergewinnung der Elemente der deutschen Syntax zu widmen. Ein derartiges Verfahren böte die erste und sicherste Apperceptionsbasis für den sich nunmehr anschließenden Lateinunterricht, während die etymologische Anknüpfung an das dem Publicum bekannte Fremdwörtermaterial den zweiten Punkt der Apperception abgäbe.

Gelingt es nun, weite Kreise in den historischen Zusammenhang unserer Cultur einzuführen, dann werden diese nicht nur die siegreiche Kraft des humanistischen Gedankens an sich selbst verspüren, sondern auch wesentlich dazu beitragen, dem humanistischen Gymnasium jene Bedeutung zuzueignen, die ihm Kraft seiner Mission jederzeit gebürt.

Wien. Dr. M. Tschiassny.

Germanische Götter und Heldensage. Unter Anknüpfung an die Lectüre für höhere Lehranstalten, namentlich für den deutschen Unterricht, sowie zur Selbstbelehrung nach den Quellen dargestellt von Dr. Arnold Zehme, Oberlehrer am städtischen Gymnasium und Realgymnasium zu Düsseldorf. Prag, Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag 1901. XI u. 258 SS. 8°. Preis geb. 2 K 40 h.

Das Buch bringt im ersten Abschnitt die niedere und die höhere Mythologie mit ausführlichen Stoffdarstellungen dort, wo literarische Quellen vorliegen, im zweiten die germanische Heldensage mit einem Anhang über 'altnordische (isländische) Heldensagen und ihre Charaktere', wieder mit reichlicher Stoffmittheilung in Form von Quellenauszügen. Der Verf. hat eine systematische Übersicht im Auge: er leitet beide Abschnitte mit allgemeinen Erörterungen über Begriff, Ursprung, Entwicklung, Quellen der Götter- und Heldensage ein und bringt bei den einzelnen Stoffen die ihm als sicher oder wahrscheinlich geltenden Forschungsergebnisse. Seine Arbeit hat hier durchweg referierenden Charakter,

folgt aber guten Wegweisern und ist sorgfältig. Irrthümer und Widersprüche sind bei solchen Zusammenstellungen kaum vermeidbar: der Hahn Fjalar und Eggther sind S. 104 zu einer Figur geworden, neben einander stehen die Deutungen von *irmin* als (Müllenhoffs **ermnas*) 'erhaben' und als Träger eines ersten Bestandtheiles *ir-*, der eins sei mit dem *er-* in Ertag (S. 33 u. 32); Wodan heißt S. 34 eine gemeingermanische Gottheit und im nächsten Absatz kommt seine Verehrung um 800 aus Niederdeutschland nach Norwegen; 'einen besonderen Priesterstand hatten die Germanen nicht' (S. 112), aber 'das Staatsopfer leitete der Fürst unter Beihilfe der Priester' (ebenda); wenn unter den Wald- und Feldgeistern der wilde Mann im Iwein citiert wird, so war doch ein Wort nöthig, inwieweit denn der für german. Mythologie zeugen könne (S. 20). Einmal wird Wolwa, Hod, Mjolnir, Bifrost geschrieben, dann wieder Bödvar, Höskuld. Virginal, Sigenot, Ecke sind ohneweiters als bayrisch-österreichisch hingestellt. Die Anhänge über altnordische 'Heldensagen' bringen (ohne jede Hervorhebung ihres von den vorausgehenden deutschen und ags. Sagen sehr verschiedenen Charakters) Auszüge aus der Njala, der Gunnlaugs-, Hervarar-, Egils-, Ragnarssaga, reden dann noch von Harald Hildetǫnn, Starkad und 'anderen Helden der altnordischen Sage': wie man sieht, sind historische und sagenhafte Erzählungen durcheinander gemischt, und erst bei der Ragnarssaga deutet der einleitende Satz auf den wichtigen Unterschied unzureichend hin.

Dem Verf. eigen sind die zahlreichen Anknüpfungen des mythologischen und des Sagenstoffes an Gegenstände der üblichen Schullectüre, an lebendige locale Volksüberlieferungen. Er ist hier auf fruchtbaren Wegen; denn das sind die Eingangspforten, durch welche die Stoffe des Buches dem Schulunterricht zugeführt werden können. S. 20 hätten die Saligen Fräulein, S. 23 Ortsnamen wie Tirschenreut einen Platz verdient.

Ihm gehören ferner die Hervorhebungen des ethischen Gehaltes der Stoffe. Dieser Gesichtspunkt ist wertvoll und nothwendig, aber er hat ihn zu weit geführt: ethische Momente werden aus Dichtungen und Sagaerzählungen förmlich als ihre Tendenzen herausgelesen, die ethischen Verhältnisse treten zu wenig als Erzeugnis der alten Lebensverhältnisse und Lebensführung hervor, ihre Schilderung ist zuweilen einseitig und aufdringlich (vgl. u. a. S. 138: 'Wenn einige Quellen von einer Tochter Sigurds und Brynhilds, Aslaug, sprechen, so ist die Annahme eines solchen Fehltritts als durchaus ungermanisch von der Hand zu weisen').

Äußeren Anlass zur Entstehung des Buches scheinen die neuen preußischen Lehrpläne gegeben zu haben, in denen Behandlung der germanischen Götter- und Heldensage verlangt und besonders in die Untertertia und Obersecunda verlegt wird. Aber der Verf. bringt selbst warme Begeisterung für diese Stoffe mit, denen er wegen ihres inneren Wertes und wegen ihrer Beziehungen

zur modernen allgemeinen Bildung hohe pädagogische Bedeutung zuerkennt. Er hatte vorher schon in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht (Bd. 11, 12, 13) den Stoff bearbeitet und Vorschläge über die Methode seiner Behandlung in der Schule veröffentlicht. Vieles davon ist in das Buch übergegangen.

Es scheint, der Vorrede nach zu urtheilen, für den Schüler gedacht zu sein: es will ihm die Stoffe in 'übersichtlicher, klarer und kurzer Darstellung auf wissenschaftlicher Grundlage', ferner genaue Quellennachweise bieten, die ihn instand setzen 'für Privatlectüre, Vorträge, Aufsätze usw. sich selbst schnell zurecht zu finden und selbständig zu arbeiten', es will außerdem Fingerzeige geben, die ihn auf den ethischen und nationalen Wert der Stoffe aufmerksam machen, die ihm bei zweifelhaften Dingen die wichtigsten Ansichten der Gelehrten, bei sicheren die Deutung und historische Erklärung der Stoffe mittheilen.

Damit stimmen aber nicht Stellen des Buches wie S. 16, 21, 99, die doch ausdrücklich den Lehrer als Leser im Auge haben. Und für diesen gehört doch wohl auch im Verzeichnis der literarischen Hilfsmittel die Nennung der einschlägigen Theile des Paul'schen Grundrisses, der Alterthumskunde Müllenhoffs, der Deutschen Heldensagen Jiriczeks, der Mythologie E. H. Meyers u. a.

An diesem Doppelwesen krankt das Buch. Einerseits bringt es elementare Dinge, anderseits weist es auf wissenschaftliche Controversen hin und strebt (ohne sie zu erreichen) eine gewisse Vollständigkeit in Darlegung des Stoffes an, die auf breitere Grundlegung abzielt, als der Unterricht geben kann. Es excerpiert überall in längerer oder kürzerer Form die Quellen, offenbar um mit den Stoffen auch dort bekannt zu machen, wo die Quellen nicht zugänglich sind, und prägt hinwieder fertige ästhetische, ethische Urtheile, die doch im Unterricht erst lebendig entwickelt, aber nicht angelernt werden sollen. Es will Lesebuch sein, will 'nur das wissenschaftlich Nachgewiesene geben, dieses aber in lesbaren, geschmackvollen Erzählungen, unter Vermeidung trockener Kürze oder mechanischer Aufzählungen', und geht doch vielfach hinwieder in eigentlichem Lehrvortrag auf die Entwicklung der einzelnen Sagen und das bunte, an sie geknüpfte geschichtliche, philologische, literarhistorische Detail ein.

Die beiden Zwecke sollten scharf getrennt sein: für den Schüler ist Einführung in germanischen Mythos und Sage gewiss erwünscht, sie setzt aber viel schärfere Auswahl voraus, muss ebenso ferne sein von dem unnützen Streben nach Vollständigkeit als von willkürlichem Haschen nach dem Interessanten, sie hat nicht in erster Linie Kenntnisse auf diesen Gebieten, sondern lebendige Eindrücke des Bedeutendsten zu vermitteln. Auch für den Lehrer wäre ja ein praktisches Handbuch willkommen, das ihm ein Kenner der Sache sowohl als der Schule und ihres Bedürfnisses vorlegte, wenn es ihm bequem und in Kürze das sach-

liche Detail in Erinnerung riefe und die Anknüpfungen an die erbgesessenen Stoffe des deutschen Unterrichtes nachwiese. Sowie Zehmes Buch jetzt vorliegt, enthält es für beide Zwecke einiges, für den Schüler im ganzen viel zu viel, für den Lehrer zu wenig.

Sein gesunder Grundgedanke lässt aber wünschen, dass der Verf. sich entschlösse, vielleicht in einer späteren Auflage ihm einheitlichen Charakter zu geben — und die Bearbeitung nach dem Bedürfnis des Schülers hin wird aus seiner jetzigen Form sich wohl leichter ergeben als die Umgestaltung zu einem wissenschaftlichen Handbuch. Die summierende Aneinanderreihung der einzelnen Gegenstände mit ihrer jedesmal neu einsetzenden Specialanalyse wird dann wohl der Zusammenfassung des Gleichartigen, das für eine größere Reihe gilt, Platz machen, und Erzählungen von Stoffen, die überhaupt nicht in quellenmäßiger Lectüre vors Auge des Schülers treten, wären nur dann beizubehalten, wenn ihre Darstellung an und für sich künstlerischen Charakter besitzt und den entsprechenden Eindruck zu wecken geeignet ist. Denn täuschen wir uns nicht: nur von solchen Eindrücken aus, die mit innerer Nothwendigkeit entstehen und dauernd haften, schaffen wir das Interesse für die Sachen und ihre positive Kenntnis. Und den ethischen oder ästhetischen Eindruck ins Bewusstsein zu heben — immer eine heikle und zartesten Anfassens bedürftige Sache — möchte ich ganz vorwiegend doch der Gunst der Stunde, das heißt dem lebendigen Unterricht und der Wechselwirkung zwischen Schüler und Lehrer, in letzter Linie also dem feinfühligen Lehrer überlassen.

Eine solche Bearbeitung des Buches müsste auch die Sprachform einer sorgfältigen Revision unterziehen (vgl. S. 10, Z. 3, 7 f.; 42, 20; 74, 16; 81, 12 f.; 99, 3 u. a.).

Innsbruck. Joseph Seemüller.

Der Neuhumanismus in der deutschen Literatur. Von Hermann Fischer. Rectoratsrede, zum Geburtsfeste des Königs von Württemberg am 25. Februar 1902 an der Universität Tübingen gehalten. Tübingen, H. Laupp 1902. 31 SS.

Das Thema, welches der hochverdiente Tübinger Sprach- und Literaturforscher in einer akademischen Festrede des laufenden Jahres behandelt hat, scheint auf den ersten Blick allzu beziehungsreich, um innerhalb der durch den Anlass gebotenen Grenzen genügende Würdigung zu finden; gleichwohl ist es F. gelungen, in schönen und begeisterten Worten die Hauptzüge der betreffenden geistigen Bewegung darzustellen. Ausgehend von einer lehrreichen Gegenüberstellung des europäischen Humanismus der Renaissance mit seiner Tendenz zum Formalen, seinem Latein, seiner Verstandesmäßigkeit und des auf Deutschland beschränkten Neuhumanismus

mit seinem Griechencultus, seinem Streben nach antikem Geist, seiner Sentimentalität, seinem Idealismus — ausgehend von dieser Gegenüberstellung weist der Redner in der Literatur unseres XVIII. Jahrhunderts zwei Strömungen nach, „welche auf das antike Ideal hingerichtet, in sich aber wesensverschieden sind und erst zuletzt sich vereinigen: eine formale, die den alten Humanismus, nur in deutscher Sprachform, wieder aufnimmt, und eine materiale, die neuhumanistische". Die erstere erscheint ihm durch den allmählichen Sieg der reimlosen antiken Metra über die romanisierenden Maße der Renaissancepoesie charakterisiert; die andere führt er von Winckelmann zu Lessing, Herder, Goethe und Schiller, zu Heinse und Hölderlin. Bei diesem wie bei Goethe und Schiller vereinigen sich beide Richtungen. Der Redner ermisst den der Nation aus dem Neuhumanismus unserer Classiker erwachsenen Gewinn und tritt zum Schlusse energisch für die humanistischen Bildungsanstalten ein als ein rechter „Sohn jenes Landes, das seit der Reformation sich den Geist der Antike wie kein anderes mit geradezu religiöser Innigkeit und doch mit nationaler Originalität zu eigen gemacht hat". Ich gestatte mir dies Citat aus einer eigenen Schrift[1]) umso lieber, als ich ebenda[2]) über das Verhältnis Heinses zu Hölderlin Ansichten äußern durfte, zu denen F. auf anderen und höheren Wegen ebenfalls gelangt.

Was man an einer so großzügigen Darstellung eines Abschnittes deutscher Geistesgeschichte vielleicht zu vermissen geneigt wäre, entschuldigt seine Abwesenheit am einfachsten mit Gründen der Ökonomie; so mussten wohl die Linien, die von den Ernesti, Gesner, Christ zu den Heyne und Wolf leiten und die Mitarbeit der Philologen zur Anschauung brächten, dem Gemälde F.s fernbleiben und eine Skizze der durch das neue Griechenthum hervorgerufenen, vielgestaltigen Opposition desgleichen. Auf ausländische (englische) Einflüsse konnte (S. 7) eben nur hingewiesen werden, und Lessings Lebensarbeit erscheint (S. 11) bloß wie ein Corollar zu der Ideenwelt Winckelmanns, während die Persönlichkeit Wielands, wenn ich anders F. recht verstehe, wie eine Hemmung, ein zu überwindender Widerstand in der Siegesbahn des Neuhumanismus hingestellt wird. Aber all dies mag mit gutem Bedacht geschehen sein, und die sich in solchen der landläufigen Geschichtsauffassung nicht leicht einzufügenden Urtheilen bekundende individuelle Färbung der Festrede ist keineswegs ihr geringstes Verdienst.

[1]) Der deutsche Philhellenismus, 2. Ergänzungsheft des „Euphorion" (1896), S. 92.
[2]) S. 91 ff.

Wien. Dr. Robert F. Arnold.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Dr. Karl Heinemann (Meyers Classiker-Ausgaben). 8. u. 12. Bd. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1901.

Von der in Bd. LII, S. 615 dieser Zeitschrift angezeigten Goethe-Ausgabe liegen zwei neue Bände vor. Der 8. Band enthält 1. die „Leiden des jungen Werthers" (Titel nach der ersten Gesammtausgabe 1787), 2. Werthers Briefe aus der Schweiz (1775, von Goethe 1796 überarbeitet) und 3. die Wahlverwandtschaften (1809). Bearbeiter dieses Bandes ist Dr. Victor Schweizer, der auch die entsprechenden Einleitungen dazu geschrieben hat; sie sind kurz und bündig und bieten überall das Wichtigste in geschickter Auswahl. Der Verf. sucht da und dort auch eigene Ansichten vorzutragen, zu deren Begründung jedoch der nöthige Raum fehlt. Übrigens bringen die kritischen Bemerkungen im Anhange die erforderlichen Nachweise. Bei den Erläuterungen fiel mir die ungleiche Schreibung *W*olpertshausen gegen das richtige *V*olpertshausen (S. 38) auf, den Text selbst habe ich nicht eigens durchgesehen. — Der 12. Bd. enthält den 1. und 2. Theil von Goethes „Dichtung und Wahrheit" und ist von K. Heinemann eingeleitet und bearbeitet. Hier sind naturgemäß die erläuternden Noten zahlreicher, doch hätte der mehrmaligen Wiederholung in denselben (S. 83, 87, 131, 307, 470) durch eine weitere Fassung der ersten Nennung und späteren bloßen Verweis vorgebeugt werden können. Ungenau ist die Fußnote S. 20, dass alle jüngeren Geschwister Goethes vor 1760 starben, während das jüngste erst am 18. Februar 1761 begraben wurde (Weimars Festgrüße S. 73); S. 494 wird auch dieser Angabe widersprochen. Im Texte hätte S. 19 „Heb*e*amme" nach der sonst modernisierten Schreibweise beseitigt werden sollen. Dass der Herausgeber fast an jeder Stelle und zu jedem Bilde nur seine Goethebiographie citiert, sieht etwas aufdringlich aus; im übrigen kann ich jedoch nur das Lob wiederholen, das ich bei der Anzeige des ersten Bandes ausgesprochen habe.

Graz. S. M. Prem.

Zriny. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Theodor Körner. Herausgegeben und erläutert von Dr. E. Genniges, Director des königl. Gymnasiums zu Konitz. Erster Theil: Text. Mit zwei Karten. Leipzig, Heinrich Bredt 1901. 95 SS. Preis Mk. 1·10.

Körners Zriny. Erläutert und gewürdigt von Dr. E. Genniges, Director des königl. Gymnasiums zu Konitz. Zweiter Theil. Leipzig, Heinrich Bredt 1901. VIII u. 139 SS. Preis Mk. 1 50. (Die deutschen Classiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium von E. Kuenen und M. Evers und einigen Mitarbeitern. 19. Bändchen.)

Beide Büchlein sind mit außerordentlicher Sorgfalt gearbeitet. Zunächst ist es nicht nur vom Standpunkte der Schule, sondern auch von dem der Textkritik sehr zu begrüßen, dass es G. gelungen ist, einen zuverlässigen Zrinytext zu schaffen. Bekanntlich stützen sich die bisherigen Körner-Ausgaben auf die Hartknoch-sche *editio princeps*, welche von dem Vater des Dichters in den Jahren 1814 und 1815 veranstaltet worden ist. Die spätere Textgestaltung ist — nicht zum Vortheil für die Sache — von zahlreichen Zufälligkeiten beeinflusst worden. Es ist nun ein Verdienst des Herausgebers, dass er das einzige Zriny-Manuscript, welches am 17. April 1899 aus Privatbesitz in das Eigenthum des Körnermuseums der Stadt Dresden übergegangen ist, „an allen irgendwie fraglichen Stellen“ (S. VII) zurathe gezogen hat.

Die dem Texte angeschlossenen zwei Kärtchen (eine Abbildung von Alt-Szigeth, dem Ortelius entnommen, und ein Kärtchen von Ungarn) sind eine recht willkommene Beigabe.

Das Schwergewicht der Thätigkeit des Herausgebers ist natürlich im zweiten, dem commentierenden Theile, zu suchen. G. hat seinen Stoff in folgender Weise gegliedert: I. Kurze Übersicht; II. Gang der Handlung; III. Aufbau, Ort und Zeit der Handlung; IV. Geschichtliche Grundlage; V. Charaktere; VI. Sprache und Vers; VII. Entstehung, Aufnahme, Würdigung und Veröffentlichung des Dramas; VIII. Quellen und Vorbilder; IX. Einzelerklärung; X. Sentenzen; XI. Literatur.

Das sind, wie man sieht, die üblichen Capitel, nach denen die Einleitungen von Schulausgaben im allgemeinen abgefasst zu sein pflegen, und doch ragt der vorliegende Commentar weit über den Rahmen einer Schulerklärung hinaus und darf in einigen Partien das Lob selbständiger, fachwissenschaftlicher Untersuchung beanspruchen. Das gilt beispielsweise von den Capiteln VI und VIII, die an philologischer Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, ja mitunter bis zu den Grenzen der sogenannten statistischen Methode vordringen, so wenn G. im Drama 110mal das Wort „Held“ zählt und ausrechnet, „dass also in jedem 27. Vers das Wort 'Held' oder eine Zusammensetzung damit vorkommt“ (S. 68), oder wenn er findet, dass „die Elfsilbler zu den Zehnsilblern sich wie 8 : 7 verhalten“.

Doch auch den besonderen Bedürfnissen der Schule wird die Ausgabe vollkommen gerecht, und gerade in dieser Beziehung lässt sich die Arbeit des Herausgebers mit denselben Worten bewerten, die er betreffs der Technik des Körner'schen Stückes gebraucht: „Alles in allem vortrefflich“ (S. 29). Das gilt vorzugsweise von den Capiteln II und III, in denen die gesunden Grundsätze der Freytag'schen Technik des Dramas geschickt und verständig in Anwendung gebracht sind. Wenn sich hier und auch sonst der Verf. des Commentars von vagem Ästhetisieren fernhält,

so ist das umsomehr zu billigen, als leider in manchen Schulausgaben die Ästhetik-Spielerei wieder überhandnimmt. Schließlich erwähne ich als störenden Druckfehler S. 188, Z. 4 v. u.: „feine Behandlung“ statt „seine Behandlung“.

Wien. Adolf Hausenblas.

Deutsche Übersetzungen von Shakespeares Dramen.

Schöninghs Ausgaben ausländischer Classiker mit Erläuterungen. I. Shakespeares „Julius Cäsar“. Nach der Schlegel'schen Übersetzung herausgegeben und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. H. Schmitt, Director des Progymnasiums und der Realschule zu Neumünster in Holstein. Paderborn, Ferd. Schöningh 1901. VI u. 206 SS. Preis br. 1 Mk. 35 Pf., geb. 1 Mk. 65 Pf. — II. Shakespeares „Macbeth“. Nach der Oechelhäuser'schen Volksausgabe herausgegeben und mit Einleitung, Anmerkungen und Anhang versehen von Prof. Dr. J. Hense, Director des königl. Gymnasiums zu Paderborn. Paderborn, Ferd. Schöningh 1901. VI u. 127 SS. Preis geb. 1 Mk. 40 Pf.

Diese beiden Ausgaben sind gleichmäßig eingerichtet; sie enthalten: 1. eine Einleitung, worin uns das Nöthige über das Leben Shakespeares und über die Quellen des betreffenden Dramas mitgetheilt wird; 2. den Text mit Fußnoten und 3. einen Anhang, der den Aufbau des Dramas und eine Charakteristik der Personen bringt. Der Text beruht auf der Schlegel-Tieck'schen Übersetzung; doch haben die Herausgeber diese sorgfältig mit dem Original verglichen und dort, wo der Ausdruck hart oder veraltet oder wo die Wiedergabe nicht wortgetreu war, Veränderungen vorgenommen. Der Text des Julius Cäsar, der von August Wilhelm Schlegel selbst stammt, ist so allgemein bekannt, dass seine Vorzüge nicht erst aufgezählt zu werden brauchen. Was die Übersetzung des Macbeth anlangt, so ist sie nicht so gelungen und auch nicht so poetisch wie die des Julius Cäsar. Trotz der Mühe des Herausgebers, den deutschen Text mit dem englischen in Einklang zu bringen, sind einige Ungenauigkeiten stehen geblieben. So wird die Stelle I. Act, 4. Scene, V. 13—16:

> „*The love that follows us sometime is our trouble,*
> *Which still we thank as love. Herein I teach you*
> *How you shall bid God yield us for your pains,*
> *And thank us for your trouble*“

folgendermaßen übersetzt:

> „Die Liebe, die uns folgt, belästigt oft;
> Doch danken wir ihr, weil es Liebe ist:
> So lernt von mir, uns auch „Gott lohn's!“ zu sagen
> Für Eure Last und Müh!“

Der Übersetzer verkennt hier gänzlich die feine Selbstironie, die in diesen Worten Duncans liegt. Richard Koppel schlägt in seinen „Shakespeare-Studien, I. Reihe“ (Berlin 1896), S. 50 folgende Übersetzung vor:

> „Folgt Liebe uns, wird sie oft Last; doch danken
> Der Liebe wir. — Nun seht! ich lehr euch gar,
> Wie ihr „Gott lohn's“ für eure Plag' uns bieten
> Und danken sollt für eure Last.“

Eine andere missverstandene Stelle ist I. Act, 7. Scene, V. 39—42:

> *„Was the hope drunk,*
> *Wherein you dress'd yourself? hath it slept since,*
> *And wakes it now, to look so green and pale*
> *At what it did so freely?“*

> „War die Hoffnung,
> In der Ihr prangtet, trunken? Schlief sie aus,
> Und wacht sie nun und schaut so fahl und bleich
> Auf die freiwillige That?“

In dem Satze *„At what it did so freely“* vertritt *did* das im vorigen Verse stehende Verbum *to look*, ist also gleichbedeutend mit *„looked“*. Koppel (a. a. O., S. 52) übersetzt: „Wacht Deine Hoffnung jetzt auf, um nun in bleicher Angst (auf das zu schauen) auf das Ziel zu blicken, das sie vorher so frei und kühn ins Auge gefasst?“

Endlich fehlen im I. Act, 2. Scene, V. 44 nach dem Satze „Dir steh'n die Worte wie die Wunden schön, Und Ehre strömt aus beiden!“ die Worte „Schafft ihm Ärzte“ (*Go, get him surgeons*).

Shakespeares Macbeth. Tragödie in fünf Acten, übersetzt v. Friedrich Theodor Vischer. Schulausgabe. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Conrad. Stuttgart, J. G. Cotta 1901. 208 SS.

Die von dem nun verstorbenen Ästhetiker und Dichter Fried. Theodor Vischer herrührende Übersetzung des Macbeth wurde erst im Jahre 1900 mit den ästhetischen Vorlesungen Vischers über Shakespeare im Cotta'schen Verlage herausgegeben. Sie lehnt sich an die vielfach falsche und zumeist poetisch wertlose Übersetzung der Dorothea Tieck nur dort an, wo diese in Sinn und Ausdruck correct ist, und stellt, wie der Herausgeber im Vorworte sagt, sogar die Übersetzung Bodenstedts durch ihre Sprachgewalt und poetische Kraft in Schatten. Doch hat auch Vischer nicht überall das englische Original richtig wiedergegeben. So sind die beiden von mir oben angeführten Stellen der Schöningh'schen Ausgabe auch hier ungenau:

> „Lernt daraus
> Noch Gottes Lohn für eure Müh' uns wünschen
> Und danken für die Unruh', die wir bringen.“

> „Nun?

War denn die Hoffnung trunken, drein Du selbst
Dich kleidetest? Hat sie indess geschlafen
Und wacht sie nun, um krank und bleich zu blicken
Aufs frei gewollte Werk?"

Außerdem sind zwei unrichtig übersetzte Stellen hervorzuheben. Den Vers (Act I, Scene 5, V. 25) „Dies musst Du thun, wenn Du mich haben willst" *(Thus thou must do if thou have it)* hat schon der Herausgeber in den „Anmerkungen" richtig gestellt. Die in derselben Scene darauffolgenden Verse 27—32 heißen nach Vischer:

„Eil' hieher,
Auf dass ich meinen Geist ins Ohr Dir gieße,
Und alles weg mit tapferer Zunge geißle,
Was von dem gold'nen Zirkel dich zurückdrängt,
Womit Verhängnis Dich und Geistermacht
Einstimmig schon und sichtbarlich gekrönt."

Die zwei letzten Verse lauten bei Shakespeare:

*„Which fate and metaphysical aid doth seem
To have thee crown'd withal."*

Besser übersetzt die Schöningh'sche Ausgabe:

„Mit welchem offenbar das Schicksal und
Des Himmels Wunderhilfe Dich bekrönen."

Eigentlich sollte der Schluss lauten: „Dich bekrönt haben wollen".

Außer dem Text und den Anmerkungen enthält die schön gedruckte Ausgabe noch eine umfangreiche Einleitung (S. 7—78) mit folgendem Inhalte: I. Charakteristik, II. Bau des Dramas, III. Zeitrechnung, IV. Poetische Form, V. Die Handlung des Dramas und ihre Quelle, VI. Abfassungszeit (der Herausgeber verlegt den Macbeth aus inneren Gründen in das Jahr 1604, also kurz nach King Lear), VII. Urheberschaft.

Alle drei besprochenen Ausgaben sind zum Schulgebrauche bestens zu empfehlen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

André Laurie, Mémoires d'un Collégien. Edition autorisée suivie d'un commentaire et d'un répétiteur par R.-C. Kukula. Vienne, Graeser 1902.

Mit diesem Buche werden unsere Schulausgaben französischer Schriftsteller um ein wertvolles Werk bereichert. Es besitzt den Vorzug, dass es französische Verhältnisse in der Sprache der neuesten Zeit behandelt, und zwar Verhältnisse, die in erster Linie unsere Französisch lernenden Gymnasiasten interessieren. Es wird uns darin ein Semester des französischen Gymnasial- und Pensionslebens mit seinen verschiedenen Freuden und Leiden geschildert. Wir erfahren manches Wissenswerte über französische

Schulverhältnisse, manche lustige, ja einige fast gar zu tolle Studentenstreiche werden erzählt mit einer zwar fühlbaren, aber nirgends aufdringlichen Moral. Die Sprache bewegt sich besonders in Ausdrücken des Alltags- und Schullebens, hie und da begegnen auch Wörter, welche dem *argot* angehören.

Im erklärenden Theile weicht der Herausgeber in mehrfacher Hinsicht von der bisherigen Gepflogenheit ab. Hinweise auf die Grammatik fehlen, die Regeln derselben werden als bekannt vorausgesetzt; dafür ist den sachlichen Erläuterungen, zu denen der Text mannigfache Veranlassung bietet, umso mehr Platz eingeräumt. Dass diese Sacherklärungen durchaus in französischer Sprache gegeben sind, ist gegenüber den älteren Schulausgaben ein entschiedener Fortschritt, der auch dem Geiste unserer Instructionen entspricht. Deutsche Ausdrücke begegnen meist nur dort, wo es gilt, einen Gallicismus durch einen passenden Germanismus wiederzugeben. Wie billig, wurde dabei bereits die neue deutsche Rechtschreibung angewendet.

Der *Répétiteur* wird für jüngere Lehrer immerhin ein willkommener Wegweiser sein; auch den Schülern dürfte er bei der Wiederholung treffliche Dienste leisten. Er besteht zunächst aus Fragen, die sich sowohl auf die Erzählung selbst als auch auf die erklärenden Anmerkungen beziehen. Ferner werden im Anschluss an den Lesestoff zahlreiche Themen zu schriftlichen Arbeiten geboten, für die auch andere Lehrbehelfe (besonders Boerner-Kukula, Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache für österreichische Gymnasien; Bechtel-Glauser, Sammlung französischer Aufsatzthemata; Reum, Französische Stilübungen) herangezogen werden. Auch auf die Verwendung der Hölzel'schen Wandbilder wird gelegentlich verwiesen. Das französische Sprichwort findet im *Répétiteur* wie in den *Notes* die seiner Bedeutung entsprechende Würdigung.

Im *Vocabulaire* wären neben so geläufigen Ausdrücken wie courir, dîner u. a. wohl auch seltenere wie côte à côte 107, 27, nacelle 49, 17, passible 104, 23 der Erwähnung wert gewesen.

Druckfehler sind mir außer den in den *Errata* bereits richtig gestellten noch folgende aufgefallen: *A.* Text und Wörterverzeichnis: S. 27, 18 *lycèe* statt *lycée*; 31, 13; *sufflsant* st. *suffisant*; 80, 5 *sufflsamment* st. *suffisamment*; 78, 19: *la-* st. *la*; 92, 1: *Qui* st. *Oui*; 156, 10: *contre-pieds* st. *contre-pied.* — *B.* Notes und Répétiteur: 18, 30: *leger* st. *léger*; 19, 22: *theâtre* st. *théâtre*; 19, 31: *équivant* st. *équivaut*; 21, 10: *d'ans* st. *dans*; 57, 38: *circonstanciée* st. *circonstancié*; 61, 18: *lamentable?* st. *lamentable!* 72, 31: *cancre?* st. *cancre!*

Dieses in Frankreich beliebte Werk wird auch unter den Schülern der obersten Classen unserer Mittelschulen zahlreiche Freunde finden. Diejenigen, welche sich am internationalen Brief-

wechsel betheiligen, werden daraus manche Anregung und erwünschte Aufklärung über das Schulleben ihrer Partner in Frankreich schöpfen.

Die Ausstattung des Buches verdient in jeder Hinsicht Lob.

Prag. J. Kail.

Über dasselbe Buch schreibt uns Schulrath F. Pejscha: Lauries *„Mémoires d'un collégien"* erfreuen sich im französischen Schulleben großer Beliebtheit und haben bereits die 7. Auflage erlebt. Das französische Unterrichtsministerium hat sie seiner Unterstützung gewürdigt, und die französischen Schulbehörden geben sie gern als Preis für vorzüglichen Fortgang in der Schule. Es wird darin das Leben eines französischen Gymnasiasten mit seinen Leiden und Freuden, mit allen Jugendstreichen, wie sie in einem französischen Internat vorkommen, behandelt. Die Schilderung der Ereignisse ist so spannend, dass man nur ungern das Buch weglegt. Nicht nur unsere Gymnasialschüler, die sich mit dem Französischen abgeben, werden das Buch mit lebhaftem Interesse lesen, auch die Realschüler werden sich daran ergötzen, ihr Gemüt veredeln und ihre französischen Sprachkenntnisse erweitern. Das Werk ist mit einem ungemein reichen Commentar bezüglich der Sprache und der Realien versehen. Die Anmerkungen sind in französischer Sprache gegeben, nur in schwierigen Fällen durch passende idiomatische Verdeutschungen erläutert. Wo sich an einzelne Stellen leicht sprichwörtliche Redensarten anknüpfen lassen, sind sie in erschöpfender Fülle gegeben. Ein *Répétiteur* wiederholt den verarbeiteten Lesestoff durch Fragen und leitet zur selbständigen Wiedergabe des Gelesenen in der fremden Sprache an. — Das Wörterverzeichnis ist sorgfältig gearbeitet und ausreichend. — Bezüglich der Rechtschreibung wäre zu wünschen, dass der letzten Auflage des „Dictionnaire de l'Acad. franç." überall Rechnung getragen worden wäre, besonders in den Wörtern auf *ège* (nicht *ége*) und *poète*, *poésie* st. *poëte*, *poësie*.

Weltgeschichte in Charakterbildern. Herausgegeben von Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn. IV. Abtheilung: Neuere Zeit: Die Wiedergeburt Deutschlands im 17. Jahrhundert. Der Große Kurfürst von M. Spahn. Mit einer Karte in Farbendruck, 98 Porträts auf acht Tafeln u. 138 Abbildungen im Text, sowie reichem Buchschmuck. 151 SS. — V. Abtheilung: Die neueste Zeit: Die Erhebung Italiens im 19. Jahrhundert. Cavour von Franz Xav. Kraus. Mit einem Lichtdruckbild u. 65 Abbildungen. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim 1902. 100 SS.

Im ersten der genannten Bände behandelt der in der jüngsten Zeit oft genannte Prof. Martin Spahn die „Wiedergeburt Deutschlands im 17. Jahrhundert“ und somit auch das Wirken des Großen Kurfürsten. Er beginnt mit der Darlegung der Culturverhältnisse Deutschlands im 16. Jahrhundert: der Baukunst, der „der Stil und die Künstler fehlten“, des Kunsthandwerkes, das sich außerordentlich reich entwickelte, der Volkssitten, die sich seit der Mitte des Jahrhunderts verschlechterten, der kirchlich-politischen Entwicklung, die zur Zerfahrenheit und Machtlosigkeit gegenüber Frankreich, Dänemark und Schweden führte. Unter der Überschrift „Das Zeichen zur Erhebung“ wird der Dreißigjährige Krieg bis zum Jahre 1640 erzählt. Von da an ist ein Aufschwung der geistigen Thätigkeit bemerkbar, den Dichter wie Spee, Opitz, Philander v. Sittewald, Moscherosch, Schupp, Dach, Gryphius herbeiführten. Die Schule erfuhr eine neue Organisation, die deutsche Sprache kam zu ihrem Rechte, der erzieherische Zweck erlangte durch die Einwirkung der Ideen des Mährers Comenius das Übergewicht über den Unterricht. Von der jüngsten deutschen Universität, dem Juleum Helmstedts, gieng der Geist der religiösen Bildung aus, von dort verbreitete sich die Überzeugung, dass die Unterscheidungslehren der Kirchen „nicht bedeutend genug seien, um sie aus den Hallen der Theologie im Geiste der Unversöhnkeit und Verhetzung unter die Gemeinden zu tragen“. Die Rechtswissenschaft fand allgemach Pflege, nationalökonomische Fragen wurden erörtert, Joh. Limnäus zu Jena schuf die Grundlage für ein deutsches Staatsrecht, Conring schrieb sein glänzendes Werk 'De origine iuris Germanici', worin er darlegte, dass die Deutschen früher selbst ein rechtsbildendes Volk gewesen und erst in späterer Zeit das römische Recht angenommen hätten. Die Wissenschaft entstand in Deutschland unabhängig von den Nachbarvölkern, wurde aber bald reif zum Austausch mit der Fremde und fand den Anschluss an die westeuropäische Entwicklung. Im Jahre 1682 konnte Mencke in Leipzig mit den 'Acta Eruditorum' die erste Deutsche Gelehrte Zeitschrift als Seitenstück zu dem kurz vorher begründeten Journal des Savants erscheinen lassen.

In den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges beginnt das Emporstreben Brandenburg-Preußens. Der Verf. gedenkt der Jugendzeit und der Lernjahre des Kurfürsten Friedrich Wilhelm (des Großen Kurfürsten) in den Niederlanden, wo alles anders war als in Brandenburg. Sehr interessant ist die Entwicklung seines Charakters dargelegt. Hierauf wird seine auswärtige Politik skizziert, die auch zu Irrungen mit Österreich führte, dann die Umgestaltung im inneren Staatsleben: die Zurückdrängung der Stände, die Aufrichtung der absoluten Herrschaft, die Schaffung eines tüchtigen Heeres, die Centralisierung des Finanzwesens und der Verwaltung überhaupt, die Hebung der Landwirtschaft und [illegible]weise des Handels. Alles, was der Kurfürst zwischen 1660

und 1678 that, „schlug zur Unterhöhlung der ständischen Macht und zur Aufrichtung des fürstlichen Absolutismus aus. Nach diesem Ziele strebten fast alle deutschen Territorien, aber Brandenburg war es, das am nachdrücklichsten vorwärts drängte“. Nebenher geht die Darstellung der Bestrebungen Österreichs auf denselben Gebieten. Die weiteren Fortschritte der Wissenschaften in Deutschland hängen mit der neugegründeten Universität in Halle und der Akademie der Wissenschaften in Berlin zusammen. Hierin blieb Österreich bei der Erschöpfung des katholischen süddeutschen Geisteslebens zurück. „Nur das evangelische Norddeutschland kam zur geistigen Entwicklung, um späterhin Österreich aus der ersten Stelle im nationalen Leben mehr noch durch die Waffen des Geistes als durch die der Faust zu verdrängen.“ Aber in Österreich entstand noch zur Zeit Leopolds I. wie in Brandenburg unter dem Nachfolger des Großen Kurfürsten eine neue Blüte der Kunst.

Man folgt gern den geistreichen Ausführungen des Verf.s, der den geistigen Kräften und den Ideen sowie ihren Wirkungen auf Anschauung und Gesinnung des Volkes mit Vorliebe nachgeht. Zu bedauern ist nur, dass die Darstellung in vielen Punkten gar zu kurz und skizzenhaft ist.

Der jüngst verstorbene, gelehrte und freisinnige katholische Priester Prof. Franz Xav. Kraus beginnt sein Werk „Die Erhebung Italiens im neunzehnten Jahrhundert“ mit der Schilderung der auf den Wiener Congress folgenden Zeit der Reaction und Unvernunft, die mit allen Fortschritten der französischen Zeit aufräumte, und geht dann zur Darstellung des ersten, idealistischen Stadiums der nationalen Bewegung über, wobei die Arbeit der geheimen Gesellschaften merkwürdig gering geschätzt und der Antheil Mazzinis auf das richtige Maß herabgesetzt wird; denn lange vor seinem Auftreten wurde in Italien die Forderung nationaler Einheit aufgestellt, und zwar von Männern, welche ihm in religiöser wie in politischer Beziehung so feindlich als möglich gesinnt waren. Die Bestrebungen, die Fürsten und Völker Italiens zu einer Conföderation, einem Bundesstaat oder Staatenbunde zusammenzuschließen, hängen mit den Schriften von Rosmini, Gioberti und Balbo zusammen. Es war die Zeit der Versuche und Träume. Es kam darauf an, die äußere Gestaltung des kirchlichen Lebens in Übereinstimmung mit den Forderungen der Zeit zu bringen und den „Conflict des Pontificates mit der Nation dadurch aus der Welt zu schaffen, dass das Papstthum den Einflüssen der Reaction entzogen und überzeugt würde, dass seine bevorzugte Stellung sich nicht mehr durch physische Gewalt, sondern nur durch die Macht des Gedankens und die ehrliche Verständigung mit der modernen Bildung festhalten ließ“.

Die in den Werken der genannten Schriftsteller ausgesprochenen Ansichten drangen tief in das Volk ein. Auch Bischof Mastai-Ferretti kannte sie und nahm als Papst (Pius IX.) einige

Reformen vor, die ihn dem österreichischen Staatskanzler Metternich verdächtig machten. Aber die Ereignisse drängten sich; es folgte die Revolution von 1848 und das Scheitern der nationalen Bewegung. Die Ursache davon legt Kraus auf S. 46 und 47 dar. Nach und nach griff der Gedanke um sich, Italien durch einen Laienstaat zu einigen, zumal der Papst erklärt hatte, die constitutionelle Regierung sei mit der Kirche unvereinbar, die sogenannten constitutionellen Rechte, wie die Freiheit der Presse u. a., seien an sich schlecht und unsittlich. Der Laienstaat, auf den die Patrioten ihre Hoffnungen setzten, war Piemont, das nach den Stürmen der Revolution allein seine Verfassung beibehalten hatte. Im Jahre 1850 trat Camillo di Cavour in das piemontesische Ministerium ein, und damit beginnt für die Patrioten die Zeit der Realpolitik. Der Verf. erzählt ziemlich ausführlich die Entwicklung dieses Staatsmannes, der 1810 in Turin geboren wurde, sich in der Landwirtschaft außergewöhnliche Kenntnisse erwarb, in Paris Vorlesungen über Nationalökonomie hörte, viel mit Guizot, Thiers, Lamartine, Hugo verkehrte, in England das Armen- und Gefängniswesen sowie die Industrieverhältnisse studierte und zu der Überzeugung kam, dass der Weg zu einer gesunden Politik nur durch eine gesunde Volkswirtschaft hindurchführe. Der Verf. schildert dann das Wirken Cavours für Piemont und Italien, den Anschluss an die Westmächte im Januar 1855, den Krieg vom Jahre 1859 mit dem Frieden von Villafranca, der vielfach als ein Misserfolg der Cavour'schen Politik angesehen wurde, und die Annexion der italienischen Staaten. „Die Annexion der beiden Sicilien, Umbriens und der Marken ist der dunkelste Punkt in der Politik Cavours", denn er nahm hiezu die Bundesgenossenschaft Mazzinis und Garibaldis in Anspruch. Kraus behandelt ausführlich Cavours Stellung zur katholischen Religion und zur Kirche. Er nimmt ihn gegen seine Verleumder in Schutz und führt aus, dass „seine Absicht niemals war, die Kirche selbst durch feindliche Maßregeln in ihrem Wesen und in ihrer Action zu treffen, und dass er nur darauf ausgieng, die äußeren Einrichtungen des kirchlichen Lebens in Übereinstimmung mit den Postulaten der Constitution zu bringen". Das kirchenpolitische Problem in Italien wollte er mit der Formel „freie Kirche im freien Staate" lösen. Er unterhandelte mit dem Papstthum über die Abtretung des weltlichen Besitzes, Papst Pius IX. war einverstanden, wurde aber dann umgestimmt. Die zwei großen Reden, welche Cavour anlässlich des Antrages, Rom zur Hauptstadt Italiens zu machen und es mit dem Königreich unter Verbürgung der vollen Freiheit der Kirche zu vereinigen, hielt und deren Inhalt Kraus ausführlich wiedergibt, zeigen die kirchenpolitischen Ansichten Cavours am deutlichsten.

Die vorliegende Schrift ist eine mit Verwertung der neueren italienischen Literatur abgefasste Verherrlichung des Staatsmannes

Cavour. Es wird viele geben, die den Ansichten und Ausführungen des Verf.s nicht immer beipflichten werden. Eine Art Rechtfertigung sind seine Worte in der Vorrede: „Der Verf. dieser Blätter ist im Grunde seines Herzens ebenso streng royalistisch als legitimistisch gesinnt. Er hat dementsprechend seinem Fürsten und seinem Vaterlande gedient, und er hat in seinen alten Tagen weder Anlass noch Neigung, seinen Principien untreu zu werden. Aber er hat auch frühzeitig gelernt, die Dinge der Gegenwart nicht mehr durch das Oeil de boeuf zu sehen, und wie sich die große Entwicklung Italiens und Deutschlands seiner Beobachtung darbot, hat er begriffen, dass die Zeit der alten Parteien vorüber ist und dass der christlichen Gesellschaft nichts Schlimmeres begegnen konnte, als dass man es unternahm, sie an vergängliche Institutionen binden zu wollen.“ Ein Mann, der mit Cavour in Beziehungen stand und tief auf ihn eingewirkt hat, der Abbé Coeur, hat schon vor sechzig Jahren die Äußerung gethan: „Es ist Zeit, dass die Katholiken vorwärts, nicht rückwärts schauen. Wer nur rückwärts zu schauen versteht, wird ebenso rasch wie Loths Gattin versteinern.“

Graz. F. M. Mayer.

Das Antlitz der Erde. Von Eduard Suess. III. Band, 1. Hälfte. Prag, Wien, Leipzig, bei F. Tempsky u. G. Freytag 1901.

Dreizehn Jahre sind verflossen seit dem Erscheinen des zweiten Bandes eines eigenartigen und universellen Werkes mit dem Titel: „Das Antlitz der Erde“. In demselben Jahre, in welchem Eduard Suess, einer der genialsten Geologen der Gegenwart, seinen 70. Geburtstag feierte und sich vom akademischen Lehramt zurückzog, übergab er die erste Hälfte des III. Bandes jenes Werkes der Öffentlichkeit. In diesen 13 Jahren hat die Wissenschaft gewaltige Fortschritte gemacht. Asien war vor einem Decennium noch eine geologische Sphinx. Seither hat diese sich viele Räthsel abfragen lassen. In unverdrossener, mühevoller Arbeit haben die russischen Geologen um die Klarstellung der geologischen Verhältnisse Asiens sich verdient gemacht und wahrhaft großartige Resultate erzielt. Ein nicht geringer Theil dieser Forschungsergebnisse ist den Arbeiten für den Bau der transibirischen Eisenbahn zuzurechnen. Suess hat diese äußerst umfangreiche und schwer zugängliche Literatur bis ins kleinste verfolgt, und in dem vorliegenden Bande entwirft er nunmehr ein Gemälde der Geologie Asiens, wie es origineller und großartiger nicht gedacht werden kann.

Aber nicht nur für den Geologen, sondern, was heute eben untrennbar ist, auch für den Geographen erschließt sich in Asien eine neue Welt. Mit jahrhundertealten Anschauungen wird man

brechen müssen. Ganze Gebirge verschwinden, die nur in der Tradition existiert haben; die Flüsse ändern die Richtung ihres Laufes, kurz: das Kartenbild Asiens wird sich jetzt gründlich verändern. Wir erfahren, dass die weite sibirische Ebene aus zwei ganz verschiedenen Gebieten besteht: dem ostsibirischen Tafelland, aus palaeozoischen Ablagerungen zusammengesetzt, auf große Strecken von mächtigen Eruptivmassen bedeckt, und der westsibirischen Ebene, die bis in das jüngere Tertiär vom Meere überflutet war. Dann folgt die Schilderung des großartigen „Amphitheaters von Irkutsk“ mit seiner archaischen Gebirgsumrandung, dem uralten „Angaraland“, welchem südwärts vom Baikalsee der „alte Scheitel“ Eurasiens vorliegt. „Durch die Vereinigung des alten Angarafestlandes mit dem indischen Bruchstücke des Gondwána-Kontinentes ist das heutige Asien entstanden.“ In allen diesen Gebieten herrscht Faltung nach Norden, während in den südlich gelegenen asiatischen Hochgebirgen die Faltung gegen Süden gerichtet ist. In einem anderen Abschnitte werden die Gebirgsbogen im östlichen China geschildert und deren Zusammenhang dargethan mit den als „Altaiden“ bezeichneten langen Faltenzügen, die sich ostwärts bis in die Sundawelt und nach Neuguinea verfolgen lassen. Das südwestliche Asien wird erfüllt von den „Tauriden“ und „Dinariden“, die sich mit der gleichen gegen Süd gewendeten Faltungsrichtung nach Südeuropa fortsetzen und das Mittelmeer umgürten. Ein scharfer Gegensatz herrscht zwischen den nach Norden gefalteten Alpen und den südwärts gefalteten Dinariden. Eng aneinandergerückt erscheinen beide Gebirgssysteme im Bereiche der Save, Gail und Drau. Eine lange Kette von Tonaliteruptionen vom Adamellastocke im Westen bis zum Bachergebirge im Osten bezeichnet als „Grenznarbe“ ihre Trennungslinie. „Das Karnische Gebirge ist ein sowohl den Dinariden als den Alpen fremdes Gebirge von selbständigem Streichen und von variscischem Alter.“ — Es ist unmöglich, weiter auf Details einzugehen, die nur im Zusammenhange ihre ganze Bedeutung gewinnen. Es zeigt sich jedoch mit voller Deutlichkeit, dass Asien und Europa eine geologische Einheit sind. „Eurasien“ hat Suess dieses Gebiet genannt: eine Einheit in der Natur wie in der Culturgeschichte der Menschheit!

Man bewundert ebenso die umfassende Literaturkenntnis des Verf.s als den Scharfsinn, mit welchem Eduard Suess die losen Stücke und verstreuten Einzelbeobachtungen zu einem sinnvollen Ganzen verbindet und die Leitlinien im Baue großer Theile Asiens und Europas darlegt. Die zweite Hälfte dieses Bandes soll die Besprechung der Leitlinien der übrigen Theile der Erdoberfläche enthalten. — Möge es dem berühmten Gelehrten vergönnt sein, auch diesen letzten Theil seines Lebenswerkes zu einem befriedigenden Abschlusse zu bringen und die Wissenschaft mit einem der glänzendsten und bedeutendsten Werke aller Zeiten zu bereichern!

Wien. Dr. Franz Noë.

Richter Ed., Lehrbuch der Geographie für die I., II. u. III. Klasse der Mittelschulen. 5. durchgeseh. Aufl. Prag, F. Tempsky 1902.

Nach verhältnismäßig kurzer Zeit ist der vierten Auflage dieses Lehrbuches eine fünfte gefolgt. Sie unterscheidet sich von jener vor allem dadurch, daß die Darbietung des Stoffes der ersten Klasse einer durchgreifenden Änderung unterzogen wurde. Die Gründe, welche den Verf. hiezu bewogen, sind in einem 18 Seiten umfassenden Begleitworte niedergelegt, das auch zu der in letzter Zeit so oft erörterten Lehrbücherfrage Stellung nimmt. Der Verf. betont in demselben mit Recht, daß der Lehrer, welcher „die Methode der Anknüpfung an die Heimat ernstlich durchzuführen beabsichtigt", keiner vorgedruckten Hilfen bedürfe. Wie die Schüler zur Beobachtung der Erscheinungen der sie umgebenden Natur veranlaßt und unter Zuhilfenahme der hiebei gewonnenen Vorstellungen und Erkenntnisse zu dem Verständnisse der Grundlehren der allgemeinen Erdkunde gebracht werden können, sei nicht Sache des Lehrbuches, sondern Aufgabe des Lehrverfahrens. Könne zwar das Buch durch die methodische Gliederung des dargebotenen Stoffes die Anknüpfung an die Heimat erleichtern, so bestehe doch seine Hauptarbeit in der geordneten Zusammenfassung der Ergebnisse, zu denen der Schulunterricht gelangen muß. Die Aufnahme von Fragen in den Text des Lehrbuches ist im großen und ganzen als Experiment aufzufassen, dessen Erfolg erst abzuwarten sei. Der Verfasser verhehlt sich nicht, daß die Fragen gerade den selbsttätigen Lehrer in der freien Beweglichkeit seines Unterrichtsvorganges hemmen, und gibt der wohlbegründeten Befürchtung Ausdruck, daß auf diese Weise aus dem lebendigen Unterrichte „ein auswendig gelerntes, mechanisches Frage- und Antwortspiel" entstehen könne. Er spricht sich ferner in entschiedener Weise gegen die Forderung aus, daß das Lehrbuch „nichts in zusammenhängender Darstellung enthalten dürfe, was aus der Karte abzulesen ist". Er erblickt die Ursache für die Lehrbücherfrage in dem Umstande, daß die Altersstufe, auf der die Grundlehren der Erdkunde angeeignet werden sollen, vielfach zu niedrig ist, so daß die Schüler aus Mangel an geistiger Reife die ihnen vorgeführten Tatsachen nicht zu würdigen imstande sind, und tritt für die Erdkunde in den Oberklassen der Mittelschulen ein. Der Verf. meint durch eine Verschiebung des Stoffes innerhalb der gegebenen Grenzen dem Ziele näher zu kommen, da an eine Vermehrung der dem erdkundlich-geschichtlichen Unterrichte zugemessenen Stundenzahl nicht zu denken sei, und schlägt eine Teilung in der Weise vor, daß der unteren Stufe das Gedächtnismäßige, vor allem also die topographische Orientierung und die Nameneinprägnng vorbehalten werde, während sich die obere mit der allgemeinen, auf mathematisch-physikalischer Grundlage ruhenden Geographie und mit der Länderkunde befassen soll. So sehr diese Art der Darbietung im Interesse des

Gegenstandes gelegen wäre und dem Fortschreiten der geistigen Entwicklung vom mechanischen zum judiziösen Gedächtnisse entsprechen würde, ebenso undurchführbar erweist sie sich, wenn wir an der gegenwärtigen Stundenzahl unseres Faches festhalten. So lange die Mittelschule in zwei von einander doch ziemlich scharf getrennte Stufen zerfällt, von denen der ersten nicht bloß die Aufgabe zukommt, für die zweite vorzubereiten, sondern auch die, einen gewissen Abschluß der Bildung herbeizuführen, wird es sich weder erreichen lassen, die Geographie der Österr.-ungarischen Monarchie nur einmal, und zwar auf der Oberstufe vorzunehmen, noch umgekehrt, wie der Verf. vorschlägt, mit der zweiten Stufe des Geschichtsunterrichtes schon in der 4. Klasse zu beginnen. Der wunde Punkt in der Verteilung des Lehrstoffes liegt gegenwärtig vor allem in der 3. und 4. Klasse, und zwar besonders am Gymnasium. Eine Verlegung eines Teiles der Aufgabe der 3. Klasse in die 4. würde dem Unterrichte nur förderlich sein. Das neue geschichtliche Lehrpensum der 6. Klasse läßt trotz der vier wöchentlichen Stunden für die Wiederholung, vollends aber für die Vertiefung einzelner geographischer Partien leider keine Zeit mehr übrig, so daß der Lehrer lediglich in der Quinta — vorausgesetzt, daß in dieser ein Historiker unterrichtet — und in der Septima Gelegenheit wird nehmen können, sich mit Erdkunde zu beschäftigen. Die dem geographischen Stoffe in der Octava zugewiesene Zeit ist zu kurz, die fachliche Vorbildung zu gering, als daß auf dieser Stufe in eine wirklich modern-wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes eingegangen werden könnte. Nur die selbständige Stellung der Erdkunde im Lehrplane der Oberklassen bietet die Möglichkeit, eine Änderung in der Verteilung des Lehrpensums nach psychologischen Grundsätzen und nach den Forderungen der Wissenschaft vorzunehmen. So lange sich die Erdkunde mit bloß gelegentlichen Wiederholungen zufrieden geben muß, kann sie sich zu ihrer Bedeutung als zusammenfassendes, allgemein bildendes Fach nicht erheben. Die Lehrbücherfrage ist nur ein Symptom, das in dem Augenblicke schwinden wird, in dem der Erdkunde die gebührende Zeit zuteil wird.

Zum Buche selbst sei bemerkt, daß die bei Besprechung der 4. Auflage hervorgehobenen Punkte bis auf die Höhe des Schardagh richtiggestellt wurden. Die perspektivischen Zeichnungen zur mathematischen Geographie sind weggelassen, dafür einige neue der Terrainlehre eingefügt. Wer vom Lehrbuche methodischen Aufbau, durchsichtige Gliederung und sachliche Richtigkeit verlangt, wird diese Forderung auch in der neuen Auflage des vorliegenden Lehrtextes erfüllt sehen.

Wien. J. Müllner.

Vorlesungen über Zahlentheorie. Von Leop. Kronecker. I. Bd. Herausg. von Kurt Hensel. Leipzig, Teubner 1901.

Zu den vor einiger Zeit erschienenen Vorlesungen Kroneckers über Integralrechnung ist nun als Fortführung des Planes, seine mathematischen Vorlesungen herauszugeben, ein erster Band der Zahlentheorie erschienen. Der Bearbeiter ist Kronecker persönlich nahegestanden und auf dem gleichen Gebiete durch die Weiterführung vieler von K. angeregten Untersuchungen und selbständigen Forschungen bestens bekannt.

Zur Verfügung standen ihm die Aufzeichnungen Kroneckers selbst sowie eine Reihe von Ausarbeitungen von dessen zu verschiedenen Zeiten in Berlin gehaltenen Vorlesungen. Die Ausführungen sind durch viele sorgfältig bemerkte Ergänzungen erweitert und zum Abschluss gebracht, größere dieser Zusätze mit Rücksicht auf die Benützbarkeit des Buches als Lehrbuch hinzugefügt. Dadurch ist aber durchaus nicht der originelle und anregende Eindruck, den diese Vorlesungen seinerzeit machten, verwischt worden.

Die ersten drei Vorlesungen sind der cursorischen Besprechung der Entwicklung der Zahlentheorie gewidmet und suchen gleichsam an Stichproben das Interesse für die Disciplin anzuregen.

Die folgenden Vorlesungen behandeln die Theorie der Theilbarkeit und der Congruenzen, sodann die Lehre von den Rationalitätsbereichen und Modulsystemen, endlich die Anwendung der Analysis auf die Zahlentheorie, die Mittelwerte zahlentheoretischer Functionen und zum Schluss die Theorie der Potenzreste und den berühmten Satz, dass jede arithmetische Progression, deren Anfangsglied und Differenz theilerfremd sind, unendlich viele Primzahlen enthält. Dabei ist vieles nicht nur der Darstellung, sondern auch dem Inhalte nach noch nicht zur Veröffentlichung gebracht.

Vergleicht man das Buch mit dem classischen Lehrbuch, den Vorlesungen Dirichlets, herausgegeben von Dedekind, so kann man sagen, dass das erstere in den Elementen mit den einfachsten Mitteln auszukommen sucht, das vorliegende aber an den einfachsten Problemen die weittragendsten Methoden möglichst vielseitig entwickelt.

Innsbruck. Wirtinger.

Vorlesungen über die Theorie der automorphen Functionen von R. Fricke u. F. Klein. II. Band, 1. Lief. Leipzig, Teubner 1901. 282 SS.

Eine automorphe Function ist eine solche analytische Function $z = \varphi(\zeta)$, die sich bei gewissen linear-gebrochenen Substitutionen nicht ändert, also:

$$\varphi\left(\frac{\alpha\zeta+\beta}{\gamma\zeta+\delta}\right)=\varphi(\zeta),$$

wobei die Constanten α, β, γ, δ gewisse discrete Wertequadrupel annehmen, die im allgemeinen in unendlicher Menge vorhanden sind und in ihrer Gesammtheit eine „Gruppe" von linearen Substitutionen definieren. Die Umkehrung $\zeta = f(z)$ einer automorphen Function hat die Eigenschaft, bei geschlossenen Umläufen der Veränderlichen z in eine lineare Function ihrer selbst überzugehen:

$$\zeta'=\frac{\alpha\zeta+\beta}{\gamma\zeta+\delta}$$

und heißt „polymorphe Function".

Während nun der erste Band des vorliegenden Werkes die Gruppen linearer Substitutionen an sich nach verschiedenen Richtungen untersuchte, befasst sich der zweite Band mit den zugehörigen automorphen Functionen. Dabei konnten die von denselben Verff. herausgegebenen „Vorlesungen über Modulfunctionen" (die Modulfunctionen sind ein Specialfall der automorphen Functionen) als Vorbild dienen.

Zunächst wird für die automorphen Functionen der Existenzbeweis mit Verwendung der Potentialfunctionen nach ähnlichen Methoden geführt, wie sie Klein schon in der Schrift „Über Riemanns Theorie der algebraischen Functionen und ihrer Integrale" im Jahre 1882 entwickelt hatte. Wenn man eine automorphe Function einer gegebenen Gruppe kennt, so sind alle übrigen dieser Gruppe gewisse algebraische Functionen jener einen, wodurch zu der Gruppe und ihren automorphen Functionen, ebenso wie zu einer algebraischen Function eine Riemann'sche Fläche von bestimmtem Geschlechte gehört. Die Integrale der automorphen Functionen bleiben bei den Substitutionen der Gruppe entweder ebenfalls ungeändert oder vermehren sich um constante Größen. Durch Spaltung der Veränderlichen in den Quotienten zweier anderen ζ_1, ζ_2 und einen gewissen Differentiationsprocess erhält man aus den automorphen Functionen die in ζ_1 und ζ_2 homogenen „automorphen Formen", die eine fundamentale Rolle spielen. Denn für sie kann man nach Poincaré convergente Reihenentwicklungen angeben und dann die automorphen Functionen als Quotienten solcher Reihen zusammensetzen (ähnlich wie die elliptischen Functionen aus den Theta-Reihen). Ausblicke auf die numerische Berechnung der automorphen Functionen beschließen die vorliegende erste Lieferung; eine in nahe Aussicht gestellte zweite Lieferung wird dieses Werk, das einen Gipfelpunkt der heutigen Functionentheorie darstellt, beschließen.

Innsbruck. Konrad Zindler.

Diagramme der elektrischen und magnetischen Zustände und Bewegungen. Entworfen von F. W. Wullenweber. Mit circa 60 Originalzeichnungen auf 10 lithogr. Quarttafeln. Als Manuscript gedruckt. Leipzig, J. A. Barth 1901. Preis 4 Mk.

Die vorliegende Arbeit stellt einen Versuch dar, „die magnetische Eigenart und die elektrischen und magnetischen Zustände und Bewegungen der Körper bildlich zur Anschauung zu bringen". Die Körper mit ihren allgemeinen Eigenschaften, mit der Verschiedenheit ihrer Aggregatzustände und ihres Verhaltens gegen mechanische und chemische Einwirkungen anderer Körper, gegen Licht, Wärme, Elektricität und Magnetismus werden in dem Buche als auf Wechselwirkung der Materie und des Äthers beruhende Erscheinungen aufgefasst und behandelt. Zuerst werden die Spannungsverhältnisse im Äther betrachtet, dann wendet der Verf. diese Erörterungen an, um in Gemäßheit der Anschauungen von Faraday die Erscheinungen positiv und negativ elektrischer Körper und die Phänomene der elektrischen Influenz zu erklären. Er zeigt, dass gleichgerichtete Ätherspannungen die Vereinigung, entgegengesetzte die Entfernung der in ihnen befindlichen Körper bewirken; dass ferner Spannungen, die sich unter einem Winkel begegnen, eine Drehung der mit ihnen behafteten Körper hervorrufen; dadurch werde — so meint der Verf. — die Gleichrichtung der Spannungen auf dem nächsten Wege bewirkt; wenn hiezu die Möglichkeit fehlt, so tritt nach der Ansicht des Verf.s entweder dauernde Drehung ein (wie bei der elektromagnetischen Rotation) oder Ruhe, wenn die Körper mit ihren Längsachsen normal zu einander stehen, wobei die sich begegnenden Spannungen möglichst weit auseinandergerückt sind (Verhalten der diamagnetischen Körper). Sich stützend auf diese Ansichten unternimmt es der Verf. in klarer Weise die Verhältnisse der elektrischen Ströme darzulegen. Namentlich sind es die Inductionsströme, denen der Verf. seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Die Elektricität ist nach den dargelegten Anschauungen einem Körperzustande eigen, der mit einer der im zusammenhängenden elastischen Äther möglichen Spannungen, hier der einseitig vorherrschenden, in Verbindung mit einer Verrückung der Körpermoleküle im positiven oder negativen Sinne, je nachdem diese Spannungen von den Körperoberflächen ausgehen oder gegen sie gerichtet sind, verknüpft ist. Der Magnetismus zeigt sich bei Körpern, deren Molekularbewegung eine Drillung des Äthers bewirkt, als tangentiale Spannung, zu welcher eine polare normal gerichtet ist. Die Erscheinungen paramagnetischer Körper beruhen dann auf einer Spannung des Äthers durch Rechtsdrillung, jener der diamagnetischen Körper durch Linksdrillung des Äthers. Auch die Erscheinungen des Rotationsmagnetismus, ferner der Hemmung der Schwingungen der Magnetnadel durch Induction, der relativen Bewegung von Stromleitern und Magneten werden auf Grund dieser Anschauungen in consequenter Weise erklärt.

Das vorliegende Buch ist jedenfalls der Beachtung der Fachgenossen wert, da in diesem der Versuch gemacht ist, die Phänomene der Elektricität und des Magnetismus in einheitlicher, auf mechanischen Principien fußender Weise populär zu erklären. Das Buch ist der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier zur Jahrhundertfeier gewidmet.

Lehrbuch der Physik für Studierende. Von Dr. H. Kayser, Prof. an der Universität Bonn. 3. verbess. Aufl. Mit 336 in den Text gedruckten Abbildungen. Stuttgart, Verlag von Ferd. Enke 1900.

In sachlicher Beziehung unterscheidet sich die vorliegende Auflage des trefflichen Lehrbuches der Physik von ihren Vorgängern, dass einige Zusätze gemacht worden sind, welche den Ergebnissen der neueren Forschungen entsprechen; so wurden in der Wärmelehre einige wichtige Resultate der physikalischen Chemie angegeben, ebenso ist in der Elektricitätslehre mancher wertvolle Zusatz gemacht worden, namentlich in jenem Abschnitte, der von den Beziehungen zwischen Licht, Elektricität und Magnetismus handelt; es ist in diesem genauer auf das Zeeman-Phänomen eingegangen, auf die Wirkung der radioactiven Substanzen, auf die drahtlose Telegraphie. Zu bedauern ist, dass auf die neuesten Theorien des elektrischen Elementes der Verf. nicht die gebürende Rücksicht genommen hat, wie denn überhaupt die Einleitung in die Lehre vom Galvanismus noch einen veralteten Eindruck macht.

Musterhaft und meisterhaft ist auch in dieser Auflage die Lehre vom Lichte behandelt worden, und diese Bearbeitung entschädigt für manche Schwäche des Buches den Fachmann, der dasselbe nur mit Vortheil gebrauchen wird.

In formeller Beziehung hat die 3. Auflage wesentliche Fortschritte aufzuweisen: es ist an vielen Stellen größere Klarheit und Präcision des Ausdruckes erreicht worden; ebenso wurde das Buch von einigen sinnstörenden Druckfehlern befreit.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Prof. G. Siebert, Lehrbuch der Chemie und Mineralogie für höhere Lehranstalten. 3 Bdchen. Erster Theil: „Einleitung in die Chemie und Mineralogie“. Braunschweig, Vieweg 1901. 101 SS. u. 100 Abbildungen.

Das für „höhere Lehranstalten“ bestimmte Werk enthält in seinem ersten Theile („Vorbereitender Lehrgang der Chemie“) das Pensum der Untersecunda, im zweiten („Metalloide und Metalle nebst ihren wichtigsten Verbindungen“) das der Obersecunda und Unterprima, im dritten Theile („Die wichtigsten Kohlenstoffe“) endlich die Aufgabe der Oberprima derjenigen Anstalten, „in denen

sich der Unterricht in der Chemie auf die genannten vier Classen erstreckt".

Der Verf. ist dem Ref. schon als Übersetzer des vierbändigen Werkes: „Leitfaden zur Einführung in die Experimentalchemie von Prof. Dr. J. Emerson Reynolds" vortheilhaft bekannt geworden. Er hat auch in dem vorliegenden „Lehrbuch" eine schön ausgestattete Arbeit geliefert, die auch, soweit es sich nicht um die Darstellung von Krystallgestalten handelt, mit einem guten Bilderschmuck versehen worden ist. Das Ganze ist von einem Schulmanne verfasst, der sein Fach nicht schablonenartig zu behandeln pflegt. In manchen Punkten gemahnt das Gebotene an dasjenige, was im Lehrplane und den zugehörigen Instructionen für österreichische Realschulen vorgeschrieben, bezw. empfohlen worden ist. Schon dieses Umstandes wegen forderte besonders der 1. Theil wegen der Art der Verarbeitung des mineralogischen Lehrstoffes und sodann der 3. Theil wegen der mehr experimentellen Grundlage der organischen Chemie das Interesse des Ref. heraus.

In Bezug auf alle drei Theile des Lehrbuches muss als lobenswert hervorgehoben werden die Güte des Stils, sowie der Umstand, dass jedem der drei Theile ein separates alphabetisches Register beigegeben ist. Im ersten und dritten Theile werden Versuche besonders beschrieben, im zweiten Theile wird hievon abgesehen.

Was nun vor allem den ersten Theil betrifft (auf die zwei anderen will ich im nächsten Heft der Zeitschrift eingehen), so werden darin unter anderem auch solche Versuche vorgeführt, in denen die neuesten Forschungsresultate verwertet werden, z. B. Anwendung der „Zündkirsche" bei Reduction von Siliciumdioxyd mit Hilfe von Magnesium usw. (73). Recht belehrend ist auch der Nachweis, dass bei Einwirkung von Salpeter auf glühende Kohlen sich Carbonat gebildet hat (38). Nicht mit allen beschriebenen Versuchen aber kann sich Ref. einverstanden erklären; so z. B. wird bei Versuch 1 die Wägung der abgebildeten Vorrichtung gewiss nicht zum Ziele führen, weil durchaus nicht das ganze durch Erhitzen freigemachte Quecksilber in der Eprouvette zurückbleiben würde. Auch das an diesen Versuch geknüpfte Eingehen auf die Zusammensetzung der Luft, ja sogar die Namhaftmachung einiger Eigenschaften des Stickstoffes muss an dieser Stelle als verfrüht bezeichnet werden. Die Angabe des Wesens einer chemischen Verbindung ist ungenügend, ebenso diejenige des Wesens eines Elementes. An diesem Orte von Weingeist, Kohlendioxyd usw. zu sprechen, erscheint ganz zwecklos. Das Gesetz der bestimmten Gewichtsverhältnisse wird schon bei diesem ersten Versuche wie eine bekannte Thatsache behandelt. Warum auf einmal (S. 2, vl. A.) für Quecksilber die Zahl 200 herbeigezerrt wird, ist nach dem

unmittelbar Vorausgehenden ganz unerfindlich. Der S. 32 u. 33 beschriebene Versuch, der die Aufstellung der Formel des Schwefelwasserstoffes zum Gegenstande hat, ist an sich gewiss gut; wenn er aber zweckentsprechend ausgeführt werden soll, so braucht man dazu so viel Zeit, dass man das Experimentieren bald einstellen müsste. Von der Belästigung, die dabei für Lehrer und Schüler erwächsen, soll hier ganz abgesehen sein.

Betreffs der Behandlung der Mineralogie ist zu beklagen, dass dieselbe nur ganz nebenher abgethan, und dass der krystallographische Theil derselben in keiner Weise einer Methodik theilhaftig wird. Es lässt sich die Mineralogie an sich viel inniger mit der Chemie verschmelzen, und auch die Krystallographie kann im Vorwärtsschreiten auf dem chemischen Gebiete ganz gut partienweise untergebracht werden.

Auf die Kunstausdrücke des Faches müsste größere Sorgfalt verwendet werden, als dies im vorliegenden Falle geschehen ist. Dass sich der Verf. nicht, wie löblich wäre, vorstellt, dass bei Betrachtung einer bestimmten Krystallgestalt oder eines zu behandelnden Minerals das dazu nöthige theoretische Rüstzeug aus dem „Krystallographisch-mineralogischen Anhang" herausgeholt werden müsse, geht aus einer Bemerkung in der Vorrede hervor (VI): „Der mineralogische Anhang im ersten Theile soll jedoch erst bei späterer Wiederholung und Erweiterung der Mineralogie benützt werden."

Eigenthümlich berührt es, dass bei der ersten Betrachtung über Oxyde eine Anzahl oxydischer Minerale beschrieben wird, ehe von den bezüglichen metallischen Elementen auch nur ein Wort gesprochen worden, und dass diese Körper auch krystallographisch gekennzeichnet werden, bevor noch etwas über die Krystallsysteme vorausgeschickt worden ist (26). Besser als die Oxyde werden die natürlichen Sulfide behandelt (35). Die dabei gebrauchten Kunstausdrücke werden aber auch hier viel zu wenig erläutert. Über das Ziel hinausschießen heißt es, wenn Diaspor, Goethit (91), Braunit, Manganit, Hausmannit und Rutil (92), Rhombeneisenkies, Arsenikalkies, Nickelantimonglanz, Nickelarsenglanz und Weißnickelkies (93), Boronatrocalcit (94), Anorthit und Oligoklas (95), Nephelin, Hypersthen und Wollastonit (96) und mehrere Zeolithe (97) besprochen oder auch nur erwähnt werden.

Die Abbildungen der monoklinen Krystalle erscheinen fast ohne Ausnahme in den merkwürdigsten Stellungen; eine lothrechte Lage der Hauptaxe zeigt fast keine einzige. Die Figuren sollen doch den Zweck haben, dem Schüler bei der häuslichen Wiederholung des Gegenstandes eine richtige Vorstellung von den Eigenthümlichkeiten dieser Körper zu geben. Hier aber kommen so aparte Stellungen vor, dass selbst der Fachmann einiger Zeit bedarf, um die Lage der Flächen richtig zu deuten. Es kommt

sogar vor, dass nicht einmal die Figuren, die ein Mineral betreffen (S. 43), in paralleler Axenstellung aufgefasst erscheinen.

Als lobenswert glaubt Ref. hervorheben zu müssen: 1. dass bei Gelegenheit der Einwirkung von Kupfer auf Salpetersäure der Analogie gedacht wird, welche dieser Process zeigt, im Vergleich zu dem bei der Einwirkung von Kupfer auf Schwefelsäure sich abspielenden (39); 2. dass an vielen Orten vorbereitet wird auf die analytische Chemie, ein eminent wichtiges Fach für den Berufschemiker. Die auf die analytische Chemie bezüglichen Versuche sind durchwegs als gelungen zu bezeichnen (z. B. 34); 3. letzteres gilt auch von den Versuchen über das heikle Capitel vom Phosphor uud den Säuren desselben (51—55); 4. die historische Angabe der Gründe, warum man den „gebrannten Kalk" für ein Metalloxyd hielt, „noch ehe es gelungen war, das betreffende Metall zu isolieren", sowie ferner die Angabe, „wie sich die Zusammensetzung des Calciumoxydes ermitteln lässt, ohne das Oxyd zu reducieren" (61).

Zu bemängeln ist: 1. dass recht frühe schon mit starken Dosen theoretischen Details vorgegangen und dass der rechnerische Theil in etwas zu weitläufiger Art gegeben wird; 2. die bereits beim dritten Versuche vorgetragene Aussage: „das Zink verbrennt zu weißem Oxyd", obwohl der Begriff eines Oxydes noch gar nicht gegeben worden ist (S. 3). 3. Es sollte (S. 3) angegeben werden, wie die Flamme beschaffen sein muss, um damit vor dem Löthrohr aus Bleioxyd ein Metallkorn zu erhalten; 4. „Da Bleioxyd und Zinkoxyd entstehen, wenn die betreffenden Metalle an der Luft erhitzt werden, so lassen sich die Oxyde dieser Metalle nicht wie Quecksilberoxyd durch bloßes Erhitzen in Metall und Sauerstoff zerlegen", lässt annehmen, dass Quecksilberoxyd nicht erhalten werden kann durch Erhitzen des Quecksilbers an der Luft! (3); 5. „Diese Verbindungsgewichte werden mit den Anfangsbuchstaben des Elementes bezeichnet" (4); 6. „Wenn also Sauerstoff durch Verbrennen von Schwefel in Schwefeldioxyd verwandelt wird, so findet keine Volumveränderung statt" (36, klar? Ref.). 7. Es ist unerfindlich, warum bei dem schönen Versuch der Luftanalyse (28) der nach Wegnahme des Sauerstoffes zurückbleibende Stickstoff zum Zwecke seiner Erkennung wieder in ein anderes Gefäß geschafft werden soll. 8. Ganz überflüssig erscheint es, über so seltene Elemente, wie Neon, Krypton und Xenon auch nur ein Wort zu verlieren (30). 9. Der S. 34 erhaltene grüne Niederschlag ist keineswegs reines „FeH_2O_2". 10. Dass an vielen Orten genaue Maßangaben über Dimensionen von Apparaten gegeben werden, ist zu nebensächlich in Anbetracht des Hauptzieles und zugleich zu wenig in Hinsicht auf eine Anleitung zum Experimentieren. 11. Zu der auf S. 39 befindlichen Angabe: „Einen Theil der Lösung von Kupfernitrat dampfe man zur Trockne ein. Der schwarze Rück-

stand besteht aus Kupferoxyd“ ist zu bemerken: *a*) Der so erhaltene Rückstand ist nicht schwarz und besteht *b*) nicht aus Kupferoxyd. 12. S. 66, l. A. steht: „Der lithographische Stein ist ein dichter Kalkstein (sic !) von schiefriger Structur“ (sic !). 13. „In Zeichnungen und Modellen werden die Krystallformen in der Regel so dargestellt, dass alle Flächen, die zusammen eine Krystallform bilden, gleichen Abstand vom Durchschnittspunkt der Axen haben“ (83).

Wünschenswert wäre, wenn bei einer Neuauflage 1. das Gesetz der „vielfachen Gewichtsverhältnisse“ schärfer ausgesprochen würde (S. 5), 2. die Verbindung „$S_n H_2 O_3$“ eine andere Benennung erführe als „Zinnhydroxyd“ (S. 40), 3. auf S. 49, Abs. 3 anstatt „Dieser Niederschlag dient“ in Anwendung käme: „Dieses Verhalten dient“, und 4. dass die Einrichtung des Glasschmelzofens nach Siemens besser erklärt würde.

Sollte Ref. den ersten Theil des vorliegenden Lehrbuches kurz kennzeichnen im Hinblick auf die an unseren Realschulen in Verwendung stehenden Lehrbücher, so müsste er sagen, dass die letzteren den Vergleich mit dem Büchlein Prof. Sieberts keineswegs zu scheuen brauchen.

Wien. Joh. A. Kail.

Marginalien und Register zu Kants Kritik der reinen Vernunft.

Von George Samuel Albert Mellin. Züllichau 1794. Neu herausgegeben und mit einer Begleitschrift: „Zur Würdigung der Kritik der reinen Vernunft“ versehen von Dr. Ludwig Goldschmidt. Gotha, Thienemann 1901.

Wer sich an die Schwierigkeiten erinnert, die sich beim ersten Durchschreiten der weitläufigen, selbst dem Vorgeschrittenen noch den Überblick des Ganzen verhindernden Gänge Kant'scher Darstellung darboten, der wird noch jetzt gerne die von L. Goldschmidt neu herausgegebenen Marginalien Mellins als willkommenen Führer bei wiederholtem Studium der Kant'schen „Kritik d. r. V.“ begrüßen. Denn Kant verstehen heißt den festgefügten, consequent durchgeführten Aufbau des ganzen Systems seiner Philosophie überblicken und dadurch Einsicht in denselben gewinnen. Diese Übersicht, die Kritik d. r. V. betreffend, sucht Mellin dadurch zu erreichen, dass er sich bemüht, den Inhalt jedes Absatzes der Kritik d. r. V. so kurz als möglich zu geben, ohne dass dadurch die getreue Wiedergabe der Hauptwahrheiten der Kritik mit den Beweisen in ihrer Vollständigkeit eine Beeinträchtigung erführe, indem er von den Kunstwörtern, den eingestreuten die Hauptmomente dem Auge leicht entrückenden Erläuterungen, sowie von der zweifellos mit unterlaufenden Dunkelheit des sonst meisterhaften Stils des großen Philosophen die Darstellung zu befreien sucht.

Beide, Mellin und Goldschmidt, sind überzeugte Anhänger und Verehrer Kants. Mellin zeigt sich als treuer Schüler Kants, indem er in den Marginalien, von denen er selbst in der Vorrede S. 7 sagt, sie seien „das Compendium und die Kritik selbst der Vortrag darüber", sowie in dem demselben angeschlossenen ziemlich sorgfältigen Register die Früchte eines sich in den Gedankenreichthum Kants versenkenden Studiums und scharfer Erfassung der Begriffe und Gedanken seiner kritischen Philosophie niederlegte.

Goldschmidts Enthusiasmus für Kant verdanken wir es ohne Zweifel, dass wir, auf dieses anspruchslose und doch so nützliche Schriftchen Mellins aufmerksam gemacht, eines verlässlichen und bequemen Orientierungsmittels bei erneutem Studium Kants nicht entbehren müssen, welchen wir nun wieder in leicht zugänglicher Form besitzen.

Der Vergleich aber der Mellin'schen Marginalien, was Ruhe der Darstellung, Besonnenheit und Bescheidenheit des Urtheils betrifft, mit dem vorangehenden Begleitschreiben Goldschmidts, ist nicht darnach angethan, letzteres in besonders günstigem Lichte erscheinen zu lassen.

Zunächst macht es Goldschmidt dem Leser seiner Schrift recht schwer, sich zu seiner Ansicht oder zu der jener zu bekennen, die er oft in geradezu unduldsamer Weise bekämpft, und zwar besonders deshalb, weil er nur ganz allgemein von „einer Gönnerschaft und Freundschaft der Kritik von jedermann, der sich seinen Privat-Kant construiert" u. ä. spricht, ja sehr häufig nur das unbestimmte „man" als Gegner Kants anführt. Und wie die Personen in nebelhafter Gestalt uns vorgeführt werden, so enthält auch ihre Zurückweisung als Gegner der Kant'schen Kritik viele Proteste und Betheuerungen, aber nicht ebenso viele überzeugende Gründe. — Und dort, wo der Verf. einmal den Kritiker Kants nennt (Vorrede XIII), nämlich Dr. Fr. Paulsen, wäre es doch auch eine Forderung der Gerechtigkeit gewesen, neben dem sei es mit Recht, sei es mit Unrecht absprechenden Urtheil darauf hinzuweisen, dass dieser doch unleugbar manches für das Verständnis K.s gethan hat.

Doch nun zur Berichterstattung über den eigentlichen Inhalt von Goldschmidts und Mellins Schrift.

§ 1 behandelt G. die Stellung der heutigen Philosophie zu Kant, wobei namentlich zu zeigen versucht ist, dass die heutige Kritik zwar die Voraussetzungen Kants und seine Ziele nicht kenne, dabei aber die Rolle der Gönnerschaft und der Freundschaft übernehme, um sich das Recht zu erwerben, ihn misszuverstehen. § 2—4 versucht nach einer Besprechung des Verhältnisses Kants zu Hume und Locke der Verf. zu zeigen, was die Voraussetzungen und was die Ziele der Kant'schen Kritik gewesen seien und führt die grundlegenden Gedanken der transcendentalen Ästhetik bes. im § 5 an. Der Verf. erörtert dann § 6—8 in

richtiger Weise die Lehre vom Verstande und den Kategorien, um dann § 9 die Lehre von der transcendentalen Apperception anzuschließen.

Im § 10 ff. geht der Verf. daran, die Probleme der Analytik zum Gegenstande einer erläuternden Darstellung zu machen und bespricht auf diese Weise das „Ding an sich", die Idealität von Raum und Zeit, den Begriff des Apriori und Aposteriori, die Unterscheidung des analytischen und synthetischen Urtheils, die Möglichkeit des letzteren usw. Die sehr breite Darstellung hat den Fehler, dass die darin zutage tretende Dogmatik im vorhinein allen Zweifel an Kant'schen Festsetzungen ausschließt, ohne sehr klare und treffende Begründungen dieser Ansicht zu geben.

Im § 17 ist nach einem Überblicke über den wesentlichen Inhalt der Ästhetik und Analytik zur Skizzierung der transcendentalen Dialectik übergegangen. Zunächst würdigt er dieselbe als „Kritik des dialectischen Scheins". Da sich die Metaphysik die Aufgabe stellt, aus allgemeinsten, schlechthin nothwendigen Principien zu schöpfen, und zwar aus reiner Vernunft, so muss zuerst die Vorfrage beantwortet sein, wie der Metaphysiker zu jenen höchsten Ideen geführt wird.

Im Vernunftschlusse, der vom Verstandesschlusse verschieden ist, wird das Besondere von dem Allgemeinen abgeleitet. Dabei waltet ein bloß analytisches Verfahren vor, das uns erkennen lässt, dass zu jedem Bedingten eine Bedingung gehöre. Synthesis ist es aber, wenn es sich um die Verknüpfung mit dem Unbedingten handelt. Dies denkt der Metaphysiker vermittelst reiner Begriffe. Es soll die Totalität aller Bedingungen begriffen werden. Mittelst der reinen Begriffe der Substanz, der Causalität und der Gemeinschaft steigt der Metaphysiker zu einer absoluten Einheit des Subjects, einer solchen in der Reihe der Bedingungen der Erscheinungen, einer absoluten Einheit aller Gegenstände des Denkens überhaupt empor. Damit ist der Gegenstand einer rationalen Psychologie, einer rationalen Kosmologie und einer rationalen Theologie bezeichnet. Ist die Kategorie immanent, so ist die Idee transcendental. Dabei gibt der Verf. in der Fußnote eine Unterscheidung zwischen transcedent und transcendental, die zeigen soll, wie Kant in aller Schärfe diese Unterscheidung machte, während es wohl als ausgemacht gilt, dass K. gerade in dem Gebrauche dieser beiden Begriffe insoferne mit weniger Schärfe unterschieden hat, als er manchmal beide Begriffe verwechselt. Die Ideen sind die sicheren Merksteine unseres Wissens und Begreifens, zugleich aber Richtungslinien der Forschung und des sittlichen Handelns.

Der Verf. geht dann § 22 über auf die Kant'sche Kritik dogmatischer Metaphysik, die Kritik über die Paralogismen (Psychologie), Antinomien (Kosmologie), das Ideal der reinen Vernunft (Theologie). Ins einzelne gehend, behandelt der Verf. gegen die Kant'sche Ordnung zuerst nach einer kurzen Darstellung der Para-

logismen die rationale Theologie (§ 21), dann im § 23 ff. die rationale Kosmologie, die Lehre von den Antinomien, u. zw. weil er die kosmologischen Ideen mit ihren Antinomien mit Kant des besonderen Studiums für wert hielt, weshalb er gerade diesem Theile der Kritik eine besonders eingehende Würdigung zutheil werden lässt (bis § 32). Doch leidet auch diese, wie andere Abschnitte, darunter, dass der Verf. so gerne den Faden der Darstellung unterbricht und erst wieder nach einer sehr umfangreichen Abschweifung aufnimmt. Dieser Mangel an ökonomischer Vertheilung des zur Erörterung kommenden Materials hat zur Folge, dass dem Leser der Schrift vielfach auch die Klarheit der Darstellung mancher Theile des Buches, wie z. B. gerade des zuletzt erwähnten, gleichsam wieder verloren geht. Der Schluss der „Würdigung“ § 32 gibt ein klares Bild davon, welchen Wert und welche Stellung in dem systematischen Aufbau der Kritik der reinen Vernunft gerade die Ideenlehre hat. Am Ende seiner Ausführungen führt der Verf. den Hauptzweck der Kritik „die Grenzbestimmung der menschlichen Erkenntnis“ noch einmal durch Kants eigene Worte, die dem Schlusse seiner transcendentalen Dialectik entnommen sind, dem Leser vor Augen.

Ganz im Gegensatze zu der „Würdigung“ zeichnet sich der darauf folgende Neudruck zu Mellins Marginalien durch Klarheit und Übersichtlichkeit bei aller Knappheit aus und lässt den Eindruck zurück, dass das Werk aus einem gewissenhaften Studium der Kant'schen Philosophie hervorgegangen ist, mit der Absicht verfasst, auf die Leser überzeugend zu wirken. Dadurch erreicht es eben auch sein Ziel, als Orientierungsmittel beim Studium der Kant'schen Kritik zu dienen, in vollstem Maße. Es gibt wohl keinen als Grundpfeiler des ganzen Kant'schen Systems geltenden Gedanken, den Mellin nicht, klar bei aller Kürze der Darstellung, dem Verständnisse des Lesers nahe gebracht hätte.

Ein Vergleich namentlich der ersten Abtheilung der transcendentalen Logik bei Mellin mit dem Originale lässt dagegen erkennen, wie haushälterisch und jede Ermüdung des Lesers hintanhaltend das Verfahren Mellins ist, indem er gerade in diesem Theile manches, was bei Kant geeignet ist, die Aufmerksamkeit des Lesers zu lähmen, nur streift und so viel davon erwähnt, als zum Verständnisse des Ganzen nothwendig erscheint. Mag das angeschlossene Register auch manchen K.'schen Terminus vermissen lassen, so wird es doch als Hilfsmittel beim Nachschlagen ganz gute Dienste leisten.

Wer also — zu wiederholtemmale sei dies hervorgehoben — nach einem wirklich gediegenen Compendium der Kritik d. r. V., zur Erleichterung der Übersichtlichkeit beim nochmaligen Durchnehmen der Kant'schen Kritik d. r. V. verlangt, dem seien die im Neudrucke erschienenen Mellin'schen Marginalien bestens empfohlen.

Wien. Gustav Spengler.

Zeit- und Streitfragen über den Zeichenunterricht. Von Otto Scheffers. Leipzig, E. A. Seemann 1901. Preis 2 Mk.

Die Umwälzungen, welche auf nahezu allen Kunstgebieten im letzten Jahrzehnt stattgefunden haben, blieben nicht ohne Einfluss auch auf den Zeichenunterricht, der bis dahin von der alten Geschmacksrichtung des Kunstgewerbes bevormundet, sich in den hergebrachten Geleisen bewegte. Zuerst waren es Protestschriften gegen die langweiligen, zweckwidrigen Methoden, welche allenthalben ein zustimmendes Echo fanden; darunter die Aufsehen erregenden Schriften von Konrad Lange und Matthaei. Dann tauchten zahlreiche Reformvorschläge von Einzelnen und Vereinen auf, und endlich kamen die Amerikaner Prang (Boston) und Liberty Tadd (Philadelphia) mit pompösen Publicationen ihrer Methoden, welche Anhänger, aber auch energische Widersacher fanden. Je weiter die Secession in der Malerei vordrang und der neue Stil auch im Kunstgewerbe festen Boden gewann, desto weitere Kreise zog die Revolution in den Fragen des Zeichenunterrichtes, desto mehr kreuzten sich die Ansichten, wie der Unterricht in den Schulen für allgemeine Bildung zu führen sei. Die Zeichner, welche heutzutage mit der Literatur über ihren Gegenstand im Laufenden bleiben wollen, haben ihre liebe Not; denn die „Lehrpläne“ und „Vorschläge“ wachsen wie die Pilze aus dem Boden, und es ist vorläufig noch kein Absehen, wann eine Klärung der divergierenden Ansichten eintreten wird. Der Verf. der vorliegenden Schrift hat sich der mühevollen, aber zugleich verdienstvollen Arbeit unterzogen, die wichtigsten, den Zeichenunterricht betreffenden Abhandlungen der letzten Jahre in knappen Auszügen zusammenzustellen und in knappen, kritischen Bemerkungen den Wert derselben zu präcisieren gesucht. Der Leser gewinnt auf kurzem Wege einen Überblick über alle bedeutsamen Enunciationen, welche von Künstlern und Lehrern in jüngster Zeit über den Gegenstand veröffentlicht wurden. Freilich kommt er schließlich zu dem Resultat, dass bis heute selbst über die einfachsten Fragen des Zeichenunterrichtes eine geradezu babylonische Verwirrung herrscht. Er sagt auf S. 57: „Man ist sich nicht einmal einig über Zweck und Namen des Unterrichtsfaches. Während die einen der Thätigkeit des Geistes eine große Rolle zuweisen, wollen andere davon nichts wissen. Die einen halten infolge dessen Zeichnen mehr für Arbeit, die andern für Gefühlssache, für Vergnügen. Die einen sind für Massen-, die anderen für Einzelunterricht. Man streitet sich darüber, ob man mit den einzelnen Zweigen des Unterrichtes fortwährend wechseln, oder ob man diese Zweige nacheinander vorzunehmen habe. Während einige das Zeichnen mit Kohle und Kreide befürworten, treten andere für den Pinsel, den Bleistift oder die Feder ein. Man ist ferner im Zweifel darüber, wann mit dem Zeichnen zu beginnen, ob anfangs das Hauptgewicht auf Genauigkeit der Zeichnung oder Leichtigkeit der Hand zu legen, ob mit der krummen

oder geraden Linie, ob mit Freihand- oder geometrischem Zeichnen anzufangen sei usw." Zum Schlusse entwickelt der Verf. seine eigenen Ansichten über den Gegenstand, welche die eines erfahrenen, denkenden Lehrers sind, der vom Neuen das Brauchbare acceptiert und nur das Erprobte gelten lässt.

Das Buch ist von der Verlagsfirma würdig ausgestattet und sei jedem, der sich über den gegenwärtigen Stand des Zeichenunterrichtes orientieren will, bestens empfohlen.

Wien. J. Langl.

Über die nämliche Schrift berichtet Prof. Rudolf Böck Folgendes: Die Hälfte des Buches nimmt eine kritische Übersicht über die bedeutendsten, seit drei Lustren erschienenen Reformvorschläge ein. Diese Zusammenstellung zeigt die Verschiedenheit der Auffassung eines und desselben Gegenstandes. So viele Vorschläge, so viele verschiedene Wege; jeder neue Autor zeigt einen neuen. Sehr eingehend beschäftigt sich Scheffers mit dieser Frage. Es wird kaum jemanden geben, der sich bedingungslos allen Ausführungen des Verf.s anschließt, namentlich denen über Massenunterricht. Jedenfalls aber wird der Fachmann eine Reihe interessanter Anregungen finden. Anziehend sind die Abschnitte über Gipszeichnen. Wir können nicht umhin, folgendes Citat anzuführen: „Es fragt sich, ob es überhaupt Aufgabe der Schule ist, so viel Zeit auf Übung im Abwägen zarter Beleuchtungserscheinungen zu verwenden, und ob es nicht nützlicher wäre, viel mehr, als es bis jetzt geschieht, Gewicht auf ein correctes Wiedergeben von Umrissen und sogenannten Localtönen zu legen. Ein Blick auf die Kunst der Japaner lehrt uns, wie lebensvoll, malerisch und dabei in allen Einzelheiten überaus deutlich man auch ohne tiefe Schattentöne etwas darstellen kann. Sicherlich sind solche Darstellungen für das Leben im allgemeinen wichtiger als die mit allen Beleuchtungseffecten peinlich durchgeführten Zeichnungen ... Gipsabgüsse, weiße Holzklötze und Marmorgebilde sind übrigens so ziemlich die einzigen Dinge in der Welt, die sich mit dem Bleistift nur unvollkommen oder doch wenigstens nur schwer wiedergeben lassen und die uns zur Benützung der Kreide veranlassen. Das ist aber ein Zeichenmaterial, welches im Leben außer für Lithographen und Maler eigentlich für niemanden Wert hat und den Anfänger im Zeichnen gar zu leicht zu einem verschwommenen, charakterlosen Arbeiten anleitet. Nur beiläufig sei an die Empfänglichkeit des Gipsabgusses für Schmutz erinnert. Aus allen diesen Gründen erscheint mir eine erhebliche Einschränkung des bisherigen Gipszeichnens sehr angebracht." Uns scheint das Wichtigste eine ziemlich einfache Wahrheit zu sein. Bei der

Darstellung eines Objectes auf gewöhnlichem Zeichenpapier soll nur das Charakteristische der Erscheinung wiedergegeben werden. Am wirksamsten werden aber auf weißem Papier, das gemeiniglich überall in der Praxis zur Anwendung kommt, jedenfalls die Schattenmassen sein. Es ist demnach nothwendig, den Schüler zur richtigen Beobachtung und Wiedergabe derselben anzuleiten, d. h. Auge und Hand darauf zu üben, dass die Grenzen zwischen Licht und Schatten auf das Exacteste wiedergegeben werden. So einfach diese Forderung auch ist, so enthält sie noch immer genug Schwierigkeiten; sie ist aber, richtig gelöst, an sich so wichtig, dass sie der redlichsten Anstrengung auch von Seite der Besten wert ist.

Ludwig Glas, Die gegenwärtige Stellung der Turnlehrer an Mittelschulen (Vortrag). Wien 1901, A. Pichlers Witwe & Sohn. 12 SS.

Der Vortrag enthält die Begründung der Forderung der Mittelschulturnlehrer nach Vorrückung in höhere Rangsclassen und einer dreißigjährigen Dienstzeit bei 20 wöchentlichen Unterrichtsstunden.

Die Berechtigung der gestellten Forderungen wird wohl schwerlich jemand, der Einblick in die Verhältnisse hat, in Abrede stellen können.

Bezüglich der Lehrer muss es nach meiner Ansicht bei den Fachturnlehrern bleiben und die ganze Angelegenheit in folgende Bahnen geleitet werden: Zu verlangen ist von dem Fachturnlehrer 1. absolvierte Mittelschule, 2. drei- bis vierjährige fachliche Ausbildung auf dem Gebiete *a*) der Hygiene, *b*) der Pädagogik im allgemeinen, *c*) der körperlichen Übungen im besonderen als ordentlicher Hörer der philosophischen und außerordentlicher Hörer der medicinischen Facultät. Diesen Forderungen ist als Äquivalent zu bieten Gleichstellung mit den Mittelschullehrern, u. zw. hinsichtlich der wöchentlichen Unterrichtsstunden mit jenen der realistischen Fachgruppen.

Die Forderung nach Herabsetzung der Dienstzeit auf 30 Jahre und der Lehrverpflichtung auf 20 Wochenstunden erscheinen mir einmal dadurch berechtigt, was Glas S. 10 vorbringt über die Beschwerlichkeit gerade des Turnunterrichtes, dann aber auch durch die Inanspruchnahme des Turnlehrers als Leiters der Jugendspiele und als berufenen Förderers aller sonstigen hygienischen Bestrebungen im Rahmen des gesammten Unterrichtsbetriebes.

Aussig. Dr. G. Hergel.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zur Mittelschulstatistik.

Nach Zeitungsberichten wurde bei den diesjährigen Verhandlungen des Budget-Ausschusses über den Unterrichtsetat eine große Zahl von Anträgen wegen Neuerrichtung von Mittelschulen gestellt und darauf bezügliche Resolutionen auch angenommen. Der Herr Unterrichtsminister unterließ es nicht, darauf hinzuweisen, dass die Frequenz an den Mittelschulen unaufhörlich steige und die Besuchszahl dieses Jahres die Höhe von rund 110.000 Schülern erreicht hat. Mit dem Anwachsen der Mittelschulen stehe der Lehrermangel in grellem Widerspruche, der erst allmählich behoben werden könne. Bezüglich der Neuerrichtung von Mittelschulen machte Se. Excellenz die zutreffende Bemerkung, dass für die Beurtheilung dieser Frage nicht lediglich die Zahl der Bevölkerung und der Umfang der Bodenfläche maßgebend sein könne, sondern die Aufnahmsfähigkeit des betreffenden Kronlandes und des betreffenden Culturkreises.

Es soll nun im folgenden die Entwicklung der Mittelschulen in den letzten Decennien nach Schulkategorien und nach Ländern, endlich im Vergleiche zu einigen größeren Staaten des Deutschen Reiches statistisch nachgewiesen und durch kritische Ausblicke beleuchtet werden. Ich kann mich hier auf eine vor kurzem erschienene Abhandlung[1]) stützen, die der Beachtung hiemit besonders empfohlen wird. Die statistischen Daten sind zum größeren Theil dieser Darstellung entnommen, in den Folgerungen aber weichen wir mehrfach ab.

Die Entwicklung der österreichischen Mittelschulen, d. h. Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen (nach dem Stande am Ende des Schuljahres) nahm in den letzten Jahrzehnten folgenden Verlauf:

---

[1]) Beiträge zur Statistik des österreichischen Mittelschulwesens von Dr. Casimir Max, Jahrg. VII, Heft 3 der statistischen Monatsschrift, herausgegeben von der k. k. statistischen Centralcommission.

	1860	1869/70	1879/80	1889/90	1899/900
Zahl der Anstalten	123	166	242	250	312[1])
Decennalzuwachs absolut . . .	—	43	76	8	62
„ in %	—	35	45·8	3·3	24·8

Davon

	1860	1869/70	1879/80	1889/90	1899/1900
Gymnasien u. Realgymnasien	91	117	160	172	210
Realschulen	32	49	82	78	102

Die Decennalzuwächse betrugen daher für die Gesammtheit der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder:

	1860—70		1871—80		1881—90		1891—1900	
	absolut	in %	absolut	in %	absolut	in %	absolut	in %
Gymnasien und Realgymnasien .	26	28·1	43	36·8	12	7·5	38	22·1
Realschulen	17	53·1	33	67·3	—4	—4·9	24	30·7

Zahl der Gymnasien und Realgymnasien in den einzelnen Ländern.

Land	Gymnasien					Realgymnasien				
	1860	1869/70	1879/80	1889/90	1899/900	1860	1869/70	1879/80	1889/90	1899/900
Niederösterreich .	9	9	14	18	22	—	5	8	7	7
Oberösterreich . .	3	3	4	4	6	—	—	—	—	—
Salzburg	1	1	2	2	2	—	—	—	—	—
Steiermark	3	4	5	8	9	—	1	1	—	—
Kärnten	2	2	3	3	3	—	—	—	—	—
Krain	2	3	3	4	5	—	—	1	—	—
Küstenland . . .	5	5	5	5	6	—	—	—	—	1
Tirol u. Vorarlberg	9	8	8	8	10	—	—	1	1	1
Böhmen	23	26	31	37	51	—	4	19	16	11
Mähren	9	12	15	18	28	—	1	5	3	1
Schlesien	3	3	5	5	7	—	—	—	—	—
Galizien	16	17	19	23	30	—	3	3	3	—
Bukowina	2	2	3	3	5	—	—	—	—	—
Dalmatien	4	4	4	4	5	—	3	1	—	—
Zusammen . .	91	99	124	142	189	—	18	39	30	21

[1]) 322 im Schuljahr 1901/2.

Zahl der Realschulen, ferner Gesammtzahl der Mittelschulen (Stand am Ende des Schuljahres, staatliche und Privatmittelschulen mit Öffentlichkeitsrecht).

Land	Realschulen					Mittelschulen zusammen				
	1860	1869/70	1879/80	1889/90	1899/900	1860	1869/70	1879/80	1889/90	1899/900
Niederösterreich	5	11	17	17	17	14	25	39	42	46
Oberösterreich	1	2	2	2	2	4	5	6	6	8
Salzburg	1	1	1	1	1	2	2	3	3	3
Steiermark	2	1	3	3	3	5	6	9	11	12
Kärnten	1	1	1	1	1	3	4	4	4	4
Krain	1	1	1	1	1	3	4	5	5	6
Küstenland	—	2	5	4	4	5	7	10	9	11
Tirol u. Vorarlberg	2	3	6	4	4	11	11	15	13	15
Böhmen	8	13	17	18	30	31	43	67	71	92
Mähren	4	5	15	15	26	13	18	35	36	55
Schlesien	1	1	4	4	4	4	4	9	9	11
Galizien	5	5	6	5	6	21	25	28	31	36
Bukowina	—	1	2	1	1	2	3	5	4	6
Dalmatien	1	2	2	2	2	5	9	7	6	7
Zusammen	32	49	82	78	102	123	166	242	250	312

Verhältnis der Zahl der Anstalten zur Bevölkerungsziffer und Bodenfläche.

Land	1 Mittelschule auf Einwohner	Land	1 Mittelschule auf km^2	Land	Einwohner auf 1 km^2	Land	Durchschnittliche Frequenz einer Mittelschule Ende Schuljahr 1898/99
Mähren	48.730	Niederösterr.	441	Niederösterr.	154	Bukowina	525
Schlesien	60.384	Mähren	444	Schlesien	129	Galizien	489
Salzburg	61.716	Schlesien	468	Böhmen	119	Küstenland	331
Tirol und Vorarlberg	63.418	Böhmen	597	Mähren	110	Krain	318
Niederösterr.	66.907	Küstenland	885	Galizien	94	Niederösterr.	317
Böhmen	70.858	Oberösterr.	1.498	Küstenland	93	Steiermark	282
Küstenland	81.895	Krain	1.659	Bukowina	70	Schlesien	278
Dalmatien	83.666	Dalmatien	1.834	Oberösterr.	70	Böhmen	267
Krain	85.618	Steiermark	1.869	Steiermark	61	Mähren	259
Kärnten	93.265	Tirol und Vorarlberg	1.952	Krain	52	Oberösterr.	256
Oberösterr.	103.606	Bukowina	2.088	Dalmatien	46	Kärnten	256
Steiermark	112.696	Galizien	2.180	Kärnten	36	Salzburg	241
Bukowina	145.933	Salzburg	2.384	Tirol und Vorarlberg	33	Tirol und Vorarlberg	234
Galizien	206.080	Kärnten	2.582	Salzburg	26	Dalmatien	226

Die Entwicklung der **Mittelschulfrequenz** nahm nach Dr. Max folgenden Verlauf:

Jahr	1860	1869/70	1879/80	1889/90	1899/900
Anzahl der Schüler	34.355	42.691	65.935	71.295	95.920
Decennalzuwachs absolut . . .	—	8.336	23.244	5.360	24.625
„ in %	—	24·3	54·4	8·1	34·5

Davon	1859/60	1869/70	1879/80	1889/90	1899/900
Mittelschüler humanistischer Richtung (Gymnasien und Realgymnasien)	25.638	30.497	47.968	52.911	64.653
Mittelschüler realist. Richtung	8.722	12.194	17.967	18.384	31.267[1]

Dies ergibt folgenden absoluten und relativen Zuwachs:

Anstalten	1861—1870		1871—1880		1881—1890		1891—1900	
	absolut	in %	absolut	in %	absolut	in %	absolut	in %
humanist. Richtung	4.864	18·6	17.471	57·3	4.943	10·3	11.742	22·2
realist. Richtung. .	3.472	39·8	5.773	47·3	417	2·3	12.883	70·1

In den **einzelnen Kronländern** entwickelte sich der Mittelschulbesuch folgendermaßen:

Gesammtzahl der humanistischen Mittelschüler Ende des Schuljahres.

Land	1869/70	1879/80	1889/90	1899/900	Zuwachs 1891—1900	
					absolut	relativ
Niederösterreich .	3.821	6.735	7.563	9.046	1.483	19·6
Oberösterreich . .	726	1.086	1.219	1.643	424	34·8
Salzburg. . . .	277	354	436	495	59	13·5
Steiermark	1.230	1.601	1.973	2.500	527	26·7
Kärnten	428	511	669	817	148	22·1
Krain	744	812	1.105	1.635	530	47·9
Küstenland . . .	866	1.128	1.480	1.845	365	24·7
Tirol u. Vorarlberg	1.607	1.962	2.280	2.820	540	23·7
Böhmen	7.703	15.190	15.967	14.477	— 1.490	— 9·3
Mähren	3.223	5.987	5.318	7.643	2.325	43·7
Schlesien	1.016	1.337	1.407	1.773	366	26·0
Galizien	7.446	9.504	11.484	16.318	5.940	57·2
Bukowina	825	1.152	1.304	2.361	1.057	81·0
Dalmatien	585	609	706	1.280	574	81·3
Summe bez. Durchschnitt	30.497	47.968	52.911	64.653	11.742	22·2

[1]) 72.476 Gymnasial-, 37.412 Realschüler im Schuljahr 1901/2.

Gesammtzahl der Realschüler Ende des Schuljahres.

Land	1869/70	1879/80	1889/90	1899/900	Zuwachs 1891—1900	
					absolut	relativ
Niederösterreich	2.702	3.939	4.404	5.889	1.485	33·7
Oberösterreich	391	355	369	452	83	22·4
Salzburg	209	162	233	270	37	15·9
Steiermark	421	508	643	925	282	43·9
Kärnten	214	183	180	263	83	46·1
Krain	236	240	347	421	74	21·3
Küstenland	493	832	1.023	1.344	321	31·4
Tirol u. Vorarlberg	317	516	509	586	77	15·1
Böhmen	3.667	5.278	5.132	10.096	4.964	96·7
Mähren	1.779	3.210	3.141	6.276	3.135	99·8
Schlesien	527	926	960	1.381	421	43·9
Galizien	806	1.386	957	2.563	1.606	167·8
Bukowina	323	327	328	427	99	30·2
Dalmatien	109	155	158	374	216	136·7
Summe bez. Durchschnitt	12.194	17.967	18.384	31.267	12.883	70·1

Auf 100.000 Einwohner entfallen Ende Schuljahr 1898/99:

	Humanistische Mittelschüler	Realschüler	Mittelschüler überhaupt
In Niederösterreich	28·4	18·2	46·6
„ Oberösterreich	19·4	5·1	24·5
„ Salzburg	24·9	13·7	38·6
„ Steiermark	18·5	6·3	24·8
„ Kärnten	20·5	6·9	27·4
„ Krain	29·7	7·3	37·0
„ Küstenland	22·5	17·6	40·1
„ Tirol und Vorarlberg	33·4	6·4	39·8
„ Böhmen	22·9	14·6	37·5
„ Mähren	29·6	23·7	53·3
„ Schlesien	26·4	19·7	46·1
„ Galizien	20·7	3·1	23·8
„ Bukowina	29·5	6·5	36·0
„ Dalmatien	21·5	5·6	27·1

Aus obigen Daten ergibt sich zunächst, dass die Zahl der Realgymnasien im Sinken begriffen ist, während jene der Gymnasien und Realschulen rasch steigt, insbesondere die der Realschulen. Die Gründe für diese Erscheinung liegen klar zutage: unser Realgymnasium hat sich wenigstens in der bestehenden Form nicht bewährt, die fortwährende Frequenzzunahme der Gymnasien und Realschulen liegt in dem gehobenen und gewiss freudig zu begrüßenden Bildungsbedürfnis der Bevölkerung.

Wenn speciell an **Realschulen** im letzten Decennium eine besondere Steigerung der Frequenz zu beobachten ist, so hängt dies mit mehrfachen Umständen zusammen. Erstens geht ein realistischer Zug durch unsere Zeit überhaupt, der diese Schulgattung begünstigt; der wirtschaftliche Aufschwung, der mit den Errungenschaften der technischen Wissenschaften zusammenhängt, erfordert eine größere Zahl von Technikern als ehedem. Der Umstand ferner, dass die Realschule in sieben Jahren absolviert wird, bestimmt zweifellos eine nicht unbeträchtliche Zahl von Eltern, ihre Söhne in diese Schule zu schicken. Es wäre weiter eine zu missbilligende Bescheidenheit, wenn nicht erwähnt würde, dass gerade die Realschule durch mannigfache Reformen in den letzteren Jahren zu einer besonderen Blüte gelangt ist.

Was die Vertheilung der Mittelschulen anlangt, so zeigt sich hierin ein große Verschiedenheit und jene schon oft beklagte Systemlosigkeit, die durch die Bestimmungen der kais. Verordnung vom J. 1850, betreffend den Privatunterricht, hervorgerufen wurde.

Während in Mähren auf 48.780 Einwohner 1 Mittelschule kommt, ist dies in Galizien erst bei 206.080 Einwohnern der Fall und selbst Salzburg und Schlesien können sich einer verhältnismäßig größeren Zahl von Mittelschulen rühmen als Niederösterreich mit der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Es wäre an der Zeit, dass der planlosen Gründung und Errichtung von Mittelschulen Halt geboten und in Hinkunft nach einem festen, auf das wirkliche Bedürfnis gestelltem Princip vorgegangen würde. Und was die Hauptsache ist, man sollte überlegen, ob für so viele Mittelschulen das pädagogisch und wissenschaftlich gebildete Lehrermaterial zur Verfügung steht: die Lehrer bedingen die Blüte der Schüler, nicht Gesetze und Erlässe. Und die Hochschulen, insbesondere die Universitäten, zeigen sie nicht Frequenzziffern, die der Nachfrage nach deren Absolventen vielfach **nicht** entsprechen, nicht zu gedenken jener ungeheuren Schar, die das Mittelschulstudium zwar beginnen, aber nicht vollenden und das große Contingent des geistigen Proletariats in bedenklichem Maße mehren. Vergleichen wir damit die Verhältnisse in einigen Staaten des **Deutschen** Reiches.

Die Entwicklung der höheren Schulen in **Preußen** im Decennium 1888/89 bis 1898/99 (Wintersemester) ist folgende:

Kategorie	Anzahl der				Decennalzuwachs (+) bezw Abnahme (—) an			
	Anstalten		Schüler		Anstalten		Schülern	
	1888/89	1898/99	1888/89	1898/99	absolut	in %	absolut	in [illegible]
Human. Mittelschulen	478	444	116.134	112.716	—34	— 7·1	— 3.418	— [illegible]
Realist. Mittelschulen	59	153	18.709	39.303	+94	+159·3	+20.594	+1[illegible]
Mittelsch. zusammen	537	597	134.843	152.019	60	11·2	17.176	1[illegible]

[1]) Im Winterhalbjahr 1900/1 kamen von der Gesammtzahl der Schüler (162.057) auf
gymnasiale Anstalten (mit Latein u. Griech.) 94.321 d. h. 50%
realgymnasiale Anstalten (mit Latein) . . . 22.962 d. h. 14%
lateinlose Anstalten . . . . 44.774 d. h. 28%
(letztere gegen 24.747 d. h. 18% im Jahre 1892/93).

In Bayern war der Stand der Mittelschulen in den Jahren 1888/89 und 1898/99 der folgende:

Kategorie	Zahl der				Decennalzuwachs (+) bezw. Abnahme (—) an			
	Anstalten		Schüler		Anstalten		Schülern	
	1888/89	1898/99	1888/89	1898/99	absolut	in %	absolut	in %
A. Humanist. Gymnasien	35	42	14.635	16.045	+ 7	+20·0	+1.410	+ 9·6
B. Progymnasien u. Lateinschulen	54	44	3.177	3.272	—10	—18·5	+ 95	+ 2·9
C. Realgymnasien	—	4	—	789	+ 4	—	+ 789	—
D. Realschulen	57	55	10.313	12.259	— 2	— 3·5	+1.946	+18·8
Humanistische Anstalten (A bis C)	89	90	17.812	20.106	+ 1	+ 1·1	+2.294	+12·9
Realistische Anstalten (D)	57	55	10.313	12.259	— 2	— 3·5	+1.946	+18·8
Mittelschulen zusammen	146	145	28.125	32.365	— 1	— 0·4	+4.240	+15·1

Weitere Ausführungen enthält Max' Abhandlung.

Die Entwicklung der letzten 10 Jahre brachte die Mittelschulen des Jahres 1900 in folgende Relation zur Gesammtbevölkerung:

	Entfällt 1 Mittelschule auf Einwohner
im Königreich Württemberg	12.376
im Großherzogth. Baden	33.938
im Großherzogth. Hessen	33.952
im Königreich Bayern	41.924
im Reichsland Elsass-Lothringen	47 707
in dem Deutschen Reiche	53.867
im Königreich Preußen	54 319
in d. Ländergr. Böhmen, Mähren, Schlesien	59.708
im Königreich Sachsen	68.848
in der Ländergruppe Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Tirol und Vorarlberg	77.191
in der Ländergruppe Krain, Küstenland, Dalmatien	77.297
in Österreich zusammen	83.677
in der Ländergruppe Galizien u. Bukowina	191.082

Auf 10.000 Einwohner entfallen (im letzterhobenen Decennium):

Humanistische Mittelschüler

in Württemberg	39·2
„ Hessen	37·5
„ Baden	35·0
„ Preußen	34·8
„ Bayern	33·1
„ Elsass-Lothringen	29.9
„ Österreich	24·8
„ Sachsen	24·1

Realistische Mittelschüler

in Württemberg	49·7
„ Hessen	41·5
„ Baden	37·1
„ Sachsen	23·9
„ Bayern	21·7
„ Elsass-Lothringen	17·4
„ Preußen	12·1
„ Österreich	12·0

Also auch für Deutschland gilt, dass die Frequenz der Mittelschulen insbesondere der realistischen Richtung im Steigen begriffen ist. Wenn ferner zu bemerken ist, dass daselbst auf eine relativ geringere Einwohnerzahl 1 Mittelschule kommt, so hängt dies, wie schon der Herr Unterrichtsminister im Abgeordnetenhause anlässlich der Debatte über das Capitel Mittelschulen geäußert hat, damit zusammen, dass in Deutschland ein großer Theil der Mittelschüler an eine staatliche Anstellung und eine Altersversorgung nicht denkt. Dort will man häufig nur eine bessere Bildung für die zahlreichen bürgerlichen Berufe, insbesondere für den Kaufmannstand, gewinnen.

Anhangsweise wollen wir bemerken, dass in Ungarn die Frequenz der Realschulen, die dort gleich den Gymnasien achtclassig sind, im steten Rückgang begriffen ist. Von 100 Mittelschülern entfallen im Jahre 1897/8 nur 17·27, im Jahre 1898/9 nur 16·95% auf die Realschulen, während diese Quote in den Jahren 1893—1896 stets 18% überstieg. Nach dem neuesten Bericht der ungarischen Regierung gab es am Ende des Schuljahres 1899/1900 50.022 Mittelschüler (+ 1.581), darunter 225 Mädchen, 48.353 Gymnasialschüler und 9.669 Realschüler. Die Zunahme ist in beiden Arten der Mittelschulen beständig, bei den Gymnasien jedoch viel bedeutender.

Bericht über den VIII. böhmischen Mittelschultag in Prag (Pfingsten 1902).

In den Pfingstfeiertagen l. J. fand in Prag der VIII. Kongress der böhmischen Professoren statt, an welchem über 300 Mittelschullehrer aus Böhmen, Mähren und Schlesien sowie auch viele Universitätsprofessoren theilnahmen. An der Spitze der Verhandlungsgegenstände (38 an der Zahl) stand ein Vortrag des Universitätsprofessors Dr. Drtina „Über die neueren Richtungen in der Mittelschulreform", in welchem er die verschiedenen Aufgaben und Ziele des Mittelschulwesens seit dem Mittelalter besprach und die neueste Reformbewegung in Frankreich und Preußen erörterte. Er führte unter anderem aus: „Die Gleichwertigkeit der classischen und modernen Bildung ist allgemein anerkannt. In dieser Beziehung hat bereits im vorigen Jahrhunderte die von Exner und Bonitz angeregte Reform der österreichischen Gymnasien einen bedeutsamen Schritt gethan und unter den übrigen Reformen eine besonders ehrenvolle, ja sogar die erste Stelle eingenommen. Gegenwärtig tritt in den einzelnen Staaten Europas der Utraquismus der classischen und modernen Studien in den Vordergrund. Nur in einer edlen, freien Concurrenz verschiedener Schultypen, wodurch gleichzeitig der individuellen Initiative des Lehrers freier Spielraum gelassen wird, ist die Gewähr eines gedeihlichen Fortschrittes und einer organischen Entwicklung zu suchen. Gewalt und Überstürzung könnten gerade auf dem Gebiete der Schulreform unabsehbare Schäden

anrichten. Mit der Reform der Schule hängt auch die Reform der Vorbildung der Lehrer zusammen. Die philosophische Facultät ist nicht nur die Stätte der theoretischen wissenschaftlichen Arbeit, sondern auch die Bildungsstätte für künftige Lehrer an Mittelschulen. Dieser Aufgabe kann heute in entsprechendem Maße nicht Genüge gethan werden. Es wäre eine Ergänzung der philosophischen Facultät zu wünschen, mag es in der Form einer Schulabtheilung, wie es Lindner beantragte, oder in der Form eigener methodischer Vorträge nach dem Antrage Baumanns auf dem Göttinger Kongresse oder schließlich durch Errichtung eigener Schulfacultäten geschehen, wie sie an einzelnen Universitäten Amerikas existieren. — Schließlich hängt mit dieser Reform auch die Nothwendigkeit der socialen und materiellen Hebung des Lehrerstandes, ferner die Möglichkeit einer freien Entwicklung der Individualität des Lehrers zusammen. In erster Beziehung ist aufrichtiges Lob der Unterrichtsverwaltung zu spenden für alles, was sie bisher für die Lehrerschaft der Mittelschulen gethan hat." — Im Einklange mit diesen Ausführungen wurden nun auch einzelne Resolutionen angenommen. In der Realschulsection: „Das Realschulstudium ist als gleichwertig dem Gymnasialstudium anzuerkennen; demgemäß ist das erstere in humanistischer Richtung zu ergänzen und auf acht Studienjahre zu erweitern. Für die Übergangsperiode sind für diejenigen Realschulabsolventen, welche sich dem Universitätsstudium widmen wollen, an einzelnen Anstalten facultative Jahrescurse zu errichten, deren Aufgabe das Studium der philosophischen Propädeutik, die Vertiefung der historischen Kenntnisse, das Lesen der lateinischen und griechischen Classiker in Übersetzungen (sic!) und die Kenntnis der Elemente der Sociologie und Ethik wäre. Solchen Realschulabiturienten wäre mit Ausnahme der theologischen Facultät der Zutritt zum Universitätsstudium an allen Facultäten zu gestatten. Für die eventuelle Fachbildung wäre je nach Bedarf der einzelnen Facultäten durch eigenene Universitätscurse nach Art der Seminarien vorzusorgen." In der philosophischen Section auf Anregung des Universitätsdocenten Dr. Čáda: „Die philosophische Propädeutik ist auch an den Realschulen einzuführen. An den Gymnasien ist die Psychologie in der VII. Classe in zwei wöchentlichen Stunden, die Logik in der VIII. Classe in drei wöchentlichen Stunden unter besonderer Berücksichtigung der Lehre über die Classification und Methode der Wissenschaften und die Entwicklung in der Philosophie zu lehren. Wünschenswert ist in den Unterricht der philosophischen Propädeutik die Grundzüge der Sociologie und Ethik aufzunehmen. Der Unterricht beruhe womöglich auf der Sokratischen Methode und es seien hiemit nur qualificierte Lehrkräfte zu betrauen. Die Prüfungsvorschrift soll durch eine neue Approbationsgruppe für Ng. Ph. m. nl. ergänzt, die philosophische Bildung der Mittelschullehrer überhaupt erweitert und vertieft werden." — Betreffend den griechischen Sprachunterricht an Gymnasien wurde der Wunsch ausgesprochen, in den oberen Classen sei die Jugend über die Bedeutung der griechischen Cultur inmitten der allgemeinen Cultur systematisch zu belehren, und es sei zu diesem Zwecke auch der Canon

der regelmäßigen Schullectüre abzuändern. Demgemäß sei in den obersten zwei Classen nebst der Autorenlectüre auch eine Chrestomathie nach Art des Lesebuches von Wilamowitz v. Möllendorff einzuführen, welches in entsprechender Weise vervollkommnet, bei der Privatlectüre vorzügliche Dienste leisten könnte. — Bezüglich der künstlerischen Erziehung der Jugend wurde nach einem Vortrage des Prof. Patočka aus Časlau folgende Resolution angenommen: „Die Pflege der Kunst in der Schule sei nicht als ein neuer Lehrgegenstand, sondern als ein pädagogisches Princip anzunehmen. Die Instructionen geben bei verschiedenen Disciplinen genug Gelegenheit hiezu; es erübrigt nur, sie eifrigst zu benützen. Selbstverständlich müssen der Schule zu diesem Zwecke geeignete Lehrbehelfe zur Verfügung stehen." — Im Anschlusse daran wurde auch in der Section für moderne Philologie eine größere Dotation für das historische Cabinet zur Anschaffung von Anschauungsobjecten für den modernen Sprachunterricht beansprucht. — Vorzügliche Dienste für die weitere Ausbildung der Jugend leistet das Skioptikon. Nach einem instructiven Vortrage des Prof. Lepš aus Příbram, welcher auch eine Reihe von gelungenen skioptischen Bildern vorführte, wurde beschlossen, allen Lehrkörpern die Einführung derartiger Vorträge aus allen Disciplinen außerhalb der regelmäßigen Unterrichtszeit vom Schuljahre 1902/3 angefangen zu empfehlen. — Der Förderung der sittlichen Bildung der Jugend galt ein Vortrag des Directors Bílý (Žižkov), auf Grund dessen die Gründung einer Zeitschrift für die Mittelschuljugend, welche gleichzeitig ein willkommenes Familienblatt sein sollte, beschlossen und die Verbreitung guter und wertvoller Bücher unter den Studierenden *durch die* Lehrer selbst empfohlen wurde. Die Errichtung von Lesehallen für die studierende Jugend an den Anstalten selbst wurde als wünschenswert bezeichnet. — Behufs einer größeren ästhetischen Bildung der Mittelschullehrer wird die Systemisierung einer Lehrkanzel an der Universität mit Seminar für die Geschichte der bildenden Künste verlangt. Der Fortbildung der in den Provinzstädten angestellten Lehrer kämen wissenschaftliche Clubs und die Herausgabe eigener Jahresberichte über die Fortschritte auf dem Gebiete einzelner Wissenschaften zustatten. — Von den weiteren Beschlüssen sind zu erwähnen: Geschichte und Geographie ist in der II. bis IV. Classe der Gymnasien und Realschulen in zwei selbständige Lehrgegenstände zu trennen; als selbständiger Gegenstand ist die letztere auch in den oberen Classen der Gymnasien und Realschulen einzuführen. — Als ein neuer nicht obligater Lehrgegenstand sind versuchsweise an einzelnen Anstalten praktische physikalische Übungen zu bestimmen; nach Maßgabe der gemachten Erfahrungen sollen sie dann in die Reihe der obligaten Gegenstände treten. — Die für Geometrie und geometrisches Zeichnen angesetzte Stundenzahl soll auf die ursprüngliche Zahl drei erhöht werden. — Im Zeichenunterrichte werden freie Übungen und das Zeichnen nach der Natur begrüßt. — In der Turnsection wurde auf das Bedürfnis des Unterrichtes in der Hygiene in allen Classen der Mittelschule hingewiesen und eine hinreichende Beaufsichtigung der Schule seitens der Schulärzte als ständiger Mitglieder

der Lehrkörper als nothwendig bezeichnet. Die Pflege der körperlichen Ausbildung der Jugend soll durch die Concentration des Unterrichtes auf die Vormittagsstunden gefördert werden. — Für den Stenographieunterricht werden drei Curse und die Herausgabe einer eigenen Instruction verlangt.

Den II. Theil der Verhandlungen nahmen allgemeine und Standesfragen ein. Es wurden folgende Anträge angenommen: Die Activitätszulage soll in die Pension einbezogen werden; sollte die von staatswegen eingeleitete Action scheitern, so sei vom Vereine selbst eine neue Action im Einvernehmen mit allen übrigen Mittelschulvereinen Österreichs behufs Durchführung des Gedankens auf autonomem Wege einzuleiten. — Der § 10 des Pensionsgesetzes vom J. 1896 sei, wie folgt, abzuändern: „Die Pensionsbezüge eines Professors dürfen nicht kleiner sein als die Versorgungsgenüsse seiner Witwe und Kinder". — Die Supplenten seien in die XI. Rangsclasse einzureihen und die Anrechnung von Supplentenjahren sei bei zufriedenstellender Dienstleistung auch auf mehr als drei Jahre auszudehnen. Den Professoren aller mit dem Öffentlichkeitsrechte beliehenen Privatlehranstalten seien bei Verstaatlichung der letzteren alle an denselben zugebrachten Dienstjahre anzurechnen. — Den Turnlehrern möge das Avancement in eine höhere Rangsclasse ermöglicht, die 35jährige Dienstzeit auf 30 Jahre herabgesetzt und die Lehrverpflichtung von 25 auf 20 wöchentliche Stunden ermäßigt werden. — Die nach § 4 des Gehaltsgesetzes vom J. 1898 angestellten Katecheten mögen denen nach § 10 ernannten gleichgehalten, und den an Lehrerbildungsanstalten wirkenden Religionslehrern möge bei ihrer Beförderung in die IX. Rangsclasse wenigstens ein Theil der in der X. Rangsclasse zugebrachten Dienstjahre angerechnet werden. — An jeder Anstalt sei die Stelle eines Schreibers oder Secretärs, welcher gleichzeitig die Verwaltung der Bibliothek zu übernehmen hätte, zu systemisieren; vorläufig mögen den Classenvorständen, den Verwaltern der Sammlungen und Bibliotheken von ihrer Lehrverpflichtung je eine Stunde ermäßigt, beziehungsweise bei voller Lehrverpflichtung eine philologische Stunde honoriert werden. — Anlässlich der obligatorischen Schülerausflüge stehe den Directoren das Recht zu, an Wochentagen frei zu geben.

Den III. Theil bildeten Besichtigungen von Museen, Sammlungen und Cabinetten der Prager und Vorstädte Mittel- und Gewerbeschulen sowie auch der ad hoc veranstalteten Ausstellung von Lehrbehelfen und neueren physikalischen Apparaten.

Die schweizerische Schulwandkarte.

Vor kurzem erschienen die ersten Exemplare der neuen, im Maßstabe 1:200.000 entworfenen Schulwandkarte der Schweiz, welche ein derart hervorragendes Werk der Schulkartographie ist, daß sie besondere

Beachtung verdient. Wir erfahren Näheres über ihre Entstehung aus einem Vortrage, welchen Dr. J. Graf auf dem schweizerischen Lehrertage zu Bern im Oktober 1899 hielt, und aus einem Aufsatze des Nationalrates U. Meister im amtlichen Schulblatte des Kantons Zürich 1902, Nr. 2 und 3. Nachdem schon 1883 Gymnasiallehrer Eman. Lüthi in der geographischen Gesellschaft zu Bern den Antrag gestellt hatte, der Bundesrat möge zur Förderung der Vaterlandskunde die Herausgabe einer Schulwandkarte der Schweiz veranstalten, wurde der Frage im Laufe der folgenden Jahre wiederholt nähergetreten, aber erst am 31. März 1894 vom Bunde beschlossen, im eidgenössischen Staatsverlage eine derartige Karte herauszugeben und sie unentgeltlich allen Primar-, Mittel- und Fortbildungsschulen, welche Unterricht in der Landeskunde erteilen, zukommen zu lassen. Die Herstellung dieser Karte übernahm das eidgenössische topographische Bureau in Bern, dem von Seite des Departements des Innern ein fast durchgehends aus Schulmännern bestehendes Redaktionskomitee beigegeben wurde. Durch das zielbewußte Zusammenwirken der Kartographen und Pädagogen entstand ein Werk, welches nicht bloß als ein ehrendes Denkmal schweizerischer Kartographie und Kunst, sondern auch als bahnbrechendes Vorbild für die Schulwandkarte überhaupt bezeichnet werden muß. Sein Wert ist umso höher anzuschlagen, je schwerer es war, bei den so verschiedenen Oberflächenformen des Landes eine Darstellungsart zu finden, die allen, und zwar in ausgezeichneter Weise gerecht wird. Die Alpen treten ebenso gegliedert und klar aus dem Kartenbilde heraus, wie der Jura, der Schwarzwald oder die schweizerische Hochebene. Wer die Karte zu sehen Gelegenheit hatte, konnte sich neben dem Gefühle der Bewunderung für dieses Werk eines gewissen Neides nicht erwehren, daß die Schweiz allein über ein Unterrichtsmittel verfügt, das wissenschaftlichen und pädagogischen Anforderungen in einer Weise entspricht, daß es alle übrigen Schulkarten weit hinter sich läßt. Die Karte verblüfft, aus größerer Entfernung gesehen, durch ihre wunderbare Plastik, in der Nähe betrachtet, durch die Genauigkeit des Details, welche ermöglicht, auch die dritte Dimension aus der Karte unmittelbar zu entnehmen. Sie erreicht die Plastizität nicht etwa wie so manche neuere Schulkarte auf Kosten der Wahrheit des Terrainbildes. Sie ist plastisch und wahr zugleich. Es ist das hervorragende Verdienst H. Kümmerlys, dem auch die lithographische Ausführung oblag, und des Malers Burnand durch richtige Verbindung von Schatten- und Farbenplastik diesen Erfolg erzielt zu haben, so daß bereits das Gutachten der Kommission über die erste Vorlage Kümmerlys gute Gliederung des Landes, richtige Wiedergabe der Höhenverhältnisse, übersichtliche Zusammenfassung der Gebirgsgruppen und einen trotz lebhaften Kolorites doch ruhigen und angenehmen Eindruck des Kartenbildes rühmend hervorheben konnte. Die geometrische Richtigkeit der Karte beruht auf der Wiedergabe der Oberflächenformen durch äquidistante Kurven von 100 *m* — in flachem Terrain von 50 *m* —, die auf dem Boden braun, auf den Gletschern blau gezeichnet wurden, die Plastik auf der Anwendung der Farbenskala von Orangerot bis

Violett und der schiefen Beleuchtung von links oben. Die Schattenpartien sind geschummert. Wenn wir hören, daß rund 14 Steine zur Herstellung der Karte notwendig waren, werden wir die Fülle von Arbeit zu würdigen wissen, welche in dem Werke aufgestapelt ist. Die Karte beschränkt sich mit Recht nicht bloß auf die Schweiz, ja sie widmet sogar von ihrer 222 dm^2 umfassenden Fläche den größeren Teil, 118·5 dm^2 dem Auslande. Die Terrainstufen des letzteren wurden mit der gleichen Farbengebung bedacht wie die der Schweiz selbst. Der Inhalt der Karte ist den Zwecken des Schulunterrichtes durchwegs angepaßt. Von vorneherein hat die Kommission eine Verwendung derselben für andere als Schulzwecke nicht in Rücksicht gezogen. So kommt es, daß das Terrainbild nirgends unter dem Aufdrucke der topographischen Einzelheiten leidet und trotz der 1732 Namen und 1126 Höhenzahlen in allen Teilen gut lesbar bleibt. Von Orten sind nur solche aufgenommen, welche geographische Bedeutung besitzen. Sie sind ihrer Volkszahl nach durch die üblichen conventionellen Zeichen wiedergegeben. Grenzlinien und Verkehrswege treten uns, wenn auch auf das Notwendigste beschränkt, doch in stattlicher Zahl entgegen. Es ist nur zu wünschen, daß die herrliche Karte, welche bislang noch nicht im Handel erschienen ist, auch in unsere Schulen Eingang finden und als wahrer Markstein in der Entwicklung der Schulkartographie allen künftigen Erzeugnissen derselben als Muster dienen möge.

Wien. J. Müllner.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Übersetzung der Absolutorial-Aufgaben aus der französischen und englischen Sprache. Von Dr. Wilhelm Steuerwald, kgl. Gymnasialprofessor in München. Dritte vermehrte Auflage. Stuttgart 1902, Muth'sche Verlagshandlung. 200 SS. 8°. Preis geb. 2 Mk.

Der Verf., der durch sein englisches Lesebuch und Vocabular den Fachkreisen schon lange bekannt ist, bietet hier eine Übersetzung, in den meisten Fällen wohl Rückübersetzung, jener deutschen Texte, die als Maturitätsarbeiten zum Übersetzen ins Französische oder Englische gegeben wurden. Die Sammlung umfasst die Zeit von 1861 bis 1901 und ist nach humanistischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen geordnet. Da bei unseren Maturitätsprüfungen eine solche Arbeit im Englischen nicht verlangt wird, kann ich mir eine Bemerkung darüber ersparen. Was das Französische anlangt, so finde ich, dass die Aufgaben im großen Ganzen den unseren ähnlich sind. Es sind meist Rückübersetzungen aus dem Französischen, deutsche Originaltexte kommen wenig vor. Die fremden Quellen, denen die Stücke entnommen wurden, sind leider nicht namhaft gemacht. Die Fußnoten, in denen der Bearbeiter synonymische Hilfen gibt, sind recht nützlich. Das Buch scheint von den bairischen Schülern fleißig benützt zu werden, sonst hätte es kaum eine dritte Auflage erblickt. Der deutsche Text kann ebenfalls um den Preis von 2 Mk. von der Verlagshandlung bezogen werden.

Wien. Dr. A. Würzner.

Leitfaden der Elementar-Mathematik von Dr. H. Lieber und F. v. Lühmann. 16. Auflage, neu bearbeitet von Carl Müsebeck. I. Theil: Planimetrie. Ausgabe *A* für Gymnasien, Realgymnasien u. Oberrealschulen. Berlin, Verlag von Leonhard Simon 1902. 155 SS.

Die äußerlich wichtigste Änderung, welche in dieser nach den Bestimmungen der preußischen Lehrpläne vom J. 1901 umgearbeiteten Auflage vorgenommen wurde, bezieht sich auf die Figuren; diese befinden sich nicht mehr auf Tafeln, sondern, was entschieden ein Vorzug ist, im Contexte selbst. Die Zahl dieser mit großer Sorgfalt ausgeführten Figuren beträgt 176. Auch ist der Druck gegenüber den früheren Ausgaben dieses

Buches übersichtlicher gestaltet. Die Art, in der die Anordnung des Lehrstoffes erfolgte, ist im Wesen dieselbe wie früher, doch sind Verbesserungen an vielen Stellen angebracht, insbesondere solche, die auf die Richtigkeit des sprachlichen Ausdruckes Bezug haben. Dem vierten Abschnitte sind Übungssätze beigefügt, die Übungssätze algebraischer Ausdrücke sind eingehender behandelt, ebenso die Lehre von den Transversalen; am Schlusse sind die wichtigsten geometrischen Örter zusammengestellt.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Vierstellige logarithmische und trigonometrische Tafeln nebst mathematischen und naturwissenschaftlichen Hilfstafeln. Für höhere Schulen und Privatgebrauch zusammengestellt von Prof. Dr. Emil Greve in Itzehoe. Karl Fleming, Glogau 1901.

Zur Verminderung der Rechenarbeit bei der Auflösung mathematischer Aufgaben sind jetzt vielfach von hervorragenden Schulmännern vierstellige Logarithmentafeln empfohlen und auch schon in Verwendung genommen worden.

In der vorliegenden Tafel sind die Mantissen aller in derselben erscheinenden Logarithmen vollständig ausgeschrieben, die Logarithmen der natürlichen Zahlen sind bis log 10.000 aufgenommen worden. Die Logarithmen der goniometrischen Functionen sind von Minute zu Minute fortschreitend angegeben. Im Anschlusse an diese Tafel finden wir die Anwendung der Formel von Maskelyne.

Die dritte Tafel umfasst die Quadrate, Kuben, die Quadrat- und Kubikwurzeln der Zahlen von 1 bis 100, die natürlichen Logarithmen der Zahlen von 1 bis 120, achtstellige Logarithmen der Zinsfactoren, eine Tabelle der Facultäten oder Factoriellen von 1 bis 20, die wahren Werte der goniometrischen Functionen, die Binomialcoefficienten, ferner die Länge der Kreisbogen für den Halbmesser 1, die Functionen von π mit ihren Logarithmen; sodann ist der dem Halbmesser gleiche Bogen angegeben, ebenso die Länge der Bogen für den Halbmesser 1 aufgestellt worden.

In der Tafel IV finden wir wichtige Constante aus den Gebieten der Chemie, der Physik, der Geographie und Astronomie. Die Tafeln sind sehr praktisch eingerichtet, der Druck ist ein sehr deutlicher, das Buch ist in einer sehr bequemen und handlichen Form dem Gebrauche übergeben.

Wir empfehlen diese Logarithmentafeln beim Unterrichtsgebrauche, ebenso aber auch für den privaten Gebrauch auf das beste, zumal auf die Richtigkeit des Zahlenmateriales durch wiederholte Correcturen — wie der Verfasser versichert und wie der Ref. sich auch überzeugen konnte — große Sorgfalt verwendet wurde.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Goetz W., Ravenna (Berühmte Kunststätten, Bd. X). Leipzig und Berlin 1901, E. A. Seemann. 186 SS. Preis 3 Mk.

In einer Reihe von Capiteln (I. Ravenna im Alterthum, II. Die Zeit der Völkerwanderung, III. R. im Mittelalter, IV. R. und Dante, V. Die Renaissancezeit, VI. Vom 16. zum 19. Jahrh.) werden dem Leser die Sehenswürdigkeiten der Stadt vorgeführt und ausführlich besprochen. Mit der genauen Schilderung der für die altchristliche Kunst so wichtigen

Bauten und Mosaikdarstellungen wechseln Ausführungen historischer Art ab, indem zum Verständnisse der verschiedenen Zeitepochen die geschichtlichen Ereignisse in lichtvoller Darstellung besprochen und ihr Einfluss auf die jeweilige Entwicklung der Kunst dargelegt wird. Dass das Zeitalter der Galla Placidia und Theoderichs des Großen mit besonderer Ausführlichkeit behandelt erscheint, wird man dem Verfasser nur Dank wissen. Überall wird den Einflüssen der Antike auf die altchristliche Kunst nachgespürt und der Zusammenhang wie auch das Auseinandergeben beider ausdrücklich hervorgehoben. Diesen Betrachtungen ist ein eigenes Capitel gewidmet, das insbesondere die Christustypen, Sarkophage und Kapitelle behandelt. Hier findet man zur bequemeren Übersicht alle in Betracht kommenden Christusdarstellungen Ravennas auch bildlich zusammengestellt. Auf einiges, was mir von den Einflüssen der Antike zu zeugen scheint, sei hier noch aufmerksam gemacht. Dem Künstler des Mosaiks „Der gute Hirte" im Mausoleum der Galla Placidia (S. 21) dürften Darstellungen des Orpheus vorgeschwebt haben, wie dieser, von den Thieren des Waldes umgeben, dasitzt und wie sie seinem Gesange lauschen. Wenn die Bogen in der Kirche von St. Vitale mit den Bildnissen der Apostel in Medaillonform (S. 58 und 71) geschmückt erscheinen und ebenso St. Apollinare Nuovo und St. Apollinare in Classe diesen Schmuck zeigen, so geht das unzweifelhaft auf eine Sitte zurück, von der u. a. Tacitus (Ann. II 83) berichtet. Das silberplattierte Kreuz des Erzbischofs Agnellus (S. 90), dessen Arme aus lauter nebeneinander gereihten Medaillons bestehen (Mittelbild: Auferstehung Christi), gehört zwar einer späteren Zeit an, dürfte aber gleichwohl auf den Brauch der römischen Kaiserzeit zurückgehen, die phalerae der signa mit den Bildnissen der Kaiser zu versehen. So sollte auch das signum crucis Darstellungen aus der christlichen Geschichte in Medaillonform tragen. — Mit besonderer Wärme ist das Capitel 'Ravenna und Dante' geschrieben. Die Beziehungen, die zwischen dem Dichter der Divina Comédia und dem Hause Polenta bestanden, werden eingehend dargelegt und sodann die Geschichte der Stadt auch in culturhistorischer Beziehung bis auf unsere Tage fortgeführt. Beigegeben sind der Schrift 139 treffliche Illustrationen, die nur den Übelstand haben, dass sie zumeist von der Stelle, wo über sie gehandelt wird, weit entfernt sind, was sich bei der Reichhaltigkeit der Abbildungen freilich kaum vermeiden ließ.

Im ganzen ist es ein ausgezeichnetes Buch, das G. seinen Lesern bietet, und wer die in mehr als einer Beziehung denkwürdige Stadt besuchen will, der wird aus der Schrift reiche Belehrung für seine Zwecke schöpfen. Im besonderen sei sie Gymnasiallehrern, die in der glücklichen Lage sind, eine Studienreise nach Italien machen zu können, aufs wärmste empfohlen.

Wien. Dr. Jos. Kubik.

Programmenschau.

27. Eymer Wenzel, Über Collectanea zur Liviuslectüre. Progr. des k. k. Staats-Obergymnasiums in Leitmeritz 1901. 8°. 17 SS.

Der durch mehrere Arbeiten bekannte Verf. sucht in diesem Aufsatz eine Vorlage für Collectaneen oder Recapitulationen bei der Liviuslectüre zu geben, die, ohne auf Vollständigkeit einen Anspruch zu erheben, ein „Höchstausmaß enthalten, aus dem man je nach den Umständen eine Auswahl treffen kann".

Nach einer kurzen Einleitung über Collectaneen — insbesondere mit Rücksicht auf Livius — die den praktischen Schulmann verräth und allseitig Zustimmung finden wird, werden behandelt: I. Theil, Einleitung in die

Lectüre; II. Grammatisch-stilistischer Theil: *a*) poetische und rhetorische, *b*) archaische, *c*) syntaktische und stilistische Eigenthümlichkeiten; III. Antiquarisches; IV. Mythologisches; V. Geographisches und Historisches; VI. Inhaltsangaben und Dispositionen. Die Arbeit ist offenbar auf Grund mehrjähriger Erfahrung fleißig und übersichtlich zusammengestellt. Beim sprachlichen Theile wäre wohl eine eingehendere Kenntnis der historischen Syntax und des Livianischen Sprachgebrauchs wünschenswert gewesen; so hätte nach Fügner, Livius XXI—XXIII, ferner M. Müllers Aufsatz über *haud* etc. (Litotes), Richters über die Zahlwörter, Englerts über den attributiven Gebrauch der abverbiellen Bestimmungen u. a. mancher Abschnitt anders ausgesehen; auch die Zusammenstellung des Poetischen und Rhetorischen befremdet; mancher singuläre Ausdruck (*fatiloquus, desuetudo, proximi quique, absonus* und *adaequare* mit Dativ) hätte entfallen und manches Augenfällige aufgenommen werden können (z. B. bei der Metapher die Bilder, die vom Feuer genommen sind; eine Zusammenstellung der Ausdrücke für Nachkommenschaft, Vestalin, sibyllinische Bücher, Amtsantritt, ein Hinweis auf gewisse Lieblingswörter wie *dein, ferme, haud, ingens, extemplo*); I 7, 5 ist ferner in *pastor accola* wohl *accola* attributiv, siehe Fügner Lex. Liv. Sp. 287; *Albana* (*pax*), *hostilis* (*clamor*) vertritt doch nicht einen possess. Genetiv; S. 6, Anm. 4 wäre der Abl. in den der Trennung und des Ortes zu scheiden gewesen; S. 8 war vor allem auf den anaphorischen und chiastischen Bau der Perioden hinzuweisen (s. Haupts Anleitung zum Verständnis der liv. Darstellungsform, S. 48 ff.). Im folgenden wäre I 17 *auctoritas senatus*), I 43 (Heereseintheilung, Bewaffnung), ferner das Flottenwesen (vgl. Luterbachers Programm) zu erwähnen. Für das Antiquarische ist jetzt durch Fügners „Hilfsheft" ein Behelf ersten Ranges geschaffen. Der Druck ist sehr genau, nur wären für die latein. Citate cursive Lettern entsprechender gewesen.

Trotz einzelner Mängel wird der Aufsatz dem Lehrer, für den ein genaueres Eindringen in den Sprachgebrauch des Livius immer schwer ist, ein willkommener und praktischer Behelf sein.

St. Pölten. Dr. Adolf M. A. Schmidt.

---

28. Dr. Jos. Kubik, Wie kann die Vertiefung in den Inhalt eines gelesenen Autors gefördert werden? (Mit besonderer Rücksicht auf Hom. Il. I, II.) Progr. des Gymnasiums in Mährisch-Trübau 1900. 20 SS.

Eine Arbeit Kubiks, der sich in selbständigen Veröffentlichungen einen guten Namen erworben, braucht nicht besondere Lobsprüche. Jeder einsichtige Lehrer wird auf Vertiefung des Eindruckes hinwirken durch Wiederholung des durchgenommenen Lesestoffes, und zwar durch belebende und zweckmäßige Wiederholung. Dass sich die Art, wie eine solche Wiederholung anzustellen ist, an den Gesängen Homers sehr gut lehren lasse, dürfte sofort einleuchten (bezüglich Sallust siehe den Aufsatz Kubiks in dieser Zeitschr. 1897, S. 385 ff.). Sowohl der Gedankengang (der I. Ges. der Ilias ist ja geradezu dramatisch) als auch die Denkweise und die gesellschaftlichen Zustände, soweit sie aus der Darstellung erkennbar sind, sollen deutlich hervorgehoben werden und dies wird vom Verf. geleistet. Dass auch das künstlerisch Versinnlichende berührt ist, wird man bei unserem Verf. erwarten, und zwar geschieht dies mit selbständigem Urtheile und ohne überspannte Forderungen. Auch Sprachliches, z. B. die Aoristformen will er — mit Recht — übersichtlich gesammelt wissen, S. 16, 17; die Erklärung der Formen

erscheint dem Unterzeichneten nicht ganz einwandfrei. Für Formen wie γράφεν ist das Gesetz von der Kürzung des langen Vocales vor ντ und ι zu benützen. Dafür, dass Zeus, Apollo und Athene 'Lichtgottheiten' seien, wird S. 11 auf Gindelys Geschichte des Alterthums verwiesen. Das zeugt wieder einmal von Rathlosigkeit in mythologischen Dingen. Die drei Gottheiten sind die Penaten des attischen Volkes und werden darum zusammen gerade bei feierlichen Anlässen genannt.

Villach. G. Vogrinz.

---

29. Valentin Holzer, Das Studium der modernen Sprachen als allgemeines Bildungsmittel. Progr. der mährischen Landes-Oberrealschule in Neutitschein 1901. 8°. 14 SS.

Das Thema dieser Programmabhandlung ist zwar nicht neu, aber es ist doch gut, wenn es von Zeit zu Zeit wieder behandelt wird: als Mahnung für jene Fachcollegen, welche geneigt sind, in dem Streben nach praktischer Sprachbeherrschung den allgemein bildenden Zweck des Unterrichtes in den neueren Sprachen zu vergessen, als Abwehr gegen weitere Kreise, die den modernen Sprachen eine allgemein bildende Kraft überhaupt nicht oder nicht in gebürendem Maße zuerkennen wollen.

Der Verf. erörtert seinen Gegenstand in zwei Abschnitten. Er bespricht die formale Geistesbildung und die Bildungsstoffe des französischen und englischen Unterrichtes. Als letztere führt er an: die historische Bildung, die culturellen und socialen Verhältnisse, die sprachlich-literarische Bildung, die philosophisch-wissenschaftliche Bildung und ethische Erwägungen.

Die Abhandlung enthält eine Reihe von Bemerkungen, die dem Ref. aus der Seele gesprochen sind. Dazu gehört das Bedauern, dass der Realschüler so ganz ohne philosophische Grundlage in das Leben hinaustritt. Sehr richtig sagt der Verf: „Dass am Ende aller Erkenntnis ein ahnungsvolles Schweigen steht, dämmert wohl dem Gymnasiasten auf, der Realschüler glaubt als kleiner wie großer Junge das Welträthsel mit dem Anschreiben einer chemischen Formel gelöst zu haben". Auch stimmen wir ihm bei, wenn er — was schon Wätzoldt auf dem Berliner Neuphilologentage als eine der vornehmsten Seiten des neusprachlichen Unterrichtes hervorgehoben hat — die Kenntnis des fremden Volksthums als Mittel anführt, dem nationalen Chauvinismus in den Herzen der Jugend entgegen zu arbeiten. Demselben Zwecke dient auch der internationale Schülerbriefwechsel.

Am Schlusse seiner Ausführungen wünscht der Verf. anstatt des Lesebuches lediglich Autorenlectüre wie im Gymnasium. Dagegen wäre wohl einzuwenden, dass die Verhältnisse an der Realschule wesentlich anders liegen als am Gymnasium. Die Zahl der lateinischen und griechischen Schulautoren ist eine verhältnismäßig kleine, die zur Verfügung stehende Zeit viel größer als an der Realschule. Auch hat der Lehrer der classischen Sprachen neben der grammatischen und sachlichen Erklärung der Autoren nicht auch noch praktische Sprechübungen zu treiben wie der Lehrer der modernen Sprachen. Von den sechs Semestern, die dem Studium des Englischen an unseren Realschulen gewidmet sind, kommen die ersten drei auf die Einführung in die Sprache und die Überwindung der ersten Schwierigkeiten. Im zweiten Semester der VI. Classe könnte man mit einem Autor beginnen, es muss aber ein sehr leichter sein. Dann bleiben noch die zwei Semester der VII. Classe. Wie viele Autoren müssten da gelesen werden, um das Zeitalter der Königin Elisabeth, die Epoche der Stuarts, das 18. Jahrhundert und die

Zeit der Königin Victoria zur Anschauung zu bringen! Man kann nur den einen oder anderen besonders hervorragenden Schriftsteller berücksichtigen, andere müssen der Privatlectüre überlassen bleiben. Als Leitfaden des Unterrichtes aber, in dem die Geschichte, Cultur und das Schriftthum des fremden Volkes in großen und übersichtlichen Zügen dargestellt ist, hat sich das fremdsprachliche Lesebuch von jeher als praktisch erwiesen.

Wien. Dr. A. Würzner.

---

30. Dr. Eugen Guglia, Analekton zur deutschen Literaturgeschichte. Progr. des Gymnasiums der k. k. Theresianischen Akademie in Wien 1901. 30 SS.

Dem Aufsatze geht eine sympathisch gehaltene Festrede anlässlich des 70. Geburtsfestes Sr. Majestät des Kaisers und Königs voran, deren Autor der Regierungsrath Karl Ziwsa, Gymnasial- und Vicedirector der k. k. Theresianischen Akademie ist und die von ihm am 18. September 1900 vorgetragen wurde.

Der volle Titel der gehaltreichen Monographie lautet: Aufnahme französischer Schriftsteller in Deutschland in der zweiten Hälfte des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Ausgeschlossen wurden aus naheliegenden Gründen Voltaire und Diderot, am eingehendsten berücksichtigt ist der französische Mystiker Saint Martin, dessen bekanntestes Werk „Des Erreurs et de la Vérité“, Georg Forster eine zweite Apokalypse nannte.

31. Dr. H. Bamberger, Fünf Oden Klopstocks, nach ihrem Gedankengange erläutert. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Mähr.-Weißkirchen 1901. 48 SS.

Der Verf. hatte ursprünglich die Absicht, „den Versuch einer schulmäßigen Behandlung von Shakespeares König Lear“ als Thema für seine Programmarbeit zu wählen — musste aber diesen Gedanken aufgeben und wählte nun das obige, den „Raumverhältnissen angepasstere Thema.

Als Muster lag ihm: Dr. Friedrich Bauer „Sieben Gedichte Goethes, nach ihrem Gedankengange erläutert“ (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1894, S. 704 fg. und 969 fg.) vor — erreicht wurde aber vom Verf. die discrete, genau abwägende, feinsinnige und stilistisch mustergiltige Art dieser Erläuterung keineswegs, wenn auch den Erklärungen Bambergers Sorgfalt und eigenes Nachdenken zugestanden werden muss. Völlig abzuweisen ist seine „Textverbesserung“ zu Strophe 7 der Ode „Mein Vaterland“. „Dem Horn entquillen“ S. 32 ist wohl nur Druckfehler, wie S. 36, Anmerkung 35 „Haras“?

32. Prof. Johann Mayer, Die Klosterpolitik Otto I. Progr. des k. k. deutschen Staatsgymnasiums zu Ungarisch-Hradisch 1901. 17 SS.

Die Abhandlung umfasst nur den ersten Theil einer Studie, die sich mit der Klosterpolitik Ottos I., des Großen beschäftigt. Das nächstjährige Programm soll den zweiten Theil dieser Studie bringen. Vorerst wird dargethan, dass Otto I. ein entschiedener Anhänger jener Reformideen war, die westlich vom Rhein in den Klöstern von Cluni, Brogne (in Nieder-Lothringen) und Gorze (im Metzer Sprengel) entstanden waren

und die sich keineswegs damit begnügten, die alte Benedictinerregel wieder herzustellen, sondern auch die Reformversuche Benedicts von Aniane thunlichst berücksichtigen wollten. Otto I. fördert die reformierten Abteien in auffallender Weise und erhebt gerne Mönche aus solchen Abteien auf Bischofsstühle. Die wichtigste Erhebung war wohl die Wolfgangs von Einsiedeln, den Otto unter Vermittlung Pilgrims von Passau und des Markgrafen Burchard 772 auf den Bischofsstuhl von Regensburg erhob, wodurch das gerade für Bayern so nothwendige Reformwerk den berufensten und freudigsten Vertreter gewann.

33. Prof. Dr. Karl Prokopp, Der Menschenfeind. Beiträge zur Geschichte des Typus. Beilage zum Progr. des n.-ö. Landes-Lehrerseminars in Wr.-Neustadt 1901. 30 SS.

Vor genau einem halben Jahrhundert erschien in Paris das Buch von Auguste Widal: Des divers caractères du Misanthrope chez les écrivains anciens et modernes. Ein Abschnitt des Buches handelt „De la misanthropie sentimentale en Allemagne", wobei aber lediglich Schillers „Menschenfeind" und Kotzebues „Menschenhass und Reue" in Betracht gezogen werden. Diese „Lücke" auszufüllen ist die hauptsächliche Absicht der vorliegenden Abhandlung, die aber bis zu diesem Thema noch nicht gelangt, da das diesjährige Programm nur den ersten Theil derselben bietet. Außerdem will der Verf. die außerdeutschen modernen Literaturen dann eingehend berücksichtigen, wenn die einschlägigen Werke auf die deutschen Bearbeitungen des nämlichen Problems einen Einfluss ausgeübt haben. Ferner will er „die Fäden, welche rückwärts führen, noch weiter verfolgen und besonders die Figur Timons, an die so oft angeknüpft wird, von ihrem ersten Auftreten bis zur bedeutsamen Gestaltung in Lukians Dialog begleiten" und dann auch den Anschluss von den im Banne dieses berühmten Satyrikers stehenden Dichtern bis zu Shakespeare herstellen. Endlich soll das Werk Widals in einigen Partien, auf ein reicheres Material gestützt, überholt werden und mancherlei Ergänzung und Berichtigung finden. In letzterer Hinsicht haben schon Piccolominis Ausführungen „Sulla legenda di Timon il Misantropo" in den „Studi di filologia greca I." energisch eingegriffen.

Die Abhandlung ist ein wertvoller Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte.

Nagele.

---

34. Tomaszewski Fr., Promienie Roentgena (Über die Roentgen-Strahlen). Progr. des Gymnasiums in Sambor 1901. 77 SS.

Mit Berücksichtigung der ganzen hier in Betracht kommenden und in verschiedenen Fachzeitschriften zerstreuten Literatur hat der Autor alle seit der Entdeckung der Roentgenstrahlen und der ihnen verwandten, auf dem Gebiete dieser Erscheinung aufgetauchten Fragen besprochen, indem er die Ergebnisse der Untersuchungen verschiedener Forscher sorgfältig zusammengestellt und ihre Ansichten klar dargelegt hat, so dass die Abhandlung für jeden, den die Erscheinung interessiert, belehrend ist, und demjenigen, der sie eingehend studieren will, als sehr guter Wegweiser dienen kann.

Lemberg. Roman Moskwa.

35. Ciborra C., Alleanze nel regno organico (Simbiosi). Progr. des Landes-Realgymn. in Pisino; II. Jhrg. 1901. 35 SS.

Die Abhandlung bringt eine Zusammenstellung von interessanten und wichtigen Beispielen aus jenem Capitel der Biologie, welches das Zusammenleben der Organismen zu gegenseitiger Unterstützung behandelt. Der Verf. bringt keine neuen Studien, keine selbständige Beobachtung; doch ist die Vorführung ähnlicher Abrisse aus der Wissenschaft für die lernende Jugend zweifellos sehr anregend.

Die Auffassung des Gegenstandes bewegt sich hier vielleicht über die Grenzen hinaus, welche man gewöhnlich für die „Symbiose" aufstellt: indem der Verf. u. a. von Beginn an den Gegenstand bei dem Blütenbesuche durch Insecten, behufs einer Kreuzung, eröffnet, was wohl nicht recht mehr als Symbiose bezeichnet werden kann. Die nächsten Beispiele geben die kampflustigen Ameisen ab, welche andere Ameisenarten von den Pflanzen abhalten, auf welchen sie sich ansässig gemacht haben. Die weiteren Beispiele sind wohl ganz zutreffende Symbiosefälle, wie das Zusammenleben eines Räderwurmes und eines Lebermooses; die Verstrickung von Pilzhyphen und Algenzellen zur Bildung von Flechtenindividuen; das Vorkommen von Seeblumen (Actinien) auf solchen Schneckengehäusen, welche der Einsiedlerkrebs zur Wohnung bezogen hat; die gemeinsamen Ernährungsvortheile zwischen Algen und Polypen, die jene in ihrem Inneren beherbergen. Es geht freilich der Verf. auch darin etwas zu weit, dass er alles nur von einem Standpunkte aus betrachtet, und nicht auch die Gegensätze hervorhebt. Von den die Wurzelspitzen vieler Bäume umhüllenden Pilzmycelien ist nur die symbiontische Seite hervorgekehrt, und gar nicht erwähnt, dass in sehr vielen ähnlichen Fällen ein echter parasitischer Vorgang vorliegt, dem dann die Pflanze zum Opfer fällt. Auch findet sich der allzu gewagte Satz, dass die Ameisen — also ohne Ausnahme! — der Landwirtschaft nützlich sind.

Diese Einseitigkeit mag zwar das Ziel nicht beeinträchtigen, welches der Verf. sich gesteckt haben mag, die studierende Jugend auf die neuen inhaltsvollen Errungenschaften aufmerksam zu machen, ihr Interesse für den Gegenstand zu gewinnen. Aber eines haftet der Abhandlung an, nämlich dass sie gar nicht übersichtlich geordnet ist; es hält mitunter schwer, mit dem Gedankengange des Verf.s gleichen Schritt zu halten und sich aus einem Ideenkreise in einen anderen unvermittelt hineinzufinden. Mit einer sorgfältigen Gliederung des Stoffes wäre unvergleichlich viel gewonnen worden.

Ein auffallender Nachtheil ist es aber, dass die ganze Abhandlung von Druckfehlern wimmelt, die ungemein stören und der lernenden Jugend vielfach auch falsche Artnamen beibringen.

Triest. R. Solla.

---

36. Dr. T. F. Hanausek, Beiträge zur mikroskopischen Untersuchung der Papierfasern. Progr. des Staatsgymnasiums im III. Bez. von Wien 1901. 16 SS.

Am k. k. technologischen Gewerbe-Museum in Wien besteht eine unter der Leitung des Regierungsrathes Georg Lauboeck befindliche Versuchsanstalt für Papierprüfung und ein Specialcurs für Angehörige der Papierindustrie. Es ist eine interessante Thatsache, dass dieser Curs hauptsächlich von Ausländern und nur in sehr bescheidener Weise (heuer 25%) von Österreichern frequentiert wird. Der Autor der genannten Abhandlung, ein anerkannter Fachmann auf dem Gebiete der technischen Mikroskopie und wissenschaftlichen Warenkunde, lehrt dort die Rohstoff-

kunde der Papiermaterialien und leitet die praktischen mikroskopischen Übungen. Die Schüler werden mit der Technik des Mikroskopes bekannt gemacht, untersuchen zunächst die wichtigsten Fasern im rohen (unverletzten) Zustande, dann die aus dem Papier herauspräparierten. Die wichtigsten Kennzeichen dieser „demolierten" Papierfasern aus Hadern und aus Surrogatstoff-Papier hat der Verf. größtentheils nach seinem Lehrbuche der technischen Mikroskopie (Stuttgart, Enke 1901) in obiger Schrift zusammengestellt, und zugleich den Vorgang angegeben, der zu einer quantitativen Bestimmung der Fasern im Papier führt. Im ersten Capitel wird hauptsächlich auf die Unterscheidung des Baumwoll- und Leinenhadernstoffes hingewiesen; das zweite Capitel behandelt die Mikrochemie der Papierfasern. Im dritten Capitel ist eine Reihe systematisch angeordneter und methodisch durchgeführter quantitativer Bestimmungen mitgetheilt, die für jedes Papier 100—110 Zählungen umfassen; letztere werden von den Schülern ausgeführt. Verf. zeigt, in welcher Weise sich Fehler bei diesen Zählungen ergeben und wie man die einzelnen Faserarten abzuschätzen habe. Die Einzelheiten sind in der Arbeit selbst einzusehen.

37. Eduard Scholz, Entwicklungsgeschichte und Anatomie von Asparagus officinalis. Progr. der Staatsrealschule Wien, VII. Bez. 1901. 19 SS. und eine lithogr. Tafel.

Der erste Theil dieser wertvollen Originaluntersuchungen beschäftigt sich mit der entwicklungsgeschichtlichen Morphologie, der zweite Theil mit der Anatomie aller Organe von *Asparagus officinalis*. Auf das Detail dieser rein wissenschaftlichen Arbeit kann hier nicht eingegangen werden. Eine vom Autor gezeichnete Figurentafel bringt verschiedene Textangaben zur Anschauung. Vielleicht entschließt sich der Verf. noch andere Smilaceen in derselben Weise zu untersuchen.

38. Franz Herget, Über einige, durch Cystopus candidus an Cruciferen hervorgerufene Missbildungen, welche in der Umgebung von Steyr gefunden wurden. Progr. der Staatsrealschule in Steyer 1901. 29 SS. und 2 Tafeln.

Nach mehreren einleitenden Capiteln, die sich besonders über durch thierische und pflanzliche Parasiten hervorgerufene Bildungsabweichungen verbreiten, werden theils die vom Verfasser, theils von anderen Autoren beobachteten, an verschiedenen Kreuzblütlern durch *Cystopus candidus* hervorgerufenen Hypertrophien bekannt gegeben. Die beiden folgenden Capitel sind der Biologie und der systematischen Stellung des Parasiten gewidmet. Ausführlicher sind bei *Rhaphanus Rhaphanistrum, Sinapis arvensis, Bursa pastoris* und anderen Cruciferen die anatomischen Veränderungen beschrieben, die durch den genannten Parasiten hervorgerufen werden. Die physiologischen Angaben (Einfluss der Verpilzung auf die Stärkebildung, Athmung und Transpiration der Nährpflanze) bedürfen noch des experimentellen Beweises. Viele, auf zwei Doppeltafeln vertheilte Figuren veranschaulichen teratologische, pathologische und anatomische Verhältnisse an Cruciferen.

39. P. V. Maiwald, Die opizische Periode in der floristischen Erforschung Böhmens. Progr. des Stifts-Obergymnasiums der Benediktiner zu Braunau in Böhmen 1901. 102 SS. 1 Porträt.

Die Abhandlung von Maiwald bildet eine wertvolle, auf Grund eingehender Quellenstudien bearbeitete monographische Darstellung des

Lebens und Wirkens von Philipp Max Opiz, den man mit Recht das geistige Centrum der Botaniker Böhmens aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nennen kann. Der Verf. schildert Opiz' Jugend, seine Excursionen und botanischen Funde in Böhmen, seine Herbarien und Exsiccatenwerke; weiters werden die literarischen Producte, Bücher, Abhandlungen, Aufsätze usw. im ganzen nicht weniger als 500 Nummern angeführt. Wenn auch viele dieser Schriften keinen besonderen Wert haben, zum Theil auch gar nicht in den Buchhandel kamen, so lieferten doch wieder manche Arbeiten wichtige Beiträge zur botanischen Landesdurchforschung Böhmens, sowohl hinsichtlich der Phanerogamen wie auch der Kryptogamen. Der Verf. schildert auch die Begründung der ersten Tauschanstalt für Pflanzen durch Opiz, die dieser mit bewunderungswürdigem Eifer durch 40 Jahre bis zu seinem Tode leitete, und durch welche Botaniker und Pflanzenfreunde in Böhmen zur Erforschung der Flora und zu regem, wissenschaftlichem Ideenaustausch angespornt wurden.

40. Th. Gissinger, Über die Tief'sche Dipterensammlung. Progr. des Staatsgymnasiums in Villach 1901. 26 SS.

Über die große Dipterensammlung von dem verstorbenen Prof. Tief, die Eigenthum des Villacher Gymnasiums ist, sich jedoch Raumverhältnisse halber im Landesmuseum in Klagenfurt befindet, hat Prof. Frauscher eine Zusammenstellung veröffentlicht. Nachträglich fanden sich noch weitere, von Tief herrührende Aufzeichnungen, die Gissinger, soweit sie Neues enthalten, hier mittheilt. Im ganzen werden etwa 650 Fliegenarten angeführt, hauptsächlich aus Kärnten und aus Schlesien. Gissinger hat sich damit einer dankenswerten Arbeit unterzogen, denn die Sammlungen und Beobachtungen Tiefs bilden wertvolle Materialien zu einer Dipterenfauna Kärntens.

Wien. Dr. Alfred Burgerstein.

---

41. Wiskoczil Eduard, 80 Hyperbelaufgaben als Projectionen räumlicher Constructionen. Progr. der Landes-Oberrealschule in Iglau 1900. 8°, 18 SS. mit 38 Figuren auf 2 Tafeln.

Der Autor dieser schätzenswerten Arbeit ist ein Vertreter der sogenannten älteren descriptiven Geometrie, welche unter weiland Prof. Niemtschik an der k. k. technischen Hochschule in Wien mit Begeisterung gepflegt und zu hoher Blüte entwickelt wurde. Es ist wohl noch vielen in Erinnerung, dass dieser geniale Geometer ein Gegner der neueren, projectivischen Geometrie war, dessen Streben dahin gieng, die alten Methoden weiter auszubilden, um mit ihnen den Wettstreit gegenüber der neuen Richtung zu bestehen. Obwohl dieses Unternehmen zahlreiche glänzende Erfolge aufzuweisen hatte, konnte es den Siegeslauf der projectivischen Geometrie nicht aufhalten, weil es ihm an Einheitlichkeit und Systematik einerseits, sowie an der nöthigen Anhängerzahl andererseits fehlte.

Der vorliegende Aufgabencyclus, sowie viele Abhandlungen aus der Feder desselben Verf.s zeigen die Vorzüge der älteren Projectionslehre in hellem Lichte. Die Hyperbel tritt entweder als Hauptschnitt eines windschiefen Hyperboloides auf, oder sie erscheint als ebener Schnitt eines Kreiskegels, welcher zu einem Hauptschnitte des letzteren parallel ist. Im ersteren Falle erhält man die Asymptoten als Projectionen der zum Hauptschnitte parallelen Erzeugenden der Fläche auf die Schnittebene;

im letzteren Falle projiciert man die Hyperbel auf die Ebene der beiden Kegelerzeugenden, wobei diese sich als Asymptoten der Projection darstellen. Sind das Hyperboloid und der Kegel Rotationsflächen, so dienen die Parallelkreise derselben als Mittel für die Constructionen. Wenn aber die genannten Flächen dreiachsig sind, so werden deren Kreisschnitte benutzt. Dabei kommt beim Hyperboloide eine eigenartige Projectionsweise in Verwendung, bei welcher die Hauptschnittebene als gewöhnliche Aufrissfläche dient, während eine zu den Kreisschnitten parallele Ebene den Grundriss ergibt, welcher durch schiefe Projection in der Richtung des zu den Kreisschnitten conjugierten Diameters gewonnen wird.

Durch zweckentsprechende Auswertung dieser Situationen erforscht der Autor die Eigenschaften der Hyperbel in Bezug auf Punkte, Sehnen, Tangenten, Asymptoten, Achsen und conjungierte Durchmesser und benutzt die gewonnenen Beziehungen zur Lösung der einschlägigen Aufgaben. Letztere sind wohlgeordnet, und ihre Durchführung ist durch deutliche und schöne Figuren erläutert.

Doch darf nicht unerwähnt bleiben, dass hiebei die Eigenschaften des Hyperboloides und des schiefen Kreiskegels als bekannt vorausgesetzt werden und dass man mit Hilfe derselben durch Projection planimetrische Beziehungen erschließt. Damit ist der pädagogische Wert des Verfahrens gekennzeichnet, welches von den räumlichen, also den höheren Begriffen zu den ebenen, d. h. den niederen Begriffen herabsteigt. — Die streng wissenschaftliche neuere Behandlungsweise schlägt bekanntlich den umgekehrten Weg ein, erfordert aber die volle Kenntnis der projectivischen Geometrie in der Ebene, welche zumeist erst an den Hochschulen gelehrt wird.

Nichtsdestoweniger verdienen die Arbeiten des Verf.s eingehende Würdigung in allen Geometerkreisen, denn sie gleichen Brückenschlägen vom Raume zur Ebene und sind in diesem Sinne vorzüglich geeignet, die Erkenntnis der geometrischen Beziehungen zu beleben und zu vertiefen.

42. Seipka Edmund, Über die Fläche der zu zwei windschiefen Geraden gehörigen Rotationsachsen und die Fläche der zu diesen Rotationsachsen gehörigen windschiefen Geradenpaare. Progr. der Landes-Oberrealschule in Zwittau 1900. 8°, 19 SS. mit 7 Textfiguren.

Als Ausgangspunkt dieser Studie dienen zwei Erzeugende G_1 und G_2 derselben Schar eines windschiefen Rotationshyperboloides von der Achse C. Legt man an die beiden ersteren eine zu C parallele Transversale $\mathfrak{C}$, so liegen die Schnittpunkte a_1 und a_2 von $\mathfrak{C}$ mit G_1, bezw. G_2 symmetrisch zur Ebene des Kehlkreises der Fläche. Die normale Transversale $e_1\, e_2$ zu G_1 und G_2 wird von der Kehlkreisebene in o halbiert, und die Abstände $e_1\, a_1$ und $e_2\, a_2$ sind einander gleich.

Soll nun umgekehrt durch zwei windschiefe Gerade G_1 und G_2 ein Rotationshyperboloid gelegt werden, so muss dessen Achse C die gegebenen Geraden unter gleichen Winkeln kreuzen. Folglich muss auch jede Normalebene zu C die Geraden G_1 und G_2 unter gleichen Winkeln schneiden. Legt man daher durch den Mittelpunkt o der vorerwähnten kürzesten Transversalen $e_1\, e_2$ die Parallelen $\mathfrak{G}_1$ und $\mathfrak{G}_2$ zu G_1, bezw. G_2 und halbiert sodann die Winkel zwischen den beiden ersteren, so bilden die durch die Halbierungslinien I und II gelegten Ebenen mit G_1 und G_2 gleiche Winkel und sind außerdem Kehlkreisebenen.

Es sei E eine durch I gelegte Kehlkreisebene. Wählt man diese als erste Projectionsebene, während eine zu I normale Ebene als Aufrissebene dient, so erscheinen G_1 und G_2 im Grundrisse symmetrisch zu I, während sie sich im Aufrisse als parallele Gerade darstellen. Hieraus

erkennt man, dass die zugehörige Achse C die Halbierungslinie I normal schneiden muss. Der Kehlkreis geht durch die Spurpunkte von G_1 und G_2 in E und berührt die ersten Projectionen dieser Geraden. Die zu C parallele Transversale $\mathfrak{C}$ erscheint im Grundrisse als Schnittpunkt von G_1' und G_2'.

Da $\mathfrak{C}$ für die verschiedenen Lagen parallel zur Ebene $e_1\, e_2\, II$ ist, so hat diese Gerade ein gleichseitiges Paraboloid H_1 zum geometrischen Ort, welcher die Haupterzeugenden $e_1\, e_2$ und I besitzt. Mit Hilfe dieser Fläche beweist nun der Autor, dass der variablen Achse C ein Vertheilungsparameter zukommt und dass diese Achse deshalb ebenfalls einem gleichseitigen Paraboloide P_1 als geometrischem Orte angehört. Vertauscht man die Rollen von I und II, so findet man für C einen zweiten geometrischen Ort P_2, welcher mit P_1 identisch ist. Dieses Paraboloid hat die Haupterzeugenden I und II, die Flächenachse $e_1\, e_2$ und den Scheitel o; es wird von G_1 und G_2 nicht getroffen.

Ist das Drehachsen-Paraboloid P_1 gegeben und sucht man dazu das entsprechende Geradenpaar G_1 und G_2, so ergeben sich unzählig viele Lösungen. Denn das Paraboloid P_1 war von der Länge $e_1\, e_2$ und von der Lage der Spurpunkte K_1 und K_2 abhängig; letztere hängen wiederum vom Kreuzungswinkel des Geradenpaares ab. Demgemäß werden einem gegebenen Paraboloide P_1 nur ganz bestimmte Geradenpaare G_1 und G_2 entsprechen. Der Verf. zeigt denn auch mittels metrischer Beziehungen, dass diese Geradenpaare ein Cylindroid als geometrischen Ort besitzen. Dieses ist eine windschiefe Kegelfläche dritter Ordnung, welche mittels einer Ellipse als Directrix, einer sie schneidenden Leitgeraden $e_1\, e_2$ und einer Richtungsebene $I\, II$ erzeugt werden kann. I und II sind einfache Erzeugende dieser Conoid-Fläche, $e_1\, e_2$ dagegen ist eine Doppelerzeugende. Außerdem gibt es in derselben zwei singuläre Erzeugende, von denen jede ein sich deckendes Geradenpaar vertritt.

Obige Entwicklungen sind klar und präcis gegeben und durch gute Figuren unterstützt. Die Constructionen des Cylindroides sind auf Grund analytischer Resultate durchgeführt. Störende Druckfehler in der Rechnung sind nur auf S. 13, Z. 3 v. u. und auf S. 14, Z. 2 v. o. bemerkt worden.

Die ganze Abhandlung zeigt gründliches Fachwissen in geschickter und verständlicher Bearbeitung.

Zu seinem Leidwesen kann der Ref. die Palme der Anerkennung dem Verf. nicht mehr überreichen, da dieser talentvolle College vor kurzem seiner vielversprechenden Laufbahn durch die Majestät des Todes allzufrüh entrückt worden ist.

„Ehre seinem Andenken!“

Wien. Adalbert Breuer.

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Verordnung des Ministers für Cultus und Unterricht vom 24. Februar 1902, Z. 36991 ex 1901, mit welcher die neue, veränderte Auflage der „Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis" veröffentlicht wird[1]). Mit Beziehung auf die Ministerialverordnungen vom 2. August 1879, Z. 4779, und vom 22. November 1879, Z. 18485, finde ich eine neue, veränderte Ausgabe der „Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis" zu veröffentlichen. Diese neue Auflage unterscheidet sich von der früheren in wesentlichen Punkten, stimmt aber rücksichtlich der Schreibweisen und wichtigeren Regeln mit den im übrigen deutschen Sprachgebiet erscheinenden ähnlichen Regelbüchern überein.

Aus Anlass des Erscheinens der bezeichneten Schrift finde ich Nachstehendes anzuordnen:

1. In allen dem k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht unterstehenden niederen und mittleren Schulen ist vom Schuljahr 1902/1903 angefangen der Unterricht in der deutschen Rechtschreibung nach den in der obbezeichneten Schrift enthaltenen Grundsätzen zu ertheilen, und sind die Rechtschreibübungen in der neuen Orthographie vorzunehmen.

In jenen Classen und Abtheilungen, in denen die Rechtschreiblehre nicht mehr zum Lehrpensum des Schuljahres gehört, wie in den mittleren und oberen Classen der Mittelschulen und verwandten Lehranstalten, sind die neuen Regeln in geeigneter Weise zum Gegenstande einer besonderen vergleichenden Unterweisung zu machen.

Wo das Wörterverzeichnis Doppelschreibungen aufweist, wie Circular und Zirkular, Codex und Kodex, Distance und Distanz, Ceremonie und Zeremonie, Accord und Akkord, Accise und Akzise, Hasard- und Hazardspiel u. a., ist im Sinne der im § 34 des Regelbuches enthaltenen Bemerkungen vorzugehen und sind demgemäß die neuen Schreibweisen zu bevorzugen, also: Zirkular, Kodex, Distanz, Zeremonie, Akkord, Akzise, Hazardspiel u. a.

---

[1]) Die Auflage ist mit Vorbehalt aller Rechte als „Einzige, vom k. k. Ministerium autorisierte Ausgabe" im k. k. Schulbücher-Verlage in Wien erschienen und um den Preis von 20 Hellern daselbst zu beziehen. Eine zweite, größere Ausgabe ist unter demselben Vorbehalte ebenda um den Preis von 90 Hellern für ein geheftetes, von 1 Krone für ein gebundenes Exemplar erhältlich.

Die Schreibungen nach der ersten Auflage des Regelbuches sind insgesammt bis auf weiteres zu dulden, demnach in den Schülerheften nicht als Fehler zu behandeln, sondern nur als abweichend von den neuen Schreibweisen zu markieren. Mischformen wird mit aller Strenge entgegen zu treten sein.

2. In den Lehr- und Lesebüchern sowie in den Lehrmitteln, welche für den Gebrauch an niederen und mittleren Schulen bestimmt sind, sind die neuen Schreibweisen zu gebrauchen, doch können bisher approbierte Lehrbücher und Lehrmittel für die erste Unterrichtsstufe bei Vornahme entsprechender Auslassungen, beziehungsweise Verbesserungen einzelner Lesestücke, Sätze und Wortformen durch den Lehrer auch noch im Schuljahre 1902/1903 in Verwendung bleiben. Rücksichtlich der übrigen approbierten Lehrbücher und Lehrmittel wird ein Übergangsstadium von fünf Jahren festgesetzt, über diesen Zeitpunkt könnte nur ausnahmsweise in besonders rücksichtswürdigen Fällen hinausgegangen werden. Die vom Schuljahre 1902/1903 ab neu oder in neuen Auflagen erscheinenden Lehrbücher und Lehrmittel müssen, um die Zulässigkeit zum Unterrichtsgebrauch zu erlangen, in der neuen Orthographie gedruckt zur Vorlage gebracht werden. Innerhalb des genannten Übergangsstadiums von fünf Jahren können approbierte Auflagen eines Buches, seien sie in der alten oder in der neuen Orthographie gedruckt, inhaltlich aber nicht wesentlich von einander abweichen, in der Schule nebeneinander benützt werden.

3. Von dem oben bezeichneten Zeitpunkte der Einführung an haben sich die Directionen und Schulleitungen sowie die gesammte Lehrerschaft im amtlichen Verkehre und im Verkehre mit den Eltern und Schülern, in der Schule überhaupt der neuen Orthographie zu bedienen. Auch darf ich von dem berufseifrigen Wirken der gesammten Lehrerschaft erwarten, dass sie für die Verbreitung der neuen Rechtschreibung auch außerhalb der Schule ihre Kraft und Erfahrung in den öffentlichen Dienst stellt, sei es durch Veranstaltung von Vorträgen, sei es durch Ertheilung von Auskünften sowie auf jede andere Art, die geeignet ist, der allgemeinen gleichartigen Rechtschreibung Geltung zu verschaffen und die Öffentlichkeit über die Vortheile der erstrebten einheitlichen Rechtschreibung aufzuklären.

4. Mit Schluss des Schuljahres 1901/1902 tritt das alte Regelbuch außer Kraft. Bei den in den Beginn des neuen Schuljahres fallenden Aufnahmsprüfungen hat es bei dem bisherigen Vorgange zu verbleiben.

Schließlich wird es der k. k. Landesschulbehörde überlassen, wo die besonderen Bedürfnisse des Landes und seiner Schulen es erheischen, im hierortigen Einvernehmen weitere Detailbestimmungen zu treffen.

Erlass des Ministers für Cultus und Unterricht vom 12. März 1902, Z. 3330, betreffend die Stabilität der beim Unterrichte an den Mittelschulen, den allgemeinen Volks- und Bürgerschulen sowie an den Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten verwendeten Lehrtexte und Lehrmittel.

In letzter Zeit sind neuerlich zahlreiche Klagen über ungerechtfertigten Wechsel und zu weitgehende Verschiedenheit der beim Unterrichte an den Mittelschulen, den allgemeinen Volks- und Bürgerschulen sowie an den Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten verwendeten Lehrbücher und Lehrmittel und insbesondere über die nicht immer gerechtfertigten Herstellungen neuer, veränderter Auflagen von Lehrtexten vorgebracht worden. Da durch diese Übelstände nicht nur der Unterricht geschädigt wird, sondern auch die materiellen Interessen der Bevölkerung und jener Schulgemeinden, die sich eine möglichst weitgehende Betheilung dürftiger Schulkinder mit Armenbüchern angelegen sein lassen, vielfach beeinträchtigt erscheinen, finde ich unter Bezugnahme auf die hieramtlichen, sich auf die Approbation und den Gebrauch der Lehrbücher und Lehrmittel beziehenden Verordnungen und Erlässe,

besonders auf die Ministerialverordnung vom 8. Juni 1883, Z. 10618, Artikel III (Minist.-Vdgs.-Bl. 1883, Nr. 17), sowie auf die Ministerialerlässe vom 7. December 1885, Z. 19178 (Minist.-Vdgs.-Bl. 1885, Nr. 46) und vom 3. März 1900, Z. 61, alinea 5 (Minist.-Vdgs.-Bl. 1900, Nr. 27), nunmehr auszusprechen, dass die zum Lehrgebrauche allgemein zugelassenen, in zweiter oder dritter Auflage erschienenen und somit wiederholt revidierten Lehr- und Lesebücher durch mindestens 5 Jahre in unveränderter Auflage zu erscheinen haben, falls nicht etwa die Veranstaltung einer neuen, veränderten Auflage innerhalb dieses Zeitraumes aus gewichtigen Gründen sachlicher oder methodischer Natur entweder durch die Unterrichtsverwaltung selbst veranlasst oder aber seitens der Verleger, beziehungsweise Verfasser als unbedingt nothwendig erachtet werden sollte, in welch letzterem Falle die Gründe für die Veranstaltung einer neuen, veränderten Auflage bei Vorlage derselben eingehend darzulegen wären. Im Hinblicke auf die Einführung der neuen deutschen Rechtschreibung wird zugleich bestimmt, dass, falls seitens einzelner Verfasser und Verleger die gegenwärtig bevorstehende Übertragung der Lehrbücher und Lehrmittel in die neue deutsche Rechtschreibung zum Anlasse für weitergehende, nicht unbedingt nothwendige Änderungen dieser Lehrbehelfe und für eine Erhöhung des Ladenpreises genommen werden sollte, den betreffenden Lehrtexten die hieramtliche Approbation nicht zutheil werden wird.

Schulbücher und Lehrmittel, die von nun ab als inhaltlich unveränderte Ausgaben, beziehungsweise Auflagen von bereits früher approbierten Lehrbehelfen erscheinen und sich von den vorhergehenden Auflagen nur dadurch unterscheiden, dass in ihnen die neue deutsche Rechtschreibung zur Anwendung gelangte, bedürfen keiner neuerlichen hieramtlichen Approbation. Dieselben sind nur auf dem Titelblatte mit dem Vermerke „Inhaltlich unveränderter, nach der neuen Rechtschreibung hergestellter Abdruck der mit dem Erlasse des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht vom . . . . approbierten . . . . . Auflage“ zu versehen und in je einem Exemplare sammt einem Vergleichsexemplare zum Amtsgebrauche anher vorzulegen. Hiebei wird jedoch darauf aufmerksam gemacht, dass derartigen Neuausgaben die Approbation entzogen werden würde, falls sich bei der Verwendung derselben in den Schulen ergeben sollte, dass sie der Bezeichnung „Inhaltlich unveränderter Abdruck“ nicht entsprechen, oder dass die neue Orthographie nicht durchwegs und correct zur Anwendung gebracht worden wäre. Neue Auflagen, die nur durch geringe, jedoch sachlich begründete Änderungen im Texte nothwendig werden, sind nach Thunlichkeit stets derart einzurichten, dass der gleichzeitige Gebrauch früherer Auflagen nicht ausgeschlossen wird, und dass die nothwendigen Textverbesserungen durch die Schüler selbst leicht und anstandslos ausgeführt werden können. Haben Lehr- und Lesebücher oder Lehrmittel durch mehrere aufeinanderfolgende Classen, beziehungsweise Schuljahre dem Unterrichte zur Grundlage zu dienen, so dürfen jene Schüler, denen solche Lehrbehelfe anfänglich vorgezeichnet wurden, während der ganzen Dauer dieses Unterrichtes, also auch beim regelmäßigen Aufsteigen in die betreffenden höheren Classen, beziehungsweise Schuljahre zu einem Wechsel dieser Lehr- und Lesebücher oder Lehrmittel nicht verhalten werden.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat nachstehenden Mittelschulen das Öffentlichkeitsrecht verliehen, und zwar: 1. auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen unter gleichzeitiger Anerkennung des Reciprocitäts-Verhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898 (R.-G.-Bl. Nr. 173): der I.—VII. Classe

der Communal-Realschule in Laun und der I.—VIII. Classe des Landes-Gymnasiums in Pettau mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen; der I.—IV. Classe des Communal-Untergymnasiums in Rokycan; 2. auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen: der IV. Classe der deutschen und böhmischen Abtheilung des Privat-Gymnasiums der Graf Straka'schen Akademie in Prag; 3. für die Schuljahre 1901/1902 bis 1904/1905 unter gleichzeitiger Anerkennung des Reciprocitäts-Verhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898 (R.-G.-Bl. Nr. 173): der I.—IV. Classe des städtischen Realgymnasiums in Korneuburg; 4. für das Schuljahr 1901/1902 unter gleichzeitiger Anerkennung des Reciprocitäts-Verhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898 (R.-G.-Bl. Nr. 173): der I.—V. Classe der Communal-Realschule in Adlerkostelez, der I.—VII. Classe des Communal-Gymnasiums in Bregenz, der I.—IV. Classe der Communal-Realschule in Eger, der I.—VII. Classe des Communal-Gymnasiums in Friedek, der I.—VI. Classe des Communal-Gymnasiums in Gmunden, der I. Classe der Communal-Unterrealschule in Idria, der I.—IV. Classe der Communal-Realschule mit böhmischer Unterrichtssprache in Kremsier, der I. Classe der Communal-Unterrealschule in Littau, der I.—III. Classe des Communal-Gymnasiums in Lundenburg, der I.—IV. Classe des Landes-Realgymnasiums mit italienischer Unterrichtssprache in Mitterburg, der I.—VI. Classe des Landes-Realgymnasiums in Mödling, der I.—VI. Classe des Communal-Gymnasiums mit deutscher Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau, der I.—V. Classe der Communal-Realschule in Nachod, der I.—III. Classe des Communal-Realgymnasiums in Tetschen a. d. E.; 5. für das Schuljahr 1901/1902: der I.—VI. Classe des Privat-Gymnasiums in Duppau, der I.—VI. Classe des Privat-Gymnasiums in Hohenstadt, der I.—VII. Classe des Privat-Gymnasiums in Mistek, der I. und V. Classe des Privat-Gymnasiums, der I. und V. Classe der Privat-Realschule, ferner der II., III. und IV. Classe des Privat-Realgymnasiums mit böhmischer Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau, der I.—VII. Classe des Privat-Gymnasiums mit polnischer Unterrichtssprache in Teschen, der I. Classe des Communal-Gymnasiums in Wels und der I. und II. Classe des Privat-Gymnasiums im XVIII. Gemeindebezirke von Wien.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat dem deutschen Mädchen-Lyceum in Prag für die Schuljahre 1901/1902 bis 1903/1904 das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Reifezeugnisse auszustellen.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat mit dem Erlasse vom 27. Jänner 1902, Z. 849, auf Grund der von den Erhaltern der Landes-Realschule mit böhmischer Unterrichtssprache in Butschowitz abgegebenen Erklärung den Bestand der Reciprocität in Betreff der Dienstesbehandlung der Directoren und Lehrer zwischen der genannten Lehranstalt einerseits und den Staats-Mittelschulen anderseits im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898 (R.-G.-Bl. Nr. 173) anerkannt.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat mit dem Erlasse vom 27. Jänner 1902, Z. 850, auf Grund der von den Erhaltern der Landes-Realschule mit böhmischer Unterrichtssprache in Freiberg abgegebenen Erklärung den Bestand der Reciprocität in Betreff der Dienstesbehandlung der Directoren und Lehrer zwischen der genannten Lehranstalt einerseits und den Staats-Mittelschulen anderseits im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898 (R.-G.-Bl. Nr. 173) anerkannt.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat das dem Communal-Untergymnasium in Gaya für die I. bis III. Classe verliehene Recht der Öffentlichkeit auch auf die IV. Classe unter gleichzeitiger Anerkennung des Reciprocitäts-Verhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom

19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, für das Schuljahr 1901/1902 ausgedehnt.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat der I.—VIII. Classe des fürstbischöflichen Privat-Gymnasiums am Collegio convitto in Trient für das Schuljahr 1901/1902 das Öffentlichkeitsrecht verliehen.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen:

Zum Landesschulinspector in Prag der Director des böhm. Staatsgymn. in Prag-Kleinseite, Karl Nečásek.

Zum Landesschulinspector in Triest der Director des Staatsgymn. in Mitterburg, Franz Matejčić.

Zum Director des akadem. Gymn. in Prag der Prof. an dieser Anstalt, Anton Truhlář.

Zum Director des deutschen Staatsgymn. in Smichow der Director des Staatsgymn. in Brüx, Franz Ullsperger.

Zum Director der Staatsrealsch. in Teschen der Prof. an der Staatsrealsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, Rudolf Alscher.

Zum Director des Staatsgymn. in Znaim der Prof. an dieser Anstalt, Julius Wisnar.

Zum Director der Staatsrealsch. in Görz der Prof. am Staatsgymn. in Salzburg, Josef Gassner.

Zum Director des II. Staatsgymn. in Czernowitz der Prof. am I. Staatsgymn. daselbst, Cornel Kozak.

Zum Director des Staatsgymn. in Prachatitz der Prof. am deutschen Staatsgymn. in Prag-Altstadt, Moriz Strach.

Zum Director des Staats-Untergymn. in Wittingau der Prof. am Staatsgymn. in Neuhaus, Dr. Josef Novák.

Zu Mitgliedern der Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen wurden ernannt die Professoren: Dr. Emil Freymond in Prag für französische und italienische Sprache, Dr. August Engelbrecht in Wien für class. Philologie, Dr. Raimund Kaindl in Czernowitz für allgemeine und österr. Geschichte, Dr. Sigmund Herzberg-Fränkel in Czernowitz für allgemeine Geschichte, Dr. Victor Czermak in Krakau für allg. Geschichte, Dr. Anton Kalinka in Lemberg für slav. Sprachen, Dr. Julius Cornu in Graz für französische Sprache, Dr. Eduard Martinak in Graz für Philosophie und Pädagogik.

Zum Mitgliede der Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie in Lemberg der Prof. am II. Staatsgymnasium daselbst Wladimir Resl.

Zum Mitgliede des Kunstrathes der Prof. an der Staatsrealsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Josef Sturm.

Zum außerordentlichen Prof. des Bibelstudiums und der orientalischen Dialecte an der theol. Facultät in Olmütz der Prof. an der Staatsrealsch. daselbst, Dr. Alois Musil.

Der Prof. am II. böhm. Staatsgymn. in Brünn Dr. Karl Petr wurde als Privatdocent an der böhm. technischen Hochschule in Brünn zugelassen.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 6. November 1901 den Domcapitular des fürstbischöflichen Lavanter Domcapitels und Prodirector der theologischen Diöcesan-Lehranstalt in Marburg Karl Hribovšek zum Mitgliede des steiermärkischen Landesschulrathes auf die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode a. g. zu ernennen geruht.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 6. November 1901 den Vicebürgermeister der Landeshauptstadt Czernowitz, Regierungsrath Dr. Eduard Reiss, den Director der griechisch-orientalischen Oberrealschule in Czernowitz Constantin Mandyczewski und den Professor an der dortigen Universität Dr. Stephan Smal-Stocki zu Mitgliedern des Landesschulrathes für die Bukowina auf die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode a. g. zu ernennen geruht.

Verliehen wurden Lehrstellen: am Gymn. in Linz dem Prof. am Gymn. in Ried Ernst Sewera, am Gymn. in Villach dem Prof. an der deutschen Realsch. in Budweis Victor Dolenz.

Zu wirkl. Lehrern wurden ernannt: am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol der prov. Lehrer daselbst Julian Lewicki, an der Realsch. in Steyr der prov. Lehrer daselbst Gregor Goldbacher, an der Realsch. in Dornbirn der Supplent daselbst Rudolf Spindler, am Gymn. in Salzburg der prov. Lehrer daselbst Dr. Heinrich Hackel, am deutschen Gymn. in Kremsier der prov. Lehrer daselbst Dr. Alfred Walheim.

Zum wirkl. Religionslehrer am Gymn. in Reichenberg der suppl. Religionslehrer daselbst Dr. Anton Schlenz.

Zu prov. Lehrern: an der böhm. Realsch. in Brünn der Supplent an dieser Anstalt Thomas Kalina, an der Realsch. in Jägerndorf der Supplent an dieser Anstalt Dr. Ferdinand Hirn, an der Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke der Supplent am akadem. Gymn. in Wien Dr. Arthur Stein, an der Realsch. in Innsbruck der Supplent an der Realsch. in Triest Adolf Wolchowe.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Kuttenberg der suppl. Turnlehrer an der böhm. Realsch. in Prag Eduard Zoubek.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 20. December 1901 a. g. in die VI. Rangsclasse zu befördern geruht die Directoren an Staats-Mittelschulen:

Friedrich Barger von der Realsch. in Jägerndorf, Karl Brož von der Realsch. in Königgrätz, Schulrath Moriz Glöser von der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke, Julius Głowacki vom Gymn. in Marburg, Dr. Franz Grzegorczyk vom Gymn. in Brzeżany, Schulrath Josef Hofer von der Realsch. in Bozen, Schulrath Christian Jänicke vom Gymn. in Oberhollabrunn, Franz Lang vom Gymn. in Leoben, Schulrath Josef Meixner von der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, Gabriel von Mor Edlen zu Sonegg und Morberg vom Gymn. in Radautz, Franz Nestler vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Schulrath Dr. Przemyslaus Ritter von Niementowski vom Gymn. in Złoczów, Dr. Ignaz Petelenz von der Realsch. in Krakau, Dr. Karl Reißenberger von der Realsch. in Bielitz, Stephan von Repta vom griechisch-orientalischen Gymn. in Suczawa, Stephan Skarica vom Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara, Wenzel Starý von der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, Johann Stöckl vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier, Anton Škoda vom Real- und Obergymn. in Příbram und Franz Wiesthaler vom II. Gymn. in Laibach.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat folgende Mittelschul-Professoren in die VII. Rangsclasse befördert: Christoph Adami an der Realsch. in Rovereto, Dr. Josef Alton am Gymn. in Innsbruck, Franz Babsch am Gymn. in Linz, Edmund Bączalski an der Realsch. in Stanislau, Anton Baier an der Realsch. in Bielitz, Franz Bareš am Gymn. in Jungbunzlau, Johann Battisti am Gymn. in Capodistria, Wenzel Bauer am Gymn. in Kaaden, Hugo Bayer an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Karl Bedroš an der Realsch.

mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, Dr. Anton Benedict am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Stephansgasse, Johann Berbuč an der Realsch. in Görz, Heinrich Betzwar am Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Georg Biesok am Gymn. in Znaim, Dr. Josef Binder an der Realsch. in Laibach, Johann Bisiac am Gymn. in Capodistria, Dr. Eduard Brand am Gymn. in Bielitz, Richard Branžovský an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Gerstengasse, Ferdinand Braungarten am Gymn. in Smichow, Franz Brežnik am I. Gymn. in Laibach, Vitalianus Brunelli am Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara, Josef Bubeníček am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse), Basilius Bumbac am griechisch-orientalischen Gymn. in Suczawa, Dr. Leo Burgerstein an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Rudolf Casper am II. Gymn. in Graz, Franz Chum am Gymn. in Jungbunzlau, Karl Comparé am Gymn. in Triest, Julius Czerny an der Realsch. in Salzburg, Josef Čapek am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Tischlergasse, Johann Čermák am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Josef Čipera an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Franz Čižek am Gymn. in Leitomischl, Ernst Čuda am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag, Kleinseite, Josef Damian am Gymn. (deutsche Abtheilung) in Trienr, Felix Dander am Gymn. in Mies, Dr. Animpodist Daszkiewicz am griechisch-orientalischen Gymn. in Suczawa, Schulrath Johann Degn an der Realsch. in Salzburg, Wladimir Demel an der Realsch. in Troppau, Clemens Diepold am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Julian Dolnicki im IV. Gymn. in Lemberg, Ludwig Dörfler an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke, Heinrich Drasch an der Realsch. in Linz, Ferdinand Dressler am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Raimund Dundaczek an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, Hermann Dupky am Akadem. Gymn. in Wien, Gustav Effenberger am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Dr. Johann Eibl am Carl Ludwig-Gymn. in Wien, Tullius Erber am Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara, Franz Ernst an der I. deutschen Realsch. in Prag, Josef Esche am Gymn. in Weidenau, Hubert Fiala an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, Dr. Gustav Ficker am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Anton Filipský am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, Franz Fischer am Gymn. in Brüx, Gebhard Fischer am Real- und Obergymn. in Feldkirch, Johann von Fiumi an der Realsch. in Rovereto, Matthäus Fradelić am Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara, Thomas Frána am Gymn. in Jungbunzlau, Dr. Josef Frank am I. Gymn. in Czernowitz, Johann Franke an der Realsch. in Laibach, Emil Friedl am Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien, Siegmund Fuchs an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Thomas Garlicki am Gymn. in Brzeżany, Heinrich Gartenauer am I. Gymn. in Laibach, Orestes Gerosa am Gymn. in Capodistria, Julius Gilhofer am Gymn. in Krumau, Karl Glösel an der Realsch. in Bielitz, Josef Golling am Maximilian-Gymn. in Wien, Josef Gruber am Gymn. in Innsbruck, Theophil Gruszkiewicz am II. Gymn. in Lemberg, Adolf Gstirner an der Realsch. in Graz, Marcus Guggenberger am Gymn. in Triest, Dr. Raimund Halatschka an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke, Franz Haluschka an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, Vincenz Hammerle am Sophien-Gymn. in Wien, Dr. Thomas Hanausek am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, Wenzel Hažmuka am II. Gymn. in Graz, Mathias Hechfellner am Gymn. in Innsbruck, Alois Raimund Hein an der Unterrealsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, Alfred Heinrich am I. Gymn. in Graz, Dr. Franz Herold am Akadem. Gymn. in Wien, Theodor Hess am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Tischlergasse, Leopold Hirsch an der Unterrealsch. im V. Wiener Gemeinde-

bezirke, Anton Hobl am Gymn. in Jungbunzlau, Emanuel Hochreiter am Gymn. in Teplitz-Schönau, Julius Hoffmann an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke, Johann Holub am Gymn. in Weidenau, Friedrich Freiherr von Holzhausen an der Realsch. in Graz, Karl Hönig an der Realsch. in Teschen, Wenzel Horák an der Realsch. in Bielitz, Dr. Adalbert Horčička am Elisabeth-Gymn. in Wien, Wenzel Hovorka am Gymn. in Kaaden, Alois Hruschka an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke, Gustav Hübner am Carl Ludwig-Gymn. in Wien, Josef Hula am Gymn. in Leitomischl, Franz Hůrský am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Leon Ilnicki an der griechisch-orientalischen Realsch. in Czernowitz, Demeter Isopescul am griechisch-orientalischen Gymn. in Suczawa, Josef Ivančič am Gymn. in Görz, Josef Jícha an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Dr. Josef Jüttner am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Johann Kail an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke, Johann Kalberg am Gymn. in Villach, Franz Kaňka am Real- und Obergymn. in Prag-Křemenecgasse, Josef Karassek am Gymn. in Weidenau, Fridolin Kaspar am Gymn. in Mies, Josef Kasparides am Real- und Obergymn. in Smichow, Franz Katholnigg am Gymn. in Znaim, Anton Kerer am Real- und Obergymn. in Feldkirch, Dr. Alois Kimmerle an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, Friedrich Klenot am Gymn. in Reichenau, Jaroslav Klusáček an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Johann Kny am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, Johann Koc am Gymn. in Schlan, Dr. Josef Kohm am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, Karl Kopecký am Gymn. in Reichenau, Johann Ritter von Korczyński am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau, Anton Kosi am Gymn. in Cilli, Karl Kosmik am Gymn. in Mähr.-Weißkirchen, Josef Košťál am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Tischlergasse, Karl Kotrč an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Johann Krainz am Gymn. in Görz, Franz Krassny an der Realsch. in Trautenau, Wenzel Kratky am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Anton Krecar am Gymn. in Schlan, Dr. Karl Křemen am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Julius Křepinský am Real- und Obergymn. in Klattau, Karl Kreutzinger an der Realsch. in Jägerndorf, Johann Koutil am Gymn. in Walachisch-Meseritsch, Johann Krouza am Real- und Obergymn. in Kolin, Maximilian Krynicki am Gymn. in Sambor, Dr. Franz Kryštof am Real- und Obergymn. in Smichow, Thaddäus Kukurudza an der Realsch. in Stanislau, Ladislaus Kulczyński am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau, Franz Kunz an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, Karl Kunz an der Realsch. in Krakau, Michael Kusionowitz am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea, Josef Lacina an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Oskar Langer an der Realsch. in Linz, Anton Lantschner am I. Gymn. in Graz, Dr. Franz Lauczizky am Elisabeth-Gymn. in Wien, Onuphrius Łepki am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, Anton Libický an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, Johann Ließkounig am Gymn. in Cilli, Augustin Lhota an der Realsch. in Rakonitz. Dr. Franz Lukas am Maximilian-Gymn. in Wien, Josef Lukeš am Gymn. in Pisek, Johann Macháček am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Heinrich Maionica am Gymn. in Görz, Georg Mair am Gymn. in Pola, Karl Maly am Carl Ludwig-Gymn. in Wien, Franz Mann an der Realsch. in Leitmeritz, Wenzel Marek am Gymn. in Časlau, Johann Mařík am Real- und Obergymn. in Prag-Křemenecgasse, Jakob Mätzler am Gymn. in Klagenfurt, Jakob Mayer am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Anton Mayr am I. Gymn. in Graz, Josef Meisel am Maximilian-Gymn. in Wien, Franz Meissner am Gymn. in Iglau, Matthäus Milković am Gymn. in Spalato, Ludwig

Mösenbacher an der Realsch. in Linz, Albin Nager am I. Gymn. in Graz, Anton Naumann am II. Gymn. in Graz, Franz Netuka an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Engelbert Neubauer am Akadem. Gymn. in Wien, Josef Neubert am Gymn. in Brüx, Johann Niederegger am Gymn. in Innsbruck, Emanuel Nikolić an der Realsch. in Spalato, Wilhelm Nitsch an der Realsch. in Bielitz, Dr. Franz Noë am Carl Ludwig-Gymn. in Wien, Dr. Johann Novák am Real- und Obergymn. in Prag-Křemenecgasse, Konrad Nussbaumer am Gymn. in Görz, Karl Paul am Gymn. in Schlan, Raimund Perušek am I. Gymn. in Laibach, Leopold Petrik an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Paul Pfurtscheller am Franz Joseph-Gymn. in Wien, Johann Placek am Akadem. Gymn. in Wien, Anton Pohorský an der Realsch. in Teschen, Franz Poppler am Gymn. in Bielitz, Victor Prelicz am II. Gymn. in Czernowitz, Josef Přibyl am Gymn. in Jičín, Adalbert Princ am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Korngasse, Gustav Proft am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Stephansgasse, Karl Rawer am IV. Gymn. in Lemberg, Anton Rebhann an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Wladimir Resl am II. Gymn. in Lemberg, Friedrich Rihl am Gymn. in Salzburg, Anton Romanovský an der griechisch-orientalischen Realsch. in Czernowitz, Maximilian Rosenfeld an der Realsch. in Teschen, Anton Rossner am Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke, Adrian Rotter am Gymn. in Prerau, Simon Rutar am II. Gymn. in Laibach, Franz Ruth am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Korngasse, Johann Saliger am Gymn. in Weidenau, Ferdinand Samobrd am Gymn. in Taus, Alexius Santuari am Gymn. (ital. Abtheilung) in Trient, Franz Schiffner an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke, Georg Schlegl am Akadem. Gymn. in Wien, Hugo Schönach am Real- und Obergymn. in Feldkirch, Franz Schüller an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Gerstengasse, Emanuel Schwarz an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Johann Sedláček an der Realsch. in Marburg, Alois Seeger an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, Daniel Seidl am Gymn. in Pisek, Josef Selič am Gymn. in Mährisch-Trübau, Alois Sigmund am Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke, Heinrich Sladeczek am Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke, Johann Smirich an der Unterrealsch. in Zara, Franz Sparmann am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, Johann Staunig am Gymn. in Villach, Johann Steinacher am Gymn. in Landskron, Anton Storich am Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara, Alexander Straubinger am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, Mathias Strejček an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Gerstengasse, Bohumil Strér am Gymn. in Taus, Josef Strnad am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Anton Strobl am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Franz Stýblo am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Korngasse, Michael Szklarz am Gymn. in Bochnia, Johann Škola an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Wenzel Špergel am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Wenzel Šteffl am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Johann Štěpánek an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, Karl Štětina am Gymn. in Jičín, Georg von Tarnowiecki an der griechisch-orientalischen Realsch. in Czernowitz, Theodor Täuber an der Realsch. in Bielitz, Josef Tentschert an der Realsch. in Jägerndorf, Victor Terlitza an der Realsch. in Bielitz, Josef Tesař am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Franz Tiesel an der I. deutschen Realsch. in Prag, Alois Traube am Gymn. in Kaaden, Josef Třesohlavý am Akadem. Gymn. in Prag, Anton Valentini am Gymn. (ital. Abtheilung) in Trient, Dr. Heinrich Vančura am Real- und Obergymn. in Smichow, Adalbert Viravský

am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Tischlergasse, Gottfried Vogrinz am Gymn. in Villach, Wratislav Votrubec an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, Johann Vyrazil an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, Dr. Georg Wagner am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Alfred Walther an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Philipp Watznauer an der Realsch. in Leitmeritz, Anton Webhofer an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, Ladislaus Węgrzyński am Gymn. in Jasło, Ignaz Weinberger am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, Wilhelm Wessely an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, Franz Widlak am Gymn. in Znaim, Peter Willi an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Karl Zahradnik am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Thomas Záklasnik an der Realsch. in Jičín, Dominik Zatelli an der Realsch. in Rovereto, Vincenz Zatloukal am II. deutschen Gymn. in Brünn, Josef Zelenka am I. deutschen Gymn. in Brünn, Anton Zernitz an der Realsch. in Triest und Josef Zösmair am Gymn. in Innsbruck.

Auszeichnungen erhielten:

Der mit dem Titel und Charakter eines Hofrathes bekleidete Landesschulinspector Dr. Johann Huemer das Ritterkreuz des Leopold-Ordens.

Der mit dem Titel eines Hofrathes bekleidete Landesschulinspector Johann Franke das Comthurkreuz des Franz Joseph-Ordens.

Der Landesschulinspector Franz Rosicky den Orden der eisernen Krone III. Classe.

Der Director des Staatsgymnasium im VIII. Wiener Gemeindebezirke Regierungsrath Pius Knöll den Orden der eisernen Krone III. Classe.

Der Director der Staatsrealschule im VII. Wiener Gemeindebezirk Karl Klekler den Titel eines Regierungsrathes.

Der pensionierte Realschuldirector Schulrath Dr. Egyd Schreiber für sein ersprießliches Wirken im Schulaufsichtsdienste die Allerhöchste Anerkennung.

Der Director des Stiftsgymnasiums in St. Paul P. Eberhard Katz anlässlich seines Rücktrittes von der Leitung der genannten Anstalt das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens; die gleiche Auszeichnung erhielten der pensionierte Professor am Staatsgymnasium im VIII. Wiener Gemeindebezirke Josef Stritar und der Religionsprofessor am II. Staatsgymnasium in Graz fürstbischöflichen Rath und Consistorialrath Karl Zetter.

Den Titel eines Schulrathes erhielten: der Professor am Staatsgymnasium im VIII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Julius Steiner, der Professor an der Staatsrealschule im VII. Wiener Gemeindebezirke Richard Öhler, der Professor am II. Staatsgymnasium in Graz Alois Sieß, der Professor am akademischen Gymnasium in Prag Franz Xaver Zlábek, der Professor an der Staatsrealschule in Leitmeritz Franz Mann, der Realschulprofessor im Ruhestande Franz Dintzl, der Professor am akademischen Gymnasium in Lemberg anlässlich seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand Anatol Wachnianin.

Der Realschulprofessor in Innsbruck Dr. Hermann Hammerl den Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors.

Der Professor am deutschen Staatsgymnasium in Troppau Leopold Liebig anlässlich seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand die Allerhöchste Anerkennung für seine vieljährige, pflichttreue und erfolgreiche Dienstleistung.

Nekrologie.

Gestorben sind[1]): Constantin Dimytrow, Gymnasialprof. (Dlg) in Tarnopol, 46 J. alt; Josef Včelak, Gymnasialprof. (L Gb) in Prag, 58 J. alt; Dominik Bressan, Gymnasialprof. (LG) in Radautz, 61 J. alt; Josef Hamberger, Realschulprof. (H D) in Klagenfurt, 55 J. alt; Johann Galzigna, Gymnasialprof. (It lg) in Capodistria, 33 J. alt; Andreas Kragelj, Gymnasialprof. (Sl Lg) in Görz, 48 J. alt; Fortunat Vulović, Religionsprof. i. R. in Cattaro, 61 J. alt; Josef Kašpr, Gymnasialprof. (M Nl) in Smichow, 49 J. alt; Franz Valentinitsch, Realschulprof. (H F) in Graz, 56 J. alt; Johann Zelenka, Gymnasialprof. (LG) in Klattau, 60 J. alt; August Milan, Realschulprof. (H) in Wien, 54 J. alt; Thomas Glinski, Gymnasialprof. (H) in Brzezany, 53 J. alt; Dr. Wilhelm Kurz, Realschulprof. (M Nl) in Prag, 54 J. alt; Johann Ziegler, Gymnasialprof. (L G) in Königgrätz, 44 J. alt; P. Andreas Borschke, Director des Schottengymnasiums in Wien, 59 J. alt; Raimund Kostial, Realschulprof. (M Nl) in Wien, 40 J. alt; Anton Pohl, Gymnasialprof. i. R., 45 J. alt; Saturnin Kwiatkowski, Gymnasialprof. (H) in Lemberg, zuletzt in Verwendung im Ministerium für Cultus und Unterricht, 45 J. alt; Vincenz Ibl, Realschulprof. (B F) in Königliche Weinberge, 50 J. alt; Gymnasialdirector Schulrath i. R. Dr. Anton Schmid in Wien, 88 J. alt; Edmund Seipka, Realschulprof. (M Ge) in Zwittau, 27 J. alt.

---

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Directionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaction gefälligst bekannt zu geben.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Die alte böhmische Sage und Geschichte in der deutschen Literatur[1]).

Die deutschen poetischen Bearbeitungen böhmischer historischer Stoffe haben schon wiederholt böhmische Schriftsteller zu Zusammenstellungen veranlaßt, die aber meist über den Umfang und die Ansprüche von Feuilletonreihen nicht hinausgingen und auf ganz unzulänglichem Materiale beruhten; von anderer als böhmischer Seite ist, abgesehen von Wallenstein, nur die Libušasage und der Ottokarstoff behandelt worden (Schlenther, Grigorovitza, Glossy).

Die vorliegende Arbeit ist der erste (bis zur Marchfeldschlacht 1278 reichende) Teil eines Versuches, den ganzen Verlauf der böhmischen Geschichte im Spiegel der deutschen Belletristik zu zeigen. Vor dem Erscheinen des Buches hatte ich die Erwähnungen böhmischer Dinge in den Hauptwerken der mittelhochdeutschen Literatur, ferner den Libušastoff und (1896 im Český časopis historický) Meißners „Žižka" behandelt.

Den ältesten in der böhmischen Geschichte erwähnten Namen eines Čech, Samo, Krok, sowie der boisch-markomannischen Vorzeit des Landes sind nur wenige Seiten gewidmet. Die Vernachlässigung des ersteren in der älteren Literatur wird zum Teil eine Folge der Polemik G. Dobners gegen die Existenz eines Čech gewesen sein. Das als unzugänglich erwähnte „mythisch nationale Gedicht in 39 Gesängen, Tschech" von F. Kraupner ist im J. 1884

---

[1]) Ich folge hiemit einer freundlichen Aufforderung der Redaktion dieser Zeitschrift, über mein eben erschienenes Buch „Stará historie česká v německé literatuře" (Prag, Bursík und Kohout 1902, 460 SS.) Bericht zu erstatten. Dafür, dass ich zugleich einige Nachträge bringen kann, bin ich Herrn Hofrat Prof. Dr. R. Heinzel, ferner Herrn Prof. Dr. A. Sauer und der Pilsener Stadtbibliotheksverwaltung zu herzlichem Danke verpflichtet.

erschienen und zeigt als Arbeit eines recht begabten Dilettanten natürlich Einflüsse der neueren Literatur, z. B. Scheffels, aber nach der Gesinnung und dem Gedankengange des Autors, denen es seine Entstehung verdankt, gehört es vollständig in eine längst vergangene Zeit. Seine Mythologie erinnert an Klemens Brentano, und es könnte bald nach dem Erscheinen von Eberts „Wlasta" gedichtet sein, bis zu deren Beginn, also bis zum Tode Libušas es die Handlung führt. Sein Inhalt, die Sagen von Čech, Krok, Libuša, Přemysl, beruht auf den herkömmlichen Quellen, vor allem auf Hájeks Chronik, auf Lokalsagen, auf Musäus' Libussa, Brentanos Gründung Prags, Eberts Wlasta. Vielfach benutzt und zum Teil übersetzt sind auch Hankas „altböhmische" Gedichte, u. zw. auch solche, die schon zur Zeit der Dichtung als Fälschungen allgemein anerkannt waren, wie das Lied auf den Vyšehrad. Das ist darum bemerkenswert, weil auf die ältere Literatur die gefälschten Handschriften sonst auffallenderweise fast gar nicht eingewirkt haben. Wie dieses einzige große Gedicht von Čech schon in das zweite Kapitel hinüberreicht, das der Libušasage gewidmet ist, so ist es auch mit Albrechts Roman „Die Töchter Kroks", welcher die Geschichte Böhmens von Čech an bis zum Ende des Mädchenkrieges behandelt; der fingerfertige „Dramatiker" J. N. Komareck hat zwei Dramen, „Krok" und „Přemisl", aus ihm geschnitten und gekleistert.

Vor diesem Romane wurde der Stoff schon seit länger als einem Jahrhunderte in deutscher Sprache poetisch behandelt. Die Sage, auf deren Entstehungsgeschichte und die neuesten Versuche zu ihrer Erklärung das Buch eingeht, fanden die Schriftsteller in der deutschen Übersetzung von Hájeks Chronik vor, oder sie schöpften aus der Geschichte des Dubravius.

Die erste Erwähnung Libussas in einem von einem Deutschen verfassten Dichterwerk geschieht in dem 1634 verfassten lateinischen Traumgesicht J. Keplers; eine episodische Rolle spielt sie in Hohbergs Habspurgischem Ottobert von 1664; im J. 1666 wird eine Haupt- und Staatsaktion von ihr durch Velten in Dresden gespielt. Mit den italienischen Opern, die sich des Stoffes bemächtigen, und deren zwei aus den Jahren 1703 und 1734 erhalten sind, hängt irgendwie die Staatsaktion „Der eiserne Tisch" zusammen, deren Aufführung in Nürnberg um 1700 und in Ribe in Dänemark 1711 bezeugt ist, während eine vollständige Handschrift sich in der k. und k. Hofbibliothek zu Wien befindet. Indes nennt diese Aktion weder Libussa noch Přemysl; die Fürstin von Böhmen, Orismanna, ist eine Tyrannin, die in die Erde versinkt, wie sie ein Götterbild lästert (das Drahomiramotiv!), und außer dem eisernen Tisch, von welchem Sigislao zum Throne geholt wird, hat das Drama mit der Libušasage nicht viel gemein.

Im J. 1779 erschien Herders Fürstentafel und gleichzeitig unter dem Einflusse des Sturm- und Drangdramas ein Schauspiel

„Libusse" von G. R. v. Steinsberg, dann im dritten Teile von Musäus' Volksmärchen die überaus erfolgreiche Novelle „Libussa", welche als Volksbuch sehr häufig gedruckt wurde. Unter dem Einflusse dieser Volksbücher wird die Sage populär und wird in Preußisch-Schlesien lokalisiert.

Nach den Libussen von Albrecht und Krok schreitet die Gestalt der Seherin in Werners Wanda über die Bühne, und unter dem Einflusse dieses Dramas und der Novelle Musäus' schafft Klemens Brentano sein historisch-romantisches Drama „Die Gründung Prags".

Das Verhältnis zu seinen Quellen hat Brentano zu verschleiern gesucht: Musäus, dem die ganze Haupthandlung entnommen ist, wird in den Anmerkungen nicht genannt; einmal zitiert er eine „mündliche Sage", während er in Wirklichkeit die Erzählung „Wlasta und Scharka" und Griesels Gedicht „Libussas Bad" benutzt. Auch Albrechts Roman liefert einige Züge und Werners „Kreuz an der Ostsee" hat das Drama stark beeinflußt.

Das unförmlich große Gedicht Brentanos zeigt insofern Komposition, als die fünf Akte an fünf aufeinanderfolgenden Tagen und an wenigen, meist nahe bei einander liegenden Orten spielen, wobei jedoch dem Dichter eine falsche Vorstellung der Lokalitäten vorgeschwebt haben muß. Von einer Einheit der Handlung ist dagegen nicht viel zu merken; die Brautwerbung der Rivalen Wrsch und Domaslaus, die Intriguen Rozhons, die Ringgeschichte, die Anfänge der Amazonenleibwache und des Weiberkriegs sind Handlungen, die sich ablösen, sich verschlingen, aber nicht zur Einheit werden, die sich folgen, aber sich nicht bedingen. Es ist bezeichnend für das Undramatische dieses Dramas, daß in demselben nichts gelingt, was bewußt und planmäßig begonnen wird, sondern nur, was in frommer Unterordnung unter das Schicksal oder halb somnambul geschieht, wie die Sendung des Apfels oder der Ring zeigen. Primislaus gewinnt Libussa nicht dadurch, daß er sie vor den Nachstellungen Rozhons rettet, sondern dadurch, daß er der unerkannten Libussa, als sie ruft: „Ganz Böhmen für ein Schwert", sein Schwert gibt, das er noch sehr notwendig brauchen könnte, und daß sie ihr so gegebenes Wort hält.

Die slavische Mythologie, von der Brentano so ausgiebigen Gebrauch gemacht, schöpft er aus den Büchern von Anton und Kaysarow; daß er dabei besonders schöpferisch verfahren, ist eine Fabel. Er erlaubt sich im ganzen unbedeutende Änderungen, so, wenn er Perun die Pflugschar in die Hand gibt, die bei Kaysarow der gleich hinter ihm folgende Prowe führt; am freiesten verfährt er noch mit dem Kikimoramythus, der sich übrigens auch schon bei Kaysarow findet.

Aus der Beobachtung des gegenwärtigen böhmischen Lebens (nach dem Muster von Werners Kreuz an der Ostsee) vermag

Brentano bei seiner Unkenntnis der Sprache — böhmisch ist ihm das Prager Deutsch — nur wenig zu schöpfen: was er beobachten konnte, hat er angebracht, auch die Unredlichkeit der Bukovaner Beamten. — Träume und Blumen deuten das Geschick im voraus an, besonders in der Symbolik der Blumen oder besser in der Häufung von Blumennamen kann sich der Dichter nicht genug tun. Obwohl das Stück etwa zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche spielt, wachsen nicht nur die Blüten aller Jahreszeiten, sondern auch fremdländische Gewächse auf böhmischem Boden. Zwischen Wlasta und Stiason, der bestimmt ist, sie zu töten, waltet eine so geheimnisvolle Anziehungskraft, daß man sie für ein Liebespaar hält. Die Gründung Prags ist alles in allem ein ganz undramatisches Werk, das aber trotzdem an poetischen Schönheiten reich ist; in der Entwicklung des Dichters bezeichnet es einen Gipfelpunkt.

Im Jahre 1823 erscheinen zwei Operntexte „Libussa" der von Bernard für Kreutzer gedichtete und der von Choulant; der erstere, der Libussa und Primislaus unter falschen Namen sich einander nähern läßt, hat Grillparzers Libussa in Einzelheiten beeinflußt.

Viel stärker ist aber der direkte Einfluß Brentanos; beide Dramen beginnen mit einer Art Leichenfeier für Krok und enden mit der Gründung Prags, die bei Brentano nur unorganisch angehängt, desto stärker im Titel hervortritt, bei Grillprazer aber zur Katastrophe der Handlung wird. Beidemal wird die Regierung zuerst den älteren Schwestern angeboten und von diesen ausgeschlagen; Primislaus rettet beidemal Libussas Leben, der Beweis davon bleibt bei Brentano in ihrer Hand, sein Schwert, bei Grillparzer in der Hand Primislaus', ihr Kleinod. Bei Brentano gibt Libussa, getreu nach Musäus, den Werbern Wrsch und Domaslaus einen Apfel, den sie teilen, aber nicht zerschneiden sollen; diesen Apfel übergeben sie Primislaus, in dessen Hand er schon gewesen, dem seine Kerne gehören, der auch schon Libussas Armring für sie bewahrt. Bei Grillparzer gibt sie ihnen ihre Kette, die sie teilen aber mit niemand teilen sollen, und diese Kette übergeben sie gleichfalls an Primislaus, in dessen Hand sie schon gewesen, der einen Teil von ihr besitzt. Beidemal bringt, u. zw. mit wörtlichen Übereinstimmungen, Primislaus das anvertraute Gut zurück, als er vom Pfluge zu Libussen berufen wird. Wie sie mit ihm den Apfel bricht, wie er ihr die Kette anlegt, ist das Rätsel gelöst, die Ehe so gut wie vollzogen. Diese Ähnlichkeit ist umso schlagender als auch bei Grillparzer ursprünglich das Kleinod ein Apfel sein sollte (bei Bernard ist es Kleinod und Apfel zugleich, ein Reichsapfel). In beiden Dramen erkennt Libussa ihren Gemahl demütig als Herrn an. Beidemal erteilt sie ihren Mägden Privilegien; das Gespräch Primislaus' mit Wlasta zeigt die auffallendsten Übereinstimmungen. Beidemal wird am Schlusse eines Aktes edles

Metall auf die Bühne gebracht. Die Gestirnsymbolik am Schlusse des ersten Aktes bei Grillparzer erinnert an die Blumensymbolik Brentanos.

Grillparzer hat den Stoff gegen Brentano überaus vereinfacht; theatralischen Effekten ist er jedoch nicht aus dem Wege gegangen. Was die Komposition anbetrifft, so ist die Einheit oder Kontinuität der Zeit wenig beachtet, es kommen Widersprüche vor, ebenso in betreff des Ortes: Budetsch, Hradschin, Wischehrad erscheinen beinahe als Synonyma. In den Versen über die Moldau erkennen wir den Eindruck wider, den der Blick von der Karlsbrücke im J. 1826 auf den Dichter gemacht hat. Dagegen ist im Gegensatze zu Brentano die Einheit der Handlung gewahrt, und meisterhaft ist die Charakteristik Libussas und Primislaus', die E. Bozděch in seiner Betrachtung des Dramas höchlich rühmt.

Die Ehe Libussas mit Primislaus ist die Ehe einer Fürstin mit einem Untertanen, und da gibt Grillparzer höchstens zu, daß der Mann seiner Frau den Schein der Herrschaft überlasse, in Wirklichkeit regiert Primislaus allein. Aber Libussa ist auch Halbgöttin, Prophetin; für Grillparzer, der an keines von beiden glaubte, kann dies nur die Ehe mit einer geistig hervorragenden Frau bedeuten, Libussas Fall ist völlig der Sapphos; ein gütiges Geschick und die List Primislaus' läßt Libussa das in der Phantasie erleben, was Sappho in grausamer Wirklichkeit erfahren muß (Primislaus und Wlasta, Phaon und Melitta).

Aber Libussa, die eine gehorsame Gattin geworden ist, hat dadurch auf ihre hohen Gaben verzichtet; wie sie, gezwungen, wiederum das dunkle Gewand der Prophetin anlegt, ergreift sie die höhere Macht und vernichtet sie. Das klingt wie eine Entschuldigung des Dichters, der selbst so gehandelt hat wie die Schwestern Libussas. Um nicht unterzugehen, wie Libussa, schloß er sich auf seinem einsamen Schlosse ein, allein seine Furcht war unbegründet, die Liebe, deren Übergewalt er fürchtete, besaß er nur in geringem Grade, und während er fürchtete zu schmelzen, fror er in seiner Einsamkeit vollständig ein.

Was den Gedankeninhalt dieses „Faust" Grillparzers betrifft, so kommen die beiden Seelen in seiner Brust zum Worte, die individualistische, poetische, die Masse verachtende, und die des Bürgers, Politikers, Fortschrittsmannes; Gefühl und Verstand gehen auseinander und behalten beide Recht.

Eine Mythologie im Sinne Brentanos gibt es nicht, die Heiden Grillparzers haben christliche Vorstellungen. Auch ethnographische Studien hat Grillparzer nicht gemacht; das Volk, das er nie leiden konnte, hat er aber so gut geschildert als nur möglich, ja in der Prophezeiung Libussas hat er ihm einen Anteil an der künftigen Weltherrschaft verheißen.

Zwei (unzugängliche) Libušadramen stammen aus der Zeit vor dem Bekanntwerden des Grillparzerschen, Libussas Wahl von

Arends und Libussa von Ferd. Stamm, die in Prag in den Märztagen 1848 aufgeführt wurde, was die Biographen Stamms (Wurzbach, Naaff) leugnen.

Kurz besprochen werden die Libussagedichte von F. v. Maltitz (Hesperus 1816) Mussik (Erinnerungen 1830, von der Grünberger Handschrift beeinflußt), Horn (Libussas Liebe in Klars Libussa, 1) von Gerhard, ferner der Romanzenzyklus Kassa und Bivoi von Anton Müller.

Auch das dritte, den Mädchenkrieg behandelnde Kapitel beginnt mit einer Zusammenstellung der Quellen; antike Vorstellungen haben wesentlichen Anteil an der Entstehung der Sage. Kosmas läßt den Raub der Sabinerinnen sich auf dem Vyšehrad abspielen, und Dalimil schweben die Erzählungen von den alten Amazonen vor.

Schon Velten spielt als zweiten Teil seiner Libussa einen „siebenjährigen Weiberkrieg“, Albrecht schließt seine „Töchter Kroks“ mit einer Darstellung des Mädchenkrieges; die Novelle „Wlasta und Scharka“ von 1794 ist eine ziemlich freie Bearbeitung einer böhmischen Quelle, der „České Amazonky“ von Prokop Šedivý (erschienen 1792), ein interessanter Ausnahmefall. Diese Erzählung hat sowohl Brentano als auch Ebert stark beeinflußt. Der erstere hat einen geplanten „Mägdekrieg“ in die „Gründung Prags“ hinein verarbeitet; wir sehen die Entstehung der Bewegung, ihre Motive, und auch das Ende wird in der geheimnisvollen Anziehungskraft zwischen Wlasta und Stiason angedeutet.

Frauenhaft und gräzisierend ist der „Mädchenkrieg“ von Karoline v. Woltmann, Gerles „Frauenregiment“ folgt Hájek, Schießlers „Mädchenkrieg“ erinnert an „Wlasta und Scharka“ und betont das Motiv der Liebe Wlastas zu Chirad. Von Schießler übernimmt dieses Motiv K. F. van der Velde für seine vielgelesene Erzählung „Der böhmische Mägdekrieg“; van der Velde ist auch von Albrecht abhängig (beide schreiben Diewni statt Děvín), den er stellenweise fast wörtlich ausschreibt.

Dieser Roman wurde mehrfach dramatisiert; zunächst vom Verf. selbst in dem zweiaktigen Stücke „Die böhmischen Amazonen“, dann von H. G. Lambrecht, den Gödeke irrtümlich mit M. G. Lambrecht identifiziert, von einem Anonymus in der „Deutschen Schaubühne“ von 1871 in unglaublich alberner Weise, und noch 1886 von O. Roloff. Stark beeinflußt von dem Roman ist Bechsteins „Prophezeiung der Libussa“, die in das 6. Kapitel gehört.

Van der Velde nimmt den Kampf teilweise als frühe Regung weiblicher Emanzipationsgelüste, als Reaktion gegen die Roheit der Männer; dieses Motiv betont noch viel stärker Eberts „Wlasta“, deren erste Gesänge unmittelbar nach der Beendigung des Romans erschienen und offenbar durch ihn veranlaßt sind; die Quellen des nach vier Jahren (1828) vollendeten Gedichtes sind Hájeks Chronik, die Erzählung Šedivýs „Wlasta und Scharka“, der die

Episode von Stiason und Radka, dort Rodoj und Militka, entlehnt ist; aus Albrecht und van der Velde stammt der Besuch Kašas auf Děvín, aus Brentano der Dualismus der schwarzen und weißen Gottheiten.

Die Komposition ist kunstlos, der Dichter bereitet nichts vor, er gleicht seinen Amazonen, die ein Jahr lang die Burg Děvín bauen und sich dann besinnen, daß sie sich auch in den Waffen üben müssen; die Motivierung gibt oft mehr Vorwände als wirkliche Ursachen. Das Hauptgewicht wird auf die Psychologie Wlastas gelegt, besonders auf den Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen Natur und Unnatur. Wlasta büßt es, daß sie die Schranken durchbricht, die in Schillers „Würde der Frauen“ gezogen sind; in seinem Kampfe gegen diese Emanzipationsbestrebungen sowie in seiner Ehrfurcht für alle weise Beschränkung, ist Eberts Gedicht geradezu der typische Ausdruck der Reaktionsperiode.

Das Gedicht spricht ein auf stark entwickeltem Prager Lokalpatriotismus beruhendes Heimatsgefühl aus; die nationalen Gegensätze werden hinweggedacht; das Land, in dem der Mädchenkrieg wütet, ist ein Märchenland, das keine Nachbarn hat.

Literarische Einflüsse stammen aus dem antiken Epos, von Schiller, Brentano, von Uhland, der die Form des Gedichtes bestimmt hat; der Gesang „Das Grab“ mit seinem Echo erinnert sogar bedenklich an die Lyrik des 17. Jahrhunderts.

Goethe hat den Mangel an Realität getadelt, hat gewünscht, daß der Dichter sich genau an die Chroniken gehalten; in dieser Beziehung ist der Dichter durch den Mangel der Quellen zu entschuldigen und der Tadel auf die Stoffwahl zu lenken. Die Schilderungen, die Goethe rühmt, betreffen zum geringsten Teile den menschlichen Körper oder die belebte und organische Natur. Was der Dichter nicht müde wird darzustellen, ist das Unorganische: Luft, Wasser, Wolken, Sonne, Mond, Sterne, und vor allem Licht und Dunkel, Dämmerung und Röte. Nur der kleinere Teil der Gesänge spielt bei Tageslicht, die übrigen beginnen durchaus mit einer Schilderung oder doch Erwähnung der Beleuchtung; zehn spielen bei Nacht, neun am Morgen, sieben in verschiedenen Stadien des Abends. Diese immerfort variierten Schilderungen stammen nicht immer aus wirklicher Beobachtung der Natur; der Dichter läßt einmal die Sonne sinken und ihr gegenüber die Mondsichel aufgehen. Ebert verwandelt die Beschreibung nicht im Sinne Lessings in Handlung; er läßt die Burg Děvín bauen, dann beschreibt er sie, wobei er jedoch durch die Wahl von Verben der Beschreibung scheinbar den Charakter der fortschreitenden Handlung zu verleihen sucht: „Inmitten der Gemäuer erhob sich stolz das Haus usw.“.

Eberts Gedicht, das mit dem Anspruche auftrat, den beiden Volksstämmen Böhmens ein „böhmisch-nationales Heldengedicht“

zu schenken, wurde mit gewaltiger Begeisterung aufgenommen, für die große deutsche Literatur aber hat es niemals Bedeutung gewonnen. Vom Standpunkte des Anhängers der Frauenemanzipation kritisierte es schon 1835 Mundt sehr scharf. Als Gegenstück begann er eine an absichtlichen Anachronismen reiche „Bohemiconymphomachia", deren Fragment er in seine „Madonna" aufnahm.

Während J. Wenzigs Drama „Wlasta" auf Eberts Gedicht beruht und seinen Kampf gegen die „Unnatur" aufnimmt, vertritt das gleichnamige Drama von F. C. Schubert (1874) den Standpunkt der Emanzipation; Primislaus, dessen Unterredung mit Wlasta bei Ebert so demütigend für letztere ausfällt, wird hier gezwungen, sich vor Wlasta zu beugen. Dieses Drama spielt auch in dem gleichnamigen Roman Schuberts eine Rolle. Auch Roloffs schon erwähntes Wlastadrama ist von Ebert stark beeinflußt.

Das kurze vierte Kapitel behandelt das Ende der böhmischen Sagenzeit, die Periode der heidnischen Herzoge.

Der Sohn Přemysls, Nezamysl, wird als Numa Pompilius des Landes gefeiert in der „Kolostojade" von L. A. John, einem epischen Monstrum, das 1832 in zwei umfangreichen Bänden, in sechsundzwanzig Gesängen und mindestens achzehntausend Versen erschien, und zur Not 1732 zeitgemäß gewesen wäre, wären nicht die Verse so entsetzlich schlecht und die Sprache so fehlerhaft. Den Hauptinhalt bildet die Entdeckung der Teplitzer Heilquelle. Die Regierung seines Nachfolgers Mnata und die Gründung der Altstadt Prag besingt etwa gleichzeitig der Piarist Harnach; Herzog Vojen tritt in Eberts Erstlingsgedicht „Smichow" auf und die Regierung Křesomysls ist durch die Sage von Horymir, eine Variante der verbreiteten Springersage, populär.

Herder behandelt sie im „Roß aus dem Berge"; ein Gedicht von Griesel wird im Buche etwas ausführlicher behandelt, weil es die bisher unbekannte Quelle eines sehr populären böhmischen Gedichtes ist. Auch diese Sage behandeln die Woltmann und Gerle, ferner A. Müller, dessen kleinen Romanzyklus Goethe, unter dem Eindrucke der Beschäftigung mit den serbischen Volksliedern, höchlich belobte. Gegenüber einem Versuche des jungen U. Horn, die Sage dramatisch zu behandeln, verteidigte Müller die Romanzenform als die einzig mögliche, denselben Standpunkt nahm er Eberts Dramatisierung der Neklansage gegenüber ein.

Diese Sage gehört zur böhmischen Ursage, während die Horymirsage ganz jung ist (der Name des Pferdes Šemík stammt aus dem „Rosengarten"); Frau v. Woltmann hebt das weibliche Moment der Sage hervor, dann versucht sich Müller unter dem frischen Eindruck der neuen Übersetzung des hieher gehörigen Gedichtes der Königinhofer Handschrift in einem epischen Fragment; fast gleichzeitig beginnt Ebert sie dramatisch zu behandeln. Sein Drama, ursprünglich „Stir von Chejnov" betitelt, erhält (unter dem Einflusse Palackýs?) den aus der Königinhofer Handschrift

stammenden Namen „Czestmir"; es wird aber von Müller so scharf kritisiert, und der gekränkte Dichter findet so wenig Schutz bei dem Publikum, daß ihm die Lust zur ferneren Behandlung der heimischen Sage benommen wird. Das Nachspiel der Neklansage behandelt Griesel in der „Durings-Erle" unter dem Einflusse von Fouqués Undine und Musäus' Libussa.

Der Kampf zwischen Christentum und Heidentum (V. Kapitel) wird zum Gegenstande zahlreicher literarischer Bearbeitungen, die zunächst die Slavenapostel Cyrill und Method und ihre Zeit betreffen.

Sehr interessant ist ein hiehergehöriges anonymes Werk „Swatopluk sonst Zwentibold oder der heilige Knabe, König in Großmähren", welches ein glänzendes Bild von der Macht und Kultur des großmährischen Reiches entwirft und eine chauvinistische Geschichtsauffassung vertritt, die man im J. 1797 nicht erwarten sollte; dieser in schlechtem Deutsch geschriebene Roman, wahrscheinlich von einem Geistlichen, ist ein kulturhistorisches Denkmal. Eine Ode auf die Slavenapostel singt Meinert, in der Schilderung ihrer Kulturwirkung an das „Eleusische Fest" erinnernd.

Bořivojs Taufe besingen der Mährer Gräf und Haas von Örtingen, die Bekehrung seiner Gattin Ludmila J. A. Zimmermann in einem mit mythologischen Namen überladenen Gedicht, das das wundertätige Marienbild von Altbunzlau aus einem wundertätigen Götzenbild hervorgehen läßt.

Ludmila und Drahomira traten sich im 17. und 18. Jahrhundert auf den Jesuitenbühnen gegenüber, im J. 1780 wurde eine Drahomira von dem Weltpriester und Aufklärer Zitte gespielt, im Anfang des 19. Jahrhunderts plante Grillparzer ein gleichnamiges Drama als „Stück einer leichtern Gattung", dann als Operntext für Beethoven. Der früh verstorbene Mährer Johann Schön schrieb eine Tragödie „Der Sieg des Glaubens", in deren erstem Teil Drahomira und ihr Untergang eine große Rolle spielt; J. Kachlers albernes Stück gleichen Namens erschien in den „Erinnerungen" von 1833.

Zu Weilens um ein Menschenalter jüngerer Drahomira (1867) gab Grillparzer die Anregung. Weilen behandelt die Legende, die sich zum Teil in seinem Heimatsort abspielt, mit größerer Freiheit als irgend ein Vorgänger; der Bruder Wenzels Boleslav verschwindet bei ihm völlig, dadurch wird ein versöhnender Schluß: der Opfertot Drahomiras und die Aussicht auf eine bessere Zukunft unter Wenzel ermöglicht. Das Hauptthema bildet die Rivalität Ludmilas und Drahomiras, und der Kampf der Prinzipien löst sich in allgemein menschliche Rührung auf. Der Wenzel Weilens kommt übrigens dem historischen Fürsten näher als die übrigen in der deutschen Literatur, die lediglich den Asketen in Wenzel hervorheben. Über die politische Bedeutung der Annahme des Christentums, das das Land zugleich in politische Abhängigkeit bringt, beobachtet der Dichter Stillschweigen.

Den Untergang Drahomiras, die von der Erde verschlungen wird, behandeln zwei Gedichte von Schießler und Swoboda. Den Zweikampf Wenzels mit dem Fürsten von Kouřim besingen Swoboda, Schießler, Haas von Örtingen, Hermann; die Variante derselben Legende: St. Wenzel in Regensburg Haas von Örtingen und Swoboda, die Legende von den Fußstapfen St. Wenzels, die den Schnee erwärmten, Swoboda und Margelik; Wenzels Ermordung J. Richter, Schröckinger, dann J. Schön im schon erwähnten Drama.

Ein eigentümliches Schicksal hat die erwähnte, dreisprachig verfaßte Ballade Swobodas von den Fußstapfen des heil. Wenzel erfahren; in einer aus den fünfziger Jahren stammenden Bearbeitung von John Mason Neale, welche weder die kirchliche Würde noch die Heimat des „guten Königs Wenzeslaus“ erwähnt, ist die Legende zur populärsten Weihnachtsballade in England geworden.

St. Wenzeslaus ist in Böhmen zum Träger der verbreiteten Sage von den im Berge eingeschlossenen Rittern geworden; diese Verbindung erweist sich aber als ziemlich jung. Eine alte Chronikaufzeichnung bezeichnet einen Greis, der offenbar den wieder auferstandenen Přemysl spielen wollte, als König Artus. Diese Anekdote behandelte Griesel in einer kleinen, mehrfach gedruckten Novelle.

Aber schon im J. 1798 erschien eine Erzählung von Rittern, die im Berge Blanik schlummern, welche durch eine böhmische Übersetzung, die gleich im folgenden Jahre herauskam, sehr populär wurde. Dieses Volksbuch wurde später sogar ins Deutsche zurückübersetzt. Die Ritter im Blanik sind hier Helden, die gegen die Hussiten gefallen sind, im übrigen ist die Geschichte eine plumpe Lokalisierung des Volksbuches von Fortunatus. Diese Geschichte bearbeiten später Gerle, Schön, Passy, Herloßsohn. Erst in einer so späten Quelle wie Meißners Žižka finden wir den heil. Wenzel als Führer der Reiter im Blanik, in Übereinstimmung mit der Volkssage, wie sie jetzt erzählt wird.

Das Ende des Religionskampfes in Böhmen fällt in die Zeit des heil. Adalbert, dessen Geist Z. Werner in seinem „Kreuz an der Ostsee“ als „Zitherspielmann“ auftreten läßt. Vom preußischen Standpunkte behandelt ihn auch A. F. Furchau in einem längeren Gedicht; der unermüdliche Swoboda besingt ihn ebenso wie die anderen Landespatrone; ein Drama Sankt Adalbert und seine Brüder von Ruschka bringt die Adalbertslegende in Verbindung mit der Geschichte der Vršovice.

Dem Streite dieses mächtigen Geschlechtes mit den Přemysliden ist das sechste Kapitel gewidmet. Der Kampf wird in die ältesten Zeiten zurückprojiziert; in den Bearbeitungen des Libušastoffes, ja der Sage von Čech spielt ein Vrš od Vršovec eine Rolle, das eigentliche Gebiet dieser Zwistigkeiten ist jedoch die Geschichte der Herzogsbrüder Udalrich und Jaromir.

Des ersteren Liebe zu einer Bäuerin (die freilich zu einer Hirtin werden muß!) behandelt der Holländer J. Cats in seinem „Trou-Ringh“; diese Geschichte von Phryne Bocena wird zweimal deutsch bearbeitet, von G. Neumark in der frei „Verhochteutschten Fryne Bozene“, die die Geschichte mehr ins Sinnliche zieht, und treuer aber mit marinistischem Schwulst von Albini. Im J. 1725 geht eine Oper Bretislaus von Praetorius in Hamburg über die Szene, die mit der Geschichte des Sohnes Udalrichs nur den Namen gemein hat.

Vielfach behandelt wird der Ulrich- und Jaromirstoff vom Ende des 18. Jahrhunderts an, bis in die dreißiger Jahre des neunzehnten. Zu nennen ist Heinses Roman Othelrich und Brezislaus, Rupprechts Gedicht Jaromirs Rettung, Die böhmische Fürstin Judith von Gollinger, Judithas Entführung von Gräf, Udalrich und Božena von Polt, Prinz Brzetislaus und sein schöns Fräulein Juditha im modischen Märchenstil erzählt von Griesel. Gerle behandelte den Stoff als Drama und als Novelle; auch Grillparzer hat fast gleichzeitig an den Stoff gedacht. Die zwei guten Hornbläser, welche Weilen und Bozděch nach dem Berichte des letzteren nicht zu deuten wußten, sind der Jäger Hovora, der Jaromir auf der Jagd rettet, und der Hirt, der auf der Prager Brücke das Signal zum Überfall der Stadt und zur Vertreibung der Polen gibt. — Bechsteins Weissagung der Libussa beruht auf Heinse und ist eine Art Fortsetzung von Veldes Mägdekrieg.

Gleichzeitig mit Bechstein bearbeitete Ebert die Sage in seinem besten und überaus populären Drama Bretislaw und Jutta, dem wahren Ausdruck der Versöhnungsbestrebungen jener Jahre. Die Tendenz des Werkes, das den Einfluß von Grillparzers Ottokar erfahren hat, liegt in den Schlußversen

> Und künftig sollen, treulich, im Vereine,
> Die Böhmen und die Deutschen Brüder sein!

Nicht viel jünger sind die liebliche Romanze Chamissos „Huldreich und Beatrix“ (die Umdeutung des Namens schon bei Neumark) und das „Nationalepos“ Oldřich und Božena von dem bekannten Uhl, den Kollár wegen einer ketzerischen Äußerung von 1812 im fünften Gesange der „Slávy dcera“ in die slavische Hölle verdammte, während in Wirklichkeit im slavischen Himmel mehr Freude über ihn herrschte als über neunundneunzig Gerechte.

F. V. Ernst schrieb einen Operntext Udalrich und Božena, und der Vielschreiber E. Dietrich behandelte die Geschichte des Geschlechtes in seinem Roman Jutta von Duba und dem dreiteiligen „Die Werschowitze“; zwischen beide schiebt sich der Roman Ottokar der Stolze von Montanus. Auf derselben Höhe wie dieses Leihbibliotheksfutter steht Howora der Träumer von dem berüchtigten Gleich-Dellarosa.

In die Zeit Udalrichs verlegt die Sage die Auffindung der Burg Přimda-Frauenberg, welche oft behandelt wird; besprochen

werden Spieß, Polt, Canaval, Uhland (Schildeis), Haas v. Örtingen. Eine nordböhmische Variante der Sage behandelt Cuno in den „Ruinen von Engelhaus".

Das blutige Ende der Vršovice schildert Aneck im „Glöckner von Alt-Bunzlau" und C. F. Schubert in seinem stark schillerisierenden Anfängerdrama „Die Wrschowetze". Die unhistorischen Herzoge Stillfried und Brunswig behandelt Gerle, und Frankl besingt das in der Karlsbrücke vergrabene Schwert des letzteren.

Das siebente Kapitel ist den ersten Königen und den letzten Herzogen Böhmens gewidmet. Die Geschichte Vratislavs wird in Romanen, Dramen und Gedichten über Wiprecht von Groizsch behandelt, mit welchen F. C. Schlenkert im J. 1788 den Anfang macht und die in den dreißiger Jahren neu aufgenommen werden; eine andere Episode aus dem Leben dieses Fürsten behandelt Gräf im Gedichte „Die Friedensfürstin Wirbirge".

Die Erhebung Vladislavs zum Könige findet einen Reflex in dem gleichzeitigen deutschen Gedichte „Graf Rudolf" und wird in dem abgeschmackten, zur Krönungsfeier Leopolds II. verfaßten Schauspiel des bekannten Möller in einer ganz unglaublich „rittermäßigen" Kanzleisprache behandelt.

Die ganze Regierungszeit Vladislavs mit allen inneren Kämpfen, die ihr vorangingen und sie begleiteten, mit den Zügen vor Mailand, zugleich ein Bild des gleichzeitigen deutschen und speziell des österreichischen Lebens, bietet Adalbert Stifters „Witiko", das zwar in einem zusammenfassenden Kapitel über die Anfänge der böhmischen Adelsgeschlechter, besonders der Witigonen, das den Anfang des zweiten Teils bilden soll, nicht fehlen darf, das aber auch an dieser Stelle notwendig hätte behandelt werden sollen. Der Dichter macht Witiko, den er im Sinne der damaligen Tradition aus Rom stammen läßt, zu einem čechischen Edelmann; da er aber die Bewohner der südböhmischen Waldlande mit Zügen aus der Gegenwart zeichnet und sie somit als Deutsche nimmt, so werden die nationalen Verhältnisse in ein eigentümliches Dämmerlicht gerückt, die Sprache, in der sich die Personen des Romans unterhalten, wird z. B. niemals näher bezeichnet. Die Versuche um eine stilisierende Darstellung der Verkehrs- und Konversationsformen, so wenig sie der historischen Wirklichkeit entsprechen mögen, machen dieses Werk doppelt interessant.

Die Zerstörung Znaims behandelt Gräf vom Standpunkte seines Znaimer Lokalpatriotismus, hieher gehört auch, wie nachzutragen ist, Horns Gedicht „Die Böhmen in der Schlacht" (Ost und West 1847) mit einem Motiv, das in seinem Ottokar wiederkehrt; derselbe Dichter besingt den „Bauernherzog" Soběslav II., und derselbe Herzog, nicht wie im Buche angenommen, Soběslav I., ist wohl auch in Eberts Gedichte „Ein Heldendenkmal" gemeint. Die Thronkämpfe in Böhmen nach dem Tode Vladislavs und Soběslavs spiegeln sich in einer satirischen Stelle des Reinhart

Fuchs: das Ende dieser Kämpfe behandeln Balladen von Gräf und von Schießler. Unklar ist es, welche Verhältnisse der Biterolf im Auge hat, wenn er, was sehr zweifelhaft ist, in diese Zeit gehören sollte.

Die Tochter Přemysl Ottokars I., die von den heimischen Quellen vergessene Gemahlin Waldemars I. von Dänemark, lebt in den dänischen Volksliedern von der Königin Dagmar fort und ist namentlich in neuerer Zeit, besonders seit Ingemanns Roman „Valdemar Seier" zur populärsten dänischen Königin geworden.

Mit Wenzel I. beginnt das Auftreten von deutschen Minnesängern am Přemyslidenhof: das endlich innerlich konsolidierte Land will eine aktive Rolle in der Reichspolitik spielen und nimmt die Träger der öffentlichen Meinung zum Teile in seinen Sold. Der erste und zugleich bedeutendste von diesen Dichtern ist Reinmar von Zweter. Eine Reihe von seinen Gedichten mit persönlichen Invektiven gegen Ungenannte bezieht Roethe auf böhmische Verhältnisse und Personen, was unerweislich ist. Wenzel I. besingen auch Sigeher und Friedrich v. Sunburg [1]).

Die Ruhmestat Böhmens zur Zeit Wenzels I. war für die ältere Generation „Europas Rettung von der barbarischen Verwüstung (sc. seitens der Mongolen) durch Jaroslav v. Sternberg vor Olmütz im J. 1241", wie der Titel eines Gedichtes von Canaval lautet, das bei einer überaus interessanten, von Prof. Knoll veranstalteten, Olmützer Olympiade von 1818 den Dichterpreis erhielt.

Die Veröffentlichung von Canavals Gedicht in Hormayrs Archiv veranlaßt den eifersüchtigen Swoboda, seine Übersetzung des eben erst entdeckten Gedichtes der Königinhofer Handschrift auf Jaroslav v. Sternberg ebenda zu veröffentlichen. Wieviel ihm daran lag, seine Verdienste um das Haus Sternberg als Übersetzer (nicht auch als Dichter?) hervorzuheben, beweist die Dedikation eines vier Jahre später erscheinenden Gedichtes „Der Gastesmord auf der Maidenburg" an Gf. Franz v. Sternberg, in dem er sich rühmt, den „Tschechen würdigen Preisgesang" des alten Barden in deutschen Weisen gedolmetscht zu haben. Eine frei erfundene Sage, die sich an die Tartarengefahr knüpft, behandelt Rein in dem Gedichte Wratislaw.

Das achte und vorläufig letzte Kapitel des Buches behandelt den meistbesungenen Přemysliden, Ottokar II., u. zw. zunächst die Gedichte. An die gleichzeitigen von Sigeher, Sunburg, welche für die Erwählung Ottokars zum Kaiser agitieren, an die Erwähnungen und Widmungen Tanhusers, Wernhers, Ulrichs von dem

---

[1]) Ich konnte mich hier kürzer fassen, weil ich die mittelhochdeutschen, auf Böhmen bezüglichen Zitate in einer früheren Schrift (der Ausgabe von Heinrichs v. Freiberg Johann v. Michelsberg, 1889) abgedruckt und erläutert hatte.

Türlin, Ulrichs v. Eschenbach, des Meißners usw. schließt sich Ottokars österreichische Chronik, die als Dichterwerk charakterisiert wird mit ihrem Pragmatismus und ihrer historischen Unzuverlässigkeit.

In der neueren Literatur beginnen die Ottokargedichte mit dem burlesken „Märchen vom König Ottokar" von Höger v. Högen, und mit der Erwähnung „des Böhmen" in Schillers Graf von Habsburg.

Die Phrase im Siegesbulletin Napoleons nach der Schlacht bei Wagram, die Macht des Hauses Österreich sei auf demselben Schlachtfeld erloschen, auf dem sie vor 531 Jahren begründet worden sei, lenkt in der Zeit des erwachenden historischen Sinnes die allgemeine Aufmerksamkeit in Österreich auf die Marchfeldschlacht. Hormayr zitiert diese Worte polemisch in der Ankündigung von Collins nie vollendeter Rudolphiade, die zugleich eine Ottokariade ist, und deren Plan später Pyrker aufnahm und durch seine „Maschinerie", auf die er so stolz war, gründlich verdarb. Auch Grillparzer begann zunächst eine epische Bearbeitung des Stoffes, in der sich aber die Handlung dramatisch zuspitzt.

Eine Episode aus Ottokars Geschichte, die Hinrichtung Seifrids v. Merenberg, behandelt Kollmann nach seinem Landsmanne, dem Chronisten Ottokar; E. Feder und F. Schmidt versuchen ein Gesammtbild des großen Königs zu entwerfen; Gollinger besingt die Bestattung Ottokars in Znaim, während ein Ungenannter den „Raub" der Leiche aus der Franziskanergruft drollig genug vom Standpunkte der in ihren Einkünften geschmälerten Mönche behandelt. In zahlreichen Preisgedichten auf Rudolf v. Habsburg spielt Ottokar und sein getreuer Herbot v. Füllenstein eine Nebenrolle (Soffé, Rudolf v. Habsburg im Spiegel der deutschen Dichtung, Programm, Brünn 1893).

Das Hauptthema der Ottokardramen und zugleich ihre schwache Seite deutet das älteste derselben schon in seinem Titel an, F. Calaminus' „Rudolphottocarus" von 1595; auch die spätern Dramen sind durchwegs Rudolfottokare, und die Sympathie des Dichters gehört dem glücklicheren Rivalen. In diesem Sinne erschien wohl der Stoff auf den Jesuitenbühnen in Böhmen und Mähren, wo er 1641 (Olmütz) und 1659 bezeugt ist; ein Jesuitendrama ist der „Ottocarus Bohemiae rex" von Nikolaus Vernulaeus (1631), mit dessen Drama der Inhalt von Lopes „Imperial de Oton" eigentümliche Übereinstimmungen zeigt. Auf der Hamburger Opernbühne wird 1728 ein „Rudolphus Habspurgicus" von J. S. Müller gespielt, eine Staatsaktion Ludovicis ist durch Nicolai bezeugt. Das erste erhaltene Drama in deutscher Sprache ist „Rudolph von Habspurg" von Cl. Werthes (1775).

Werthes' Stück läßt sich am ehesten als Ritterdrama auffassen; seine eigentlichen Helden sind Albrecht, der Sohn Rudolfs und Elisabeth v. Meran, seine Braut. Ottokar ist hier ein Wüterich;

seine Mörder, Offer v. Mährenberg und Hadmar v. Künring, spielen eine bedeutende Rolle; der letztere veranlaßt den Fall der Zeltwände, hinter denen Ottokar die Lehen nimmt. Von einem Kontrast zwischen Deutschen und Böhmen ist ebensowenig die Rede wie in dem Aufklärungsdrama gleichen Namens von Anton v. Klein. Ottokar ist hier zum blutlosen Typus eines Eroberers geworden und nach der Schablone eines solchen gezeichnet. Das Drama Kleins ist ein Fürstenspiegel, und der hoffnungsvolle junge Wenzesla spielt eine Hauptrolle. Kleins Drama wurde von Hemmerde in Prosa umgeschrieben und den Mitteln der kleinen und kleinsten Bühnen angepaßt; unzugänglich blieb mir der Ottokar von F. Ochs.

Auch Schiller plante ein Rudolf-Ottokardrama; weder gedruckt noch aufgeführt wurde ein Drama von A. Popper. Sehr interessant ist das Schauspiel von Ziegler „Thekla die Wienerin“. Geschrieben, um die Österreicher zur tapferen Verteidigung des Vaterlandes zu begeistern, schmeichelt es nicht nur den Wiener Bürgern, sondern auch den Böhmen, obwohl diese die Rolle des Feindes spielen, und schwärmt von einer Versöhnung beider Völker. Glossys Ansicht, das Drama sei wegen seiner Böhmenfeindlichkeit verboten worden, scheint unhaltbar. Im übrigen ist die Intrigue des Stückes stark von Schillers Fiesko, seine Ethik bedenklich von dem Soldatenstück beeinflußt. Von Mynarts Drama sind nur einzelne Szenen (namentlich der Tod Ottokars) in Schlegels Deutschem Museum gedruckt.

Kotzebues Rudolf von Habsburg und König Ottokar von Böhmen ist ein richtiges Kotzebuesches Familiendrama; durch die historischen Masken und Anekdoten blicken die kleinlichen Motive und Intriguen aus der Bürgerstube hindurch, beinahe die ganze Handlung spielt sich innerhalb der Zelt- und Zimmerwände ab; es wäre mit den Mitteln eines Dilettantentheaters aufführbar. Auch in diesem Drama gibt es keinen Gegensatz zwischen Deutschen und Böhmen; es ist daher begreiflich, daß das Stück, obwohl Ottokar darin als eine Art „Kinderschreck“ auftritt, wie Grillparzer sagt, keinerlei Widerspruch auf böhmischer Seite erweckte.

Unbekannt bleibt der Rudolf von Habsburg von Schöne, der gleichnamige Operntext von Karoline Pichler gemahnt an Kotzebue; hier wie dort weilt die Braut des Kaisersohnes im Kloster.

Gegenüber den charakterisierten Stücken repräsentiert Grillparzers Werk das h i s t o r i s c h e Drama im eigentlichsten Sinne. Die Fakta sind in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung erfaßt, und die Art, wie der Dichter die Quellen benutzt, ist mit Recht viel gerühmt worden. Grillparzers Drama ist überaus theatralisch, und der Dichter, der die Massen zu beherrschen weiß wie keiner und dem Stoffe so wirksame Bühneneffekte abgewinnt, geht in diesem Streben auch zu weit; so, wenn er den Sarg Margarethes, der im Beginn des 5. Aktes so großartig gewirkt hat, am Schlusse desselben unter einem Vorwande nochmals auf die Bühne schleppt,

wenn unter einem Vorwande auch die Königin Kunigunde sich einfindet, die nichts besseres anzufangen wußte als die verrückte Bertha auf ihrer Flucht mitzunehmen, und wenn auch der Kanzler Bruno sich einstellt, damit eine Situation sich wiederhole, die wir viel wirksamer im vierten Akte gesehen haben.

Noch bedenklicher wirkt dieses Streben nach Theatereffekten im dritten Akte; Rudolf, der Ottokar in sein Zelt geführt hat, um seine Empfindlichkeit zu schonen, zwingt ihn, als das Zelt gefallen ist, nochmals vor allem Volke niederzuknien, so daß er, nach der richtigen Bemerkung von Hormayr, der darin den schwersten Fehler des Stückes sah, in den Verdacht kommt, um die Überraschung gewußt zu haben.

Grillparzers Drama ist aber auch im eigentlichsten Sinne dramatisch; jeder Charakterzug setzt sich in Handlung um, und äußeres Geschehen begleitet in symbolischen Handlungen die ganze Entwicklung. Ohne Gewaltsamkeit geht es auch hier freilich nicht ab: daß die Stände von Österreich im ersten Akte sich zu erneuter Huldigung mit dem Herzogshute einfinden (wo haben sie ihn her?) ist nur herbeigezogen, damit jede Erhöhung Ottokars durch eine sichtbare Krone angedeutet sei. Die Erzählung ist auf ein Minimum reduziert, alles geschieht vor unseren Augen: Kaiser Rudolf greift, statt Ottokar mit Gründen zu antworten, förmlich in die Tasche des Mannes im Peter Schlemihl und zieht alles hervor, was Ottokar erwähnt, Margarethe, die Stadt Wien, die Feste Korneuburg, das Land Steier — es ist ohne Beispiel in der dramatischen Literatur.

Bewundernswert ist die Kunst der Komposition, welche eine Handlung von 16 Jahren auf 5 Akte reduziert, wobei der Dichter jede oder doch jede bedeutendere Ortsveränderung innerhalb der Akte vermeidet, mit Ausnahme der Szene auf Merenberg, die auch zeitlich die Kontinuität unterbricht, auf welche Grillparzer soviel Gewicht legte. Alle übrigen auf Verwandlungen folgenden Szenen schließen zeitlich unmittelbar an das Vorhergehende an. Über die Zeit, die zwischen den Akten verfließt, weiß uns der Dichter hinweg zu täuschen, und nie geht etwas Wichtiges in diesen Zeiträumen vor: im Beginn des Aktes finden wir die Situation in der Hauptsache, vor allem die Gesinnung des Helden, stets so, wie wir sie am Schluß des vorhergehenden verlassen haben. Alles Unheil geht von einem einzigen Punkte aus, einer einzigen Schwäche, die auch nur ein Kind der wesentlichen Eigenschaft Ottokars, seines Übermutes, ist, von seiner Untreue mit Berta v. Dědic. In dieser ersten Sünde liegt sein ganzes Geschick wie in einem Knoten, der sich im Laufe des Stückes auflöst.

So erwächst dem Dichter eine unvergleichliche Expositionsszene, in welcher das ganze Schicksal Ottokars: Bertha, Margarethe, Rudolf, die Rosenberge, die Merenberge, sich ungezwungen in einem Vorsaal zusammenfinden.

Der Charakter Ottokars hat so verschiedene Beurteilungen erfahren, daß man den Grund füglich in seiner Unklarheit suchen muß, und zu demselben Resultat gelangt man, wenn man jedes Wort und jede Handlung des Helden prüft; es bleibt kaum ein anderer Schluß übrig, als daß Ottokar nicht das geworden ist, was der Dichter aus ihm machen wollte; Grillparzer wollte tatsächlich einen großen Mann zeichnen, es ist ihm aber nicht gelungen.

Dies verschuldete vor allem die Rücksicht auf Rudolf von Habsburg; Ottokar muß sich beispielsweise ohne jeden Grund recht roh gegen Margarete betragen, damit Rudolf Gelegenheit habe, sich der Gekränkten anzunehmen. Vieles von diesen unsympathischen Zügen fällt auch auf die Nationalität Ottokars; des Dichters Verhalten zu dieser ist im Gegensatz zu den Vorgängern für das Drama überaus bedeutungsvoll.

Grillparzer spricht in seinen Tagebüchern und andern Aufzeichnungen sehr objektiv von der Nationalität im allgemeinen und von der deutschen, magyarischen und čechischen im besondern. In der Praxis hat er aber auch zwischen den beiden letztern sehr wesentliche Unterschiede gemacht, und wenn er in der Selbstbiographie klagt, daß Österreich zwei der eitelsten Nationen der Erde hege, die Čechen und Magyaren, so hätte er reuig an seine Brust schlagen sollen, weil er die Eitelkeit einer von diesen Nationen mächtig gefördert hat, die der Magyaren durch seinen treuen Diener, während er den Čechen durch den Mund Ottokars in seiner Standrede gegen die „alten Böhmen“ seine Meinung kundgab. Er hat nach der unbewußt köstlich formulierten Ansicht des Franzosen Ehrhard die Čechen nach Verdienst behandelt, den Magyaren dagegen weise Ermahnungen in der Form erteilt, daß er sie so darstellte, wie sie zwar nicht waren, aber doch sein sollten.

Des Dichters Anschauung von den Völkern in der Provinz war eben keine andere als die des Durchschnittswieners im Vormärz, der den Čechen nach dem von der Taborlinie einziehenden Taglöhner, den Magyaren nach dem Kavalier bei der Maifahrt beurteilte.

Die Empörung, mit welcher Ottokar in Böhmen aufgenommen wurde, ist daher begreiflich, und es ist sonderbar, wenn Grillparzer den Grund derselben in der Agitation einer bestimmten Persönlichkeit sucht. Der junge Čelakovský schreibt schon im März 1825 entrüstet über das neue Stück, „durch das die Stände sich beleidigt fühlen“. Und ebenso wie dieser Jüngling fühlen die auf der Höhe der europäischen Bildung und des europäischen Ruhmes stehenden Greise: Graf Kaspar Sternberg und J. Dobrovský. Diese Entrüstung hat die Zeit freilich längst gemildert, und E. Bozděch hat 1873 ein sehr anerkennendes und objektives Urteil über das Drama abgegeben.

Vom Standpunkte der erzürnten Patrioten schrieb im J. 1843 Uffo Horn ein Gegenstück zu Grillparzers Drama; sein Drama ist jedoch nicht historisch, sondern politisch geworden und bedeutet in jeder Beziehung einen Rückschritt Grillparzer gegenüber, es ist weniger theatralisch, ganz undramatisch, schlecht komponiert, es ging auch wirkungslos vorüber. Nicht einmal mit diesem Drama, das zahlreiche einzelne Schönheiten besitzt, hält das Ragout aus Grillparzer, Kopps Rudolf von Habsburg, erster Teil, einen Vergleich aus. Albern ist auch das neueste Drama über die Königswahl von 1274, Lauffs „Burggraf“, in dem Ottokar nur hinter der Szene mitspielt. Das Motiv dieses Stückes, daß der Burggraf von Nürnberg selber nach der deutschen Krone hätte greifen können, findet sich übrigens schon in einem älteren Werke, das ebenfalls einen ehemaligen preußischen Offizier zum Verfasser hat, in der Novelle von A. v. Tromlitz.

Diesem Roman geht, abgesehen von dem Atcoroth in Lohensteins Arminius die Dialog-Romanbiographie Rudolfs von Habsburg von Schlenkert und der Vršovcenroman von Montanus voran; die Novelle Tromlitz' setzt den ganzen Apparat von Prophezeiungen, Astrologen, Zigeunern, gefundenen Kindern und Totgeglaubten in Tätigkeit.

Durch die Rolle, welche Záviš in diesem Romane spielt, grenzt diese Novelle an die Witigonenerzählungen, welche erst im folgenden Kapitel im Zusammenhange ausführlicher besprochen werden sollen. Ottokar betreffen Peters' Záviš von Rosenberg und Sperls Söhne des Herrn Budiwoj, das erstere aus dem J. 1860, das letztere von 1897, beide grundverschieden, namentlich in der Auffassung der nationalen Stellung der Witigonen und dennoch naheverwandt in der Auffassung ihres Helden und in der naiven Art, mit der sie ihn die zeitgenössischen Verhältnisse mit dem ungetrübten Auge des um Jahrhunderte entfernten Historikers durchblicken lassen. Sperls Roman, der an Treue der äußern Schilderungen von Rüstungen, Wohngebäuden, Kämpfen soviel leistet, als sich aus Handbüchern erlernen läßt, sinkt in der historischen Auffassung sogar unter Peters hinab; denn während die alten Böhmen bei diesem nur mit allzu großer Klarheit die Umwandlungen der Kultur und des Staatslebens im 13. Jahrhundert durchblicken, werfen sich die Witigonen und ihre Gegner bei Sperl mit ihrer ganzen Energie in die Kämpfe von 1897.

Sperls Roman und Lauffs gleichzeitiges Drama bilden die äußersten Ausläufer einer Literatur des Hasses, die sich in der letzten Zeit der böhmischen Stoffe bemächtigt hat, der aber, wofür schon manche Anzeichen sprechen, nicht das letzte Wort in dieser Sache beschieden sein wird.

Prag. Ernst Kraus.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Lysiae orationes rec. Theod. Thalheim. Ed. maior. Lipsiae in aed. B. G. Teubneri MCMI.

Nachdem C. Scheibe im Jahre 1895 eine zweite Auflage seiner in der *Bibliotheca Teubneriana* veröffentlichten kritischen Ausgabe des Redners Lysias hatte erscheinen lassen, die sich wesentlich durch die Benützung der von C. L. Kayser vorgenommenen Durchsicht des wichtigsten mit X bezeichneten Codex der Heidelberger Bibliothek von der ersten 1852 erschienenen unterschied, hat Th. schon sechs Jahre nach jener für dieselbe Sammlung eine neue kritische Ausgabe angefertigt, ein Beweis, wie sehr noch immer der Text einer Verbesserung bedürftig erschien. Nach Kayser wurde nämlich durch eine Reihe von Gelehrten die schwer lesbare Handschrift vielseitigen Nachvergleichungen unterzogen, durch die mindestens das Vertrauen zur Überlieferung erheblich gefestigt wurde. Th., der sich schon früher vielfach um Lysias verdient gemacht hatte, so durch die Bearbeitung der Frohberger'schen Ausgabe mit Anmerkungen, durch die Ausgabe ausgewählter Reden in den Teubner'schen Schultexten und durch eine Reihe von in Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen, benützte für diese Ausgabe den ganzen zulässigen handschriftlichen Apparat und die einschlägige Literatur in weitem Umfange. Letztere findet sich in der Einleitung verzeichnet. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß auch der Text der von Dionysios von Halikarnass erhaltenen Reden XXXII—XXXIV auf besserer handschriftlicher Grundlage als bisher aufgebaut werden konnte, da Th. den 1. Band der neuen, von Usener und Radermacher besorgten, 1900 erschienenen Ausgabe der rhetorischen Schriften dieses Autors schon benützen durfte. Die Einleitung enthält eine Beschreibung der Handschrift X, eine Besprechung anderer wichtiger Handschriften, die einschlägige Literatur, ferner mit einer *adnotatio critica* versehen, das Urteil des Dionysios über Lysias und die Biographie des Redners aus dem „Leben der zehn Redner",

endlich eine Inhaltsangabe der einzelnen Reden. Abgesehen von der verläßlicheren Textgestaltung, zeichnet sich Th.s Ausgabe noch durch ihre Einrichtung aus. Abweichungen von der Handschrift sind durch gesperrte Schrift kenntlich gemacht, Athetesen und Einschübe durch verschiedene Klammern als solche bezeichnet, endlich stehen die kritischen Bemerkungen unter dem Strich. Die Auswahl aus der großen Menge vorhandener Konjekturen zeigt von zurückhaltender Besonnenheit; eigene Vermutungen finden sich nur spärlich.

Bei der Durchsicht einer größeren Anzahl von Reden ergab sich das Resultat, daß zu den Konjekturen, die Th. schon in seinen früheren Ausgaben in den Text gesetzt hat, in dieser Ausgabe nur eine verschwindend kleine Zahl neuer von ihm selbst hinzukommt. Ref. glaubt, seiner Anzeigepflicht zu genügen, wenn er diese hiehersetzt, ohne sich in eine eingehende Beurteilung derselben einzulassen. In der VII. Rede wird § 10 *ἔτει* nach *τρίτῳ* gestrichen — unnötig, wie es scheint —, § 29 nach Jacobs-Weidner das handschriftliche *ἐγγύς* in *ἐκ τῆς γῆς* verbessert und § 36 nach Markland und Fuhr *εἶναι πᾶσιν ἡγοῦμαι* (*εἶναι εἰπεῖν* X) geschrieben. In der XIX. Rede empfiehlt Th. § 8 unter dem Strich *εἶναι* nach *παῖδες* und an derselben Stelle unter § 63 diesen § vor die Worte *εἰ γὰρ μὴ* usw. des § 61 einzusetzen. Bei Kocks-Schnee ist der § 63 gestrichen. § 16 der XXI. R. schreibt Th. *ζῶν* für das überlieferte *τῶν* und füllt die Lücke in § 28 mit *ἠγανάκτησα* aus. XXII, 9 liest man jetzt *ΜΑΡΤΥΡΙΑ* nach *παρέξομαι*, nicht wie früher nach *φαίνονται*, weil dort die Handschrift die Lücke aufweist und, wie Fuhr schon erkannt hat, die Zeugenaussagen naturgemäß unmittelbar nach der Ankündigung derselben ihren Platz gefunden haben; § 12 ebenda *ἡμῶν ἕνεκα* für *ὑμῶν ἕ.*; § 17 wird unter dem Striche die Streichung des Wortes *τοῖς* nach *εἶχε* empfohlen. § 22 der XXIV. R. schreibt Th. *μὴ οὐ* für das handschriftliche *μηδ' οὐ*; daß *μηδ'* hier falsch sei, ist bereits von allen Herausgebern erkannt worden. Das schwer verständliche *ἐκκλησιάζεται* XXXI, 26 ändert diesmal Th. in *ἠγωνίζετο*; bisher war es die Rauchenstein'sche Konjektur *ἀγωνίζοιτο*, die sich des größten Beifalls erfreute und so von Fuhr, Kocks und auch von Th. gebilligt worden war; ferner schreibt er für das ebenso unklare *καταλιπεῖν* XXXII 18 *καταλύειν*. Sehr ansprechend ist die Konjektur *οἴων ἡμῶν* für das überlieferte *αὐτῶν* XXXIII 4. Endlich rückt Th. der Textierung einer Reihe bisher zwar angezweifelter, aber doch immer wieder beibehaltener Titel von Reden energisch zuleibe. Er bezeichnet durch Klammern als Einschübe die Titelworte *πρὸς τὴν εἰσαγγελίαν* der XXIV., *δήμου καταλύσεως* der XXV. und *γραμματέως εὐθυνῶν κατηγορία* der XXX. Rede. Bei Fuhr lautet der Titel der letzteren *κατὰ Νικομάχου γραμματέως*.

Ref. sieht, um zum Schlusse ein zusammenfassendes Urteil abzugeben, in der vorliegenden Ausgabe Th.s einen bedeutenden Schritt nach vorwärts.

Der Druck ist fehlerfrei. Versehen wie XII 38 im Text ἐστὶ, oder unter dem Strich ebenda § 17 πέπεισμ- kommen gar nicht in Betracht.

Linz. E. Sewera.

Gualtherus Janell, Quaestiones Platonicae. (Separatabdruck a. d. Jahrbüchern f. class. Philologie, Suppl. Bd. XXVI. S. 265—336). Leipzig, Teubner 1901.

Janell tritt in seinen „Quaestiones Platonicae" in die Fußstapfen Campbells, Dittenbergers, Schanz', Ritters, v. Arnims. Diese Gelehrten haben durch Untersuchung sprachlicher, vom Inhalte selbst unabhängiger Eigentümlichkeiten der Platonischen Dialoge den Nachweis erbracht, daß auf Grund derselben Sophistes, Politicus, Philebus und die Gesetze der letzten schriftstellerischen Tätigkeit Platos angehören, Theaetetus und Phaedrus dagegen in die Zeit fallen, in der die Republik entstanden ist (S. 265—268). Die vorliegenden Untersuchungen verdankt Janell einer Anregung, welche Prof. v. Arnim seinen Schülern mit dem Wunsche gegeben hat, es mögen bei Feststellung der Reihenfolge der Platonischen Schriften vor allem die Wortstellung und die Gesetze beachtet werden, von denen sich Plato bei der Vermeidung des Hiatus leiten ließ (S. 268). Janell geht in seinen Studien zunächst von jenen Dialogen aus, welche nach Blass eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Hiaten aufweisen, dem Sophistes, Politicus, Timaeus, Critias, Philebus und den Gesetzen (S. 276). Hiebei unterscheidet er drei Arten von Stellen. Zur ersten Klasse rechnet er den Hiatus bei gewissen Partikeln, wie καί, ἤ, εἰ, ἄν, dem Artikel, der Präposition περί und der Negation μή; zur zweiten Klasse Stellen mit einem Hiatus innerhalb eines Satzes ohne Pause, zur dritten solche mit einem Hiatus und Pause (S. 278 ff.). Die Untersuchung zeigt ihm, daß Hiate der ersten Art, weil überhaupt unvermeidlich, auch nicht vermieden worden sind und daher nicht unter die Hiate zu zählen sind. Die Hiate der zweiten Klasse hat Plato besonders im Sophistes, Politicus, Timaeus und Critias zu vermeiden gesucht (S. 293). Sodann wird die Zahl der Hiate der letzten zwei Klassen in den anderen alphabetisch geordneten Dialogen auf einer Tafel angegeben (S. 295 ff.). Ebenso werden die den Gesetzformeln eigentümlichen Hiate einer eingehenden Besprechung gewürdigt (S. 298 ff.).

Unter diejenigen Dialoge, welche die geringste Anzahl von Hiaten aufweisen, gehören die Gesetze, Philebus, Timaeus, Critias, Sophistes und Politicus. Janell schließt daraus folgerichtig, daß

alle diese Schriften, auch der Sophistes und Politicus, den letzten Lebensjahren des Philosophen angehören (S. 305 ff.), ein Resultat, zu dem auch Dittenberger, Ritter und v. Arnim auf einem anderen Wege gelangt sind.

Das gleiche Ergebnis liefert ihm eine eingehende Untersuchung über den Gebrauch der Partikeln ὥσπερ und καθάπερ, indem das in der ersten Gruppe der Dialoge überwiegende ὥσπερ immer mehr vor καθάπερ zurücktritt (S. 309—324). In dem letzten Teile seiner Abhandlung sucht J. auf Grund der von ihm gefundenen Resultate die Abfassungszeit des Ion zu bestimmen, dessen Echtheit von mehreren Gelehrten, so von Schleiermacher, Ast u. a. bestritten wird (S. 324 ff.). Zunächst wird nachgewiesen, daß dieser Dialog nichts enthält, was dem Geiste der Platonischen Lehre widerstreiten würde, und daß er den jüngeren Jahren Platos angehört (324—327). Der Gebrauch der Formeln für die Bejahung, die Anwendung des Hiatus und der Partikel ὥσπερ weisen auf dieselbe Abfassungszeit hin, in der Gorgias, Meno und Hippias entstanden sind (333 ff.). Ein Vergleich mit Xenophons Symposion führt J. zu der Schlussfolgerung, daß Xenophon bei der Abfassung seines Werkes den Dialog Ion vor sich gehabt hat (327 fg.). Janells Arbeit erweist sich als eine sorgfältige Studie, die großen Fleiß, genaue Beobachtung und selbständiges Urteil bekundet. Die Resultate, zu denen J. gelangt, können als gesichert angesehen werden.

Ohne Zweifel spielen gewisse sprachliche Erscheinungen, wie sie sich in dem Gebrauche bestimmter Formeln, Partikeln und Hiaten zeigen, bei der Beurteilung der Echtheit und Abfassungszeit der unter Platos Namen überlieferten Schriften eine große Rolle. Es ist gewiß richtig, daß sich auch die Sprache des einzelnen im Laufe der Jahre ändert und diese Metamorphose von der geistigen Entwicklung des Schriftstellers und der Zeitströmung, in der er steht, bis zu einem gewissen Grade bedingt ist. Es ist aber auch eine unbestreitbare Tatsache, daß Stoff, Thema und die jeweilige psychische Disposition Sprache und Stil nicht wenig beeinflussen. Mag sich auch letztere, von dem Alter abgesehen, schwer bestimmen lassen, so muß doch das Ziel der Platonischen Forschung darauf gerichtet sein, aus jenen Komponenten die Resultierende zu ziehen, um einen möglichst objektiven Maßstab für die Feststellung der Abfassungszeit und der Reihenfolge der Dialoge zu gewinnen.

Wien. Dr. Josef Kohm.

Dion Chrysostomos aus Prusa. Übersetzt von Karl Kraut. (Osiander-Schwab'sche Übersetzungsbibliothek der griechischen und römischen Klassiker.) Ulm, Heinrich Kerler 1899. 9 Bändchen. Preis des Bdchs. 50 Pf.

Da früher nur einzelne Teile Dions aus Prusa ins Deutsche übersetzt waren, beabsichtigte Kraut, zum erstenmale eine vollständige deutsche Übertragung herauszugeben. Das erste Bändchen erschien zu Anfang 1899, und noch Mitte desselben Jahres sollte das ganze Werk in den Händen der Leser sein. Leider wurde der Verf. mitten in der Arbeit vom Tode ereilt, so dass der Zahl nach nur die Hälfte (40 Stücke), dem Umfange nach etwa zwei Drittel der Gesammtübersetzung der Öffentlichkeit übergeben werden konnten.

Die Übersetzung fußt auf der grundlegenden kritischen Ausgabe H. v. Arnims (*Dionis Prusaensis quem voc. Chrysostomum quae extant omnia,* vol. I. 1893, vol. II. 1896, Berlin, Weidm.; vgl. meine Anzeigen in dieser Zeitschrift 1895, S. 214 ff. u. 1899, S. 416 f.), die auch in der äußeren Anlage (Zählung der Reden und Paragrapheneinteilung) gebührend berücksichtigt erscheint. Verwertet wurden ferner nach eigener Angabe: v. Arnim, 'Leben und Werke des Dio von Prusa' 1898; W. Schmid, 'Der Atticismus' 1887—1897; R. Hirzel, 'Der Dialog, ein literarhistorischer Versuch' und E. Norden, 'Antike Kunstprosa'.

Das erste Bändchen (Bogen 1—5) enthält: Über das Königthum *A—C,* von *D* noch fast sieben Abschnitte. Jeder Rede gehen kurze Inhaltsangaben voraus. In Fußbemerkungen werden die im Texte vorkommenden Anführungen nachgewiesen, bisweilen Lesarten, in denen die Übersetzung vom gewöhnlichen Texte abweicht, angeführt, z. B. *A* 3, S. 2 *φαγεῖν* für das allgemein überlieferte *φυγεῖν* (vgl. auch S. 76 f.), oder es wird die Überlieferung gegen den letzten Herausgeber vertheidigt (S. 80); daneben finden sich manche kurze Sacherklärungen. Dieselbe Einrichtung ist auch in den folgenden Bändchen festgehalten.

Der Übersetzer war sichtlich bemüht, in den Geist des Schriftstellers einzudringen und seine Gedanken in geschmackvoller Form wiederzugeben. Der Berichterstatter gesteht auch gern, manchen Abschnitt mit Vergnügen und Befriedigung gelesen zu haben. Freilich finden sich daneben Stellen, die allzu frei oder ungenau übersetzt sind, sowie solche, wo der Gedanke undeutlich oder falsch wiedergegeben erscheint. Zuweilen ist auch der deutsche Ausdruck nicht einwandfrei. Hier einige Beispiele aus dem 1. und 3. Bändchen: S. 19, 1 'damit du recht siehst'; S. 28, 7 'nicht als König, sondern als Vater gehorche ich dir': *οὐ γὰρ ὡς βασιλέως, ἀλλ', ὡς πατρὸς ἀκούω σου B* 16 (eine wohl anfechtbare Nachahmung der Wortstellung); S. 47, 3 v. u. 'viele und reiche Geschenke'; S. 51, 4 v. u. 'jetzt, wo'; S. 45 leidet die Deutlichkeit durch Nachbildung der Periode, die daher besser zu zerlegen war, wie dies sonst öfters geschehen ist. Ferner

wären Fremdwörter, wie 'ignorieren' (S. 12), 'reagieren' (46), 'Analogien' (60 = *παραδείγματα*), 'passioniert' (78) wohl entbehrlich gewesen. Für 'stehen' (S. 20) lies 'stellen'. S. 212, 2 f. 'im Gegenteil, es macht ihnen Vergnügen zu hören, daß die Sphinx wider sie gesandt wurde wegen des Zorns der Hera, und weil Laïos von seinem Sohne getötet worden sei, ebenso, daß Ödipus . . .' ist der schiefe Gedanke durch falsche Beziehung der Worte *καὶ τὸν Λάϊον ὑπὸ τοῦ υἱέος ἀναιρεθέντα* hervorgerufen. S. 214, Abschn. 15 u. 17 (Anf.) und S. 216, Abschn. 20 (Mitte) ist zu frei und ungenau. S. 217, Abschn. 23 lies 'Nachdem er uns ferner von dem Fluß gesagt hat, daß ihn (für den) die Götter nicht Skamandros, sondern Xanthos nennen...' S. 219, Abschn. 29 ist *πάντων μάλιστα* in der Übersetzung übergangen, ebend. Z. 2 v. u. ist 'Vätern, Männern' umzustellen. Eine Mahnung zur Vorsicht bei Benützung der sonst verdienstlichen Übersetzung dürfte daher wohl nicht ganz überflüssig sein.

Wien. Karl Burkhard.

Iuvenalis Graecissans sive de vocibus Graecis apud Iuvenalem scripsit Augustus Thiel, Dr. phil., Vratislaviae apud Preuss et Juenger 1901.

Schon L. Kiaer hat in einer Abhandlung *Sermonem Iuvenalianum certis legibus adstrictum esse* (Hauniae 1875) erkannt, daß die vielen griechischen Wörter in den Satiren des Dichters Juvenal dessen Sprache ein eigentümliches Gepräge verleihen. Auch in E. Stephanis anregender Arbeit *De Martiale verborum novatore* (Breslau 1889) finden sich einige hierauf bezügliche Bemerkungen; eine eigene Abhandlung jedoch über diese für die Würdigung der Sprache Juvenals nicht unwichtige Frage war bisher ausständig. Nun hat ihr Thiel eine sorgfältige, umfangreiche Dissertation gewidmet. Der Verf. schickt der eigentlichen Bearbeitung seines Themas eine Einleitung (S. 1—16) voraus; hier gibt er zunächst eine Übersicht über die wichtigsten Gesammtdarstellungen griechischer Wörter im Latein. Es ist zu loben, daß Thiel Oskar Weises Buch „Die griechischen Wörter im Latein" (Leipzig 1882) vor allen anderen Bearbeitungen dieses Gegenstandes hervorhebt; denn dieses Buch bildet nicht nur mit Recht die Grundlage vorliegender Abhandlung, sondern es wird sie für jede derartige Arbeit bilden müssen. Der Verf. entwickelt ferner in der Einleitung die Grundsätze, nach denen er die griechischen Wörter bei einem lateinischen Autor behandelt wissen möchte; er wünscht für jedes derartige Wort die Geschichte in der griechischen und lateinischen Sprache. Doch sieht er ein, daß diese Methode, auf jedes einzelne griechische Lehnwort bei Juvenal angewendet, über den Rahmen einer Abhandlung hinausführt, und er begnügt sich

daher, nur eine wohlbegründete Auswahl von Wörtern im Kapitel I zu besprechen. Es sind dies nachstehende Wörter *acersecomes* (VIII 128), *comoedus* Adi. (III 100), *cosmetae* (VI 477), *epimenia* (VII 120), *niceteria* (III 68), *popanum* (VI 541), *proseucha* (III 296), *trechedipna* (III 67), *Baptae* (II 92), *Ennosigaeus* (X 182). Diese zehn Wörter sind in der lateinischen Literatur bei Juvenal allein nachweisbar. Ferner werden *anabathra* (VII 46), *xerampelinae* (VI 519), *Hedymeles* (VI 383) behandelt, Wörter, die außer bei Juvenal weder in der griechischen noch in der lateinischen Literatur vorkommen, endlich sind *ceromaticus* (III 68), *petasunculus* (VII 119) und *Stoicidae* (II 65) einer genauen Besprechung wert, da sie von Juvenal neu gebildet wurden; zuerst in der lateinischen Literatur erscheinen bei ihm auch: *archimagirus* (IX 109), *aretalogus* (XV 16), *chironomon* (V 121), *chironomos* (VI 63), *naulum* (VIII 97), *orexis* (VI 128, XI 127), *schoenobates* (III 77). Die angeführten Wörter werden einer eingehenden Untersuchung unterzogen, indem sämmtliche lateinischen und griechischen Belegstellen, auch aus den Inschriften, angeführt werden, die Bedeutung an den einzelnen Stellen und bei Juvenal erörtert und dann der Grund gesucht wird, weshalb der Dichter das griechische Wort gebrauchte. Eine einwandfreie Antwort auf diese Fragen in jedem Einzelfalle ist selbstverständlich oft schwer zu geben, doch hat Thiel in den meisten Fällen richtig entschieden, wenn auch nicht überall. So ist m. E. *Hedymeles* VI 383 Eigenname einer bestimmten Person, wie CIGr. IV 8383 und CIL II 3231 bezeugen; daß ferner IX 109 das griechische Wort *archimagirus* aus besonderem Haß gegen die Griechen verwendet wird, erscheint mir wenig glaublich; es werden eben ein paar wichtige Sklavenarten vornehmer Römer mit der ihnen zukommenden Bezeichnung eingeführt, und daß der *archimagirus* zum Hausrat der Reichen gehörte, beweist CIL VI 7458. Der *mendax aretalogus* XV 16 war wohl sprichwörtlich, ähnlich wie es Thiel für die *Maurorum epimenia* (VII 120) vermutet. Gut wird gegen Friedländer *naulum* VIII 98 erklärt; ebenso ist die Deutung von *elenchus* (VI 459), das an der erwähnten Stelle so viel als „Ohrgehänge" bedeutet, zu billigen; die kostbaren Ohrgehänge sind gleichsam Beweise (*ἔλεγχοι*) des Ansehens. Daß Juvenal das XI 27 citierte *γνῶθι σεαυτόν* erst der rhetorischen Bildung verdankt, ist wohl übertrieben.

Ein neuer Abschnitt gibt eine lehrreiche Gruppierung der griechischen Appellativa und Eigennamen bei Juvenal, und zwar werden zunächst die aus dem *sermo cotidianus* entlehnten Wörter nach verschiedenen Gesichtspunkten geordnet, dann die, welche aus der Lektüre des Dichters stammen. Hier ist z. B. unrichtig, daß *iaspis* V 42, das bei Vergil IV 261 vorkommt, aus diesem stammt; dies wäre nur dann bewiesen, wenn diese Stelle aus Vergil abgeleitet wäre, was aber keineswegs der Fall ist. Das

Wort gehört selbstverständlich dem *sermo cotidianus* an wie die übrigen S. 62 aufgezählten „*lapides*".

Das zweite Kapitel sucht die Frage zu beantworten, aus welchen Gründen der Dichter sich der griechischen Lehnwörter bedient hat. Nach Thiel ist der Haß Juvenals gegen die Griechen, bezw. wie Th. sehr gut einschränkt, gegen die gräcisierten Orientalen der Grund. Doch daß der Dichter aus Entrüstung über diese Leute gerade die griechischen Fremdwörter verwendet, ist nicht richtig, vielmehr wählt er diese Ausdrücke meistens als die bezeichnendsten für die von ihm bekämpften Ausartungen seiner Landsleute; daher stammt auch die Mehrzahl solcher Wörter aus dem *sermo cotidianus*. Interessant ist aus Thiels Zusammenstellungen zu ersehen, wie auf den verschiedensten Gebieten römischen Lebens und Denkens die Griechen guten und schlechten Einfluß hatten.

Im dritten Kapitel werden statistische Übersichten über das Vorkommen der griechischen Fremdwörter bei Juvenal gegeben; wir sehen da z. B. daß die VII. Satire mit 44% griechischer Ausdrücke die erste Stelle einnimmt. Ferner werden Horaz und Persius mit Juvenal hinsichtlich ihrer Verwendung griechischer Wörter verglichen. Es zeigt sich hier z. B., daß Persius noch mehr griechische Wörter gebraucht als Juvenal, Horaz zwar reichlich griechische Wörter anwendet, doch weniger als die beiden anderen Dichter; auch finden sich in den Episteln mehr Lehnwörter als in den Satiren.

Ungern sah ich, daß Thiel nicht auch Lucilius in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen hat; denn abgesehen davon, daß Lucilius als der erste römische Satiriker der Berücksichtigung wert war, hat ihn Juvenal selbst auch als sein Vorbild betrachtet, vgl. z. B. I 20; 165.

Druck und Ausstattung des Buches sind einwandfrei.

Nikolsburg. Dr. Alfred Kappelmacher.

Des C. Sallustius Crispus Bellum Iugurthinum. Zum Schulgebrauche herausgegeben von August Scheindler. Zweiter, unveränderter Abdruck der 2. Auflage. Mit 1 Karte. Wien u. Prag, F. Tempsky 1901. 8°, IX u. 95 SS. Preis geb. 1 K 20 h.

C. Sallusti Crispi Bellum Catilinae. Bellum Iugurthinum. Ex Historiis quae exstant orationes et epistulae. Nach der Ausgabe von Linker-Klimscha für den Schulgebrauch bearb. von Franz Perschinka. Wien, C. Gerolds Sohn 1902. 8°, VII u. 191 SS. Preis kart. 1 K 20 h.

Über die 2. Auflage von Scheindlers Ausgabe des Sallust, woraus im vorliegenden Bändchen das Bellum Iugurthinum mit

der Einleitung des Herausgebers und dem Verzeichnis der einschlägigen Eigennamen unverändert wieder abgedruckt ist, hat Ref. in dieser Zeitschrift 1891, S. 844 f. berichtet.

Perschinka hat die Sallust betreffende, nicht ertraglose Literatur des letzten Jahrzehnts für die Erneuerung der Linker-Klimscha'schen Sallust-Ausgabe gewissenhaft verwertet, überhaupt den Text des Autors aufs neue studiert und ihn mit tunlichstem Anschluß an die Überlieferung (die Klimscha häufig ohne Not verlassen hat) oder an ihre besten Vertreter hergestellt: der Konjektur ist nur in dringenden Fällen Raum gegeben. Dieses Verfahren versöhnt einigermaßen mit der seltsamen Manier des neuen Herausgebers, hübsch alles fernzuhalten, was bisher die Arbeitsweise des jeweiligen Herausgebers irgendwie beleuchten mochte, insbesondere die Vorrede und *Adnotatio critica*. Um Perschinkas Textgestaltung im einzelnen zu charakterisieren, verzeichnet Ref. eine Anzahl der von ihm an Klimschas Texte vorgenommenen Änderungen.

Wie hoch P. die Überlieferung, bezw. die Autorität der ersten Handschriftenklasse, insbesonders ihren wichtigsten, aber von Jordan u. a. überschätzten Vertreter, den Codex P (Sorb. 500), bewertet, ergibt sich daraus, daß er die bezüglichen Lesarten gegen Klimscha auch dort aufnimmt, wo sie der Interpretation in der Schule Schwierigkeiten bieten. Dahin rechnet Ref. Cat. 37, 5, wo die Überlieferung auf die Fassung führt: *alii per dedecora patrimoniis amissis*. Der Ablat. abs. mit der Function eines Ablativus qualitatis mag auffallend erscheinen, ist jedoch aus allen Perioden der Latinität belegbar, wie Ref. 'Gymnasium' 1888, Sp. 43 ff. gezeigt hat. — 41, 5 schreibt P. mit der gesammten Überlieferung *praecepit* f. *praecipit* trotz der präsentischen Tempusfolge. Vgl. die Ausführungen des Ref. in dieser Ztschr. 1885, S. 826. — Vgl. noch 56, 5 *servitia repudiabat, cuius* f. *s. r., cuius generis:* s. Hauler in dieser Ztschr. 1888, S. 893 f. — 58, 9 *si metu* für *sin metu*. — 60, 2 *cum infestis signis* für *infestis signis*. — Iug. 54, 5 *in acie* f. *acie*. — 74, 3 *Numidis . . arma tuta sunt* f. *Numidas . . arma tutata sunt*. Die hier von P. aufgenommene Lesart ist jedenfalls die des Archetypus, für die sich schon Linker entschieden hat. — 89, 7 *Africa, quae . . agebat* f. *Africa, qua . . agebant*. — Wo P. abweichend von Klimscha einer minderwertigen Überlieferung folgt, ist der Grund in der Regel leicht ersichtbar. So Cat. 2, 8 *transiere* f. *transegere*, wo sich nicht nur *transiere* zu dem vorangehenden *peregrinantes* leichter fügt, sondern auch Sallusts Sprachgebrauch, der nur *agere* oder *exigere*, nicht aber *transigere vitam* kennt, in Betracht kommt. — 20, 9 liest P. *o fortissumi* f. *fortissumi*, veranlaßt durch E. Hauler, Wiener Studien XXI 316. — Nach demselben liest er 20, 10 *in manu vobis* f. *in manu nobis*. — Sachlich wohlbegründet ist auch die im Grunde nicht schlecht bezeugte Lesart *calonibus* f. *colonis* 59, 3, sowie auch Iug. 92, 2 *omnia*,

etiam non bene consulta f. *omnia non bene consulta.* — Nicht ersichtlich hingegen ist dem Ref., warum P. Cat. 3, 2 die minder gut bezeugte Lesart *actorem* f. *auctorem* bevorzugt hat; s. J. Novák z. St. — An verderbten Stellen hat P. die von Klimscha eingesetzten Konjekturen gegen bessere vertauscht. Er schreibt Cat. 57, 4 *expeditus inpeditos* (mit Dietsch) f. *inpeditos* (Meiser), Iug. 47, 2 *simul temptandi gratia, si paterentur, et ob opportunitates loci* nach Dietsch f. *s. t. gr. et si paterent opportunitates loci* (Klimscha), 93, 8 *alio vortit* (nach Wirz) für *adorta* (Eussner), 97, 5 *veteres* (mit Kritz) f. *veteres notique* (Klimscha), Ep. Pomp. 9 *vastavimus: praeter maritumas civitates ultro nobis sumptui onerique sunt* (mit Hauler) f. *vastavimus praeter maritumas civitates, ulterior nobis sumptui onerique* (Scheindler). — Die von Klimscha festgehaltene Überlieferung hat P. in nur ganz seltenen Fällen aufgegeben. So Or. Cott. 7, wo er mit Corte *tueatur* f. *tuebatur* schreibt, und Ep. Mithr. 16, wo er mit Gertz *parvo tuo labore* f. *parvo labore* in den Text nimmt. Ebd. ist *quoniam* f. *quo* nicht Vermutung, sondern von Hauler, Wiener Studien XVII 141 erkannte handschriftliche Lesart.

Diese verhältnismäßig wenigen Proben müssen genügen. In der Tat sind die Änderungen, welche P. an Klimschas Arbeit vorgenommen hat, so ausgedehnt und tiefgehend, daß wir es fast mit einer neuen Textesrezension zu tun haben. Die eigenen Zutaten P.s, bestehend in der einleitenden Darstellung über Sallusts Leben, Schriften, Bedeutung und Sprache sowie in einem Anhange, der Dispositionen zum Catilina und zum Iugurtha und schließlich eine Stammtafel des numidischen Königshauses enthält, geben zu keiner besonderen Bemerkung Anlaß.

Ein störendes Druckversehen findet sich S. 111: es sind dort die Zeilen 12 und 13 verwechselt und zugleich *consiliumque* in *consilumque* verderbt. Nach einer privaten Mittheilung der Verlagsbuchhandlung zu schließen, findet sich dieses Versehen nur in wenigen der ausgegebenen Exemplare. Bezüglich der orthographischen Formen ließe sich einiges bemerken; so verweise ich hinsichtlich des hyperarchaischen (weder auf Inschriften noch in Handschriften belegten) *minumus* statt *minimus* auf A. Brock, *Quaestionum gramm. capita duo* (Dorpat 1897), S. 9 ff.

Wien. J. Golling.

Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, Griechisches Lesebuch. I. Text, 1. und 2. Halbband; II. Erläuterungen, 1. und 2. Halbband. Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung. Mk. 9·40.

Keine Erscheinung auf dem Gebiete des philologischen Unterrichtes im Gymnasium dürfte in der jüngsten Zeit eine solche Aufmerksamkeit erregt haben als das „Griechische Lesebuch" des

Berliner Universitätsprofessors v. Wilamowitz-Moellendorff. Was selten ist, daß akademische Vorlesungen für die Bedürfnisse des Schulunterrichtes eingerichtet werden, geschieht im laufenden Sommersemester 1902; es liest Professor v. Wilamowitz selbst ein vierstündiges Kolleg über sein Lesebuch, und Professor Ed. Norden in Breslau hat über denselben Gegenstand ein zweistündiges Kolleg angekündigt. Es handelt sich wohl in beiden Fällen nicht so sehr um eine wissenschaftliche Einführung der Kandidaten in den reichen Stoff des „Griechischen Lesebuches", als vielmehr um eine praktische Unterweisung, wie dasselbe im Gymnasialunterricht gebraucht werden könne. In den Kreisen der Gymnasiallehrer selbst zeigt sich ein noch größeres Interesse. In den Sektionssitzungen des Freien deutschen Hochstiftes in Frankfurt a. M. gelangte den 31. Jänner und den 14. Februar d. J. der Abschnitt des Lesebuches aus Marc-Aurel zur Besprechung, und in den regelmäßigen Zusammenkünften soll das ganze Lesebuch in der Weise behandelt werden, daß immer ein Herr das Referat übernimmt. Derselbe liefert die Vorübersetzung des betreffenden Abschnittes, und in der gemeinsamen Besprechung wäre festzustellen: 1. Was läßt sich aus dem betreffenden Abschnitte für die Kenntnis des Altertums gewinnen? 2. Wie läßt sich der gebotene Stoff mit den anderen Unterrichtszweigen wie Geschichte, Deutsch, Naturwissenschaft, Mathematik, französische und englische Literatur in Verbindung setzen? Sodann wäre die methodische Behandlung zu erörtern und zu bestimmen, welcher Klasse die Stücke zuzuweisen sind, welche Abschnitte des Lesebuches eine mehr kursorische Lektüre vertragen und welche eine eingehende Interpretation verlangen, um wirksam zu werden. Manche Teile werden wohl auch der Privatlektüre einzelner Schüler zu überlassen sein, die sich für ein spezielles Gebiet interessieren. Man hofft dabei, daß sich an diesen Besprechungen nicht nur die klassischen Philologen beteiligen, sondern auch Vertreter anderer Fächer, da ohne deren Mitwirkung die Beziehungen der gebotenen Stoffe zu den verschiedenen Seiten des Lebens nicht auszuschöpfen sind. Auch an dem mit dem königl. Gymnasium verbundenen pädagogischen Seminar in Düsseldorf, das unter der Leitung des Direktors Dr. Asbach steht, ist das „Griechische Lesebuch" besprochen worden, und es soll bereits an dieser Anstalt in Ober-II. und -I. mit der Lektüre des Buches begonnen worden sein (Monatsschrift für höhere Schulen, herausg. von Dr. R. Köpke und Dr. A. Matthias, I. Berlin 1902, S. 205). Es ist ferner in einer Sitzung des von Hofrat Dr. O. Willmann geleiteten pädagogischen Universitätsseminars in Prag ein eingehendes Referat über Anlage und Eignung des „Griechischen Lesebuches" durch den Ref. gegeben worden, woran sich noch weitere Bemerkungen der Mitglieder des Seminars anschlossen.

Habent sua fata libelli: Das „Griechische Lesebuch" von Prof. v. Wilamowitz-Moellendorff hat sozusagen bereits seine Geschichte, sie zählt an zehn Jahre. Den zeugenden Gedanken desselben finden wir in der Rede über „Philologie und Schulreform", die Wilamowitz im Juni 1892 zur akademischen Preisverteilung an der Universität Göttingen gehalten hat. Damals waren die Lehrpläne der preußischen Gymnasien umgearbeitet worden, und die Stundenzahl für die klassischen Sprachen hatte eine Verminderung erfahren. „Was kann uns", so ließ sich damals Prof. Wilamowitz vernehmen, jeder Tag andres bringen als Abschaffung des Griechischen und Beschränkung des Lateinischen auf einen elementaren Sprachunterricht?" Um der Philologie willen als der Wissenschaft brauchte man noch nicht zu bangen, diese kann es ruhig wagen; daß sie nicht an der Schule hängt, steht doch wohl außer Frage. Im Hinblicke auf den in ihr liegenden Wert richtet Wilamowitz die mahnenden Worte an die Philologen, daß sie die Augen offen halten und nach allen Seiten umschauen. „Keiner Anregung darf er sich verschließen und soll wissen, daß er von allen etwas lernen kann. Dann wird er auch in dem Objekte seiner Wissenschaft tiefer und weiter gehen und davon den andern mitteilen können. Sie wollen das alte, tote Zeug nur wegwerfen, weil es tot ist: Wenn das ist, so haben sie ja recht. Beweisen wir ihnen, daß es lebt, sorgen wir dafür, daß sie seine lebendige Kraft an sich verspüren: dann werden sie es schon respektieren." Es ist ein Vorurteil, so man gemeinhin glaubt, daß die Alten gar vieler Dinge ermangelten, die uns unsre reiche technische Kultur gebracht hat. „Das Gehäuse der Normaluhr von Athen steht noch auf dem Markte, der Turm der Winde. Und wenn jetzt der Automat Naschwerk oder dergleichen Tand für einen eingeworfenen Groschen spendet, so lieferte er damals in genau derselben Weise das Weihwasser an der Tempeltür. Das Volk, das den Wandel der Erde um die Sonne entdeckt hat und in dem Archimedes keine vereinzelte Erscheinung ist, war wirklich der Naturwissenschaft nicht abhold: Die Zeiten und Personen und Werke, in denen diese Geisteswirkung dominiert, sind nur sehr schwer zu erforschen und sehr wenig erforscht; daß dies besser werde, dazu müssen uns Philologen, weil wir begreiflicherweise das sachliche Verständnis nicht besitzen, unsre naturwissenschaftlichen Kollegen helfen." Was Prof. Wilamowitz in der Rede vom J. 1892 angedeutet hat, führt er in dem Gutachten „Der griechische Unterricht auf dem Gymnasium", das für die Verhandlungen über die Fragen des höheren Unterrichtes in Preußen vom J. 1900 verfaßt und als Manuskript veröffentlicht worden war, näher aus (Verhandlungen über die Fragen des höheren Unterrichtes. 2. Aufl. Halle 1902. S. 205—217). Die Ausführungen dieses Gutachtens, denen die Skizze eines griechischen Lesebuches beigegeben worden ist, waren für den griechischen Unterricht im

Gymnasium von so durchgreifender Art, daß sie nach ihrem Erscheinen sofort Beachtung fanden. Der Direktor des städtischen Gymnasiums in Düsseldorf Dr. P. Cauer, bekannt durch seine Schriften „Die Kunst des Übersetzens“ und „*Grammatica militans*“, hat das Gutachten in der „Wochenschrift für klassische Philologie“ XVII, Berlin 1900, S. 914 ff. einer Besprechung unterzogen, der Rektor der königl. Landesschule in Pforta Dr. Chr. Muff kommt in seiner Streitschrift „Humanistische und realistische Bildung“, Berlin 1901, S. 83—85 darauf zu reden, ein referierender Vortrag von Prof. K. Wotke in der Sitzung des Vereins „Mittelschule in Wien“ vom 23. November 1901: „Der griechische Unterricht nach den Vorschlägen von Wilamowitz-Moellendorff“ leitete eine lebhafte Erörterung über den Gegenstand ein, die zwei Sitzungen des Vereins ausfüllten (Österr. Mittelschule XVI, 1902, S. 10 ff.; 61 ff.). Nun liegt uns das „Griechische Lesebuch“ selbst zur Beurteilung vor. Wir dürfen es als eine Quellensammlung zu einer der wichtigsten Perioden der Weltgeschichte bezeichnen.

Über den Grundgedanken, den das Lesebuch vertritt, gibt die „Vorrede“ Aufschluß, und das „Nachwort“ handelt davon, wie es zustande gekommen ist. „Jene Periode der Weltgeschichte reicht vom sechsten Jahrhundert vor Christus bis zum vierten Jahrhundert nach Christus, Griechisch ist das Organ des Geistes dieser ganzen Weltperiode. Ein Jahrtausend lang ist diese selbe Sprache die Trägerin jeder höheren Bildung gewesen, ihr Besitz also die Vorbedingung für die Teilnahme an dieser Bildung, und sind alle großen Gedanken, wenn nicht in ihr gedacht, so doch in ihr ausgesprochen worden, damit sie wirken konnten. Griechisch müssen wir also lernen, wenn wir jene Weltperiode verstehen wollen. Daß ihr Verständnis erreicht werde, daran hängt die Berechtigung der Jugendbildung, welche das Gymnasium verleihen will. Gewiß hat sich das Gymnasium im Anschlusse an die Bildung der römischen Kaiserzeit entwickelt, auf deren Kultur man seit der Renaissance zurückgriff. Damals sollte die Bildung in der Einprägung bestimmter Kenntnisse und Fertigkeiten bestehen, die begründet und zusammengehalten wurden durch die formalen Künste der Grammatik und Rhetorik. Aber diese ganze Bildung haben wir Modernen durch die Wissenschaft überwunden, eben weil wir geschichtlich zu sehen gelernt haben. Unser Anschauen und Denken, unser Leben in Staat und Gesellschaft, unser Eigenstes in Kunst und Wissenschaft und Religion ist mit dem Altertum durch tausend Fäden verbunden; wir können nicht verstehen, was wir sind, noch was wir sollen, ohne das Erbe des Altertums geschichtlich zu erfassen, und daher bilden wir einen Teil unsrer Jugend dadurch aus, daß wir ihnen diese geschichtliche Einsicht als eine lebendige Kraft übermitteln.“ Das „Griechische Lesebuch“ ist also bestimmt, in die Hände der Gymnasialschüler zu kommen; dabei „ist vorausgesetzt, daß Homer, die

Tragödie und etwas Großes und Ganzes von Platon in den vier verfügbaren Jahren (von III—II) gelesen wird". Die Fülle des Stoffes, den es bietet, ist in 10 Abschnitten gegliedert, welche die Überschriften tragen: I. Fabeln und Erzählungen, II. Geschichte, III. Politik, IV. Erd- und Himmelskunde, V. Mathematik und Mechanik, VI. Medizin, VII. Philosophie, VIII. Altchristliches, IX. Ästhetik und Grammatik, X. Urkunden und Briefe, ein griechisch-lateinisches Schulgespräch. Den einzelnen Abschnitten oder den Proben derselben sind erklärende Bemerkungen historisch-sachlicher oder biographischer Natur vorangestellt, während die „Erläuterungen" Sprachliches behandeln und dem Schüler das an die Hand geben, was er in seiner Grammatik und den landläufigen Schulwörterbüchern nicht finden kann. Eine vorgeschriebene Klassenlektüre will das „Griechische Lesebuch" nicht bringen; denn in den neuen preußischen „Lehrplänen" heißt es ausdrücklich: „Das in II. und I. etwa in Gebrauch zu nehmende Lesebuch hat die Aufgabe, neben der ästhetischen Auffassung auch die den Zusammenhang zwischen der antiken Welt und der modernen Kultur aufweisende Betrachtung zu ihrem Rechte zu bringen."

Der Gedanke des historischen „Zusammenhanges zwischen der antiken Welt und der modernen Kultur", der von den „Lehrplänen" an dieser Stelle hervorgehoben wird und in der neuen Reform des höheren Unterrichtes in Preußen oft genug in den Schlagworten „historische Bildung", „geschichtlicher Sinn", „Verständnis für den pragmatischen Zusammenhang der Dinge" oder gar „das Begreifen der Gegenwart aus der Vergangenheit" erscheint, hat etwas Bestechendes an sich; er schließt die Forderung der Einheitlichkeit in sich, in der Breite des Stoffes sowohl wie in der Abfolge der Thatsachen. Wenn nun das „Griechische Lesebuch" von Wilamowitz ihm wirklich dient, und wenn wir ihn in seiner Deutlichkeit ganz und lückenlos durchführen wollen, so müssen wir dem „Griechischen Lesebuche" ein „Lateinisches Lesebuch" an die Seite stellen. In den technisch-realen Gebieten, die den Inhalt des „Griechischen Lesebuches" bilden, haben auch die Römer uns manches zu sagen, und durch die römische Kultur führt nicht etwa ein schmaler Pfad aus dem griechischen Altertum zu uns herüber, sondern eine breite, offene Straße. Selbst dem Bilde, das Prof. v. Wilamowitz-Moellendorff durch sein Lesebuch von der griechischen Kultur entwirft, könnte noch mancher wesentliche Zug eingefügt werden. Die Nachwirkungen der Kunstübung der alten Griechen sind für unsere Kultur augenscheinlich. Was das „Griechische Lesebuch" hievon Bd. I, S. 187, 207 enthält, dient nur einem nebensächlichen Zwecke. Wenn zur Darlegung der vollendeten Mechanik im Schiffsbau die Beschreibung des Riesenschiffes des Hieron, die wohl „kundig und anschaulich, aber durchaus auf Laien berechnet ist und nicht einmal im groben

eine Rekonstruktion gestattet", Aufnahme gefunden hat, so vermissen wir entsprechende Proben aus der Periegesis des Pausanias, damit auch die Schüler einen Augenzeugen über die griechische Kunst hören. Was zur Philologie im allgemeinen, zur Ästhetik und grammatischen Terminologie im besonderen (VII. und IX.) beigebracht wird, läßt eine große Lücke offen, die durch den vielfachen Wunsch der Schulmänner im Deutschen Reiche bezeichnet wird: es ist das Verlangen nach einem propädeutischen Unterricht in der Logik und Psychologie, auch hier fließen uns immer noch die starken Quellen aus dem griechischen Altertum.

Einige Stücke des „Griechischen Lesebuches" eignen sich wegen ihrer einfachen sprachlichen Form und wegen des leicht faßlichen Inhaltes für die elementare Stufe des Unterrichtes, so in I. die äsopischen Fabeln und viele von den Gnomen und Apophthegmen, einige Proben aus X. dürften in die Elementarbücher übergehen, so die Privatbriefe und das griechisch-lateinische Schulgespräch. In anderen Dingen dagegen wird an die Einsicht und das Urteil der Schüler oft eine hohe Anforderung gestellt. Dies betrifft besonders die Vorbemerkungen und Erläuterungen, welche den geschichtlichen Zusammenhang der aufgenommenen Proben darlegen und die Stellung des betreffenden Autors zu demselben bezeichnen. Man vergleiche nur Bd. I, S. 184 ff., 187, 208, 328. Vielfach überwiegt sosehr das stoffliche Interesse, daß besser der Stoff selbst die Führung des Unterrichtes übernimmt, um die sprachliche Form zu bewältigen, hier bringt das Lesebuch auch Abbildungen und Zeichnungen. Es ist der Abschnitt über „Mathematik und Mechanik". Wenn irgendwo beim Unterrichte Übersetzungen zuträglich sind, so können sie hier eintreten. Auch liegen diese Gegenstände als da sind: die Elemente des Eukleides, Archimedes' Psamnites, Herons' Feuerspritze, Wasserautomat oder Wegmesser (Bd. I, S. 235 ff.) dem Lehrer der Mathematik und Physik so nahe, daß er sie am besten in seinen Unterricht hinübernimmt.

Man verlangt ferner die Einführung der Bürgerkunde in den Unterricht, das „Griechische Lesebuch" trägt auch dieser Forderung Rechnung. Im Zusammenhange hiemit führen die Aufsätze von Oberlehrer Dr. J. Kreutzer „Zur römischen Kaisergeschichte" und von Prof. Dr. A. Harnack (Monatsschrift für höhere Schulen I, 1902, S. 47 ff.) aus: Die Gefahr, die hiebei obwaltet, eine Ideengeschichte zu geben, soll die Achtung vor den Tatsachen verhüten. Der Schüler soll Geschichte lediglich an Tatsachen und Institutionen kennen lernen, um mit pragmatischer Notwendigkeit die Verantwortlichkeit der Tat einzusehen. Personen, Handlungen und geschichtliche Schöpfungen sollen ihm vorgeführt werden an einer Kette, die ihm darüber keinen Zweifel läßt, daß alles unwirksam ist, was nicht zur Tat kommt, und nichts wirksam geworden ist, was bloß gedacht war. — Es dürfte schwierig sein,

bei der schulmäßigen Behandlung der umfangreichen Stücke „Staatslehre des Aristoteles“ und „Polybios über den Kreislauf der Verfassungen und den Vorzug der Verfassung des römischen Volkes“ (Bd. I, 148—178) dieser Gefahr zu entgehen. Sie ist in geringerem Maße vorhanden, wenn wieder der Lehrer der Geschichte an der entsprechenden Stelle der behandelten Ereignisse, Persönlichkeiten und geschichtlichen Schöpfungen solche allgemeine Bemerkungen und Auseinandersetzungen gibt. Auch liegt es in der Natur seines Gegenstandes selbst, wenn er bei ähnlichen Erscheinungen der späteren Epochen im Mittelalter und besonders in der neueren Zeit auf die einfachen und durchsichtigen Formen des staatlichen und sozialen Lebens im Altertum zurückkommt.

Wir bewegen uns bereits auf dem Boden, von dem aus wir die Bedeutung des „Griechischen Lesebuches“ und seine zweckmäßige Benützung beim Schulunterrichte würdigen können. Alle Unterrichtsgegenstände, die im Gymnasium gelehrt werden, haben ihre geschichtliche Voraussetzung und Grundlage. Sofern sich ihre Behandlung besonders in den oberen Klassen der Wissenschaft annähern soll, wird es kein Lehrer unterlassen, an geeigneter Stelle und in einer den Schülern verständlichen Weise einen geschichtlichen Durchblick von der Gegenwart aus zu öffnen. In dem „historischen“ Lesebuche von Wilamowitz findet auch der Lehrer der Religion und der beschreibenden Naturwissenschaften sein Fach vertreten. Sonach tragen wir geradezu Bedenken, es dem Philologen allein in die Hand zu geben, um durch den Unterricht seine Schüler in dasselbe einzuführen. Die einzelnen und verschiedenartigen Teile des „Lesebuches“ erhalten vielmehr in dem sachlichen Stoffe der einzelnen Unterrichtsgegenstände ihre sichere Stellung und fruchtbare Verwertung. Der Verf. des „Griechischen Lesebuches“ kommt vom akademischen Lehramt der Universität auf das praktische Arbeitsfeld der Schule. Es ist mit Freude zu begrüßen, wenn Universität und Schule auf einem gemeinsamen Gebiete sich begegnen. Daß jedoch der philologische Unterricht im Gymnasium es nicht leichthin wagen kann, sich etwa ein oder gar zwei Jahre ununterbrochen der Führung des „Griechischen Lesebuches“ anzuvertrauen, dürfte kein praktischer Schulmann in Abrede stellen. Zeit und Kraft des Schülers werden durch die verschiedenen Lehrgegenstände vielfältig in Anspruch genommen, und jeder Gegenstand verlangt innerhalb des Lehrplanes eine gewisse innere Sammlung und einheitliche Durchdringung, das Griechische in einem besonderen Maße; es hat in dem wichtigsten Teile der Sprache, dem Verbum, so zahlreiche Formen, deren Ableitung und Bedeutung in Übung und Kenntnis zu erhalten sind; neben strenger, logischer Darlegung der Gedanken treffen wir auch die fließend freiere, psychologische Sprachgebung. Nun umfaßt der Kulturbereich, den Prof. Wilamowitz in seinem Lesebuch zur Anschauung bringt, ein volles Jahrtausend auf einem

weiten geographischen Gebiet: die aufgenommenen Stücke haben ein gar buntes Gewand an Stil und Dialekt, bieten oft auch bedeutende Schwierigkeiten an sachlichem Inhalt und in der sprachlichen Form; daher ist zu besorgen, daß unseren Gymnasialschülern zwischen den Zeilen die sprachliche Führung abhanden kommt. Diese muß aber das attische Griechisch behalten, die anderen Dialekte, Homer und Herodot, sich ihm anlehnen. Freilich macht Prof. Wilamowitz dem griechischen Unterrichte, wie er seit Jahrzehnten besteht, ein einseitiges ästhetisches Interesse zum Vorwurf. Richtig ist es, daß wir im griechischen Unterrichte die Jugend bisher durch die homerischen Gedichte und die besten attischen Schriftsteller des fünften und vierten vorchristlichen Jahrhunderts in die griechisch-römische Kultur einführten, — in unserer praktisch-technischen Zeit soll es anders werden. Daß wir dabei nur nicht zuweit an die andere Seite geraten! Aber sehen wir näher zu, ob dies sogenannte ästhetische Interesse wirklich so einseitig ist. Die homerischen Gedichte eröffnen eine ganze Menschengeschichte für sich mit all den hohen und niedrigen Anliegen, die heute noch das Getriebe der Welt bewegen, Herodot, Xenophon, Thukydides wären aus der Erinnerung der Menschengeschlechter schon gestorben, fänden nicht ihre Gedanken über den Lauf der Dinge auch draußen im realen Leben noch Grund und Boden, Platon lebt in unserer Philosophie lebendig fort, die griechischen Tragiker rühren in unseren Tagen selbst diejenigen, die auf den Schulbänken kein griechisches Wort gehört haben. In der Bewegung, die sich gegen den klassischen Unterricht im Gymnasium und besonders gegen das Griechische erhoben hat, dürfen wir dies nicht vergessen. Wenn das „Griechische Lesebuch" von Prof. Wilamowitz die reale Seite der griechischen Kultur betont, so ist dies eben wieder ein Teil von dem Ganzen; der Unterricht hatte diese Seite ja auch bisher nicht völlig vernachlässigt. Die Schule ist aber dem Verf. zu Danke verpflichtet: das Gymnasium darf die humanistische Richtung der philologischen Studien nicht aufgeben, der realistische Einschlag, der ihnen im rechten Maße eingefügt wird, kann den Erfolg nicht schmälern, sondern nur erhöhen. Das neue Leben wird das alte Zeug, das die Vertreter der realistischen Lehrfächer an der Seite des Philologen zu dem Jugendunterricht herzubringen, in seinem unvergänglichen Werte und der fortwirkenden Kraft erkennen, vielleicht auch umsomehr schätzen, je älter es ist.

Wenn nun auch unser Lehrplan für das griechische Lesebuch von Wilamowitz als obligate Lektüre keinen Raum bietet, so könnten doch die Früchte dieses bedeutenden Werkes, wie bereits angedeutet wurde, unseren Schulen in der Form gesichert werden, daß das Buch im ganzen oder auch teilweise den Schülern, die genügend vorbereitet erscheinen, zur Privatlektüre in den oberen Klassen empfohlen wird. Weiter zu gehen erscheint nicht rätlich, da erst die Erfahrung lehren wird, ob mit diesem Buche auch

das erreicht wird, was es anstrebt. Und es ist ein hohes Ziel, das Schülern und — Lehrern gesteckt wird, für unsere Verhältnisse allem Anscheine nach ein zu hohes.

Prag. Dr. Anton Frank.

Ferdinand Sommer, Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre. Eine Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Lateins (= Sammlung indogermanischer Lehrbücher), herausg. von H. Hirt. 1. Reihe: Grammatiken. 3. Bd. Heidelberg, C. Winter 1902. 8°, 693 SS.

Die Wintersche Verlagsbuchhandlung in Heidelberg hat sich entschlossen, neben ihren Sammlungen Germanischer und Romanischer Elementarbücher auch eine solche indogermanischer Lehrbücher erscheinen zu lassen, die in zwei Reihen, Grammatiken und Etymologische Wörterbücher, zerfallen soll. Wie immer bei solchen Sammlungen, steht die Bedürfnisfrage nicht für alle Teile gleich. Für die griechische und lateinische Sprache verfolgen die Grammatiken von Brugmann und Stolz in J. Müllers Handbuch im wesentlichen denselben Zweck; für das Litauische hat Wiedemann, für das Altkirchenslavische Leskien und Vondrak gesorgt; Anfängern im Altiranischen dienen Bartholomae und Jackson; die von Streitberg herausgegebene Sammlung von Elementarbüchern altgermanischer Dialekte soll einen integrierenden Bestandteil der neuen Sammlung bilden. Dagegen steht eine kurze, vergleichende Grammatik des Sanskrit noch aus; eine urslavische Grammatik, wie sie jetzt von Mikkola versprochen wird, ist bisher noch nicht geschrieben, und eine knappe, vergleichende Darstellung der keltischen Sprachen oder auch nur des Altirischen wäre recht erwünscht. Von den etymologischen Wörterbüchern sind das keltische, lateinische, slavische und litauische am nötigsten. — Aber natürlich! — gerade die Teile, deren Erscheinen am wenigsten dringend war, die lateinische und griechische Grammatik, kommen zuerst heraus. Damit soll indessen nicht gesagt werden, daß das neue Lehrbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre von Sommer nach dem Stolz'schen überflüssig wäre. Der Verf., der sich besonders durch eine Arbeit über die Bildung des Komparativs im Lateinischen bekannt gemacht hat, beherrscht sein Gebiet mit selbständigem Urteil und gibt eine den Anfänger gut orientierende Übersicht über die Resultate der lateinischen Sprachforschung nach der komparativen Seite. Wie Stolz und Brugmann in ihren kurzen Grammatiken sucht er möglichst vielen Stoff in möglichst knapper Fassung zu bieten. Vielleicht hätte einmal, der Abwechslung halber, der Versuch gelohnt, einen Gedanken von G. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft[1] S. 112 f. (der dabei freilich mehr an praktische Grammatiken denkt) aus-

zuführen und „knapp bemessenen Stoff in breiter Form“ zu geben, das Lehrbuch zu „einem anregenden Lesebuch“ zu machen. Die Arbeit wäre freilich schwieriger gewesen, weil sie so gar kein Vorbild hat, aber es wäre dann eine wirkliche „Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Lateins“ entstanden, während Sommers Handbuch, das sich so nennt, doch nur wieder eine Grammatik ist.

Den außerlateinischen Verhältnissen scheint mir der Verf. etwas zu viel Raum gewidmet zu haben; er sucht dies zwar im Vorwort zu rechtfertigen, aber ich meine, darüber zu belehren sei Aufgabe der übrigen Teile der neuen Sammlung. Kürzer hat er sich über die prinzipiellen und methodologischen Fragen gefaßt, mit Recht, da auch dies Sache anderer Werke sein muß. Aufgefallen ist mir in diesen Teilen ein Satz, der heute in dieser Form nicht mehr am Platze ist (S. 35): „Lautveränderungen vollziehen sich nach Gesetzen, die, als Naturgesetze, ausnahmslos sind“. Man sieht, daß E. Wechssler sich irrt, wenn er in der 'Festgabe für Suchier' (Gibt es Lautgesetze? S. A. S. 71, Anm. 1) bemerkt, daß die einst von Schleicher, Osthoff u. a. vertretene Auffassung der Lautgesetze als physiologischer oder Naturgesetze „heute allgemein verlassen“ sei.

Neue Forschungsergebnisse wird man von einem Werke wie dem vorliegenden nicht erwarten, und der Verf. verwahrt sich mit Recht (S. XI) gegen eine derartige Forderung. Doch fehlt es nicht an neuen Auffassungen, wie S. 56 f. die Erklärung der Deminutivendungen *-ellus* und *-illus*, auf die auch Ref. gekommen ist: *-ellus* aus *-r̥los*, *-illus* aus *-l̥los*, *-n̥los*; die abweichenden *asellus*, *gemellus*, *femella* u. a. gegenüber *sigillum*, *tigillum*, *pugillus*, *scabillum* können recht wohl aus einer jüngern Periode stammen, wo der Wandel von *-enlos* in *-inlos* bereits abgeschlossen war und die Endungen *-illus* und *-ellus* promiscue gebraucht wurden. Schwierigkeit macht noch *Sabelli*. S. 131 eine neue Erklärung von *sōl*. S. 89 eine von Wackernagel abweichende Auffassung des *oe* von *poena, foedus, Poeni, coenum*. S. 371 eine „mit größtem Vorbehalt“ gegebene, in der Tat unglaubliche Erklärung des Genitivs der *o*-Stämme auf *ī*: ich bleibe (trotz J. Schmidt, Zeitschrift für vergl. Sprachf. 38, 30 ff.) bei meiner (Einleitung S. 275 ff.) vorgetragenen Auffassung.

Als Ganzes darf das neue Handbuch, wie gesagt, weiteren Kreisen zur Information über die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft für das Lateinische empfohlen werden.

Wien. Paul Kretschmer.

Kleine lateinische Schulgrammatik. Von Dr. Paul Harre. 2. Aufl., bearbeitet von Dr. H. Meusel, Direktor des Köllnischen Gymnasiums. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1901. 8°, 228 SS. Pr. 2 Mk. 20 Pf.

Die 1. Auflage der vorliegenden kleinen lateinischen Grammatik sollte nach der Absicht des Verf. an Progymnasien, Realgymnasien und ähnlichen Anstalten verwendet werden. Doch hatte dieser, wie aus seinem Handexemplare hervorging, selbst den Plan, den Lehrstoff durch Zusätze reichhaltiger zu machen. Dr. H. Meusel, der verdiente Verf. des *Lexicon Caesarianum* und Herausgeber der von mir im Vorjahre in dieser Zeitschrift besprochenen 3. Auflage der Latein. Syntax von Harre, sah sich veranlaßt, diese Absicht auszuführen, zumal auch durch die neuesten preußischen Lehrpläne eine Vermehrung der lateinischen Stunden an Gymnasien, Realgymnasien usw. eingetreten ist.

Von den 37 neu hinzugekommenen Paragraphen handeln 15 über den Satzbau, die Wortstellung und stilistische Eigentümlichkeiten der Redeteile, 16 über die Sprache der Dichter, 6 über die Wortbildungslehre. Die zwei letztern stehen im Anhange, u. zw. wurde die Wortbildungslehre deshalb dorthin verwiesen, um nicht die Paragraphenzahlen der 1. Auflage gleich von der Syntax an ändern zu müssen. Zu mehr als 50 Paragraphen sind Zusätze gemacht, deren größere Zahl Anmerkungen sind. Umfangreichere Erweiterungen der Regeln finden sich 13. Vollständig umgearbeitet ist § 131 über die Zeitfolge in Indikativsätzen und § 142, 2 über die relative Verschränkung. Durch diese Zusätze und Erweiterungen ist der Lehrstoff dieser Grammatik so ergänzt worden, daß er für das Gymnasium vollständig ausreicht, ja durch das über die Dichtersprache Gelehrte sogar über das gewöhnliche Maß des in den Schulgrammatiken Gebotenen hinausgeht. Die Paragraphen und Anmerkungen der neuen Auflage entsprechen, soweit sie nicht Zusätze sind, denen der ersten. Wenn durch einen Einschub die alte mit der neuen Paragraphen-Numerierung nicht stimmt, wurde die Ziffer der 1. Auflage in einer spitzen Klammer zu der neuen hinzugefügt.

Da auch die 2. Auflage nach der Ansicht Dr. Meusels ein Buch Harres bleiben sollte, schließen sich alle diese Zusätze, allerdings mit Abkürzungen, möglichst eng an den Wortlaut der größern lateinischen Schulgrammatik desselben Verf. an. Eine zu billigende Neuerung dieser Auflage ist die Weglassung der vielen Quantitätszeichen, denn ein Zuviel ist auch hierin nicht von Nutzen. Weiter sind die Beispiele, welche zur Einprägung bestimmt sind, durch Kursivdruck hervorgehoben. Die Abgrenzung des Lehrstoffes für die einzelnen Klassen ist auch hier wie in der größern Grammatik Harres durch römische Ziffern am Rande ersichtlich gemacht. Der Druck ist sorgfältig und korrekt, die Ausstattung gefällig.

Die besprochene Grammatik, welche neben den andern Vorzügen der Harreschen Schulbücher auch den neuen preußischen Lehrplänen entspricht, wird sonach gewiß an vielen deutschen Schulen Eingang finden.

Kaaden. Hermann Bill.

Mittelhochdeutsche Dichtungen nebst Einleitung u. Erläuterungen, bearbeitet von Dr. M. Gorges, Gymnasialoberlehrer in Münster i. W. Paderborn, Ferd. Schöningh 1901. 8°, 224 SS.

Die 28 Seiten lange Einleitung handelt zunächst über den arischen und germanischen Sprachstamm, sodann über die deutschen Dialekte und das Mittelhochdeutsche. Das Verhältnis zwischen Germanisch und Deutsch und den germanischen und deutschen Idiomen tritt nicht klar zutage. Sodann wird über Volks- und Kunstepos und Lyrik des Mittelalters gehandelt. Von S. 29—211 folgen die Texte mit neben oder darunter gedruckten Übersetzungen, stellenweise auch nur Übersetzungen, zum Teil mit verbindenden Inhaltsangaben. Sehr umfangreich sind die Proben aus dem „Nibelungenlied", auch die „Gudrun" ist vertreten. Von den höfischen Epikern finden wir Stellen aus Heinrich v. Veldeckes „Eneit", Hartmanns Erzählung „Der arme Heinrich", Wolframs „Parzival" und die sogenannte literarische Stelle aus Gottfrieds „Tristan". Den Proben aus Walther v. d. Vogelweide geht eine gut getroffene Auswahl aus der ältern Lyrik voraus. Den Schluß bilden S. 211—224 Erläuterungen. Den Texten sind zugrunde gelegt: Bartsch für die Nibelunge, Gudrun, Parzival und Walther, Bechstein für Tristan, Paul für Hartmanns „Armer Heinrich". Hinsichtlich der Übersetzungen sind hauptsächlich benützt worden: Hellinghaus „Das Nibelungenlied", Simrock und Stork, letzterer für die ältere Lyrik, ferner Kinzel, Schröter u. a. Die Auswahl ist reichhaltig und im ganzen gut. Bezüglich der benutzten Texte und mancher Einzelheiten kann man mitunter andrer Meinung sein als der Herausgeber.

Weidenau. Dr. F. Prosch.

Goethe-Literatur.

Goethes Leben und Werke. Von L. Geiger. Einzeldruck. Leipzig, Max Hesses Verlag 1901.

Wir haben nun ein halbes Dutzend große und mehrere kleine Goethe-Biographien, die des Dichters Leben und Schaffen in chronologischer Folge betrachten; nun kommen Bücher an die Reihe, die mit andrer Gruppierung des Stoffes oder mit verdeckten Titeln Goethes Tätigkeit darstellen. So hat W. Bode unter der

Marke „Goethes Lebenskunst“ eigentlich auch nichts weiter als eine Goethe-Biographie geschrieben. Prof. L. Geiger, der um die neuere deutsche Literatur viel verdiente Herausgeber des Goethe-Jahrbuches, versuchte in dem obgenannten Büchlein den Gegenstand nach Materien geordnet zu behandeln: Leben, Politik, Religion, Lyrik, Kunst, Dramen, Epik, Geschichte, Briefe, Gespräche und Tagebücher. Er hat auf verhältnismäßig geringem Raume (200 Octavseitchen) alles Wichtige und Notwendige mit großem Geschicke untergebracht und eine sehr brauchbare Einführung in das Verständnis der Werke Goethes geliefert. In Einzelheiten ließe sich wohl mit ihm rechten, auch mancher Ausdruck könnte beanständet werden (S. 84 „bedichtet“, S. 186 „Wuck und Karadschitsch“), allein durch solche Nörgelei würden wir seinem Verdienste ungerechten Abbruch tun, das nicht zuletzt in der glücklichen Überwindung „technischer“ Schwierigkeiten besteht. S. 66 wird das „humanistische Christentum“ Herders citiert, worüber sich jüngst P. Nerrlich in einer Recension meines „Goethe“ so schulmeisterlich entrüstet hat! Geigers Arbeit gilt als Einleitung zur Gesammtausgabe von Goethes Werken in 44 Bänden, die bei Max Hesse in Leipzig erscheint. Diese Firma hat schon früher ausgewählte Werke Goethes in 16 und in 24 Bänden herausgegeben, die ich ob der hübschen Ausstattung und der Billigkeit des Preises bestens empfehlen möchte.

Goethes Faust. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Ulrich Buurman, Institutsvorsteher in Bremen. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung 1900. Zwei Bändchen zu je 1 Mk.

Erläuterungen und Aufsätze zur Einführung in Goethes Faust für Lehrer und Gebildete von Ul. Buurman. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung (Gebhardt u. Wilisch) 1901. kl. 8°, 114 SS. Preis 1 Mk.

Diese Schulausgabe des Goethe'schen „Faust“ kann schon wegen des vorschriftswidrigen Kleindruckes an österreichischen Lehranstalten keine Verwendung finden, doch dürfte sie beim Selbststudium mit Vorteil benützt werden. Der Herausgeber bietet die für das „Entwicklungsbild Fausts“ wichtigen Szenen und Akte, verzichtet daher ganz auf die Verszählung und gibt zu den übrigen Stellen überleitende Inhaltsangaben; ausreichende Fußnoten begleiten den Text. — Dagegen möchte ich die „Erläuterungen“ Buurmans unseren Lehrern höherer Unterrichtsanstalten empfehlen, weil sich S. 80—114 zahlreiche Themen (und Dispositionen) zu deutschen Aufsätzen finden.

Graz. S. M. Prem.

Schillers Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ sowie dessen akademische Antrittsrede „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ Für den Schulgebrauch eingerichtet und mit Erläuterungen versehen von Prof. Dr. M. Schmitz. Paderborn, F. Schöningh 1901 (Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit ausführlichen Erläuterungen. 26. Bd.). 179 SS. Preis Mk. 1·50.

Im Lehrplan für die österreichischen Gymnasien vom J. 1884 war die Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ geradezu als Schullektüre für die VIII. Klasse vorgeschrieben, aber bereits im J. 1890 wurde durch einen Ministerialerlaß diese Lektüre gänzlich ausgeschieden, offenbar weil schon die Erfahrungen während der kurzen Spanne Zeit von sechs Jahren genügt hatten, den Beweis zu erbringen, daß mit der genannten Abhandlung in der Schule nichts anzufangen sei. In den „Lehrplänen und Prüfungsordnungen für die höheren Schulen in Preußen“ (vom J. 1892) ist die Abhandlung im Lesestoff nicht angeführt und fehlt auch in den neuesten Lehrplänen vom J. 1901.

Diese Tatsachen lassen den Schluß zu, daß die Schillersche Abhandlung für Mittelschulen ein- für allemale nicht geeignet ist. Das ist unschwer einzusehen. Angenommen, der Lehrer sei — und das dürfte nicht zu häufig vorkommen — philosophisch geschult und gerade in Kant-Schillerscher Richtung so geschult, daß er sich ein eindringendes Verständnis der genannten Schrift verschafft habe, so wird trotz der sorgfältigsten methodischen Behandlung der Unterricht über ein ängstliches Tasten an der Oberfläche nicht hinauskommen und auch nicht hinauskommen können, da doch dem Schüler gar zuwenig Hilfen zum Erfassen zugebote stehen. Daran ändern auch die gut gemeinten Schulausgaben mit Erläuterungen und Anmerkungen nichts.

Auch die vorliegende Schulausgabe vermochte nicht, diese Überzeugung des Unterzeichneten zu erschüttern.

Übrigens kann die Lektüre der Abhandlung noch von einem anderen Gesichtspunkte aus sehr anfechtbar erscheinen. So lesen wir nämlich in den „Verhandlungen der sechsten Direktorenversammlung in der Rheinprovinz“ 1896, S. 262, daß Lessings Prosa an Wertschätzung für den Unterricht zu verlieren beginnt, und dann wörtlich: „Man kann die formalen Vorzüge Lessingscher Darstellung aufs höchste bewundern, ohne deswegen seine ästhetischen Abhandlungen als ein vorzügliches Bildungsmittel für Primaner zu betrachten. Eine Beschäftigung mit ästhetischen Problemen, welche den jugendlichen Sinn für den Hauch und Schwung der Poesie auf Reflexionen über die poetische Tätigkeit selbst ablenkt, wenn nicht gar die Gefahr mit sich bringt, ein eitles Scheinwissen zu erzeugen, erscheint ... auch für einen Primaner noch verfrüht. Ein geistiges Interesse, welches in seiner Seele solchen Fragen entgegenkäme, wie sie z. B. im Laokoon erörtert werden, scheint nur künstlich

geweckt werden zu können.“ Gilt nicht diese ernste Warnung Wort für Wort auch für die Schillersche Abhandlung? Gewiß, nur noch in viel höherem Grade als betreffs Lessings.

Der Herausgeber ist nun bemüht, seine Sisyphus-Arbeit dadurch zu bewältigen, daß er Schiller durch Schiller erklärt, d. h. er sucht fleißig vergleichbare Stellen aus der Abhandlung selbst oder aus den übrigen ästhetischen Schriften Schillers zur Erläuterung heranzuziehen. Diese Methode mag in gar vielen Fällen erfolgreich sein, hier ist sie es nicht; denn Dunkles wird nicht durch Dunkles aufgehellt. Unter diesem Gesichtspunkte sind die Ausführungen der Einleitung auf S. 9 zu beurteilen (sie entsprechen den Schillerschen Gedanken von S. 35, 36 und 37 der Ausgabe), ferner die Erläuterungen zu S. 17 (Anm. 2), S. 25 (Anm. 1), S. 33 (Anm. 2), S. 44 (Anm. 1). Einer anderen Reihe von Anmerkungen läßt sich der Vorwurf nicht ersparen, daß sie für reifere Schüler entbehrlich sind. Aus ihrer Zahl seien nur folgende herausgehoben: S. 28, Anm. 4 „Verderbt. Schwanken zwischen der starken und der korrekten schwachen Abwandlung. Alles Verderbte ist verdorben, nicht umgekehrt. Die Revolution hat Deutschland nicht verderbt, sondern verdorben vorgefunden. Durch Luthers biblischen Gebrauch ist die schwache Form für sittliche Beziehung gewöhnlich. Das Herz ist verderbter als der verdorbenste Magen“; S. 29, Anm. 1 „Konventionelle Gesetze sind die des Herkommens, der Sitte“; Anm. 2 „Krümme des Weges, des Pfades.... Für die Entwicklung des Gebrauches ist zu bemerken, daß „Krümme“ schon längst im Zurücktreten ist; jetzt herrscht „Krümmung“ vor“.

Dagegen kann man der Heranziehung der zweiten Abhandlung „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ zum Zwecke der Schullektüre vollkommen zustimmen, sie liegt im Bereich der Fassungsgabe von Schülern höherer Klassen, sie läßt sich verständig und verständlich kommentieren, und tatsächlich sind auch die erklärenden Anmerkungen bei dieser Abhandlung viel instruktiver.

Übrigens läßt sich nicht leugnen, daß der Herausgeber von den üblichen technischen Mitteln, welche geeignet sind, die Übersicht zu erleichtern, als da sind: Kapitelüberschriften, Sperrdruck usw. überall geschickten Gebrauch gemacht hat. Auch die im Anhang mitgeteilten biographischen Notizen über die in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ vorkommenden geschichtlichen und literarischen Persönlichkeiten sind recht willkommen. Dagegen wird man den zweiten Teil des Anhanges „Fragen zur Vermittlung des Verständnisses“, wenigstens soweit diese Fragen die erste Abhandlung betreffen, aus den oben angeführten Gründen ablehnen müssen, sie könnten nur ein sehr äußerliches Verhältnis der Schüler zur Sache anbahnen.

Ein lästiger Druckfehler findet sich S. 28, Anm. 4 „Abhandlung“ statt „Abwandlung“.

Wien. Adolf Hausenblas.

Christoph Fr. Griebs Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch. 10. Auflage. Mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neu bearbeitet von Dr. Arnold Schröer, Professor der englischen Philologie an der Universität Freiburg i. Br. Stuttgart, Paul Neff 1894 ff. Heft 17—28 (S. 801—1856, *Promise—Zwingli*) und Heft 29—37 (S. 1—800, A—Rückschlag). Preis eines Heftes 50 Pf.

Seit meinem letzten Bericht über dieses Werk (Band XLVII, S. 1097 ff.) ist es rüstig weitergeschritten und hat bald den Abschluß des ersten, englisch-deutschen Teiles erreicht. Ich habe es nun durch mehrjährigen ständigen Gebrauch erprobt und freue mich sagen zu können, daß sich dabei die eigenartigen Vorzüge, die in meinen früheren Besprechungen hervorgehoben sind, durchaus bewährt haben. Es nimmt unter unseren Hand- und Schulwörterbüchern unbedingt die erste Stelle ein. Erwähnt sei noch, daß Schröer am Schluß des ersten Bandes ein reichhaltiges (50 Seiten umfassendes) Namenverzeichnis mit genauer Aussprachebezeichnung beigefügt hat, ein höchst willkommene Zugabe.

Vom zweiten, deutsch-englischen Teil dieses Werkes liegen nun ungefähr zwei Drittel vor. Er ist vor allem dadurch ausgezeichnet, daß er — wie nicht anders zu erwarten — in demselben wissenschaftlichen Geiste gehalten ist, wie der erste. Der Bearbeiter läßt es sich nicht genügen, die englischen Übersetzungen der deutschen Wörter zusammenzustellen und nach äußerlich 'praktischen' Gesichtspunkten zu ordnen; sein Ziel ist vielmehr, ihren Begriffseinhalt nach wissenschaftlicher Methode in englischer Sprache darzulegen, d. h. von der aus der Etymologie sich ergebenden Grundbedeutung ausgehend, alle Einzelheiten der Bedeutungsabstufungen in dem Zusammenhang uns vorzuführen, in dem sie sich tatsächlich im Verlauf der Sprachentwicklung herausgebildet haben. Dadurch bekommen seine Darlegungen einen festeren inneren Zusammenhang und der aufmerksame Benützer wird rascher und gründlicher mit dem Vorstellungsinhalt eines Ausdruckes bekannt, als wenn ihm eine Reihe von bloßen Übersetzungen vorgeführt wird, deren innere Beziehungen nicht genügend hervortreten. Und dies ist nicht bloß für den englischen, sondern auch für den deutschen Benützer des Buches von hohem Wert: insbesondere in der Schule, welche doch zu einem tieferen Verständnis der fremden wie der Muttersprache anleiten soll, muß ein solcher Gesichtspunkt sehr in Betracht kommen. In dieser Beziehung ist nun Grieb-Schröer den anderen ähnlichen Hilfsmitteln in den meisten Fällen überlegen, auch dem ja gewiß verdienstlichen Werke Murets. Man vergleiche nur Artikel wie die über anstreben, aufnehmen, Aufschrift, entbehren u. a.

Von Wichtigkeit ist ferner, welche Auswahl aus dem Wortschatz getroffen wird. Der Laie verlangt von einem Wörterbuch in erster Linie Vollständigkeit. Diese ist aber auch bei umfäng-

licheren Werken kaum je zu erreichen und bei einem Werke mäßigen Umfanges ist äußerliche Vollständigkeit ausgeschlossen. Sie ist aber auch für die allermeisten Benützer gar nicht nötig. Es kommt vielmehr darauf an, dasjenige im Wörterbuch zu finden, was wirklich in Gebrauch ist — sei es auch mit dem Charakter des Altertümlichen; ferner von technischen Ausdrücken und denjenigen besonderer Stände und Kreise insbesondere solche, die in den allgemeinen Sprachgebrauch hineinragen. Wenn der Verfasser eines Wörterbuches dies Ziel vor Augen hat, wird er imstande sein, den Raum möglichst auszunützen und dem Benützer die Gewähr zu geben, daß er für alle allgemeinen Zwecke mit seinem Wörterbuch ausreicht. Die Durchführung dieser Grundsätze ist aber keineswegs so leicht, als es scheint. Die Sprache ist ja in beständigem Fluß: immer wieder tauchen neue Ausdrücke auf, oder es werden schon vorhandenen neue Bedeutungen gegeben. Es gilt nun, sorgfältig allen diesen Neuerungen nachzugehen und dafür — in einem Handwörterbuch — auszuscheiden, was völlig außer Gebrauch gekommen ist. Nur zu leicht verfällt der Bearbeiter in den Fehler, sich auf das Ausschöpfen früherer Werke zu beschränken und mit den leisen, aber mannigfachen Veränderungen des Sprachgebrauches nicht Schritt zu halten. In dem vorliegenden Werke merkt man überall das Streben, diese Mängel zu vermeiden, und der Erfolg ist denn auch, daß es in Bezug auf sorgfältig überlegte Auswahl des Wortschatzes und Heranziehung alles in wirklichem Gebrauch Stehenden die anderen englischen Wörterbücher übertreffen dürfte.

Einige Proben mögen dies beleuchten. Abfuhr ist abgesehen von seiner etymologischen und technischen Bedeutung ein bekannter studentischer Ausdruck. Aber er kommt auch im übertragenen Sinne im gewöhnlichen Wortschatz vor: 'er hat eine gründliche Abfuhr erlebt' können wir auch dann sagen, wenn es sich nicht um eine Mensur gehandelt hat. Hier ist einer der Fälle, wo ein Ausdruck eines bestimmten Standes auch in den allgemeinen Wortschatz hineinragt, und diese erheischen besondere Aufmerksamkeit. Die meisten Wörterbücher kennen Abfuhr nur als Studentenwort. Flügel-Schmidt-Tanger gibt es mit *disabling* wieder, der kleine Muret bietet bloß das Verbum abführen '*to disable*', auch der große kennt nur die Bedeutungen *to wound, to disable*. Schröer gibt zunächst eine genaue Erklärung der studentischen Bedeutung und fährt fort: *hence transferred: a licking, getting non-plussed*. Hier sind also für den in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangenen Ausdruck englische Übersetzungen gegeben, welche eine ähnliche Färbung haben wie jener, während *disabling* u. dgl. viel zu allgemein und matt ist. — Oder: ausgreifen im Sinne von 'große Schritte machen' ist den genannten Werken nur als Ausdruck der Reitschule bekannt; Schröer bietet auch *to stride, step out, take long steps*. — Die eigentliche Be-

deutung von Ansprache in der Wendung 'keine Ansprache haben' u. dgl. fehlt den anderen Werken ganz; Schröer erklärt: *opportunity of speaking with people, social intercourse.*

Auch sonst finden wir bei ihm vielfach eine schärfere Erfassung namentlich von besonderen Bedeutungen. Unter 'sich aufschwingen' bringen F.-S.-T. wie die beiden Ausgaben von M.-S. nur die allgemeinen Ausdrücke *to soar, rise, make one's way.* In der familiären Wendung sich zu etwas aufschwingen im Sinne von 'endlich etwas zu tun anfangen' passen sie aber nicht. Schröer hat für diese Phrase: *to take a run at, to muster up courage to.* Ehekrüppel gibt der große Muret durch das etwas zweideutige *impotent husband* wieder, der kleine durch *(old) family-man,* F.-S.-T. schon besser durch *pitiable married man,* Schröer durch *too-much-married man, wife-ridden man.* Daß unser frivol und das englische *frivolous* sich nicht decken, sondern häufig weit auseinanderliegen, kommt nur bei Schröer deutlich zum Ausdruck. So ließe sich noch manches anführen; man vergleiche etwa die Artikel über aufzwingen, ausbeuten, ausgrübeln, auskennen, fortwursteln u. a. m.

Besondere Sorgfalt hat Schröer auf die Ausdrücke der Studentensprache verwendet, die in der Tat immer mehr in den allgemeinen Wortschatz überzugehen scheinen. Ferner sind neu aufgenommen oder doch schärfer wiedergegeben viele Ausdrücke der österreichisch - süddeutschen (gebildeten) Umgangssprache, welche von den anderen Wörterbüchern gewöhnlich als Provinzialismen beiseite gelassen werden, während sie spezifisch norddeutsche Ausdrücke, die im Süden völlig unbekannt sind, keineswegs ausschließen. Ich erwähne nur sich fretten, picken im Sinne von 'kleben', pickig, Jause, juchezen, Beugel, Marterl, Partezettel, von denen die letzten drei zwar im Muret vorkommen, aber falsch erklärt werden.

Ich habe erst kürzlich in diesen Blättern (Bd. LIII, S. 235 f.) das große Wörterbuch von Muret - Sanders besprochen. Vielleicht erwarten die Leser, daß ich mich über das Verhältnis Grieb-Schröers zu ihm äußere. Ich habe indessen nicht viel zu sagen. Jedes Werk hat gewisse Vorzüge, die ich in meinen Besprechungen darzulegen versucht habe: je nach den Bedürfnissen und Ansprüchen wird das eine oder andere mehr in Betracht kommen. Soll ich einen praktischen Rat geben, so würde ich empfehlen, Muret-Sanders für die Schulbibliothek, Grieb - Schröer zum privaten Gebrauch anzuschaffen. Letzteres wird für die große Mehrzahl der Benutzer vollständig ausreichen und sie trotz seiner knapperen Fassung nicht selten besser belehren als jenes große und unstreitig verdienstliche Werk. Für den Gebrauch der Schüler endlich wird sich Grieb-Schröer vor allen andern Handwörterbüchern eignen.

Graz. Karl Luick.

Anthologie des poètes français modernes. Herausgegeben von A. Englert, kgl. Prof. 2., verb. Aufl. München, Becksche Verlagsbuchhandlung 1902. 8⁰, 246 SS.

Sammlung französischer Gedichte für deutsche Schulen. Von Dr. Ernst Wasserzieher. Leipzig, Verlag von Raimund Gerhard 1902. 8⁰, 65 SS. Preis 1 Mk.

Das erste Werk bietet eine Blütenlese aus der französischen Lyrik des 19. Jahrhunderts und enthält insbesondere aus der neuesten französischen Dichtung viel mehr als andere ähnliche Sammlungen. Die Anordnung ist chronologisch. Eine knappe Einleitung gibt eine Übersicht über den Entwicklungsgang der neueren französischen Lyrik. Dann folgen Proben von 76 Dichtern, von denen ein jeder mit einem biographischen, französisch abgefaßten Abriß bedacht ist. Den Schluß bilden Anmerkungen in deutscher Sprache. Die Proben sind gut gewählt. Das Buch empfiehlt sich durch seine Reichhaltigkeit auch weiteren Kreisen.

Das zweite Werkchen ist in der Sammlung französischer Schulausgaben von Gerhard erschienen. Es unterscheidet sich von der zuerst besprochenen 'Anthologie' vor allem durch seine Kürze. Von den ältern Dichtern ist La Fontaine aufgenommen. Auch finden sich einige Übersetzungen aus dem Deutschen, darunter zwei Übertragungen der Goetheschen Ballade „Erlkönig“, die zu einem interessanten Vergleiche anregen. Diese Sammlung französischer Gedichte scheint für Schulen geeigneter zu sein als die erste. Ein zweiter Teil, der gesondert erschienen ist und nur 40 Pf. kostet, enthält kurze, französisch abgefaßte Biographien, sachliche und sprachliche Anmerkungen und ein Wörterbuch.

Wien. Dr. A. Würzner.

Joh. Fetter u. Rud. Alscher, Lehrgang der französischen Sprache für Realschulen u. Gymnasien. I. u. II. Teil. 10., umgearb. Auflage. Ausgabe *B.* Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn 1902. Preis geb. 2 K 50 h.

Der Fettersche Lehrgang steht seit der praktischen Verwirklichung der Reformbestrebungen an sehr vielen österreichischen Mittelschulen in Verwendung. In dem Maße jedoch, als sich die Ansichten über den neuen Betrieb des neusprachlichen Unterrichtes klärten, wurde das Lehrbuch auf Grund praktischer Didaxis immer mehr vervollkommnet, so daß ein gewaltiger Unterschied zwischen der ersten und der zehnten Auflage besteht. Was die Fetterschen Lehrbücher besonders auszeichnet, ist der schlichte, der Umgebung des Schülers entnommene Übungsstoff, der trotz seiner Einfachheit ethisch bildenden Wert besitzt. Sprachlich belehren und Gemüt und Herz veredeln — das ist ihr Ziel.

Die vorliegende 10. Auflage, Ausgabe *B*, die unter Mitwirkung von Rud. Alscher erschienen ist, bezeichnet einen weitern Schritt in der Vervollkommung. In dieser Ausgabe wurde die Sprachaneignung wesentlich erleichtert. Für diese Unterrichtsstufe zu schwere Sätze wurden vereinfacht, einzelnen Übungsstücken wurde wegen ihrer grammatischen Spracherscheinungen ein passenderer Platz angewiesen; andere endlich wurden, weil sie sich für die grammatische Deduktion als weniger zutreffend erwiesen haben, durch geeignetere ersetzt. Die mündlichen und schriftlichen Übungen wurden gesichtet und ihre Verarbeitung richtiger angegeben. — Eine Neuerung, die dem Lehrbuche nur zum Vorteil gereicht, erfuhr das Werk dadurch, daß schon der vorbereitende Lautiercursus der eigentlichen Spracherlernung durch Einfügen einfacher Sprachgesetze dienstbar gemacht wurde; so die primitive Regel über das Genus, den Artikel, die Pluralbildung der Substantiva usw. Als eine dem Unterricht entspringende Notwendigkeit erwies sich auch die Aufnahme einiger schon in der II. Klasse unentbehrlichen syntaktischen Gesetze; so über die Stellung gewisser attributiven Adjectiva, Hervorhebung eines Ausdruckes, Concordanz des Part. passé, Anwendung des Imparfait und des Passé défini usw. — Wer den Wert kennt, den der Gesang französischer Liedchen in den untersten Klassen für die Belebung des Unterrichtes hat, wird gewiß die Aufnahme französischer Liedertexte sammt Melodie mit Freude begrüßen. Doch hätte der Ref. neben dem nicht schweren „Voici le printemps" gesanglich leichtere und textlich kürzere Lieder gewünscht. — Zu noch größerer Vollkommenheit des Buches würde es beitragen, einer konsequenten Anwendung des Kommas vor und nach Nebensätzen, vor und nach Adverbialien eine größere Aufmerksamkeit zu widmen.

Die typographische Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig und weist auch nur sehr wenige Druckfehler auf. — Alles zusammengefaßt, ist das besprochene Lehrbuch ein für den französischen Unterricht wertvolles Schulbuch, das in der jetzigen Gestalt nicht bloß die alten Freunde behalten, sondern auch neue sich erwerben wird.

Wien. F. Pejscha.

Homer Curtis Newton, The epigraphical evidence for the reigns of Vespasian and Titus. Cornell studies in classical philology. No. 16. New York 1901. 8°.

Die trümmerhafte Erhaltung der antiken historischen Literatur hat zur Folge, daß in der alten Geschichte traditionsreiche Epochen oft ganz unvermittelt und zufällig mit völlig dunklen abwechseln, für welche die geschichtliche Kunde versagt, und für deren Er-

kenntnis jede neugefundene Inschrift oder Münze, jedes Kunstdenkmal oder Papyrusfragment ungeahnte Gesichtspunkte eröffnen kann. Ein Beispiel für viele bietet die Geschichte des Vierkaiserjahres und der flavischen Dynastie: die Anfänge in hellem historischen Licht, von der Meisterhand des Tacitus detailliert geschildert, daneben die parallelen Berichte des Plutarch, Sueton, Cassius Dio; die Folgezeit, für die Tacitus' Erzählung verloren ist, nur lückenhaft und unvollkommen bekannt. Hier treten die nicht literarischen Quellen, vor allem die Inschriften, in ihr Recht; durch deren Sammlung gewinnen wir ein, wenngleich einseitiges, Bild der Zeitgeschichte.

Herr Newton hat den ansprechenden Gedanken gehabt, die datierten Inschriften der eng aneinander schließenden Regierungen des Vespasian und Titus zu bequemer Benützung gesammelt herauszugeben. Vielleicht veranlaßt ihn der Erfolg seiner Arbeit, das inschriftliche Material, das aus den folgenden Regierungen erhalten ist, in gleicher Weise zu edieren. Namentlich für das Studium der bedeutsamen Prinzipate Domitians und Traians, für welche die literarischen Quellen spärlich fließen, wäre eine derartige handliche und übersichtliche Inschriftensammlung sehr dankenswert.

Der Herausgeber hat die einzelnen Inschriften in Rubriken (z. B. *Jewish war*, *Disturbances in Germany, Censorship* usw.) eingeordnet und mit kurzen, begleitenden Anmerkungen versehen, die mitunter auch unsere Kenntnis fördern. Für die Benützer des sehr brauchbaren Handbuches seien einige Ergänzungen und Berichtigungen mitgeteilt:

Nr. 11: Die Gattin des *A. Larcius Lepidus* hieß *Caecinia Larga* (demnach auch im Index zu verbessern). — Nr. 37: *Sex. Marcius Priscus* wird auch in einer Inschrift aus Patara genannt, die *Paederos a manu Sex. Marci Prisci leg. pro pr. Lyciae* errichtete (Denkschr. d. Wiener Akad., phil. hist. Kl. XLV 1897, 24). Sein Mitkonsul *Cn. Pinarius Aemilius Cicatricula* ist, wie Ritterling (Arch. epigr. Mitt. XX 1897, 12 ff.) nachgewiesen hat, zu unterscheiden von *Cn. Pinarius Aemilius Cicatricula Pompeius Longinus,* der im J. 86 *Iudaea* verwaltete, im J. 90 Consul suff., 93 Legat von *Moesia superior,* 98 von *Pannonia* war (vgl. Bormann, Jahreshefte I 1898, 171). — Nr. 57 f.: Unter den Neupatriziern, die Vespasian kreierte, ist noch *M. Ulpius Traianus,* der Vater des Kaisers, zu nennen (vgl. Plin. Paneg. 9); desgleichen wäre den Männern, die in eine senatorische Rangklasse aufgenommen wurden, noch *L. Plotius Griphus* (Tac. hist. III 52) beizufügen. — Nr. 63: Firmus, der von Vespasian und Titus so hohe Auszeichnungen empfing, ist vielleicht derselbe wie *C. Tullius Capito Pomponianus Plotius Firmus* (wahrscheinlich Sohn des Prätorianerpräfekten Othos, *Plotius Firmus*), der im J. 84 Consul suff. war (CIL III Suppl. p. 1963 Militärdiplom). — Nr. 146:

A. Caesennius Gallus ist auch durch Josephus bekannt (bell. Iud. II 510 ff., III 31). — Nr. 147: Die Inschrift CIL III 306 ist ebenda p. 975 besser gelesen. — Nr. 162 (= CIL VI 1988): Die Ergänzung *P. Valer[ius Festus]* ist nicht zu halten; viel eher könnte man mit Dessau *Prosopogr.* III 373 n. 104 an *P. Valerius Patruinus* cos. 82 denken. — Nr. 163 (= CIL VI 1495): Der Ärarpräfekt dieser Inschrift wird in derselben *L. Pompusius Mettius.....nus*, bei den Autoren *Mettius Pompusianus* genannt: er wird eben *L. Pompusius Mettius Pompusianus* geheißen haben. — Nr. 259: *T. Pomponius Bassus* war Konsul im J. 93 (vgl. Jahreshefte I 1898, 171 = CIL III Add. p. 2328[66] dipl. n. CIII). — Nr. 269: Zu der Stellensammlung, die Hr. Newton für einen der hervorragendsten Partisane Vespasians, *Ti. Iulius Alexander*, gibt, ist eine Inschrift aus Dendérah hinzuzufügen, die diesen als Epistrategen der Thebais im J. 41/42 nennt (Bull. hell. XIX 1895, 524). Diese Inschrift verleiht, wie ich glaube, Friedländers Vermutung, daß bei Iuvenal in den Versen I 129 ff. *(atque triumphales, inter quas ausus habere | nescio quis titulos Aegyptius atque Arabarches, | cuius ad effigiem non tantum meiere fas est)* der alexandrinische Jude *Ti. Alexander* gemeint sei, eine wesentliche Stütze: denn der Titel ἀραβάρχης findet sich mit der Epistrategie der Thebais verbunden (CIC III 4751 vgl. Marquardt St.-Verw. I[2] 445). Von vornherein scheint mir klar, daß Iuvenal nicht einen verächtlichen Orientalen schlechthin bezeichnen will (so Brandis bei Pauly-Wissowa I 343), sondern mit Beziehung auf eine bestimmte Persönlichkeit gerade diesen Titel gewählt hat. Alexander wird anläßlich des Triumphes im J. 71 durch die Errichtung einer Statue auf dem *Forum Augustum* ausgezeichnet worden sein. — Eine andere bekannte Figur der flavischen Zeit, *Cn. Iulius Agricola*, sucht man in dem Buche vergebens. Dem Herausgeber ist demnach die Inschrift aus Chester, die Agricola nennt, noch nicht bekannt gewesen (vgl. Corr.-Bl. d. Westd. Zeitschr. XVIII 1899, 185: *Imp. Vesp. VIII [I] T. Imp. VII cos. Cn. Iulio Agricola leg. Aug. pr. pr.*). Agricola fehlt auch in der Liste der Konsules suff. (p. 135), zu der noch zu bemerken ist, daß das Konsulat des *Caesennius Paetus* und *Calvisius Ruso* nach einer zutreffenden Konjektur Cagnats wahrscheinlich in das J. 79 gehört (*Comptes rendus de l'acad. d'inscr. et b. lettres* 1901, 192 f.). Für das J. 78 sind die Konsulate des *Sex. Vitulasius Nepos* (Nr. 155 bei Newton) und des *Paetus* (*Not. d. scavi* 1898, 123 = CIL VI Add. 32362) hinzuzufügen.

Wien. Edmund Groag.

Oskar Teuber, Unter dem Doppeladler. Ein österreichisches Lesebuch für Volk und Heer. Vollendet und herausgegeben von Emerich Teuber, k. u. k. Oberlieutenant. Mit Beiträgen von Albrecht Graf Wickenburg. Illustriert von Josef Hendel. Wien, Verlag von L. W. Seidel u. Sohn 1901. 8°, XI u. 215 SS.

Oskar Teuber ist ein bekannter Name auf dem Gebiete der Literatur für österreichische Volks- und Jugendschriften. Als einer der fruchtbarsten Schriftsteller und Chef-Redakteur der k. k. Wiener Zeitung hat sich T. zahlreiche Verdienste erworben, die auch von Allerhöchster Seite durch eine Reihe von Auszeichnungen anerkannt und gewürdigt wurden. Vor uns liegt sein letztes Werk „Unter dem Doppeladler", vom Herausgeber Sr. k. u. k. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este zugeeignet, das neben dem Titel den Zusatz trägt: „Ein österreichisches Lesebuch für Volk und Heer". Dadurch ist die Absicht des Verf.s klargelegt. In einem Nachworte zum Vorwort wünscht der Herausgeber, daß es beitragen möge, unserem schönen Vaterlande Frieden und Eintracht wiederzugeben; dann hätte das Werk seinen Zweck erfüllt und des toten Autors Lebenstraum wäre verwirklicht. „Wir blättern", so schreibt der Verf. in seiner Vorrede, „in den goldenen Büchern unserer Geschichte und legen manch kostbares Blatt daraus in dieses Buch; wir erzählen Geschichten aus Österreich, ernst und heiter, flechten die Reime eines Dichters ein, dem die Begeisterung für sein altes, schönes Vaterland die Saiten der Leier rührt, und hoffen, den Weg zum Herzen der Jugend und des Alters, zum Herzen des Bürgers und des Kriegers zu finden mit der alten, verständlichen Sprache des österreichischen Herzens". — Der Inhalt des Buches besteht aus 36 Lesestücken, deren keines über 12 Seiten Umfang hat, also in einem Zuge erfaßt werden kann, und die sich zumeist mit Schilderungen wichtiger Schlachten beschäftigen. Der Verf. führt den Leser rasch aus den Zeiten des Mittelalters, die bloß mit zwei Erzählungen flüchtig berührt werden, fast unmittelbar zu den großen Kriegsereignissen während der Regierung der Kaiserin Maria Theresia. Auch der tapfern Erhebung der Tiroler im Jahre 1809 ist in der Schilderung ein verhältnismäßig breiter Raum gestattet. Daran reihen sich Schlachtenbilder aus den Jahren 1859 und 1866. Dazwischen werden einige lustige Erzählungen plaziert und am Schlusse wird eine ebenso warm als wahr gehaltene Würdigung unsers erhabenen Monarchen Franz Joseph gegeben. Es war ein glücklicher Gedanke, daß T. neben den Prosastücken auch Gedichte aus der Feder des feurigen Albrecht Graf v. Wickenburg brachte. Die Illustrationen bestehen aus zehn Vollbildern und zahlreichen Titel- und Schlußvignetten, die zumeist gelungen sind. Nur die Vignette auf S. 181 und das Vollbild nach S. 254 dürften der Wirklichkeit kaum entsprechen. Indem wir dem letzten Werke des leider zu früh dahingeschiedenen Verf.s eine umfassende Ver-

breitung an unseren österreichischen Mittelschulen, Lehrerbildungsanstalten, Gewerbeschulen und Volksbibliotheken wünschen, wollen wir gleichzeitig den Kustoden der Schülerbibliotheken die in demselben Verlage früher erschienenen Publikationen in Erinnerung bringen, „Grüß Dich!“ Neue Skizzen aus dem militärischen Jugendleben (1884). — „Immer fesch!“ Neue Skizzen aus der militärischen Jugend (1888). — „Auf Österreich-Ungarns Ruhmesbahn“ (1893). — „Ehrentage Österreichs“ (1892; 2. Aufl. 1896). — „Immer jung!“ (1894). — „Unser Kaiserlied“. Eine Denkschrift zum Zentenarium der Volkshymne (1897). Außer mehreren andern Büchern, die sich mit dem katholischen Ordenswesen und der Klosterwelt befassen (1888 u. 1892), ist noch besonders zu erwähnen „Die Geschichte des Prager Theaters“, 3 Bde. (1883—1888).

Mies. Dr. G. Juritsch.

Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. I. Band. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1901.

Wenn auch die deutsche Literatur nicht arm ist an populär gehaltenen Werken über allgemeine Erdkunde, so ist doch das neue Buch des bekannten und bewährten Forschers mit Befriedigung zu begrüßen. Diese vergleichende Erdkunde handelt nicht nur von den Vulkanen und Erdbeben, von der Verwitterung und Erosion, sie begnügt sich nicht damit, die Elemente einer durchaus modernen Morphologie der Erdoberfläche in übersichtlicher und leicht faßlicher Form zu geben, sondern überall ist der Verf. mit Erfolg bestrebt, die Beziehungen der geographischen und geologischen Tatsachen zu der organischen Welt und insbesonders zum Menschen aufzudecken. Dies gibt den Schilderungen einen eignen Reiz. Schon der erste Abschnitt: „Die Geschichte der Erdkenntnis“ ist ungemein fesselnd und das Interesse an dem Gegenstande steigert sich von Kapitel zu Kapitel. Dabei läßt der Verf. nirgends die verschiedenen Lehrmeinungen kritiklos passieren, sondern zeigt überall eine durchaus originelle und selbständige Auffassung, die in mancher Hinsicht von den hergebrachten Anschauungen abweicht. Einen sehr wertvollen Bestandteil des Buches bilden die zahlreichen, vorzüglich gelungenen Abbildungen teils im Holzschnitt, teils auf farbigen Tafeln; sie sind zum größten Teile nach Originalaufnahmen angefertigt und zum erstenmale reproduziert, oder entstammen seltenen und schwer zugänglichen Spezialarbeiten. Die ganze Ausstattung des Werkes ist äußerst gediegen und zeigt von vornehmstem Geschmack. Das neue Buch Ratzels wird sich gewiß zahlreiche Freunde erwerben und man darf mit Interesse dem Erscheinen des zweiten Bandes entgegensehen.

Wien. Dr. Franz Noë.

Sievers-Hahn, Afrika. 2. Aufl. Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien 1901.

Die zweite Auflage des Bandes Afrika der Sieverschen Länderkunde, auf deren Erscheinen in dieser Zeitschrift (1901, S. 425) bereits hingewiesen wurde, liegt nunmehr vollendet vor. Was die erste Lieferung versprach, hat der ganze Band gehalten. Das Werk ist unter der Hand Fr. Hahns in der Tat zu einem völlig neuen Buche geworden, das, wie kein zweites, auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage ruhend, den Anspruch erheben darf, ein in allen Teilen zuverlässiges Denkmal unserer gegenwärtigen Kenntnis von Afrikas geographischen Verhältnissen zu sein. In Ergänzung zu dem bereits Gesagten sei bemerkt, daß Hahn den Stoff in zehn Abschnitte gliedert. Im ersten behandelt er die Erforschungsgeschichte des Erdteiles. Die frühere Darstellung derselben wurde einer gründlichen Umarbeitung unterzogen und erheblich erweitert. Die Geschichte der mittelalterlichen Entdeckungen zerfällt nunmehr in die Zeit bis zum Beginne des XIV. und in die Zeit des XIV. und XV. Jahrhunderts. Die allgemeine Übersicht, welche den zweiten Abschnitt bildet, ist gänzlich neu bearbeitet. Bodenrelief und innerer Bau sind jetzt in einem eigenen Abschnitte vereint. Die Karte der jährlichen Regenmenge und der zeitlichen Verteilung der Niederschläge wurde verbessert, auf der Völkerkarte wurde nach neuen Gesichtspunkten gruppiert und die Besprechung der Bevölkerung selbst nach Zahl, Dichte und Abstammung vorgenommen. Ein selbständiges Kapitel ist den Negern gewidmet. Die folgenden Abschnitte beschäftigen sich nach dem jeweils etwas geänderten Schema: Bodengestalt und Gewässer, Klima, Pflanzendecke, Tierwelt, Völker und Staaten der Eingeborenen, Kolonien, mit den länderkundlichen Einheiten Südafrika, Ostafrika, Kongoland mit Angola und dem Ogowegebiete, Nordwestafrika vom Rio del Campo bis zur großen Wüste, dem Sudan, dem Wüstengebiete Nordafrikas, den Atlasländern und den Inseln. Überall hat eine ziemlich belangvolle Erweiterung des Stoffes platzgegriffen, so daß die neue Auflage um rund 200 Seiten stärker ist als die alte. Der zehnte Abschnitt hat wieder ganz Afrika zum Gegenstande. Er würdigt als Schlußwort die Aufteilung des Kontinentes unter die europäischen Mächte nach ihrer geschichtlichen und wirtschaftlichen Seite und verfolgt die allmähliche Erschließung des Erdteils durch die Tätigkeit der Missionäre, Händler und Pflanzer. Einem Blicke auf die Verkehrswege und die europäische Besiedelung folgt eine Übersicht der Afrikaliteratur seit 1888 und ein 38 Seiten umfassendes Register. Erwähnen wir noch, daß die neue Auflage um 18 Textabbildungen und 5 Tafeln mehr enthält als die erste und daß die Karte der tiergeographischen Übersicht nach Kirchhoff umgestaltet und in den Text verlegt wurde, so glauben wir genügend dargetan zu haben, welch überaus wertvollen Behelf auch der Lehrer in dem neuen Werke besitzt.

Wien. J. Müllner.

Otto Wachs, Arabiens Gegenwart und Zukunft. Berlin 1902, E. S. Mittler & Sohn.

Der Verf. dieses Schriftchens hat sich schon durch mehrere ähnliche Arbeiten (Schlaglichter auf das Mittelmeer 1898, die Etappenstraße von England nach Indien um das Kap der guten Hoffnung 1899, Malta, seine kriegshistorische Vergangenheit und seine heutige strategische Bedeutung 1901) rühmlich bekannt gemacht.

Seit der Entdeckung Amerikas hat der Weltverkehr eine gänzliche Umwälzung erfahren. Asien und Afrika traten gegenüber der neuen Welt etwas in den Hintergrund. Doch ist seit einigen Jahrzehnten neuerdings ein Umschwung zu verzeichnen, durch den wieder Asien in den Vordergrund gerückt erscheint. Namentlich Ostasien hat eine ungeheure Bedeutung erlangt, und sämmtliche handeltreibende Völker Europas sind in Wettbewerb getreten, um sich eine gesicherte Stellung in Ostasien zu schaffen. Das unter der türkischen Herrschaft scheinbar abgestorbene Vorderasien ist die längste Zeit fast bedeutungslos gewesen. Daß sich aber auch hier eine Umwälzung vorbereitet, daß auch Vorderasien in nächster Zeit wieder an Bedeutung für den Weltverkehr gewinnen wird, ersehen wir aus der vorliegenden Arbeit über Arabien. — Nach einer kurzen Erörterung der Ursachen, weshalb dieses Land seit Jahrhunderten, trotzdem es in der Mitte uralter Kulturvölker gelegen ist, in vollster Abgeschiedenheit ein Sonderleben führen konnte, wendet sich der Verf. der Beantwortung der zwei Fragen zu: „Kann diese Abgeschiedenheit, in der die große Halbinsel seit Jahrhunderten in sich versunken gewesen, noch länger bestehen und wird sie bestehen?" „Wird nicht auch Arabien in den Weltverkehr und Weltkampf, der in unseren Tagen wieder nach Osten und Südosten drängt, hineingezogen werden? Zu diesem Zwecke wird zunächst die Umrahmung des Landes eingehend beschrieben. Die wichtigsten Punkte der Küste und des Meeres werden geschichtlich und geographisch beleuchtet, namentlich auch die Versuche hervorgehoben, das mittelländische mit dem roten Meere zu verbinden, die endlich — nach jahrelangen Bemühungen des Österreichers Negrelli — durch den Franzosen Lesseps zu einem günstigen Ergebnisse geführt haben. Dann wird an die Frage herangetreten, was das Innere in sich birgt. „In erster Linie erscheint das religiöse Moment, welches sich mehr denn irgendwo als elementare Kraft geltend macht. Sodann sind es politische, kommerzielle und strategische Faktoren, welche Berücksichtigung erheischen." Drei große Religionen: Judentum, Christentum und Islam haben ihre Wiege in Arabien (im weitesten Sinne, wie sich dies schon aus der Begrenzung ergibt). Ihre Beziehungen zu einander und zum Lande, die politische und erobernde Kraft des Islam, die Bedeutung seines Hauptmittelpunktes, Mekka, werden klar besprochen, und dann das Streben der Engländer erwähnt,

sich dieses Platzes zu bemächtigen, um sich dann die Treue ihrer mohamedanischen Untertanen besser zu sichern. Denn England besitzt schon durch seine Schutzherrschaft über Oman und von Aden aus heute von allen europäischen Mächten den größten Einfluß im Lande. Auch in wirtschaftlicher Beziehung ist Arabien nicht zu unterschätzen, wenn erst einmal die Ausbeutung begonnen hat, vor allem aber hat es große strategische Bedeutung, hauptsächlich wegen des Suezkanals, weshalb sich auch England den maßgebendsten Einfluß auf diesen zu verschaffen gewußt hat. Ob es ihn aber für immer wird behaupten können, ist eine andere Frage, namentlich seit sich Deutschland und Frankreich auch in diesen Gewässern festgesetzt haben. Albions Einfluß ist aber auch im persischen Meerbusen gefährdet, sobald es Rußland gelingt, sich daselbst einen Hafen und so den Zutritt zum indischen Ozean zu sichern, was die hervorragendsten britischen Staatsmänner schon jetzt als Kriegsfall bezeichnen.

Aus dem ganzen ergibt sich, daß Arabien eine große, jedesfalls eine bewegte Zukunft vorbehalten ist, nur ist es fraglich, welcher der europäischen Mächte es schließlich zufallen wird. Daß auch Deutschland großes Interesse an der Entwicklung der Dinge in Arabien hat, namentlich am Zustandekommen der Bagdadbahn, ist selbstverständlich.

Marburg. Julius Miklau.

Arithmetische Aufgaben. Von Prof. Dr. Hugo Fenkner. Unter besonderer Berücksichtigung von Anwendungen aus dem Gebiete der Geometrie, Physik und Chemie. Ausgabe *A*. Teil I für Unter-Tertia, Ober-Tertia und Unter-Sekunda. 4. Aufl. Berlin, Otto Salle 1901. gr. 8°, 256 SS.

Das vorliegende Buch behandelt außer den grundlegenden Rechnungsoperationen Gleichungen des 1. Grades mit einer und mehreren Unbekannten, Gleichungen des 2. Grades mit einer Unbekannten und als Anhang Maxima und Minima. Das Pensum entspricht den preußischen Lehrplänen vom Jahre 1892.

Dem Verf. waren in didaktischer Beziehung jene bekannten Prinzipien maßgebend, welche Krumme über den algebraischen Unterricht im pädagogischen Archiv (1879) und im Jahresberichte der städtischen Realschule zu Braunschweig (1880) dargelegt hat. Nach diesen soll der Schüler an ein folgerichtiges Denken gewöhnt und zu freier, selbständiger Arbeit erzogen werden, was besonders durch das Auffinden von Beweisen und durch Lösung mannigfaltiger Aufgaben erreicht werden kann. Triviale Beispiele sucht der Verf. durch Anwendungen auf Geometrie, Physik und Chemie zu ersetzen und liefert hiedurch einen wertvollen Beitrag zur Konzentration des Unterrichtes. Den einzelnen Gruppen von Aufgaben

sind — zumeist durch Anwendung auf einfache Zahlenbeispiele — Erläuterungen der nötigen Lehrsätze vorangestellt.

Ref. hat sich der Mühe unterzogen, eine große Anzahl der Aufgaben auszurechnen, und fand im allgemeinen die Beispiele passend gewählt und richtig angeordnet. Wenngleich Ref. keine besonders hervorzuhebenden Neuerungen fand, so kann er doch die vorliegende Beispielsammlung den Fachkollegen zur Berücksichtigung wärmstens empfehlen.

Wien. Dr. H. v. Hoepflingen-Bergendorf.

Darstellende Geometrie. Von Prof. Dr. J. Schröter, Oberlehrer an der Oberrealschule vor dem Holstenthore in Hamburg. I. Teil: Elemente der darstellenden Geometrie. Mit 326 Figuren. (Sammlung Schubert XII.) Leipzig, G. J. Göschen 1901. VIII u. 282 SS. Preis 5 Mark.

Die neuen Prüfungsordnungen, welche in den letzten Jahren in Deutschland für die Kandidaten des höheren Lehramtes erschienen sind (z. B. für Preußen im Jahre 1898, für Sachsen im Jahre 1899) führen eine besondere Lehrbefähigung für angewandte Mathematik (darstellende Geometrie, technische Mechanik und Geodäsie umfassend) ein. Viele sind damit noch nicht zufrieden und sagen, es sei die darstellende Geometrie der reinen Mathematik anzugliedern, so daß in Deutschland jeder künftige Gymnasial- oder Realschullehrer für Mathematik die darstellende Geometrie studieren müßte, auch wenn er auf die Lehrbefähigung in angewandter Mathematik verzichten sollte. Diesen Bestrebungen ist es jedenfalls zu danken, daß die darstellende Geometrie in Deutschland seit einigen Jahren mehr gepflegt wird als es früher geschehen ist und infolge dessen auch die Literatur des Gegenstandes zunimmt. Es durfte demnach auch der Sammlung Schubert, welche alle Gebiete der Mathematik in einheitlich angelegten, systematisch sich entwickelnden Einzeldarstellungen umfaßt, ein Lehrbuch der darstellenden Geometrie nicht fehlen. Von einem solchen liegt nun der I. Teil vor.

In demselben werden außer den allgemeinen Vorbegriffen in sieben Abschnitten behandelt: die schiefe Parallelprojektion; die Darstellung des Punktes, der Geraden und der Ebene in gerader Parallelprojektion; die Darstellung von Vielflächen; die fünf regelmäßigen Vielflache; ebene Durchschnitte von Vielflachen; Durchdringungen von Vielflachen und die Darstellung der Kegelschnitte.

Dr. Schröder stellt die schiefe Parallelprojektion an die Spitze, weil er von ihr in der Folge wiederholt Gebrauch macht, um räumliche Beziehungen durch Abbildungen zu versinnlichen. Beim Unterrichten wird man jedenfalls Modelle zur Erklärung herbeiziehen.

Die gerade Parallelprojektion (in Österreich gewöhnlich orthogonale Projektion genannt) wird wohl mit der Projektion auf eine Ebene eingeleitet, doch ist hierüber unseres Erachtens zu wenig gesagt worden. Die Kreuzrißebene wird schon bei der Darstellung des Punktes eingeführt. Die Aufgaben über gerade Linien werden recht ausführlich besprochen.

Bei der Darstellung der Ebene hat der Autor auffallenderweise die Spuren ebenso bezeichnet wie die Projektionen, nämlich durch Indizes — trotzdem er bei der Geraden zur Bezeichnung der Spurpunkte oben angesetzte Striche verwendet hatte. Der Deutlichkeit und Konsequenz wegen hätten die Spuren der Ebene auch mit Strichen bezeichnet werden sollen.

Die Affinität wird zwar erklärt, jedoch zu wenig ausgenützt; dasselbe gilt von den Gesetzen der Kollineation.

Die regelmäßigen Körper und die übrigen Vielflache sind in der herkömmlichen Weise behandelt worden. Betreffs der Durchdringungen muß lobend hervorgehoben werden, daß die Restkörper öfter separat dargestellt wurden.

Über Kegelschnittslinien erscheint nur das Wichtigste aufgenommen, da der Abschnitt nach der Vorrede nur zur „vorläufigen Orientierung" dienen soll.

Im allgemeinen zeichnet sich das Buch durch eine leichtfaßliche Ausdrucksweise und durch viele das Verständnis fördernde Figuren, die nur mitunter der lang gestrichelten Linien wegen nicht ganz günstig ausgefallen sind, aus. Schröders darstellende Geometrie kann als ein gutes Lehrbuch für Anfänger bezeichnet werden.

Wien. F. Schiffner.

Thermodynamik und Kinetik der Körper von Prof. Dr. B. Weinstein. 1. Bd. Mit eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1901. Preis 12 Mk.

Dieses Buch enthält die Theorie der allgemeinen Thermodynamik und Kinetik der Körper, dann die Theorie der idealen und wirklichen Gase und Dämpfe. Es schließt an die neueren Untersuchungen namentlich von Gibbs, Helmholtz, Planck und Duhem an. Durch diese Arbeiten wurden die älteren von Clausius, Rühlmann, Zeuner u. a. mehrfach ergänzt und erweitert, und es ergab sich die Notwendigkeit, den deutschen Physikern ein Buch zu bieten, das in zusammenhängender Weise über diese wichtigen und grundlegenden Arbeiten berichtet. Gerade diese Forschungen haben sich als geeignet erwiesen, eine Brücke zwischen den Gebieten der Physik und Chemie herzustellen, und es wurde durch sie eine neue Wissenschaft, die physikalische Chemie, geschaffen. Der Verf. hat aber an

vielen Stellen des Buches eigene Untersuchungen veröffentlicht und ist mehrfach in der Darstellung originell geblieben. Um die Theorie der Zustandsgleichung der Körper eingehend zu behandeln, erwies es sich erforderlich, die Kinetik der Körper zu erörtern, welche auf Grund der Arbeiten von Clausius, Maxwell, Boltzmann, O. F. Meyer entwickelt wurde.

Es ist die Thermodynamik mit der Kinetik der Körper eng verknüpft worden; in dem Buche erscheinen die beiden Wissenschaften — wie wir dem Verf. gern zugeben wollen — durcheinander gearbeitet. Als ein besonderer Vorzug des Werkes muß anerkennend hervorgehoben werden, daß fast durchwegs die Ergebnisse der Theorie mit jenen der Erfahrung verglichen wurden, eine Arbeit, die in Anbetracht der mitunter recht vagen Angaben der Experimentalphysiker — wie jeder, der sich wissenschaftlich physikalisch betätigt hat, zur Genüge weiß — keineswegs eine leichte ist. Dementsprechend enthält das Buch ziemlich weitgehende numerische Berechnungen, die namentlich dort, wo die Zustandsgleichungen besprochen werden, zur vollsten Geltung kommen. Zuerst werden im allgemeinen die Wärmeerscheinungen besprochen, dann wird auf die Grundlagen der theoretischen Wärmelehre eingegangen. Bei der Erörterung des zweiten Hauptsatzes der mechanischen Wärmetheorie hat es der Verf. nicht unterlassen, auf das Entropiegesetz nach Planck sowie auf die Darstellung desselben durch Gibbs Rücksicht zu nehmen und die mathematische Darstellung des Clausius-Carnotschen Satzes, wie sie von Kirchhoff vorgenommen wurde, dem Leser vorzuführen. Die Beleuchtung der beiden Hauptsätze der Thermodynamik vom Standpunkte der Kinetik bildet einen geeigneten Abschluß dieses grundlegenden Abschnittes.

Im dritten Abschnitt finden wir die Aufstellung der Zustandsgleichungen der Körper, insbesonders der Gase und der Flüssigkeiten.

Das Theorem vom mittleren Virial und der mittleren lebendigen Kraft werden bei der Ableitung der Zustandsgleichungen zuhilfe genommen. Die Gleichungen und Darstellungsmethoden der Thermodynamik umfaßt der folgende Abschnitt. Es wird in diesem in sehr eingehender Weise auf das thermodynamische Potential eingegangen, ebenso werden die adiabatischen, isodynamischen, anergischen, isothermischen und isopiestischen Vorgänge einem besonderen Studium unterzogen und die Erweiterung der Gleichung auf neue Variable vorgenommen. Recht belangreich sind auch die Bemerkungen über die graphische Darstellung in der Thermodynamik mit besonderer Berücksichtigung der thermodynamischen Flächen und Kurven und der graphischen Darstellung nach Gibbs.

In jenem Abschnitte, der von der Zustandsgleichung und der Kinetik der idealen Gase handelt, finden wir als besonders

hervorhebenswert die Folgerungen, die sich an die Ableitung des Gesetzes von Boyle-Gay-Lussac aus der kinetischen Gastheorie knüpfen. Nach Erörterung des Maxwellschen Verteilungsgesetzes für Geschwindigkeitskomponenten und für die ganzen Geschwindigkeiten, wobei der Verf. vielfach an eigene Untersuchungen angeknüpft hat, geht er an die Darstellung der Erweiterung des Maxwellschen Gesetzes für Gase in Bewegung, solche mit Molekülarkräften, für Gase mit Atombewegung und Gasgemische. In der Betrachtung der mittleren Weglänge der Moleküle nimmt der Verf. seinen Ausgangspunkt von den Ableitungen, wie sie durch Clausius und Maxwell gegeben wurden.

Die folgenden, dem thermischen Verhalten der idealen Gase, der Bewegung, Reibung und Wärmeleitung in solchen gewidmeten Abschnitte enthalten nebst einer gelungenen und zusammenfassenden Darstellung der älteren Theorien auch viele neue Gesichtspunkte, so z. B. in der Erörterung, die sich auf die Deutung und Erweiterung der Maxwellschen Theorie bezieht. Bei der Besprechung des Verhaltens der wirklichen Gase werden in erster Linie deren Zustandsgleichungen, die von van der Waals, Clausius und anderen Forschern gegeben wurden, aufgestellt; dabei werden die Beziehungen der theoretischen Forschung mit der Erfahrung jedesmal betont. Die letzten Abschnitte des Buches enthalten die Thermodynamik der Verdampfung und Verflüssigung, die Darstellung der isothermischen Verdampfungs- und Grenzkurven bei der Verdampfung, die Erörterung der Bedingungen für den kritischen Zustand, ferner die Besprechung der Verhältnisse der Spannung, Dichte, Verdampfungswärme und spezifischen Wärme der Flüssigkeiten und Dämpfe, schließlich die Aufstellung der vollständigen und reduzierten Zustandsgleichung nach dem Virialprinzip und die Betrachtung des Gesetzes der übereinstimmenden Zustände und der aus diesem gezogenen Folgerungen.

Wir empfehlen das vorliegende Buch, dessen zweiter Teil hoffentlich bald erscheinen wird, aufs wärmste der Beachtung der Forscher auf dem Gebiete der theoretischen Physik.

Leichtfaßliche Vorlesungen über Elektrizität und Licht von Dr. G. Jaumann, o. ö. Professor der Physik an der deutschen technischen Hochschule in Brünn. Mit 188 Abbildungen im Text. Leipzig, J. A. Barth 1902. Preis 6 Mk.

Der Verf. hat in den Jahren 1899 und 1900 an der Universität in Prag Vorlesungen gehalten, welche die Anregung zu diesem Buche gegeben haben. Zweck desselben ist, den Leser in die modernen Anschauungsweisen der heutigen Elektrizitätslehre einzuführen und bei diesem das Verständnis für die Maxwellsche Theorie der Elektrizität, die nunmehr allgemein angenommen ist, anzubahnen. Die Darstellung hat sich auch durchwegs an diese

Theorie angelehnt, wenn sie auch als eine kurze und leichtfaßliche bezeichnet werden kann. Wir stimmen dem Verf. vollkommen bei, wenn er die älteren Darstellungen der Elektrizitätslehre ganz unbeachtet gelassen hat und gleich von vorneherein den Leser mit den neueren Ansichten vertraut macht. Auf diese Weise hat er in sehr ansprechender Weise auch dem Lehrer der Physik an der Mittelschule gezeigt, wie der heutige Unterrichtsbetrieb in der Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität einzurichten ist. Die theoretischen Betrachtungen aus der Elektrizitätslehre haben dadurch an Leichtfaßlichkeit und Übersichtlichkeit in der Darstellung sehr viel gewonnen, daß man zur Erklärung der Erscheinungen Bilder herangezogen hat, welche der Hydrostatik und Hydrodynamik entnommen sind. Von dieser Methode hat der Verf. Gebrauch gemacht, indem er seinen Erörterungen eine Einleitung vorausschickt, welche von der stationären Flüssigkeitsströmung handelt. Ref. glaubt, daß durch diesen Vorgang dem Verständnisse der folgenden Teile des Buches am besten Vorschub geleistet wurde, nicht minder aber durch die Zugabe von graphischen Ausführungen, welche anerkennend hervorgehoben werden müssen. Die nun folgenden zwölf Vorlesungen umfassen die Lehre von der magnetischen und elektrischen Strömung, der elektrischen Entladung, auf welchem Gebiete der Verf. eigene Beobachtungsergebnisse vorzuweisen in der Lage war, von den elektrischen Wirbeln und dem Voltaschen Strome, von der Elektrolyse und im speziellen dem chemischen Umsatze in den Elementen und den Wärmewirkungen des Stromes; weiters werden die Erscheinungen des Elektromagnetismus und deren Erklärung in den beiden Abschnitten dargestellt, welche von dem magnetischen Wirbel des Voltaschen Stromes und von der magnetischen Quirlströmung handeln, wobei als die einzige Ursache der magnetischen Strömung ihre Quirlringe angesehen werden und betont wird, daß magnetische Quirlfäden sich in jedem leitenden Drahte vorfinden, in welchem eine elektrische Strömung vorhanden ist, und auch in nicht leitenden Körpern auftreten, aber nur dann, wenn in diesen eine rasch veränderliche elektrische Strömung vorhanden ist. Die Induktionswirkungen sind in dem von der elektrischen Quirlströmung handelnden Abschnitte zur Sprache gebracht worden. In sehr ansprechender Weise sind die elektromagnetischen Schwingungen besprochen worden; es werden die elektrischen Quirlfäden und die magnetischen Quirlfäden in Nichtleitern als Ringe angesehen, welche kettenförmig verschlungen sind, und es wird weiter gezeigt, daß die gegenseitige Änderung der elektrischen und magnetischen Quirlströmungen Schwingungsvorgänge bedingen, insoferne sich der elektrische und der magnetische Wirbel periodisch ändern und immer, wenn der magnetische Wirbel am stärksten ist, der elektrische Wirbel am schwächsten ist, sich aber dann gerade am raschesten ändert und umgekehrt. Genauer wird im weiteren Ver-

laufe der Darstellungen das Elektroskop von Hertz besprochen, das sich in vorzüglicher Weise zum experimentellen Nachweis und zur Messung der elektrischen Oszillationen eignet. Die zehnte Vorlesung handelt eingehend von den elektromagnetischen Wellen und den Hertzschen Strahlen, wobei der theoretische Teil nicht minder genau als das Experiment behandelt erscheint.

Anschließend an diese Darlegungen wendet sich der Verf. zur Lehre vom Lichte, die wohl in sehr gedrängter Weise und ganz elementar behandelt wird. In dem Abschnitte über die elektromagnetischen Strahlen wird auf die elektromagnetische Natur des Lichtes eingegangen. Den Schluß des sehr lesenswerten und von der Verlagsbuchhandlung recht hübsch ausgestatteten Buches bildet ein Exkurs auf die verschiedenen Strahlungen, wobei auch der Röntgenstrahlen, der Bequerelstrahlen und der Kathodonstrahlen gedacht wird.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Prof. G. Siebert, Lehrbuch der Chemie und Mineralogie für höhere Lehranstalten. 3 Bdchen. Zweiter Teil: Anorganische Chemie. 144 SS. 91 Abbildungen und 1 Spektraltafel. Dritter Teil: Organische Chemie. 110 SS. 82 Abbildungen. Braunschweig.

Der zweite Teil des Lehrbuches beschäftigt sich, wie schon im vorigen Hefte angedeutet, mit der „anorganische Chemie". Schon beim ersten Durchblättern fällt die etwas ausgiebige Anwendung des Kleindruckes auf. Nach genauer Durchsicht muß die in diesem Teile gebotene Stoffmenge als so groß bezeichnet werden, daß sie an unseren Mittelschulen nicht „durchgenommen" werden könnte. Die im Buche befindlichen Angaben sind an sich meist recht wertvoller Natur, nur in Anbetracht des Zweckes, den das Buch zu erfüllen strebt, bieten sie eine Überfülle von Material auf verhältnismäßig engem Raum. Besonders die physikalischen Konstanten werden in überreicher Menge angeführt, u. zw. bisweilen selbst bei verhältnismäßig minder wichtigen Körpern. Gelesen werden diese Dinge wohl nur von sehr wenigen Studenten, gelernt aber werden sie von keinem!

Die Elemente werden in Metalloide und Metalle gesondert und nach ihrer Wertigkeit durchaus systematisch geordnet; die Art der Behandlung gestaltet sich stellenweise zu gelehrt für ein Mittelschullehrbuch. Von technischen Einzelheiten findet Ref. gleichfalls mehr, als für Schulen der auf dem Titelblatt bezeichneten Kategorie zulässig erscheint. Der vollständige Mangel an besonders beschriebenen Versuchen, die doch weniger für den Lehrer als für den sein Pensum wiederholenden Schüler bestimmt sein sollen, macht sich recht unangenehm fühlbar.

Als besonders gut ist dem Ref. aufgefallen die bündige und zweckentsprechende Erklärung des Knallgasgebläses (2), die

kurze und zutreffende Kennzeichnung der verschiedenen Gruppen von Oxyden besonders im Hinblick auf ihr Verhalten bei der Salzbildung (13), die nicht allzu weitläufige Gestaltung des Kapitels über die Schwefelsäure (20—23), das große Gewicht, das an vielen Orten auf den theoretischen Teil des Gegenstandes gelegt wird (z. B. 27) und endlich die auf recht engem Raum übersichtlich zur Darstellung gebrachte „Gasfabrik" (54).

Minder gut ist die schon auf den ersten Seiten (z. B. 4) beliebte Anhäufung von Zahlenangaben, die Besprechung von Dingen, die selbst dem Fachmann nur „wahrscheinlich" erscheinen (S. 4, Chlorkalkformel), die Notiz: „Die Steinkohlen besitzen starken Glanz" (71), die Behandlung von so wenig wichtigen Verbindungen wie Wasserstoffdisulfid, Schwefelmonochlorid und Schwefeltetrachlorid (18 und 19), endlich die für einen Nichtgeologen ohne weitere Erklärung ganz unverständliche Notiz: „Er (Apatit) ist Bestandteil der meisten alten Gesteine" (35).

Erwünscht wäre anläßlich der wichtigsten Eisenerze die Angabe ihrer chemischen Zusammensetzung (93) und bei der Bemerkung: „Kalilauge wird durch Braunkohle braun gefärbt" die Erwähnung des Momentes „beim Erhitzen" (70). Im Gegensatze zu den „säurebildenden Oxyden" sollte von „basenbildenden", nicht aber von „basischen" gesprochen werden.

Die Mineralogie wird in diesem zweiten Teile nur insoferne berücksichtigt, als dort, wo nützliche Minerale gebraucht werden, dieselben unter Angabe der chemischen Zusammensetzung und der allerwichtigsten Eigenschaften ganz kurze Erwähnung finden, bisweilen auch unter Beigabe einer bildlichen Darstellung ihrer Krystallgestalt, über deren Ausstattung und Auffassung das gilt, was darüber oben (I. Teil) gesagt worden ist.

Der dritte Teil ist jedenfalls der interessanteste des Lehrbuches. Die Versuche sind recht treffend ausgewählt und belehrend beschrieben. Sie sind in einem Anhang zusammengetragen, der zirka 21 Seiten im Kleindruck umfaßt; auf denselben wird vom Texte aus jeweilig verwiesen.

Vorteilhaft macht sich bemerkbar, 1. daß nicht bei Beginn einer neuen Körpergruppe „Übersichten" gegeben werden, sondern daß dieselben sich vielmehr als das Ergebnis des Studiums mehrerer spezieller Fälle am Schlusse der Gruppe ungezwungen zusammenstellen lassen; 2. daß der Gegenstand mit dem so wichtigen und gut studierten Äthylalkohol begonnen wird (die etwas starke Häufung von technischen Einzelheiten wäre besser vermieden worden!); 3. die hübsche Art, in der die Strukturformel des Äthylalkohols experimentell und mit Hülfe theoretischer Überlegungen bewiesen wird; 4. der bei Klarlegung von Prozessen in der organischen Chemie recht häufige und mit Erfolg geübte Verweis auf analog verlaufende Vorgänge bei Einwirkung unorganischer Stoffe; 5. der Umstand, daß die Wirkung der Lauge,

auch bezüglich der Säure auf Äthylcyanid (20) recht klar, klarer als in den meisten ähnlichen Lehrbüchern, auseinandergesetzt wird; dasselbe gilt auch hinsichtlich der Reaktion von Säuren und von Wasser auf das Äthylisocyanid (20); die ausführlich und für Schulzwecke ganz entsprechende Darlegung über Entstehung von Chloroform aus Äthylalkohol mit Hülfe von Chlorkalk; 7. die Hervorhebung der Tatsache, daß die Ameisensäure ein mit dem Acetaldehyd ähnliches Verhalten zeigt, und der Ausdruck dieses ähnlichen Verhaltens in den Strukturformeln der beiden Körper; 8. die Angabe einer ganz hübschen und lehrreichen Synthese des Propylalkohols, die sich ganz in den Grenzen des vom Schüler erfaßbaren Stoffkreises bewegt; 9. die Erklärung des Wortes „Propionsäure"; 10. Vermeidung des Eingehens auf die Darstellung der vier Butylalkohole; 11. die mit wenigen Worten gegebene, gute Kennzeichnung des Verhältnisses an Additions- und Substitutionsprodukten des Benzols; 12. die Möglichkeit, sich aus dem Gebotenen eine Idee zu verschaffen, wie man die Entscheidung fällt, ob ein Disubstitutionsprodukt ein Ortho-, Meta- oder Parakörper ist; 13. die Fülle der aufgenommenen Erklärungen von Fremdnamen der Körper.

Nicht ganz gut kann Ref. finden: 1. „das Volumgewicht des Gases — Äthan — ist 1·07"; 2. Essigsäure, die „bei 17° zu einer krystallinischen Masse (Eisessig) erstarrt"; 3. Außerachtlassung des Momentes der Temperatur bei der Milchsäure- und Buttersäuregährung; 4. das gehäufte technische Detail bei der Rohrzuckergewinnung (6 Seiten!); 5. die schiefe Stellung der Hauptachse bei den aufgenommenen Krystallgestalten des monoklinen Systems.

Zum Schlusse sei der Wunsch ausgesprochen, daß beim Acetaldehyd einige der leicht vorführbaren Additionsreaktionen unter die Versuche aufgenommen, zu den Worten „aliphatische" Verbindungen, dann zu Ortho-, Meta- und Paraprodukten erklärende Fußnote gegeben, und etwas mehr Angaben über den Formaldehyd gemacht werden. Beim Äthylen wären auch Geruch und Löslichkeit im Wasser zu erwähnen; diese Dinge sind für den Schulgebrauch mindestens ebenso wichtig als der kritische Druck und die kritische Temperatur. Erwünscht wäre endlich auch eine kurze Charakteristik des Chlorbenzols.

Zum Schlusse des Ganzen möge der Meinung des Ref. Ausdruck gegeben werden, daß von den drei Teilen des Lehrbuches von Prof. Siebert der letzte am meisten Aussicht haben dürfte, Nutzen zu stiften, und daß darin auch mancher Lehrer des chemischen Faches Anregung suchen kann und sie daselbst auch finden wird.

Wien. Joh. A. Kail.

Dr. Thomés Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz. V. Band: Kryptogamenflora (Moose, Algen, Flechten und Pilze) von Dr. Walter Migula. 2.—4. Lfg. Gera, Friedr. v. Zezschwitz. Preis der Lief. 1 Mk.

Von der bereits angekündigten Kryptogamenflora liegt nunmehr die 2. bis 4. Lieferung vor. Jede Lieferung enthält Bestimmungstabellen der Gattungen und Arten, die Charakteristik der Gattungen, die Beschreibung der einzelnen Spezies und die Angabe des Vorkommens derselben in Deutschland, Österreich und der Schweiz. 7—8 schwarz lithographierte oder kolorierte Tafeln, deren Ausführung ganz tadellos ist, sind jeder Lieferung beigegeben.

Ref. empfiehlt Migulas Kryptogamenflora allen Freunden der Botanik wärmstens.

Wr.-Neustadt. Heinrich Vieltorf.

Das Schloß des Tiberius und andere Römerbauten auf Capri. Dargestellt von C. Weichardt. Leipzig, K. F. Koehler.

Wer die prächtige Schilderung der Insel Capri von Gregorovius kennt, wird auf das Angenehmste durch die Publikation überrascht werden, welche uns der Verf. vom Schlosse des Tiberius und andern Römerbauten auf Capri bietet. Weichardt selbst durchwanderte ja mit seinem „Gregorovius“ in der Tasche all die historischen Plätze, und vor seinem Künstlerauge stiegen herrliche Bilder der Vergangenheit empor. Diese bietet er uns, ein vortrefflicher Zeichner, als stimmungsvolle Architekturlandschaften in wirkungsvollem Licht. Man tritt der Zeit des Tiberius um vieles näher, wenn man mit dem Verf. diesen Ritt ins romantische Land wagt. Von dort spinnen wieder die Fäden hinüber nach Pompei, dessen Wiederaufbau im Bilde wir ebenfalls dem Künstler Weichardt danken.

Der billige Preis des künstlerisch-vornehm ausgestatteten Werkes ermöglicht es selbst einer wenig bemittelten Schulbücherei diese wertvolle Erwerbung zu machen (vgl. übrigens diese Zeitschr. 1901, S. 547 ff.).

Troppau. Rudolf Böck.

Astronomischer Kalender für 1902. Herausgegeben von der k. k. Sternwarte zu Wien. Der ganzen Reihe 64. Jahrgang, der neuen Folge 21. Jahrgang. Wien, C. Gerolds Sohn. 134 SS.

Sowie die frühern enthält auch dieser neue Jahrgang neben dem bekannten, besonders an astronomischen Tafeln und Ephemeriden reichhaltigen Kalendarium als wissenschaftliche Beilage drei

I.

Anders gestaltet sich der Unterricht auf der Mittelstufe, der als grammatische Aufgabe die Syntax zugewiesen ist.

Wie bei den modernen Sprachen überhaupt, deckt sich die deutsche Syntax verhältnismäßig oft genug mit der böhmischen. Die bedeutendsten Abweichungen, wie die Wortfolge, einiges über den Gebrauch des Artikels, die Konstruktion der Begehrungssätze, den Infinitiv mit „zu", mit „um zu" u. a. haben sich die Schüler in den zwei ersten Klassen angeeignet. Da sie also die Formen und die gewöhnlichen syntaktischen Erscheinungen kennen, kann von dieser Zeit an die Lektüre und die damit verbundene Konversation in den Vordergrund des Unterrichtes treten. Jetzt kann sie nach Grundsätzen betrieben werden, wie sie der eifrigste Reformer nicht besser wünschen kann, und das mit besserem Erfolge, weil der Junge jetzt das nötige Verständnis derselben entgegenbringt. Man zerlegt das Lesestück nach einzelnen Abschnitten in Fragen und Antworten, so daß die Schüler ohne Übersetzung, ohne den Gebrauch der Muttersprache jedes Wort, jeden Satz richtig erfassen, in den Sinn des Gelesenen vollständig eindringen und es auch reproduzieren können.

Durch Fragen und Antworten wird auch die nötige grammatische und sachliche Erklärung gegeben. Wenden die Anhänger der strengen analytischen Methode ein, daß die Knaben auf der Unterstufe im Sprechen zurückbleiben, wenn man die Einübung der Formenlehre zum Hauptzwecke macht — was nach meiner vieljährigen Erfahrung nicht der Fall ist — so holen sie das Versäumte in wenigen Wochen ein und schreiten umso schneller vorwärts[1]). Es ist also der Mühe wert, der Grammatik die nötige Sorgfalt angedeihen zu lassen.

Natürlich wird man auch unter diesen Umständen nicht erwarten können, daß die Schüler keine Fehler mehr gegen die Formenlehre begehen. Der Lehrer lässt sie, wie sonst, von anderen Schülern verbessern. Es wird sich besonders in der dritten Klasse empfehlen, am Anfange der Stunde einige Minuten der Wiederholung der Formen zu widmen. Aber nicht einzelne Wörter, sondern größere Wortverbindungen und ganze Sätze müssen abgewandelt werden. Dem böhmischen Schüler machen die Deklinationen des Adjektivums ihrer Ähnlichkeit wegen Schwierigkeiten. Es müssen Beispiele wie „jeder fruchtbare Acker", „euer schöner Garten" (der Junge ist „euer schöne Garten" zu sagen geneigt), „edleres Herr" und Ähnliches nacheinander und sprungweise dekliniert werden. In den Sätzen müssen starke Verba mit schwachen, einfache mit zusammengesetzten, trennbare mit untrennbaren, Hauptsätze mit Nebensätzen abwechseln. Der Lehrer sagt den Satz böhmisch, der Schüler deutsch.

---

[1]) Die nach der analytischen Methode konsequent unterrichteten Schüler reproduzieren zwar leicht das durchgearbeitete Lesestück, aber sind nicht imstande, den einfachsten Satz selbständig zu sagen, weil ihnen die erforderliche Kenntnis der Formenlehre fehlt, und sie bloß an das mechanische Fragen und Antworten gewöhnt sind.

Z. B. otec čte list, der Vater liest den Brief. Otec přečte list, der Vater wird den Brief lesen. Otec přečetl list, der Vater hat den Brief gelesen. Kdyby list četl, wenn er den Brief läse. Zdali list přečetl, ob er den Brief gelesen habe usw. Ebenso wird man die Sätze variieren: list se čte, der Brief wird gelesen. Pán se poroučí, der Herr empfiehlt sich. Kniha jest odporučována, das Buch wird empfohlen. Žák opisuje úkol, der Schüler schreibt die Aufgabe ab. Der Verlauf einer solchen Lektürestunde wäre dann folgender: Zuerst widmet der Lehrer je nach Bedarf einige Minuten der Wiederholung der Formen, dann fragt er die Phrasen aus dem in der letzten Stunde Gelesenen ab, läßt dieses reproduzieren, fragt nach den Vokabeln und Phrasen der Vorbereitung und geht dann zu deren Bearbeitung über. Eine spezielle Anleitung, wie die einzelnen Fragen zu stellen sind, möchten wir nicht aufstellen, wie verlockend es auch wäre. Das hängt ja von der Individualität des Lehrers, der Schüler und von der Beschaffenheit der Lektüre ab [1]). Den Anfänger verweisen wir in dieser Beziehung auf die treffliche Abhandlung von Prof. V. E. Mourek, „Kterak učiti jest německé na českých školách středních“ (Wie das Deutsche auf böhmischen Mittelschulen zu lehren ist). Paedagogium 1886, S. 451 u. f.

Außer der Lektüre ist, wie schon angedeutet, auf der Mittelstufe die Grammatik zu betreiben. Für die dritte Klasse ist die Syntax des einfachen Satzes, d. i. der Gebrauch des Artikels, der Kasus, für die vierte Klasse die Syntax des zusammengesetzten Satzes, d. i. der Gebrauch der Tempora, Modi, die ungerade Rede bestimmt. Sind die Grundsätze, die wir für den Unterricht der Grammatik auf der Unterstufe aufgestellt haben, richtig, so müssen sie auch hier, wenn auch der der Entwicklung und dem Fortschritte der Schüler gemäß, angewendet werden. Auch hier muß der Junge die betreffenden Spracherscheinungen konkret in einem Lesestücke vor den Augen haben, er muß durch Induktion die Regel finden und abstrahieren, deren Gebrauch dann durch die darauffolgenden Sprechübungen anzueignen ist. Daß auch hier die Übersetzung aus dem Böhmischen nicht zu umgehen ist, wollen wir nicht von neuem beweisen. Haben ja auch die eifrigen Reformer Rossmann und Schmidt, die Verfasser eines sehr verbreiteten französischen Lehrbuches, sich endlich entschlossen, ein Übersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Französische herauszugeben und dabei sogar zur Einübung regelmäßiger Verba Einzelsätze benützt (zusammenhängende Lesestücke versprechen sie in der nächsten Auflage). Sie entschuldigen sich mit den Lehrplänen, aber Dr. Paul Wohlfeil hat recht, wenn er bemerkt, daß es nur eine Ausrede ist [2]).

---

[1]) Aus diesem Grunde billigen wir nicht, wenn im Lesebuche unter dem Lesestücke schon die Fragen angegeben sind. Der Gang des Unterrichtes erfordert gewöhnlich andere Fragen und zahlreichere je nach den Antworten der Schüler.

[2]) Dr. Paul Wohlfeil, Der Kampf um die neusprachliche Unterrichtsmethode, S. 23: „........ es ist weiter nichts als die reine Angst, daß das an so vielen Anstalten eingeführte Übungsbuch wieder abgeschafft werden könnte, wenn die Verfasser sich nicht dazu entschlossen hätten, das Vokabular und das Übersetzungsbuch herauszugeben“. Daraus sehen wir, wie groß die Ernüchterung unter den Anhängern der extremen Reformmethode in Deutschland ist.

Übrigens ist die grammatische Aufgabe der Mittelstufe recht einfach. Die Schüler bringen die Kenntnis der syntaktischen Theorie aus der Muttersprache mit. Es wäre Zeitvergeudung, solche Fragen zu stellen, wie z. B. das Subjekt, das Objekt usw. ausgedrückt wird. Auch hätte es keinen Sinn, wenn man aus sprachlichen Erscheinungen Regeln abstrahieren wollte, welche beiden Sprachen gemeinsam sind. Dafür muß dasjenige gewissenhaft behandelt werden, worin sie sich unterscheiden. Dabei sind alle Seltenheiten, Archaismen, Provinzialismen auszuscheiden; nur dasjenige, was in der modernen Sprache regelmäßig vorkommt, soll geübt werden. Da machen wir Anspruch auf Vollständigkeit. Es ist deswegen Nachdruck darauf zu legen, weil unsere Übungsbücher oft in dieser Rücksicht nicht entsprechen. In dem bei uns am meisten verbreiteten Übungsbuche von Roth-Bílý haben wir Abschnitte, wie: *A.* Das Subjekt (S. 1), *B.* Das Prädikat (S. 2), *C.* Das Attribut (S. 2), *D.* Das Adverbiale (S. 18). In den dazu gehörigen Lesestücken soll gesucht werden, wie die betreffenden Satzteile ausgedrückt werden, als ob die deutsche Sprache es anders als die böhmische tun würde. 16 Lesestücke von 36, welche für die dritte Klasse bestimmt sind, können so wegfallen. Nicht so ungünstig ist das Verhältnis in der vierten Klasse, obzwar man auch da ganz gut 14 Lesestücke von 51 auslassen kann. Man braucht nicht Lesestücke zu lesen, in denen gesucht werden soll, wie Attributivsätze, Lokalsätze eingeleitet werden, wenn man dabei bezüglich der Konstruktion des Satzes nichts zu sagen hat. Das tut ja nicht einmal die verurteilte Übersetzungsmethode der klassischen Sprachen. Aus dem 123.—125. Lesestücke sollen Fragewörter abstrahiert werden, welche die Schüler höchstens bis auf das Bindewort „ob" längst kennen. Wann aber in diesen Sätzen der Konjunktiv zum Unterschiede von der böhmischen Sprache gebraucht wird, wird nicht gesagt. Dafür ist wieder die Kasuslehre sehr karg behandelt. Es fehlen hier gewöhnliche Konstruktionen, welche sich für den Böhmen nicht von selbst verstehen; z. B. denken an etwas, sinnen auf etwas, reich an etwas usw. Ähnliches sollte man doch in der dritten Klasse einüben. Auch die in mehreren Richtungen mit Geschick zusammengestellte Grammatik und Lesebuch von Říha führt oft abweichende syntaktische Erscheinungen nicht an, deren Kenntnis nicht nur unumgänglich notwendig ist, sondern gegen welche der böhmische Schüler auch häufig fehlt. Es wird z. B. nicht angeführt, wann die prädikative Ergänzung zum Unterschiede vom Böhmischen mit „als", wann sie mit „für", wann mit „zu" ausgedrückt wird; wann das böhmische když „als", wann es „wenn" heißt.

Indem der Unterricht auf der Mittelstufe der Lektüre und der Grammatik gewidmet ist, muß das Übungsbuch auch zweierlei Lesestücke enthalten. Diejenigen, welche zur Einübung der syntaktischen Regeln dienen, müssen anders verfaßt sein, als die, welche gelesen werden sollen. Die ersteren müssen kurz, einfach und so beschaffen sein, daß die Regel, welche abstrahiert werden soll, gleich in die Augen springt. Manchmal genügen dazu schon einige kernige Sprichwörter. Die Reproduktion solcher Übungsstücke, wenn sie schon reproduziert

werden müßten, dürfte keine Schwierigkeiten bereiten. Da die Lesestücke, welche für die Lektüre bestimmt sind, keine Rücksicht auf die Grammatik nehmen müssen, so können sie umsomehr zur systematischen Erweiterung des Wortvorrates verwendet werden, insofern er sich auf das alltägliche Leben mit seinen Erscheinungen und Beschäftigungen bezieht. Sollen sie aber fesseln, dürfen sie nicht immer erzählend, sondern müssen häufiger dialogisch sein. Das Gespräch nähert sich durch seine Form und Phraseologie der wirklichen Sprache am meisten. Solche Lesestücke könnten Konversationen beim Buchhändler, beim Schneider, in der Papierhandlung usw. enthalten. Říha führt schon einige recht nette Dialoge an, nur hat er ihnen unglücklicherweise Übersetzungen beigeschlossen. Würden Erzählungen mit Konversationen, witzigen Anekdoten, Rätseln, Sprüchen, Briefen wirklich wertvollen, aber einfachen Gedichten abwechseln, dann würde ein solcher Lesestoff gewiß die Jugend anziehen.

II.

Mit der vierten Klasse ist der systematische Unterricht in der Grammatik abgeschlossen. Die Methode wird infolge dessen einfacher, aber dafür stellt sich ein anderes Übel ein, das den Gang des Unterrichtes besonders erschwert. Man erkennt immer mehr und mehr, daß man es mit einem unobligaten Gegenstande zu tun hat. Schüler mit ungenügender Note im Deutschen steigen auf, andere bequeme, auch minder talentierte lassen da nach, wo es ihnen am wenigsten schadet — im Deutschen. Auch äußere Umstände und Verhältnisse heben nicht die Lust der Schüler zu dieser Sprache. Da bedarf es der ganzen Energie des Lehrers, um auch unter diesen minder günstigen Verhältnissen das Interesse an dem Gegenstande zu erhalten, bezw. zu wecken und alle mit sich fortzureißen. Vom häuslichen Fleiße wird man immer weniger zu erwarten haben. Es kommt auch auf die Klasse an.

Die Lektüre behält auf der Oberstufe allein das Feld. Der Verlauf des Unterrichtes bleibt in der Hauptsache derselbe, nur muss die Konversation dem Alter der Schüler und dem schwierigeren Lesestoff angepaßt sein. Die Fragen betreffen die sachliche Erkärung wie den logischen Zusammenhang. Ebenso werden die einzelnen Wortbegriffe, Synonyma usw. erklärt. Die Bedeutung des Ausdruckes wird böhmisch nur dann angeführt, wenn zwingende Gründe dafür vorhanden sind, wenn nämlich auf diese Weise das Wort am besten und kürzesten verständlich wird. Die Reproduktion wird zur Angabe des Inhaltes. Die Schüler müssen schon von jetzt an angehalten werden, ihre Gedanken freier auszudrücken. Es hängt natürlich auch davon ab, wie weit sie die Sprache beherrschen. Da besonders bei sachlichen Erklärungen ein Ausdruck gebraucht werden könnte, der diesem oder jenem Schüler unbekannt ist, so ist es gut, die Schüler dazu anzuleiten, daß sie nach solchen unbekannten Bedeutungen gleich fragen und sich dieselben auch in ihrem Vokabelhefte anmerken. Der Lehrer notiert sich dieselben mit und fragt sie in der nächsten Stunde ab. So wird die Aufmerksamkeit

auch bei schwachen Schülern gefördert; denn am Ende wollen auch sie wissen, was die anderen interessiert. Ein anderes Mittel, die Lässigen zur Arbeit anzutreiben, ist, vor der Bearbeitung des neuen Lesestückes zu fragen, was sich die Schüler bezüglich des Inhaltes aus der häuslichen Vorbereitung gemerkt haben. Es liegt doch viel Beschämendes in dem Bekenntnisse, man hätte das Lesestück zu Hause nicht gelesen. Der Lehrer wird auf diese Weise erfahren, wie die Schüler ihrer Pflicht nachgekommen und wie weit sie allein in den Inhalt eingedrungen sind.

Die bei der Konversation vorkommenden Fehler werden wie früher korrigiert. Der Lehrer wird sich selbstverständlich nicht immer mit der bloßen Verbesserung begnügen, sondern er läßt die Berichtigung kurz begründen, wenn er voraussetzt, daß sie nicht begriffen wurde. Sagt z. B. jemand, „wenn wir nach Hause gingen, begann es zu regnen", wird nicht bloß „als wir nach Hause gingen" korrigiert, sondern es wird auch auf Veranlassung des Lehrers angeführt, daß „wenn" im Deutschen hypothetisch und iterativ, „als" rein temporal ist. Verleitet die Analogie des Böhmischen den Schüler zum Fehler „Kolin, der in der österreichischen Geschichte seine Bedeutung hat", so wird zur Verbesserung „Kolin, das in der österreichischen Geschichte seine Bedeutung hat", hinzugefügt, daß alle Ortsnamen im Deutschen regelmäßig sächlich sind. So wird die Grammatik gelegentlich wiederholt, und das in denjenigen Partien, gegen welche die Schüler oft fehlen, wo es also der Wiederholung am meisten nottut. Der Sprachgebrauch wird auf diese Weise auf eine sichere Basis gestellt, auf welcher sich das richtige Sprachbewußtsein allmählich heranbildet. Zu tun gibt es in dieser Beziehung viel. Auf böhmischen Anstalten wird jetzt auf der Unterstufe nach der analytischen Methode unterrichtet und da zeigt sich häufig, ebenso wie auch früher, eine gewisse Unsicherheit im Gebrauch der Formen. Um diesem Übel abzuhelfen, ordnet der neue Lehrplan für die deutsche Sprache an den böhmischen Gymnasien in der fünften und sechsten Klasse einmal in vierzehn Tagen, in den zwei obersten Klassen einmal in drei Wochen systematische Wiederholung der Grammatik und Übersetzung an. Doch bleibt es recht zweifelhaft, ob dieses Mittel zum Ziele führen wird, obzwar uns nur einjährige Erfahrung zur Beurteilung zu Gebote steht. Ein jeder Lehrer weiß aus eigener Anschauung, mit welcher Lust und Liebe in den Oberklassen die Formenlehre der obligaten Sprachen z. B. des Griechischen wiederholt wird. Wenn der Schüler die nötige Kenntnis derselben aus dem Untergymnasium nicht mitbringt, holt er sie da sehr selten ein. Was kann man in dieser Beziehung im unobligaten Deutschen erwarten? Die Mehrzahl der Schüler scheint immerfort alte, schon längst bekannte Sachen zu hören, obzwar sie sich dieselben nie gehörig angeeignet haben; immerfort klingen dieselben Musterbeispiele ans Ohr. Dieser Schein bewirkt, daß der Wiederholung nicht die nötige Aufmerksamkeit, geschweige denn ein Interesse entgegengebracht wird. Die systematische grammatische Wiederholung beeinflußt noch der Umstand ungünstig, daß sie in so langen Intervallen geschieht: in der Quinta und Sexta nach vierzehn Tagen, in der Septima

und Oktava nach drei Wochen, und wenn ein Feiertag auf die grammatische Stunde fällt, erst nach vier, bezw. drei Wochen. Und wenn sich doch die Schüler in den 30 Minuten der grammatischen Stunde etwas angeeignet haben — die andere Hälfte der Stunde fällt der Übersetzung zu — so sinken „diese grammatischen Vorstellungen in dem langen Zeitraume recht tief unter die Schwelle des Bewußtseins, daß in der nächsten grammatischen Stunde es einige Zeit braucht, bis sich die Schüler besinnen; zu Hause wird ja nicht viel wiederholt. Ebenso ungünstig beeinflussen die langen Intervalle die Übersetzung. Daß sie von zahlreichen Fehlern nicht frei ist, versteht sich von selbst. Sie werden recht mühsam verbessert, die berichtigte Übersetzung wiederholt. Darf aber der Lehrer verlangen, daß sie der Schüler nach zwei bis drei Wochen, bis es wieder eine grammatische Stunde gibt, korrekt reproduziert? Würde man da nicht zu dem längst abgeschafften Mittel der geschriebenen Übersetzungen greifen müssen? Daß sich der Lehrer aus dem angeführten Grunde schriftlich präparieren muß, ist selbstverständlich. Da die Übersetzung nicht Selbstzweck ist, so kann sie nur der gelegentlichen Wiederholung der Grammatik dienen, was die Konversation bei der Lektüre auch tut. Es scheint uns, daß die Übersetzung in den Oberklassen keine rechte Existenzberechtigung hat[1]).

Auch das Lesebuch der fünften und sechsten Klasse soll systematisch den Wortvorrat und die Phraseologie erweitern. Wenn wir für die Lektüre der Mittelstufe in dieser Richtung den Sprachgebrauch des alltäglichen Lebens empfehlen, soll hier das Augenmerk auf die Ausdrucksweise der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen, wie sie an der Mittelschule betrieben werden, gerichtet werden, aber nur soweit sie in der Sprache des allgemein Gebildeten vorkommen. Der Schüler würde auf diese Weise lernen, wie z. B. die einzelnen Pflanzenteile, wie die einzelnen Organe des tierischen Körpers und ihre Verrichtungen heißen, wie die wichtigsten chemischen Elemente benannt werden usw. So würde auch teilweise das wiederholt, was in den einzelnen Fächern böhmisch gelernt wurde. Der Unterricht würde so auch hier zur Konzentration führen. In den Dialogen sollten die höflichen Redensarten der gebildeten Umgangssprache geübt werden. Passende Szenen aus hervorragenden dramatischen Gedichten sollte man nicht vergessen, sowie die schönsten Balladen und Romanzen. Außerdem könnte hier der Literaturgeschichte vorgearbeitet werden, da ohnedies die Aufgabe der Septima in dieser Beziehung groß ist. In der sechsten Klasse könnten sich die Schüler sehr leicht den Inhalt des Nibelungenliedes, der Gudrun, die Artus- und Gralsage, den Inhalt des Oberon usw. aneignen.

Systematisch den Wortschatz durch die Lektüre zu erweitern, wurde von den Herausgebern unserer Lesebücher noch nicht unternommen.

---

[1]) Der Neuphilologentag in Leipzig (1900) hat zwar die vierte Wendtsche These „Das Übersetzen in die Fremdsprache ist gelegentlich zu üben“ angenommen, aber nur, wie es scheint, mit Rücksicht auf die Maturitätsarbeit an den Realschulen, welche dort in einer Übersetzung besteht. Prof. Wendt hat ja seine Thesen in erster Linie für die Realanstalten aufgestellt.

III.

Andere Anforderungen werden an das Lesebuch der zwei letzten Klassen gestellt. Nach Absolvierung der sechsten Klasse soll der Schüler hinlänglich für die selbständige Lektüre auch schwieriger Geistesprodukte vorbereitet sein; er soll hinlänglich vorbereitet sein, um einen Einblick in die deutsche Literatur und Literaturgeschichte tun zu können. Das Lesebuch wird also dem Lehrplane gemäß „ausgewählte Stücke der bedeutendsten literarischen Denkmäler aller Perioden besonders mit Rücksicht auf die zweite Blütezeit der deutschen Literatur enthalten müssen mit den dazu gehörigen literarischen Anmerkungen, aber in gedrängter Form". Die Behandlung der Lektüre bleibt dieselbe, nur tritt das literarhistorische Moment, die innere und äußere Form des Gelesenen in den Vordergrund.

Wenn der Lehrplan anordnet, daß die literarischen Notizen gedrängt sein müssen, so will er gewiß damit nicht sagen, daß man von den einzelnen Dichtern bloß anführt, wann und wo sie geboren wurden, wann und wo sie starben und was sie schrieben. Daß ein jeder Mensch irgendwo geboren wird, lebt und stirbt, weiß man schon im voraus; die nackte Jahreszahl entfällt leicht dem Gedächtnisse, wenn sie mit den Lebensbegebenheiten des Schriftstellers und anderen Vorstellungen nicht verbunden wird. Es müssen also einzelne Perioden und Richtungen scharf und treffend charakterisiert, einzelne Personen anschaulich und plastisch dargestellt werden, und das umsomehr, da ihre Werke so eng mit ihrem Leben und den Umständen, in denen sie gelebt haben, zusammenhängen. Sollen diese Anmerkungen dauernd angeeignet werden, so sind sie wörtlich auswendig zu lernen, da die Schüler die Sprache nicht in dem Maße in ihrer Gewalt haben, um selbständig reproduzieren zu können. Das wörtliche Memorieren ist eben ein Mittel, durch welches sie dieselbe beherrschen lernen. Zu diesem Behufe müssen die literarischen Notizen nicht nur knapp, gedrängt sein, sondern auch in einem einfachen, durchsichtigen Stile geschrieben werden. Diesen Anforderungen entspricht leider das jetzige Lesebuch von Trnka-Veselík wenig, viel weniger als das von Veselík und Pospíchal, welche früher auf unseren Anstalten eingeführt waren. Da man sich auf den häuslichen Fleiß der Schüler nicht verlassen kann, so empfiehlt es sich, das betreffende Pensum gleich in der Unterrichtsstunde mit den Schülern zu lernen. Man läßt es zwei-, dreimal vorlesen. Es werden sich dann immer genug Schüler melden, welche den betreffenden Absatz wörtlich hersagen. Zur großen Überraschung des Lehrers melden sich oft zur Reproduktion Schüler, von denen er es am allerwenigsten erwartet hätte. Und sie machen ihre Aufgabe gut. So beweisen sie den Indolenten, daß schon der gute Wille etwas leisten kann. Kommt die Sache so weit, so wird der betreffende Absatz von den meisten Schülern noch zu Hause nachgelesen, um ihn nicht zu vergessen. Das Interesse für die Literaturgeschichte weckt auch das Interesse für die Lektüre und für die Konversation. Und so erzielt man trotz aller ungünstigen Umstände, welche auf den Unterricht des unobligaten Deutschen auf den böhmischen Mittelschulen einwirken, oft Resultate, mit denen man zufrieden sein kann.

Kolin. Dr. Ignaz Kadlec.

Die Fortgangsklasse in den Mittelschulzeugnissen.

Vor kurzem veröffentlichte P. Innozenz Ploner, Professor am Gymnasium in Bozen, eine recht beherzigenswerte Abhandlung über „Die Fortgangsklasse in den Mittelschulzeugnissen“; der Inhalt derselben dürfte den Lesern dieser Zeitschrift von Interesse sein.

Ploner bespricht zuerst den Ausdruck „Fortgangsklasse“ und beanstandet dieses Wort vom sprachlich-stilistischen Standpunkte, aus Gründen der Deutlichkeit und der Logik. Es verstößt gegen die Sprachlehre, wenn in ein und demselben Satze dasselbe Wort wiederholt vorkommt, obwohl es durch ein Fürwort ersetzt werden könnte; dieser Verstoß vergrößert sich, wenn dasselbe Wort nicht einmal in der gleichen, sondern in einer anderen Bedeutung zu nehmen ist. Der Titelkopf eines Gymnasialzeugnisses — es sei zunächst das Gymnasium berücksichtigt — lautet: „xy, ... Schüler der dritten Klasse... erhält..... ein Zeugnis der dritten Fortgangs*klasse*“. — In diesem kleinen Satze erscheint das Wort Klasse zweimal, bedeutet aber nicht dasselbe, sondern jedesmal etwas anderes. Im ersten Falle versteht man darunter die Abteilung der Schüler nach den Schulanforderungen, bei uns in Österreich in acht Kurse zergliedert; im zweiten dagegen die Rangordnung der Schüler innerhalb derselben Abteilung bezüglich der Schulleistungen. Eine so verschiedene Auffassung desselben Ausdruckes widerspricht dem richtigen Satzbaue, beeinträchtigt die Deutlichkeit, gibt zu Mißverständnissen Anlaß, denn Klasse, u. zw. die dritte, besitzt hier nicht dieselbe, sondern eine andere Bedeutung. Die Gewohnheit verschuldet es, daß dieser Verstoß weniger auffällt, obwohl es einer Beleidigung der Logik gleichkommt, wenn sowohl die einzelne der acht Abteilungen denselben Namen trägt wie die einzelne Gruppe derselben, wie z. B. der Stoffname Brot das Bruchstück und das Ganze bedeutet. Das Schlußergebnis lautet demnach: Beim Worte Fortgangsklasse bleibe der Ausdruck Klasse weg, falls man einer weiteren Abänderung ausweichen will, wie sich noch zeigen wird. Daher heiße es: Dieser Schüler der dritten Klasse erhält ein Zeugnis ersten, bezw. mit Vorzug, zweiten, bezw. dritten Fortganges.

Die Rangordnung der Zeugnisse nach ihrem günstigen oder ungünstigen Inhalte durch die Ordnungszahlwörter erste, zweite oder dritte Fortgangsklasse gegeben, markiert kein das Wesen bezeichnender Ausdruck. Ein Schüler der ersten Klasse gehört bei uns zur niedrigsten Stufe des Gymnasiums, dagegen bezeichnet die erste Fortgangsklasse (mit Vorzug) eine günstige, ja sehr gute Würdigung der Schulleistungen, also trägt hier die Ordnungszahl die erste Klasse nicht denselben Wert. Dasselbe Verhältnis obwaltet beim Wortlaute des Zeugnisses: xy, Schüler der dritten Klasse, erhält ein Zeugnis der dritten Fortgangsklasse. Diese dritte Fortgangsklasse bedeutet hier etwas sehr Ungünstiges, während der Besitzer des Zeugnisses als Schüler der dritten Klasse nicht die niedrigste Stufe des Gymnasiums einnimmt, sondern die sechste, nach dem Werte der Oktava bei uns genommen. Ein Primaner unseres Gym-

nasiums ist in der Klassenstufe dem Primaner eines Gymnasiums des Deutschen Reiches entgegengesetzt. Also liegt in der Taxierung dieser Ordnungszahl nichts Charakteristisches, sondern etwas Willkürliches, eine nicht entsprechende Vorschrift für die Art der Abschätzung. Wenn derartige Ungereimtheiten, die gewiß keiner gesunden Sprachlehre entspringen, in einem öffentlichen Dokumente, einem Gymnasialzeugnisse, vorkommen, entschuldigt sie nur die Gewohnheit, der bisherige Gebrauch; aber es sollte dahingestrebt werden, sie zu vermeiden, zu entfernen. Mit dem Worte Klasse muß eine Abänderung getroffen, die Rangordnung soll sachgemäß festgesetzt werden.

Die gewählten Ordnungszahlen zur Bezeichnung der Schulleistungen stehen in einem sehr ungleichen Verhältnisse. Die geringe Zahl der Vorzugsschüler erhält eine eigene Fortgangsklasse, erste Klasse mit Vorzug; für die schlechten Leistungen bestehen sogar zwei Fortgangsklassen, nämlich die zweite und die dritte Fortgangsklasse, während der Großteil der Schüler einer Klasse, ja einer Lehranstalt, nur in einer Fortgangsklasse, nämlich in der ersten, die Einreihung findet. Im Jahre 1899 zählte ein Gymnasium 292 Schüler; von diesen erhielten ein Vorzugszeugnis 47 (16%), ein Zeugnis zweiter 28 (10%), ein solches dritter Fortgangsklasse 6 (2%) Schüler; vollen 211 (72%) Schülern wurde ein Zeugnis erster Fortgangsklasse zuerkannt; also 211 Schüler, nahezu ³/₄, werden in eine Rangstufe eingereiht, während für den Bruchteil (46 + 28 + 6 = 80) drei Fortgangsklassen bestehen, ja für bloß 34 Schüler zwei Fortgangsklassen, eine schlechte und eine sehr schlechte, vorhanden sind.

Ein Schüler erringt bei sieben Unterrichtsgegenständen sechs vorzüglich und ein genügend, ein anderer sieben schlüpfgenügend. Beide erhalten nach den bestehenden Vorschriften ein Zeugnis erster Fortgangsklasse, obwohl des einen Leistungen dem Vorzugszeugnisse sehr nahe stehen, während der andere einen Pyrrhus-Sieg erfochten hat; aber nach dem Gesetze haben beide Zeugnisse denselben Wert, werden in den gemeinsamen Topf der ersten Fortgangsklasse geworfen. Einem solchen Übelstand war ehedem in etwas durch die Platznummer vorgebeugt. Die Lozierung der Schüler fand 1886 die verdiente Abschaffung — leider ohne einen entsprechenden Ersatz. Die Platznummer, deren Entfernung mancher alte Gymnasiast bedauert, bildet tatsächlich keinen vollgültigen Beweis für die Leistungen eines Schülers; denn in einer reichbegabten, strebsamen Klasse mußte sich ein sehr fleißiger, aber befriedigend talentierter mit einem niedrigern Platze begnügen, während er unter schwachen Mitschülern einer der ersten geworden wäre: *inter caecos luscus erit rex.* Die Lokation hängt zusehr von der Quantität und Qualität einer Klasse ab. Zwischen der früheren und der gegenwärtigen Einrichtung besteht ein gewaltiger Abstand, der passend überbrückt werden sollte.

War auch die Platznumerierung kein untrüglicher Beweis für die errungenen Schulleistungen, so bezweckte sie doch eine Art Belohnung für Fleiß und Begabung, eine Anspannung zu ernster Tätigkeit und

bildete eine öffentliche Zurechtweisung Pflichtsäumiger. Trotz solcher guter Eigenschaften sei aber deswegen einer Wiedereinführung der Lozierung kein Wort geredet, wohl aber trete die Befürwortung eines wünschenswerten Ersatzes ein. Ein solcher muß gefunden werden behufs gerechter Würdigung der Leistungen der Schülermehrzahl, nämlich jener mit erster Fortgangsklasse; denn die Vorzugsschüler und die Zweier-, bezw. Dreierschützen charakterisiert hinreichend die erreichte Fortgangsklasse; ihre Leistungen kennzeichnet ja die resultierende Note. Derselbe Maßstab finde Anwendung bei den Zeugnissen der ersten Fortgangsklasse. Hat ein Schüler in seinem Zeugnisse nur die Note lobenswert, ein anderer nur genügend, so erhalten beide nach den bestehenden Normen einfach ein Zeugnis erster Fortgangsklasse, obwohl dasselbe nicht gleichwertig ausschaut, denn der erste Schüler leistet durchwegs Lobenswertes, während der zweite bloß genügt. Wollte man diese Zeugnisse nach ihrem Gehalte taxieren, so müßte man sagen: das erste Zeugnis ist ein solches mit lobenswertem, das zweite mit genügendem Fortgange; ein solches Beiwort charakterisiert den Wert des Zeugnisses genau, allen verständlich, viel richtiger als die Angabe „erste Fortgangsklasse“. Ähnlich wie in den berührten Fällen, stellt sich das Ergebnis in allen andern möglichen Verhältnissen.

Aus den Einzelleistungen erhält jeder Schüler eine Gesamtnote, eine resultierende, die eben die Bezeichnung der Durchschnittsleistung, der Semestralnote, ergibt. Wie hier aus den einzelnen Leistungen eine der vorgeschriebenen Noten als Gesamtbezeichnung entsteht, die dem Schüler als Lohn oder Tadel gebührt, dasselbe Vorgehen könnte auch beobachtet werden, um den Wert des ganzen Zeugnisses an Stelle der Fortgangsklasse zu taxieren; auch da komme bei Einhaltung genauer Normen eine richtige Gesamtnote als charakteristische Abschätzung des Zeugnisses heraus. Ein Zeugnis enthält bei sechs Unterrichtsgegenständen drei lobenswert und ebensoviele genügend; ganz klar ist dies ein befriedigendes Zeugnis; dasselbe Ergebnis ist bei zwei lobenswert und vier genügend oder bei vier lobenswert und zwei genügend, denn die resultierende Note befriedigt hier. Eine genaue, reine Gesamtnote wird sich nicht oft ergeben, da ja die einzelnen Leistungen zu sehr wechseln; da muß für zweifelhafte Fälle normiert werden, ob die bessere oder schlechtere Note zu nehmen ist. Es gibt sechs Bezeichnungen für die Noten; sie seien bewertet von vorzüglich bis ganz ungenügend mit 1—6. Vorzug ergibt die Durchschnittsnote vorzüglich allein; für ein nicht genügendes und ganz ungenügendes Zeugnis mögen die bisherigen Bestimmungen mit allen Folgen bestehen bleiben; dasselbe finde auch statt bei Gestattung einer Wiederholungsprüfung. Die Annahme von drei Bezeichnungen für die Mehrzahl der Schüler, die einfach entsprechen, ist gewiß nicht zuviel. Ein Zeugnis mit einem vorzüglich, zwei lobenswert, zwei befriedigend und einem genügend wäre abgezählt gleich: $1 + 2 + 2 + 3 + 3 + 4 = 15 : 6 = 2^1/_2$, also liegt die Note zwischen lobenswert und befriedigend. Welche Note zu wählen, muß eine eigene Norm feststellen. Eine Entscheidung,

u. zw. eine billige, würde ergeben die Rücksichtnahme auf den Wert der Sitten- und Fleißnote; ein ganz bestimmter Anhaltspunkt liegt in der Anzahl der Unterrichtsstunden der einzelnen Gegenstände. Oben erwähntes Zeugnis lautet vorzüglich in der Religion, in Latein und Deutsch lobenswert. in Geographie und Naturgeschichte befriedigend, Mathematik genügend. Dieser Schüler leistet bei 14 Unterrichtsstunden ($2 + 8 + 4 = 14$) gut Lobenswertes, während er in acht Unterrichtsstunden ($3 + 3 + 2$) schwach befriedigt. Die Rücksichtnahme auf die Stundenzahl spricht sich hier ganz entschieden für eine lobenswerte Resultierende aus. Gewiß ist eine solche Berücksichtigung billig, der Sache, dem Tatbestand entsprechend. Dieser Vorschlag, an die Stelle der Fortgangsklasse eine Bezeichnung zu setzen, welche den Wert des Zeugnisses genau bekundet, hat auch eine praktische Bedeutung. Der Genuß von Unterstützungen, Stipendien wird nicht selten von einem lobenswerten, befriedigenden Erfolg abhängig gemacht; wer soll hier entscheiden, ob der Erfolg lobenswert ist oder ob er befriedigt? Die Verleihungsbehörde oder die Schulbehörde? Doch etwa mit Recht letztere, denn sie unterrichtet den Schüler, examiniert ihn, stellt ihm das Zeugnis aus, also gebe man ihr auch das Recht zu entscheiden, welcher Wert diesem Dokument zukommt. Obiger Vorschlag weist diese Befugnis mit vollem Rechte dem Lehrkörper zu.

Anlehnend an oben erwähnte Abhandlung Ploners lautet der Vorschlag: In den Mittelschulzeugnissen entfalle der Ausdruck Fortgangsklasse oder wenigstens die Bezeichnung Klasse. Der Wert des Zeugnisses, ob Vorzug oder erste Klasse mit den bisherigen Folgen usw., wird in dieser Form ausgedrückt; xy, Schüler... der dritten Klasse .... erhält ein vorzügliches (dies allein gilt als Vorzug), lobenswertes, befriedigendes, genügendes, nicht genügendes, ganz ungenügendes Zeugnis oder ein Zeugnis *ad interim*, oder ein provisorisches oder wie man es entsprechend benennen will. Dieser Vorschlag greift zu einer Art Platznummer zurück, die aber den Wert des Zeugnisses genauer angibt als die ehemalige Lozierung. Dieses Vorgehen verlangt vom Klassenvorstande wohl ein Opfer an Zeit, bildet aber keine Schwierigkeit; der erziehliche Nutzen lohnt diese Mühe. Der Schreiber erinnert sich, daß einmal in einer Klasse von 12 Schülern der Zweite, nach der Platznummer gerechnet, mit harter Mühe einem nichtgenügend entging und mehrere genügend erhielt, aber er stand doch bei den Leuten als der Zweite in hohem Ansehen; obiger Vorschlag entfernt eine derartige unrichtige Auffassung für immer und gibt im gewählten Beiwort zur Abschätzung des Zeugnisses das wünschenswerte Mittel. Eine Skala, zur richtigen Taxierung der Zeugnisse am untern Rande derselben angebracht, diene zum eventuellen Aufschluß über einen aufsteigenden Zweifel.

Hall (Tirol). P. Ad. Troger.

Dr. Karl Wotke, Vinzenz Eduard Milde als Pädagoge und sein Verhältnis zu den geistigen Strömungen seiner Zeit. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller 1902. 264 SS.

Die Monographie bildet das 4. Heft der Beiträge zur österreichischen Schul- und Erziehungsgeschichte, herausgegeben von der österreichischen Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, und ist sinnig einem der vornehmsten Förderer dieser Bestrebungen, Hofrat Dr. Huemer, gewidmet. Es ist noch nicht lange her, daß man der geistigen Arbeit Österreichs in der Zeit von der Mitte des XVIII. Jahrhunderts bis 1848, der Zeit der Aufklärung und Reaktion, gebührende Aufmerksamkeit zugewendet hat. Es zeigte sich auf allen möglichen Gebieten, daß diese Zeit durchaus nicht, wie man früher anzunehmen geneigt war, eine Zeit des Stillstandes, sondern organischer Entwicklung war, welche die Grundlagen aller späteren Fortbildungen umfaßte. Für das Gebiet der Erziehungskunde ist dies in der vorliegenden gründlichen Arbeit an Milde, der Persönlichkeit des ersten Hochschullehrers der Pädagogik in Österreich, späteren ersten bürgerlichen Erzbischofs von Wien, des ersten Verfassers einer allgemeinen Erziehungskunde in Österreich seit Comenius, klar nachgewiesen, insbesondere aufgezeigt, wie die Spuren modernster pädagogischer Begriffe in Mildes Anschauungen allenthalben zutage treten; daher konnte Dr. Dittes, der Modernsten einer, betonen: 'Noch heute ist fast alles richtig, was Milde geschrieben hat'.

Wotke gliedert seine Ausführungen in zwei Teile; der erste umfaßt die Biographie, der zweite das Erziehungswerk Mildes. Die biographischen Daten stützen sich teilweise auf die zu Mildes hundertjährigem Geburtstag (geb. 11. Mai 1877 zu Brünn) erschienenen Jubiläumsschriften, teils bringen sie, so für die Zeit, da Milde Dechant in Krems (1814—1823) und Bischof von Leitmeritz war (1823—1831), ganz neues Material bei. In einem anziehenden Lebens- und Charakterbilde schildert der Verf. den Mann, der rasch auf der Stufenleiter geistlicher Ehren emporstieg, rastlos sein Lebelang tätig, Bildung und Erziehung der Menschen zu fördern, und diese Tätigkeit jederzeit als einen integrierenden Bestandteil seines erhabenen Berufes als Seelenhirte betrachtete. Er war ein Menschenfreund in des Wortes edelstem und weitestem Sinne, eine abgeklärte, einheitliche Natur, für den die Förderung des allgemeinen Wohles seiner Mitmenschen einen großen Kreis bildete, in dessen Mittelpunkt sich eine auf wissenschaftlichen Regeln aufgebaute Erziehungskunst befand. Wenn er als Pfarrer 'Ingedenkbücher' seiner Pfarre anlegte, später die Anlegung solcher allenthalben befahl, ebenso die Anlage von Dekanatsbibliotheken, wenn er in der 'Darstellung der Hindernisse der Besserung der Polizey- und Kriminal-Sträflinge' (1810) Reformen des Strafhauswesens anregt und später in Wort und Tat die öffentliche Fürsorge für entlassene Sträflinge fördert, so erweist er sich als Erzieher in weiterem Sinne, sowie er es im engeren Sinne mit seinem umfänglichen 'Lehrbuch der Erziehungskunde' zum Gebrauche der öffentlichen Vorlesungen (Wien 1811 und 1813; später erschien ein kleinerer

Auszug) ist. Wotke hat recht getan, daß er (S. 97 ff.) die eingehenden Zensurierungen des Buches, das für die Jugendbildung eines ganzen Zeitalters maßgebend wurde, im Wortlaut mitteilt; sie sind Zeugnisse der Gründlichkeit, mit der man in der Epoche des Kaisers Franz der wichtigen Frage der Jugenderziehung nahetrat. Was da hochamtlich von philosophischen, insbesondere psychologischen Grundlagen des Mildeschen Erziehungsplanes lobend hervorgehoben wird, ist so durchsichtig, daß der Verf. im zweiten Teile unseres Buches diese Urteile als Fingerzeig für seine ins einzelne gehenden Erörterungen betrachten konnte. Wotke hat bei dieser Gelegenheit mit einer peinlichen Genauigkeit alle Bausteine gesammelt, aus denen sich Mildes Theorie und Praxis aufbaut und eine vollständige Analyse seines pädagogischen Hauptwerkes geliefert. Es war dies keine leichte Aufgabe, da Milde eklektisch verfährt; er hängt keinem der bestehenden philosophischen Systeme blindlings an, kennt sie jedoch alle in allen ihren Schattierungen und wählte von Fall zu Fall aus der reichen Fülle des Vorhandenen mit strenger Gewissenhaftigkeit immer das aus, was ihm als das Beste erschien. Wotke geht hiebei mit Eifer den Pfaden des Denkers im Umkreis der zeitgenössischen Ideen nach und versäumt auch nicht, auf die pädagogische Vorarbeit Seibts und Heß' im Zeitalter des überlebten Rationalismus, soweit ihr Einfluß noch in die Zeit Mildes reicht, einen Rückblick offenzuhalten.

Die Zusammenstellung der erziehlichen Erkenntnisse, die schon vor Milde in Österreich galten und auf diesen direkt durch seine Lehrer, insbesondere Reyberger, vorbereitend einwirkten, bilden den Ausgangspunkt der Analyse Wotkes. Die in Österreich 1761 begründete 'Deutsche Gesellschaft', deren glänzendster Stern Sonnenfels war, hatte die geistigen Vorbedingungen für Studienreformen geschaffen. Ein reges geistiges Streben spann die Fäden derselben immer weiter und belebte im Anschlusse an den allgemeinen geistigen Fortschritt der Menschheit und insbesondere der philosophischen Studien Deutschlands seit dem Auftreten Kants und an den Hochschwung der klassischen Literaturepoche Deutschlands mit Goethe und Schiller die vorhandenen Anschauungen, so daß ein lebendiges Interesse gerade in Österreich 1806 die Kreierung der ersten Hochschul-Lehrkanzel für Erziehungslehre veranlaßte. Diese wurde in Wien zuerst als Zweig der philosophischen Studien anerkannt, und Vinzenz Milde wurde als der erste Lehrer dieser neu anerkannten Spezialwissenschaft berufen. Wie dieser nun seine Sache ernst nahm, nach allen Seiten ausblickte und alle Studienergebnisse der Zeitgenossen, die sich auf diesen Gegenstand bezogen, zu umfassen strebte, von welchen Geistern er sich führen ließ, um dann selbständig mit gesundem Menschenverstand ein System herauszukrystallisieren, das sich ebensoweit vom seichten, bloß utilitarischen Rationalismus als den überschwenglichen Utopien gegensätzlicher Art fernhielt und die goldene Mittelstraße unter ständiger Rücksicht auf die spezifisch österreichischen Verhältnisse einhielt, wie er daher Bleibendes schuf, so daß viele seiner Ansichten in der gegenwärtigen Behandlung der Erziehungsfragen ebenso

gelten wie damals, das weist Wotke in dem 4. Kapitel des zweiten Teiles seiner Monographie quellenmäßig und klar nach.

Mildes Erziehungskunde baut sich auf ethischen, anthropologischen, psychologischen, speziell pädagogischen und neuhumanistischen Studien auf; er war unstreitig einer der belesensten Männer seiner Zeit. Ethische Stützen seiner Überzeugungen sind obenan Plato, Kant und Pestalozzi. Seine Verehrung für den Königsberger Philosophen zieht auch die Schillers und anderer Kantianer nach sich. Die Individualisierung, die Milde für die Erziehung fordert, veranlaßt ihn, der Psychologie als selbständigem Gegenstande ein besonderes Augenmerk zuzuwenden, und er steht hierin unter dem Einflusse des damals vielgelesenen Carus, auf den als Autorität er sich bei jeder Gelegenheit beruft. Es ist ein außerordentliches Verdienst Wotkes, den Einfluß Carus' auf die Pädagogik Österreichs erhellt und damit einen bisher ungekannten Gesichtspunkt geschaffen zu haben. Das psychologische Moment hat ihn auch dazu geführt, dem damals blühenden pädagogischen Roman, darunter besonders Heusingers 'Die Familie Wertheim' sein Augenmerk zuzuwenden. Er neigt sich ferner in Hinsicht seiner Methode der auf Erfahrung begründeten pädagogischen Richtung Lockes, Rousseaus und der Philanthropisten Lampe, Struve und Guts-Muths zu. Alles weist darauf hin, daß er insbesondere durch die von letzteren herausgegebene 'Bibliothek der pädagogischen Literatur', die stets mit dem Neuesten auf diesem Gebiete bekannt machte, sich leiten ließ, und er hatte damit einen vorzüglichen Wegweiser. Milde wurde so der erste Pädagoge Österreichs, der, wie es heutzutage als selbstverständlich gilt, die körperliche Gesundheitspflege der Zöglinge als eine Hauptaufgabe der Erziehung betrachtet. 'Niemand hat die Verbindung von Medizin und Pädagogik so sehr betont als Milde' (Wotke, S. 214). Auf mühsame und erschöpfende Weise weist Wotkes Studie nach, daß Milde die ganze pädagogische Literatur seiner Zeit kannte und mithin nach gewissenhafter Vorbereitung an die Abfassung seines umfänglichen Kompendiums ging. Ein wichtiges Element für Mildes Ideenkreis ist der von Berlin (Gedicke) ausgehende Neuhumanismus, die vertiefte Bekanntschaft mit den Schriftstellern der Alten, welcher Strömung er mit Begeisterung anhing. Er hat vor allem Hochheimers 'System der griechischen Pädagogik' eifrig durchgearbeitet und oft zitiert. Damit hängt auch seine Vorliebe für die Behandlung ästhetischer Fragen zusammen; auch die ästhetische Erziehung gilt ihm als ein wichtigster Bildungsfaktor. Schillers 'Briefe über ästhetische Erziehung' und Horazens '*Ars poetica*' gehörten zu seiner Lieblingslektüre. Milde ist auch Sozialpädagoge, hierin ein Bahnbrecher für ganz moderne Ideen; so rundet sich sein ganzes Erziehungswerk als ein harmonisches Resultat tiefer und umfangreicher Überlegungen ab.

Der Wert derselben wird von Wotke aber nicht nur vom wissenschaftlichen, sondern auch vom praktischen Standpunkte beleuchtet. Ein Kenner der österreichischen Verhältnisse und insbesondere der auf die Erziehung sich beziehenden Gesetze, Zirkulare, Erlässe und Verord-

nungen, was wichtig war, da in Österreich zum Unterschiede von anderen deutschen Staaten die Staatsgewalt allein die Erziehung leitete, steuert Milde innerhalb dieses Raumes überall auf praktische Durchführbarkeit seiner Theorien hin. Jede Reform, die er verlangt, ist eine solche, die in österreichische Verhältnisse von damals paßt, und dieser klare Blick ringsum und nach vorwärts ist auch der Grund, warum die Spuren vieler gegenwärtiger Ansichten und Bestrebungen schon in Mildes Erziehungssystem angetroffen werden. Gerade ein Wortführer der modernen Pädagogik in Österreich, Dr. Dittes, hat auf diesen bemerkenswerten Umstand hingewiesen; auch hier ist also aufs klarste ersichtlich, daß die Zeiten des Kaisers Franz manches vorbereiteten, was sich später pragmatisch weiter entwickelte. Allerdings verblaßte das Andenken an Milde, als Bonitz, Exner und Zimmermann die Herbartsche Philosophie zur Alleinherrschaft in Österreich brachten. Dasselbe wiederbelebt zu haben, ist ein anerkennenswertes Verdienst der Monographie Wotkes, die dadurch, daß sie Mildes Wirken und Schaffen aus dem ihn umgebenden Milieu, nicht nur dem österreichischen, sondern dem gesamten zeitgenössischen liebevoll und gründlich erklärt und ableitet, zugleich ein wichtiges kulturhistorisches Bild geistiger Bestrebungen eines, was Österreich betrifft, vielfach oberflächlich unterschätzten Zeitalters überhaupt geworden ist. Wie belehrend ist beispielsweise der auf Originalstudien aufgebaute Exkurs, in welchem gezeigt wird, wie die österreichische Unterrichtsverwaltung damals, keineswegs in zentralistischem Sinne, das Schulwesen der vernachlässigten italienischen Provinzen zu regeln bemüht war! Emsig strebte sie darnach, die Mildesche Pädagogik den dortigen Verhältnissen gemäß zweckentsprechend umzuarbeiten und den lokalen und individuellen Verhältnissen zu akkomodieren. Leider fand sich kein Bearbeiter, sondern nur ein Übersetzer in der Person Odescalchis', dessen Arbeit als Lehrbuch nur 10 Jahre im Gebrauche blieb. Als vornehmen Schmuck hat der Verf. einen schön ausgeführten Kupferstich von J. Groh nach der Lithographie Dewerths und dem Kriehuberschen Porträt Mildes beigegeben.

Brünn. Dr. Karl Fuchs.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Dr. Edmund Bassenge, Der Streit vor Ilios. Drama nach griechischem Vorbild. Dresden, Holze & Pahl 1902.

Θῦε ταῖς χαρίσιν; aber — ein Sühnopfer! Der Stoff der Ilias in die regelrechte Form eines griechischen Dramas gegossen, *στάσιμα*, *ἐπεισόδια* genau nachgefeilte Sophokleische Chormetra — Schulmeisterherz, was willst Du noch mehr? Weib kommt keines vor, von Liebe ist nirgends die Rede; also schnell beim Festaktus aufgeführt!

Von Poesie ist natürlich in dem Büchlein keine Spur, die Homerischen Helden reden zwar in Trimetern — die leider oft Alexandriner sind — aber sonst in guter, märkischer Prosa, wenigstens was den Inhalt betrifft. Und erst die Lyrik der Chöre! Wende Dich im Grab um, wackerer Aischylos! Dr. Bassenge weiß vom griechischen Drama alles Äußerliche; um ein Drama zu schreiben, fehlt ihm aber vor allem jedes poetische Empfinden. Prof. Dr. Otto Lyon hat dem Büchlein eine empfehlende Vorrede vorausgeschickt — ob er es gelesen hat? Mit solcher Kost werden wir die Jugend nicht auffrätzen zum wahren Ideal. *Dixi et saluaui animam meam!*

Wien. J. M. Stowasser.

Strotkötter Gerhard, La vie journalière. Leipzig, B. G. Teubner 1901. Lex.-8°, 56 SS.

Das vorliegende Heft enthält zwölf Dialoge (1. Que faites-vous dans la journée? 2. L'école. 3. Une leçon. 4. La ville. 5. Chéz le relieur. 6. Chez le chemisier. 7. Chez le tailleur. 8. Chez le cordonnier. 9. Chez l'horloger. 10. Visite. 11. A table d'hôte. 12. A la campagne.) mit der Übersetzung ins Deutsche und ergänzenden Fußnoten. Die ersten drei Gespräche sind recht nützlich, namentlich für den Umgang zwischen Lehrer und Schüler. Der 5. und 9. Dialog hätten auch wegbleiben können. Der Wortschatz der anderen Abschnitte, besonders der das Land, die Stadt und die Wohnung betreffende, dürfte besser mit Zugrundelegung der Hölzelschen Bilder gelehrt werden. In einem 'Avant-propos' meint der Verf., zur Erlernung der Umgangssprache sei auch die Darstellung (représentation) der behandelten Ereignisse notwendig; sein Werk sei nach diesem Grundsatze angelegt, und in den meisten Abschnitten biete er

solche Darstellungen. Er scheint damit auf Gouins Serien-Methode hindeuten zu wollen. Aber wir haben von der Verwirklichung dieses Gedankens nichts bemerken können. Wir finden überhaupt nicht, daß diese Gesprächsammlung von den vielen anderen, die wir schon besitzen, sich wesentlich unterscheidet. Dagegen ist die Form des Heftes unbequem groß, der Druck etwas klein; ein Inhaltsverzeichnis fehlt.]

Ästhetische Erklärung von Shakespeares Coriolan. Von Dr. Mart. Wohlrab, Rektor des kgl. Gymnasiums zu Dresden-Neustadt, Berlin, Dresden, Leipzig, L. Ehlermann 1902. 8°, 96 SS.

Dem Verf. ist das Stück die Tragödie des 'ungebändigten Heldentums'. Die gewöhnliche Auffassung, daß Coriolan ein Verräter ist und daß sein Verrat den Gegenstand der Tragödie bildet, weist er zurück. Demnach weicht er auch in der Gliederung der Handlung von der üblichen Darstellung ab.

Wir gestehen, daß uns die Ausführungen des Verf.s nicht überzeugt haben. In seinem Vorworte meint er: „Verrat ist und bleibt ein gemeines Verbrechen und kein Dichter wird es unternehmen, einen Mann, der es begeht, und wenn er die größten Eigenchaften besäße, zum Gegenstande einer Tragödie zu machen; denn niemand könnte ihm die Teilnahme zuwenden, die dichterische Schöpfungen beanspruchen". Aber wie ist es denn mit Schillers „Wallenstein", der Tragödie des Verrates par excellence, in der es von Verrätern wimmelt? Schiller hat eben gezeigt, wie der Held zum Verräter **wird** und seine Tat dadurch menschlich begreiflich gemacht. Dasselbe, denken wir, gilt von „Coriolan". Was der Verf. von dem ungebändigten Heldentum Coriolans und der Bedeutung seiner Mutter als Erzieherin sagt, ist ja richtig; aber es ist nicht das Hauptthema des Stückes, damit **motiviert** eben der Dichter, wie ein durchaus adeliger Mann zum Verrat getrieben werden kann. Der Verrat ist allerdings ein gemeines Verbrechen und in keinem Falle zu entschuldigen. Es besteht aber doch ein Unterschied in den Personen und Motiven der Tat. Ein Offizier, der den Mobilisierungsplan seines Staates für eine Summe Geldes verkauft, um bequemer leben zu können, ist freilich kein Held einer Tragödie.

Führer durch die Städte Nancy, Lille, Caen, Tours, Montpellier, Grenoble, Besançon für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. Von A. Neumann. Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1901. 8°, 111 SS.

In einer Einleitung gibt der Verf. die Gründe an, warum solchen, die zum Zwecke französischer Sprachstudien ins Ausland reisen, nicht die Schweiz, Belgien und auch nicht Paris, sondern der Aufenthalt in einer der genannten Provinzstädte zu empfehlen sei. Die Städte werden dann der Reihe nach besprochen, wobei die Lage, Universitäts- und Pensionsverhältnisse und sonstige Vorteile ausführlich erörtert werden. Dieser 'Führer' ist allen jenen, die eine solche Studienreise vorhaben, aufs beste zu empfehlen.

Wien. Dr. A. Würzner.

Sammlung von Aufgaben aus der höheren Mathematik, technischen Mechanik und darstellenden Geometrie. Von Dr. Ludwig Marc, kgl. Reallehrer in Deggendorf. München, Ackermann 1901.

Die in der kleinen Schrift vorhandenen Aufgaben sind bei der Vorprüfung für das Bauingenieur-, Architektur- und Maschineningenieurfach an der kgl. technischen Hochschule zu München in den Jahren 1885 bis 1901 gestellt worden.

Die Aufgaben aus der höheren Mathematik beziehen sich meist auf die Anwendung der Differenzial- und Integralrechnung und auf die Geometrie. Einige dieser Aufgaben sind derart, daß sie mit den Mitteln der elementaren Geometrie gelöst werden können; dazu gehören namentlich einige Probleme der Bestimmung von geometrischen Örtern. Mehrere dieser Aufgaben beziehen sich auch auf die Integration von Differenzialgleichungen.

In den Aufgaben über darstellende Geometrie treten besonders jene über die Darstellung der Durchdringung räumlicher Gebilde in den Vordergrund. — In den Problemen über technische Mechanik vermissen wir Aufgaben aus der Dynamik, sowie solche, welche auf Hydrostatik und Hydraulik bezugnehmen.

Immerhin geben diese Proben einigermaßen ein klares Bild über den Gegenstand, der bei der früher angegebenen Vorprüfung zur Behandlung gelangt.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Lehrbuch der ebenen Geometrie mit Übungsaufgaben für höhere Lehranstalten. Von Prof. Dr. Th. Spieker. Ausgabe *A*. 25. Aufl. Potsdam, A. Steins Verlagsbuchhandlung 1901.

Mit seinen 275 Seiten, von denen ziemlich viele eng gedruckt sind, ragt dieses Buch weit über die Grenzen des an den heimischen Mittelschulen vorgeschriebenen und der verfügbaren Zeit nach durchnehmbaren Lehrstoffes der Planimetrie hinaus. Auch die Anordnung des letztern weicht mehrfach von derjenigen ab, die sich in den an diesen Anstalten zum Unterrichte verwendeten Lehrbüchern seit langer Zeit eingebürgert hat. So wird, um nur Eines zu erwähnen, die Lehre von der Gleichheit der Figuren vor derjenigen der Ähnlichkeit durchgenommen, worauf dann erst wieder die Ausmessung der geradlinigen Figur folgt. Von geringerem Belange ist es, daß nicht überall die in den erwähnten Lehrbüchern üblichen Bezeichnungen angewendet werden. So wird z. B. der zweite Kongruenz- bezw. Ähnlichkeitssatz als der erste, dieser aber als der zweite, ferner der vierte Kongruenzsatz als der dritte und umgekehrt bezeichnet. Aber durchaus nicht einverstanden erklärt sich Ref. damit, daß der Winkel definiert wird als der Teil der Ebene, der zwischen zwei von einem Punkte ausgehenden Strahlen liegt, wie dies auf S. 6 geschieht, wo es dann weiter heißt, „daß der Winkel oder Winkelraum nicht vollkommen begrenzt, sondern wie die Schenkel nach der Seite seiner Öffnung unbegrenzt ausgedehnt ist; da jedoch dieser Raum ein gewisser angebbarer Teil der ganzen Ebene ist, so hat der Winkel eine bestimmte Größe usw." — Diese Auffassung von dem Wesen des Winkels ist eine unrichtige; der Winkel zwischen zwei sich schneidenden Geraden ist der Richtungsunterschied zwischen diesen letzteren, also die Größe der Drehung, die eine derselben ausführen muß, um in die Lage der andern zu gelangen. Dies wird ohnehin dann auf S. 7 in einer längern Bemerkung auseinandergesetzt, also wozu dann diese an und für sich unnatürliche,

in den geometrischen Anwendungen aber ganz unbrauchbare Bezeichnung des Winkels als eines Flächenstückes? Wie soll dieser gemäß der gestreckte, wie der volle und wie der Winkel zwischen zwei parallelen Geraden erklärt werden? Etwa als die halbe bezw. als die ganze unendliche Ebene und der zwischen den beiden Parallelen befindliche unendliche, lange Streifen?

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Dampf und Elektrizität. Die Technik im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. 12 zerlegbare, zum Teil bewegliche Modelle. Mit Zeichenerklärungen und erläuterndem Text. Leipzig, Verlag von O. Maier. Preis 10 Mk.

Der äußerlich prächtig ausgestattete Modell-Atlas enthält u. a. Modelle von folgenden Maschinen: Elektrische Lokomotive, Dampf-Lokomotive, Gasmotor, Wechselstromerzeuger, Telephon, Bogenlampe, Akkumulator, Phonograph und Automobilwagen. Die Auswahl der Modelle ist mit Geschick getroffen, da die eben erwähnten Maschinen sicherlich auch den Laien interessieren; die Modelle selbst sind mit großer Genauigkeit ausgeführt und zerlegbar, so daß man sich auch über die innere Einrichtung der einzelnen Maschinen orientieren kann. Trotzdem glauben wir nicht, daß durch diese umlegbaren Blätter die Raumanschauung viel gefördert wird und daß das Ineinandergreifen der einzelnen Bestandteile besser ersichtlich gemacht ist, als es z. B. durch gute Durchschnittszeichnungen geschieht. Als Hülfsmittel für Unterrichtszwecke dürfte sich der Atlas schon aus dem Grunde nicht eignen, weil die Modelle in für diesen Zweck zu kleinem Maßstabe gehalten sind und auch leicht in ihren feinern Teilen beschädigt werden können.

Der erläuternde Text ist in einem eigenen Hefte beigegeben.

Wien. Al. Pichler.

Schreibvorlagen zur Einübung der griechischen Schrift. Würzburg, Bauer, 36 SS.

Ein sehr empfehlenswertes, praktisches Lehrmittel, an dem nicht viel auszusetzen ist. So sind die Akzente nicht durchwegs von der gleichen Länge und scheinen mir hie und da im Verhältnis zu den Buchstaben zu kurz. Die für ξ gewählte Form ist wohl weder geschmackvoll, noch praktisch und dürfte von den Schülern kaum gefällig nachgeschrieben werden. Muß endlich S. 19 *Π* und *π* gerade an *Πρίαπος* eingeübt werden? Vielleicht könnte sich in einer neuen Auflage, die wohl bald nötig sein wird, der *Πρίαπος* in eine *Πανόπη* oder etwas Ähnliches verwandeln.

Wien. H. St. Sedlmayer.

Programmenschau.

43. **Herzog** Eugen, Dr., Materialien zu einer neuprovençalischen Syntax. Progr. der Staats-Unterrealschule im V. Bezirke von Wien 1900. Verlag der Anstalt. 8°. 23 SS.

44. **Brandeis** Arthur, Dr., Untersuchung über das Genus Verbi und die Rektion im Erec des Chrestien de Troyes. Progr. der Staats-Oberrealschule in Görz 1901. Verlag der Anstalt. 8°. 37 SS.

45. **Bock** Moriz, Über Vergleiche und Gleichnisse bei einigen altfranzösischen Dichtern. Progr. der Staats-Oberrealschule in Linz 1901. Verlag der Anstalt. Gr. 8°. 66 SS.

46. **Schneider** Karl, Die Charakteristik der Personen im Aliscans. Progr. der Landes-Unterrealschule in Waidhofen a. d. Ybbs 1901. Verlag der Anstalt. 8°. 27 SS.

Die erste dieser Arbeiten ist bereits anderwärts und von berufenerer Seite lobend angezeigt worden [1]), so daß ich mich hier kurz fassen kann. H. nennt seinen Beitrag zur Kenntnis der nprov. Syntax „Materialien", wie er sie bei der Lektüre, unbeschadet des ästhetischen Genusses, gesammelt hat; und da es vorläufig selbst noch an Bausteinen für eine etwas ausführlichere npr. Syntax [2]) fehlt, wird man ihm dafür dankbar sein müssen, daß er sie beigesteuert und so zu weiterer Zufuhr aufgemuntert hat. Vielleicht findet der Verf. selbst noch Gelegenheit, den Vorrat weiter zu mehren. Was er hier beigebracht, erschöpft nicht ein ganz bestimmtes Kapitel und soll es auch nicht, sondern es werden, im Anschlusse an die roman. Grammatik (III. Bd.) von Meyer-Lübke, die allerverschiedensten Erscheinungen zur Sprache gebracht, manches kurz, anderes ausführlicher, aber in bestimmter Ordnung und Übersichtlichkeit. Daß H. in diesem Stadium der Arbeit auf Vergleiche mit den übrigen roman. Sprachen für gewöhnlich verzichtet hat, ist nur zu billigen. Immerhin fällt aber schon jetzt manch interessantes Streiflicht auch auf die Schwestersprachen; vgl. so, um nur einiges anzudeuten, auf S. 4 den Gebrauch des Plurals *li nòvi* (Braut und Bräutigam, also „Brautleute") mit span. *los reyes, los padres* („Eltern") etc., wozu jetzt Ebeling, Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. 1902, Sp. 130 auch Belege aus dem Katalanischen beibringt; ferner S. 9 die merkwürdige Ausdrucksweise *nous chantions avec lui*, d. h. „ich sang mit ihm", für die drei weitere Belege zu den Archiv f. n. Spr. CIV, 131 mitgeteilten gegeben werden; dann S. 20 die Entbehrlichkeit von *non* (nfr. *ne*) bei Verneinungen (vgl. auch vulgärpariserisch: *j'ai pas* etc.), endlich, um kein Inhaltsverzeichnis zu geben, die ansprechende Erklärung von *n'en* (*non inde* = altprov. *no·n*), in welchem bisher, weil es die negative Bedeutung eingebüßt, verdoppeltes *inde* (*n'* vor Vokalen und *en* vor Konsonanten) gesehen wurde. Hoffentlich regt diese Arbeit auch andere zum Studium der neuprov. Schriftsprache an! In manchen Fällen wären Übersetzungen der Belege nicht überflüssig, da der Zusammenhang fehlt. So hat es in dankenswerter Weise ja auch Meyer-Lübke in seiner Syntax bei Zitaten aus weniger bekannten Sprachen gehalten.

---

[1]) Vgl. E. Koschwitz, Zeitschr. f. rom. Phil. XXV, 630 und Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. 1902, Sp. 39.

[2]) Die *Grammaire historique de la langue des Félibres* (1894) von Koschwitz behandelt nur die allerwichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der npr. Syntax, wie es bei einem ersten Versuch der Fixierung nicht anders sein kann.

A. Brandeis, den wir bisher als Anglisten schätzen gelernt haben, begibt sich in vorliegender Untersuchung auf das Gebiet der altfranzösischen Syntax und zeigt auch hier eine tüchtige Schulung und feinen philologischen Sinn. Wohl ist sein Thema enge umgrenzt — es wäre zu wünschen, daß der Verf. die übrigen Werke Christians in gleich sorgfältiger Weise untersuchte und die Ergebnisse dann kurz und übersichtlich vergliche — aber innerhalb des gesteckten Rahmens hat er seine Aufgabe glücklich gelöst. In der Anlage schließt sich B. den Vorlesungen Mussafias an und findet auch sonst, wie z. B. beim recht schwierigen Kapitel des Genuswechsels, an dessen scharfsinniger Auffassung des historischen Verhältnisses eine Stütze und sichere Führung. Daß er sich ihr ganz überläßt, ist jedenfalls ein schönes Zeichen nur zu wohlbegründeten Vertrauens und für den Lehrer wie für den Schüler gleich ehrenvoll; aber ich möchte meinen, daß gerade Mussafias eigenes Beispiel ihn auf möglichste Umsicht nach ähnlichen sprachlichen Erscheinungen, auf Heranziehung alles erreichbaren Materials — und dies wären hier, wenigstens in Fällen, wo Erec im Stiche läßt, Christians übrige Werke gewesen — und Prüfung anderer Meinungen hinweisen mußte. Es ist dies die einzige wesentliche Ausstellung, die ich an B.s Arbeit machen könnte, daß er sich fast immer mit dem Texte des Erec allein bescheidet, wo oft doch nur Anfangs- oder Endpunkt einer Entwicklungsreihe zu finden ist, und daß er nur ganz ausnahmsweise auf einschlägige grammatische Arbeiten Rücksicht nimmt. So hätten ihm, um nur einiges zu nennen, Toblers „Vermischte Beiträge" I 11 drei weitere Beispiele für den verkürzten Relativsatz (*Erec fist mout que sages*) aus den übrigen Dichtungen Christians geboten, darunter eines mit dem prädikativen Nomin., um den es sich hier handelt. S. 26 wird die Konstruktion *granz domages est de vos* unerklärt gelassen, indessen Tobler a. a. O. S. 5 ff. nicht nur viele Belege, sondern auch die Erklärung bringt[1]. Man vgl. daraus die fast gleichen Stellen, wo das Subjekt durch *de* eingeleitet ist, in Claris 21894 *si seroit de vos grant domage* und Richars 2871 *de vostre mort fust grans domages* etc. Zum intransitiven Gebrauch von *lever* könnten noch weitere Belege beigebracht werden; so gebraucht es Christians Nachahmer Guillaume le Clerc im Fergus 15, 28 (ed. Martin) vom „aufgehen" der Sonne, Raoul im Meraugis dreimal (3478, 4916, 4923) wie Erec („aufstehen"); auch für intrans. *laver* (wenn man nicht, wie oft bei *doner*, Auslassung des Passivobjektes annehmen will) findet man bei Raoul mehrere Belege (z. B. Mer. 1257 *venez laver!*) neben reflexivem Gebrauch. Und so wäre eine Ergänzung der Liste aus dem Erec nicht ohne Interesse gewesen. S. 18 wird Cliges aus Bartsch-Hornings Chrestomathie zitiert: sollte sich die Beschaffung der Försterschen (kleinen) Ausgabe für die Lehrerbibliothek als unmöglich herausgestellt haben? Unter den auf S. 62—63 angegebenen Neuerwerbungen für die Schulbibliothek befindet sich außer dem „Kritischen Jahresbericht" kein einziges Buch über französische Sprache, während sonst wenigstens die Programmarbeit jeweils eine kleine Bereicherung des Fachs mit sich zu bringen pflegt. Da jedoch daneben an 20 Werke über deutsche Sprache und Literatur ausgewiesen erscheinen, so dürfte ein Wunsch nach Anschaffung einiger Bücher für vorliegende Arbeit wohl nicht auf Widerstand gestoßen sein. Solche Bibliothekskataloge sind auch sonst in mehr als einer Hinsicht interessant: sie gewähren einen Einblick in die geistigen Bedürfnisse der Anstalt und den Zusammenhang der Fachlehrer mit der Wissenschaft. Daß Br. ihn trotzdem nicht verloren hat, beweist vorliegende Arbeit, und auch für die Zukunft ist dies bei ihm gewiß nicht zu fürchten; aber das eben erwähnte Faktum ist immerhin auffallend.

[1]) Übrigens erklärte auch Mussafia diese Konstruktion in seinen syntaktischen Vorlesungen.

— Neben diesen allgemeinen Bemerkungen hätte ich wenig zu sagen. Auf S. 81 (Dativ des Personale anstatt des Possessivums) hätte das schon S. 3 gebrachte Beispiel 1756 *la face l'an devint vermoille* mit zitiert werden können. Druckfehler sind nicht gerade häufig: ich bessere hier ein paar, so S. 5 trenne *an* | *mainnent*, S. 12 lies *esveillier* (für *ésv.*), S. 13 *plus* (nicht *plu*), *dementoient* (nicht *dam.*), S. 16 *ont aprochié* (*out* wäre möglich, aber nicht dem Text getreu), S. 22 unten *qu'en* (nicht *quen*), S. 28 *qu'il* (nicht *qui'il*), S. 82 *metent* (für *metemt*), S. 37 *bliaut* (für *bliant*). Auf Rechnung des wohl nicht deutschen Setzers sind Worttrennungen wie S. 7 ve-ränderlich und eigen-tlich zu setzen. Sonst ist die Sorgfalt der Ausführung und Überwachung des Drucks unverkennbar. Ich wiederhole auch sonst das bereits eingangs ausgesprochene Lob und glaube sagen zu dürfen, daß eine Fortsetzung im angedeuteten Sinn eine recht dankenswerte Aufgabe wäre, zu der Br. sich in jeder Hinsicht wohl vorbereitet gezeigt hat.

An diese beiden grammatischen Arbeiten, welche die Wiener Schule mit Ehren vertreten, reiht sich die umfangreiche stilistische Untersuchung von M. **Bock** an, die ich gleichfalls anerkennend dazu stellen darf, obgleich ihr Verdienst in anderer Richtung liegt als die früheren. Der Verf. hat sich bereits vor mehr als einem Dezennium durch seine Abhandlung über den „Gebrauch der Pronomina in Amis und Amiles" (Progr. der gleichen Anstalt, 1889) in die Fachkreise eingeführt und bringt jetzt einen willkommenen Beitrag zur altfranzösischen Rhetorik, man könnte hinzufügen: zur Kenntnis der geistigen Kultur des französischen Mittelalters. Den Plan zu dieser Arbeit fand er in G. Koertings Enzyklopädie der roman. Philologie III, 277 ff. Demzufolge versucht er hier festzustellen, welche Vergleiche und Gleichnisse bei einer gewissen Gruppe von Dichtern herkömmlich, welche persönlich sind; er trachtet demnach nicht nur die Literatur einer bestimmten Zeit in einigen ihrer Hauptvertreter, sondern diese selbst unterscheidend in Gedankengang und Ausdruck zu charakterisieren. Er verwertet die vorhandenen Vorarbeiten und fügt reichlich Eigenes neu hinzu. Den Stoff zur Untersuchung bieten ihm 13 Werke: Christians von Troyes Epen; Raouls von Houdenc Meraugis, Roman des Eles (warum nicht auch der Songe d'Enfer, in derselben Schelerschen Ausgabe stehend?) und die demselben Dichter zugeschriebene Vengeance Raguidel; Fergus und Besant de Dieu von Guillaume le Clerc und schließlich der Rosenroman, wozu noch das Rolandslied und „Karls Reise" vergleichend herangezogen werden. Im allgemeinen handelt es sich also um Christian und einige seiner Nachahmer, eine gewiß sehr interessante Dichtergruppe. Noch nicht untersucht waren bisher Cligés, Fergus und der Besant de Dieu. Verf. stellt die Heranziehung weiterer Dichtungen in Aussicht, und dies wird die Kenntnis der altfranzösischen Rhetorik nur fördern; in manchen Punkten werden ähnliche Ergebnisse zutage kommen, in andern die bisherigen verschoben werden. Ein großer Nachteil liegt ja wohl in dieser wiederholten Betrachtung: es müssen die einzelnen Abschnitte nochmals, wenn auch auf Grund neuen Materials, geschrieben werden, was die Vergleichung erschwert. Besser wäre die Sammlung des beabsichtigten Materials der Aufarbeitung vorangegangen. Aber wer schwere Berufspflichten zu erfüllen hat und auch vielleicht vor der gewünschten Zeit die Früchte seiner spärlichen Mußestunden im Programm niederlegen soll, kann nicht leicht anders handeln als B. getan. Dazu kommt, daß die Methode — wenn man sich nicht begnügt, die von den Stilistikern gegebenen Rubriken einfach auszufüllen, was dem Verf. mit Recht widerstrebte — keine leichte ist und hier zuerst ein Versuch gemacht worden sollte, ehe das mühsam zu erwerbende Material auf gut Glück verbraucht werden durfte. Bock hat S. 66 selbst zu erkennen gegeben, daß er sich des Nachteils einer Teilung in mehrere abgeschlossene Arbeiten nur zu gut bewußt ist; aber es wäre nicht recht am Platz, ihn allein dafür verantwortlich zu machen. Und endlich betrifft die Schwierig-

keit des Einordnens von neuem Stoff unter den hier bearbeiteten erst die in Aussicht gestellte Fortsetzung, so daß die Arbeit, wie sie vorliegt, davon eigentlich nicht berührt wird. So wie sie ist, verdient sie Dank und leistet gute Dienste. Eine praktische Einteilung erleichtert das Nachschlagen und spätere Nachträge. Überall ist das Bestreben ersichtlich, in die zum Teil nur mangelhaft herausgegebenen Texte einzudringen und den genauen Sinn der Gleichnisse zu erfassen. Über Tiere, wie den *esmerillon*, Gerfalken u. a. zieht der Verf. geflissentlich Brehm zurate; auch scheint er mit der Übersetzung von afr. *choe* „Dohle“ das Richtige getroffen zu haben. S. 10 wird *vair* nach Godefroys Wörterbuch mit „*brillant*“ = „glänzend“ übersetzt. Ich glaube, daß die Bedeutung keine so allgemeine ist, sondern das Wort auch hier den üblichen Sinn hat. Freilich kann ich jetzt die Farbe der Augen eines Falken nicht am lebenden Tier bestimmen, aber wenn es Rom. Rose 5401 z. B. heißt: *li rois o sa robe vaire*, so ist wohl ein Hermelinmantel gemeint, und in der Ch. des Saisnes (Burguy I 190) *Ja mist la sele sor le vair espaignois* bezeichnet es die Farbe eines „getigerten Schimmels“. Rol. 304 wird von Ganelon gesagt: *Vairs out les oils et mult fier le visage*; Marie de France: Guigemar 415, Equitan 35, Lanval 571 ist es ebenfalls von den Augen gebraucht und so auch Aucassin 2, 13; 12, 20: *les ex avoit vairs et rians* usw., wo Warnke „schillernd“, Suchier „bunt, schillernd“ übersetzt und beide ein Farbenspiel darunter meinen. Es dürfte eine ganz bestimmte Augenart, etwa graue, damit bezeichnet worden sein und dies dem mittelalterlichen Schönheitsideal — das von dem modernen so verschieden war — am meisten entsprochen haben[1]). Das heute so beliebte Blau kommt in Schilderungen selten oder nie vor, soviel ich mich erinnere. Immerhin ist die angegebene Bedeutung von *vair* an unserer Stelle (S. 10) fraglich. Die Redensart *plus mas que cos en angle*[2]) mit Bezug auf das Schachspiel (S. 44) ist auch mir unklar. Man könnte bei *cos* an *coq* (+ Nomin. — *s*) denken und *angle* als Eck des Schachbretts, wo die Figur umstellt („matt“) wird, fassen; aber *coq* hieß meines Wissens keine Schachfigur. Die Ausgabe des Parcival von Potvin ist übrigens an der zitierten Stelle 9795 auch sonst (*mies* statt *mie*) fehlerhaft und die Hs. könnte leicht *tors* (Turm) statt *cos* bieten oder doch meinen. Oder ist unter *cos* der gehinderte Hieb (*colp* + *s*) eines in die Ecke gedrängten Kämpfers gemeint? — Bock bessert an einigen Stellen die gebrauchten Texte; unterblieben ist dies S. 24 Rom. Rose 854 *n'el*, wo *nel* oder *ne·l* zu drucken ist; S. 25 Rol. 3503 *cum* statt *cume*: S. 31 R. Rose 1561 *autretel* statt *-tele*; S. 32 Ferg. 110, 36 *ne le puet voir* lies *nel puet veoir*; S. 42 R. Rose 8813 *n'el* statt *nel* u. a. m. Da ich diese Ausgaben nicht zur Hand habe, weiß ich nicht, ob es nicht zum Teil Druckfehler der Zitate sind. Trotz der sonstigen Sorgfalt sind *c*, *o* und *e*, *n* und *u* einigemale verdruckt („verwaist“ S. 13 unten sollte *ei* haben), so S. 18, letzte Zeile; S. 19 zweimal *sou* statt *son*, dann *cruens* statt *crueus*; S. 20 oben *serroit* statt *serreit* (: *-eit!*); S. 21 *Mont* statt *Mout*; S. 23 *devorest* für *devorast*; S. 27 unten *on la pree* für *en l. p.*; S. 31 *durc* statt *dure*; S. 32 *rubi* statt *rubiz*; S. 34 unten *Re(r)gars*; S. 42 *chascums* statt *-uns*; S. 45 „beteutend“; S. 47 R. Rose *len* statt *leu*; S. 55 unten *gole bace* statt *g. baee*. S. 57 Charr. 4652 *Li l'aore* soll wohl *Il l'aore* heißen. Zum Schluß noch ein Wort über die Deutung S. 63 von Chev. au lion 5: *A cele feste qui tant coste Qu'an doit clamer la pantecoste* (l. *Pantecoste*), welches Wortspiel aber nicht komisch wirkt, da der Dichter mit *doit clamer* das Wort *pantecoste* nicht von *coster* ableiten will. Hier ist *doit* eben gleichbedeutend mit „pflegt“, vgl. die Dissert. von E. Weber, Über den Gebrauch von *devoir*, *laissier*

---

[1]) Ott A., Les couleurs en vieux français, 1899, ist mir jetzt nicht bei der Hand.

[2]) Es hilft nicht viel, in „*enangle*“ das bekannte Verb anzunehmen.

usw., Berlin 1879; ferner Meraugis 4908 fg.: *L'endemain de Pasques* („Ostermontag"), *le jor Qui est de joie et qu'en se doit Esjoir.....*, wo eine „Verpflichtung zur Freude" ausgeschlossen und mehr eine „Gepflogenheit" bezeichnet ist. S. auch Mer. Anmkg. zu V. 5099, S. 257. — Diese Bemerkungen ändern das eingangs abgegebene Urteil nicht, daß Bock hier eine sehr verdienstliche Arbeit geliefert hat und eine Fortsetzung der Untersuchungen wünschenswert ist.

K. Schneider hat — wie vor etwa 20 Jahren Graevell für das Rolandslied — eine Charakteristik der Personen der chanson de geste „Aliscans" zu geben unternommen und teilt hier den ersten Teil seiner Arbeit mit. Der Gedanke ist nicht übel und auch dessen Durchführung im allgemeinen recht ansprechend. Ob außer der Ausgabe von Guessard-Montaiglon noch etwas benützt wurde und Graevell dem Verf. als Vorbild diente, ist nicht gesagt. Die innere und äußere Verwandtschaft beider Dichtungen legte einen solchen Anschluß zum mindesten nahe. Daß er gerade Alicans zum Gegenstand seiner Studien gewählt, ist ein glücklicher Griff, denn kaum ein andres von den altfrz. Heldengedichten außer Roland ist in so hohem Grade dieses Namens würdig. Das sind Figuren, welche denen der — man verzeihe das kühne Wort — Ilias an die Seite gestellt werden können, wenn auch die Kunst des frz. Dichters ihr nicht gleich kommt. Wem das Original nicht mehr verständlich ist, dem gibt Schneiders kurze Darstellung immerhin einen ungefähren Begriff. Wilhelm, der vornehmste Held, verteidigt, wie Hektor, das teure, schwerbedrohte Vaterland; er verteidigt es nicht gegen einen stammesverwandten Gegner, sondern mit der Heimat schützt er gleichzeitig den Glauben der Väter. Seine Gattin Guiborc zeigt die schöne menschliche Seite Andromaches, aber ihre Liebe zum Gatten veranlaßt sie, an Heldenmut, an Entschlossenheit es ihm gleich zu tun. Wer die Krankenstubenluft der neuesten französischen Literatur nicht verträgt, der fände in der naiven, aber urgesunden Gesellschaft der alten Franzosen wahrhafte Erfrischung. Sind die Helden auch roh, so fehlt ihnen zartes Empfinden, rührendes Gemüt durchaus nicht. Auch die homerischen Helden vertreten eine primitive Kultur, und gerade das macht sie uns mit so wert. Doch ich vergesse mich! Kehren wir zu Sch. zurück. Seine Darstellung ist lebhaft, dem Stoffe angemessen. Mittelbare und unmittelbare Charakteristik wechseln, im ganzen herrscht aber die Erzählung vor. Eine schärfere Herausarbeitung der einzelnen Charaktere wäre wünschenswert, aber zum Teil liegt die Schwierigkeit schon in der Dichtung, wo gewisse Züge allen Helden gemeinsam und typisch sind. An scharf individualistischen Personen fehlt es trotzdem nicht. Ich hätte es gerne gesehen, wenn eine kurze, über Inhalt, Zeit und geschichtlichen Hintergrund der Dichtung orientierende Einleitung vorausgeschickt worden wäre. Denn der Aufsatz Sch.s wendet sich doch zugleich und sogar vorzugsweise an einen Leserkreis, dem vielleicht sogar der Name Aliscans unbekannt ist. Auf jeden Fall hätte man das Gemeinsame herausgehoben und vorangestellt und bei der Einzelschilderung die Trennung der körperlichen und moralischen Eigenschaften durchgeführt sehen mögen. Eine stramme Disposition gestattete nicht, mitten in der Charakteristik Wilhelms (auf S. 5—6) seine Ausrüstung, sein Schwert und sein Pferd zu beschreiben und dann wieder seine Tapferkeit zu preisen. Die rein begleitenden Merkmale gehörten an den Schluß jeder Einzelcharakteristik. Da eine Fortsetzung in Aussicht steht — bisher sind zehn Personen geschildert — so würde es sich empfehlen, am Schluß eine Vergleichung mit der epischen Kunst im Rolandsliede zu geben, wenigstens was die Charakteristik der Figuren betrifft. Dankenswert erschiene es auch, den Haupthelden Wilhelm noch in anderen Dichtungen des Zyklus von Garin de Monglane zu verfolgen, besonders in den Enfances Guillaume, Charroi de Nimes, Coronement Loois, Prise d'Orange usw. Das erfordert nicht viel Bücher und verhältnismäßig wenig Zeit. — Auf den sprachlichen Ausdruck, die Zeichensetzung und Druckkorrektur hätte etwas mehr

Sorgfalt verwendet werden können; besonders zahlreich sind Versehen bei den Zitaten: vgl. S. 5 *li hardi[s], renomé[e]*; S. 6 *hardi[e]ment*, unten *qui* statt *que*; der dritte Vers im Zitat ist eine Silbe zu kurz; S. 7 *Sains Esperis* (nicht *-t!*); S. 9 wohl zu lesen *Ainc ne vist hom[e]*; S. 17 steht zweimal *caïtis (captivus)*, wo doch *i* aus Konsonant (*p*) nicht silbenbildend ist; vgl. zu diesem Wort jetzt Herzog, Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. 1902, März-Aprilheft, Sp. 125: *captivu* ⟩ *caftif* ⟩ *cah'tif* ⟩ *caitif*. Auch darf der Akkus. *le* nicht mit dem Nomin. *caitis* verbunden werden; es muß *caitif* heißen. Das übrige und deutsche Druckfehlerverzeichnis erlasse ich mir, nur S. 12 „seines Neffens“, S. 15 „seinen übrigen Vetter[n]“ hätte in einer Schulschrift nicht stehen sollen. Die Schreibung „Thapferkeit“ S. 12 ist doch selbst in der jetzt verlassenen Th-Schreibung nie üblich gewesen. Erheitert hat mich bei der undankbaren Rezensierarbeit die Kathederblüte S. 6: „Wenn Wilhelm sein Pferd anspricht und ermuntert, da wiehert es freudig (und stampft mit den Füßen), wie wenn es ein — verständiger Mensch wäre“. — Was gemeint ist, wäre ja klar, aber —! Daß gerade die Erstlingsdrucke (und Manuscripte!) die rechte Genauigkeit vermissen lassen, ist eine alte Erscheinung und Sch. geht hierin vielleicht nur ein klein wenig weiter als andere. Er wird hoffentlich diese freundliche Mahnung eines alten Studienkollegen nicht übel aufnehmen, da sie ihm bei späteren Arbeiten härtere Worte von anderer, rücksichtsloserer Seite erspart. Zur Fortsetzung sei ihm freie Zeit und gleiche Arbeitsfreudigkeit gewünscht. Vielleicht gelingt es ihm, der altfranzösischen Dichtung auch in unsrer neuen Zeit Freunde zu gewinnen. Möge die Fortsetzung nicht zu lange auf sich warten lassen! Dieser Wunsch gilt allen vier hier angezeigten Arbeiten.

Czernowitz. Matthias Friedwagner.

---

47. Wenzel Essl, Beitrag zu einer Kryptogamenflora um Krumau. Progr. der III. deutschen Staatsrealschule in Prag-Neustadt 1901. 16 SS.

Als Fortsetzung aus dem vorjährigen Jahresberichte, der die Pteridophyten und pleurokarpen Moose brachte, enthält die diesjährige Abhandlung einen Teil der akrokarpen Moose, und zwar die *Polytrichaceae, Bryaceae, Bartramiaceae, Funariaceae, Grimmiaceae, Hedwigiaceae, Encalyptaceae* und *Pottiaceae* in analytischer Bearbeitung.

48. P. Vital Jäger, Einst und jetzt. Eine pflanzen-geographische Skizze. Progr. des Gymnasiums am Colleg. Borromaeum in Salzburg 1901. 51 SS. 2 Tafeln.

Verf. schildert das Pflanzenleben auf jener großen Schotterbank, welche die Salzach an ihrem linken Ufer längs der Hellbrunner Au aufgeschüttet hat. Er verfolgt die Veränderungen, die das Vegetationsbild auf einer solchen Schotterbank im Laufe der Jahrzehnte erfährt und schildert die floristischen Verhältnisse dieser Lokalität in den verschiedenen Jahreszeiten; es wird gezeigt, wie mit Ausnahme gewisser gleichsam erbgesessener Pflanzen von Jahr zu Jahr nicht nur die Zahl der Arten, sondern auch die Zahl der Individuen derselben Spezies wechselt. Ausführlicher wird eine Reihe von Transpirations-Schutzmitteln besprochen, ferner werden ernährungs-physiologische Momente, der Kampf der Pflanzen gegen parasitische Pilze, herbivore Tiere, Überschwemmungen usw. berührt. Schließlich vergleicht der Verf. die Flora der Schotterbank mit den Vegetationsverhältnissen in den „schattigen Hallen der Hellbrunner Au“.

Verschiedene Angaben des Verf.s sind unrichtig oder ungenau. So hat Wiesner nicht nachgewiesen, daß das Chlorophyll „die complementäre Farbe des Grün“ in Wärme umsetzt. Unbekannt ist es dem Ref., der die Transpirationsliteratur sehr genau kennt, dass die Lentizellen eine „ausgiebige Transpiration im Sommer vermitteln“. Daß Stärke und Zucker zur intermolekularen Atmung das „Material“ liefern müssen, ist nichts Merkwürdiges, da diese Kohlehydrate auch zur normalen Atmung das „Material“, i. e. den Kohlenstoff liefern. Charakteristisch für die intermolekulare Atmung ist, daß die Oxydation nicht durch den freien Luftsauerstoff, sondern durch den gebundenen Sauerstoff organischer Verbindungen erfolgt. Bezüglich des Regens sagt Verf.: „Sollen die Blätter bei anhaltendem Regenwetter nicht wochenlang (?) zur Untätigkeit verurteilt werden, so müssen Einrichtungen getroffen sein, welche eine Benetzung der spaltöffnungsführenden Seite ein für allemal (!) verhindern“. Verf. findet dann in der Behaarung der Unterseite ein solches Schutzmittel. Darauf ist folgendes zu bemerken: Erstens kann von einer wochenlangen Untätigkeit infolge des Regens bei den Pflanzen der Salzburger Schotterbank keine Rede sein, da erwiesenermaßen die Blätter in den regenreichsten Gegenden der Erde, z. B. im Monsungebiete, eine bedeutende Tätigkeit entfalten; zweitens sind für die Unterseite der Blätter, welche die überwiegend transpirierende Seite ist, keine besonderen anatomischen Regenschutzmittel notwendig; der Schutz liegt vielmehr in der Blattlage, bei der während eines ruhigen Regens nur die Oberseite benetzt wird. Unverständlich ist, zu sagen, daß für die Pflanzen der Schotterbank zu gewissen Zeiten „Sonnenhitze und Wassermangel das tägliche Brod sind“. Oder die Stelle, an der von den Verwüstungen der Pflanzen durch eine große Überschwemmung die Rede ist: „Dagegen sträubt sich selbst die Feder eines in den Eingeweiden der Pflanzen sonst gefühllos wühlenden Naturhistorikers“.

49. Dr. Maximilian Singer, Experimente beim botanischen Unterrichte im Obergymnasium. Progr. des k. k. deutschen Staatsgymnasiums in Prag, Königl. Weinberge 1901. 15 SS.

Das Bestreben, den botanischen Unterricht an der Oberstufe der Mittelschule auch in anatomisch-physiologischer Richtung durch geeignete Demonstrationen und Experimente zu beleben, soweit es die kleine Stundenzahl verbunden mit der oft großen Schülerzahl gestattet, macht sich immer mehr geltend. Der Verf. führt in seiner Abhandlung 23 solcher Schulversuche an, deren Vorbereitung dem Lehrer keine besondere Mühe macht, und von denen wenigstens einige den Schülern vorgeführt werden sollen. Denn es ist nicht zu leugnen, dass ein einfaches Anschauungsmittel oft eine raschere Auffassung und richtigere Vorstellung des Gegenstandes seitens des Schülers ermöglicht, als eine lange theoretische Auseinandersetzung.

50. Dr. Cajetan Lippitsch, Studien über das naturhistorische Cabinet an der Mittelschule. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Leoben 1901. 16 SS.

Die Erfahrungen, welche der Verf. an den sechs Anstalten, denen er bisher als Lehrer angehörte, gesammelt hat, veranlaßte ihn zu dem vorliegenden Aufsatze. Derselbe enthält verschiedene praktische Winke über die Einrichtung des naturgeschichtlichen Cabinetes, Aufzählung der notwendigen Objekte (Inventar) für den Unterricht, Vorschläge über deren Aufstellung, Signierung, Numerierung usw. Die Lektüre dieser Programmabhandlung sei daher insbesonders den jüngeren Kustoden empfohlen.

50. Linsbauer L., Tabellen zur Bestimmung der Holzgewächse aus der Umgebung von Pola. Mit besonderer Berücksichtigung des Laubes. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Pola. XI. Jahrg. 1901. 32 SS.

Die Tabellen sind als Substrat für Bestimmungsübungen mit den Schülern der genannten Anstalt gedacht, und damit stehen gewisse Einrichtungen der Tabellen im Zusammenhange. Was den Umfang des Gebietes betrifft, so ist zu bemerken, daß die Flora Südistriens im Sinne Freyns abgegrenzt wurde, und daß von Halbsträuchern, deren diese Flora eine ziemliche Anzahl enthält, sowie von den zahlreichen kultivierten Lignosen eine gewisse Auswahl getroffen worden ist. In der lateinischen und deutschen Nomenklatur lehnte sich Verf. an die bekannte Exkursionsflora von Fritsch an; die Verbreitungsangaben sind in der Regel Koehnes Dendrologie entnommen. Zum Zwecke der Determinierung wurden in erster Linie die Blattmerkmale herangezogen. Wo es dem Verf. nötig erschien, sind auch Blüten und Fruchtmerkmale (z. B. bei Koniferen, Kupuliferen, Pruneen) benützt worden. In jeder einzelnen der vom Verf. aufgestellten sieben Gruppentabellen erscheint die dichotome Form des analytischen Schlüssels durchgeführt; nur in der allgemeinen Übersicht wird das folgende Einteilungsschema gegeben:

A. Pflanzen bewehrt, d. h. mit Dornen oder Stacheln versehen (Tabelle I);

B. Pflanzen mit unselbständigem Stamme kletternd (oder in Ermangelung einer Stütze auf dem Boden kriechend [Tabelle II]);

C. Pflanzen nicht bewehrt, Stamm aufrecht, Zweige in ihrem ganzen Verlaufe beblättert. 1. Blätter vorhanden, flächenförmig; *a*) zusammengesetzt (Tabelle III); *b*) einfach: *α*) gegenständig (Tabelle IV), *β*) wechselständig (Tabelle V). — 2. Blätter nadel- oder schuppenförmig oder fehlend (Tabelle VI);

D. Stamm an der Spitze mit einem Schopfe von außerordentlich großen (oft über 1 *m* langen) Blättern besetzt (Tabelle VII).

In die letzte Gruppe stellt Verf. Pflanzen vom Habitus der Zwergpalme oder Yucca. Durch die Einführung besonders der ersten zwei Tabellen wird in vielen Fällen eine rasche und sichere Bestimmung möglich. Ein deutsches Namensverzeichnis schließt die mit Sachkenntnis und Sorgfalt verfaßte Abhandlung.

Wien. Dr. Alfred Burgerstein.

---

51. Vincenz Hansel, Über einige Eruptivgesteine von der Inselgruppe der Neuen Hebriden. Progr. der k. k. Staatsrealschule im XVIII. Gemeindebezirke von Wien 1901. 20 SS.

Die vorliegende Arbeit gründet sich auf eine Serie von Gesteinsproben, die Baron Foullon-Norbeck während seiner, in den Jahren 1893—94 unternommenen Reise in die Südsee auf den Neuen Hebriden, und zwar auf den Inseln Espiritu santo, Mallicolo und Sandwich gesammelt hatte, sowie auf einige topographische Tagebuchnotizen Foullons. Die Inselgruppe der Neuen Hebriden baut sich wesentlich aus zwei Gesteinsgruppen auf: Jungvulkanische Ergußgesteine und Korallenriffe. Letztere umsäumen als recente Riffe die Küste, doch reichen alte Riffbildungen auch ziemlich hoch an den Bergen hinauf. Die Untersuchungen Hansels haben ergeben, dass sich auch ältere Ergußsteine nebst den von ihnen abstammenden Produkten klastischer Natur an dem Aufbau der Inseln nicht unerheblich betheiligen. Die jüngeren Gesteine sind Andesite, die älteren hingegen Diabasporphyrite, Uralitporphyrite und Melaphyre, nebst

einigen Tuffgesteinen. Einen beträchtlichen Anteil an der Zusammensetzung älterer, bisweilen zu ansehnlicher Höhe über den Meeresspiegel reichender sedimentärer Gebilde hat der sogenannte Kalksandstein und korallinischer Tuff, welcher nach den von Hansel untersuchten Proben wesentlich aus Korallen- und Foraminiferendetritus zusammgesetzt ist, dem eine geringe Menge vulkanische Produkte beigemengt sind.

Wien. Dr. Franz Noë.

---

52. Wend. Kleprlik, Beiträge zur Gesundheitspflege an unseren Mittelschulen. Progr. des Staatsgymnasiums in Landskron 1901. 18 SS.

Im ersten Teile seiner Abhandlung plaidiert der Autor für eine bessere Berücksichtigung der hygienischen Unterweisung, besonders in den unteren Klassen, wozu die Lehrbücher, besonders jene der Naturgeschichte und Physik in reichlichem Maße anregen können. Im Obergymnasium sollen die Schüler auf richtiges hygienisches Schließen aufmerksam gemacht werden und die Gesundheitsregeln selbst ableiten. Der zweite Teil des Aufsatzes diskutiert die ziffernmäßigen Aufnahmsresultate über Lichtgenuß und Luftkubus des Landskroner Gymnasiums, ferner Messungen an den Schülern. Verf. stellt daraufhin eine Tabelle mit den Teildimensionen auf, welche die Subsellien nach seiner Ansicht für die dortigen Gymnasialschüler haben sollten, wobei er für je 5 *cm* Längenunterschied eine neue Subsellennummer wünscht. Die Untersuchung der Augen ergab, dass über die Hälfte der Landskroner Gymnasiasten nicht normalsichtig ist. Weitere Untersuchungen beziehen sich auf das Gehör, Rückgrat, Brustumfang usw. Bei seinen Studien hatte sich der Verf. der Unterstützung eines Kollegen und zweier Ärzte zu erfreuen. Die Arbeit ist geeignet, Interesse für die Schulhygiene zu erwecken, und dürfte nicht ganz ohne gute, praktische Folgen bleiben.

53. Dr. Gustav Kraitschek, Die anthropologische Beschaffenheit der Landskroner Gymnasialjugend. Progr. des Staatsgymnasiums in Landskron 1901. 8 SS.

Der Verf. hat an 173 Schülern des Gymnasiums anthropologische Konstatierungen vorgenommen, und zwar bezüglich der Augen, Haare, der größten Kopflänge und Kopfbreite, Gesichtshöhe und Gesichtsbreite, dann bezüglich der Gesichtshöhe von der Nasenwurzel bis zum Kinn, endlich Nasenlänge und Nasenbreite. Aus den gefundenen absoluten Maßen wurden der Kopfindex, die beiden Gesichtsindizes und der Nasenindex berechnet. Aus der tabellarischen Zusammenstellung der Resultate ergibt sich, daß die Hyperbrachycephalen weitaus überwiegen. Im Besonderen kam der Verf. zu der interessanten Tatsache, daß, abgesehen von den Juden, im Untergymnasium die Hyperbrachycephalen, im Obergymnasium die Brachycephalen und Dolichocephalen die Mehrheit bilden. Vielleicht ergibt sich dem Verf. Gelegenheit, seinen schönen, wissenschaftlichen Beitrag zur Anthropometrie jener Gegenden durch Aufnahme einer größeren Zahl Erwachsener zu ergänzen.

Wien. Dr. Alfred Burgerstein.

Aufruf der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

(Rechtsfähige Stiftung.)

Fast täglich lesen wir in den Zeitungen von der Enthüllung neuer Denkmäler. Kaiser und Fürsten, Feldherren und Staatsmänner, Dichter und Künstler erhalten Standbilder, die das Andenken der Nachwelt an ihre Verdienste in eine besonders wirksame Form kleiden und für alle Zeiten befestigen sollen.

Gewiß ist das an sich ein lobenswertes Tun; aber daneben muß doch auch dafür gesorgt werden, daß dem äußeren Bild ein inneres Gedenken entspricht — daß nicht nur bei einigen wenigen Kundigen, sondern in den weitesten Kreisen des Volkes Verständnis dafür vorhanden ist, was der Gefeierte für sein Volk geleistet hat. Ganz besonders aber müssen unsere großen Dichter in der Seele ihres ganzen Volkes weiterleben, sollen ihre Standbilder nicht ein leerer Prunk bleiben.

Schon oft ist von deutschen Dichtern der Gedanke ausgesprochen worden, daß aller Ruhm und alle Ehre, mit denen Mit- und Nachwelt sie schmücken können, ihnen nichts ist gegen die frohe Hoffnung, im Herzen ihres Volkes eine bleibende Stätte zu finden.

Gustav Freytag war es, der zum erstenmale klar und bestimmt darauf hinwies, daß man einen großen Dichter so gut wie durch ein Denkmal durch die Begründung einer Stiftung ehren könne, die seine Schriften auch nach seinem Tode im Volke verbreite. Als es sich im Jahre 1874 um die Errichtung eines Denkmals für den eben verstorbenen Fritz Reuter handelte, machte er den Vorschlag, man möge kein gewöhnliches Denkmal setzen, sondern lieber die Volksbibliotheken fortgesetzt mit den Schriften Reuters versehen. — Und in jüngster Zeit ist derselbe Grundgedanke u. a. in ansprechendster Form von Rosegger verfochten worden: „Die Denkmäler erstehen, die poetischen Schöpfungen verstauben. Als ob die Dichter geboren würden und ihre Werke schrieben, damit einmal eine Denksäule, eine Figur ihren Namen trüge! Die Hoffnung, der Stolz, das Leben und die Unsterblichkeit eines Dichters besteht aber darin — gelesen zu werden, mit seinen Schöpfungen im Volke zu wirken. . . . Wenn das Kapital, das für ein Dichterdenkmal aufgebracht worden, auf Zinsen angelegt würde und aus denselben jährlich Hunderte von Werken des Dichters angeschafft und in der unbemittelten, aber lesefrohen und empfänglichen Bevölkerung richtig verteilt werden möchten — es wäre unvergleichlich zweckmäßiger, es wäre ein wahrhaft lebendiges, unvergleichliches Denkmal!"

Ist dieser Gedanke nicht so erhebend und von einer so mächtig werbenden Kraft, daß er in die Tat umgesetzt werden muß? Das Verlangen unsers Volkes, seine großen Dichter kennen zu lernen, ist mehr und mehr gestiegen, die Befriedigung dieses Verlangens aber leider noch oft genug aus Geldmangel unmöglich. So gibt es denn in Deutschland, Österreich und der Schweiz weite Volksschichten in Stadt und Land, in denen kaum etwas von Schiller, von Goethe, von Grillparzer, geschweige denn von Reuter, von Freytag, von Keller, von Anzengruber gelesen worden ist.

Sicherlich wird deshalb die Begründung der „Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung" mit Freuden begrüßt werden. Sie will unsern großen Dichtern das unvergänglichste Denkmal dadurch setzen, daß sie Jahr für Jahr unsere Volksbibliotheken (insbesondere auf dem Lande und in kleinern Städten) mit den Meisterwerken der Literatur versorgt und auch deren sonstige Verbreitung durch Herstellung gut ausgestatteter, billiger Ausgaben, so weit solche noch nicht vorhanden sind, fördert.

Allerdings: die Mittel, die zusammenkommen müssen, um die Stiftung auf eine der Bedeutung der deutschen Literatur würdige Summe zu bringen, sind sehr erhebliche; so lange jährlich weniger als 10000 Mk. (denen ein Kapital von etwa 300000 Mk. entsprechen würde) an Zinsen zur Verfügung stehen, kann ihre Tätigkeit dem vorhandenen Bedürfnis nur ungenügend Rechnung tragen. Aber wir vertrauen auf den idealen Sinn des Volkes der Dichter und Denker, das ja Jahr für Jahr ein Mehrfaches dieses Betrages für seine Dichterdenkmäler zusammenbringt! Jeder, der es an sich selbst erfahren hat, welche glücklichen Augenblicke die Werke unserer großen Dichter auch in unsere trübsten Stunden bringen können, jeder, der ihnen so manche Anregung, so manche stille Erhebung dankt, wird nach seinen Verhältnissen zu einer Stiftung beitragen wollen, die ein leuchtendes Beispiel der Verehrung des deutschen Volkes für seine unsterblichen Dichter und ein ewig fortwirkender Hort deutschen Geisteslebens werden soll.

Die Stiftung soll sich, wie erwähnt, nicht auf das Deutsche Reich beschränken: so weit die deutsche Zunge klingt, soll sie ihre Wirksamkeit — und ihr Werben — entfalten. Alles, was zu der großen Einheit des deutschen Kulturkreises gehört, soll teilhaben an ihren Segnungen und beitragen können, sie zur Blüte und Kraft zu bringen: unsern großen Dichtern zum unvergänglichen Denkmal!

Wir erbitten einmalige wie auch jährliche Beiträge: letztere sollen nicht zum Kapital geschlagen, sondern fortlaufend mit den Kapitalzinsen ausgegeben werden.

Die Beiträge werden in jeder Höhe entgegengenommen von: der Deutschen Bank, Berlin, und ihren sämtlichen Zweiganstalten und Depositenkassen; der k. k. Postsparkasse, Wien, auf Konto Nr. 859112; der Schweizerischen Volksbank, Bern, und ihren sämtlichen Zweiganstalten und Depositenkassen; dem Kassenwart der Stiftung, Dr. Ernst Schultze, Hamburg.

Alle Briefe, Anfragen usw. werden an den genannten Herrn oder mit der Aufschrift „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg" erbeten.

Die *Deutsche Bibliographische Gesellschaft* versendet einen Aufruf zum Beitritt und entwickelt darin das Programm ihrer ersten Publikationen. Der Vorstand bittet uns, daraus folgendes mitzuteilen:

Die Schaffung einer „Gesammt-Bibliographie der periodischen Erscheinungen des 18. und 19. Jahrhunderts" ist die erste Aufgabe, die sich die „Deutsche Bibliographische Gesellschaft" gestellt hat; zunächst vom literarhistorischen Gesichtspunkt ausgehend, wird sie bei der Romantik einsetzen; der erste Band ihrer Publikationen, der im nächsten Winter erscheinen soll, wird ein vollständiges, von Fachmännern bearbeitetes Repertorium der Zeitschriften der romantischen Epoche bieten; er wird nicht nur Unbekanntes an Erstdrucken, historischem und kritischem Material usw. der Forschung erschließen, sondern auch eine Geschichte und Charakteristik dieser Zeitschriften bringen und durch Angabe der Fundorte der einzelnen Bände usw. ein unschätzbares Hülfsmittel für den schnellern wissenschaftlichen Verkehr bedeuten. — Daran anschließen wird sich die Bearbeitung der jungdeutschen Zeitschriften, mehrerer großer Tageszeitungen nebst ihren wissenschaftlichen Beilagen und der Almanache; so vorschreitend werden unsere Publikationen in kürzester Zeit in die Gegenwart hineinragen.

Zur Erreichung ihrer Ziele bedarf aber unsere Gesellschaft der regsten und tatkräftigsten Unterstützung allerseits, in Deutschland und im Ausland. Wir wenden uns daher an alle Arbeiter auf dem weiten Felde

der Wissenschaft, ihre zahlreiche Teilnahme ist die natürliche Voraussetzung für das Gelingen unserer Pläne; Literaturgeschichte in erster Linie, daneben Kunst-, Theater- und Musikgeschichte, Philosophie und Philologie, Kultur- und politische Geschichte werden die Früchte unserer gemeinsamen Arbeit ernten. Wir wenden uns an den Gelehrten, der die Schätze der Wissenschaft hebt, wie an den Schulmann, der sie dem Volke vermittelt. Wir wenden uns an alle Vertreter und Mitarbeiter der Deutschen Presse, deren Geschichte wir zum erstenmale in großem Stile auf wissenschaftlicher Grundlage anbahnen und an alle Schriftsteller, denen die spätere Würdigung ihrer produktiven und kritischen Arbeiten am Herzen liegt. Und wir wenden uns schließlich an alle Vereine und Institute wissenschaftlicher Art, vornehmlich an alle Bibliotheken, mit der Bitte, unser Unternehmen durch Mitgliedschaft oder Subskription unserer Publikationen zu unterstützen, und rufen die weitesten Kreise der Gebildeten auf, die der geistigen Entwicklung unsers Vaterlandes nicht gleichgültig zusehen, sondern gewillt sind, das was in ihren Kräften steht, zum ideellen Schatze der deutschen Nation beizusteuern.

Der Jahresbeitrag beträgt nur 6 Mark. Mitglieder erhalten die Publikationen zu einem bedeutend geringern Preise. Schriftliche Mitteilungen und Anfragen sind erbeten an den Sekretär Dr. Houben, Berlin-Schöneberg, Eberstr. 91; Geldsendungen an die Firma S. Herz, Berlin NW., Dorotheenstr. 1.

Eingesendet.

Von befreundeter Seite wird uns mitgeteilt, daß das auf Grund des Lehrplanes und der dazu gehörigen Instruktionen abgefaßte Lehrbuch der Geometrie für Untergymnasien von Hočevar von Herrn Ch. Godfrey senior, Mathematical Master of Winchester College, übersetzt und in London gedruckt wird.

Wir bringen dies mit Vergnügen zur Kenntnis unserer Leser.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Ein *Corpus Topographicum Orbis Antiqui*.

Vor annähernd zwanzig Jahren hat die Wiener Akademie eine Preisaufgabe gestellt, die auf die Ergänzung des überlieferten lateinischen Wortschatzes durch die romanischen Sprachen hinzielte. Ein Bearbeiter dieses sehr interessanten und nach vielen Seiten hin wichtigen Problemes hat sich damals nicht gefunden, und in der Tat wäre eine befriedigende Lösung von einem einzelnen noch kaum möglich gewesen zu einer Zeit, wo der altfranzösische Wortschatz noch sozusagen gar nicht, der altprovenzalische höchst mangelhaft gebucht war; wo wir über sehr viele Mundarten noch ungenügend unterrichtet waren und manche wichtige Texte noch handschriftlich in den Bibliotheken ruhten. Gröber hat in einer Reihe von Aufsätzen im Archiv für lateinische Lexikographie dem Gedanken eine festere Form geliehen, und heute läßt sich ungefähr ermessen, was das Resultat einer systematisch vorgenommenen Untersuchung wäre, die die Mundarten in demselben Umfange heranzöge wie die Schriftsprachen, und die auch die lateinischen Elemente des Germanischen, Keltischen, Albanesischen usw. berücksichtigte. Man bekommt einen wesentlich vollständigeren Einblick in die Geschichte der Wörter als es bisher möglich gewesen ist; man gewinnt sehr viele Ableitungen und man gewinnt auch einige neue Wörter; man findet, daß mehr als eine Form im *Thesaurus glossarum emendatarum* emendiert ist, wo zu Änderungen ein Grund nicht vorlag; man sieht namentlich deutlicher, was die Römer von Galliern und Germanen geborgt haben: Namen von Dingen, die doch auch ihrem Ursprunge nach zu Kelten und Germanen enge Beziehungen gehabt haben müssen. Zahlenmäßig freilich sind die Ergänzungen im Verhältnis nament-

lich zu dem in *Thesaurus linguae latinae* gebuchten nicht allzu groß, aber die Zahl allein macht es nicht[1]).

Ganz anders verhält es sich auf einem andern Gebiete, auf dem der Ortsnamen. Die Erforschung der Ortsnamen ist leider noch vielmehr als sonst die Etymologie jahrelang der Tummelplatz eines wüsten Dilettantentums, um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen, gewesen, so daß ernste Forscher geradezu scheuten, sich damit abzugeben. Auch heute ist die Zahl der unberufenen Mitarbeiter viel größer als die Zahl der berufenen, aber immerhin liegt eine stattliche Reihe guter und verläßlicher Untersuchungen vor, die uns unter anderm deutlich zeigen, daß das alte Römerreich viel dichter bewohnt war als man annehmen muß, wenn man sich auf die Notizen der alten Schriftsteller und auf die Funde beschränkt. Weder *Massafra* bei Tarent noch *Bonefro* in der Molise sind uns aus dem Altertume bekannt und doch zeigen ihre Endungen deutlich, daß es sich sogar um vorrömische, um oskische Gründungen handelt, da *fra, fro* ein oskisches, nicht ein lateinisches oder italienisches Suffix ist. *Vicus* 'Weiler' ist als Appellativum längst untergegangen, daher die verschiedenen *Vico* in Italien, *Vigo* in Spanien römische Gründungen sein müssen usw.

Aber nicht allein die bloße Tatsache der Existenz eines Ortes kann gesichert werden durch die Namenforschung, sondern noch mancherlei anderes. Man schreibt die Geschichte der Legionen nicht nur wegen des militärischen Interesses, sondern auch wegen des kulturellen, denn die Legionäre sind, wenn nicht die Träger, so doch die Vorposten der Romanisierung gewesen. Die Geschichte der Kolonien kommt ergänzend hiezu, aber der große für die ganze Folgezeit so unendlich wichtige Prozeß des allmählichen Überganges der Etrusker, Gallier, Iberer usw. zu lateinisch sprechenden Römern wird erst in seinem ganzen Umfange verfolgt werden können, wenn möglichst deutlich wird, wie die Dichtigkeitsverhältnisse der römischen und der vorrömischen Siedlungen gewesen sind, und dazu geben uns die Ortsnamen das sicherste Mittel. Sie lassen uns erkennen, welche Gegenden die Römer bevorzugten, wo die Gallier ihre letzten Zufluchtsstätten gefunden haben usw. Man weiß längst, daß die Römer ihre fundi nach dem Namen des Besitzers mit angehängtem *-anus* bildeten, daher Namen wie *Aemilianus, Calpurnianus, Lollianus* und unzählige andere. In Gallia Cisalpina und Transalpina entsprechen die *ācum*-Namen: *Aemiliācum, Caerelliācum, Flaviācum* usw. Die Besitzer dieser Höfe sind aber nicht, wie man aus dem Namen schließen könnte,

[1]) Im Archiv für lateinische Lexikographie VIII 310 hatte ich *ardura* für das Lateinische erschlossen. Jetzt kann man im Thesaurus unter *ardor* die 'Nebenform' *ardura* belegt finden. Ich erwähne dies hier, weil ich von dieser überlieferten Form erst bei der Korrektur des Thes. Kenntnis bekam und es da nicht mehr möglich war, die romanischen Vertreter einzufügen.

Römer, sondern Gallier, die einen römischen Patronus hatten, dessen Namen sie annahmen und ihrem Hofe beilegten. Nun stoßen in Südfrankreich das Gebiet von *-anus* und dasjenige von *-acum* zusammen und ihre Grenze kann man als die Grenze zwischen ganz römischer und galloromischer Siedlung betrachten.

Auch die Kulturgeschichte geht nicht leer aus. Ich möchte in diesem Augenblicke nicht entscheiden, ob *Salvan* in Savoyen ein *Silvanus* darstelle, also zu Domaschewskys Ausführungen über den Silvanus-Kult zu ergänzen wäre [1]). Deutlicher ist ein andres Beispiel. Das Gallische *nemetum* 'Kultusstätte' tritt in vielen Zusammensetzungen auf *Augustonemetum* usw. In C. I. L. XII 2820 werden *Arnemeti* genannt, was zunächst wohl einfach 'die bei einer Kultusstätte wohnenden' bedeutet. Aber auch das Land kann *Arnemetum* heißen und in der Tat finden sich in Frankreich mindestens zwei darauf zurückgehende Ortsnamen *Arlempde* (Dép. Haute-Loire) und *Arlande* (Dép. Gard), s. Revue Celtique XX 2.

Am meisten lernt natürlich die Geschichte aus den Namen. Wenn wir in Sardinien einen Ort *Kentu Istaflas* antreffen, so erkennt man darin sofort die oskische Entsprechung eines lat. *centum stabula*, und da weder das Sardische noch irgend eine andere romanische Sprache noch das Lateinische *stafulum* neben *stabulum* kennt, so darf man in *Kentu Istaflàs* unbedenklich eine oskische Kolonie sehen.

Nicht geringer ist die Wichtigkeit der Ortsnamen für die Sprachforschung, doch brauche ich darauf nicht einzugehen, da man von dieser Seite den Wert der Toponomastik längst eingesehen hat.

Bei der großen Tragweite einer allseitigen wissenschaftlich-vernünftigen Untersuchung in dieser Richtung ist es nur lebhaft zu begrüßen, daß Camille Julian, dem wir unter anderm eine Anzahl trefflicher Arbeiten über die alte Geographie Aquitaniens verdanken, den Vorschlag macht, daß ein *Corpus Geographicum Orbis Antiqui* geschaffen werde. In einem lesenswerten Aufsatze in F. Lehmanns Beiträgen zur alten Geschichte II 1—13 weist er an einer Reihe gut gewählter Beispiele darauf hin, was die Namen alles lehren: die Verbreitung der verschiedenen Kulte, die Ausdehnung der vorrömischen Stämme, Wege und Brücken, Kulturstätten, die Bodenverhältnisse, die Umgestaltungen von unbebautem Lande, von Wäldern und Sümpfen, ihre frühere und ihre spätere Ausdehnung, kurz ein gut Teil des bürgerlichen wie des staatlichen Lebens. — Um dieses reiche Material zunächst zu sammeln und zu ordnen, regt Julian nun die Schaffung eines *Corpus Topographicum Orbis Antiqui* an, wobei er mit Fug und Recht bemerkt, daß auch der Orient nicht unberücksichtigt bleiben könne,

[1]) Der *Silvanus* lebt noch in der romanischen Geisterwelt, vgl. vorderhand die Arch. Glottol. ital. IV 185, Anm. 1 angeführte Literatur.

und er appelliert dafür an die Vereinigung der Akademien, die mit dem *Thesaurus linguae latinae* der Altertumswissenschaft schon einen so großen Dienst erweist, nur müßte hier die Vereinigung noch über Deutschland hinausgreifen, da ja der größte Teil der Arbeit außerhalb Deutschlands liegt. Uns in Österreich würde allerdings ja ziemlich viel und keineswegs das Leichte zufallen.

In der Tat kann ein Einzelner ein solches Corpus ebenso wenig machen wie ein *Corpus inscriptionum latinarum* oder *graecarum* eines Einzelnen Kräfte übersteigt. Zwar fehlt es nicht an Vorarbeiten, unter denen Pauly-Wissowas Reallexikon die erste Stelle einnimmt wegen der Kritik und Gründlichkeit, mit der alles ausgearbeitet ist. Aber für die in Betracht kommende Sammlung bietet eben die antike Überlieferung nur einen ganz geringen Bruchteil. Eine reiche Sammlung enthält Holders Altkeltischer Sprachschatz, aber es fehlt ihr die kritische Sichtung und in sehr vielen Fällen sind die Deutungen und Rekonstruktionen falsch. Monographien über einzelne Fragen oder Gegenden liegen in Deutschland aus Gröbers, in Frankreich aus Longrons Schule vor, andere werden auch anderswo vorbereitet, aber es sind doch alles nur minimale Bruchstücke.

Die Schwierigkeiten liegen namentlich im folgenden. Das mittelalterliche und das moderne Material ist noch nicht gesammelt; zahlreiche Urkunden mit Ortsnamen liegen noch nicht veröffentlicht in den Archiven, müßten also an Ort und Stelle exzerpiert werden; an Postlexika fehlt es ja wenigstens in den mittel- und westeuropäischen Ländern nicht, aber wie viele Orte besitzen keine Post, die, so unbedeutend sie heute sein mögen, doch uralt sein können; mehr noch bieten die Generalstabskarten, aber oft werden auch diese versagen. Ist die langwierige aber immerhin mechanische Arbeit des Sammelns getan, so beginnt erst die eigentliche Schwierigkeit, die Zurückführung der Namen auf ihre älteste Gestalt, die Scheidung zwischen den verschiedenen Schichten. Hier werden Etymologe, Historiker und Geograph gemeinsam arbeiten müssen, damit die Resultate den größtmöglichen Grad von Sicherheit erreichen. Am verhältnismäßig einfachsten liegen die Dinge in den Rheinlanden. Wer einigermaßen in die etymologische Forschung eingeschossen ist, dem wird es nicht gerade schwer fallen, lateinische, gallische und deutsche Namen auseinanderzuhalten. Aber in Tirol wird es schon schwieriger. Daß *Nassreit* nicht deutsch sondern romanisch ist, daß es nicht eine 'nasse Reute' darstellt sondern *in Acereto,* ist zu erkennen keine große Kunst, aber ist dieses *Aceretum* römisch oder romanisch, ist es, um eine ungefähre zeitliche Grenze zu nennen, vor oder nach dem VI. Jahrhundert entstanden? Man könnte sich darauf berufen, daß ein Appellativum *aceretum* in unserm lateinischen Wörterbuche fehlt, aber das ist natürlich kein maßgebender Grund, seine Existenz in lateinischer Zeit überhaupt zu leugnen, man wird vielmehr zu unter-

suchen haben, wie lang *-etum* zur Bezeichnung von Anpflanzungen in der lebenden Sprache zu Neubildungen verwendet worden ist.

Und diese Schwierigkeiten wachsen in den romanischen Ländern oft bis ins Unüberwindliche. Die Ausscheidung der keltischen Namen zwar macht sich verhältnismäßig leicht; auch der *Terminus ante quem* ist z. B. für die vielen Orte, die auf *Basilica* beruhen, wohl zu finden, aber wer bürgt uns dafür, daß z. B. ein Ferrières, für das wir vor dem XII. Jahrhundert keine Belege haben, wesentlich älter sei? Holder verzeichnet aus dem VII. Jahrhundert *Bannolus,* aus dem VIII. *Bagnolum,* dann ohne Altersangabe *Bagnolum*, *Baniola*, *Baniolum*, heute *Bagneux*, *Bagnoux*. Die lateinische Gestalt wäre *Balneolum*, der Schwund des *l* in *balneum* ist nach Maßgabe von rum. *baie*, obw. *boñ*, ital. *bagnu*, frz. *bain*, span. *baño*, portg. *banho* älter als das VI. Jahrhundert. Aber sind darum alle diese 'kleinen Bäder' schon römisch? Die ital. *Bagnoli* sind es zweifellos nicht, wie der Akzent zeigt, für die französischen ist zunächst zu untersuchen, wie lange *Balneolum* als Appellativum lebt. — Oder daß *Zabern* im Rheinland auf einer lateinischen *Taberna* beruht, ist klar, aber frz. *Taverne,* ital. *Taberna* kann ebenso gut eine junge romanische wie eine alte römische Gründung sein.

Und doch kann man sich mit derartigen Wörtern, deren lateinische Grundform auf der Hand liegt, noch abfinden. Man wird, wenn geschichtliche und sprachliche Kriterien zur Altersbestimmung versagen, die betreffenden Orte als zweifelhafte bezeichnen. In wie vielen Fällen aber ist uns die Deutung versagt, oder führen Irrlichter den Etymologen auf ganz falsche Fährte! Darauf einzugehen kann ich hier unterlassen, da ich ziemlich eingehend in der 'Einführung in die romanische Sprachwissenschaft' S. 186 ff. davon gehandelt habe. Allein trotz der Schwierigkeiten wird man auch hier vieles erreichen, wenn man nicht alles erreichen will und des Grundsatzes eingedenk bleibt *νῆφε καὶ μέμνησ' ἀπιστεῖν*.

Schon vor einigen Jahren hat Ascoli den Plan eines *Dizionario istorico dei nomi locali dell'Italia* entworfen, vgl. Arch. Glott. Ital. Supplem. III 97. Der Plan ist nicht zur Ausführung gelangt, hat aber eine Reihe trefflicher Arbeiten zur Folge gehabt. So fehlt es wenigstens in Deutschland, Frankreich und Italien nicht an geschulten Kräften, die nur konzentriert zu werden brauchten; die namentlich jeder an seinem Orte Erfahrungen gesammelt haben, auf Grund derer die Grundzüge für ein gemeinsames Vorgehen festgesetzt werden könnten. Das allerdings wäre in erster Linie nötig, damit ein *κτῆμα εἰς ἀεί* geschaffen werde, ein verläßlicher Führer für die, die dann einmal die alte Geschichte — Geschichte in des Wortes weitestem Sinne — schreiben werden.

Wenn der ungemein glückliche und zeitgemäße Gedanke des französischen Gelehrten verwirklicht würde, so fiele, wie schon bemerkt, Österreich von rechtswegen ein wichtiges Stück Arbeit

zu, daher ich es für angezeigt hielt, gleich von allem Anfange an alle diejenigen, die sich dafür interessieren oder dabei mitzutun und das Zustandekommen des Unternehmens zu fördern Lust oder Kraft haben, darauf aufmerksam zu machen.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Bemerkungen zu Sallusts Bellum Iugurthinum.

I.

Die Zahl der Erklärer Sallusts ist nicht gering, aber auch die Zahl der Stellen, welche sie im unklaren gelassen haben; mit diesen beschäftigen sich die folgenden Zeilen.

Gleich zu Beginn des 1. Kapitels sind es zwei Sätze, welche der Erklärung trotz der Reinheit und Einheitlichkeit der Überlieferung Schwierigkeiten entgegensetzen: *sed dux atque imperator vitae mortalium animus est* und *animus incorruptus aeternus rector humani generis agit atque habet cuncta neque ipse habetur;* namentlich ist es der erstere, der sich gegen den glatten Anschluß an die vorausgehenden Gedanken zu sträuben scheint; die Kommentare aber geben nicht die Aufklärung, die man an den schwierigeren Stellen von ihnen zu erwarten berechtigt ist. Kappes (1885) und Schmalz (1891) schweigen völlig; auch der für die Schüler berechnete Kommentar von Gustav Müller (1893), dessen nur hier gedacht wird, übersetzt wohl breitspurig jedes einzelne Wort, läßt aber über den Zusammenhang der Gedanken nicht das Mindeste verlauten; nur Pappaur (1835) setzt zu einer Erklärung an, er gibt den Sinn des Satzes *nam contra... deesse,* ebenso der mit *qui ubi* anhebenden Gedankenreihe, über die Stellung des dazwischenliegenden, in Frage stehenden Satzes *sed dux atque imperator vitae mortalium animus est* spricht er sich nicht aus. In ähnlicher Weise verfährt der jüngste Erklärer Schlee, wenn er auf S. 43 seines Kommentars (1896) anmerkt: „*sed*] Gedankenzusammenhang: Der menschlichen Natur an sich gebricht es nicht an Kraft: aber der menschliche Geist, welcher das Leben lenken soll, läßt seine Pflicht unerfüllt, wenn er in den Fesseln der Leidenschaft liegt, und wälzt dann die Schuld auf die menschliche Natur ab". Über alles spricht Schlee in seiner Erklärung, nur nicht über das angekündigte Wort; denn der Satz „welcher das Leben lenken soll" ist nicht der Satz des Sallust, und die Konjunktion „aber" knüpft nicht diesen, sondern die darauf folgende Gedankenreihe an, ist also auch nicht die Konjunktion unserer Stelle; er verspricht eine Erklärung und — umgeht sie. Kurz bemerkt Opitz (1895), daß *sed* als Übergang dient „nun aber", wahrscheinlich im Anschlusse an Wirz-Jacobs (1894), welcher zuerst der Stelle aufrichtig und kühn entgegentritt, indem er

erklärt: „Nach der Gegenbehauptung § 2 wird der Beweis für dieselbe angetreten mit einem als Axiom hingestellten Satze, der als Einwendung gegen den unmittelbar vorher geäußerten Gedanken durch *sed* „nun ja aber“ eingeleitet wird“. Derjenige, welcher das Bedürfnis fühlt, diese etwas gewundene Erklärung auf ihre Richtigkeit zu prüfen, wird zunächst die für *sed* angegebene Bedeutung substituieren und dabei finden, daß sich damit nichts weniger als eine befriedigende Gedankenfolge ergibt. Folgt er weiter dem Winke des Interpreten, nach welchem mit *sed* eine Einwendung gegen den unmittelbar vorher geäußerten Gedanken eingeführt wird, und prüft, ob die beiden Sätze, der mit *sed* eingeleitete und der unmittelbar vorangehende, ein solches Verhältnis ihrem Inhalte nach rechtfertigen, so wird das Ergebnis dieser Probe ebenso überraschend sein. Also der Satz *sed dux atque imperator vitae hominum animus est* soll Einleitung des Beweises und zugleich Einwendung gegen den unmittelbar vorher geäußerten Gedanken sein. Um nun zu suchen, ob diese beiden Gedanken in diesem Verhältnis zu einander stehen, wollen wir alle einschlägigen Sätze ohne die verbindenden Konjunktionen, nach und nach ihres rhetorischen Gewandes entkleidet, nebeneinander stellen; das logische Verhältnis muß in ihnen selbst liegen. Die Bedeutung des Kommentators, gegen den wir uns wenden, und das Zögernde und Unbefriedigende der übrigen Erklärungen möge die Umständlichkeit entschuldigen.

Zunächst heben wir die Sätze aus ihrer grammatischen Abhängigkeit heraus: *Natura imbecilla atque aevi brevis forte potius quam virtute regitur. Naturae magis industria hominum quam vis aut tempus deest. Dux atque imperator vitae hominum animus est.*

Sodann formulieren wir, ohne den Sinn zu ändern, die Gedanken etwas schärfer. Mit *potius quam* wird der vorhergehende Begriff *forte* gewählt, der folgende *virtute* zurückgewiesen; man darf daher unbedenklich statt *potius quam* ein *non* setzen; das Gleiche gilt von *magis quam*, auch durch dieses wird *vis* und *tempus* negiert, freilich mit einer leisen Nuancierung, von der aber das Wort *industria* berührt wird, das für den Gedanken, um den es sich hier allein handelt, gleichgültig ist und deshalb wegbleiben darf: *Natura imbecilla atque aevi brevis forte, non virtute regitur. Naturae vis aut tempus non deest. Dux atque imperator vitae mortalium animus est.* Daraus ergibt sich eine deutliche Beziehung der Worte *imbecilla* zu *vis, aevi brevis* zu *tempus;* aber auch für den dritten Satz wird sich die Beziehung nicht abweisen lassen: *dux atque imperator* — *regitur, animus* — *virtute.* Die erste Beziehung haben Wirz und Schlee gesehen und angemerkt, die zweite nicht gesehen oder nicht sehen wollen.

Um die Übersichtlichkeit zu erhöhen, darf man ferner wie in der Mathematik Gleiches für Gleiches setzen: *naturae vis non*

deest = *natura non imbecilla est, naturae tempus non deest* = *natura non aevi brevis est, dux atque imperator est* = *regit.* Daraus ergibt sich: *Natura imbecilla atque aevi brevis forte, non virtute regitur. Natura non imbecilla neque aevi brevis est. Regit animus.*

Im ersten Satze ließ der Autor auf die Ursache — *imbecilla atque aevi brevis* — die Wirkung — *forte regitur* — folgen; im zweiten Satze gibt er nur die negierte Ursache, aus welcher sich aber die negierte Folge für den Leser von selbst ergibt, denn der Autor spricht den Gedanken in einem Athem aus; wir setzen sie der Deutlichkeit halber ein: *Natura imbecilla atque aevi brevis forte, non virtute regitur. Natura non imbecilla neque aevi brevis non forte regitur. Regit animus.*

Jetzt sind die Gedanken ihres rhetorischen Gewandes entkleidet und auf gemeinsame, einheitliche Werte zurückgeführt, in ihrer logischen Nüchternheit zeigen sie auch ihr logisches Verhältnis: „Die Menschennatur ist schwach und von kurzer Dauer, deshalb wird sie vom Zufall, nicht von ihrem inneren Werte gelenkt — so spricht die Welt. — Die Menschennatur ist nicht schwach und nicht von kurzer Dauer, deshalb ist sie nicht vom Zufall gelenkt, es lenkt der Geist — setzt der Autor entgegen."

Von selbst fügt sich jetzt die Konjunktion „sondern" oder das lateinische *sed* ein; dieses hat also nicht die seltsame Bedeutung „nun ja aber", sondern die einfache und gewöhnliche, nach der Negation sich von selbst darbietende, korrigierende Bedeutung „sondern vielmehr" oder „sondern" oder „vielmehr" allein. Zwischen dem vom Autor geschriebenen und dem von uns abgeleiteten Satze besteht freilich ein Unterschied; in diesem geht der Konjunktion *sed* die klar ausgesprochene, reine Negation *non* voraus, in jenem die nur durch *magis quam* angedeutete, mit *aut* festgehaltene und dadurch immer kräftig genug legitimierte Verneinung; es ist aber in beiden Fällen dasselbe *sed*, welches nach einer negierten Behauptung eine andre positive an die Stelle setzt; der Deutsche macht freilich einen Unterschied, indem er nur nach der reinen Negation „sondern" oder „sondern vielmehr", im andern Falle aber das gleichbedeutende „vielmehr" gebraucht.

Diese Bedeutung von *sed* ist hier auch nur natürlich. Wenn alle Worte der Gegenbehauptung mit den Worten der Behauptung korrespondieren entweder als die gleichen oder als die Gegenwerte, so können *potius* und *sed* keine Ausnahme machen und dies entspricht nur ihrer Natur; beide üben, wie hier so überall, dieselbe Funktion aus, beide führen korrigierend das positive Glied ein, jenes vor, dieses nach der Negation: *non illi, sed mihi imperium datum est* = *mihi potius quam illi;* nun hat aber Sallust in der Behauptung, dem ersten Satze, das positive Glied zuerst gesetzt, folglich mußte er *potius* gebrauchen, in der Gegenbehauptung das

positive Glied an zweiter Stelle angefügt, demnach mußte statt *potius* die Konjunktion *sed* eintreten.

Dieser Stellung des vielbesprochenen Satzes tragen die Ausgaben ohne Ausnahme keine Rechnung, sie zeigen alle vor *sed* einen Punkt, ich glaube, er wird einem Beistrich oder Strichpunkt weichen müssen.

Wenn dem so ist, so ergibt sich zunächst, daß der Satz *sed dux... animus est* nicht Einwendung gegen den unmittelbar vorher geäußerten Gedanken, sondern seine positive Ergänzung ist; somit endigt ferner die Gegenbehauptung nicht mit *deesse*, sondern mit *animus est;* dieser Satz *sed dux... animus est* kann also nicht Einleitung des Beweises sein, denn er gehört zur Gegenbehauptung; also nicht Einleitung des Beweises, nicht Einwendung, aber auch nicht Axiom; denn die ganze Gegenbehauptung hat der Autor abgeleitet, hat sie *reputando* gewonnen, und dieses selbst findet seine Ausführung mit *qui ubi.* Auffallend ist freilich die grammatische Selbständigkeit des Satzes, diese findet aber ihre Erklärung in der Bedeutung des Gedankens, den er vermittelt: er ist das kurz gefaßte Glaubensbekenntnis des Autors, dieser spricht sozusagen mit gehobener Stimme.

Ich fasse ferner 2, 3 *incorruptus aeternus* als Prädikat; der Zusammenhang mit dem vorausgehenden Satze legt diesen Charakter nahe; wohl finden einige dies unerträglich, weil es in Widerspruch stehe mit 1, 4 *pessum datus est;* man übersieht dabei, daß der Autor gleich mit dem Beginne des zweiten Kapitels nicht an den der Materie und ihrem Schicksale verfallenen Geist, sondern von der Seele und dem Geiste als dem Gegensatze zur Materie, infolgedessen von dem Teile im Wesen des Menschen spricht, dem a n s i c h die Eigenschaft der Unvergänglichkeit innewohnt, wenn auch viele Individuen den in sie gelegten geistigen Keim, oben gleichfalls *animus*, sonst *ingenium* genannt, in der Materie untergehen lassen. Freilich die Form, in welcher Sallust diesen letzten Satz gebracht hat, ist doppeldeutig; da er in der getragenen Rede die Kopula wegließ, erhalten die beiden adjektivischen Prädikate formell den Charakter von begründenden Appositionen zu *rector,* wahrscheinlich mit Absicht, denn dadurch kehrt er, die Beweiskette schließend, zum Satze des Eingangs zurück — *natura, imbecilla atque aevi brevis, forte regitur* — und schließt in derselben grammatischen Form, in der die Menschheit aus der Hinfälligkeit des Menschen auf die Herrschaft des Zufalles schließt, aus den entgegengesetzten Eigenschaften des Geistes auf die Führerschaft desselben. Damit weist der Autor zugleich auf die Quelle hin, aus welcher das fehlerhafte Urteil der Welt fließt; diese behauptet, der g a n z e Mensch sei hinfällig und schwach und daher, seiner nicht mächtig, dem Zufalle unterworfen; nur ein T e i l des Menschen, entgegnet der Autor, hat diese Eigenschaft, der Körper; diesen hat der Mensch nicht in

seiner Gewalt, der Geist aber ist durch seine Schöpfungen ewig, dem Zufall nicht unterworfen; er verlängert die Existenz des Individuums über den Zerfall des Körpers hinaus, läßt es fortleben im Ruhme und sichert der Gesamtheit durch den Zusammenhang der Schöpfungen den Fortschritt, das Leben. Diese Kontinuität des Geistes sieht die Welt nicht, daher ihr falsches Urteil. Sallust führt demnach einen doppelten Beweis, aus der Erfahrung *qui ubi...* und aus der Natur des Menschen *nam uti...*

Kapitel 3 ist zwar kurz, aber schwierig. Nicht nur der Gliederung der Periode, sondern auch dem Verständnis der Teile standen und stehen noch große Schwierigkeiten gegenüber. Lange Zeit hat man den mit *nam* eingeleiteten Satz seinem unmittelbaren Vorgänger untergeordnet und dadurch eine klaffende Lücke im Gedankengange entstehen lassen; selbst Kritz erklärte noch so und Schmalz hat sich auch heute noch nicht davon losgesagt. Erst Fabri hat, soweit ich sehe, den Satz aus dieser Abhängigkeit losgelöst und *nam* in elliptischer Verwendung dem ersten Satze der Periode zugesellt und dadurch mit einem Schlage eine Gliederung geschaffen, welche ebenso die Forderungen der Grammatik befriedigt, wie sie eine klare, lückenlose Gedankenfolge bietet. Der begabte Mann, so lautet jetzt der Gedankengang, welcher in edlem Ehrgeiz eine würdige Beschäftigung für seinen Geist sucht, sieht vor allem im Staatsdienste das erwünschte Feld seiner Tätigkeit. Vier Wege führen zu diesem Ziele, Verdienst, Umtriebe, Gewalt, Anschluß an die Oligarchie. Aber ebensoviele Gründe gibt es auch, welche diese Wege unmöglich oder doch unleidlich machen; der tüchtige Mann, welcher bloß sein Verdienst in die Wagschale wirft, erhält die führende Stellung überhaupt nicht; wer sie erschleicht, findet weder Sicherheit noch Achtung; wer sie mit Gewalt erzwingt, an der Spitze einer Armee, geht trotz seiner Macht zugrunde; der Anschluß an die Oligarchie aber erfolgt nur mit Verzicht auf politische Selbständigkeit und persönliche Würde. Der dritte Grund durchbricht das Gleichmaß der Konstruktion — *nam*; in dem Momente nämlich, in welchem der Leser erfährt, daß Amtserschleichung weder Sicherheit noch Achtung findet, regt sich in ihm von selbst der Einwand, daß der Besitz einer Armee den Träger des Amtes beider Gefahren enthebt; diesen Einwand, den Schriftsteller wie Leser fühlen, verschweigt jener wohl konventionell, begründet aber seine schon im ersten Satz ...*minime cupiunda videntur* eingeschlossene Zurückweisung mit *nam*. Dieser Vorgang ist als Occupatio bekannt; Fabri weist auf zwei Fälle dieser Art hin, Cat. 58, 20; Iug. 19, 2; man kann noch Iug. 66, 2 hinzufügen; der Deutsche, welcher den unterdrückten Gedanken nicht in irgendeiner Form wiederholen will, findet entweder mit der wörtlichen Wiedergabe der Konstruktion, wie im ersten Falle, oder mit „aber“, wie im zweiten, oder mit „ohnehin“, wie im dritten Falle, das Auslangen. Die letzte Art

aber, eine Rolle zu spielen, verrät neben politischer Unklugheit noch einen solchen Mangel an männlichem Stolze, daß sie nur mit verächtlicher Ironie gegeißelt werden konnte — *nisi forte.*

Befriedigt diese Gliederung sowohl der Form wie dem Inhalte nach vollkommen, so daß alle Erklärer bis auf Schmalz sie annehmen mußten, so sind die Meinungen über den näheren Inhalt der einzelnen Glieder und deren Teile noch wenig geklärt, zwar nicht im ersten Gliede und auch nicht im zweiten, welches, obschon mannigfach überliefert und korrigiert, immer nur zu einem Sinne führt, wohl aber im dritten mit *nam* und im vierten mit *nisi* anhebenden Gliede. Es ist nicht notwendig, auf die vielfach verschlungenen, oft unklaren und einander widersprechenden Deutungen der Erklärer des näheren einzugehen, um Inhalt und Zusammenhang der Sätze klarzustellen; es befriedigen lediglich die Andeutung Fabris über *delicta* und die in ihrer ersten Hälfte treffende Bemerkung Wirz' über *frustra*; nur der geistige Zusammenhang zwischen diesem Kapitel und seinen Vorgängern darf nicht übersehen, der moralische und politische Charakter Sallusts muß im Auge behalten werden.

Derjenige, welcher auf dem Wege gewaltsamer Usurpation an die Spitze der Geschäfte tritt, kann einen zweifachen Weg einschlagen; entweder er begnügt sich nicht, durch das Mittel der Gewalt der erste Mann im Staate geworden zu sein und benützt den auf Grund des Militärregimentes gewonnenen Einfluß zu einer redlichen Reformarbeit — *et posse et delicta corrigere,* dann wird jede Änderung der Dinge — *omnes rerum mutationes,* d. h. jede Reform, nicht bloß bei den Gegnern, sondern auch bei den Parteifreunden auf Widerstand stoßen und schließlich wieder zu einer Revolution führen, die ihn und seine Schöpfungen hinwegspült — *caedem fugam aliaque hostilia portendant.* Oder er will diese Gefahren vermeiden und verzichtet auf diesen Zweck, dann hat die gewaltsame Usurpatien an sich keinen Wert, sie ist ein zweckloses Bemühen — *frustra niti,* die Anstrengungen derselben haben nur das eine Ziel, den Haß der Gegenpartei zu erwerben — *neque aliud se fatigando nisi odium quaerere.* Mit der Usurpation ist immer und in jedem Falle der Haß der Gegenpartei verbunden; der erste aber nimmt die Gefahren der Usurpation in den Kauf, weil sie ihm der einzige Weg zu dem vernünftigen und sittlichen Zwecke, der Reformarbeit, sind; der andre übernimmt auch die Gefahren der Usurpation, doch ohne den vernünftigen Zweck; jenen kann man wohl, wenn er fehl geht, unglücklich, den zweiten aber muß man einen großen Toren nennen — *extremae dementiae est.* Ebenso verblendet ist der Schildträger der Oligarchie, da diese selbstverständlich keine Reformen will; nur gesellt sich zu dieser Torheit noch die Preisgabe der Selbständigkeit und Mannesehre. Der erste verdient Bedauern, der zweite Spott, der letzte Verachtung. Selbstverständ-

lich und mit Recht hat man in den Worten *praesertim cum.... portendant* eine Anspielung auf Cäsar und sein unglückliches Ende gesehen; wer aber die Anspielung weiter führt und auch den folgenden Satz in diese Deutung einbezieht, wer also in *frustra* nicht, wie wir getan, die Verneinung des Zweckes, sondern die Verneinung des Erfolges sieht, der läuft Gefahr, Cäsar und jeden ernsten, aber unglücklichen Politiker mit den vernichtenden Worten *extrema dementia* zu treffen; noch mehr, er beschuldigt den Autor einer plumpen Justifizierung der eigenen Partei, der er mit Herz und Verstand stets angehörte.

Mit den Worten *patriam aut parentes* beschäftigen sich alle Kommentare; aber keine der von ihnen gebotenen Erklärungen gewährt volle Beruhigung.

Uralt ist, könnte man sagen, der Streit um diese Worte. *Parentes*, so sagen die Erklärer Fabri, Schmalz, Wirz, Schlee, zuletzt Thomas (Rev. de l'inst. publ. en Belg. XXXI 295), dem Mauerbrecher (Bursians Jahresberichte CI Bd., 238) zustimmt, heiße hier „die Eltern“, das verlange schon die Verbindung mit *patria*, und diese alliterierende Zusammenstellung der Worte sei bei den Alten etwas Gewöhnliches, und sie führen auch zahlreiche Beispiele für diesen Gebrauch an, so Plat. Crit. 51 C πανταχοῦ ποιητέον, ἃ ἂν κελεύῃ ἡ πόλις καὶ ἡ πατρίς, ἢ πείθειν αὐτήν, ᾗ τὸ δίκαιον πέφυκε, βιάζεσθαι δὲ οὐχ ὅσιον οὔτε μητέρα οὔτε πατέρα, πολὺ δὲ τούτων ἔτι ἧττον τὴν πατρίδα; Plat. Epist. VII; Cic. Inv. II 66 *pietas, quae erga patriam aut parentes aut alios sanguine coniunctos officium conservare monet;* Fam. I 94 *vim neque parenti neque patriae afferri oportere;* Sall. Cat. 52, 3 *de poena eorum, qui patriae, parentibus, aris atque focis suis bellum paravere.* Wir können ihnen noch mit weiteren Beispielen helfen: Sall. Iug. 87, 2 *armis libertatem, patriam parentesque et alia omnia tegi;* Cic. Off. I 23 *principes aut patria et parentes, quorum beneficiis maximis obligati sumus;* Tac. Ann. I 59 *si patriam parentes antiqua mallent.* Es ist richtig, alle diese Beispiele haben die Verbindung *patriam* mit *parentes*, und in allen diesen Beispielen kann *parentes* nur „die Eltern“ heißen. Wenn man aber diese Bedeutung an unserer Stelle einfügt, so paßt sie nicht; und natürlich, denn alle die oben angeführten Beispiele haben das gemeinsam, daß sie von der Ehrfurcht gegen das Vaterland oder die Person der Eltern und deren Verletzung sprechen, an unserer Stelle aber einzig und allein von der politischen Vergewaltigung die Rede ist; auch wir können im Deutschen anstandslos sagen, daß man die Rücksicht gegen Vaterland und Eltern nie außer acht lassen dürfe, aber alles sträubt sich in uns, von der politischen Herrschaft über Vaterland und Eltern zu sprechen, mag *et* oder *aut* die verbindende Konjunktion sein. Das haben die Verfechter dieser Bedeutung auch gefühlt und waren deshalb bemüht, das Störende der Bedeutung zu mildern

oder gar zu beseitigen. Schon Fabri wollte dem Worte die weitere Bedeutung „die Angehörigen" unterschieben mit Beziehung auf Liv. II 49 *(dii) sospites brevi in patriam ad parentes restituant (Fabios);* aber auch hier heißt es nichts andres als „Eltern" oder „Elternhaus", und wenn wir selbst schon die vorgenannte weitere Bedeutung zugeben wollten, für unsere Stelle eignet sie sich noch immer nicht. Noch kühner oder eigentlich gewaltsamer geht Schlee vor, wenn er in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1898, S. 103 vermutet, „daß Sallust die Worte *patriam aut parentes* (Eltern) für *urbem aut cives* absichtlich gewählt habe, um die Pietätlosigkeit des *vi regere* schärfer hervortreten zu lassen". Man merkt, das Wort ist, wenn man ihm die Stellvertretung für *cives* zumutet, jetzt ganz unnatürlich ausgedehnt, ohne daß auch nur ein einziges Beispiel diesen gewalttätigen Akt rechtfertigen könnte, denn in allen angeführten Beispielen ist die Bedeutung „Eltern" rein niedergelegt. Aber damit waren die Schwierigkeiten dieser Partei noch nicht erledigt: die Konjunktion *aut* stand noch im Wege; denn die Herrschaft umfaßte doch beide, Stadt und Bürger, nicht Stadt oder Bürger. Auch da wurde ein Ausweg gefunden; der Satz sei negativ, also *aut* nicht mehr trennend, sondern die Negation fortführend, *importunum* gebe ihm diesen Charakter. Kaum wird sich jemand entschließen, dem beizustimmen; denn *importunum* ist trotz der leise anklingenden Negation ein Positivum, nur eine Variante für *periculosum* oder *perniciosum,* anderseits viel zu weit zurückgezogen, als daß es noch über den trennenden Satz hinweg rückwärts wirkend seine Kraft äußern könnte; eine solche Erklärung gleicht dem Strohhalme des Ertrinkenden. Daß *parentes* nicht „Unterworfene in den Provinzen" heißen könne, ist mit den vorgenannten Erklärern auch Hellwig (Neue Jhb. für Phil. u. Päd. 121, S. 366) überzeugt, er fühlt, daß es nur „Eltern" heißen, anderseits aber nicht so übersetzt werden dürfe; zudem ist ihm auch die Konjunktion *aut* unerträglich. In dieser unangenehmen Situation hilft er sich durch eine energische Tat; es müsse „mit *atque* die gewöhnliche solenne Sallustische Formel *patria atque parentes* hergestellt werden, die soviel bedeute wie „das heilige, teure Vaterland", das jedem seiner Bürger so unverletzlich sein sollte wie dem Sohne die Eltern"; dabei dürfe aber *parentes* nicht in seiner geläufigen Bedeutung verwendet werden, ebensowenig wie in „Kind und Kegel", „Mann und Maus" das letzte Wort ernst genommen werden dürfe. Über die Übersetzung aber, die man dem Worte geben müsse, spricht er kein Wort; auch die Belege für jene gewöhnliche, solenne Formel bei Sallust vergißt er anzuführen; er hätte sie auch nicht gefunden. Man sieht, die beiden Patienten *aut parentes* sterben allen Operateuren unter der Hand, langsam und sicher bei den an erster Stelle genannten, in einem Augenblicke bei Hellwig; und ihr Tod belastet noch den Anhänger Cäsars: er weint Thränen über die Vergewaltigung des Vaterlandes, an der er selbst Teil hatte.

Diese und ähnliche Bedenken mochten es sein, welche zur andern Bedeutung „Unterworfene in den Provinzen, Untertanen“ hinleiteten. Aber es bleibt noch immer eine Schwierigkeit, sie liegt in der Konjunktion und dem Substantivum. Wohl schreibt Kappes: „*parentes,* die Unterworfenen in den Provinzen, in scharfer Unterscheidung von *patria*, daher durch *aut* angeschlossen“. Solche Erklärungen wirken nur so lange, als man nicht zur Übersetzung schreitet; übersetzt man, so fühlt man sofort das Unzulängliche; denn die eine Herrschaft schließt die andre nicht aus, schließt sie vielmehr ein; und so unannehmbar ist das lästige *aut,* daß Eussner es durch *ut* ersetzt und Opitz im „Anhange“ beide Worte am liebsten als Glossem streichen möchte. So wären wir auf demselben Punkte, an den uns auch die erste Partei geführt hat; die Worte sind vernichtet, dort durch gewaltsame Dehnung und Auslegung, hier durch Streichung; jenen zu folgen, verbietet der Geist der Sprache, diesen sich anzuschließen, die Reinheit der Überlieferung. Die Worte müssen und können stehen bleiben, sie verlangen nur eine bessere Deutung. Um es kurz zu sagen, wir haben hier das sogenannte korrigierende *aut,* das bei Cicero in der Regel in Verbindung mit *potius, certe, etiam* u. dgl. bei Sallust aber allein auftritt. Die Beispiele sind nicht weit zu suchen; 6, 1 *primus aut in primis* der erste oder doch unter den ersten; 6, 3 *seditio aut bellum* ein Aufruhr oder gar ein Krieg; 56, 5 *cuncti aut magna pars* alle oder doch (wenigstens) ein großer Teil. Demnach heißt es hier „über das Vaterland oder vielmehr (oder eigentlich) über Untertanen“, nicht „die Untertanen“; es sind nämlich nicht die Provinzen gemeint, sondern die Römer selbst, es ist *parentes* nur ein andrer und verbesserter Ausdruck für *patriä;* denn wer über sein Vaterland mit Gewalt regiert, hat sein Verhältnis zu demselben verschoben, er ist nicht mehr sein Sohn, sondern sein Herrscher: die Mitbürger werden zu Untertanen.

Diesen Gebrauch der Konjunktion *aut* hat schon Fabri erkannt, indem er zu 6, 1 anmerkt: „*aut* bestimmt oft das vorher zu allgemein oder zu speziell Gesagte genauer und bedeutet dann „oder doch, oder vielmehr, oder auch“. Den Schluß für unsere Stelle hat er aber noch nicht gezogen, offenbar weil er bei *parentes* nur an die unterworfenen Völker dachte. Daß diese Auffassung der Worte *aut parentes* nur die naturgemäße Folge des *vi regere* und weiter die rechte Voraussetzung zu *importunum est* und dem folgenden Gedanken ist, bedarf wohl keiner Erwähnung. Übrigens liegt selbstverständlich das Verbessernde nicht in *aut,* sondern in dem Verhältnis der durch *aut* verbundenen Begriffe, von denen der zweite entweder eine Steigerung oder eine Abschwächung ist; *aut* behält auch hier seine Bedeutung, denn es schließt korrigierend den ersten Begriff aus. Es ist aber für Sallusts eigenartigen Stil charakteristisch, daß er die sonst, besonders bei Cicero feststehende

Verbindung *patriam* mit *parentes* als Ausdruck der teuersten Güter in solch abweichender Weise verwendet hat.

4, 5 *Nam saepe ego audivi Q. Maxumum P. Scipionem, praeterea civitatis nostrae praeclaros viros....... praeterea* = *aliosque*, so liest man; diese Gleichung ist sprachlich nicht zu rechtfertigen, denn *praeterea* ist ein Verbindendes und kann nicht zugleich auch das Verbundene sein; man übersieht Stellung und Geltung der Worte *civitatis nostrae,* der Ausdruck steht an erster Stelle, ist betont und der Träger des Gegensatzes zu *Q. Maxumus P. Scipio,* den Vertretern der *civitas praeterita,* es bedeutet also „die Bürgerschaft unserer Zeit, der Gegenwart, der heutige Staat".

4, 9 *Nunc ad inceptum redeo.* Der jüngste Erklärer merkt an: *ad inceptum*] zu der begonnenen Einleitung. Dies ist unrichtig; in *re-* liegt die Rückkehr von der Abschweifung *(altius processi)* zu dem im Anfange des Kapitels angekündigten Thema, also zum Gegenstande im Gegensatze zur Einleitung.

6, 8 *terrebat eum...* Die Konjunktion dient der logischen Verknüpfung, also der verstandesmäßigen Darstellung; wo aber nicht der Verstand, sondern die erregte Seele zum Worte oder zur Darstellung kommt, muß die Konjunktion entfallen; ebenso 25, 7 *timebat iram;* 35, 8 *avidus consul;* 37, 2 *P. Lucullus* u. v. a.; ein Gedankenstrich oder Doppelpunkt dürfte in manchen Fällen am Platze sein.

7, 5 *et proelio strenuus et bonus consilio;* kurze und treffende Charakteristik des künftigen Feldherrn; denn *et — et* weisen auf die gleichmäßige, harmonische Vereinigung der beiden Eigenschaften im Charakter Iugurthas hin; denn diese müssen im Feldherrn nicht bloß überhaupt vorhanden sein, sondern auch im richtigen Verhältnis zu einander stehen, wenn nicht die Bedächtigkeit die Entschlußkraft hindern, die Tatenlust die Überlegung verdrängen soll; denn „wer gar zuviel bedenkt, wird wenig leisten", und überquellende Tatenlust vergißt oft die Überlegung.

7, 7 *munificentia animi.* „Milde" und „Mildtätigkeit" findet man allenthalben übersetzt und von den Erklärern durch den Hinweis auf „Herz und Gemüt" befürwortet; doch glaube ich nicht, daß Mildtätigkeit die Kraft haben sollte, junge römische Kavaliere zu fesseln; ich meine vielmehr, *munificentia* ist eine signorale Eigenschaft, die aus reichen Mitteln reichlich, offen und für die Öffentlichkeit darbietet; die wenigen Stellen, an welchen das Wort zu lesen ist, sprechen deutlich genug. Liv. XXXVII 10 *virum bonum egregiumque socium Hieronem esse atque rem Romanam omni tempore ac loco munifice adiuvisse;* LII 7 *eos qui Canusium perfugerant, mulier Apula nomine Busa, genere clara ac divitiis, moenibus tantum tectisque a Canusinis acceptos* (es waren ihrer 4200) *frumento, veste, viatico etiam iuvit, pro qua ei munificentia postea, bello perfecto, ab senatu honores habiti sunt;* vgl. Tac.

Ann. II 26. Cic. de Or. I 8 *quid tam porro regium, tam liberale, tam munificum quam opem ferre supplicibus, excitare adflictos, dare salutem, liberare periculis, retinere homines in civitate?*; de Nat. deor. III 27 ....*humano generi.... non dari omnino, quam tam munifice et tam large dari;* de Off. II 18 *Convenit autem cum in dando munificum esse....*

Die Natur spendet also, der König, der Imperator, der durch ungewöhnlichen Reichtum hervorragende Privatmann. Diese Eigenschaft, die nur in der höheren politischen und gesellschaftlichen Sphäre ihre Wurzeln hat, in die Niederungen des Kleinlebens herabzuziehen, scheint mir ebenso unrichtig zu sein, wie es nicht gut zu heißen ist, wenn einige den Genetiv nicht zu übersetzen befehlen. Die fürstliche Freigebigkeit kann diktiert sein von den Pflichten der Repräsentation, von Prachtliebe, von bloßer Freude am Geben oder von Berechnung; sie kann einen tieferen Grund haben und ein Ausfluß der Menschenfreundlichkeit sein, welche auch andre von den Wohltaten des Reichtums und seinem Glanze genießen lassen will, und dies deutet der Genetiv *animi* an, er zeigt, daß die Seele voll ergriffen ist, wie in 20, 1 *timor animi*, eine Furcht, welche das gesamte Fühlen und Denken beherrscht, von Iugurtha leicht begreiflich gefühlt, da er die Römer noch nicht in ihrer ganzen Schlechtigkeit und Bestechlichkeit kennen gelernt hat; desgleichen ist 57, 6 *timor animi* die Feigheit des Herzens, nicht die Angst oder Beklommenheit, die auch den Tapferen beim Beginne des Kampfes ergreift und das Blut aus den Wangen treibt; ist 4, 4 *iudicium animi* ein Urteil, ein Entschluß, an dem das Herz ebenso Anteil hat wie der Verstand, ein Grundsatz, ein Lieblingsgedanke; dagegen mußte 103, 5 der Genetiv wegfallen, weil nur vom Akte der glänzenden Aufnahme die Rede ist und diese nur Berechnung war. Iugurthas *munificentia* dagegen wird durch den Genetiv nicht als ein äußeres, auf Effekt oder Täuschung berechnetes Verfahren, sondern als Ausfluß vornehmer Gesinnung gezeichnet, und indem der Autor hier das Attribut hinzufügt, eröffnet er einen Blick in das Innere Iugurthas; er will am Schlusse der Charakteristik die Unverdorbenheit seines Wesens nochmals betonen; denn den ersten Keim des Bösen haben, wie das folgende Kapitel lehrt, die Römer selbst in die Brust des jungen Prinzen gelegt; die Nobilität selbst, will Sallust sagen, hat die Geißel geflochten, welche sie viele Jahre hindurch fühlen mußte.

15, 1 *ultro bellum inferentem*, daß das Part. Praes. die Aufmerksamkeit erregen muß, ist klar: *queri* gehört der Gegenwart an; denn die Worte Adherbals sind noch nicht verklungen, der Kläger steht noch da; das Part. *bellum inferentem* führt eine gleichzeitige, demnach hier auch der Gegenwart angehörige Handlung ein, diese Handlung gehört aber in der Wirklichkeit der Vergangenheit an, sie ist c. 13 erzählt. Dazu nehmen zwei Kom-

mentare Stellung, Kritz erklärt: *Ultro bellum inferentem*, i. e. *eo iniuriarum progressum, ut bellum inferret*. Jacobs-Wirz meint, durch das Part. Praes. werde die Handlung dem Leser als unmittelbar gegenwärtig vor Augen gestellt und die eine *(bellum inferentem)* gegen die andre *(queri)* gesetzt, ohne Beachtung der dabei unwesentlichen Zeitfolge, etwa: „er fängt mir nichts dir nichts den Krieg an und klagt nun" usw. Keiner trifft, wie mir scheint, den Nagel auf den Kopf; es liegt hier augenscheinlich das Präsens der dauernden oder stets sich wiederholenden Handlung vor; es wird also durch dasselbe nicht eine einmalige, sondern eine stets wiederkehrende Handlung bezeichnet, eine Handlungsweise, eine Eigenschaft des Charakters: Adherbal, der immer und jedesmal den Krieg selbst vom Zaune breche, beklage sich dann, wenn er geschlagen sei usw., also Adherbal, der ewige Störefried.

38, 10 *quae quamquam gravia et flagiti plena erant, tamen quia mortis metu mutabantur, sicuti regi lubuerat pax convenit.* Diese Bedingungen wurden gegen die Todesfurcht eingetauscht, man wurde dafür der Todesfurcht ledig, lautet die allgemeine Übersetzung. Darnach hieße *condicionem metu mutare* eine Bedingung entgegennehmen und die Furcht abgeben; diese Auslegung widerstreitet aber der sonstigen Verwendung des Verbums, nach welcher der hingegebene Gegenstand als Objekt im Akkusativ und der dafür entgegengenommene im Ablativ steht; der Hinweis auf 53, 8 *pro metu gaudium mutatur* und 83 *incerta pro certis mutare* verliert durch die Präposition *pro* seine Kraft: deshalb sind auch die Versuche, der Stelle durch eine Änderung des Textes aufzuhelfen, zahllos. Ich meine aber, daß sie überflüssig werden, wenn man *mutari* in seiner gewöhnlichen und sozusagen alltäglichen Bedeutung nimmt: eine wesentliche Änderung erfahren, umgewandelt werden, und übersetzt: die drückenden und schmachvollen Bedingungen erfuhren durch die Todesfurcht in den Augen der Römer eine wesentliche Änderung, erschienen im milderen Lichte. Wer sich nicht an dem Wechsel des Subjektes stößt, kann auch *Romani* substituieren: die Römer wurden durch die Todesfurcht andre, sie wurden mürbe, wie ähnlich Tacitus Ann. I 40 *(milites) discurrunt mutati* völlig andre geworden, wie ausgewechselt. In beiden Fällen gewinnt man einen passenden Sinn, ohne der Konstruktion des Verbums Gewalt anzutun.

44, 4 *nisi cum odos aut pabuli egestas locum mutare subegerat.* Man vermißt in allen Kommentaren eine Aufklärung darüber, warum nur der Mangel an Futter, nicht auch der Mangel an Proviant zum Wechsel des Platzes zwang. Der Grund ist wohl einfach, aber gewiß wenig bekannt. Es kann nämlich wohl der Unterhalt der Leute, nicht aber der der Pferde und Maultiere durch Magazine und Nachschub in ausreichendem Maße erfolgen, dieser muß selbst bei den entwickelten Verkehrsmitteln der heutigen Zeit

zum Teil an Ort und Stelle besorgt werden; daher die große Rolle der Fouragierungen in allen Feldzügen, daher die weitaus häufigere Anführung des *pabulum* als des *frumentum*. Diese Erscheinung kann schon aus der Lektüre Xenophons bekannt sein; Kyros macht, um zu Wasser und Futter zu gelangen, oft die angestrengtesten Märsche (Anab. I 5, 7) *ἦν δὲ τούτων τῶν σταθμῶν, οὓς πάνυ μακροὺς ἤλαυνεν, ὁπότε ἢ πρὸς ὕδωρ βούλοιτο διατελέσαι ἢ πρὸς χιλόν.* Diese Abhängigkeit eines Heeres von seinem Aufenthaltsorte ist auch der Grund, weshalb Anab. I 6, 1 nur das Futter namentlich erwähnt wird *οὗτοι προϊόντες ἔκαον καὶ χιλὸν καὶ εἴ τι ἄλλο χρήσιμον ἦν*, ebenso Sallust Iug. 55, 8 *qua venturum hostem audierat, pabulum et aquarum fontes, quorum penuria erat, corrumpere;* aus dem gleichen Grunde wird Tac. Ann. I 35 unter den anstrengenden Arbeiten des Soldaten auch nur das Futterholen genannt *mox indiscretis vocibus pretia vacationum, angustias stipendii, duritiam operum ac propriis nominibus incusant vallum, fossas, pabuli materiae lignorum adgestus....*

44, 5 *et alia amplius*, die Wirklichkeit ist erfindungsreicher als alle Phantasie. Daher die Streichung durch Kraffert (Progr. Aurich 1882) ungerechtfertigt.

45, 2 *ut cum signis frequentes incederent.* Wirz und Schlee übersetzen „vollzählig"; aber abgesehen davon, daß damit der Satz nur eine lästige, für den knappen Militärstil unzulässige Wiederholung des vorausgehenden Gedankens wäre, so fehlt bei dieser Auffassung auch der wichtigste Faktor einer guten Marschordnung, den weder Metellus noch Sallust übersehen konnte; darum hat schon Pappaur (1835) richtig erklärt: *non dispersi, sed iuncto ordine:* in geschlossener Ordnung. Der strenge Anschluß des Hintermanns an den Vordermann ist ebenso ein Ausfluß wie eine Forderung der Ordnung und des guten Geistes einer Truppe; er ist nicht bloß wichtig für den Marsch und seinen flotten Fortgang, er hat auch taktisch große Bedeutung beim Übergange der Truppe aus der Marschformation in die Gefechtsstellung; denn dieser vollzieht sich bei einer geschlossenen Truppe, deren Kolonne keine Lücken aufweist, schneller und in größerer Ruhe; von wesentlichster Bedeutung ist aber die strenge Handhabung dieser Maßregel einem Feinde gegenüber, der wie Iugurtha durch seine Beweglichkeit und Vertrautheit mit dem Terrain zu unausgesetzter Kampfbereitschaft auch während des Marsches zwingt. Die traurigen Folgen der Lockerung der Kolonne können z. B. aus Xenophon An. I 7 f. ersehen werden. Die Griechen waren infolge der gelösten Marschordnung noch im Aufmarsch begriffen, als der Feind schon in entwickelter Linie anrückte *τὸ δὲ πολὺ αὐτῷ ἀνατεταραγμένον ἐπορεύετο καὶ τῶν ὅπλων τοῖς στρατιώταις πολλὰ ἐπὶ ἁμαξῶν ἤγετο καὶ ὑποζυγίων — τὸ δὲ βαρβαρικὸν στράτευμα ὁμαλῶς προῄει, τὸ δὲ Ἑλληνικὸν ἔτι ἐν τῷ αὐτῷ μένον συνετάττετο*

ἐκ τῶν ἔτι προσιόντων. Dieses durch die Sorglosigkeit des Kyros verschuldete lockere Gefüge des Heeres war die erste Ursache des unglücklichen Ausganges, die weiter wirkend auch auf Klearchos drückte, welcher — übrigens ein Mann der starren Regel — sich von der europäischen Schablone nicht loszulösen vermochte und am Euphrat kleben blieb.

45, 3 *exercitum confirmavit*, nicht wie sonst *animos militum confirmare*, daher die ganze Person treffend, physisch und moralisch, und nicht bloß die Individuen, sondern auch ihren Verband: er reorganisierte das Heer.

47, 2 *huc consul simul temptandi gratia et si paterentur opportunitates loci praesidium imponit*. Dies ist die beste Überlieferung. Aus zwei Gründen will Metellus sich des Platzes bemächtigen. Der erste Grund ist klar oder sollte vielmehr klar sein, er geht aus der Situation hervor. Der Konsul rückt mit seinem neu organisierten Heere vorsichtig in Numidien ein; aber er findet nicht die geringste feindliche Kundgebung, er sieht nur ein Bild des Friedens. Gleichwohl ist Vorsicht doppelt geboten; denn Metellus weiß, daß Iugurtha nur die Maske des Friedens zeigt, um den Gegner zu täuschen, daß er wenige Monate zuvor Aulus durch ähnliche Künste ins Gebirge gelockt und schließlich zur schimpflichen Kapitulation gezwungen hat; Metellus behält daher alle strengen Maßregeln der Sicherung bei. Solche stellen aber hohe physische und seelische Anforderungen an die Truppe; vor dem Feinde, der offen kämpft, werden sie gerne ertragen, ihre Notwendigkeit liegt klar zutage; bleibt aber der Feind Tage und Wochen unsichtbar, dann tritt Ermattung ein und die Spannung der Kräfte läßt nach, da eine Ursache der Spannung nicht vorhanden zu sein scheint. Dies ist für jeden Kommandanten, ebenso für Metellus, eine unfertige, unerträgliche Situation, die zur Katastrophe führen kann. Aus ihr muß er um jeden Preis herauszukommen trachten, er muß den Gegner zwingen, die Maske abzuwerfen; dazu aber eignet sich die Besetzung eines dem Gegner gehörigen Platzes umsomehr, wenn dieser Platz neben dem augenblicklichen Zweck noch dauernde strategische Vorteile als Etappe bietet. Demnach ist, wenn schon ein Objekt zu *temptandi* notwendig ist, *Iugurtham* zu ergänzen. Trotz der Einfachheit der Situation haben die Erklärer diese naheliegende Beziehung übersehen; einige (so Gertz u. a.) sind in der Verkennung der militärischen Lage noch weiter gegangen und wollen durch Umstellung des *et* die Besetzung von dem guten Willen der Bewohner abhängig machen, andre aber, welche die Konstruktion nicht antasten, stellen an den Feldherrn die arge Zumutung, daß er ins Leere operiere und eine Besatzung in die Stadt geworfen habe, „um zu sehen, ob die günstigen Verhältnisse des Ortes nicht eine römische Besatzung zuließen". Auf diese Weise läßt sich *paterentur* nicht retten; solange man seine Bedeutung nicht in besseren Einklang mit der Stelle zu

setzen vermag, was kaum möglich sein dürfte, wird man sich mit der Änderung in *paterent* behelfen müssen, wie sie schon Gruter und Klimscha vorgeschlagen haben. Stünden nicht Bedenken der Überlieferung entgegen, so würde ich *caperentur* empfehlen, das einen Sinn gäbe, welcher der Situation vollkommen enspricht: um einen Stoß gegen Iugurtha zu führen (welcher ihn zwingt, Farbe zu bekennen) und zugleich mit keckem Griff die Vorteile des Platzes zu nehmen. Doch wie immer man lesen mag, die Besetzung Vagas hatte für Metellus die doppelte Bedeutung, in Ansehung der Haltung Iugurthas eine Klärung herbeizuführen und zugleich eine Etappe zu gewinnen, und dies sind so hervorragend militärische, der Lage angepaßte Maßregeln, daß man neben dem vielen Sonderbaren, das man als Erklärung zu dieser Stelle findet, mit Befremden zu dem folgenden *praeterea* (bei Kappes) die Anmerkung liest: „im übrigen verfuhr er nach Kriegsgebrauch"; *praeterea* knüpft an *imposuit* an „dann, ferner".

47, 2 *Praeterea imperavit frumentum et alia quae bello usui forent comportare, ratus, id quod res monebat, frequentiam negotiatorum et commeatu iuvaturam exercitum et iam paratis rebus munimento fore.*

Iam paratis rebus ist nicht Gegensatz zu *comportare imperavit,* sondern zu *commeatu;* dieses bezeichnet die Heeresbedürfnisse in der Bewegung, *iam paratis rebus* diejenigen, welche nicht mehr auf dem Wege, sondern schon in der Lagerung, in den Depôts sind; darnach bezieht sich *iam* nicht etwa auf den Zeitpunkt der Besetzung, und ebensowenig hat *paratis* etwas mit „Vorbereitungen, Anordnungen" zu tun; sowohl die Zufuhr sollten die Kaufleute besorgen als die Sicherung des Zugeführten.

48, 3 *a quo (flumine) aberat mons ferme milià passuum XX.* So die beste Überlieferung, welche von einigen Herausgebern in *milia passum VII* geändert wurde. Ohne genaue Kenntnis des Terrains läßt sich ein abschließendes Urteil nicht fällen, doch will ich mit den Bedenken nicht zurückhalten, welche gegen diese Änderung sprechen.

Sieben römische Meilen geben 10 *km*. Nach 50, 3 besetzt Iugurtha den Punkt, wo Metellus den Berg verlassen hatte, mit 2000 Mann Fußvolk, um ihm den Rückweg zu verlegen; da dieser Punkt nach seinem Dafürhalten für Metellus wichtig war, so durfte er diese Operation nicht unmittelbar nach dem Abzuge desselben einleiten, sondern erst dann, wenn Metellus in einer nicht mehr gefährlichen Entfernung war; wenn wir diese mit 3 *km* veranschlagen, haben wir gewiß nicht zu hoch gegriffen; in dieser Entfernung standen demnach Iugurthas *primi* 50, 3 vom Bergrücken, dem *mons*, als Iugurtha die Besetzung einleitete. Indes setzte aber Metellus seine Bewegung fort, und wenn wir dem Geschäfte der Besetzung nur die Zeit einer halben Stunde und dem Metellus in dieser Zeit eine Fortbewegung von nur 1 *km*

zumessen, so stand dieser im Momente des Angriffes mit seiner Queue 4 *km* vom Abstiege entfernt; wenn wir ferner der in der *acies* marschierenden Truppe unter Berücksichtigung einer mäßigen Lockerung durch den Marsch und ohne Rücksichtnahme auf den Troß nur eine Tiefe von 2 *km* zuweisen, so stand die römische Tête 6 *km* vom Abstiege entfernt. Zum mindesten denselben Abstand vom Berge hatte auch der rechte Flügel Iugurthas, gering veranschlagt; denn dieser hatte seine Truppe einschließlich einer zahlreichen Kavallerie nicht massiert und lagerte in weit ausgedehnter Linie *extenuata acie*, da seine Absichten und das buschige, nicht ebene Terrain eine enge Fühlung nicht zuließen. Hinter Iugurtha aber lagerte Bomilkar mit den Elefanten und einem Teile der Infanterie; seiner besonderen Aufgabe gemäß schiebt er, als der von Metellus vorausgeschickte Rutilius ihn passiert hatte, seine Truppe in die Ebene hinab und kann sie in aller Ruhe *quietus* 52, 5 seinem Zwecke entsprechend formieren; dies ist aber nur in genügender Entfernung von der Tête der Römer möglich, ein Zwischenraum von nur 2 *km* setzt schon das Zusammentreffen besonders günstiger Umstände voraus. Es bleiben demnach kaum mehr 2 *km* bis zum Flusse übrig, also für die Vorwärtsbewegung Bomilkars und der Römer und für das Lager, ein so geringer Raum, daß Rutilius viel früher Fühlung mit Bomilkar gewonnen und nicht erst durch den aufwirbelnden Staub sich zur Gefechtsbereitschaft entschlossen hätte. Sieben römische Meilen oder 10 *km* geben demnach für die Bewegungen dieses Tages keinen hinreichenden Spielraum.

49, 6 *triplicibus subsidiis aciem instruxit.* Daß Sallust und sein römisches Publikum unter dieser einzigen und seltsamen Verbindung eine bestimmte Treffenzahl verstanden haben, ist wohl sicher; unser Empfinden schwankt zwischen einer dreifachen und vierfachen Linie, und diese Unentschiedenheit drückt sich auch in den Kommentaren aus, welche sich, immer ohne jede Begründung, bald für die eine, bald für die andre aussprechen. Opitz setzt den Ausdruck ganz kurz gleich *triplicem aciem*, Kappes schließt auf eine vierfache Linie, und wenn Wirz anmerkt, daß die Schlachtordnung „in dreifacher Reserve“ formiert wurde, so scheint er damit auch eine viergliedrige Ordnung anzunehmen, in gleicher Weise zählt Schlee ein Vordertreffen mit drei Reserven. — Der Autor hat freilich in der Schilderung des Kampfes und des Bodens keine Andeutung über die Zahl der Treffen gegeben, auch hat der doppelt gedeutete Ausdruck keine Parallele, die Aufschluß über seinen Wert geben könnte. Aber eben dieser Mangel ist ein Fingerzeig. Ein Blick auf die Entwicklung und Bedeutung der Treffenstellung wird es erweisen. Anfänglich kämpfte man in der geschlossenen, eine Masse bildenden Phalanx; jahrhundertelang fand man mit ihr das Auskommen. Es war schon ein bedeutender Schritt, einen wenn auch kleinen Teil der Truppe auszuscheiden

und in angemessener Entfernung den seelischen und physischen Anstrengungen des unmittelbaren Kampfes zu entziehen; dieser ausgeschiedene Teil versagte wohl der kämpfenden Truppe den unmittelbaren Druck und verlangte von dieser größere Selbständigkeit, dafür aber verbürgte er eine bessere Nährung des Gefechtes und dessen kräftigere Korrektur: die Nährung durch die Zufuhr geschonter Kräfte, die Korrektur durch die Unterstützung bedrohter Punkte und die Verwertung feindlicher Blößen, daher das zweite Treffen durch seine bedingte Verwendung schon den Charakter einer Reserve erhält. Ein drittes Treffen sicherte diese Vorteile auch unter erschwerten Umständen; über den Rücken beruhigt, sind die beiden ersten Treffen vollkommen befähigt, den flotten Gang des Gefechtes zu unterhalten und die schwere Arbeit der Front in den wenigen Stunden des Tages, welche für sie übrig bleibt, im angemessenen Wechsel auch einem zäheren Feinde gegenüber bis zur Entscheidung zu tragen, während das dritte Treffen, der obligatorischen Arbeit in der Front entrückt und nun völlig den Charakter der Reserve tragend, unvorhergesehene Zwischenfälle abweist und seine gesparten Kräfte für den letzten Stoß verwendet oder aber die Verfolgung des Feindes bricht. Mögen im Drange der Not die hier gezeichneten Linien auch manchmal ineinander fließen wollen, der starke Führer wird sie auch entgegen dem Drucke seiner Generale auseinanderzuhalten trachten, als Hüter der Ordnung, welche das Ergebnis einer jahrhundertelangen Entwicklung ist und die zweckmäßige Verwendung der Kräfte sichert: sie teilt die Truppe, aber zersplittert sie nicht; sie weist jedem Teile in der Schlacht seine Rolle zu und gibt ihm dafür die notwendige Stärke; sie löst die Arbeit in mehrere Aufgaben, bewahrt aber ihre Einheitlichkeit gegen die Schwankungen des Kampfes und das Spiel des Zufalles. Deshalb ist auch die Kriegführung aller Zeiten und insbesondere die der Römer wohl öfter unter der Dreiteilung geblieben, aber nie über sie hinausgegangen, ganz exzeptionelle Fälle ausgenommen, und diese Fälle verlangen wegen ihrer besonderen Natur und Seltenheit eine ausdrückliche Begründung durch den Autor, wie Cäsar bell. civ. III 89 die Bildung eines vierten Treffens durch die ungewöhnliche Überlegenheit des Feindes, namentlich an Kavallerie, und durch das Terrain gerechtfertigt hat. Eine derartige Motivierung hat aber Sallust, der doch selbst Militär war, hier nicht gegeben. Wenn nun der Mangel jeder Motivierung die Annahme eines vierten Treffens unwahrscheinlich macht, so liegen anderseits gewichtige und direkte Gründe vor, daß mit dem vielbesprochenen Ausdrucke nur drei Treffen gemeint sind. Unter *triplex acies* versteht man das in drei Treffen zum Kampfe formierte Heer; sie stellt in dieser Dreiteilung nicht bloß eine Abstufung nach der Zeit, sondern auch nach der Notwendigkeit der Verwendung dar; nur das erste Treffen ist unbedingt für den Kampf bestimmt, die andern kommen gar

nicht oder erst nach ihm zur Aktion, ihre Verwendung hängt von der Stärke des Widerstandes ab; vergleichbar den drei Steigerungsstufen, sind sie in ihrer Gesamtheit fähig, den Stoß zu beginnen, ihm Nachdruck und Vollendung zu geben; sie sind demnach der Ausdruck der entschiedensten, kräftigsten Offensive, und so gewissermaßen ein Spiegelbild des römischen Charakters. In der Vorstellung, welche der vielfältige Gebrauch mit diesem Worte verknüpft, erscheint die *prima acies* oder, da der Widerstand selten so gering ist, erscheinen die beiden ersten *acies* immer als der tätige, das dritte Treffen immer als der zuwartende, ruhende Teil dieser Gefechtsform. Es ist deshalb nur natürlich, wenn die Römer niemals das erste, weil immer für die Aktion bestimmte, wohl aber das dritte als das zurückgehaltene, ruhende Treffen mit *subsidium* bezeichnet haben, dessen durchsichtige Ableitung nicht erst durch Varro bezeugt zu sein braucht, und wenn anderseits wir das Wort mit unserer Reserve zusammenfallen lassen. Aber diese Kongruenz ist zunächst keine absolute; unsere Reserve hat immer eine tätige oder zur Tätigkeit bestimmte Vordertruppe zur Voraussetzung, nicht aber das *subsidium*, welches seinem Ursprunge getreu die ruhende, für die Aktion bereitliegende Kraft schlechthin bedeutet und erst durch die Tätigkeit der vorderen Glieder zur Reserve wird. Nun hat der offensive Geist, welcher im römischen Volke ruhte und diese Gliederung geschaffen hat, sowie der Wille des Feldherrn freilich in ungezählten Fällen die ersten Treffen zur ersten Aktion, zum Angriff, bestimmt und dadurch dem dritten Treffen den Charakter der Reserve gegeben, *quando triarii subsidebant in extrema acie*. Aber im Kriege hat ein Schema, hat eine Regel, und wäre sie tausendmal erprobt, keine absolute Geltung; denn in seiner brutalen Kombinationsfähigkeit schafft der Kampf neue, ungeahnte, nicht geglaubte Verhältnisse, zerreißt die gewohnten Analogien und stellt das Bewährte vor eine bedenkliche Probe. Wie, wenn eine nicht gewollte Situation den Willen des Feldherrn zwingt, im Angesicht des Feindes, den man gesucht hat, die Offensive zu unterdrücken, auch dem ersten Treffen Zurückhaltung aufzulegen und ihm den Angriff nicht bloß für den Augenblick, sondern überhaupt zu verbieten? Geht nicht da die Eigenschaft, welche das dritte Treffen zum *subsidium* macht, auch auf das erste über und muß nicht auch die Bezeichnung folgen, das Wort, welches seinem Ursprunge nach nicht unbedingt an das dritte Treffen gebunden ist? Kurz, wenn das dritte Treffen die Bezeichnung *subsidium* erhalten hat wegen seiner Ruhe und nur bedingten Verwendung, so muß diese Bezeichnung allen drei Treffen zukommen, wenn alle drei Treffen eine bedingte Verwendung finden sollen, d. h. wenn die *triplex acies* aus ihrer gewohnten Rolle des Angriffes in die der Verteidigung geworfen ist — ein gewiß seltener, besonderer Fall, und dieser liegt hier vor: Metellus wollte nicht kämpfen, wenn er

auch notgedrungen in die Gefechtsstellung übergehen mußte; noch mehr, er durfte nicht kämpfen wollen. Dies geht wohl aus der Schilderung des Kampfes durch Sallust unmittelbar hervor; es wird aber nicht überflüssig sein, einige Worte darüber zu sprechen. Metellus hatte den strategischen Fehler begangen, das Terrain nicht aufzuklären; ob die Schuld allein in seinen Dispositionen lag oder auch in dem Mangel einer beweglichen und für weitausgreifende Rekognoszierungen geschulten Kavallerie, ist hier gleichgültig; genug, er ließ sich von Iugurtha überraschen, und dieser hatte den Platz gut gewählt. Mitten auf dem Marsche stößt Metellus auf den Feind; das ist vor und nach Metellus in der Kriegsgeschichte oft genug vorgekommen, ohne daß ein solches Zusammentreffen immer den Charakter einer Überraschung gehabt hätte; noch vor und selbst während der Schlacht ist von den augenblicklich nicht verwendeten Truppen ein Lager geschlagen worden, in welchem der Troß Sicherung, die Truppe nach dem Kampfe Erholung oder Schutz finden konnte. Aber hier lag die Sache anders; Metellus konnte kein Lager schlagen, denn weit und breit gab es kein Wasser, ein Lager ohne Wasser war aber zwecklos; ob er als Sieger oder geschlagen dahin zurückkehrte, er mußte verschmachten. Ein Kampf aber ohne die sichere Stütze eines Lagers war für den Römer ein unheimlicher Gedanke; so kühn und unternehmend er auch war, er tat doch nie einen Schritt ins Leere, er sicherte zuvor den Boden, auf den er seinen Fuß setzte. An den Rückzug durfte er nicht denken; dies wäre eine bedenkliche Einleitung der Operationen gewesen, nicht sowohl wegen der gespannten Erwartungen des Reiches als vielmehr in Rücksicht auf die Truppe, die, kaum moralisch gehoben, mit einem Schlage das Vertrauen verloren und in den früheren Zustand der Demoralisation zurückgefallen wäre. Er durfte es auch nicht tun, weil er, den Feind im Rücken, diesem auf dem koupierten Terrain alle Vorteile überließ — eine unheimliche Lage für den römischen Führer: er durfte nicht zurück, durfte nicht bleiben, durfte nicht kämpfen, den Weg frei zu machen, mußte marschieren, ohne sich zu rühren; mit teuflischer Schlauheit hatte der Numider den Platz gewählt, fortstehlen mußte sich der Römer, unter den Augen des Feindes bei hellichtem Tage. Aber sowenig Metellus den Kampf wünschte und wünschen durfte, er konnte dazu gezwungen werden und mußte für diesen Fall seine Vorkehrungen treffen. Doch hier zeigte sich eine neue Verlegenheit; welche Form sollte er dem Kampfe geben? Wenn er sich auch über alle Bedenken hinwegsetzen und in kecker Offensive den Numider auf dem ihm vertrauten Boden des Hügellandes aufsuchen wollte, mit der festen Gliederung der schweren Legionen war dies unmöglich, mit der geringen Zahl der Leichtbewaffneten wertlos, er mußte also den Kampf in der Ebene im Auge behalten. Aber die weite Ausdehnung der numidischen Stellung — *extenuata acie* — belehrte ihn, daß

Iugurtha von dieser Unklugkeit weit entfernt war, er mochte ahnen, daß dieser seinen Vorteil größerer Beweglichkeit und zahlreicher und trefflich berittener Kavallerie ausnützen und ihn in der Wahl der Angriffsrichtung bis zum letzten Augenblicke im Unklaren lassen werde; er sah, daß er Bedingungen des Kampfes gegenüberstehe, für welche die den Römern gewohnten Formen nicht ausreichten; das Schicksal hatte gerade ihn der Taktik des kleinen Krieges gegenübergestellt, unvermittelt, unvorbereitet, ohne daß ihm in der Zusammensetzung der Waffen, in der Organisation und Schulung der Truppen die geeigneten Gegenwerte zugebote gestanden wären. Da er aber zu einem Entschlusse kommen und für den Marsch und zugleich für den Kampf die Vorbereitungen treffen mußte, das *agmen munitum* aber, wie es einige Jahre später Marius an der Hand der Erfahrung und unterstützt durch eine zahlreiche Kavallerie (*cum magno equitatu* c. 95) entwickelt hatte, noch nicht gefunden war, so blieb ihm nichts andres übrig als sich der gewohnten Form zu bedienen und eine dreifache Linie nach der Seite zu entwickeln, welche zunächst bedroht schien; er mußte in dieser Form marschieren, mußte warten, bis er angegriffen wurde, mußte zittern, wenn er angegriffen würde: sein Heer hatte die Form der *triplex acies,* nicht ihren offensiven Geist; mit diesem stand seine Gebundenheit und Abhängigkeit von dem Willen Iugurthas im schroffsten Gegensatze. Den sach- und sprachkundigen Leser hätte diese Diskrepanz beleidigen müssen; indem aber der Autor der ganzen Truppenmacht den Charakter des *subsidium* gab, d. h. den Charakter der nicht für die unmittelbare Aktion bestimmten, zuwartenden Kraft, hat er der Situation das rechte Wort geliehen; er hat einen ungewöhnlichen Ausdruck gebraucht, weil die Situation eine ungewöhnliche war; man darf aber ihm, dem Militär und Stilisten, weder die Fähigkeit noch den Willen absprechen, die Sprache an die Forderungen des Gegenstandes anzuschmiegen und die Situation für den sachkundigen römischen Leser durch ein Wort zu erhellen, das freilich für eine entlegene, dieser Disziplin entrückte Zeit einer längeren Auseinandersetzung bedarf.

49, 6 *transvorsis principiis.* Manche Erklärer übersetzen *principia* an dieser Stelle ausdrücklich mit „Vordertreffen“ und schaffen sich dadurch keine geringe Verlegenheit. Darnach hätte Metellus das Kommando für die Wendung der andern Treffen vergessen oder Sallust hätte die Berichterstattung unterlassen. Natürlich sind die Erklärer dann verpflichtet, den Fehler des Feldherrn oder des Autors wieder gut zu machen und die stehen gebliebenen Truppen — freilich etwas spät — in Bewegung zu setzen, und sie tun dies auch der geänderten Zeit entsprechend, wie Schlee, in moderner Weise, „in Sektionen“. Mir will aber scheinen, daß das Wort wie konkret den vorderen Teil, die erste Abteilung, so abstrakt die Vorderseite, die Richtung, die Front bedeutet.

Der Ausgang des Kampfes bedarf noch einer Beleuchtung, denn die Bravour der römischen Legionare und die schließliche Geistesgegenwart des römischen Generals bieten in der geschilderten verzweifelten Situation noch keine völlig befriedigende Erklärung; auch Iugurtha hat einen Fehler begangen. Ehe Metellus die Bewegung in der Ebene unter den Augen Iugurthas fortsetzte, schickte er Rutilius mit einigen Kohorten voraus, damit er am Flusse ein Lager schlage. Iugurtha störte die Entsendung nicht und mit Recht; diese nahm dem Gegner einen Teil der Kraft und erleichterte den Numidern die Arbeit, und war Metellus geschlagen, so war auch Rutilius verloren. Aber so sehr Iugurtha recht hatte, die Trennung des Rutilius von Metellus nicht zu hindern, so unterließ er es doch, die richtige Folgerung daraus zu ziehen, die Folgerung nämlich, daß Metellus auf keinen Fall, auch nicht im Falle einer Niederlage, an den Rückzug in die Berge denke, sondern vorwärts drängend die Vereinigung mit Rutilius suchen werde. Mit ruhiger Geistesgegenwart, die ihn während des ganzen Kampfes nicht verließ, und mit echt militärischem Blicke hatte Metellus in diesem schwierigen, entscheidenden Augenblicke gehandelt. Er hatte erkannt, daß die Rückzugslinie für die Römer nicht hinter dem Heere liege, daß vielmehr, da der Feind sich nicht frontal vorzulegen gedachte, auch im Falle eines schlimmen Ausganges die Bewegung nach dem Flusse in weit größerer Ordnung erfolgen müsse als der Rückzug nach den Bergen; in der Frontrichtung war das Lager, die Rettung, auch für die Besiegten. Es war demnach ganz unnötig, mit 2000 Mann den Rückweg ins Gebirge zu schließen oder, wenn es anfänglich vielleicht geboten schien, sie dort zu belassen. Als letzte Reserve verwendet, hätte diese Truppe beim letzten Stoße der vier römischen Kohorten (51, 3) das Schicksal des Tages wenden können: indem Iugurtha das Netz hier zu enge zog, entwich ihm Metellus auf der andern Seite.

Mähr.-Weißkirchen. Josef Fuchs.

Über die Methodik des Physikunterrichtes an der Mittelschule.

Die Didaktik und Methodik des Physikunterrichtes hat in den letzten Jahren namhafte Verbesserungen aufzuweisen, so daß es geboten scheint, an dieser Stelle einen allgemeinen Überblick über den Unterrichtsbetrieb dieses bedeutenden Zweiges der Naturwissenschaften zu geben und darzulegen, wie sich dieser heutigentages gestaltet und welche Wünsche noch zu erfüllen wären, um

denselben, entsprechend der hohen Bedeutung des Gegenstandes, fruchtbringend zu gestalten.

Es muß als vollständig gerechtfertigt angesehen werden, daß Physik fast in allen Ländern in zwei Unterrichtsstufen gelehrt wird. Die Einwände der Gegner dieser Zweistufigkeit des physikalischen Unterrichtes, daß in der Oberstufe sehr wenig von den Schülern, welche die Unterstufe absolviert haben, vorausgesetzt werden kann, da zwischen den beiden Stufen ein mehr oder weniger langer Zeitraum liegt, in dem der Schüler vieles vergessen hat, das neu hervorgeholt werden muß, erscheinen nicht genügend stichhältig zu sein. Hat doch die Mittelschule in erster und vornehmster Linie den Zweck, die Erziehung des Geistes zu bewerkstelligen, das Denken des Schülers in bestimmte, geregelte Bahnen zu lenken und dahin zu leiten, daß nach Absolvierung der Mittelschule der Schüler befähigt ist, den schwierigeren Aufgaben, wie sie die Hochschule fordert, gewachsen zu sein. Im Unterrichte der Mittelschule kommt es nicht auf das Quantum, sondern auf das Quale des Erfaßten und Gelernten an, und es wäre wenig einsichtsvoll, wenn ein Lehrer sich im Unterrichte in Detailfragen — vielleicht in Lieblingsproblemen, die der Richtung und dem Arbeitsfelde des Lehrers nahestehen — verlieren würde. Der Zweck des naturwissenschaftlichen Unterrichtes in der Unterstufe der Mittelschule ist im allgemeinen der, den Schüler zur Beobachtung anzuregen, ihn richtig schauen zu lehren und ihn zu veranlassen, aus den beobachteten Tatsachen durch Denkoperationen korrekte Schlüsse zu ziehen. Der Unterricht muß in dieser Unterrichtsstufe durchwegs induktiver Natur sein; die Beobachtung der Erscheinungen in der uns umgebenden Körperwelt, die Veranstaltung von Versuchen, welche geeignet sind, dem Schüler eine Erscheinungsgruppe vollends klar zu legen, ist Hauptgegenstand dieses Unterrichtes, der deshalb große Schwierigkeiten in sich birgt und die Geschicklichkeit und Gewandtheit des Lehrers in hohem Grade fordert, weil der Schüler für das Beobachten und das, was man oft als naturwissenschaftliches Denken bezeichnet, erzogen werden muß.

Dem Lehrer der Naturgeschichte wird es nicht beifallen, in dieser Unterrichtsstufe ein systematisches, wenn auch abgekürztes Ganze seines Gegenstandes geben zu wollen — abgesehen davon, daß er bei der kärglich bemessenen Stundenzahl, die seinem Fache zugewiesen ist, dies auch nicht zu leisten imstande wäre —; er wird einige Typen organischer und anorganischer Körper herausgreifen und an ihnen zeigen, was für Schlüsse aus ihrer Beobachtung gezogen werden können, welcher Zusammenhang zwischen ihnen und anderen Naturgegenständen besteht, wie z. B. in der Thier- und Pflanzenwelt der Charakter, die Färbung usw. mit der Umgebung, dem Aufenthaltsorte des Thieres oder der Pflanze in Verbindung zu bringen ist; er wird — kurz gesagt — schon in

dieser Unterichtsstufe das biologische Element in den Vordergrund der Betrachtungen rücken; er wird — und das halten wir für einen wichtigen Punkt — den Schüler zum Sammeln von Naturgegenständen anregen und auf diese Weise — frei von beengendem Schulzwange, aber immer zielbewußt — bei den unter seiner Obhut stehenden Schülern Liebe zur Natur erwecken. Uns Lehrern ist es allen sehr gut bekannt, daß gerade in diesem Alter des Knaben, das in die Unterstufe des naturwissenschaftlichen Unterrichtes fällt, der Sinn des Kindes für Naturbeobachtungen am regsten ist, weshalb es eine Verkehrtheit wäre, wenn diese goldene Zeit der Jugend der Lehrer der Naturwissenschaften vorbeieilen ließe, ohne aus ihr jene Vorteile zu ziehen, die nicht nur seinem Gegenstande, sondern — was am höchsten anzuschlagen ist — dem physischen und geistigen Sehen der Jugend zugute kommen.

In ganz ähnlicher Weise, wie in der Naturgeschichte, soll sich auch der Lehrvorgang in der Physik und Chemie abspielen. Auch hier ist es Sache des Lehrers, an Erscheinungen anzuknüpfen, die sich dem Schüler jederzeit darbieten können. Es wird Sache eines guten Lehrers sein, den Schüler zu veranlassen, diesen Erscheinungen nicht gedankenlos gegenüber zu stehen. Durch eine geschickte Fragestellung wird der Lehrer in dieser Hinsicht sehr viel wirken können. Er wird auf diese Weise das Experiment, welches folgen muß, wirksam vorbereiten. Was dieses betrifft, ist in erster Linie hervorzuheben, daß es namentlich in der Unterstufe des Physikunterrichtes sich durch Einfachheit in der Ausführung auszeichnen muß. Die Apparate sollen einfach sein und gerade hierin sich von den Apparaten, die in der Oberstufe gebraucht werden, wesentlich unterscheiden. Leider sind der Lehrer nicht viele, die sich für den ersten Unterricht in der Physik selbst manche Apparate herstellen und diese dann am besten ihren Erläuterungen anpassen. Wie dem auch immer sei — jederzeit muß der Lehrer die wesentlichsten Punkte eines Versuches und des für diesen gebrauchten Apparates besonders hervorheben, um das Augenmerk und das ganze Interesse des Schülers auf diese zu lenken. Er muß sich auch da durch rege Mitbeschäftigung aller Schüler und häufige Fragestellung überzeugen, ob jeder derselben genau weiß, was er sehen soll und welchen Zwecken der betreffende Versuch dient. Das Experimentieren darf schon in dieser Unterrichtsstufe von den Schülern nicht als Spielerei betrachtet werden und immer muß der Lehrer dem Experimente eine Wendung und Deutung geben, daß dieser der Jugend begreiflicherweise innewohnende Sinn nicht mächtig zur Geltung kommt. Zu billigen ist es, daß manche Lehrer in der ersten physikalischen Unterrichtsstufe ihren Schülern Anleitung zur Anstellung von einfacheren Experimenten und zur Herstellung kleinerer und wenig komplizierter Apparate geben. Es würde wahrhaftig nicht schaden, wenn unsere Jugend etwas mehr manuelle Fertigkeit besäße, als ihr fast durch-

wegs zukommt. Selbstverständlich sind dann die Schüler auf verschiedene Kunstgriffe, aber auch auf mancherlei Gefahren aufmerksam zu machen, die namentlich einige chemische Versuche bieten. Ich bin überzeugt, daß manche Lehrer behaupten werden, es sei ihnen zu viel zugemutet, wenn sie bei der beschränkten Stundenzahl, über die sie verfügen, noch derartige Belehrungen und Anregungen zur Anstellung von Experimenten geben sollen. Darauf ist abermals zu erwidern, daß — wenn der Lehrer sich auf das Typische in diesem Unterrichte beschränkt und seine Zeit weise einteilt — auch bei dem beschriebenen Vorgange das Auslangen mit den Unterrichtsstunden gefunden werden kann. Freilich darf der Lehrer — wie es leider nicht gar zu selten vorkommt — nicht erst in der Unterrichtsstunde den Apparat in Ordnung setzen und das Experiment erst dann vorbereiten. Abgesehen davon, daß dann der Versuch oft mißlingt, erfordert eine derartige Manipulation viel Zeit, welche dem eigentlichen Unterrichtsbetriebe zustatten kommen soll. Es muß außerhalb der Unterrichtsstunden vom Lehrer Alles so vorbereitet, abgewogen und abgemessen sein, daß der in der Unterrichtsstunde auszuführende Versuch sich rasch abspielt und vollends gelingt. Auf diesen letzthervorgehobenen Punkt ist selbstverständlich besonderes Gewicht zu legen, da der Schüler gerade durch ein gelungenes Experiment die vollste Überzeugung von der Gültigkeit eines Naturgesetzes erhalten soll. Schon in dieser Unterrichtsstufe soll — wo es nur immer wünschenswert und gut durchführbar ist — auf die objektive Darstellung von Versuchen besondere Aufmerksamkeit verwendet werden. So — um nur ein Beispiel herauszugreifen — werden die Erscheinungen der Kapillarelevation und Kapillardepression am besten objektiv mittelst eines Skioptikons, das ja auch dem anderen Unterrichte, wie jenem aus der Geographie, Archäologie usw. dienen kann, dargestellt werden. Eine Ersparnis in derartigen Dingen würde sicher dem Unterrichtsbetriebe nicht förderlich sein. Die Dotation eines physikalischen Kabinets, von der wir unten ausführlicher sprechen werden, darf keine dürftige sein, damit durch eine sachgemäße, dem heutigen Stande der physikalischen Technik entsprechende Behandlung der Experimentalphysik in der Schule einerseits dem Schüler volle Überzeugung von der Richtigkeit des Vorgetragenen beigebracht werde, anderseits durch eine gleichzeitige Beobachtung einer Erscheinung seitens der Schüler der Unterricht vom Lehrer stramm geleitet und belebt werden könne und das erreicht werde, was man als Ökonomie des Unterrichtsbetriebes bezeichnen kann. Diese Ökonomie nimmt nicht nur auf die Zeit, sondern auch auf die geistige und physische Kraft des Lehrers und der Schüler Bezug.

Es ist ganz begreiflich, daß der objektiven Darstellung in erster Linie auch die Lage des physikalischen Hörsaales — auf diesen darf unter keiner Bedingung verzichtet werden — und

dessen Einrichtung mächtig Vorschub leisten können. Amphitheatralische Anordnung der Sitzplätze scheint in letzterer Beziehung geboten zu sein. Wo es nur halbwegs möglich ist, soll — wie dies jetzt in größeren Städten ohne allzugroßen Kostenaufwand erreicht werden kann — das Schulhaus oder wenigstens das physikalische Kabinet mit Straßenstrom versehen werden können, damit das zur Vorführung von objektiven Demonstrationen erforderliche Licht jederzeit zur Verfügung steht. So ist für einen geordneten Unterrichtsbetrieb in der Optik geradezu geboten, daß die Experimente der Unter- und der Oberstufe unabhängig vom Sonnenlichte und der Laune des Wetters ohne Schwierigkeit jederzeit dem Schüler vorgeführt werden, wenn der Unterrichtsgang es erfordert. Nicht minder wichtig erscheint es mir, auch zu betonen, daß der Hörsaal mit Vorrichtungen versehen werde, welche dazu dienen, Apparate der Elektrostatik vorzuwärmen, d. h. von feuchter Luft zu befreien, Abzug für schädliche Gase zu ermöglichen, durch geeignete Luftpumpen schnell Evacuierungen vornehmen zu können, und anderes mehr. Doch ist es nicht meine Aufgabe, auf diese Einzelheiten des näheren einzugehen; was ein physikalisches Kabinet bieten muß, wie der Hörsaal einzurichten sei, damit er den Zwecken des physikalischen Unterrichtes am besten entspreche, ist von berufenen Didaktikern, wie W e i n h o l d, F r i c k u. a., genugsam hervorgehoben worden. Im allgemeinen wird es nicht nur Aufgabe, sondern Pflicht des Lehrers sein, unter Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse die Zwecke des physikalischen Unterrichtes auf grund der besten didaktischen Erfahrungen und der Errungenschaften auf dem Gebiete der physikalischen Technik zu fördern; er wird es sich angelegen sein lassen, die Einrichtung und die Apparatensammlung des ihm anvertrauten physikalischen Kabinetes so zu gestalten, daß er mit derselben das Maximum des Erreichbaren gewinnt.

Vom Experimente soll sich sowohl in der Unter- als auch in der Oberstufe des Physikunterrichtes der Lehrer wieder zu den Anwendungen des Vorgetragenen, zu praktischen Fragen wenden und durch Stellung sogenannter Denkaufgaben den Lehrstoff zu befestigen suchen. Inwieweit in den Physikunterricht der Unterstufe die Rechnung eingreifen darf, ist mehrfach besprochen worden. Als leitender Grundsatz muß wohl in dieser Beziehung der gelten, daß mathematische Entwicklungen allgemeinerer Art diesem Unterrichte fernbleiben müssen, und daß der Lehrer sich nur auf Beispiele bezieht, in denen Rechnungen mit besonderen Zahlen vorkommen. Immerhin muß aber aus den Erörterungen und den Experimenten das Gesetz einer Naturerscheinung so herausgelöst werden, daß der Schüler dies in sprachlich und inhaltlich korrekter Weise auszusprechen vermag. Wie in jedem Unterrichte, so ist auch im Physikunterrichte mit aller Energie und der erforderlichen Strenge anzustreben, daß der Schüler sich einer ge-

ordneten und richtigen Diktion befleißt; er muß angehalten werden, ohne jedes Phrasentum seinen Gegenstand zu erläutern und in der Sprechweise sich auch der möglichsten Kürze und Präzision zu bedienen. Auf diese Weise kann erreicht werden, daß die Früchte eines derart geleiteten Unterrichtes auch dem Unterrichte in anderen Gegenständen und der allgemeinen Ausbildung des Schülers zustatten kommen.

Der Unterricht in der Oberstufe ist unter allen Umständen in die Hand eines tüchtigen Fachlehrers, der auch die erforderliche mathematische Durchbildung besitzt und ein geschickter Experimentator ist, zu legen. Dieser Unterricht muß systemmäßiger als der in der Unterstufe gehalten sein; er soll dem Schüler ein in sich abgeschlossenes und abgerundetes Ganze der wichtigsten Teile der Naturlehre bieten. Das Experiment soll auch in diesem Unterrichte ein fortwährender Begleiter der theoretischen Erläuterungen und der mathematisch-deduktiven Erklärungen der Naturerscheinungen sein. Selbstredend befindet sich aber der experimentelle Teil in dieser Unterrichtsstufe insoferne auf einem höheren Standpunkte, als dem Schüler durch die vorgenommenen Versuche eine Einführung in das physikalische Messen geboten werden soll. Der Lehrer wird daher gut tun, eher wenige Apparate anzuschaffen, aber diese von den anerkannt besten Firmen zu kaufen, um in seiner schwierigen Aufgabe durch keinerlei Hindernisse gestört zu sein. Der Lehrer soll auch in der Oberstufe vorzugsweise objektive Darstellungen der Versuche seinen Schülern vorführen und — wo immer tunlich — mit einer künstlichen intensiven Lichtquelle (elektrisches Licht) arbeiten. Auch soll der elektrische Strom als bewegende Kraft verwendet werden können. Es wird manchem Leser dieser Zeilen die an dieser und an einer früheren Stelle erörterte Einrichtung des physikalischen Kabinets als eine Forderung erscheinen, die den Erhalter, sei es nun den Staat oder das Land oder die Gemeinde, zu sehr belastet. Die Belastung ist allerdings eine nicht geringe, doch sind die Ausgaben für die zweckmäßige Einrichtung der naturgeschichtlichen und physikalischen Kabinete, auch wenn sie sich höher, als es bislang üblich war, gestalten, solche, die reichlich Zinsen bringen; gehört doch den Naturwissenschaften und deren Anwendungen in der Technik die Zukunft. Der Erhalter der Schule übernimmt mit deren Gründung gleichzeitig die Verpflichtung, für dieselbe in der besten Weise zu sorgen, sie mit trefflichen Lehrern zu versehen, ihr aber auch die Unterrichtsbehelfe zuzuweisen, welche dem jeweiligen Zeitpunkte und den didaktischen Erfahrungen entsprechend die besten sind. Wenn die Bedingungen für einen in jeder Beziehung gedeihlichen Unterrichtsbetrieb nicht im vollsten Maße vorhanden sind, sehe man lieber von der Schaffung neuer Anstalten ab.

Gerade im physikalischen Unterrichte, wie er in der Oberstufe platzgreifen soll, sind die Schwierigkeiten, die sich der Be-

handlung des Gegenstandes entgegenstellen, mannigfacher Art. Der Unterricht soll im allgemeinen experimenteller Natur sein und sich — wo möglich — in jenen Geleisen bewegen, die Tyndall in seinen bewunderungswürdigen populären Vorlesungen gekennzeichnet hat. Ein derartiger Unterricht wird auf den Schüler einen nachhaltenden Eindruck machen und ihm auch in späteren Jahren seines Lebens in angenehmster Erinnerung sein. Offen gestanden sind weder wir Lehrer in Österreich, noch auch die Fachkollegen und Berufsgenossen in Deutschland im stande, einen solchen Unterricht durchwegs und an allen Orten zu leiten, da die materiellen Mittel zur Beschaffung der erforderlichen experimentellen Hülfsmittel nur zu schnell aufgebraucht sind. Eine Folge dieses Umstandes ist auch die zu oft eingreifende Behandlung eines Gegenstandes mittelst der Mathematik. Ich glaube, im Sinne der Fachkollegen zu sprechen, wenn ich behaupte, daß im Physikunterrichte der oberen Klassen der Mittelschulen heutigentags zu viel gerechnet wird. Der Wert der Mathematik im Physikunterrichte ist unbestritten vorhanden, nur muß die Mathematik in diesem Unterrichte als eine Dienerin der Naturlehre betrachtet werden, als ein Mittel, um ein Gesetz in der prägnantesten und präzisesten Sprache auszudrücken. Namentlich erscheint es mir ganz verfehlt zu sein, Deduktionen zu geben, in denen durch Vernachlässigung gewisser Größen die Schlußformel angestrebt und erreicht, in denen — kurz gesagt — versteckte Differenzial- und Integralrechnung getrieben wird. Für derartige mathematische Entwicklungen volles Verständnis zu besitzen und diese vollauf zu würdigen, kann dem Schüler nicht zugemutet werden; es ist Tatsache, daß solche Deduktionen mit großem Zeit- und Kraftaufwande vom Schüler gelernt werden und bei der ersten sich treffenden Gelegenheit der Vergessenheit anheimfallen. Es ist wohl in solchen Fällen, die sich im physikalischen Unterrichte oft genug darbieten, die fertige Formel mit Berufung darauf, daß diese sich auf Grund höherer Rechnungen ergibt, aufzustellen, dieselbe eingehend zu diskutieren und deren Richtigkeit durch Versuche zu prüfen.

Dem Verf. dieses Aufsatzes erscheint es übrigens ganz plausibel, wenn einmal der Versuch gemacht werden sollte, in einigen Stunden des mathematischen Unterrichtes, u. zw. nach Absolvierung der Lehre der analytischen Geometrie, die einfachsten Elemente und Grundbegriffe des höheren Kalküls und dies im Anschluße an die einfachsten geometrischen Betrachtungen dem Schüler vorzuführen. Dann könnte von den so gewonnenen Errungenschaften der Rechnung im Physikunterricht der Oberstufe der entsprechende Gebrauch gemacht werden und die Klagen, daß die mathematischen Beweise in der Physik allzu gekünstelt sind und infolge dieses Umstandes die den Schüler überzeugende Kraft verlieren, würden sicher verstummen. Man bedenke, welche Vorteile schon aus dem Gebrauche der Formeln für die Geschwindigkeit eines Bewegten, die als der

Differenzialquozient des Weges nach der Zeit dargestellt wird, für die Beschleunigung, die dem Differenzialquozienten der Geschwindigkeit nach der Zeit gleichkommt, für die Übersichtlichkeit und Einheitlichkeit des Physikunterrichtes erwachsen möchten. Vorausgesetzt ist hiebei, daß dieser Unterricht von einem Lehrer geleitet wird, der es versteht, maßzuhalten und dem Unterrichte überall die erforderliche Anschaulichkeit zu wahren. Ein Überschreiten der Grenzen könnte unsäglichen Schaden bewirken. Auch die konstruktive Behandlung erweist sich in manchen Gebieten der Physik von großem Nutzen; dies gilt namentlich in der Mechanik, der Wellenlehre und der Optik. Es können durch eine derartige Behandlung manche Erscheinungen in zutreffender und vollkommen zweckentsprechender Weise erklärt und dem Verständnisse des Schülers nahegebracht werden; manche schwierige und ausgebreitete rechnerische Erörterungen können dann ohne Schaden weggelassen werden; man denke z. B. an die Erklärung der Erscheinungen der Interferenz des Lichtes usw.

Im allgemeinen soll aber — und dies ist der Punkt, auf den ich das Hauptgewicht lege — in dem Mittelschulunterrichte Experimentalphysik getrieben werden. Wir kommen nun zu einer sehr wichtigen Frage, die mit dem Gedeihen dieses Unterrichtes im innigsten Zusammenhange steht. Das Experimentieren ist eine Kunst und muß gelernt und vielfach geübt werden. Wo soll der junge Lehrer diese Kunst lernen, bevor er in den praktischen Schuldienst tritt? Nach meiner Ansicht ist die Hochschule bei der Ausbildung der Lehramtskandidaten nicht nur berufen, sondern geradezu verpflichtet, diesen die nötige Ausbildung im Experimentieren in eigenen Seminarien zu bieten. Neben den Seminarien für Mathematik und Physik, in denen Probleme höherer und höchster Art gelöst werden, sind solche für Experimentalphysik einzurichten, und in diesen ist nicht allein das Messen und wissenschaftliche Experimentalphysik zu treiben, sondern auch — und dies für Lehramtskandidaten vorzugsweise — das Schulexperiment zu pflegen. Es ist eine vollkommen berechtigte Klage, daß unsere jungen Lehrer nicht zu experimentieren verstehen, daß ihnen die manuelle Fertigkeit fehlt und daß zufolge dieser Umstände der Physikunterricht nicht das leistet, was man zu fordern berechtigt ist. Solche Klagen werden verstummen, wenn für die entsprechende Vorbereitung der Kandidaten Sorge getragen wird. Ich gehe in dieser Beziehung sogar so weit, daß bei der Lehrbefähigungsprüfung in dem Augenblicke, in dem Seminare für das Schulexperiment errichtet sind, der Prüfling einige Proben seiner Geschicklichkeit im Experimentieren abzulegen hat und daß im Lehramtszeugnisse der Grad des Vertrautseins mit dem Schulexperimentieren angemerkt und in den Kalkül einbezogen wird. Es ist m. E. nicht ausgeschlossen, daß die Leitung der angeregten Seminare auch sehr bewährten Mittelschul-Lehrpersonen anvertraut wird, die

vom Staate für diese außerordentliche Mühewaltung remuneriert werden. Auch bei der Zuweisung von Lehramtskandidaten der Physik in das praktische Schulamt hätte die betreffende Schulbehörde besonders dafür zu sorgen, daß die einführenden Lehrer auf dem Gebiete der Experimentalphysik anerkannt tüchtig sind und weder Zeit noch Kraft scheuen, um die ihnen zugewiesenen Kandidaten in ausgiebigster Weise im Experimentieren zu unterweisen. Wie dem auch immer sei, Wandel in dieser Angelegenheit muß baldigst und auf energische Weise geschaffen werden. Die Hochschule darf dort, wo es sich um Ausbildung der Lehramtskandidaten handelt, sich nicht in unnahbare Ferne zurückziehen und muß hülfsbereit und mit dem Bewußtsein, für eine gute Sache zu wirken, der Unterrichtsbehörde und der Mittelschule zur Seite stehen.

Was den Unterricht in der Naturlehre der Oberstufe im einzelnen betrifft, so ist es nicht die von mir gestellte Aufgabe, auf alle didaktischen Fragen des näheren einzugehen, und es sollen an dieser Stelle nur allgemeine Gesichtspunkte aufgestellt werden.

Von diesem Unterrichte fordern wir, daß er einheitlich mit Hervorhebung des Wichtigsten vollzogen werde, daß den neueren Forschungen auf dem Gebiete der reinen Physik und der technischen Anwendungen dieses Gegenstandes Rechnung getragen werde, soweit diese in das praktische Leben eingreifen, daß er möglichst frei von Darstellungen von Hypothesen gehalten werde und nur auf sicher erwiesene Tatsachen und deren theoretische Erklärung gegründet erscheine, daß ferner die Nachbargebiete der Physik, wie die Meteorologie und die Grundlehren der kosmischen Physik, soweit in den Bereich des Physikunterrichtes heranzuziehen sind, als deren Lehren von jedem, der auf allgemeine Bildung Anspruch erhebt, erfaßt sein müssen, daß endlich — und dies scheint dem Verf. nicht von untergeordneter Bedeutung zu sein — der Lehrer Gelegenheit nehme, auf die Geschichte der Physik in dem von ihm geleiteten Unterrichte Rücksicht zu nehmen und dem Schüler an der Hand der Geschichte der Entwicklung der einzelnen physikalischen Disciplinen darzulegen, welche Irrtümer und Schwierigkeiten im Laufe längerer Zeitperioden zu überwinden waren, um der wahren Erkenntnis und Erklärung der Tatsachen einen Weg zu bahnen. Der Unterricht soll in der Oberstufe in naturphilosophischem Sinne gehalten sein, wobei aber ausdrücklich betont werden muß, daß Naturphilosophie im Sinne und der Denkweise der Engländer zu verstehen ist. An keiner Stelle darf sich der Unterricht in phrasenreiche Erörterung verlieren, er muß streng sachlich vorgenommen werden.

Der ganze Unterricht in der Naturlehre der Oberstufe muß von dem Prinzipe der Erhaltung der Energie durchzogen sein; recht bald muß der Schüler mit dem Grundsatze der modernen Physik vertraut gemacht werden, daß die Summe der poten-

ziellen und kinetischen Energie in einem physikalischen Prozesse eine konstante, also sich gleichbleibende Größe ist. Auf dieses Prinzip muß im ganzen physikalischen Unterrichte aufmerksam gemacht werden; aus demselben können, wie mehrfach gezeigt wurde, oft in überraschend einfacher Weise auf mathematischem Wege Folgerungen gezogen werden, zu deren Erkenntnis auf anderem Wege nur schwierig und mühevoll heranzudringen ist. In dieser Beziehung machen wir die Lehrer auf die Schrift von Direktor H. Januschke, „Das Prinzip der Erhaltung der Energie und seine Anwendung in der Naturlehre“, ein Hülfsbuch für den höheren Unterricht (Teubner 1897), ganz besonders aufmerksam, da dieses Buch dem Lehrer ein sehr schätzenswerter Ratgeber und Führer bei der einheitlichen Behandlung der Naturlehre ist.

Die Frage, ob die Grundsätze der Lehre vom Potenzial von Massen, magnetischen und elektrischen Quantitäten in den Mittelschulunterricht aufzunehmen sind, muß entschieden im bejahenden Sinne beantwortet werden. Der Begriff des Potenziales deckt sich mit dem der potenziellen Energie oder der Energie der Lage und kann mittelst des Arbeitsbegriffes in einfachster Weise abgeleitet werden. Durch Einführung dieses Begriffes, durch konsequente Durchführung und Anwendung desselben wird das Gebäude der Lehre von den Erscheinungen der allgemeinen Massenanziehung, des Magnetismus und der Elektrizität auch in der Mittelschule zu einem streng wissenschaftlichen gemacht werden können; dabei aber wird — wie die Erfahrung des Verf.s dieser Zeilen und seiner Fachgenossen lehrt — der Schüler keineswegs belastet, sondern im Gegenteile entlastet, da er in eine Denkweise eingeführt ist, die ihm den ungeheuren Vorteil gewährt, die genannten Disziplinen einheitlich zu betrachten. Das Heranziehen von hydraulischen und hydrostatischen Analogieversuchen wird dem Schüler das Verständnis der Lehre vom Potenzial wesentlich erleichtern. Der Lehrer widerstehe in diesem Unterrichte aber der genug oft an ihn herantretenden Versuchung, sich zu weit in das Gebiet der Rechnung vorzuwagen; er könnte damit seinem Unterrichte nur Schaden bringen.

Mit der Frage der Aufnahme der Lehre vom Potenziale hängt innig die zusammen, inwieweit jene von den Kraftlinien im Unterrichte zu berücksichtigen ist. Der Übergang vom Grundbegriffe des Potenziales zu dem der Niveauflächen oder äquipotentialen Flächen, dann zu den orthogonalen Trajektorien derselben, den Kraftlinien, ist ein naturgemäßer und leicht zu vollziehender. Der Lehrer sorge für die genaue bildliche Darstellung von Kraftlinien für verschiedene Fälle und mache von diesen Gebrauch, wo immer nur die Gelegenheit hiezu sich bieten mag. Er wird dann die Lehre von der galvanischen und Magnetoinduktion, von jenen Apparaten, die auf diesen Tatsachen beruhen, dem Schüler in leichter und zugleich fesselnder Weise vorzuführen imstande sein. Die

Darstellung der Erscheinungen des Magnetismus und der Elektrizität, die Erklärung derselben kann und soll sich auch im Mittelschulunterrichte in jenen Bahnen bewegen, die von Faraday und seinem genialen Epigonen Maxwell angegeben wurden. Noch immer bestehen die Experimentaluntersuchungen Faradays, die in jüngster Zeit dem deutschen Publikum durch eine treffliche Bearbeitung in den „Klassikern der exakten Wissenschaften" nähergebracht wurden, zu recht; der Lehrer wird aus diesen Untersuchungen mancherlei Schätze für seinen Unterricht heben können. Wir verlangen aber, daß weder der Lehrer noch das in der Schule gebrauchte Lehrbuch auf halbem Wege stehen bleibe und den Potentialbegriff nur als Modernes biete und sich gelegentlich wieder auf ältere Darstellungen zurückziehe. Der Unterricht in der Lehre von den magnetischen und elektrischen Erscheinungen muß in seiner Gesammtheit vom Potentialbegriffe und den Folgerungen aus diesem durchsetzt sein. Ich betone diesen Umstand aus dem Grunde, weil mir nicht selten Bücher vorgelegt werden, in denen die alte und neue Darstellung kunterbunt neben- und durcheinanderläuft, wahrhaftig nur zum Nachteil für den Gegenstand. So ist, um nur eines von den vielen Beispielen dieser Art zu erwähnen, sehr oft anzutreffen, daß die Begriffe des elektrischen Potentials und der elektrischen Spannung identifiziert sind und daß infolgedessen bald Verwirrung und Unklarheit in der Darlegung der Erscheinungen eintritt.

Der Lehrer muß — wie überhaupt — so gerade auf dem Gebiete der Naturwissenschaften wissenschaftlich weiterarbeiten, wenn er nicht allzu bald von der stetig fortschreitenden Forschung überholt werden soll, der er dann nicht mehr folgen kann. Für uns Lehrer der Naturwissenschaft muß als Grundsatz gelten, daß wir dem Schüler das Neueste in sachlicher und formeller Beziehung bieten, wenn dieses zweifellos giltig ist und als feststehend angesehen werden kann. Deshalb ist dem Schüler ein Lehrbuch in die Hand zu geben, das im Sinne der neuesten Forschungen verfaßt ist; das gewählte Buch muß vom Lehrer dem Unterricht zugrunde gelegt werden. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß der im Buche enthaltene Lehrstoff insgesamt vom Lehrer behandelt werden müsse. Das Lehrbuch soll ausführlicher gehalten sein, damit es auch den Ansprüchen und Bedürfnissen des weiterstrebenden Schülers entspricht. Es soll auch entweder im Texte selbst oder in einem Anhange Rechenaufgaben enthalten, die beim Physikunterrichte in der Oberstufe der Mittelschulen zur Befestigung des Vorgetragenen behandelt werden sollen. Ebenso erscheint es wohl angebracht zu sein, wenn der Lehrer auch in diesem Unterrichte sogenannte „Denkaufgaben" stellt, deren Lösung keinerlei Rechnung erfordert.

Was speciell das physikalische Rechnen betrifft, so muß festgehalten werden, daß der Schüler im vorhergegangenen Unterrichte

mit dem Begriffe der Dimension einer Größe vertraut gemacht wurde und daß er bei jeder physikalischen Formel die Dimensionen der in dieser enthaltenen Größen anzugeben vermag. Sein Blick wird auf diese Weise geschärft werden, und er wird bei konsequenter Durchführung dieses eben ausgesprochenen Grundsatzes vor gar manchen schweren Irrtümern bewahrt bleiben. Die Betrachtungen auf dieser Stufe des Physikunterrichtes sollen auf die absoluten Einheiten, u. zw. auf das Zentimeter-Gramm-Sekundensystem gegründet werden.

Im allgemeinen wären noch einige Punkte hervorzuheben, insoweit es sich um die Behandlung der einzelnen Teile des physikalischen Lehrstoffes in der Schule handelt. Es kann nicht gebilligt werden, daß die physikalische Optik — wie es leider sehr häufig geschieht — auf Kosten anderer Gebiete ganz vernachlässigt oder nur in stiefmütterlicher Weise zur Behandlung kommt. Die Lehre von der Interferenz des Lichtes ist — abgesehen von allen anderen Rücksichten — für die Geschichte der Entwicklung der Optik von solcher Bedeutung und von so hohem Werte, daß sie dem Schüler nicht vorenthalten werden kann. Ebenso wäre es vom Übel, in der Lehre vom Lichte nicht der Erscheinungen der Polarisation und Doppelbrechung des Lichtes, der Drehung der Polarisationsebene des Lichtes zu gedenken. Gerade diese Teile der Lehre vom Lichte zeigen in vollster Deutlichkeit die Methode, welche der Forscher auf physikalischem Gebiete einschlagen muß, um die Erkenntnis der Erscheinungen zu vertiefen und zu erweitern. Auch sind die erwähnten Erscheinungsgebiete, denen auf experimentellem Wege leicht beizukommen ist, für jene Schüler, welche an der Hochschule sich naturwissenschaftlichen oder medizinischen Studien widmen wollen, von so erheblicher und grundlegender Bedeutung, daß ihrer nicht entraten werden kann.

Erwünscht scheint es weiter, wenigstens einige Streiflichter auch im Mittelschulunterrichte auf die Molekulartheorie zu werfen. Die Bedeutung des Boyle-Gaylussacschen Gasgesetzes vom Standpunkte der Molekulartheorie kann dem Schüler unschwer dargelegt werden. Zu diesem Zwecke genügt in dieser Unterrichtsstufe die Krönigsche Betrachtungsweise vollkommen. Bei dieser Gelegenheit kann auch auf die für die Chemie so belangreiche Avogadrosche Formel eingegangen und dem Schüler plausibel gemacht werden, daß bei gleicher Temperatur in gleichen Räumen verschiedener Gase eine gleich große Anzahl von Molekülen sich befindet, vorausgesetzt, daß der Druck auch derselbe ist. Durch derartige Betrachtungen wird auch dem Schüler der physikalische Begriff der Temperatur ins richtige Licht gesetzt werden können. Von Wichtigkeit ist es auch, die grundlegenden Sätze der mechanischen Wärmetheorie dem Schüler vorzuführen und die Erklärung der kalorischen Erscheinungen auf die Thermodynamik zu gründen. Nicht angebracht halte ich es, zu sehr auf

technisches Detail einzugehen, wie denn namentlich in der Mechanik, der Wärme- und Elektrizitätslehre in der letztbezeichneten Hinsicht große Vorsicht anzuwenden ist. Festhalten an den leitenden Grundsätzen, Beiseiteschiebung alles Unwesentlichen bleibt auch in diesem Unterrichte die Hauptsache. Gerade aus diesem Grunde ist es auch erforderlich, daß sowohl der Lehrer als auch das Lehrbuch — wo es nur immer angeht, dem Schüler einfache schematische Darstellungen der Apparate bietet.

Nicht unwesentlich erscheint es mir auch, darauf aufmerksam zu machen, daß der Schüler wenigstens mit den Grundsätzen der physikalischen Chemie, soweit diese für das Verständnis anderer Partien wichtig erscheinen, vertraut gemacht werde. Er soll auch die neuere Theorie des galvanischen Elementes, die auf der Lehre vom osmotischen Drucke beruht, kennen lernen, wie sie z. B. in dem ganz vortrefflichen Lehrbuche der Elektrizität von Graetz dargestellt ist; dafür kann von einer umständlichen Erörterung der sogenannten Voltaschen Fundamentalversuche recht leicht Umgang genommen werden. Ganz besondere Vorsicht erheischt auch der Unterricht in der kosmischen Physik. Ich halte es für zweckmäßig, daß — wo sich Gelegenheit bietet — die Grundlehren dieses Gegenstandes im innigsten Zusammenhange mit den betreffenden physikalischen Partien zur Darstellung gelangen, so z. B. die Planetenbewegung und das Wichtigste aus der Geophysik in der Mechanik, die Grundzüge der Meteorologie in der Wärmelehre, die Lichterscheinungen der Atmosphäre in der Optik, die wesentlichsten Phänomene des Erdmagnetismus und die luftelektrischen Erscheinungen in dem von der Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität handelnden Abschnitte usw. Der Lehrer hüte sich in diesem Unterrichte, der Rechnung einen großen Spielraum zu gewähren, und sei bestrebt, auch in der Darstellung der Astronomie der Konstruktion und der einfachsten Rechnung den Vorzug vor anderen schwierigeren Darstellungen (etwa mittelst der sphärischen Trigonometrie) einzuräumen. — Wie schon oben betont wurde, muß unser Ziel bei der Behandlung der Naturlehre in der Mittelschule eine einfache, zusammenhängende, einwandfreie, vorzugsweise auf den Versuch gegründete Darstellung des Naturganzen sein. Der Schüler muß angehalten werden, naturwissenschaftlich zu beobachten und zu denken und die Ergebnisse seiner Beobachtung und der vorgenommenen Denkoperationen in klarer, sorgfältig gewählter Weise, kurz und mit Hervorhebung des Wesentlichen zur Darstellung zu bringen. Wenn der Lehrer dieses Ziel bei den ihm anvertrauten Schülern erreicht hat, dann ist er zu beglückwünschen; denn er hat durch seinen Unterricht auch das erreicht, was gerade dem Unterrichte in den Naturwissenschaften einen so hohen Wert verleiht, er hat redlich mitgearbeitet an der ethischen Bildung des Schülers!

Wien. Dr. Ignaz Wallentin.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Hugo Ehrlich, Die Nomina auf -εύς. Leipziger Doktordissertation. Gütersloh 1901.

Der Verf. hat mit dieser seiner Erstlingsschrift, die auch als Abhandlung in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung XXXVIII erschienen ist, ein anerkennenswertes *documentum eruditionis* geliefert; und wenn er das Problem, das er behandelt, nicht befriedigend zu lösen vermocht hat, so kann dies umso weniger überraschen, als er sich mit einer der schwierigsten Fragen der griechischen Stammbildungslehre beschäftigt, der nach dem Ursprung der Nomina auf -εύς, wie βασιλεύς, ἱερεύς, χαλκεύς. Indem er ἱππεύς mit skr. *açvāvān* 'mit Pferden versehen' vergleicht, führt er ἱππῆος auf *ἱππη-ϝσ-ος zurück und gelangt zu der Ansicht: Suff. -ηϝ- setzt sich aus zwei Elementen zusammen: dem gedehnten Auslaut η eines nominalen *o*-Stammes (ἱππη- : ἱππο-) und dem Sekundärsuffix *-ves-* in seiner schwächsten Gestalt *-us-*, wie sie in dem nachvedischen Vokativ *bhāgoš* erscheint. Der Verf. hat zwar manches für die Möglichkeit dieser Annahme beigebracht, aber nichts Durchschlagendes für ihre Notwendigkeit. Wir vermissen einen Anhalt für die Behauptung, daß ἱππεύς ursprünglich ein *s*-Stamm war: weder im Vokativ ἱππεῦ noch in Ableitungen wie θηρευτής zeigt sich ein *s*-Stamm. Gewiß können diese Formen als Analogiebildungen erklärt werden, aber dann fehlt eben ein Beweis für den angenommenen Ursprung der Nomina auf -εύς. Ich glaube, deren Herkunft in gänzlich andrer Richtung suchen zu müssen, und erlaube mir, hier meine Ansicht in der Frage darzulegen, ohne sie freilich an dieser Stelle ausführlich begründen zu können.

Das Problematische der Nomina auf -ευς besteht hauptsächlich darin, daß sie außerhalb des Griechischen (wenn man von den iranischen Formen auf *-āuš* absieht) keine Parallele finden. Dasselbe gilt jedoch nicht von den Verben auf -εύω, die bisher allgemein als Denominativa zu den Substantiven auf -εύς angesehen

wurden: ihnen stellen sich die slav. Verba auf *-ują*, Infin. *-ovati*, die litauischen auf *-auju*, Praet. *-avaũ*, preuß. *gerdawie gerdaut* an die Seite. Wie J. Schmidt aus el. *φυγαδείω* geschlossen hat, hieß es ursprünglich *φυγαδείω* aus *φυγαδέϝjω* : *φυγαδεύσω*; dem gr. *-εϝjω* entspricht lautlich genau slav. *-ują*, lit. *-auju*, preuß. *-awie*. Nun stehen aber den lituslavischen Verben keine solchen Nomina zur Seite wie die griechischen auf *-εύς*, sondern sie sind von den verschiedensten Nominalstämmen abgeleitet, z. B. lit. *karáuju* 'führe Krieg' von *kãras* 'Krieg', aksl. *vragują* 'ἐχθρεύω' von *vragŭ* 'Feind'. Daraus ist zu folgern, daß auch die griech. Verba auf *-εύω* nicht Denominativa zu den Nomina auf *-εύς*, sondern diese umgekehrt postverbale Neubildungen zu den Verben auf *-ευω* sind. Und diese Annahme bestätigt sich alsbald bei weiterem Zusehen.

Schon in der homerischen Sprache kommen gegen 50 Verba auf *-εύω* vor, die keine Nomina auf *-εύς* neben sich haben, und nur 8, bei denen dies der Fall ist. *Ἀριστεύς*, *ἡνιοχεύς* sind als Postverbalia zu *ἀριστεύω*, *ἡνιοχεύω* wohl begreiflich; dagegen hat noch niemand erklärt, weshalb ein *ἄριστος*, *ἡνίοχος* zu *ἀριστεύς*, *ἡνιοχεύς* erweitert wurde, ohne daß ein Bedeutungsunterschied nachweisbar wäre. Ferner beachte man, daß hom. *ἱερεύω* nicht 'ich bin *ἱερεύς*', sondern 'ich opfere, schlachte', *χαλκεύω* nicht 'ich bin *χαλκεύς*', sondern 'ich arbeite mit *χαλκός*' bedeutet, daß vielmehr *ἱερεύς* der ist, der *ἱερεύει*, *χαλκεύς* der, der *χαλκεύει*. — Woher stammt nun aber die Flexion von *ἱερεύς* usw.? Ich meine, von der zweiten Klasse der Nomina auf *-εύς*, die, von jenen Postverbalien zu scheiden, ursprünglich *u*-Stämme sind.

Zunächst die Personennamen auf *-εύς*, wie *Οἰνεύς*, *Νηρεύς*, *Πηλεύς*, *Θησεύς*, *Εὐρυσθεύς*, die Kurzform von *Εὐρυσθένης*, haben noch auf den altattischen Vasen Nominative auf *-υς*, wie *Νηρυς*, *Οἰνυς*, *Θησυς*, zur Seite. Sie flektieren im Epos vorwiegend wie *u*-Stämme: Gen. *-εος*, Dat. *-εϊ* und mußten nach Ausweis von skr. *sūnō*, lit. *sūnaũ*, aksl. *synu* im Vokativ auf *-ευ* (bezw. *-ου*) ausgehen. Bei der Häufigkeit und Wichtigkeit des Vokativs von Personennamen ist es begreiflich, daß zu *Οἰνεῦ* ein Nom. *Οἰνεύς* gebildet wurde, neben dem der alte Nominativ *Οἰνύς* im Altattischen bestehen blieb. Vgl. auch *πρέσ-βυς* und *βρα-βεύς*. Daß *u*-Stämme zu der Bildung von Personennamen und Koseformen dienen, kann nicht verwundern, da in solcher Funktion ziemlich alle Suffixe verwendet erscheinen. Mit den Personennamen zusammen gehören die im Epos noch seltenen Ethnika auf *-εύς*, wie *Δωριεύς*, *Φωκεύς*, *Οἰχαλιεύς*.

Es bleibt noch die Kategorie der Nomina auf *-εύς*, deren nahen Zusammenhang mit Verben Wackernagel und Brugmann hervorgehoben haben: *φορεύς* — *φορέω*, *φέρω*, *ὀχεύς* — *ὀχέω*, *ἔχω*, *γραφεύς* — *γράφω* usw. Sie vergleichen sich den indischen zu Verben gehörigen adjektivischen *u*-Stämmen, wie *táku-* zu *tákati*,

tópu- zu *tápati*, *dārú-* zu *dārayati*. Ihre *o*-Stufe verdanken sie wohl nicht den Denominativen auf *-έω*; denn z. B. neben den alten Bildungen *τοκεύς*, *γονεύς*, *φονεύς* liegen keine solchen Verba auf *-έω*, — sondern den nominalen *o*-Stämmen, mit denen sie sich begrifflich berührten: *ὀχεύς* = *ὄχος* 'Halter'; daher auch el. *γροφεύς* wie epidaur. *γροφά*, arg. *σύγγροφος*.

Es bleibt nun noch die Flexion mit langem Vokal *ἱερῆϝος*, *ἱερῆϝι*, *ἱερῆϝες* usw. zu erklären. Sie ist vermutlich vom Loc. Sing. der *u*-Stämme ausgegangen, der bekanntlich ursprünglich auf *-ēu* endigte. Wackernagel (Vermischte Beitr. z. gr. Sprachkunde S. 54) hat wahrscheinlich gemacht, daß ein solcher Lokativ auch bei den *i*-Stämmen bestand (hom. *πόληϝι*), von dem aus die Länge in den Gen. Sing. (hom. *πόληος* = att. *πόλεως*) und — füge ich hinzu — in den hom. Nom. Pl. *πόληες*, Acc. *πόληας* verschleppt wurde. Folgerichtig muß man dann dieselbe Verschleppung auch in hesiod. *πρεσβῆες*, boi. *πρισγεῖες*, att. *πήχεως*, *ἄστεως* zugeben; und es steht nichts im Wege, *βασιλῆος*, *βασιλῆες*, *βασιλῆας* durch Übertragung des *η* aus dem Lok. *βασιλῆι* zu erklären.

So begreifen sich die Nomina auf *-εύς* einesteils als Postverbalia zu den Verben auf *-εύω*, anderenteils als alte *u*-Stämme mit der abstufenden Flexion Sg. Nom. *-υς*, Gen. *-εϝος*, Lok. *-ηϝι*, Vok. *-εῦ*. Die relativ wenigen Fälle, in denen Nomina auf *-ευς* von anderen nominalen Stämmen abgeleitet sind, wie *ἱππεύς*, *τραπεζεύς*, *δονακεύς*, *ἁμαξεύς*, *Πλαταιεύς*, erklären sich als Neubildungen, dadurch hervorgerufen, daß man *χαλκεύς* mit *χαλκός* direkt in Beziehung setzte.

Wien. Paul Kretschmer.

Richter Otto, Topographie der Stadt Rom. 2. verm. u. verb. Aufl. Nebst 32 Abbildungen, 18 Tafeln und 2 Plänen von Rom. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) 1901. 8°, 411 SS.

Seitdem die erste Auflage dieses unentbehrlichen Werkes, das einen Teil des J. v. Müllerschen Handbuches f. klass. Altertumsw. bildet (III. Bd., 3. Abt., 2. Hälfte), erschienen war — im Jahre 1889 — ist eine völlige Umarbeitung notwendig geworden, die sich äußerlich in der Verdopplung des Umfanges kundgibt. Die Übersichtlichkeit der Darstellung hat dadurch nicht gelitten, ja sie hat noch gewonnen durch Beigabe lehrreicher Abbildungen und eine ganz bedeutende Vermehrung der Spezialpläne. Freilich haben es die Verhältnisse unmöglich gemacht, dem Buche eine völlig abgerundete Form zu geben. Der Druck hat sich lange hingezogen und ist in manchen Partien — besonders kommt hier das Forum in Betracht — schon fertig vorgelegen, als diese durch

die Ausgrabungen neues Licht erhielten, so daß deren Resultate nur anhangsweise verwertet werden konnten, während die Pläne ihnen Rechnung tragen. Wenn dies ein Nachteil ist, so liefern anderseits eben die Nachträge den Beweis für die Besonnenheit der eigenen Forschung Richters; denn sie bringen in den neuen Tatsachen mehr der Ergänzungen als der Berichtigungen seiner früheren Aufstellungen. Auch sonst leitet der Verf. sicher in das Studium ein. Klar entwickelt er den Stand der Fragen, und dort, wo er, wie ja dies so oft der Fall ist, eine selbständige Ansicht vertritt, kommen auch die Gegner zu Gehör.

Zu S. 46: Ob die Köpfe an den Torbogen symbolisch auf Menschenopfer deuten, scheint mir sehr zweifelhaft. Dieser Schmuck verrät eine mit derartigen Reminiszenzen nicht gut vereinbare künstlerische Entwicklung und ist wohl nur vom tektonischen Standpunkte zu erklären. Dafür spricht schon der Umstand, daß die Köpfe in der Dreizahl vorkommen, u. zw. an solchen Stellen des Torbogens, die zur Verzierung einladen; anderseits aber gibt es auch Tore ohne Köpfe. — S. 66: Der Terminationszippus *f* geht nach dem Plane nicht über *e* hinaus. — S. 79: Wenn nach Plinius die *Graecostasis* früher *supra comitium* lag, so ist die herkömmliche Ansetzung rechts von den *rostra* (s. Taf. 9) nicht einwandfrei; *sub dextra huius a comitio* bei Varro (S. 98) läßt ja auch die Auffassung zu, daß damit eine Lage am Abhange des kapitolinischen Berges gemeint sei. — S. 88 u. 90 wird die Amtswohnung des *pontifex maximus* von der *Regia* geschieden, aber S. 92 identifiziert, wobei dieselbe Belegstelle Dio Cass. LIV 27 ἐπειδὴ ὁμότοιχος ταῖς οἰκήσεσιν αὐτῶν ἦν einmal für die erstere, das anderemal für die zweite verwendet wird. Hier wäre eine klare Fassung erwünscht. — S. 107: Gegen die Verlegung der Börse in das *Argiletum* scheint mir Iuven. X 24 f. zu sprechen: *ut maxima toto nostra sit arca foro.* — S. 119: Oros. V 9: *Per gradus, qui sunt super Calpurnium fornicem* schließt doch wohl aus, daß der *fornix Calpurnius* über den *centum gradus* gestanden habe. — S. 120: Zur Anlage der *auguracula* kann man Domaszewski in den Neuen Heidelberger Jahrb. IX 142 f. vergleichen. — S. 174 wird von der vom Koloseum herkommenden Kloake gesagt, sie vereinige sich am Nordwestausgange des Zirkustales mit der *cloaca maxima.* Dazu stimmt S. 185 und Abbildung 19 auf S. 193 nicht. — S. 313: Die Lage der *horti Maecenatis* und des Auditorium des Maecenas auf den Plänen entspricht nicht genau dem Texte hier und S. 305, nach dem nur der Raum zwischen *porta Viminalis* und *Esquilina* in Betracht käme. — S. 353 könnte die Textesfassung zu der irrigen Annahme veranlassen, es seien durchwegs bloß die Inschriften der Scipionensarkophage im Vatikan. — S. 364: „Auf der obersten Stufe des dreieckigen Baues . . steht der Stumpf einer konischen Säule, die den Bau nach dieser Seite hin wirkungsvoll abschloß,

so daß zu vermuten ist, daß auch nach Osten zu das Bauwerk einst in gleicher Weise endigte." Soll es nicht vielmehr heißen „nach Westen"? Denn die Textesfassung, die sich allerdings auch in den Beschreibungen anderer ähnlich findet, würde doch dazu führen, auf der andren Seite der rechteckigen Basen eine ähnliche Anlage anzunehmen.

Einige Versehen sind bei der Korrektur stehen geblieben, so fehlt S. 58 vor *flamma quo*; S. 79 *schola Xantha* st. *Xanthi*; S. 95 fehlt und vor „das *secretarium senatus*"; S. 102, Taf. 5b st. 4b; Taf. 10 unter 8 Fundort der Inschrift des *C. Caesar* st. *L. Caesar* (vgl. S. 361); S. 107 unten *Basilica Aemilia* st. *Iulia*; S. 244, Anm. 69 v. st. 69 n. Chr.

Wien. E. Hula.

F. Falk, Beiträge zur Rekonstruktion der alten Bibliotheca Fuldensis und Bibl. Laureshamensis. 26. Beiheft zum Centralblatt f. Bibliotheksw. 1902. 112 SS.

Philologen, Theologen und Historiker werden F. gewiß dankbar sein für die Zusammenstellung der auf Fulda und Lorsch zurückführbaren Hss., bezw. der Notizen früherer Benützer. Für Fulda werden (S. 24 bis 42) — vielfach auf Grund der Arbeiten von Ebner (Quellen und Forschungen zur Geschichte des *Missale Romanum*. Freiburg i. Br. 1896), Nürnberger (Progr. d. kath. Gymn. Neisse 1883, N. Archiv f. ält. deutsche Gesch. VIII 299—325 und XI 9—41) und Schlosser (Jahrb. d. Kunstsamml. des Allerh. Kaiserhauses XIII 27 ff.) — außer den für Basel von Winterfeld (Festschrift für Vahlen 402—407), für Kassel von Ruland (Serapeum 1859, 312 ff.), Groß (Zeitschr. d. Vereins f. hess. Gesch. N. F. VIII 163 ff.) und Duncker (Rhein. Mus. XXXVI 152—155) und den für die Landesbibl. Fulda nachgewiesenen Hss. einzelne Codices von Bamberg, Frankfurt a. M., Göttingen, Hannover, Karlsruhe, Leiden, Merseburg, Modena, Paris, Rom (vgl. H. Ehrensberger, *Libri liturgici bibl. Apostol. Vatic.* 1897), Udine, Vercelli, Wien, Wolfenbüttel und Würzburg verzeichnet. Für Patristiker ist auch das in der Gymnasialbibl. Schleusingen befindliche Exemplar von G. Fabricius, *Poetarum ecclesiasticorum opera* (Basel 1562) hervorzuheben (S. 44 f.), in das Joachim Zehner (1566—1612) Kollationen zu *Alcimus Avitus, Iuvencus, Sedulius, Arator, Prudentius* und *Venantius Fortunatus* eingetragen hat. Anhangsweise druckt (S. 81—112) C. Scherer aus dem von ihm im Staatsarchiv zu Marburg wiedergefundenen Kodex den zuerst von Kindlinger publizierten Katalog des 16. Jahrh. ab; 95 kurze, meist textkritische, gelegentlich auf die älteren Inventare (13, 14, 128 bei Becker) hinweisende Anmerkungen sind an den Schluß gestellt.

Die am Anfange des 19. Jahrh. nach Fulda gebrachten Weingartner Hss. sind nicht berücksichtigt; vgl. jedoch S. 29 über die Propheten-Hs. und S. 34, wo Pariser Hss. erwähnt werden, die der jüngeren, 1776 gegründeten Bibl. angehört haben. Von den reichen Literaturangaben erwähne ich nur die auf S. 36, aus denen u. a. hervorgeht, daß Abt Johann Hss. zum Konzil nach Konstanz mitnahm, die großenteils nicht zurückgestellt wurden. Hieran reihe ich, zu Lorsch übergehend, die Bemerkungen (S. 49) über die Art, in der Kurfürst Ottheinrich von der Pfalz (1556—1559) Lorscher und andere Hss. für Heidelberg erwarb.

Für Lorsch ist F. (S. 53—75) über Gottlieb (Mittelalterl. Bibl. 384—387) sowohl durch Hinzufügung einer Anzahl von *Palatini* als auch dadurch hinausgegangen, daß er einzelne Hss. nicht nur aus Montpellier, Paris und Wien, sondern auch aus Berlin (131 = Phill. 1869; vgl. Manitius, Neues Archiv XX 763), Chantilly, Erlangen, Frankfurt a. M. und Würzburg heranzieht; hiezu kommen noch der *Reginensis* 214 (? S. 73) und der nur S. 52 erwähnte *Vaticanus* 3852.

Aber gerade das Verhältnis zu Gottlieb nötigt zu einer prinzipiellen Bemerkung. Es ist nämlich vielfach (bei Fulda wie bei Lorsch) nicht übersichtlich geschieden, welche Hss. sich sicher (nach Eintragung oder Bezeugung) und welche sich nur mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit (z. B. nach kunstgeschichtlichen oder liturgischen Anhaltspunkten) auf eine der beiden Klosterbibliotheken zurückführen lassen. Eine solche Scheidung hätte es aber ermöglicht, alle diesbezüglichen Vermutungen zu verzeichnen und die von Gottlieb erwähnten *Palatini* (176), 198, 266, 294, 557 und 920 sowie die von ihm (S. 387) genannten Hss. des Münchner Reichsarchivs nicht stillschweigend auszulassen. Gleich der Hs. von Modena (S. 83 mit A. 3) hätte der von Schlosser (a. a. O. 35) in ganz gleicher Weise als spätere Abschrift bezeichnete *Gothanus* 84 angeführt werden können, ferner der ebendort besprochene *Casinensis* 32. Auch die Hs. von Zwettl (N. Archiv VIII 305) vermisse ich. Ebensowenig sind die Hss., die S. 56 wegen ihrer Verwandtschaft mit dem *Pal.* 50 in Beziehung zu Lorsch gebracht werden (z. B. der *Harleianus* 2788), unter dem Bibliotheksorte erwähnt. Auch die Einleitungen zu einigen Tafeln von Chrousts *Monumenta palaeographica* hätten für Fulda verwertet werden können. Vielleicht würde auch eine tabellarische Anordnung den Mangel an Indizes weniger fühlbar gemacht haben.

Zum Schlusse einige Einzelheiten. S. 6, A. 1 steht bei den Literaturangaben über die Weingartner Hss. der von mir herrührende Druckfehler Bibl. de l'école des chartes LV 599 (statt LVI), den ich seither in Bursians Jahresber. CVI 200 (bei Nr. 172) verbessert habe; Traube nimmt übrigens, wie ich eben aus N. Archiv XVII 739 sehe, an, daß die Hss. bei der Rückkehr aus Paris

statt nach Fulda nach Darmstadt kamen. — S. 11 vermisse ich bei Niedbruch einen Hinweis auf andere Namensformen des Bibliothekars der Wiener Hofbibl. (Niedpruck, Nydpruck), S. 29 bei den *codices Bonifatiani* einen auf die Beschreibungen von Wiss (Verhandl. d. 6. Philologen-Vers. Kassel 1843, S. 65—72) und Keitz (Hessenland IV 147 f., 211 f.). — S. 31, A. 2 ist zu den *Palat.* 913 (Gassar, *Annales civitatis ac rei publicae Augstburg.*) zu vergleichen: „Der... Reichsstatt Augspurg... *Chronica* auß deß... *Achillis P. Gasseri... Chronica Augustana* in unsere teutsche Spraach in öffentlichen Truck gegeben.... durch *Wolfgangium Hartmannum.* Basel 1596. — S. 81. Der *Gothanus* 101 stammt aus Murbach: R. Ehwald, Philol. LIX 630 u. Centralblatt f. Bibliotheksw. XVIII 450, H. Bloch, Straßburger Festschrift zur 46. Philologen-Vers. 276. — Für das S. 53 erwähnte Sakramentar von Chantilly kann jetzt verwiesen werden auf: *Chantilly, Le Cabinet des livres Mss.* I (Paris 1900) 88. — Gottlieb, der über Wiener Hss. Auskünfte erteilte, hat (S. 41) beim *Vind.* *473* wegen der für das 15. Jahrh. bezeugten Provenienz aus Worms Herkunft aus Lorsch für unwahrscheinlich gehalten; im Hinblick aber auf Falks Bemerkungen (S. 50 f.) über Erwerbung von Lorscher Hss. durch den Bischof Dalberg von Worms (1482—1503) ist die Hs. auf S. 75 jedenfalls gleich dem *Vind.* 515 (hist. prof. 646) anzuführen. Sie zeigt inhaltliche Beziehungen zum *Palat.* 243.

Wien. Wilh. Weinberger.

Vergils Gedichte. Erklärt von Th. Ladewig und C. Schaper. Zweites Bändchen. Buch I—VI der Äneis. 12. Aufl., bearbeitet von Paul Deuticke. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1902.

Zum zweitenmale hat Deuticke die Ladewig-Schapersche Äneisausgabe revidiert. Trotzdem sein Streben offenkundig dahin ging, ihr den alten Charakter möglichst zu wahren, mußte er doch auch darauf bedacht sein, sie in wissenschaftlicher und didaktischer Hinsicht möglichst zu vervollkommnen; und so bietet die nach einem Intervalle von 11 Jahren herausgegebene 12. Auflage des bestbekannten Buches wieder nicht wenige Änderungen, die man größtenteils als Besserungen bezeichnen kann.

Der Text hat zwar nur unbedeutende Modifikationen erfahren, fast nur solche, welche die Schreibung einzelner Wörter und Formen, dann die Interpunktion, Setzung von Klammern u. ä. betreffen. So bevorzugt jetzt D. die Formen des Accusativs auf *es* vor denen auf *is*, wählt die Endungen *xti* anstatt *xsti*, so *direxti, exstinxti*, assimiliert durchwegs *nm* zu *mm*, so *immittit, immota*, und schreibt konsequent *hiems* statt *hiemps*. Die Umstellungen in VI 745—750 wurden aufgegeben und die den Zusammenhang störenden Verse 743 f. eingeklammert; demnach finden sich in der

ganzen neuen Auflage keine Umstellungen mehr, und alle Verse stehen jetzt an ihrem überlieferten Platze. Hie und da wurden neue Teilungen längerer Abschnitte vorgenommen, wohl unnötigerweise bei II 431. Auch wurden noch einzelne Sätze und Worte in Parenthese gestellt.

Von neuen Interpunktionen, durch welche der Sinn der Stelle eine Modifikation erfährt, seien besonders erwähnt: II 432 fg. *vitavisse vices Danaum et, ...ut caderem, meruisse manu* für *v. vices, Danaum et... ut caderem meruisse manu*; 773 ff. *imago: obstipui... haesit. Tum* st. *imago (obstipui... haesit), tum*; in 775 werden demnach *adfari* und *demere* jetzt als historische Infinitive aufgefaßt. Notwendig erscheint diese Änderung der Interpunktion, besonders an der zweiten Stelle nicht; auch bietet sie der Erklärung gewiß nicht weniger Schwierigkeiten. Dagegen ist zu billigen die jetzt von D. angenommene Interpunktion in IV 572 *fatigat: praecipites vigilate* (früher: *fatigat praecipites: vigilate*). Ich würde nur wünschen, daß D. weiterhin an noch mehr Stellen aus sprachlichen und inhaltlichen Gründen die Interpunktion änderte.

Schapers Konjektur zu VI 254 *pingue superfundens oleum candentibus extis* verließ D. wegen der doppelten Abweichung von der Überlieferung: *superque oleum fundens* (M: *infundens*) *ardentibus extis* zu Gunsten der leichteren von Kappes[2]: *pingue oleum superinfundens ardentibus extis*. In III 708 hat D. *tempestatibus actus* (M) durch *t. actis* ersetzt. Wenn er sich nun zu dieser Änderung entschloß, so hätte er wohl auch eine und die andere Lesart, welche seine Schulausgabe der Äneis vom Jahre 1895 und seine Textausgabe vom Jahre 1889 bieten, herübernehmen können.

Nicht so konservativ war D. in der Bearbeitung des Kommentars. Hier finden sich Änderungen und Besserungen ganz wesentlicher Art, besonders oft in VI, aber auch in den anderen Büchern. Freilich genügte ihm oft ein einziger Wink, ein kurzer Zusatz, die Weglassung eines Wortes, die Ersetzung eines Ausdrucks oder einer Wendung durch eine meist passendere. Nicht selten begegnen uns andere grammatische Auffassungen, andere Erklärungen des Sinnes und neue sachliche Deutungen.

So bezieht D. jetzt I 29 *super* auf *his accensus* statt auf *aequore toto*; für die jetzige Auffassung scheint auch die Hauptzäsur nach *super* zu sprechen. 110 *mari summo* jetzt wohl besser: 'bei hohem Seegange' st. 'auf der Höhe der See'; 141 *clauso carcere* 'indem er das Gefängnis verschlossen hält', früher 'unter der Bedingung, daß..'; doch übersetze man einfach: 'aber nur bei geschlossenem Gefängnis'; 233 *ob* kausal statt lokal; III 419 *litore* limitativ, früher lokal; 560 *eripite* absolut: 'stürmt fort' (früher: entreißt uns der Gefahr'); doch dürfte die Verweisung

auf II 619 nicht hinreichen, die absolute Bedeutung von *eripere* im Aktiv zu begründen, da an der angezogenen Stelle zu *eripere* als inneres Objekt *fugam* gehört. V 28 *(flecte viam) velis* Ablativ st. Dativ; 326 *ambiguum* Maskul. früher Neutrum; beide Änderungen sind naheliegend. In II 272 bezieht jetzt D. *ut quondam* nur zu dem folgenden Gliederpaare, dagegen nicht auf *raptatus bigis*; gegen die erstere Auffassung scheint die Zäsur nach *raptatus* und nach *bigis* zu sprechen. IV 449 wird mit Recht als logisches Subjekt zu *lacrima volvuntur* nicht mehr Aeneas, sondern Anna angenommen.

Richtigere und treffendere Übersetzungen bietet jetzt D. für eine ganze Reihe von Wendungen und Worten, so I 114 *pontus* 'eine Sturzsee' (vielleicht verständlicher 'eine gewaltige Meereswoge'), 420 *arces* 'Burgberge' ('sichere Höhen'), 737 *summo tenus ore* 'oberflächlich'; II 117 *primum* 'einst', 151 *religio* 'fromme Absicht' ('Heiligtum'), 334 *primi* 'die vordersten' ('anfangs'), *inertia corpora* 'wehrlose Wesen' ('Wehrlose'); IV 218 *famam fovemus inanem* 'wir hängen an haltloser Lehre' ('wir nähren den nichtigen Wahn'), 292 *amores* 'Liebesbund', 298 *omnia tuta timens* 'voll Argwohn gegen alles, selbst das Sichere' ('jeder Sicherheit mißtrauend'), 443 *altae* 'hoch aufgetürmt' ('aus der Höhe'), 451 *fatis* 'durch ihre (künftigen) Schicksale, Aussichten' ('durch die Schicksalsprüche'); V 15 *arma colligere* 'das Deck klaren'; VI 781 *huius auspiciis* 'Dank seinem Segen' ('unter seiner Leitung') u. a. Daß nicht alle Erklärungen, bezw. Übersetzungen voll befriedigen, liegt ja bei der Beschaffenheit der Äneis nahe; dazu würde ich z. B. rechnen II 1 *ora tenebant*: 'dreinschauen', jedenfalls besser 'die Blicke richten, heften auf', wenn nicht vielmehr 'lauschen', bes. wegen der engen Verbindung mit *conticuere*; 107 *prosequitur* 'gibt nach' st. 'fährt fort'; 309 *fides* 'Gewähr' ('Sachverhalt'); hier ist das Wort als *vox media* in ironischem Sinne zu nehmen: 'Treulosigkeit'; 321 *ad limina* 'hinaus ins Freie' ('zum Hause des Äneas'), besser wörtlich: 'gegen die Türschwelle', d. h. gegen den Ausgang des Palastes; 433 *vices* 'Vergeltung', näherliegend 'Gefahren' (des Todes seitens der Trojaner). Die Übersetzung der ersten Worte der Äneis *arma virumque*: den 'wehrhaften Helden' klingt bei der pathetischen und signifikanten Stellung der Worte zu schwach, besser etwa: 'die Waffentaten des Helden' (eigentlich: 'Waffentaten und ihren Helden').

Sachlich richtigere oder bestimmtere Erklärungen finden sich I 245 zu *Timavus*; doch könnte hier behufs besseren Verständnisses rücksichtlich der Wassermenge des Flusses gleich beim Ursprunge bemerkt werden, daß der T. ein sogenannter Randfluß ist, der nach längerem unterirdischen Laufe durch den Karst am Abfalle des Karstgebietes in der Nähe von Duino (zwischen Triest und Aquileja) mit großer Wassermenge plötzlich an mehreren Stellen hervorbricht und nach ganz kurzem Laufe durch die (jetzt angeschwemmte)

Ebene, die zu Vergils Zeiten gewiß nicht so weit reichte wie heutzutage, sich ins Meer ergießt. Vgl. weiter die Erklärungen II 171 zu *Tritonia*, 512 *sub divo*, IV 139 *fibula* (doch ist die Nestelung über der Schulter fraglich, da gerade die Jägerin fußfreies Gewand braucht; vgl. auch *subnectit*); 587 *aequatis velis*; VI 605 *furiarum maxima*. Manche früher sicher vorgetragene Erklärungen erscheinen nunmehr weniger bestimmt gehalten, so II 442 zu *postes*, 645 zu *ipse manu*, V 148 zu *rostra*, 317 zu *nimbus* u. a. Manches ist aber noch zu bessern oder nachzutragen; so vermißt man zu Aen. IV 73 den Vergleich mit Hom. *Δ* 475 ff., wobei auch die Eigenart der Nachahmung Vergils kurz erwähnt werden könnte. Daselbst 80 fg. kann der Hinweis auf Hor. Epist. I 12, 17 nur verwirrend wirken; denn hier handelt es sich um die Mondphasen, an unserer Stelle aber um das Verbleichen des Mondes nach Mitternacht. Die etwas prosaisch dem Dichter V. 88 f. nachgerechnete Zeit: 'Im ganzen werden also vier Zeiten unterschieden, Nachmittag und Abend, Nacht und Vormittag. Im Laufe des Tages (Mittags?) versäumt dann Dido die I 507 f. beschriebenen Pflichten; daher die Stockungen 86 f.' stimmt nicht für das im Buch selbst Erzählte; mit V. 6 beginnt nämlich Vergil die Schilderung eines neuen Tages; mit V. 56 ff. folgt der morgendliche Tempelbesuch, dann 74 ff. das Zusammentreffen mit Äneas, das Zeigen der Stadt; 77 ff. abends und nachts das Gelage und neuerliche Erzählung, 82 ff. am nächsten Morgen oder Tage Didos Trauer und ihr Abherzen des Ascanius; die V. 86 ff. geschilderten Arbeitsunterbrechungen beziehen sich aber offenbar auf die ganze Zeit, seitdem Didos Liebe zu Äneas erregt ist. Zu V. 84 ist der von D. konstruierte Gegensatz zwischen Cupido und dem im V. 94 gemeinten 'gewöhnlichen Amor' hinfällig, wie aus der unterschiedslosen Verwendung beider Namen bei Vergil z. B. Aen. I 658 und 663, 689 und 695, ferner aus dem seit Naevius Com. 55 üblichen Sprachgebrauche sich ergibt. Nicht zutreffend m. E. sind ferner die Erklärungen zu V. 96, wo am besten *nec adeo* verbunden wird; 98, wo *certamen* nicht auf den Streit zwischen Mutter und Sohn, sondern, wie das folgende lehrt, nur auf die Rivalität zwischen Iuno und Venus sich bezieht u. a. m.

Die Zitierung ist oft durch ihre Knappheit wenig deutlich; so werden Horaz' Epist. zu IV 80 f. nur durch Hor. Ep.; Vergils Buc. u. Georg. regelmäßig nur durch B. oder G. bezeichnet. Dies führt leicht zu Mißverständnissen; so heißt es III 694 'vgl. z. B. 10, 1', wo man erst erraten muß, daß dies 'vgl. zu Buc. 10, 1' heißen soll. Auch an anderen Stellen wird B. oder G. wegen der Verwechselbarkeit mit Buch oder Gesang besser auszuschreiben sein. Ungleichmäßig wird endlich bald Met., bald bloß M. (so IV 94) für Metam. abgekürzt.

Eine sehr dankenswerte Erweiterung erfuhr der Anhang, der nicht bloß die in der Zeit seit der letzten Auflage erschienenen

Publikationen berücksichtigt, sondern auch auf manche Literaturerscheinungen der frühern Zeit verweist und zu manchen bisher nicht berücksichtigten Stellen den kritischen Apparat bietet.

Wien. Dr. A. Primožić.

Ciceros Rede über den Oberbefehl des Pompeius. Für Schüler erklärt von O. Drenckhahn, Gymnasialdirektor. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1902. 8°, 80 u. 26 SS. Preis 80 Pf.

Der Vorwurf gegen Präparationen und Schülerkommentare, die bei der Lektüre der altklassischen Autoren die vielleicht richtigere, aber auch zeitraubende Vorpräparation unter Anleitung des Lehrers ersetzen sollen, geht meistens dahin, daß sie dem Schüler für die häusliche Vorbereitung zu viel sagen und seiner eigenen geistigen Tätigkeit zu wenig Spielraum lassen.

Vorliegenden Kommentar — er umfaßt 18 Seiten kleineren Oktavformats — trifft ein solcher Vorwurf gewiß nicht. Wie eine Durchsicht lehrt, scheint sein Hauptziel zu sein, dem Schüler für gewisse Worte und Wendungen schon bei der Vorbereitung eine gute Übersetzung zu vermitteln. Hiemit kann man sich namentlich dann einverstanden erklären, wenn dem Schüler durch die gegebenen Andeutungen gewisse Prinzipien der Übersetzung angewöhnt werden sollen, so die richtige Wiedergabe des sog. Hendiadys im Deutschen (wie in § 33: *labes atque ignominia* = schmachvoller Fleck, 69: *animi perseverantiaeque* = Charakterfestigkeit), die Wiedergabe des latein. Subst. durch ein deutsches Adj. (wie in § 14: *pacis dignitas* = ehrenvoller Friede, § 22: *persequendi studium* = eifrige Verfolgung), mancher Hilfsverba wie *posse*, *videri* durch deutsche Adv. (möglich, scheinbar), mancher Relativsätze durch ein deutsches Subst. (wie in § 56: *quae sentiebat* = Meinung) u. ä. Für Wendungen aber, deren wörtliche Wiedergabe nicht undeutsch ist und auch das Verständnis der Stelle nicht trübt (wie in § 6: *in omnibus rebus*, *in re militari*, 48: *in bello multum valet*, 60: *aliquid novi facere*, 65: *iniurias* u. a.), mag die letzte Feile der gemeinsamen Klassenarbeit überlassen bleiben. Eher hätte ich bei einigen Ausdrücken, die der Schüler nicht ohneweiters verstehen wird, eine Bemerkung erwartet, so in § 26: *belli offensio*, *bellum coniungere*, 37: *in quaestu relinquere*, 39: *vestigium* gegenüber *manus* u. a. In § 32 ist *propugnacula* minder treffend durch „Vorwerke, Außenwerke" wiedergegnben; denn es sind mit dem Ausdrucke an dieser Stelle die Verteidigungsmittel des Reiches, Heer und Flotte, gemeint, also etwa „Wehrkraft" (Nohl). — Weniger Gewicht legt der Verf. darauf, bei längeren Perioden bis zu einem gewissen Grade dem Schüler die Übersicht über Sätze und Satzteile zu erleichtern, wie es beispielsweise A. Baran in seinem Schul-Kom-

mentar zu Demosthenes häufig tut. Allerdings sind die Ciceronischen Perioden nicht so schwierig aufzulösen wie die Demosthenischen, aber schwachen und flüchtigen Schülern, auf die ja die Vorpräparation besonders Rücksicht nehmen muß, soll der Überblick über längere Perioden etwas erleichtert werden, damit sie nicht, durch deren Länge abgeschreckt, sich allzu rasch verleiten lassen, die ihnen zu schwierig scheinende Aufgabe mit unerlaubten Hilfsmitteln zu bewältigen.

Die realen Bemerkungen sind äußerst knapp gefaßt und auf das notwendigste Maß beschränkt, so daß der Erklärung in der Schule keineswegs zu sehr vorgegriffen wird.

Dem separat gehefteten Kommentare geht nebst einer kurzen Biographie Ciceros (bis zum Jahre 66) eine Einleitung voraus, die den Schüler über die historischen Ereignisse, die der Rede zugrunde liegen, sowie über die Manilische Bill unterrichtet.

Im Texte, der bis auf einige belanglose Änderungen sich mit dem von C. F. W. Müller deckt, ist der Beginn der *Propositio, Argumentatio, Refutatio* durch schiefen Fettdruck, der Beginn der Unterabteilungen durch fetten oder gesperrten Druck hervorgehoben, wodurch der Schüler immer an den Gedankengang erinnert wird. Diese durch den Druck hervorgehobenen Worte sind S. 11 f. zu einem zusammenfassenden Dispositionsgerippe vereint, das bei der scharf vorgezeichneten Gliederung der Rede sich in Auffassung und Darstellung von den Dispositionen in anderen Kommentaren selbstverständlich nicht unterscheiden kann.

Die Ausstattung des brauchbaren Buches ist gefällig, der Druck bis auf Kleinigkeiten korrekt.

Wr.-Neustadt. Franz Kunz.

---

1. M. Wetzel, Griechisches Lesebuch mit deutschen Übungsstücken für Unter- und Obertertia. 5. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1900. 228 SS. Preis 2 Mk. 20 Pf.

2. Kuno Fecht, Griechisches Übungsbuch für Obertertia. 2. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1900. 174 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Die neuen preußischen Lehrpläne von 1892, die dem Griechischen in Unter- und Obertertia je sechs Stunden wöchentlich zuweisen, verlangen, daß die Lektüre in Untertertia möglichst bald zu zusammenhängenden Lesestücken und in Obertertia bald zu Xenoph. Anab. übergehe. Die Verff. der vorliegenden Bücher suchen diesen Forderungen dadurch gerecht zu werden, daß sie, frei von jeder übertriebenen Scheu vor Einzelsätzen, die im Hinblick auf rasche und sichere Einübung der grammatischen Formen oft gar nicht zu entbehren sind, hauptsächlich zusammenhängende Stücke aus dem Gebiete der Fabel, Sage und Geschichte bringen und den in Obertertia zu bewältigenden Lehrstoff im ganzen und

großen so einteilen, daß zunächst die Verba auf *μι* in griechischen und deutschen Übungsstücken absolviert werden und dann die Besonderheiten der *verba pura*, *muta* und *liquida* nebst den unregelmäßigen Verben auf *ω* in ausschließlich deutschen Stücken, die im Anschluß an die schon im vierten Monate des Schuljahrs in Angriff zu nehmende Xenophonlektüre gearbeitet sind, zur Behandlung kommen.

Ob diese mit der Lektüre parallel laufende Einübung der Verba zweckmäßig ist, muß die Erfahrung lehren. Vom theoretischen Standpunkte läßt sich manches dafür und dagegen sagen.

Abgesehen von dieser durch die Bestimmungen des Lehrplanes bedingten Übereinstimmung in der Gesamtanlage zeigen beide Bücher ihre eigenartigen Vorzüge.

Das Übungsbuch von Wetzel bringt zunächst den Übungsstoff, an den sich ein Vokabularium zu allen Abschnitten anschließt. Dann folgen grammatische Bemerkungen, eine Übersicht von Beispielen des Lesebuches zu syntaktischen Regeln, ein griechisches und deutsches Wörterverzeichnis mit Verweisung auf die Nummern der Übungsstücke und schließlich ein Verzeichnis der Eigennamen. Die Einzelsätze sind meist glücklich ausgewählt und die zusammenhängenden Stücke, die nur solche Vokabeln bringen, die dem Schüler bei der spätern Schriftstellerlektüre wiederbegegnen, mit großer Geschicklichkeit zusammengestellt.

Unangenehm berühren einige Härten und Unklarheiten, z. B. § 9, Satz 7: „Die alten Freundschaften sind treu" (anstatt zuverlässig), § 30, Satz 1 „auf den Knien des Zeus liegt das Geschick von Männern und Frauen", § 63, Satz 9 „seine Feinde klagten ihn an, weil (anstatt daß) er die Götter des Staates vernachlässige", § 77, Satz 9 „die Absicht des Themistokles, als er zum Großkönige ging, ist noch von keinem enthüllt worden", § 91, Satz 5 „Iolaos antwortete: ich werde einen Teil des Waldes anzünden, damit keine neuen Köpfe wachsen." Was soll sich der Schüler bei dem letzten Satze denken!

Hie und da sind in einem Abschnitte zu viele und verschiedene Formen zusammengedrängt (§ 76), während andere Abschnitte hingegen zu wenige Formen enthalten und eine gründliche Einübung beinahe unmöglich machen (§ 31, 43).

Einzelne Sätze dürften für Schüler der Tertia auch zu schwer sein, z. B. § 18 griech. Teil, Satz 5 u. 12; § 30 griech. Teil, Satz 9; § 47 gr. T., Satz 15; § 105, Satz 15.

Das Vokabularium, das dem Schüler das gedankenlose Nachschlagen der Wörter ersparen soll, verrät sich auf jeder Seite als das Werk eines kundigen Verf. Namentlich verdienen die etymologischen Hinweise und die Phrasen zur Veranschaulichung der Konstruktion alle Anerkennung. Um die Schüler vor Irrtümern zu bewahren, hätte bei allen sog. passiven Deponentien neben der Bemerkung *aor. pass.* auch noch die Form selbst nebst der Be-

deutung, bei Verben mit dem praedik. Part. neben der Bemerkung *c. part.* direkt ein entsprechendes Partizip hinzugefügt werden können.

Die dem Lesebuch angeschlossenen Regeln sind der Altersstufe und dem Bildungsgrade der Tertianer durchwegs angepaßt. Die Bemerkung (89) über den *gen. qual.* bei Zahlbegriffen hätte wegen der Übereinstimmung mit dem Lateinischen ohne Schaden wegbleiben können, hingegen wäre 157, wo von der Verbindung von *τίθημι* mit *ἐν* die Rede ist, ein Hinweis auf den latein. Gebrauch von *pono, colloco* mit *in c. abl.* durchaus am Platze. In der Regel 95 wird den Schülern eingeschärft, sich für die Worte *ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι* die Übersetzung „Männer von Athen“ zu merken. Ich meinerseits möchte vor dieser herkömmlichen, aber recht sonderbaren Wendung warnen und dafür die Übersetzung „Athener“ vorschlagen.

Die reichhaltige Übersicht von Beispielen des Lesebuches für syntaktische Regeln ermöglicht es, die einzelnen Regeln ohne jeden Zeitverlust, den etwa das Zusammenstellen der Beispiele von Seite der Schüler mit sich bringen würde, auf induktivem Wege zu gewinnen, und ist daher für den Unterricht überaus förderlich.

Trotz der angeführten Mängel, die ja im ganzen und großen unwesentlich sind und sich bei einer Neuauflage leicht beseitigen lassen, muß das Buch als eine vortreffliche Leistung bezeichnet werden. Es ist kein Zweifel, daß es die Aufmerksamkeit jener Schulen, für die es bestimmt ist, immer mehr auf sich ziehen wird.

Auch in dem vorliegenden Buche von Fecht reiht sich an den Übungsstoff ein Vokabularium an; den Abschluß bildet ein alphabetisches Wörterverzeichnis.

Die Übungsstücke sind, abweichend von der allgemein üblichen Anordnung, in folgender Reihenfolge dargeboten: *εἰμί, φημί, δύναμαι, K*-Stämme auf *νυμι, ἵστημι, ὀνίνημι* usw., *τίθημι, ἵημι, δίδωμι, οἶδα, εἶμι, κάθημαι,* Vokalstämme auf *νυμι*, die in Untertertia nicht gelernten Besonderheiten der *verba pura, muta* und *liquida,* die unregelmäßigen Zeitwörter auf *ω*.

Man wird nicht behaupten können, daß sich das Griechische auf Grund dieser Einteilung den Schülern wird leichter beibringen lassen als bisher. Der Verf. hat recht, wenn er in der Vorrede sagt, daß den Schülern, wenn sie *δύναμαι* vor *ἵσταμαι* lernen, die Versuchung erspart bleibt, den Konj. und Opt. von *δύναμαι* nach Analogie von *ἵσταμαι* zu akzentuieren. Vielleicht werden sie aber umso leichter in den umgekehrten Fehler verfallen.

Wertvoller ist indes eine andere Neuerung, die das Buch aufzuweisen hat. Der Verf. stellte sich nämlich in der richtigen Erkenntnis, daß dauernde Erfolge ohne immerwährende Auffrischung des alten Lehrstoffes nicht zu erzielen sind, die Aufgabe, mit der

Einübung des für Obertertia festgesetzten Stoffes auch eine systematische Wiederholung der wichtigsten Partien aus dem Pensum des Vorjahres zu verbinden; eine bloß gelegentliche Wiederholung erscheint ihm mit Recht unzureichend. Die für die Wiederholung ausgewählten Kapitel stellte er jedoch nicht als Ganzes an die Spitze des Buches, wie es in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, sondern verteilte sie mit anerkennenswertem Geschick so über das ganze Buch, daß immer bereits Bekanntes zu dem neu zu Erklärenden überleitet. Durch diese Einrichtung ist es dem Lehrer ermöglicht, jedesmal am richtigen Orte eine zweckmäßige Wiederholung vorzunehmen, ohne auf das im Vorjahre benutzte Buch zurückgreifen oder die zu diesem Zwecke notwendigen Sätze erst diktieren zu müssen. Was diese Seite des Unterrichtes betrifft, wird das Buch auch von Lehrern, die nach einem andern Lehrbuche unterrichten, namentlich von jüngern Lehrkräften mit Nutzen zur Hand genommen werden.

Der Übungsstoff ist mehr als ausreichend. Es werden zuerst zu jedem Abschnitte entsprechende Einzelsätze und dann lehrreiche zusammenhängende Lesestücke geboten. Für die Behandlung der unregelmäßigen Verba auf ω ist dem Ermessen des Lehrers ein großer Spielraum gelassen, indem sie zunächst in systematischer Reihenfolge, dann im Anschluß an das I., endlich im Anschluß an das II. Buch von Xen. Anab. vorgelegt werden. Der Vokabelschatz ist im Unterschiede von andern Lehrbüchern ausschließlich aus Xen. Anab. genommen, was unbedingt zu billigen ist.

Den einzelnen Abschnitten sind die nicht zum Memorieren bestimmten Vokabeln und gelegentlich auch einige Regeln vorausgeschickt. Das Vorausschicken der Regeln dürfte wohl, abgesehen davon, daß die eine und andere Regel zu kurz gehalten und daher unklar ist (vgl. Absch. 1, Regel 3), schon deshalb wenig Beifall finden, weil bei diesem Verfahren von vornherein darauf verzichtet wird, die syntaktischen Erscheinungen den Schülern auf induktivem Wege zur Anschauung zu bringen.

Das Vokabularium, das nur die zum Memorieren bestimmten Wörter umfaßt, befriedigt in jeder Beziehung. Man sieht auf den ersten Blick, daß es von einem Schulmanne herrührt, der über eine reiche Erfahrung verfügt und über die Bedürfnisse der Schüler reiflich nachgedacht hat. Die hier nicht aufgenommenen Bedeutungen kommen schon im I. Teile (für Untertertia) vor, stehen aber überdies auch im alphabetischen Wörterverzeichnisse, so daß der Schüler niemals in Verlegenheit kommen kann.

Das Buch Fechts kann ohneweiters als eine erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der Schulliteratur bezeichnet werden.

Friedek. Ed. Bottek.

Lateinische Schulsynonymik und Stilistik von Prof. Dr. August Tegge. 2. vermehrte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1901. VII und 85 SS. 8°. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Tegges Schulsynonymik, die bei ihrem ersten Erscheinen von der Kritik ziemlich beifällig aufgenommen wurde, erscheint hier in einer zum Teil wesentlich veränderten und stark erweiterten Gestalt. Früher hatte T. bloß eine nach Klassen des Gymnasiums abgestufte Schulsynonymik mit zweckmäßiger Auswahl der erläuternden Beispiele geboten, deren übersichtliche Anordnung auch recht beifallswert war. Nun bietet er auf S. 1—29 eine gedrängte Schulsynonymik, nach deutschen Schlagwörtern alphabetisch geordnet. Es folgt dann ein Anhang über die Wortbildungslehre, über die Bedeutung der Präfixe und Suffixe, hierauf ein sehr summarischer Antibarbarus. Weiters wurde auch noch eine nach Redeteilen geordnete Stilistik angefügt, welche die ganze zweite Hälfte des Buches S. 48—85 einnimmt. Den Abschluß bildet eine kurze Darlegung des lateinischen Satz- und Periodenbaues, deren Lehren durch Vorführung von 'Musterübersetzungen' auch umfangreicherer Stücke u. zw. des historischen Stils erläutert werden. Wie man sieht, ist dies ein reicher Inhalt, der für den Unterricht großen Nutzen schaffen könnte. Allein Ref. sieht sich leider zu der Erklärung bemüssigt, daß gar viele Aufstellungen Tegges nicht als richtig bezeichnet werden können und daß mit Rücksicht darauf das Buch als Schulbehelf nicht empfohlen werden kann.

Schon das sonderbare Vorwort macht das Buch nach meiner Empfindung ungeeignet, Schülern in die Hände gegeben zu werden. Diese Polemik gegen Andersdenkende, die humoristisch sein will und sich allerhand burschikose Derbheiten in einem zum Teil recht fragwürdigen Deutsch gestattet, gehört nie und nimmer in ein Schulbuch. So bemerkt er gleich im Eingange (S. III) gegenüber dem ungeheuren Frevel derjenigen, die es wagen, *putare, credere, arbitrari, reri, existimare* einfach durch 'glauben' zu übersetzen: 'Man rede doch sich, jedenfalls nicht anderen, z. B. den Schülern ein, daß man diese Grundforderung, die einzelnen Begriffe scharf zu unterscheiden, durch sogenannte gewandte und elegante oder gar modern(isierend)e, muß heißen: oberflächliche, ungenaue Übersetzungs**kunst** ersetzen und die antiken Schriftsteller herausputzen und auffrischen könnte und müßte. Ich kann nicht dringend genug davor warnen. Die antiken Autoren wollen und sollen und dürfen nicht verfeinert (muß heißen: entstellt und verhunzt!) werden. Solch ein Bestreben ist ohne jeden Zweifel nur eine 'falsch berühmte Kunst'. — Nun mit diesen hämischen Bemerkungen über die 'sogenannte gewandte und elegante Übersetzung' kann sich kein Denkender einverstanden erklären. Weit mehr als die hiemit von T. empfohlene, sozusagen an der Scholle klebende Übersetzungsweise entspricht dem Ideal einer guten Über-

setzung das, was Männer wie Cauer und insbesondere C. Bardt[1]) über die Pflichten des Übersetzers ausgesprochen haben. Und doch scheint eine Bemerkung wie S. IV der Vorrede, wo davon gesprochen wird, daß man nicht etwa ein vornehm-nachlässiges Pfuschen bei der Übersetzung systematisch großziehen solle und daß es besonders bedauerlich und schlimm sei, wenn ein vermeintlich großes Licht dabei mit gutem Beispiele vorangehe, speziell gegen jene Männer gerichtet zu sein, welche die trefflichsten Winke dafür gegeben haben, wie die Übersetzungskunst im Sinne einer höheren Treue zu pflegen sei, um eine wirkliche Schulung des Geistes und des guten Geschmackes zu werden.

Was nun jene so eindringliche, später noch wiederholte Mahnung betrifft, ja nicht *putare, credere, arbitrari, existimare* gleichmäßig durch 'glauben' zu übersetzen, sondern die einzelnen Synonyma scharf zu scheiden, so muß diese gelehrttuende Forderung als völlig nichtig bezeichnet werden. Ist zwischen *quis putabat, arbitrabatur?* zwischen *quem ardorem censetis fuisse in Archimede?* oder *q. a. putatis, existimatis, arbitramini fuisse?* auch nur der geringste Unterschied? Nimmermehr. Die ursprünglich vorhandenen Sinnesunterschiede erscheinen hier durch den Gebrauch völlig abgeschliffen, wie gewiß keinem Verständigen einfallen wird, im Deutschen zwischen 'glauben, meinen, der Ansicht sein, dafür halten, erachten' eine scharfe Grenzlinie ziehen oder überhaupt eine Scheidung vornehmen zu wollen. — Überhaupt leidet die ganze Darstellung Tegges an einer ganz ungewöhnlichen, oft geradezu komischen Überschätzung des Wertes der Synonymik, von der allein er das Heil einer guten Übersetzung erwartet. Ja man darf dem gegenüber vielmehr behaupten, daß es eine so streng abgezirkelte Bedeutung der Wörter, wie sie T. dekretiert, überhaupt nie gegeben hat. Es ist ein völliges Verkennen der Geschichte einer Sprache und der Geschichte der einzelnen Wörter, wenn man mit T. annehmen wollte, daß die aus der Wurzel zu erschließende Grundbedeutung eines Wortes immer und durchaus von der lebendigen Sprache auch festgehalten worden sei. Ein Verkennen der tatsächlichen Verhältnisse und ein Aberglaube ist es, wenn einer annehmen wollte, daß die Schriftsteller wirklich streng zwischen *reperio* und *invenio*, oder etwa zwischen *deliberare, perpendere, secum reputare* u. ä. streng geschieden hätten. — Was aber soll man vollends dazu sagen, wenn Tegge (S. V) betreffs der Wichtigkeit der Präfixe und Suffixe für die Übersetzung die Kühnheit hat, folgendes zu behaupten: 'Wenn man diese nicht zu übersetzen braucht, so braucht man beim Verbum die Endungen *-o, -s, -t, -mus, -tis, -nt, -bam, -bas* usw. auch nicht zu beachten. Denn weshalb in aller Welt sollen gerade diese den Vorrang genießen, übersetzt werden zu müssen?' — Entspricht

---

[1]) C. Bardt, Zur Technik des Übersetzens, Leipzig, Teubner 1901.



posita untereinander vertauschen. Noch gar manches
mehr durch Redseligkeit als durch Tiefe der Gedan
zeichnenden Vorrede der Zurückweisung bedürftig;
davon! Es wird sich ja auch sonst noch Gelegenheit b
Art zu kennzeichnen, durch eine dogmatische Bes
Belehrung förmlich zu verblüffen, die sich aber bei nä
als den Tatsachen keineswegs entsprechend erweist.

Sicher unrichtig ist es, wenn S. 1 als Grundb
resistere erklärt wird 'den Feind zurückbrin
'erfolgreichen Widerstand leisten'. Diese Etymologie ist
Denn wenn in *resistere* die transitive Bedeutung
wie in *sistere*, so müßte es sich auch wie dieses i
struiert finden, wie vereinzelt *subsisto* sich findet, v
I 4, 9. Aber dies ist bei *resisto* ebensowenig w
und den übrigen Kompositis von *sisto* der Fall, d
intransitive Bedeutung übergegangen sind; denn b
ist der Akkusativ ausschließlich von *circum* abhäng
heißt einfach 'wieder stehen bleiben, widerstehen' u
defensive Moment, während *obsistere* mehr eine
auch wohl zur Offensive schreitet, bezeichnet.

S. 17 wird in sehr auffälliger Weise durch
und Rufzeichen die Konstruktion *auferre aliquid*
senatu iudicia] 'jemandem etwas unbefugter Weise
hervorgehoben, als ob es ein stilistischer Frevel w
alicui rem zu sagen. Aber diese Konstruktion ist
wandfrei, wie folgende dem Ciceronischen Sprach
nommenen Beispiele dartun mögen: *aliis detur, alii*
Off. II 85, *cui non auferret fructum volupt*
Lael. 87, *vitam adulescentibus vis aufert, seni*
Cato M. 71, *negat se illi aurum ablaturum* L

abstulit Quir. 19, *hominibus honestis anulos auferre* Verr. IV 57, *id mihi eripuisti atque abstulisti* div. Caec. 19, *Sullae consulatum abstulissetis* Sull. 90, *amicis spem victoriae auferre* Verr. I 20, *vitam alicui auferre* Phil. IX 5. Daneben finden sich allerdings zahlreiche Beispiele der Konstruktion *auferre aliquid ab aliquo*, in welcher eben der ursprüngliche Sinn des Verbums lebendig ist; denn *auferre* bedeutet ursprünglich 'etwas wegtragen, davontragen' und verbindet sich in diesem Sinne naturgemäß mit dem Ablativ des Lokales, aus dem etwas fortgetragen wird, oder auch mit dem Ablativ der Person, aus deren Bereich oder Besitz etwas gewaltsam entfernt wird. Besonders die Reden gegen Verres, wo von dessen verschiedenen Räubereien gehandelt wird, sind reich an Beispielen, welche diesen Gebrauch illustrieren, so *auferre Chio, Halicarnasso, ex (ab) templo, ab Heio, ab hospite* u. v. a. Allein wo diese Vorstellung des räumlichen Entfernens nicht die herrschende ist, sondern wo *auferre* in die Bedeutung von *eripere* übergegangen ist, mit dem es auch nicht selten zusammengestellt erscheint (vgl. oben *Quir.* 19, div. Caec. 19) ist die Konstruktion mit dem Dativ die häufigere, welche die zu ihrem Nachteile von der Handlung des *auferre* betroffene Person bezeichnet. Also gerade jenes von Tegge als strikte Regel aufgestellte Beispiel *a senatu iudicia auferre* ist recht unglücklich ausgewählt und die ganze Aufstellung haltlos. — S. 18 übersetzt Tegge die Wendung 'Gefangene ohne Lösegeld zurückgeben' mit *captos sine pretio reddere*, wo die Verwendung von *captos* als nahezu falsch bezeichnet und zurückgewiesen werden muß. Der gute Sprachgebrauch fordert in diesem Sinne, wenn nicht etwa *hostes* oder Ähnliches beigegeben wird, unbedingt *captivos*; also *captivos reddere* oder *redimere* muß es heißen, und es ist eine rügenswerte Flüchtigkeit, wenn eine Synonymik anderes lehrt. — S. 22 wird unter 'strafen' als eine Phrase, die mit *multare* gebildet werde, auch angegeben *capite multare*. Doch Tegge zeige eine Stelle, an der sich bei einem guten lateinischen Autor diese Konstruktion findet! Man sagte *capitis* oder auch wohl *capite damnare*, aber nur *morte multare*. Solche Beweise von Nachlässigkeit aber darf eine Schulsynonymik nicht aufweisen. — S. 14 fehlt unter '*lumen*' der Hinweis auf die bildliche Gebrauchsweise wie in *Corinthus, lumen totius Graeciae*, desgleichen unter '*lux*' der Hinweis auf eine Verwendung wie *in luce Asiae versari*; beide Stellen begegnen in der Ciceronlektüre. — Das Streben, durch etymologisches Deuten den ursprünglichen Wortsinn zu ergründen, erhält bei Tegge gar oft einen ganz abenteuerlichen, ja komischen Ausdruck, wie wenn S. 8 bei *recordor*, statt daß einfach auf die Bestandteile *re* und *cor* hingewiesen würde, folgende haarsträubende Übersetzung dieser Bestandteile gegeben wird: 'ins *cor* (als Sitz der Gefühle betrachtet = fühlendes Herz) sich (daher *med.!*) zurück *(re)* machen *(-are)*, rufen'. — Sehr sonderbar ist

es für eine Schulsynonymik und Stilistik, die dem Schüler nur Muster des lateinischen Ausdrucks vorführen will, wenn S. 30, Z. 17 v. u. die Wendung '*ad summum montis egredi*' vorgeführt wird für unser 'den Gipfel des Berges ersteigen', wo sowohl *summum montis* für *s. montem* als auch *egredi* für *ascendere* dem guten Sprachgebrauch fremd ist. Ein solches Beispiel durfte in einer Schulsynonymik nicht angeführt werden ohne eine Bemerkung über die in demselben sich zeigende Abweichung von dem Sprachgebrauch der guten Latinität. — S. 37 ist die Behauptung, daß *pectus* nur den Körperteil bezeichne, niemals Herz als Sitz des Gefühles und der Einsicht, unrichtig. Um von Dichtern und nachklassischen Schriftstellern zu schweigen, führe ich bloß aus Ciceros philosophischen Schriften folgende Belege für jene Bedeutung von *pectus* an: *apertum pectus* Lael. 97, *sapientia egregie munitum pectus* de div. I 45, *amatur toto pectore* Leg. I 49, *toto pectore cogitare* Tusc. II 48, vgl. de Or. III 80. Es beruht also auch diese Behauptung Tegges auf nicht genügender Kenntnis des Sachverhaltes. — S. 39 (im Antibarbarus) wird als Bedeutung von *abuti* nur angegeben 'verbrauchen (z. B. sein Geld zur Wiederherstellung seiner Gesundheit), ausnutzen'; also die Bedeutung 'mißbrauchen' wird hiemit abgelehnt, und dasselbe geschieht dann ausdrücklich unter 'mißbrauchen'. Hat man aber dazu wirklich ein Recht? Man vergleiche, um von jener bekannten Stelle '*quo usque tandem abutere, C., patientia nostra*' abzusehen, folgende Cicero-Stellen: *abuti ad omnia atomorum regno et licentia* d. N. d. I 65, *gloria nominis abuti* Acad. II 143, *communi consuetudine sermonis abuti* de Fato 24, *iudicio ac legibus abuti ad quaestum* Rosc. Am. 54, *decumanorum nomine ad suos quaestus* Verr. III 61, *fortunis hominum ad nocturna vota cupiditatum* Verr. V 142. Diese Beispiele dürften genügen, um darzutun, daß es eine ganz nichtige und zwecklose Pedanterie ist, den Gebrauch von *abutor* im Sinne von 'mißbrauchen' dem Lateinschreibenden verwehren zu wollen. Die Sache steht vielmehr so: *abuti* vereinigt eben die Bedeutungen 'im vollen Maße gebrauchen' und die hieraus sich leicht entwickelnde 'mißbrauchen' beide in sich, wie auch καταχρῆσθαι beides bedeutet. Man vgl. auch noch den Gebrauch von *abusio* im rhetorischen Sinne = κατάχρησις (*abusio, quam* κατάχρησιν *vocant* Cic. Or. 94). Auch diese Bedeutung 'im uneigentlichen Sinne gebrauchen' zeigt, wie naheliegend der Übergang zur Bedeutung 'mißbrauchen' war. Nach alledem hat die Warnung vor jenem Gebrauch von *abutor* nicht die geringste Berechtigung. — S. 39 s. v. *audientem esse* lehrt T. eindringlich, daß das mit *audientem esse* sich verbindende *dicto* ein Ablativ sei, was schwerlich richtig ist; denn in der Verbindung mit *dicto audientem esse,* die sich oft auch ohne weiteren persönlichen Dativ findet, ist *audientem esse* einfach = *oboedire* und verbindet sich wie dieses mit dem Dativ. Wo aber beide Dative sich finden,

liegt dann in der festgewordenen Phrase eine Art *σχῆμα καθ' ὅλον καὶ κατὰ μέρος* vor.

Auch in der 'Stilistik' versteigt sich T. nicht selten zu Behauptungen, die sich trotz der Entschiedenheit, mit welcher sie vorgetragen werden, nicht aufrechthalten lassen; ja es finden sich einzelne Stellen, an denen — u. zw. nicht in geringfügigen Dingen — direkt Falsches gelehrt wird. S. 49 verlangt T. als Übersetzung für die Wendung 'die Richter bestechen' *sententias iudicum corrumpere*, also nicht *iudices corrumpere.* Ich gestatte mir, dem gegenüber auf folgende Cicero-Stellen hinzuweisen: *ne pretio quidem corrumpi iudex — potest* Caecin. 72, *sedecim iudices corrumpendos fuisse* Cluent. 87. Besonders interessant ist folgende Stelle Cluent. 75: *exspectabant sententias eorum iudicum, quos corruptos esse putabant.* So findet sich auch *corrumpere senatum* Rab. Post. 6 und ebenso noch mit anderen persönlichen Objekten. Hingegen für jenes von T. als ausschließliche Regel hingestellte *sententias iudicum corrumpere* findet sich — bezeichnend genug — in dem gesamten Corpus der Reden Ciceros nur eine einzige Stelle: *qui pecuniam iudici dederit ad sententias iudicum corrumpendas* Cluent. 125, wiewohl doch zu dieser Phrase in den Reden Ciceros reichlich Gelegenheit gewesen wäre. Man sieht, wie wenig von einer Bevorzugung der Phrase '*sententias iudicum corrumpere*' die Rede sein kann. Wohl aber findet sich allerdings häufig *iudicium corrumpere,* wie auch wir im Deutschen nicht selten von einer Verfälschung des Urteils, der öffentlichen Meinung u. ä. sprechen. — S. 50, § 7 wird 'Rom schickte Gesandte' übersetzt *senatus populusque Romanus legatos miserunt (!),* was bekanntlich falsch ist, da der lateinische Sprachgebrauch hier notwendig den Singular *misit* fordert wegen der begrifflichen Einheit, welche die Subjekte bilden. — S. 51, § 8 muß die Übersetzung des Satzes 'Bloße Vernunft brachte mich zur Überzeugung' lateinisch lauten *ipsa ratione adductus sum, ut crederem,* nicht *ut credam,* wie T. schreibt. — S. 56, § 19 vermißt man unter den dortigen Beispielen eines Gebrauches wie *vocis honor* für 'ein ehrendes Wort' ein Beispiel, das dem Schüler sicherlich in der Lektüre begegnet, *vocis contumelia* 'beschimpfender Zuruf' Cic. Catil. I 16. Auch sonst werden die in der Lektüre sich darbietenden Beispiele nicht in genügender Weise herangezogen, so sollte auch S. 70, § 47 für jenen Gebrauch der Adverbien im Latein, durch die ein Urteil über die Handlung ausgedrückt wird, auf die charakteristische Stelle hingewiesen werden, welche die Livius-Lektüre (I 13) dem Schüler bietet: *melius peribimus, quam sine alteris vestrum viduae aut orbae vivemus.*

In den stilistischen Regeln wird oft trotz eines ziemlichen Reichtums an Worten nicht immer das Wesentliche scharf und bestimmt genug hervorgehoben. So wird § 24 (S. 58) eine Reihe

von Beispielen gegeben für den Gebrauch *Socrates, vir* (oder *ille*) *sapientissimus.* Das aber wird nicht bemerkt, was daran das Bedeutsame ist, daß im Latein jene lobenden oder tadelnden Attribute nicht unmittelbar an das Nomen proprium herantreten dürfen, übrigens nicht bloß an Nomina propria. Denn auch 'Dein heldenhafter Vater' muß lateinisch heißen '*pater tuus, vir fortissimus*', 'die schwache Mutter' '*mater tua, mulier infirma*', und Tegge übersetzt demnach (ebd.) den lateinischen Ausdruck '*nostri maiores, homines religiosissimi*' ganz und gar nicht gut mit der wörtlichen Wiedergabe 'unsere Vorfahren, so fromme Leute'. Der gute deutsche Sprachgebrauch erfordert vielmehr die Übersetzung 'unsere frommen Vorfahren'. Der Lateiner freilich setzt *homines* hinzu, weil sie nicht als '*maiores*', sondern als '*homines*' *religiosissimi* waren, vgl. Radtke, 'Materialien zum Übers. aus dem Deutsch. ins Latein.' S. 45, Süpfle, 'Anleit. z. Lateinschr.' II, § 149, Menge, 'Repetit. der lat. Synt.' 179 und Anm. 1. — § 34 (S. 63) wird die bekannte Regel gegeben, daß Relativsätze, die eigentlich eine temporale, kausale oder konzessive Bestimmung enthalten, im Lateinischen zu Konjunktionalsätzen werden. Das ist natürlich richtig, obzwar ein konjunktivischer Relativsatz, der ja jenes kausale oder konzessivische Verhältnis gleichfalls ausdrücken kann, auch statthaft wäre. Hier möchte ich nur eine kurze Bemerkung anknüpfen. Solche Relativsätze werden im Deutschen zumeist an Eigennamen angeschlossen, z. B. 'Cäsar, der wohl einsah...', und es wird zuweilen direkt davor gewarnt, im Lateinischen an ein Nom. propr. unmittelbar einen indikativischen Relativsatz anzuschließen. Das ist nun ungenau und unrichtig. Wenn nämlich jener Relativsatz wirklich nur determinierende Bedeutung hat und ein reines Attribut vertritt, so bleibt er natürlich auch im Lateinischen ein indikativischer Relativsatz, auch ohne ein dem *qui* voraufgehendes *is*, vgl. *C. Acilius, qui Graece scripsit historiam, ...ait* (Cic. Off. III 115), *L. Brutus, qui in liberanda patria est interfectus, L. Paulus, qui morte luit collegae temeritatem,* Cic. C. M. 75 (wo noch ein paar andre ähnliche Relativsätze stehen) u. v. a. Es muß nur eben durch einen solchen indikativischen Relativsatz eine wirkliche Determinierung des betreffenden Nomens gegeben werden. — S. 64, § 35 wird der Schüler den Grund des Konjunktivs in dem Relativsatze (*natus parentibus obscuris et qui victum manibus quaererent*) trotz des dem Konjunktiv von T. beigesetzten Rufzeichens nicht verstehen, da der Satz ohne jede weitere Bemerkung als ein gleichartiges Beispiel hingestellt wird zu dem Satze '*Oppium, quem unice diligo et quo familiariter utor*'. Hier wäre aber meines Erachtens dringend die Bemerkung geboten, daß ein Relativsatz, der die Beschaffenheit beschreibt, was immer der Fall ist, wenn er, wie hier, einem adjektivischen Attribut durch *et* koordiniert wird, den Konjunktiv haben müsse. —

Eine überaus seltsame und mir unverständliche Tüftelei bietet T. S. 66 (§ 39), wo über die lateinische Ausdrucksform für eine durch ein eingeschobenes 'wohl' gemilderte Behauptung gehandelt wird. Hier stellt nun T. folgende Behauptung auf: 'Falsch wäre, *credo* durch 'wohl' oder 'vielleicht' zu übersetzen, also *credo ego vos mirari* nicht 'Ihr möget euch wohl wundern', höchstens 'Wohl möget ihr euch wundern'. Es hängt dies offenbar mit dem förmlich haarspalterischen Streben Tegges zusammen, die lateinischen Synonyma für 'glauben' immer strenge zu scheiden, — ein in den meisten Fällen ganz nichtiges Beginnen. Mit vollem Recht hat vielmehr Harre, ein überaus feinfühliger Kenner der lateinischen Sprache, in seiner Syntax[8] § 222, 2 gerade das angeführte Beispiel unserm deutschen 'ihr werdet euch wohl wundern' vollständig gleichgestellt, desgleichen auch Menge, Repetit. § 488. Gegenüber den argen Verwechslungen und Ungenauigkeiten, welche Tegge unterlaufen, scheint mir ein solches Mückenseihen gar nicht angebracht, selbst wenn die Sache richtig wäre. Den feinen Unterschied übrigens zwischen 'ihr mögt euch wohl wundern' und 'wohl mögt ihr euch wundern' verstehe ich nicht recht. — § 40 (S. 67) erklärt T. '*fortis erat*' heißt 'er war dauernd tapfer', '*fortis fuit*' (= ἐγένετο) 'er zeigte sich tapfer'. In dieser allgemeinen Fassung ist dies bestimmt eine falsche Behauptung, die auf unzureichender Auffassung der Bedeutung des Imperfektum und des Perfektum beruht. Heißt etwa '*Appius ille vetus*, *qui caecus multos annos fuit*' 'der sich blind erwies'? Es kann auch eine Handlung, die noch so lange dauerte, durch das Perfektum ausgedrückt werden. — S. 68 (§ 42) scheint es mir recht müßig und zwecklos, einen Unterschied statuieren zu wollen zwischen *lavari* und *corpus lavare*, als ob bei jenem mehr ein passives Verhalten bezeichnet würde. Beide Ausdrücke bedeuten genau dasselbe: *frigidā lavari* oder *f. corpus lavare* sind nicht im geringsten unterschieden. Oder sollte T. etwa bei *lavari* an eine Art Assistenz beim Bade denken, wie sie in der heroischen Zeit üblich war? Vgl. Homer γ 464 τόφρα δὲ Τηλέμαχον λοῦσεν καλὴ Πολυκάστη. — Doch all diese Dinge, so sehr auch einzelne derselben zum Widerspruch herausfordern, sind Kleinigkeiten gegenüber dem, was wir S. 69 (§ 43) lesen. Hier — und noch bestimmter S. 73 — wird ausdrücklich und bestimmt folgendes gelehrt: 'Sagen, daß nicht: *negare*, hoffen, daß nicht *desperare*, vertrauen, daß nicht *diffidere*'. Als Beispiel wird angeführt: 'Hoffentlich kommt er nicht: *despero eum venturum esse*' (!). — Man traut wirklich seinen Augen nicht, wenn man diese wahrhaft epochale Regel in einer Stilistik findet, die zur Unterweisung von Schülern dienen soll. Wie? Die deutschen Sätze 'der Vater wird hoffentlich nicht sterben, die Feinde werden hoffentlich die Stadt nicht einnehmen' sollen ihren sinngemäßen Ausdruck finden durch die Übersetzung '*despero patrem moriturum esse*, *despero*

hostes urbem expugnaturos esse'? Sieht denn Tegge, der zwischen *putare, arbitrari, credere* u. a. feinfühlig unterschieden wissen will, nicht ein, daß in unserem deutschen Satze 'Hoffentlich stirbt der Vater nicht' der Wunsch dahin geht, daß er nicht sterbe, während *despero* ein Verzweifeln an dem ausdrückt, was man gerne sich erfüllen sähe, so daß also ein *desperans patrem moriturum esse* oder *de patris morte* jemand wäre, der des Vaters Tod herbeiwünscht, etwa wie es in jener Schilderung bei Ovid heißt: *filius ante diem patrios inquirit in annos?* Es ist augenscheinlich, daß die von Tegge für unser deutsches 'hoffentlich nicht' empfohlene lateinische Übersetzung dem Sinne des deutschen Ausdruckes schnurstracks zuwiderläuft und das gerade Gegenteil desselben besagt. So bedauerlich es demnach auch ist, so muß es doch laut und offen erklärt werden, daß derartige Behauptungen, welche der Empfindung für die Bedeutung so markanter lateinischer Wörter geradezu ins Gesicht schlagen, mit Mißtrauen erfüllen müssen gegen Tegges Fähigkeit, stilistische Belehrung zu erteilen. — An derselben Stelle, einige Zeilen weiter unten, findet sich übrigens noch eine zweite grobe Inkorrektheit, indem für das deutsche 'schwerlich wird er kommen' die Übersetzung gegeben wird '*non vereor ut veniat*'. Diese lateinische Wendung besagt wieder das gerade Gegenteil der deutschen, nämlich 'ich fürchte nicht, daß er nicht kommt' = 'er kommt jedenfalls'. — S. 69, § 45 heißt es '*nescio an* wurde ganz zum Adverbium, d. h. nahm auf die Konstruktion keinen Einfluß mehr'. Hier wird durch ungeschickte Fassung allgemein und ohne Einschränkung ausgesprochen, was nur beschränkte Geltung hat. Denn in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle steht doch bei *nescio an* der Konjunktiv der abhängigen Frage. — S. 71 (§ 48) ist mir die Bemerkung Tegges zu dem Satze *sapientia Epicureorum, si modo est, parvi aestimanda est*[1]) vollständig ein Rätsel. Sie lautet '*si modo est,* aber sie ist es in Wirklichkeit [daher Indikativ] nicht'. Was in aller Welt soll dies heißen? Wer hat je gehört, daß eine Bedingung, die das besagt, was in Wirklichkeit nicht der Fall ist, also den Gegensatz zur Wirklichkeit ausdrückt, durch den Indikativ ausgedrückt wird? Im Gegenteil! Dann müßte vielmehr unbedingt der Konjunktiv, u. zw. der Irrealis, stehen: *si verum diceret* muß ich von dem sagen, der in Wirklichkeit nicht *verum dicit*. — Verkehrt ist ebenda zu dem Satze *amicitia non potest esse nisi inter bonos* die Bemerkung: 'Stellung! nicht *ĕssĕ pŏtĕst*'. Nicht die Vermeidung dieses metrischen Tonfalles ist da der Grund jener Wortstellung;

---

[1]) Tegge schreibt gewöhnlich — wenn auch nicht gerade konsequent — *temperanti ast, reliquumst, patri ast, ubicumquest bene*. Ich finde, daß diese gelehrt tuende Manieriertheit, ob auch die Römer so gesprochen haben, in einem Schulbuche ganz und gar nicht am Platze ist.

sondern die notwendige Stellung der Negation ist der einzige Grund. Diese hat, wie den Schülern immer eingeschärft wird, wofern nicht ein einzelnes Wort negiert wird, ihren korrekten Platz vor dem *verbum finitum*, also muß es *esse non potest* oder *non p. e.* heißen. Und die Stellung *non esse potest* wurde gemieden, weil sie jenem strengen Gebrauch nicht entspricht, nicht aber aus irgend welchen metrischen Gründen. — S. 72, Z. 1 lehrt T. mit gewohnter Bestimmtheit: 'Schon jetzt, schon damals, schon oft' lat.: *nunc, tunc, saepe*'. Ich gestatte mir, um die Verläßlichkeit der Lehren Tegges darzutun, auf die folgenden, dem besten Sprachgebrauche entnommenen Beispiele hinzuweisen. *Iam saepe:* Cic. R. P. II 62, Acad. II 115, de Fin. V 43, ib. III 61, IV 58, Tusc. disp. I 48, II 65; *iam persaepe:* R. P. III 4; *iam tum:* Tusc. IV 4, Div. II 118, R. P. II 10, II 12, II 37, VI 29. — S. 76 (§ 54) lehrt Tegge, daß die Voranstellung der Partikel des Hauptsatzes vor den Nebensatz im Lateinischen die Regel sei. Es habe also zu heißen: *itaque cum, nam cum, sed cum, itaque quoniam, nam si, sed si* usw. Nur am Schlusse der Anmerkung spricht er von der Verwendung der gleichwertigen postpositiven Konjunktionen und gewährt ihnen eine Art geduldeter Existenz, indem er behauptet: 'Doch sind die Verbindungen *quoniam igitur.. si (cum) enim, autem..* nicht ausgeschlossen'. Aber einer so gnädigen Konzession, die ihr das Lebenslicht nur gerade nicht ausbläst, bedarf diese Partikelstellung durchaus nicht. Es wurde wohl ehedem Ähnliches behauptet, als der Sprachgebrauch der besten Schriftsteller noch nicht gesichtet vorlag; aber heute ist es Pflicht des Verfassers einer Stilistik, sich vorher bei Merguet und Meusel gründlich zu informieren, ehe er derartige Behauptungen aufstellt, die mit den Tatsachen im Widerspruche stehen. Wir finden beispielsweise in Ciceros philosophischen Schriften *cum enim* 37mal (!), *cum igitur* 21 mal[1]), *itaque cum* 16 mal (!), *si enim* 51 mal (!), *nam si* 52 mal, *si igitur* 12 mal, *itaque si* 6 mal (!), *si autem* 48 mal (!), *quoniam enim* 8 mal, *nam quoniam* 1 mal (!), *quoniam igitur* 6 mal, *itaque quoniam* 1 mal (!), *cum autem* 92 mal (!), *sed cum* 50 mal (!). Das dürfte genügen, um zu zeigen, wie es mit

[1]) Bei Cäsar findet sich allerdings *itaque* an zahlreichen Stellen, *igitur* nur einmal: B. c. I 85 *accidisse igitur,* was wohl zum Teil auch daraus hervorgehen mag, daß die Partikel der logischen Schlußfolgerung bei dem Historiker weniger Verwendung findet als das die Folge von Tatsachen bezeichnende *itaque*. Aber dieser Umstand könnte das auffallende Mißverhältnis im Gebrauche beider Partikeln doch nicht erklären, sondern Cäsar gehört sicherlich zu jenen Schriftstellern, zu den *maximi auctores*, von denen Quintilian I 5, 39 hinsichtlich des Gebrauches der Konjunction *igitur* sagt: *cum apud alios sit frequens, apud alios nunquam reperitur.* Als Grund, warum *igitur* von ihnen gemieden wurde, vermutet Wölfflin (Archiv 1886, S. 561), daß das aus *agitur* entstandene Wort den betreffenden Schriftstellern eine unklare oder gar unberechtigte Bildung zu sein schien.

der Stichhältigkeit der von Tegge aufgestellten Regel bestellt ist. — Völlig unverständlich ist mir endlich noch die Fassung einer Stelle in Tegges Stilistik S. 79: 'Die deutsche Sprache', sagt T., 'kann einfach ohne Verbindung zwei oder mehrere Sätze nebeneinander stellen, koordinieren (z. B. Es ist schönes Wetter. Ich werde aus der Stadt aufs Land eilen) oder mit Andeutung des inneren Zusammenhanges durch entsprechende Konjunktionen subordinieren (z. B. Es ist schönes Wetter, daher [deshalb, und so] werde ich aufs Land eilen)'. Wie ist das zu verstehen? Heißt das nicht die Dinge auf den Kopf stellen? Entsteht denn durch Hinzufügung einer koordinierenden Konjunktion ein Verhältnis der Subordination, und bleiben die beiden Sätze nicht nach wie vor koordinierte Hauptsätze, die nur im ersten Falle asyndetisch nebeneinander stehen? Seltsam genug setzt dann T. alsbald also fort: 'Dieser Nebenordnung der Sätze gegenüber' (die aber einige Zeilen früher als Subordination bezeichnet wurde) 'liebt das Lateinische mehr die Unterordnung'. Ich weiß nicht, wie ich mir diese verworrene Darstellung erklären soll.

Auch mit den am Schlusse ziemlich reichlich gebotenen Musterübersetzungen kann man sich vielfach nicht einverstanden erklären. Das wesentliche Kennzeichen der Übersetzungsweise T.s ist ein sonderbares Zerreißen des lateinischen Satzbaues in lauter kleine, abgehackte Sätze, ein Verfahren, wodurch ein an sich richtiges Prinzip durch Übertreibung gefährdet wird. So z. B. S. 81. *ego opperior, dum ista cognovero* übersetzt T.: 'Es steht bevor, daß ich dies erfahre; bis dahin warte ich'. Ist da nicht die schlichte und treue Übersetzung 'Ich warte, bis ich dies erfahre' vorzuziehen? Ebenda '*Cyrus cum Scythis bellum intulisset, devictus est*' T.: 'C. fing mit den Sc. einen Krieg an, von denen er aber besiegt wurde'; wohl kaum besonders gefällig, eher noch: 'wurde aber von ihnen besiegt'. — S. 82. *Quo propius ad urbem accedebant, eo maius periculum adibant.* T. übersetzt: 'Sie rückten der Stadt immer näher; desto größer wurde die Gefahr..' Warum aber sollte das korrelative Verhältnis der Sätze nicht auch im Deutschen ausgedrückt werden können: 'Je näher sie an die Stadt heranrückten, desto größer usw.'? Und so gäbe es noch mancherlei zu beanständen. Doch genug nunmehr!

Ein Buch, in dessen Vorwort ein so überlegen ironischer Ton angeschlagen wird, sollte doch nicht selbst so vielfach zu berechtigtem Widerspruch herausfordern, sollte selbst frei sein von gröberen Mißverständnissen und Irrtümern. T. fragt in dem Vorwort sarkastisch, ob denn in Fragen der lateinischen Stilistik etwa in letzter Instanz recht haben solle, wer das höchste Gehalt habe. Nun der freilich nicht ohneweiters, aber noch weniger derjenige, der, dekretierend mit dem Gewichte des *αὐτὸς ἔφα*, Behauptungen aufstellt, ohne sich die Mühe zu geben, dieselben

auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Aus den angeführten Gründen würde ich demnach das Buch in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht empfehlen können.

Auch Druckversehen fielen mir an mehreren Stellen auf, so S. 1, Z. 13 v. u. ein recht störender Fehler, es ist dort nämlich *officere* zu lesen für *obicere*. S. 10, Z. 26 lies *quaerere* st. *quarere*. S. 12, Z. 9 *favor* st. *fovor*. S. 20, Z. 2 Athem f. Athen. S. 37, Z. 4 *historiae* st. *hostoriae*.

Wien. Alois Kornitzer.

Georg Römer, Grammatik der lateinischen Sprache mit Vokabular für Lehrerseminarien und zum Selbstunterricht für Lehrer. Bamberg, Buchners Verlag (Rud. Koch) 1901. Preis geb. Mk. 1·80.

— — Übungs- und Lesebuch für den lateinischen Unterricht. Preis geb. Mk. 2.

Ein praktisch angelegtes Buch, das seinen Zweck wohl erfüllen würde, wenn der Unterricht mit der notwendigen Gründlichkeit betrieben werden könnte! Ob aber das vorgesteckte Ziel, Kenntnis der Formenlehre und der einfachsten syntaktischen Regeln, in zwei Jahreskursen bei zwei Wochenstunden erreicht werden kann, scheint höchst fraglich zu sein.

Mit der Grammatik ist zugleich das Vokabularium verbunden, damit der gesamte Memorialstoff in einem Buche vereinigt sei. Diese Wortkunde ist über das ganze Buch verteilt und enthält einen überaus reichen Wortschatz, dessen einzelne Teile sich den grammatischen Erklärungen anschließen. Ref. kann die Zweckmäßigkeit eines solchen Verfahrens nicht einsehen. Durch jene Einschaltung ganzer Kolumnen von Vokabeln leidet gerade die Übersichtlichkeit des grammatischen Stoffes. Die Aneignung sämtlicher Vokabeln, von denen eine sehr große Zahl wegen ihres seltenen Vorkommens in der Klassikerlektüre *a limine* abzuweisen ist, wird bei so geringem Stundenausmaße ein unerreichbares Ziel bleiben. Wenn je, so gilt hier das Wort: *non multa, sed multum!* Anerkennenswert ist die Zusammenstellung der stammgleichen Wörter sowie der Hinweis auf die aus dem Lateinischen stammenden Fremd- und Lehnwörter.

Der grammatische Stoff zerfällt in zwei Kurse, deren erster die Elemente der Sprache, das Substantiv, Adjektiv, Verbum, von diesem die I. und II. Konjugation samt den entsprechenden Deponentien, ferner einen Teil der Partikeln behandelt, während der zweite den Abschluss der Formenlehre und die wichtigsten Regeln der Syntax bietet. Ein Anhang beschäftigt sich ganz kurz mit dem Wesen des Hexameters und Pentameters, den liturgischen Hymnen und der römischen Zeitrechnung.

Ist auch unter den gegebenen Verhältnissen ein gewisses Streben nach Kürze begreiflich, so darf anderseits unter der Einschränkung des Stoffes niemals die Deutlichkeit der Sache leiden. Die in der antiken Metrik weittragende Bedeutung der Zäsur z. B. wird durch die Erklärung: 'In der Mitte (gewöhnlich im dritten Versfuße nach der langen Silbe) hat der Hexameter einen Ruhepunkt, die Zäsur' weder in der Schule noch beim Selbstunterricht zum klaren Bewußtsein des Lernenden gelangen. Schon in den im Lesebuche angeführten Versen aus Ovid wird der Schüler mit jener Erklärung keineswegs sein Auslangen finden. Auf die genaue Berücksichtigung der Quantität ist im Interesse der Orthoepie von allem Anfang an das größte Gewicht zu legen. Darum wollen wir bei einer neuen Auflage des Buches die Quantitätsbezeichnungen der Silben in den zu lernenden Vokabeln nicht mehr missen. Die im § 164 erwähnten Ausnahmen können bei sorgfältiger Pflege richtigen Sprechens sicherlich entfallen. Auch das lateinisch-deutsche Wörterverzeichnis am Schlusse des Lesebuches wird in dieser Beziehung einer durchgreifenden Verbesserung bedürfen. — Unrichtig ist *plant* (§ 9), *domin* (§ 25) als Stamm angegeben und steht im Widerspruch zu der vom Verf. selbst in Klammer beigesetzten Bezeichnung der A- und O-Stämme. Das Gleiche gilt bezüglich der U-Stämme § 87. Das § 27 angeführte Possessiv-Pronomen *suus* 3 erregt beim Schüler die falsche Vorstellung eines uneingeschränkten possessiven Gebrauches. Eine wenn auch nur mit einem Worte (vgl. § 102) in Klammern beigefügte Erklärung beseitigt die Furcht vor dem im Schulleben so verhängnisvoll wirkenden *Quo semel est imbuta recens servabit odorem Testa diu.* Zu ähnlichem Mißverständnis führt § 50 das Determinativum *is, ea, id*, da es ohne erklärenden Beisatz als persönliches Fürwort der dritten Person angeführt wird; die darauffolgende Bedeutung 'derselbe' hätte an dieser Stelle füglich unterbleiben können. Nicht richtig ist im nämlichen Paragraph die Verbindung 'das reflexive er, sie, es'; sie ist eine *contradictio in adiecto.* Die gleich ungenaue Ausdrucksweise kehrt § 119 wieder. In der Darstellung der dritten Deklination wird, um eine sichere Aneignung zu erzielen, hinsichtlich der Flexions- und Genusregeln eine rationelle Gruppierung und Vereinfachung des Stoffes von großem Vorteile sein. Trotz der Erklärung (§ 90), daß das Substantiv *dies* ein Mask. ist, wird es in der Bedeutung 'Tag' in dem gleich darauffolgenden Vokabularium wie im Lesebuch wahllos als Mask. und Fem. vorgeführt. § 92, A. 1 ist die Regel über den *abl. compar.* in der vorliegenden Fassung 'Es kann *quam* ausgelassen und das folgende Subst. in den Ablativ gesetzt werden' unannehmbar. Die Anmerkung § 94 bietet, zumal in der gegebenen Form, keinen zweckmäßigen Zusammenhang mit dem Vorausgehenden. § 102, A. 2 sind die Worte 'und in Folgesätzen' unbedingt zu streichen. Die Erklärung des Deponens weist eine große Lücke auf; in der

Klammer, Zeile 2 f., fehlen folgende Formen: das Partizip des Präsens, das Gerundium, das Partizip des Futurs, der Infinitiv des Futurs; denn diese sind gleichfalls activ.

Im zweiten Kursus wird im § 106 zur Erklärung der *Consecutio temporum* als abhängiger konjunktivischer Satz ein indirekter Fragesatz gewählt, obgleich auf die im Lateinischen konjunktivische Form dieser Sätze erst im nächsten Paragraph unter Regel III aufmerksam gemacht wird; diese selbst verlangt eine Abänderung, da indirekte Fragesätze nicht von Verben allein abhängig sind. Die Worte 'ob heißt *num*, ob nicht *nonne*' wirken in V, wo von mehrgliedrigen Satzfragen die Rede ist, nur verwirrend; sie sind wohl richtiger der Regel IV zuzuweisen. Vom Partizip des pass. Perfekts ist bei intransitiven Verben nicht das Mask., sondern nur das Neutrum anzugeben, also *fautum*, nicht *fautus*. Die Konstruktion des Acc. c. inf. und der *ut*-Sätze wird dem Seminaristen als unlösbares Rätsel entgegenstarren, wofern ihm nicht als springender Punkt das unterscheidende Merkmal der behauptenden und begehrenden Sätze zum klaren Bewußtsein gebracht wird. § 113 fehlt in der IV. Regel vor 'fragend' das Wort 'rhetorisch'. § 114 fehlen Beispiele für den Fall, daß das iterative Zeitverhältnis in der Vergangenheit oder in der Zukunft spielt. Die Pronomina *alius* und *alter* sind unter die Pron. indefinita einzureihen. § 122 ist bei *si quae condicio* das häufiger vorkommende *si qua condicio* zu erwähnen. Ebenda hätte gerade bei *utrăque* mit dem Akzentzeichen nicht gespart werden sollen. § 126, 1 ist hinter 'mit Präpositionen zusammengesetzten' noch 'und *reficio*' einzuschalten. § 128, I, *e* ist das zweite Beispiel nicht am Platze. Es empfiehlt sich, in 130 statt *solvo* das Verbum *volvo* zu wählen. § 132 vermissen wir vor 'ich muß den Schüler loben' die zunächst wörtliche Übersetzung: der Schüler muß von mir gelobt werden. § 149 ist entsprechend dem vorausgehenden Stamme *-gno i-gnosco, a-gnosco* usw. zu schreiben. Die Quantität des *i* in der zweiten Person *is* (§ 156) ist lang.

Das Übungs- und Lesebuch, das vorzugsweise Gewandtheit im Übersetzen aus dem Lateinischen ins Deutsche erzielen will, ist zweckmäßig angelegt. Der erste Teil enthält Einzelsätze und zusammenhängende Übungen. Jene sind z. T. auch liturgischen Texten entlehnt, diese der Geschichte, Mythologie und Naturkunde. Das Lesebuch bietet nebst Abschnitten aus den alten Klassikern mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Seminaristen auch die wichtigsten Kapitel aus der *vita Caroli Magni* von Einhard, die *Passio secundum Matthaeum* usw. Der poetische Teil enthält einzelne Stücke aus Ovids Metamorphosen und einige schöne Hymnen. Zum Schlusse folgt das lateinisch-deutsche Wörterverzeichnis.

Einige Einzelsätze, namentlich in den ersten Partien, weisen einen nichtssagenden Inhalt auf. Eine große Rolle spielt hiebei

der fast unvermeidliche *scriba.* Vgl. die 1. Übung, Satz 15: *Violae odoratae puellas scribae delectant*; 1, 18: *Vituperamus culpam scribae*; 2, 2: *Filia scribae ancilla reginae est*; vgl. 3, 5; 3, 9; 5, 6: 'Die Tochter des Schreibers gibt der Großmutter einen Brief der Freundin'. Wenig geschmackvoll sind ferner Sätze, wie 12: *In silvis nostris non sunt palmae magnae, velut in Asia, non lacertae magnae, velut in America, non simiae variae, velut in Africa, sed incolae Germaniae amant silvas suas*; 13, 8; 19, 1. Der Inhalt der Einzelsätze sowie der zusammenhängenden Übungen wird im weiteren Verlaufe des Buches zusehends besser; doch wird der Verf. bei einer Neuauflage gut tun, den Stoff von manchen Ausdrücken zu befreien, die spät- oder neulateinisch sind und leicht durch entsprechende klassische Wörter ersetzt werden können.

Die Zitate, Sentenzen und Redensarten sind durch besondern Druck hervorgehoben. 132 heißt der Properzische Pentameter richtig: *Nudus ad infernas, stulte, vehere rates,* wobei auch das Versehen '*stultē*' unterlaufen ist. — Im latein.-deutschen Wörterverzeichnisse wird es sich empfehlen, der Grundbedeutung auch jene hinzuzufügen, die der jeweiligen Textesstelle entspricht; so ist z. B. nicht beachtet für *aperio* die spezielle Bedeutung auf S. 88, Z. 2 v. u.

Die Ausstattung des Buches genügt allen Anforderungen. Der Druck ist im ganzen korrekt. Von Druckfehlern fiel mir auf: S. 67 *Maravia*; S. 88 *operta* (statt *aperta*). S. 122 *sucurrere.*

Ref. schließt diese Besprechung mit einem nochmaligen Hinweis auf die praktische Anlage des Buches, das nach Beseitigung der vorgeführten Mängel begabten bayerischen Seminaristen schätzenswerte Dienste leisten kann.

Wien. Dr. M. Tschiassny.

Die Schicksale der lateinischen Proparoxytona im Französischen. Eine sprachgeschichtliche Untersuchung von Dr. phil. Gustav Klausing. Kiel, Kommissionsverlag von Robert Cordes (Druck von P. Peters) 1900. gr. 8°, 90 SS.

Die Produkte der lateinischen Proparoxytona im Französischen, sonst in sprachgeschichtlichen Werken unter verschiedene Kapitel zerstreut, sind hier übersichtlich zusammengestellt mit strenger Einteilung nach den lautlichen Gesichtspunkten. Der Verf. ist mit der einschlägigen Literatur vollständig vertraut und bewegt sich auch auf dem trotz der Forschungen hervorragender Gelehrter doch oft noch recht schlüpfrigen Gebiete ziemlich sicher. Von gesundem Urteile zeugt es, wenn er in afr. *aerdre* (S. 69, A. 1) und in afr. *sordre* (S. 77) analogische Umbildung und nicht lautliche Veränderung erblickt, und ebenso, wenn er die gewöhnliche Erklärung, daß *épaule* aus *espalle* durch Vokalisierung des ersten *l*

entstanden sei, „nicht befriedigend“ findet; vgl. die inzwischen vom Ref. gegebene Deutung in d. Zts. f. d. Realschulwesen (Wien), XXV. 262 f. Bezüglich der „äußerst befremdlichen Bildungen“ afr. *orine* und *chaline*, „die aller Erklärung zu spotten scheinen“ (S. 54), verweist Ref. gleichfalls auf die dort S. 521 gegebene Erklärung.

Wenn der Verf. hingegen in afr. *resne* gegenüber nfr. *rêne* „lediglich andere Schreibart“ sehen will (S. 50), weil *plane* ⟨ *platano* „nicht die geringste Spur“ einer Entwicklung *t* ⟩ *d* ⟩ *s* zeige und mit Rücksicht darauf auch *Rhodano* ⟩ *Rosne* als „wenig beweiskräftig“ hinstellt, so ist dieses Vorgehen als unkritisch zu bezeichnen. Denn *plane* ist erst spät belegt (bei Littré aus dem 16. Jahrhundert) und konnte demnach ganz gut ein afr. *plasne* vor sich haben. Jedenfalls ist an dem Lautwert des *s* in *resne*, das konsequent im Afr. auftritt (bereits im Rolandslied), nicht zu zweifeln und ebenso wenig an dem des *s* von *Rosne*, nfr. *Rhône*, welches bereits Suchier im Grundriß I, S. 664 durch provenzalischen Einfluß zu erklären versuchte. Doch wird man ungern *rêne*, *plane* und *Rhône* durch verschiedene Erklärungen trennen, und es ist also demnach Nyrops Annahme eines Lautwandels *t* ⟩ *d* ⟩ *đ* ⟩ *s* nicht kurzerhand abzuweisen. Mit Rücksicht auf die letzten zwei Wörter ist auch in der Überschrift S. 50 nicht bloß *t'na* ⟩ . . . *ne* sondern auch *t'no* ⟩ . . . *ne* zu setzen.

Wenn der Verf. ferner, offenbar Körting folgend, in *net*, fem. *nette*, und in *dette* wegen *tt* (doch afr. auch *nete, dete, deite!*) Lehnwörter aus dem Italienischen sehen will (S. 43) und selbst *gabata* ⟩ *jatte* der *tt* wegen (doch afr. auch *gate!*) „zweifelhaft“ findet (S. 48) und kurzweg behauptet „*b't* ergibt im Französischen nie *tt*“, so vermissen wir hier die für eine so verwickelte, auf wenig sichere Beispiele sich stützende Untersuchung unbedingt notwendige Behutsamkeit. Vgl. auch unsere Bemerkungen a. a. O. S. 517.

Im Widerspruche mit der Äußerung des Verf.s im Vorwort, daß er „nur durchaus untrügliche Beispiele verwertet“, arbeitet er ziemlich viel mit supponierten Formen. So nimmt er nach dem Vorgange von Meyer-Lübke und Körting unnötigerweise (weil das vorhandene *fatuus* genügt) eine Form **fatidus* an und leitet auch *fade*, das ursprünglich bloß Femininum gewesen wäre, von **fatida* ab. Dieses hätte aber doch nichts anders als **fat'da*, **fatta*, **fatte*, **fate* und nicht *fade* ergeben können, wie auch *pūtida* ⟩ *pute* — wir fügen noch hinzu: *nĭtida* ⟩ *nete*, *nette*, *dēbita* ⟩ *dete*, *dette*, *gabata*, **gabita* ⟩ *jate*, *jatte* — zeigen. Über *fade* selbst vgl. des Ref. Ausführungen a. a. O. S. 259 f. Gegen die dort gegebene Erklärung wurde von Meyer-Lübke keine Einsprache erhoben, obwohl dieser Gelehrte Körtings, auch vom Ref. zustimmend angeführte Verteidigung des volkstümlichen Ursprungs von

cruel mit Recht[1]) in der Zts. f. d. Realschulwesen XXVI. 65 f. zurückweist.

Eines merkwürdigen Versehens macht sich der Verf. schuldig, wenn er zur Stütze des Ansatzes *vipera* 〉 *givre* (S. 71) auf *Vasconia* 〉 *Gascogne* und *vagina* 〉 *gaine* verweist. Diese sowie die an der angezogenen Stelle von Meyer-Lübkes Gr. I, 340 gegebenen Beispiele (wo auch *vipera* + *wipera* 〉 *guivre* (nicht *givre!*) zeigen doch nur den Wandel von latein. (mit *w* gekreuztem) *v* zu (gutturalem) *g*, und etwas anderes wird auch an der zitierten Stelle der dem Ref. unzugänglichen Grammatik von Nyrop nicht stehen. *Givre* selbst ist anders zu erklären. S. Meyer-Lübke, Gr. I, 28.

Wenn *cardine* **charne* (durch die Ableitung *charnière* erwiesen) gibt (S. 52), so ist nicht einzusehen, warum *carne* aus derselben lat. Basis „Lehnwort sein muß". Die Beibehaltung des *c* deutet vielmehr auf pikardischen Ursprung. S. Groene, C vor a im Französischen. Straßburger Dissertation, 1888, S. 50. Auch *saumâtre* 〈 *salmacido* (S. 45) ist betreffs der Endung mit dem Ausdruck „Suffix-Vertauschung" genügend erklärt und deshalb nicht noch als „gelehrtes Wort" zu bezeichnen. Ebensowenig paßt der Ausdruck „gelehrte Bildung" auf *septième* (S. 49), welches vielmehr eine „Neubildung" aus *set (sept)* + Suffix *ième* ist. Dagegen gehört *famille* (S. 18) nicht unter die Erb-, sondern unter die alten Lehnwörter wegen ĭ, nicht ī; vgl. auch Meyer-Lübke, Gr. I. 25 f. Ebenso ist bei *nepos* (S. 15) die Quantität unrichtig angegeben; auch hat *frigidus* zunächst ĭ; ī wird erst aus den romanischen Sprachen erschlossen. S. Meyer-Lübke, Gr. I. S. 64.

Über die nicht ganz einwandfreie Ableitung von *dimanche*, afr. *diemanche* 〈 *die(s) dominica* vgl. des Ref. Ausführungen a. a. O. S. 514 f.

Was hat (S. 40) ital. *mordace*, das doch, ob gelehrt, ob volkstümlich, latein. *mordacem* darstellt, mit franz. *mordache* zu tun, wenn dieses *mordatica* (übrigens eine supponierte Form, daher mit einem Sternchen zu versehen!) ist? Wird aber das franz. Wort als Italianismus angesehen, so war der Ansatz *mordatica* 〉 *mordache* zu streichen. Auch hier wieder ein Beweis, daß nicht immer „nur untrügliche Beispiele verwertet sind".

Bei afr. *oille* 〈 *ŏlia* (S. 19) erwartet man auch ein Wort über *huile*; über dieses s. Zts. f. d. Realschulwesen XXV. 257 f.

Statt *œille* (S. 57 und im „Wortverzeichnis") soll es besser *oeille* 〈 *ovicula*; auch ergibt *parabolo* (S. 7) organisch nicht *parole*.

Ein noch weiters Eingehen auf den Inhalt dieser recht nützlichen Schrift würde uns zu weit führen.

---

[1]) Nur darf man dann auch in *cruauté* nicht **crudalitatem* sehen, sondern man muß annehmen, daß in ursprünglichem **cruelté* *a* vor gedecktem *l* geradeso *a* entwickelt habe wie in *belté* u. a.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

La méthode mécanique en grammaire. Par Émile Rodhe. Lund 1901. Librairie Gleerup.

Der Verf., dessen vortreffliche Kritik der Reform der französischen Orthographie und Syntax wir in dieser Zeitschrift vor einiger Zeit angezeigt haben, zieht in der vorliegenden Schrift gegen jene mechanische Art und Weise der sprachlichen Untersuchung eines Literaturwerkes zu Felde, welche hauptsächlich darin besteht, in bestimmte, der Grammatik entlehnte Kategorien Beispiele aus einem Texte zusammenzutragen, ohne daß auf den Sinn der einzelnen Spracherscheinung näher eingegangen oder der Geist und die Eigentümlichkeiten, die sich in dem betreffenden Werke aussprechen, berücksichtigt werden. Er verwahrt sich besonders dagegen, daß diese an den deutschen Universitäten gezüchtete, in zahlreichen Dissertationen und Schulprogrammen beliebte, anscheinend wissenschaftliche und methodische, tatsächlich aber geistlose und oberflächliche Arbeitsweise von den altfranzösischen und altenglischen Texten auch auf die lebende Sprache übertragen werde. Indem er beispielsweise eine solche Arbeit (Wandschneider, „Sprachgebrauch bei Alphonse Daudet. Wortstellung und Verb.“ Beilage zum Programm der großen Stadtschule zu Wismar. Ostern 1898) eingehend kritisiert, wobei er sich als gründlichen Kenner des Neufranzösischen erweist, zeigt er, wie verfehlt derlei Untersuchungen sind und wie sie eigentlich gemacht werden sollen.

Der Verf. hat mit seinen Ausführungen im wesentlichen wohl nicht Unrecht, doch glauben wir, daß er in seiner Kritik etwas zu weit gegangen ist. Es wird ja keinem einsichtigen Fachmanne einfallen, jene vom Verf. gemeinte Arbeiten zu überschätzen. Es sind meistens in der Hauptsache nur Statistiken, die aber, wenn sie gewissenhaft gemacht sind, als Material zu weiteren feineren Forschungen nützlich sein können.

Diese Schrift, die wir den Lehrern der französischen Sprache bestens empfehlen, ist als Teil einer Sammlung unter dem Titel *„Essais de philologie moderne“* erschienen. Mögen bald weitere Hefte folgen!

Wien. Dr. A. Würzner.

Dichter und Darsteller. Herausg. von Rud. Lothar. VII. Schiller. Von Ludwig Bellermann. Leipzig, Berlin u. Wien, Verlag von E. A. Seemann u. der Gesellschaft für graphische Industrie 1901. 259 SS.

Die groß angelegte Sammlung, aus welcher dieses Buch stammt, hat bereits einige beachtenswerte Monographien aufzuweisen, von denen freilich bloß eine sich mit den Darstellern beschäftigt, die anderen mit den Dichtern. Handelte es sich in den früheren Lieferungen zumeist um Persönlichkeiten, über die eine

bei aller Knappheit eingehende, die wissenschaftliche Grundlage mit der feuilletonistisch-anziehenden Darstellung verbindende Abhandlung fehlte, so kann das im vorliegenden Falle nicht behauptet werden. An wertvollen Beiträgen zur Geschichte von Schillers Leben und Dichten herrscht gegenwärtig kein Mangel. Umso schwieriger war die Aufgabe, welche dem Verf. zufiel, umsomehr Genauigkeit erfordert die Beurteilung seines Buches.

Bell. hat die altbewährte Einteilung in vier Abschnitte festgehalten und sich für die recht passenden Bezeichnungen Heimat-, Wander-, Lehr- und Meisterjahre entschieden. Für die beiden ersten Abschnitte konnte er die durch Gründlichkeit, Klarheit und schöne Objektivität ausgezeichnete, umfassende Biographie von Minor heranziehen. Ebenso wichtig wurde für den Verf. bezüglich des 3. und 4. Teils die Darstellung Schillers von Wychgram, aus welchem Buche auch ein guter Teil der Abbildungen stammt. Es kann Bell. nur zum Lobe angerechnet werden, daß er auf diese beiden großen Vorgänger überall Rücksicht nimmt, ohne sie einfach nachzuahmen, wie er z. B. auch die gewiß nicht einwandfreie Einteilung bei Wychgram ablehnte.

Freilich lag es nicht in der Absicht Bell.s, der Wissenschaft neues Material zuzuführen und daraus neue Gesichtspunkte für die Beurteilung Schillers zu entwickeln. Das wäre aber auch schlechterdings in einem Werke unmöglich, in welchem nach den Intentionen des Herausgebers jeder kritische Apparat, jede Quellenangabe wegzubleiben hat. Denn die Sammlung wendet sich zunächst an die Gebildeten unter den Laien, wie es Otto Harnacks Schillerbiographie in der Sammlung „Geisteshelden“ tut. Unter dieser Voraussetzung hat man das vorliegende Buch zu beurteilen, wenn man demselben Gerechtigkeit widerfahren lassen will. Man wird verstehen, daß der Verf. bemüht war, Schillers Leben nach den besten vorhandenen Bearbeitungen darzustellen und diese Darstellung mit den Resultaten seiner bekannten „Bemerkungen zu Schillers Dramen“ in Einklang zu bringen.

Die ästhetische Würdigung der einzelnen Dramen nimmt denn auch einen breiten Raum ein. Der Verf. ist bisweilen, gewiß wider seinen Willen, nahe daran, sich in eine Polemik einzulassen. So äußert Bell. ausführliche Bedenken gegen die Verknüpfung der drei Handlungen im „Tell“, wozu jüngst E. Grünwald[1]) eine Widerlegung lieferte. Bei „Don Karlos“ fehlt die Angabe, daß die erste Anregung von Dalberg stammt, bei „Kabale und Liebe“ der Hinweis auf Shakespeare[2]), obgleich über diese wie über alle anderen Dramen (mit

---

[1]) „Zur Rudenzhandlung in Schillers 'Wilhelm Tell'“, Lyon, Zeitschrift f. d. Unterr. 1901, 4. Heft.

[2]) Neuestens hat darüber auch Jakob Engel gehandelt: „Spuren Shakespeares in Schillers dramatischen Werken“, Jahresbericht des Realgymnasiums in Magdeburg 1901.

auffallender Ausnahme der „Maria Stuart") sehr viel mitgeteilt wird. Otto Ludwig wird (S. 232) als Gegner Schillers erwähnt; es wäre angezeigt, beim „Wallenstein" zu bemerken, daß er dieses Stück verurteilte. Während Schiller als Übersetzer und Dramaturg (S. 209) mehr Beachtung verdiente, hätte sich anderseits etwas Zurückhaltung bei der Frage nach dem Schicksale in der „Braut von Messina" empfohlen [1]).

Auch sonst reißen den Verf. der Eifer für seine Sache und die schöne Begeisterung manchmal fort. Er bricht zu oft in Lobeshymnen aus und verteilt zu rasch nacheinander die stärksten Akzente. Hieher gehört auch, daß zu viel aus Schiller zitiert wird und die Briefstellen nach Art der Karoline v. Wolzogen oft den Text ganz überwuchern; dies gilt namentlich von der Benützung des Streicher'schen Buches über Schillers Flucht, dagegen keineswegs von so bezeichnenden Worten wie jenen der Frau Cotta (S. 220).

Dieselbe Begeisterung für einzelnes verleitet den Verf. zu ungleicher Behandlung des Stoffes. Einerseits spricht er viel über die „Künstler", führt ein Spottgedicht und einen dramatischen Schwank im Wortlaut vor (S. 103), zeigt uns eingehend Schiller auf dem Maskenball (S. 239) und gibt eine breite Interpretation des Gedichtes „Zum Antritt des neuen Jahrhunderts", wobei sogar Bismarck und Kaiser Wilhelm herhalten müssen, ja er verschont uns auch mit Ziffern und Zahlen nicht (S. 242). Anderseits wird sehr wenig über „Die Götter Griechenlands" gesagt (S. 128), über Schiller in Berlin [2]) (S. 240); über die „Schaubühne" spricht Bell. nicht, geschweige denn über das Verhältnis zu ihrer ersten Gestalt, deren Bedeutung schon Schloenbach [3]) erkannt hat. Der Besuch in Erfurt 1803 könnte auch erwähnt werden; desgleichen erfahren wir wenig vom Nachlass des Dichters, von „Demetrius" abgesehen.

Indes das sind Dinge, deren Plus und Minus sich unschwer ausgleichen läßt. Allein vielen Dank würde sich ein Gelehrter verdienen, wenn er in einer solchen Biographie, welche, wie oben gesagt, sich vornehmlich an das kunstsinnige Laienpublikum

---

[1]) Gegen Bell. ist jetzt auch Franz Diebitsch aufgetreten („Zur Führung der Handlung in Schillers 'Braut von Messina'", Jahresbericht des Gymn. in Neustadt, Oberschles. 1901), welcher zu beweisen versucht, daß Schiller dem blind wütenden Schicksal der heidnischen Zeit keinen Raum gab, sondern nur einer sittlichen Weltordnung im christlichen Sinne.

[2]) Zu dieser Frage steht der Aufsatz von Oskar Linn-Linsenbarth „Schiller und der Herzog Karl August von Weimar, I. Teil." (Jahresber. des Gymn. in Kreuznach 1901) in Beziehung, welcher neben anderen Mängeln auch diesen aufweist, daß er die obige Überschrift gar nicht verdient, sondern zu einer Schillerbiographie sich erweitert. Der Verf. behauptet S. 19, daß der Herzog nicht glaubte, Schiller dauernd an sein Land zu fesseln, wird aber sogleich durch die von ihm angeführte Briefstelle und durch das spätere Verhalten des Herzogs widerlegt.

[3]) Bibliothek der deutschen Klassiker, Hildburghausen X.

wendet und darum nicht streng wissenschaftlich sein kann, den Versuch machte, nicht all das kleine Material mit Bienenfleiß zu sammeln und nun zu wählen und zu streichen, sondern in ein paar großen Zügen die Persönlichkeit des Dichters hinzustellen, eine Reihe von Bildern zu entwerfen, die einen weiten Ausblick eröffnen. An manchen Stellen ist Bell. das letztere gelungen, so wenn er über die Vorgeschichte der Familie Lengefeld spricht, über Schillers Balladen, wo er wie F. Bauer[1]) mit Recht das dramatische Moment betont, über des Dichters junge Liebe in Bauerbach, über die Schicksale der Angehörigen Schillers seit der schwäbischen Reise 1793.

Auch darauf war der Verf. von Anfang an bedacht, daß eine gute Schillerbiographie ohne steten Hinweis auf Goethe gar nicht denkbar ist, so sehr dies die Aufgabe erschwert. Nur S. 60 (Frankfurt) ist diese Rücksicht vergessen. Ebenso hat er sehr hübsch die Fähigkeit Schillers, sich zu begeistern und andere begeistert zu machen, zum Ausgangspunkt seiner Darstellung gewählt. Das Beste leistet er in der Wiedergabe kleiner Szenen (z. B. Preisverteilung vor Goethe, Vorlesung des Fiesko u. a.). So ist auch der Tod Schillers bei aller Knappheit ergreifend und klar geschildert; da erhebt sich Bell. weit über Palleske; mit Recht wurden auch aufklärende Worte über das Begräbnis eingeschaltet.

Jeder der vier großen Abschnitte, in welche das Buch zerfällt, umfaßt eine Anzahl von Lebensstationen; es sind ihrer im ganzen 28, jede trägt ein Schillersches Zitat neben der Überschrift. Die letztere könnte bei III 5 lieber „Philosophische Studien" heißen, bei II 4 „Theaterdichter und Publizist"[2]). Inhaltlich würde sich empfehlen, die zusammenfassende Besprechung der Diktion und Kunstanschauung Schillers an das Ende von IV 6 zu setzen. In IV 3 gehört der Absatz von der Aufforderung Goethes (S. 190) nicht mitten in die Darlegung, sondern an den Schluß derselben, wie anderseits Zelters Bemerkung zu spät kommt (S. 192).

Noch ein paar kleine Bemerkungen. Bei Rieger sollte auf die Erzählung „Spiel des Schicksals" hingewiesen werden (S. 15). Wie über die ganze Richtung des Sturmes und Dranges (S. 27) oder die erste Aufführung der Luise Millerin (S. 79) viel kürzer gesprochen werden könnte, so umgekehrt über Schiller als Arzt (S. 50). Nicht sehr klar ist die Stimmung nach der zweiten heimlichen Mannheimer Fahrt oder die Bedeutung der Frau v. Staël dargelegt. Die Bemerkungen über den Dreibund zwischen Schiller und den Schwestern Lengefeld sowie die Beurteilung der Liebe zu Margareta Schwan werden manchen Widerspruch vertragen

---

[1]) Vortrag im Wiener Schillerverein „Glocke" 1895.

[2]) Bekanntlich hat schon Johannes Scherr auf jenen Schillerbrief hingewiesen, in welchem der Dichter selbst sich als Publizisten bezeichnet.

müssen. Die große Umwandlung des Herzogs Karl Eugen sollte nicht S. 16 besprochen werden, sondern bei „Kabale und Liebe", um gleich darauf hinweisen zu können, daß Schillers Werk einen Bekehrten geißelte. Wenn zugegeben wird, daß viele Disticha ungerecht waren, dann soll dies auch von der Kritik der Bürgerschen Gedichte gesagt werden (S. 155). Die vielleicht gar nicht richtige politische Bemerkung, daß die Deutschen auf der Höhe ihrer Macht- und Weltstellung sich befinden (S. 4), hätte wegbleiben können. Von etwas Befangenheit zeugt die Behauptung (S. 192) „außer einigen evangelischen Kirchenliedern von Luther und Paul Gerhard gibt es kein wertvolles literarisches Erzeugnis, das so wie diese Schillerschen Gedichte (Balladen und Glocke) zu einem gemeinsamen geistigen Besitztum des ganzen deutschen Volkes geworden wäre".

Der Ausdruck zeigt Gewandtheit und Schwung der Begeisterung. Kleine Versehen, bezw. Härten liegen vor auf S. 21 (die die Stadt...), 63 (die Arbeit förderte anfangs nicht...), 72 (die Sprache ist etwas ermäßigt), 96 (und andere Künstler und Schauspieler), 126 (der idealische Schimmer der aufblühenden Liebe), 154 (unverlierbarsten). Einer Mißdeutung ist der Satz ausgesetzt: Sein Leben erscheint als ein Bruchstück (S. 2). Fremdwörter wie Drama, Verbum zu flektieren ist ungewöhnlich. „Wiederholentlich" hat wenig Freunde. Auch verfolgt den Verf. das Wort „nun". Mit Rücksicht auf den Leserkreis wird bisweilen das Ding nicht beim rechten Namen genannt; solch großer Mäßigung widerspricht aber einiges (so „schamloses Weib" S. 15, „Stumpfsinn" S. 187).

Ein moderner Vorzug des Buches sind die Abbildungen. Leider sind einige im Druck recht wertlos geworden. So das Bild der Gräfin Franziska oder Schillers Totenmaske, die bei Boxberger so gut wiedergegeben ist (Kürschner 118). Manche Bilder hätte man gerne vermißt, so jenes Karolinens, von der Wychgram eine schöne Photographie bot. Außerordentlich hübsch ist die Silhouette des Karlschülers (der er allerdings niemals war, wie auch Bell. hervorhebt) oder Dalbergs Bild. Daß auch das Facsimile eines Briefes und Photographien mit Schriftzügen Schillers beigegeben wurden, ist dankenswert. Besonders aber ist es zu begrüßen, daß der Demetrius-Plan photographiert wurde. Er sagt dem Leser mehr als lange Kommentare, wie Schiller zu arbeiten pflegte. Schon R. F. Arnold[1]) hat aufmerksam gemacht, daß die Legende unsern Dichter fälschlich immer als den „der gebietenden Stunde gehorchenden", gottbegeisterten Sänger hinstellt.

[1]) „Schillers dramatischer Nachlaß" (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, Nr. 270).

Görz. A. Petak.

Moderne deutsche Dichter. Für Schule und Haus herausgegeben von Adolf Mager. Mit 35 Bildnissen. 2. verbesserte Auflage. Wien 1902, Pichlers Witwe & Sohn. Preis gebd. 4 K.

Das Buch ist vom Standpunkte der Schule grundsätzlich zu begrüßen; denn es fällt ihm die Aufgabe zu, Bresche zu legen in die Mauer, die unsere Studenten von den Erzeugnissen des deutschen Dichtergeistes seit mehr als einem halben Jahrhundert getrennt hat.

Nach den bisherigen Vorschriften findet die Literarhistorie an den Gymnasien mit der Fortsetzung bis zu Goethes Tod in der VIII. Klasse ihren Abschluß; es knüpft sich daran nur noch ein Überblick über die Entwicklung der deutschen Literatur in Österreich im XIX. Jahrhundert[1]). Auch dieser vaterländische Anhang ist in den Lesebüchern stiefmütterlich behandelt; neben Grillparzer, Lenau und A. Grün wird fast nichts geboten. Der entsprechende Abschnitt in Kummers Lesebuch VIII. z. B. bringt etwa ein Dutzend Namen, darunter nicht wenige solcher Dichter, deren Werken der Schüler heute durchaus kein Interesse mehr entgegenbringen kann; dagegen fehlen wieder Männer, deren Namen man mit Staunen vermißt. Unsere Jugend liest sehr gerne die Werke der Klassiker, wenn sie mit Liebe dazu angeleitet wird; aber sie lebt in der Gegenwart und will auch davon etwas wissen, was sich in den letzten hundert Jahren zugetragen hat, und nicht alles, was die Billigung der Großväter gefunden hat, sagt auch den Enkeln zu. Die Schule bemüht sich mit löblichem Eifer, der Jugend die fortschreitende Erkenntnis in allen Zweigen der Naturwissenschaft zu vermitteln; sie sollte darum auch auf dem Gebiete der deutschen Literatur keine chinesische Mauer aufstellen. Unsere Jugend verlangt neben dem Alten auch nach dem Neuen, und wenn ihr der Zugang in den verlockenden Garten nicht gestattet wird, so langt sie einfach über den Zaun und genießt in der Hast Reifes mit Unreifem ohne Unterschied — zu ihrem Schaden. Der Übelstand, daß im Lehrplan für die deutsche Literatur nach Goethes Tod fast kein Platz gelassen ist, wird von vielen Fachgenossen gleichmäßig empfunden, und es soll gar nicht verhehlt werden, daß sich viele Lehrer nach Kräften bemühen, diese Lücke auszufüllen oder doch zu verdecken. Aber das ist eine schwierige und zuweilen auch verdrießliche Arbeit. Ich sehe von der Möglichkeit ab, daß solche Bestrebungen etwa auch durch höheres Machtwort durchkreuzt werden können, da sie im Buchstaben des Gesetzes nicht begründet sind; es ist aber auch sonst schwer Raum dafür zu gewinnen. Der vorgeschriebene Lehrstoff nebst allem Anhang — Aufsätze, Lektüre der Klassiker, mündliche Vorträge — nehmen die karg zugemessene Zeit vollauf in Anspruch.

---

[1]) S. Lehrplan und Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich. 2. Aufl. S. 112.

Es wird sich also die Arbeit des Lehrers vielfach darauf beschränken müssen, einzelnen eifrigeren Schülern private Anregung zu geben. Gerade diese Tätigkeit aber könnte kräftig gefördert und auf einen viel größeren Kreis ausgedehnt werden, wenn ein gutes und dabei billiges Hilfsmittel zur Hand wäre, das den Grundstock und das Ferment für eine erweiterte Lektüre abgeben könnte. Dieses Hilfsbuch müßte neben den notwendigen äußerlichen Beigaben von jedem genannten Dichter solche Proben enthalten, daß der Schüler daraus ein Bild der eigenartigen Persönlichkeit gewinnen und womöglich auch seine eigene Neigung zu dem einen oder andern regeln kann. Die Gymnasialbibliothek hingegen muß den Schülern die Möglichkeit bieten, ihre Kenntnisse nach Lust und Wahl, aber auch nach der Anleitung des Lehrers zu vervollständigen. Ein solches Hülfsbuch herzustellen ist demnach keine leichte Aufgabe; wenn es seinem Ideal einigermaßen nahe kommen und dabei doch nicht zu dickleibig werden soll, muß die Auswahl der Dichter und noch mehr die Auswahl der Proben mit größter Sorgfalt vorgenommen werden. Offenbar von ähnlichen Erwägungen ausgehend hat Prof. Mager die Herausgabe seines Buches unternommen, und schon dafür allein, daß er den ersten Schritt gewagt hat, müssen wir ihm danken. Vielen Lehrern ist mit einem solchen Buche eine erwünschte Hülfe geboten, die Angelegenheit selbst ist damit in die Öffentlichkeit gerückt, und möglicherweise wird auch die Unterrichtsverwaltung durch Besprechungen, die von hier ihren Ausgang nehmen, bewogen, der aufgeworfenen Frage näher zu treten. Denn solange von dieser Seite nicht ein entscheidender Schritt geschieht, kann von einer förmlichen Einführung des Buches in die Schule, wie die Verlagsbuchhandlung wünscht, wohl kaum die Rede sein.

Und nun zum Buche selbst. Die Ausstattung befriedigt, die beigegebenen Bildnisse sind gut — die Auswahl könnte ja noch manche Änderung oder Vermehrung erfahren — der Preis ist nicht zu hoch. Auf das Inhaltsverzeichnis folgen biographische Notizen in alphabetischer Ordnung, in denen der Lebensgang der auserwählten Dichter sowie ihre wichtigsten Werke erwähnt werden; zuweilen — nicht durchwegs — ist aus beigefügten Bemerkungen die Stellung zu erkennen, die der Herausgeber dem Schriftsteller gegenüber einnimmt. Dann beginnen die Probestücke. Hier sind die Dichter historisch geordnet doch mit dem Bestreben, innerlich zusammengehörige Persönlichkeiten in Gruppen zu vereinen. Den Schluß bilden Anmerkungen, die Wort- und Sacherklärungen bieten oder den Zusammenhang herstellen, wenn die Textprobe nur das Bruchstück eines größeren Werkes enthielt.

Der Hauptteil führt uns 80 Dichter vor, eine große Zahl. Etliche davon hätten zwar ebenso gut wegbleiben können, wenigstens für die Zwecke der Schule, z. B. Leuthold, Nissel, Träger, Vierordt,

Vischer. Von H. Seidel heißt es in den Notizen, daß er als Meister der humoristischen Kleinmalerei gelte; die Proben lassen uns davon nichts verkosten. Überhaupt vermisse ich den Humor in der ganzen Sammlung. Die schwerste Aufgabe stellten dem Herausgeber die dramatischen Dichter: für ein ganzes Stück mangelt der Platz, und einzelne Akte oder Auftritte wollte (oder durfte?) er nicht bringen. So gleiten ihm einzelne Persönlichkeiten ganz aus den Händen. Denn was z. B. von Bauernfeld (S. 90) und von Anzengruber (199) gebracht wird, könnte mit viel größerem Rechte auch wegbleiben — der Leser würde keinen so großen Schaden davon haben, als im gegebenen Falle der Dichter erleidet. Des ersten „Phaethon" ist zu matt, und seine Epigramme sind von sehr ungleichem Wert. Der „Epilog" Anzengrubers zu Raimunds „Verschwender" zeigt alle Schwächen einer Augenblicksdichtung [1]), und wie man „Die G'schicht' von der Maschin'" heute noch einmal abdrucken kann, vermag ich überhaupt nicht zu verstehen. Auch Halms „Glosse" (89) empfinde ich als wertlose Spielerei. Mit G. Hauptmann ging es schon besser; da stand „Bahnwärter Thiel" zugebote (292), nur hätte ein größerer Abschnitt eingeschaltet werden können; freilich, der Dramatiker kommt dabei auch nicht zum Vorschein. Leichtere Arbeit gaben die Meister der Prosa: Mager bringt uns da Abschnitte aus einem ihrer hervorragendsten Werke, die fast immer gut gewählt und für sich abgeschlossen erscheinen. Nur bei M. Kretzer (247) finde ich das abgedruckte Stück nichtssagend; ich würde es daher lieber weglassen und Raum für Besseres schaffen. Warum hat z. B. der Herausgeber zu dem Abschnitte aus Sudermanns „Frau Sorge" (263) nicht auch das Märchen selbst angefügt, das im Roman am Schlusse steht? Die letzten zwei Stücke von K. F. Meyer (128) werden ihrer ausgesprochenen Tendenz wegen wohl manchen Ortes Widerspruch erregen — leider ist diese Tendenz eine Eigenart des hervorragenden Schriftstellers! Bei Rosegger (206) wäre noch eine solche Geschichte wie die von der „Waldlilie im Schnee" gewiß vorteilhafter als sämtliche der angeführten Gedichte. Was kümmert denn uns und den Schüler die Marotte, daß P. K. Rosegger kein Kreuz auf seinem Grabe zu haben wünscht? „Da Weltlohn" ist zwar im Dialekte gedichtet, ist aber beileibe keine Dialektdichtung; dazu gehören nicht nur die Laute der Volkssprache, es muß dem Bauer auch die Art abgelauscht werden, wie er seine Gedanken zum Ausdrucke bringt und welcher Gefühle er überhaupt fähig ist. Wenn die Dialekt-

---

[1]) Gedichte solcher Art sollten grundsätzlich vermieden werden; sie gehören in die gesammelten Werke eines Dichters aber nicht in eine Anthologie von der besprochenen Art, wo jedes Fleckchen freier Platz so wichtig ist. Ihr Wert rechtfertigt ja doch selten die Aufnahme. Von allen in unserem Buche vorkommenden Widmungsgedichten vermag ich nur Liliencrons „An Theodor Storm" (310) höher zu schätzen.

dichtung schon der Aufnahme würdig geachtet wird — und ich wünsche dies lebhaft — so sollte aber unser Stelzhammer (195) viel reichlicher bedacht sein! Warum wurden denn nicht etliche seiner frischen, fröhlichen Lieder wiedergegeben, von denen sein Dichtermund übersprudelt? Gerne hätte ich dafür Misson (197) den Lesern geschenkt. An Fritz Reuters (98) dichterischem Werte will ich natürlich nicht rütteln, aber seine Lektüre ist für den süddeutschen Studenten zu mühevoll; man denke, für zwei Seiten Text muß er in den Anmerkungen achtzig Vokabeln aufschlagen, eine ärgerliche Arbeit! Da geht es ja mit Klaus Groth (99) noch besser. Auch sonst habe ich noch mancherlei Wünsche. Bei Scheffel (101) vermisse ich schmerzlich den „Trompeter“, und von Baumbach (110) hätte ich statt der allzu bescheidenen Widmung „An R. Hamerling“ viel lieber ein Märchen oder einen unschuldigen Schwank gesehen. Auch W. Weber (160) bietet mir zu wenig; von diesem Dichter erwartete ich eine Probe aus „Dreizehnlinden“ und etliche seiner herrlichen Sprüche. — Zum Schlusse noch ein paar Worte über die ganz modernen Damen und Herren, die einem Herausgeber die größten Schmerzen bereiten müssen; denn hier wird er es am allerwenigsten allen recht machen können. In den letzten zwanzig Jahren ist die Zahl der Dichter beiderlei Geschlechts Legion geworden, die Selbstbewunderung besonders der Lyriker ist ins Ungemessene gestiegen, die Auswahl des wirklich Hervorragenden aus der brodelnden Masse — es ist nicht viel — wird für den Mitlebenden umso schwieriger. Dazu kommt, daß die Erzeugnisse einer großen Gruppe dieser „Modernen“ einen an Herz und Körper noch gesunden Menschen auf die Dauer anekeln müssen. Sie können bei einem Teile der Jugend vielleicht das gewisse Behagen erwecken, aber für Poesie gelten sie auch in diesen Kreisen nicht. Der Herausgeber hat alles Anstößige mit Sorgfalt vermieden, aber eben darum mit manchen Namen auch nichts anzufangen gewußt. Ich hätte ihm den Mut gewünscht, dieser Gruppe kühl seine Absage zu vermelden, auch für den Fall, daß der eine oder andere daraus „von vielen als einer der bedeutendsten Dichter der Gegenwart angesehen wird“ — traurig genug für die Gegenwart!

Prof. Magers Buch ist bestimmt „für Schule und Haus“. Ich habe es hier nur vom Standpunkte der Schule besprochen, von dem aus ich das Buch noch einmal als eine erfreuliche Erscheinung begrüße, da ich die zugrunde liegende Idee für eine gute halte. Im einzelnen wünschte ich manche Änderung, hier eine Streichung, dort eine Erweiterung, und bin mir dabei sehr wohl bewußt, daß andere wieder andres wünschen würden. Der Herausgeber möge daher in diesen Bemerkungen nichts erblicken als lebhafte Anteilnahme an seinen eigenen Absichten.

Kremsmünster. H. Schachner.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Herausg. von K. Glossy. Elfter Jahrgang. Wien, Konegen 1901.

Der vor kurzem erschienene XI. Jahrgang dieses Jahrbuches lenkt unsere Aufmerksamkeit auf einen Stoff, den schon im IX. Jahrgang Minor eingehend untersucht hat und den jetzt J. Kohm von einem anderen Standpunkte aus in seiner Abhandlung „Zur Charakteristik der 'Ahnfrau'“ behandelt, hiebei verschiedene Manuskripte heranziehend. Kohm geht von den drei geistig verwandten Dramen: Sophokles' Oedipus, Schillers Braut von Messina und Grillparzers Ahnfrau aus. In allen dreien tritt uns eine unbekannte *x* entgegen und in der Suche nach derselben entwickeln sich wirksame Erkennungsszenen durch Analyse eines bestimmten Stoffes; aber Grillparzer hat seine Meister übertroffen. Er greift nicht zu übernatürlichen Kräften. Seine Ahnfrau fußt auf einem uralten, schon vor ihm viel verwerteten Volksglauben, nur daß Grillparzer derlei Erscheinungen auf psychologischem Wege zu erklären sucht, indem er dartut, daß unklare Sinnesempfindungen sich mit Erinnerungsvorstellungen zu einem der Wirklichkeit nicht entsprechenden Bilde vereinen; daß lebhafte Traumvorstellungen auch im wachen Zustande als Wahnvorstellungen anhalten und daß im halbwachen Zustande die erhitzte Phantasie allerlei Hallucinationen erzeugt. Das beweist auch das Verhalten der Hauptpersonen zur Erscheinung der Ahnfrau und zur Sage von derselben. Nur an zwei Stellen erscheint die Ahnfrau als reines, die Geschicke beeinflussendes Gespenst: im III. Akt — hier jedoch erst in der Umarbeitung auf Wunsch Schreyvogels, der das durch der Ahnfrau Sünde heraufbeschworene Verhängnis hervorgehoben und so für das Stück eine tiefere Begründung haben wollte — und am Schluß, wo der Grundgedanke der Sage: die Ahnfrau müsse wandeln, bis der letzte Sproß des Stammes dahin sei, wie auch das künstlerische Gefühl Grillparzer dazu bewog. Freilich hat die erste Einschiebung Schreyvogels Absicht erfüllt, aber eine Einwirkung auf des Hauses Schicksal ist damit nicht begründet, denn die Erscheinung übt keinen bewußten Einfluß auf die Handlung aus. Das tragische Ende des Hauses ist keine Folge des Fluches, sondern nur dessen vorausbestimmte zeitliche Grenze. Außerdem steht das Tragische in keinem Verhältnis zur Schuld der Familienglieder, die aber nicht größer ist als jede menschliche Schwäche. Die Fallenden haben selbst keine klare Ahnung vom „Schicksal“. Grillparzer hat damit einer Zeitströmung Rechnung getragen, aber nur äußerlich, nicht innerlich, und mit Recht wehrte er sich gegen den Titel „Schicksalstragiker“. Darum hat nicht er, sondern Schreyvogel den Vorbericht zur Druckausgabe geschrieben. Will man aber das Stück beurteilen, muß man das erste Manuskript benützen.

Wie beide Männer bekannt wurden, zeigt uns Th. Frein v. Rizy in seinem Aufsatz „Grillparzer und Schreyvogel“. Die unbewußte Teilnahme Grillparzers an einer hämischen Kritik Heben-

streits hatte Schreyvogel, der mit Grillparzers Familie befreundet war, verletzt. Da vermittelte Leon, ein Freund beider, und brachte Grillparzer trotz seiner Weigerung, einen Mann zu besuchen, der ihm eine Schlechtigkeit zugemutet, in Schreyvogels Haus. Dieser nahm den jungen Mann freundlich auf und ermunterte ihn zu selbständiger Arbeit. Wie immer, meinte dieser, er traue sich nichts zu, erzählte aber schließlich doch die Fabel der Ahnfrau und mußte versprechen, das Stück niederzuschreiben. Er tat es aber erst nach längerem Zögern. Bei der Besprechung des Manuskriptes kam es zu jener oben besprochenen Einschiebung. Die Erstaufführung fand im Theater a. d. Wien mit rauschendem Erfolge statt, aber Grillparzer glaubte an den Erfolg erst nach den Freudenbezeugungen der Seinigen. Die Kritiker jedoch, am meisten Hebenstreit, griffen das Stück an und, da man vor Fälschungen nicht sicher war, mußte das Werk gedruckt werden. Schreyvogel selbst übernahm die Kämpferstellung. Nun mischte sich aber Deutschland darein, und man erwartete von Müllner, dem Patriarchen des Schicksalsdramas, eine Vernichtung Grillparzers. Doch Müllner, selbst der Freundschaft Schreyvogels bedürftig, half sich mit einer mäßigen Anerkennung und, da er damals noch etwas galt, war Grillparzer zufrieden. Aber Hebenstreit war nicht zufrieden und griff Müllner an, bis die Zensur sich einmengte. Daß Grillparzers Freude an dem Stück verdorben wurde, ist begreiflich. Das Schlagwort „Schicksalstragödie“ blieb, und dem verdankt Grillparzer seine Nichtbeachtung in Deutschland. Schließlich beruhigte er sich in seinem ästhetischen Gefühle: er wußte, daß alles, was man vom Schicksalsdrama faselte, in seinem Stück nicht vorhanden sei; zudem hatte er die lächerlichen Forderungen der romantischen Schule schon vor der ‘Ahnfrau’ verurteilt. Nur einmal hat er auf Schreyvogels Drängen zur Feder gegriffen, um sich in einer Antikritik zu rechtfertigen.

„Grillparzer über Frankreich“ heißt eine Betrachtung des aus dem vorjährigen Bande bekannten französischen Biographen Grillparzers A. Ehrhard, dessen Biographie nunmehr auch in deutscher Ausgabe bei Beck in München erschienen ist. Grillparzers Aussprüche über Frankreich beweisen seinen Gerechtigkeitssinn; streng objektiv sind sie nicht, lassen aber sein Inneres erkennen. Frankreich hat an ihm eher einen Freund als einen Richter gefunden. Die bitteren Erinnerungen an Napoleon abschüttelnd, den er übrigens achtet, macht er Frankreich nicht für ihn verantwortlich. Seine Urteile über die französischen Schriftsteller sind unabhängig von der Zeitströmung. Zeitgenosse des Jahres 1830, flieht er 1836 selbst aus der Dumpfheit seiner Heimat in die konstitutionellen Länder Frankreich und England. Er kommt in trüber Stimmung nach Paris, das auf ihn einen überwältigenden Eindruck macht; gleichwohl ist sein Urteil über Paris nicht getrübt. Bei der Betrachtung der Denkmäler läßt er seinen be-

kannten Kunstansichten freien Lauf. Von der Bevölkerung spricht er mehr Gutes, als Ehrhard gelten läßt. Die Theater besucht er fleißig, mit kritischem Auge. Auch das politische Leben fesselt ihn. Louis Philipps Regierung erscheint ihm als Ideal, das Europa viele Wohltaten bringen soll. Darum wirft er Frankreich Lauheit gegen Polen 1831, aber auch Freundschaft für die Umsturzideen vor, die seiner Heimat das Jahr 1848 brachten. Napoleon III. verachtet er als Feind der Freiheit und Vertreter der Nationalitäten-Idee. Dadurch ist ihm Frankreich wieder entfremdet worden. Die französischen Schriftsteller meidet er, weil sie voll Eigendünkel sind, sich ohne Recht mit ihrer Kenntnis fremder Literaturen brüsten und ihre Kunstansichten mit den seinigen nicht stimmen. Nur Voltaire erscheint ihm als Ideal, und seine Aussprüche über diesen berühren sich mit denen über die Franzosen wiederholt. All diese Sympathie hat Frankreich bis jetzt nicht voll erwidert, doch Ehrhard hofft, daß in Bälde Grillparzers dramatische Gestalten auch die Pariser Bühne betreten werden.

In den „Kleinen Beiträgen zur Biographie Grillparzers und seiner Zeitgenossen“ erscheint ein Jugendgedicht Grillparzers: „Wert der Freundschaft“, das er als Universitätshörer in einer freien Stunde in einem Hörsaale geschaffen. Weiter wird das Druckprivilegium der badensischen Regierung auf „König Ottokar“ für Wallishausser veröffentlicht. Die durch seine Unterschätzung und erfolglose Bewerbung um das Kustodiat an der Hofbibliothek hervorgerufene Mißstimmung des Dichters zeigt sich in einer Absage gegenüber einer Einladung, die Übersiedlung der Akademie poetisch zu verherrlichen, worin er sagt: „Was ich sagen möchte, würde nicht passen, und etwas anderes sagen mag ich nicht“. Schärfer klingen einige gleichzeitige, aber nicht veröffentlichten Verse. Auch das durch Grillparzers Ehrendoktorat der Grazer Universität veranlaßte ministerielle Schriftstück erscheint da. Die übrigen Beiträge enthalten Mitteilungen persönlicher Freunde Schuberts über dessen musikalisches Wirken im Konvikt und im Grobschen Hause und ein Gutachten über A. Stifter als Bewerber um eine Lehrstelle in Linz.

Einem anderen Zeitgenossen widmet K. Glossy seine Betrachtung „Anastasius Grün“, dessen Todestag 1901 zum fünfundzwanzigstenmale wiederkehrte. Er war ein wahrer Anastasius, ein Aufstehender, der als erster an Metternichs System rüttelte und offen aussprach, was andere nur heimlich dachten. Ein Österreicher war der erste Freiheitssänger und hauptsächlich deshalb wollte ihm Mühlfeld 1864 das Ehrenbürgerrecht zugewendet wissen. Seine Lieder waren in Österreich bekannt und gingen von Hand zu Hand, obwohl der Verkehr mit Deutschland unterbunden war und die Regierung nichts zuließ, was nicht in ihr System paßte. Erst seit der Julirevolution begann ein frischeres Leben, und viele Broschüren fanden aus Deutschland bei uns Ein-

gang, darunter auch die „Spaziergänge eines Wiener Poeten". Obwohl sich A. Grün nicht zu erkennen gab, verfiel die Behörde doch auf ihn und suchte nur nach einem rechtlichen Beweis. Diesen fand sie, als Grün in einer Fehde mit dem Dresdener Musenalmanach sein Inkognito lüftete. Er wurde zu einer Geldstrafe verurteilt, galt fortan als bedenklich und fand bei der Gründung der Akademie 1846 keine Aufnahme in dieselbe.

Den 100. Geburtstag Nestroys feiert H. Sittenberger mit seinem Aufsatz „Johann Nestroy". Weit länger als Raimund hat Nestroy, was äußere Erfolge anlangt, nachgewirkt; er hat eben Schule gemacht und das Wiener Volksstück in neue Bahnen gelenkt, die auch Anzengruber nicht ganz überwand. Als Sänger beginnend, entpuppte sich Nestroy bald als Schauspieler. Er hatte freilich mehr Vorliebe für ernste Rollen so wie Raimund. In letzterem läuterte diese Vorliebe seinen Humor, in Nestroy schlug sie in beißende Satyre um. Dank seiner Vorbildung paßte sich Nestroy den verschiedensten Aufgaben an, aber erst in der Wiener Luft entfaltete sich sein Talent. Sein Beruf war sein Leben: die menschliche Natur ging in der schauspielerischen und dichterischen auf, und darum entbehren seine Stücke der Anspielungen auf sein Privatleben wie bei Raimund. Erlebt hat er ja genug. Seine Stellung in der Ehe streift ans Pantoffelheldentum, verbunden mit einem überängstlichen Vertuschungssystem. Zu dem hatte er Grund genug, er ging gern auf Abwege, aber — er wurde nie warm. Selbst gegen seine Freunde blieb er kalt, er war eben nüchtern und strebte nur nach äußeren Erfolgen. Der Mensch tritt also in seinen Dichtungen zurück, der Schauspieler dagegen tritt derart hervor, daß ihm auch der Dichter gehorcht. Dieser schafft nur die Situation, jener nützt sie aus, indem er um jeden Preis Extempores hereinzieht; dieser baut dem letzteren oft vor und arbeitet wirksame Szenen sorgfältig aus, verbindet sie nur lose, oft nur mit kurzen Worten oder bei den Haaren herbeigezogenen Motiven, jener aber bringt sie zu der ihm erwünschten Wirkung. Mit Recht nennt man Nestroy den Nachfolger Hanswursts, den er aber nicht bloß nachahmt, sondern weiterbildet. Sowie dieser wirkt er mehr durch komische Beigaben, Übertreibung und Karrikierung als durch einheitliche Durchführung. Seine Niedrigkeit hat er wieder aufgenommen und findet sie nicht gemein, sondern spaßhaft. Anständige Charaktere gelingen ihm selten und nur auf Grund fremder Vorlagen. Er liefert nur Augenblickscharaktere, er war eben kein Menschendarsteller, sondern nur Karrikaturenzeichner. Oft charakterisieren sich die Auftretenden in einem meisterhaft satyrischen Monolog selber. Die Politik interessiert ihn. Er tritt für die Freiheit ein wie Bauernfeld, aber nicht wie dieser für das reiche, sondern für das kleine Bürgertum. Den Gegensatz zwischen Hoch und Niedrig behandelt er gerne, aber nicht vom Standpunkte geläuterter Menschlichkeit aus, sondern von dem des Spaßes. Er

stimmt aber nicht sinnlos in die allgemeine Begeisterung ein, sondern sieht manches Bedenkliche voraus. Die politisch-aufklärerische Tendenz führt ihn auch zum Kampf gegen das Zauberstück, selbst in der veredelten Form Raimunds.

An seiner Selbstveredlung hat jedenfalls Nestroy nicht gearbeitet; am wenigsten in dem Sinne Pichlers: jeder Mensch soll sich aus dem Rohen der Naturanlage zu einer plastischen Erscheinung herausarbeiten. Pichler ist, wie M. Morold in seiner Betrachtung „Zur Erinnerung an A. Pichler“ zeigt, dieser selbstgestellten Aufgabe treu geblieben. Schon die 1853 erschienene erste Sammlung seiner Gedichte zeigt dies. In dürftigen Verhältnissen, aber stets in lebhafter Fühlung mit Natur und Volk herangewachsen und von guten Lehrern geleitet, nahm er schon in frühester Jugend plastisch bildende Elemente in sich auf. Aber erst, als er mit der Studentenlegion heimgekehrt war, reifte er in dem Bewußtsein, sich ganz einer großen Sache widmen zu dürfen, zum ganzen Mann, der stets sachlich, im Inhalt immer harmonisch, in der Form immer plastisch war. Die Heimat bot dem Naturforscher Gelegenheit zu neuen Erkenntnissen, aber auch poetische Anregung. So wurde seine Poesie ein treues Bild seines Wesens. In seinen freundlichen Erzählungen verbinden sich Verständnis und Gefühl, seine Gedichte, gar nicht auf Effekt berechnet, eher spröde, sind Äußerungen seines Inneren. Daß trotzdem auch er mit Neid und Haß zu kämpfen hatte, focht ihn nicht an. Er wandte sich eben dann an das ganze deutsche Volk und wurde demselben bekannt. Sein Tod hat uns wohl seine Person, aber nicht seine Persönlichkeit geraubt, und seine Werke müssen Gemeingut aller werden.

Unter den Gedenktagen des Jahres 1901 ist auch der 80. Geburtstag Landesmanns, dem B. Münz seine Erinnerung „Hieronymus Lorm“ widmet. Frühzeitig taub und blind geworden, entwickelte sich Lorm als Autodidakt zu einem scharfen, durchdringenden Geist. Infolge seiner Angriffe auf Metternich mußte er fliehen und einen falschen Namen annehmen; jetzt lebt Lorm in Brünn. Er wurde nicht, wie man erwarten sollte, ein Pessimist, sondern er selbst hat in seinem Buche „Naturgenuß“ die Lehre vom „grundlosen Optimismus“ im Gegensatze zu dem „sich für begründet haltenden“ geschaffen: den Naturgenuß bestimmen nicht ästhetische Rücksichten, sondern die der Glückseligkeit, die Hingabe an die Natur um ihrer selbst willen, und das gelingt nur in der Einsamkeit. Eine Ergänzung dazu bildet das Buch „Natur und Geist“. Aber die Krone seiner philosophischen Schöpfungen ist das 1894 erschienene Werk „Der grundlose Optimismus“, das Münz näher erörtert. Derselbe Optimismus ist auch die Quelle seines künstlerischen Schaffens, besonders seiner lyrischen Gedichte.

Auch Frau H. Bettelheim-Gabillon stellt sich mit einem Gedenkblatt ein: „Amalie Haizinger-Neumann und das Wiener

Burgtheater" zu deren 100. Geburtstage. Frühzeitig mit Musik beschäftigt, spielte die zehnjährige Morstadt im „Oberon" und gewann Lust zum Theater. Mit 15 Jahren wurde sie Mitglied der Karlsruher Hofbühne und heiratete den Schauspieler Neumann, mit dem sie 1820 im Burgtheater gastierte, ohne sich dauernd fesseln zu lassen. Auch anderwärts wurde sie als Gast gefeiert, so bei Goethe in Weimar, bei Laube in Halle. Zum zweitenmal heiratete sie den Tenoristen Haizinger, einen Niederösterreicher, mit dem sie die halbe Welt durchreiste. 1829 verhalf sie ihm in Paris zu einem glänzenden Siege. Bald darauf betrat ihre Tochter Louise die Bühne und wurde am Burgtheater engagiert. Die Mutter ging aber erst nach mehreren Todesfällen in der Familie nach Wien. Hier errang sie ihren künstlerischen Höhepunkt. Im Theater ging sie auf. Schwer ertrug sie es daher, daß ihre Tochter um der Ehe willen die Bühne verließ. So erklärt es sich, daß sie sich erst 1876 von der Bühne zurückzog, ihr aber wenigstens als Zuschauerin sehr lange treu blieb. Ihr Rollenumfang war in Zahl und Art unglaublich, und da mußte sie noch in Wien neue Rollen lernen, weil die ihrigen besetzt waren. Auf diese Weise verhalf sie Birch-Pfeiffers und Laubes Stücken ins Burgtheater, ja, an der Berufung des letzteren hatte sie redlichen Anteil. Laube ist ihr auch stets ein treuer Freund geblieben. Freilich mußte sie unter ihm viel arbeiten, aber das verschlug ihr nichts; sie liebte die Ferien ohnehin nicht. Und doch klingen die Urteile über sie verschieden; nur in einem stimmen sie überein: daß sie nie übellaunisch und neidisch war und stets eine unwiderstehliche Macht ausgeübt hat. Ihr Geist und Humor belebte die ganze Gesellschaft. Zuzeiten unternahm sie auch Gastspielreisen, wobei sie manche interessante Bekanntschaft machte, am liebsten mit Vertretern der Dichtkunst und Musik, so auch mit Grillparzer, Betty Paoli, Ebner-Eschenbach, Hellmesberger. Durch ihren Sohn Tony, der in der Armee diente, lernte sie auch Radetzky kennen, was ihr nicht wenig schmeichelte. Weniger angenehm war ihr Begegnen mit Haynau in Breslau, da demselben Demonstrationen drohten, denen er sich aber um der Künstlerin willen durch eilige Abreise entzog. Eine ihrer Lieblingspassionen war das Patenstehen, daher sie denn auch über 80 Patenkinder hatte und den Mittelpunkt zahlreicher Anekdoten bildete. 1884 ereilte sie der Tod, aber ihr Andenken lebt fort in der glänzenden Tradition des Burgtheaters, das auf der höchsten Stufe zu erhalten, sie redlich mitgeholfen hatte.

Wie ersichtlich, benützt der vorliegende Jahrgang in überwiegender Weise gerade die um die Jahrhundertwende sich ergebenden Jubelgelegenheiten, um Grillparzers Zeitgenossen in helles, literarhistorisches Licht zu rücken. Das macht aber den Grillparzerforschern gar keinen Abbruch, denn auch dadurch wird ihnen ein großer Dienst erwiesen. Die Zeit Grillparzers an seinen Zeit-

genossen kennen lernen, heißt ja auch ihn selber kennen lernen, und so können wir auch das Studium dieses Jahrganges allen Freunden Grillparzerscher Poesie aufs wärmste empfehlen.

Wr.-Neustadt. J. Beneš.

Deutsches Anonymen-Lexikon 1501—1850. Von Dr. Michael Holzmann u. Dr. Hans Bohatta. Band 1. *A—D.* Weimar 1902. 8°, XV u. 422 SS.

Die im Jahre 1899 begründete „Gesellschaft der Bibliophilen" hat ihren Mitgliedern als Jahrespublikation für 1901 den 1. Band eines Werkes geboten, von dem sie mit vollem Rechte sagen konnte, „es fülle eine Lücke in der deutschen Literatur aus, die von Bücherfreunden sowohl wie von Gelehrten und Bibliothekaren seit langer Zeit empfunden wurde".

Dr. Michael Holzmann, Beamter der k. k. Universitätsbibliothek in Wien, hat nämlich schon vor einem Jahrzehnt, zunächst für seine eigenen Amtsgeschäfte als langjähriger Verweser des Katalogzimmers, eine Sammlung von deutschen Anonymen angelegt, die er dann im Vereine mit seinem Amtsgenossen und Mitarbeiter am Adreßbuche der österreichischen Bibliotheken, Dr. H. Bohatta, zu einem Werke von etwa 100 000 Nummern ausarbeitete, dessen 1. Teil seit Beginn des Jahres 1902 vorliegt.

Seit Meusel und Ersch war die Erforschung der Verfasser anonymer Schriften nur möglich durch die Bücherlexika von Georgi, Kayser usw., da die biographische Literatur bei aller Fülle des Materials, die z. B. Goedeke in der 2. Auflage bietet, doch die Anonyma nur bei den Namen der Verff. verzeichnet enthält.

Nun aber sind die zahlreichen namenlosen Anthologien, Romane und Schauspiele vornehmlich des 18. Jahrhunderts, die Erstlingswerke unserer Klassiker, die meist anonym erschienen, in alphabetischer Reihenfolge sorgfältig verzeichnet dem Literarhistoriker zugänglich.

Wo die Quellen in der Angabe der Verfassernamen einer anonymen Schrift von einander abweichen, haben die Herausgeber des Lexikons mit Hinweis auf die entsprechende Quelle bei jeder derselben diese verschiedenen Verfasser angeführt, da die Richtigkeit der Angaben zu entscheiden oft nicht mehr möglich ist.

Werke mit bloßen Anfangsbuchstaben des Verfassernamens oder mit unbestimmter Bezeichnung, z. B. „Von einem dtsch. Bürger" wurden ebenfalls unter die Anonymen eingereiht.

Das ganze Werk soll mit drei Bänden bis 1905 abgeschlossen werden. Ein Supplementband wird dann die Anonymen-Literatur der Jahre 1850—1900 anschließen nebst einem Register der Autoren, Nachträgen und Verbesserungen.

Von der Größe der Arbeit, welche der Bienenfleiß der Herausgeber zu bewältigen hatte, gibt schon das Quellenverzeichnis eine geringe Vorstellung; es verweist auf mehr als 180 Quellenwerke, nicht gerechnet jene, die als weniger ergiebig nur im Texte selbst genannt werden. Diese Quellenwerke umfassen nicht bloß sämtliche bibliographische und biographische Werke Deutschlands und Deutsch-Österreichs, sondern auch Verlags- und Bibliothekskataloge, soweit sie gedruckt vorliegen, und Fachzeitschriften, so daß man fast versucht sein könnte, anzunehmen, daß diese Arbeit die Kräfte zweier, auch gewiegter Bibliographen übersteigen müsse.

Wenn nun ein Aufsatz in den „Mittheilungen des österr. Vereines f. Bibliothekswesen“, Wien 1901 („Ein österreichisches Anonymen- und Pseudonymen-Lexikon“), von ähnlichen Gedanken ausgehend, die Herausgabe eines allgemeinen österr. Anonymen-Lexikons als Privatunternehmen für verfehlt hält, da ein solches die Mitwirkung sämmtlicher Landesbibliotheken voraussetze, die in ihren Katalogen die anonymen Schriften des jeweiligen Landes genau zu verzeichnen in der Lage sind, und eine ämtliche Ausgabe einer solchen Sammlung wünscht, so kann hier freilich in erster Linie auf das Beispiel Dr. Hittmairs hingewiesen werden, der seit Jahren die Bibliographie der Salzburger Literatur sammelt, erst kürzlich die Anonyma Salzburgs bearbeitete und in der „Zeitschrift f. österr. Volkskunde“ alljährlich die einschlägige Literatur Deutschösterreichs verzeichnet. Auch der Verf. dieser Zeilen gedenkt dankbar der werktätigen und uneigennützigen Unterstützung seitens des genannten Bibliographen bei seiner Neuausgabe von N. Hubers „Literatur der Salzburger Mundarten“.

Aber wer bürgt uns dafür, daß diese gemeinsame Arbeit der Bibliotheksbeamten, die ihnen ja neben der anstrengenden Berufsarbeit, also in ihren Freistunden auferlegt werden müßte, so bald zu stande kommt? Auch C. v. Wurzbach hat sein „Biographisches Lexikon des Kaiserstaates“ ohne belangreiche Mithülfe zu Ende geführt; wer weiß, ob wir ein solches Werk besäßen, wenn Wurzbach auf Mitarbeiter in den Kronländern hätte warten müssen? — Freilich würde sein Lexikon dann weniger Lücken aufweisen; aber diese zu ergänzen, die fehlenden Biographien in den einzelnen Ländern zu bearbeiten, dazu hat Wurzbachs Werk angeregt, wie ein kürzlich von Dr. Kaindl (in der Wiener Zeitung vom 1. Mai d. J.) veröffentlichter Aufsatz über „Neuere österreichische Bibliographie“ zeigt, der auf die bibliographisch-biographischen Unternehmungen der jüngsten Vergangenheit hinweist, dabei aber die bedeutendste und umfangreichste Arbeit dieser Art, die „Bibliographie Oberösterreichs“ von H. Commenda (Linz 1891), nicht einmal erwähnt.

Wenn also das vorliegende Anonymen-Lexikon — „das die gesamte, auf deutschem Boden anonym erschienene gedruckte

Literatur, selbst die Incunabeln in zeitgemäßer Auswahl", enthalten will — Lücken aufweisen sollte, so sind wir doch den Herausgebern zu lebhaftem Danke verpflichtet, daß sie ein Werk geschaffen, welches in der deutschen Literatur seit den einschlägigen Arbeiten der Gelehrten des 18. Jahrhunderts: Joh. Georg Meusel und Joh. Sam. Ersch fehlte, — dem die zu erwartenden Ergänzungen seitens bodenständiger und landeskundiger Bibliographen in den weiten deutschen Gauen gewiß höchst willkommen sein können! Dazu fordert schon die etwas seltsame Bestimmung der „Gesellschaft der Bibliophilen", daß das Anonymen-Lexikon nur für Mitglieder, aber nicht im Buchhandel zu beziehen ist, von selbst auf.

Wien. H. F. Wagner.

Lehrgang der böhmischen Sprache. Neu bearbeitet von Karl Charvát. Zweiter Teil. Zweite, verbesserte Auflage. Olmütz, Ed. Hölzel 1901. 8°. 201 SS.

An recht verwendbaren, ja geradezu gediegenen (Schober), für deutsche Mittelschulen verfaßten Lehr- und Lesebüchern der böhm. Sprache mangelt es wahrlich bei uns nicht mehr, so daß einem mitunter sogar die Wahl zwischen diesem oder jenem schwer fällt. Daher will denn auch jedes einzelne auf seine Eigenart hin geprüft sein. — Diesfalls kann nun der in Rede stehende II. Teil von K. Charváts 'Lehrgang' als in dreifacher Hinsicht beachtenswert hingestellt werden. Einmal verdient die sachgemäße, fast in allen Stücken ersichtliche Durchführung des analytisch-induktiven Unterrichtsverfahrens uneingeschränktes Lob, umsomehr, als die Induktion vorerst an Einzelsätzen von vorwiegend sprichwörtlichem oder sentenziösem Gepräge und hierauf erst an Stücken aus einem Gusse vorgenommen wird, um endlich durch schematische Aufstellung von Biegungs- und Abwandlungsmustern ihrem regelrechten Abschlusse zugeführt zu werden. — Fernerhin spricht zu Gunsten der Arbeit die sorgfältige, nahezu in alle Unterrichtsgegenstände einer Mittelschule einschlagende Auswahl des Übungsmaterials. Innerhalb der prosaischen Stücke sind es mythische und geschichtliche Erzählungen, Märchen, Fabeln und Parabeln, Rätsel und Anekdoten, Beschreibungen und Schilderungen, Bilder aus der Welt-, Länder- und Naturkunde, durch die das allseitigste und lebhafteste Interesse von vornherein bedingt und gleichsam jede Saite der kindlichen Gemüts- und Sinnesart angezogen wird. Obendrein reden die Lesestücke mit wenigen, weiter unten beregten Ausnahmen eine grammatisch sowie stilistisch tadellose Sprache. Die Poesie findet hier freilich, aus naheliegenden Gründen mit vollem Rechte,

eine nur karge Vertretung. — Einen dritten Vorzug hat man wohl in der didaktisch nur zu berechtigten Einrichtung zu erblicken, dergemäß an 116 Übungsstücke böhmischen 35 deutschen Textes angeschlossen sind. Wurde dort ein 'genaues Kennen' von grammatischen Erscheinungen induktiv vermittelt, soll hier wiederum ein 'frisches, flinkes Können' deduktiv zutage treten. Eine derartige Behandlung erfährt ungefähr der gesamte Übungsstoff des II. Teiles, der da ist: das Für-, Zahl- und Zeitwort. Den restlichen Raum des Buches (S. 118—201) füllen teils Vokabeln zu einzelnen böhmischen und deutschen Übungen, teils ein alphabetisch geordnetes böhmisch-deutsches Wörterverzeichnis. Eine Seite orientiert über den 'Inhalt' des grammatischen Lernstoffes. Hiemit glaubt Ref. die Eigenart des 'Lehrganges' ins rechte Licht gestellt zu haben.

Die nun folgenden Ausstellungen und Bemängelungen mögen als wohlgemeinte Verbesserungsvorschläge für eine etwaige Neuauflage hingenommen werden. Vor allem will es nicht recht einleuchten, weswegen innerhalb der Wortregister das Geschlechtswort durchgehends dem deutschen und nicht vielmehr dem böhmischen Teile beigeschrieben wird. Der deutsche Schüler wird doch wohl zum mindesten eher wissen, daß z. B. (S. 184) die 'Benennung' weiblich, als daß das Lemma *název* männlich ist. Ein eventueller Hinweis auf die im I. Teile S. 57 gegebene 'Übersicht der wichtigsten grammatischen Geschlechtsregeln' wird, abgesehen auch davon, daß es eben nichts weiter als eine bloß Begriffe, aber keine Einzelvorstellungen aufweisende Übersicht ist, auch durch den sonst überall üblichen umgekehrten Brauch hinfällig. Ab und zu hat der bestimmte Artikel wegzufallen (so S. 130 die Geige spielen) oder ist durch den unbestimmten zu ersetzen (S. 116, 7 der arme Wicht = ein armer Wicht). S. 117, 7 ergibt sich aus den zwei Komponenten anstatt der durch den Kontext erheischten Silbermünze die Fügung: 'silbernes Geldstück'. Auch von lästigen Wiederholungen ist der Wortschatz nicht immer frei. So trifft man 'ušlechtilý edel' S. 119 und 120, also schier unmittelbar nacheinander! Mehrfach stößt man auf Wörter, die vom I. Teile her bekannt sein müssen, wie ditko (S. 117), oko ebend. u. a. m. Vielfach wird das Lemma nicht sinnentsprechend genug wiedergegeben, beispielsweise S. 116, 7 'ich ging spazieren' = unternahm einen Spaziergang; 117, 7 'umwenden' = umschlagen, ebend. 'ausfallen' = herausfallen. S. 118, 12 'zusammenkommen' = zusammentreffen; 120 'vernichten' = aufzehren; 123 'verehren' = anbeten; 126, 6 'herkommen' = herrühren (!); 129, 34 zhusta 'oft' = häufig, 'Waffe' = Rüstung; 130, 35 a 'Geige' = Dudelsack (!!). Laut Angaben auf S. 124, 24 geht das x-Geschöpf in dem Sphinx-Rätsel nicht auf vier usw. Beinen, sondern zu vieren... Schon aus diesen wenigen Proben ergibt sich die Notwendigkeit einer strengen Durchsicht des Wortvorrates zur Evidenz.

Im Gebiete des Übungsstoffes wird die Provenienz vieler Lesestücke häufig unterdrückt; biographische und wie immer geartete sachliche Notizen werden überhaupt vermißt. Auch die Phraseologie hätte mehr Berücksichtigung verdient. — Alte Maße ('geographische Meilen', Les. 28) gehen mit den metrischen unverdrossen nebeneinander her. Die, wie mir scheint, latinisierenden Bezeichnungen: 'einmomentige, dauernde, fortschreitende, wiederholende Zeitwörter' mögen fürderhin den mehr logischen, wenngleich breiten Termini: Zeitwörter von momentaner, sich wiederholender... Aktion Platz machen. — Unter den stilistischen Verstößen befremdet (Les. 30) 'čím snáze jest lze', ein wahres *horribile dictu*, gar sehr; ebend. 'stotina' = setina, S. 117 'obdivovati se' = pod. se; andernteils begegnet man S. 118 der Schreibung 'für Tausend Gulden'. In technischer Beziehung würde sich eine Kennzeichnung des gesamten induktiv abgeleiteten Lernstoffes mittels gesperrten Druckes sehr empfehlen. Endlich sollte ein Verzeichnis der Lesestücke über deren Stilgattung und Provenienz Aufschluß geben.

Da sich all die hier aufgedeckten Mängel und Verstöße unschwer beheben lassen, dürfte das mit sichtlicher Liebe zur Sache geschriebene Buch, dessen sonstige Vorzüge oben entsprechend gewürdigt wurden und das auch an äußerer Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt, in einer Neuauflage zu seinen jetzigen Gönnern noch viele andere gewinnen.

Olmütz. Dr. Fr. Kovář.

Kornelius Heck, Simon Simonides. Sein Leben und seine Werke. Erster Teil. (Abhandlungen der Krakauer Akademie der Wissenschaften. Bd. XXXIII, S. 188—345. Mit einer genealogischen Tabelle.) (Polnisch.) Krakau 1901. Lex. 8°.

Der Verf. entwirft im ersten Teile seiner Arbeit, welcher vom Jahre 1558 bis zum Jahre 1594 reicht, ein Bild von dem Leben und der Schriftstellerei des berühmten polnischen Dichters und Humanisten Simon Simonides (polnisch Symonowicz). Es werden namentlich die Schriften des Simonides einer sehr eingehenden Analyse hinsichtlich ihres Inhalts und ihrer Form unterzogen, wobei der Verf. die Arbeiten polnischer und fremder Forscher und seine eigenen in den Bibliotheken und Archiven der Städte Lemberg und Krakau angestellten Untersuchungen verwertet. In der Einleitung (S. 188—194) äußert sich der Verf. über Zweck und Aufgabe der vorliegenden Abhandlung und gibt eine bibliographische Übersicht der einschlägigen, bis zum Jahre 1900 erschienenen Arbeiten über das Leben und die Schriften des Simonides. An der Spitze eines jeden der drei Abschnitte, in welche

die Arbeit zerfällt, sowie am Ende dieser (S. 194; 229; 284; 345) finden wir kurze Inhaltsangaben, welche die Lektüre der umfangreichen Abhandlung erleichtern. Die Arbeit leidet an ungeheurer Weitschweifigkeit der Darstellung, welche darin besteht, daß der Verf. gegen seine Vorgänger viel zu oft polemisiert, den Inhalt der Werke Simonides' zu eingehend mitteilt und — *last not least* — seine eigenen Ansichten und Gedanken mit sichtlichem Behagen breittritt. Auch ist die Abhandlung nicht frei von sachlichen und sprachlichen Fehlern, von denen ich einige in meiner demnächst erscheinenden Anzeige der vorliegenden Schrift in den Lemberger Monatsblättern „Muzeum" (1902) hervorgehoben habe. So z. B. liebt es H., seine eigenen Behauptungen durch unnötige Zutaten, wie da sind: fast, beinahe, verhältnismäßig, genug, wahrscheinlich, gewiß usw., zu entkräften, so daß der Leser dem Gedanken des Verf.s oft ratlos gegenübersteht. Zum Schluß soll nicht geleugnet werden, daß Heck einige neue Beiträge zur Biographie und zur Würdigung der literarischen Wirksamkeit des polnischen Dichters und Philologen geliefert hat, wofür er des Dankes aller, die sich mit der Geschichte des Humanismus in Polen abgeben, sicher sein darf.

Kolomea (Galizien). Z. Dembitzer.

Ernest Lavisse, Histoire de France. Tome troisième II. Saint Louis. — Philippe le Bel. Les derniers Capétiens directs (1226—1328) par Ch. V. Langlois. Tome quatrième I. Les premiers Valois et la guerre de Cent ans (1328—1422) par A. Coville. Paris, Hachette et Cie. 1901/2.

Von diesem groß angelegten Werke liegen zwei neue Halbbände vor, beide aus der Feder von Autoren, die sich auf dem einschlägigen Gebiete längst bewährt haben. Der erste Halbband, der die Geschichte Frankreichs von Ludwig dem Heiligen bis zum Ausgang der Kapetinger, demnach in der ereignisvollen Zeit erzählt, da Frankreich im Begriffe ist, an äußerer Macht die bis dahin von Deutschland behauptete Stellung zu erringen, ist von Langlois gearbeitet, von dem soeben auch eine langerwünschte historische Bibliographie von Frankreich erscheint. Nach einer sich aus dem Inhalt ergebenden Gliederung erhalten wir hier drei Bücher, von denen das erste die politischen Ereignisse von 1226 bis 1285, demnach die Regierungen Ludwigs IX. und Philipps III., das zweite jene von 1286—1328, die Zeiten Philipps des Schönen und der letzten Kapetinger und der letzte die Institutionen und die Zivilisation Frankreichs in der genannten Zeit darstellt. Man wird diese Arbeit Langlois' aus mehrfachen Gründen willkommen heißen. Ist nämlich seit den Tagen Wallons auch keine größere Arbeit wissenschaftlichen Gehalts erschienen, die sich mit Louis IX

befassen würde, so gibt es doch zahlreiche größere und kleinere Einzelarbeiten über Personen, Ereignisse und Institutionen der Zeit bis 1300, die einer zusammenfassenden Beurteilung und Verwertung dringend bedurften, und da die historische Bibliographie Monods nur bis 1888 reicht, die neuere noch nicht bis ins 14. Jahrhundert vorgerückt ist, wird das Buch auch allen denen die besten Dienste leisten, die darin für die genannten Personen und Ereignisse weitere Belehrung suchen. Ebenso tat es not, die wichtige Periode Philipps des Schönen mit ihrem gewaltigen Kampf zwischen Staats- und Kirchengewalt wieder einmal vom Standpunkte der neuesten Forschung aus darzustellen, und es ist erfreulich zu vernehmen, daß der Verf. in der Lage war, hier aus dem Vollen zu schöpfen, weil er hiefür die Resultate der Forschungen Digards, eines der Herausgeber der Register Bonifaz' VIII., verwerten konnte, die demnächst erst als eigenes Werk unter dem Titel „Philippe le Bel et le Saint-Siège" erscheinen werden. Das erste Buch schildert in fünf Kapiteln die Regentschaft der Königinmutter Blanka von Kastilien, Ludwig IX., seinen Charakter, seine Regierungsgrundsätze und seine Umgebung, die innere und äußere Politik und geht dann in gleicher Weise auf Philipp III. über. Mit großem Interesse wird man die Darstellung der Politik Philipps des Schönen verfolgen, für die auch die vielen neueren Forschungen deutscher und italienischer Historiker verwertet worden sind. Auch hier im zweiten Buche finden wir eine sachgemäße Gliederung in sieben Kapitel, welche die Persönlichkeiten Philipps des Schönen und seiner Nachfolger, dann die Beziehungen zwischen Philipp und Bonifaz VIII., zwischen jenem und Klemens V., den Prozeß der Templer, die übrigen wichtigern Prozesse jener Zeit, die Münzverhältnisse Frankreichs und die Stellung Frankreichs zu den Nachbarländern behandeln. Der Kampf zwischen Staats- und Kirchengewalt wird in lichtvoller Weise nach seinem Entstehen, Fort- und Ausgang geschildert, wobei auch die deutsche Literatur mit zurate gezogen ist. Das dritte Buch enthält in vier Kapiteln eine Erörterung der zentralen und lokalen Verwaltung, der französischen Gesellschaft im 13. Jahrhundert, die geistige Bewegung und die Kunstgeschichte jener Zeit. Es ist begreiflich, daß der ganze reiche Inhalt dieses Halbbandes hier nur gestreift werden kann; man wird aber noch herausheben müssen, was über das Ständewesen in Frankreich berichtet wird; das Buch von Hervieu, das heute die gelesenste Darstellung hierüber bietet, ist ja bekanntlich in vielen Punkten recht ungenau.

Es ist erst drei Jahre her, seit unser allverehrter Landsmann P. Heinrich Denifle, der gelehrte Dominikaner und Archivar am vatikanischen Archiv, uns mit seinem ausgezeichneten Werke 'La désolation des églises, monastères et hopitaux en France pendant la guerre de Cent ans' (Paris, Picard) beschenkt hat. Mehr als eine bloße Darstellung der Verwüstung von Kirchen,

Klöstern und Hospitälern bietend, gibt Denifle eine gute Darstellung des ganzen Krieges, die um so wertvoller ist, als sie auf Grundlage eines außerordentlich reichhaltigen, bisher entweder ganz unbekannten oder unverwertet gebliebenen archivalischen Quellenstoffes aufgebaut ist. Mit demselben Gegenstande beschäftigt sich nun auch die erste Hälfte des vierten Bandes der 'Histoire de France', die aus der Feder des tüchtigen Gelehrten A. Coville, Professors an der Universität Lyon, stammt. Der Halbband enthält in fünf Büchern die Schilderung des Niederganges von Frankreich unter den beiden ersten Valois, die Zeit der Erhebung unter Karl dem Weisen, die trostlosen Kämpfe der Regentschaft unter Karl VI. und eine Übersicht über die wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen Frankreichs in der genannten Zeit. Die Methode ist auch in diesem Halbband dieselbe wie in den frühern Teilen. Auch hier wird an die Spitze jedes Kapitels das Verzeichnis der Fundorte für das Quellenmaterial und der wichtigsten Hilfsschriften gestellt; auch hier wird nicht bloß politische oder Kriegsgeschichte erzählt: vielmehr gelangen alle Seiten des Staats- und Kulturlebens zu eingehender Behandlung. Wenn ich einen Mangel an dem Buche ausstelle, so ist es der, daß die Geschichte Frankreichs etwas zu isoliert, außerhalb des Zusammenhanges der großen, welthistorischen Fragen behandelt wird. Frankreich hat in dieser Zeitperiode, wenigstens in dem ersten Teile, nicht bloß durch sich selbst, sondern auch durch das von ihm abhängige Papsttum eine Rolle gespielt. Diese Seite der französischen Geschichte tritt hier nicht voll in die Erscheinung, und doch lassen sich so manche Ereignisse der Zeit, wie beispielshalber der Ausbruch der großen kirchlichen Opposition in England und die kirchenpolitischen Kämpfe daselbst nur aus dieser Quelle erklären. Aber auch für die Geschichte Frankreichs selbst ist hieraus, man denke nur an den flandrischen Kreuzzug von 1383, manches zu entnehmen. Das, was hier S. 421 ff. u. a. O. geboten wird, behandelt die Sache von wesentlich anderen Gesichtspunkten. Auch der kirchlichen Opposition Frankreichs, vertreten durch so große Namen wie Clemangis, Pierre d'Ailti und Gerson, wäre in zusammenhängender Weise und mit Rücksicht auf ihren großen Einfluß auf die ganze christliche Welt zu gedenken gewesen. Im übrigen ist alles Wesentliche berücksichtigt, der Stoff entsprechend gegliedert und sachgemäß dargestellt.

Graz. J. Loserth.

Bilder aus der Geschichte für die zweite Klasse österreichischer Mädchen-Lyzeen. Herausgegeben von Leop. Weingartner. Wien, Manz 1901. 200 SS. Preis br. 1 K 80 h, geb. 2 K 30 h.

Als mit dem Min.-Erl. vom 11. Dezember 1900, Z. 34.551 der in den nahestehenden Kreisen mit Spannung erwartete neue

Lehrplan für die sechsklassigen Mädchen-Lyzeen veröffentlicht wurde, entfaltete sich in Mittelschulkreisen sofort eine rege Tätigkeit, um für diese Schulkategorie Lehrtexte zu schaffen, die ihrer Eigenart angepaßt wären und durch die zugleich der erwähnte Lehrplan in die Wirklichkeit umgesetzt werden könnte. Und nach verhältnismäßig kurzer Zeit liegt bereits eine Anzahl von Büchern vor, die nicht bloß von tüchtiger Fachkenntnis, sondern auch von klarer Einsicht in die Bildungszwecke der genannten Schulen zeugen, wenn man auch hie und da auf Einzelheiten stößt, betreffs derer man anderer Ansicht sein kann. Doch dies kann nicht weiter überraschen; handelt es sich ja hier um eine wesentlich neue Erscheinung, bei der außerdem noch in Betracht kommt, daß es in dem vorliegenden Falle an einem verläßlichen didaktischen Führer fehlt, wie er den Lehrplänen für die Gymnasien und Realschulen in den Instruktionen beigegeben ist. Indes der erste Wurf ist gemacht, und so wird sich bei den nächsten Auflagen leicht verwerten lassen, was Erfahrung und Kritik zutage fördern.

Bei dem vorliegenden Buche Weingartners, der auf dem Gebiete der Schulbücherliteratur kein Neuling ist, muß vor allem mit Anerkennung hervorgehoben werden, daß dasselbe von großem Fleiße und unverkennbarem Geschicke zeugt und infolgedessen einen günstigen Eindruck macht. Bezüglich des äußern Umfanges könnte man versucht sein, denselben für zu groß zu halten (200 Seiten), doch mit Unrecht. Das Buch hält sich von jeder Stoffhäufung fern und ergeht sich fast durchwegs in einer ausführlichen Erzählungsweise, die weniger Schwierigkeiten darbietet als eine knappe, gedrängte Darstellung. Als einen besondern Vorzug des Buches möchte ich seine fließende, klare und anschauliche Sprache bezeichnen; gerade diese Seite des Buches ist recht geeignet, Interesse für den Gegenstand zu wecken. Was nun den Inhalt betrifft, so bietet es 37 Bilder aus dem Altertum, 14 aus dem Mittelalter und 14 aus der Neuzeit. Bei dieser stofflichen Auslese kann ich mich jedoch nicht ganz auf die Seite des Verf.s stellen; ich vermag eben keinen hinreichenden Grund dafür zu finden, warum das Altertum durch mehr Bilder vertreten ist als das Mittelalter und die Neuzeit zusammengenommen. Ich verkenne die Bedeutung des Altertums durchaus nicht, aber ihr hoher Bildungswert kann denn doch nur an Anstalten zur vollen Geltung kommen, an denen neben dem Geschichtsunterrichte eine fruchtbare Quellenlektüre in den alten Sprachen einhergeht. Mir kommt es vor, als ob in dieser Hinsicht der Lehrplan selbst schon einen Standpunkt einnehmen würde, der kaum allgemeine Zustimmung finden wird. In der I. Klasse sollen nämlich „griechische und römische Sagen, Sagen und Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte“, in der II. Klasse „Bilder aus der Geschichte und Kultur der orientalischen Völker, besonders der Griechen und Römer, ferner aus der allgemeinen und vaterländischen Geschichte“,

in der III. Klasse „das Wichtigste aus der Geschichte der orientalischen Völker, der Geschichte der Griechen und Römer mit Hervorhebung ihrer Kultur bis zur Völkerwanderung" und in der IV. Klasse neben der „allgemeinen Geschichte der Neuzeit vom Wiener Kongresse an bis zur Gegenwart" eine „Wiederholung der allgemeinen, besonders der schwierigeren Partien der griechischen und römischen Geschichte" vorgenommen werden. Daß Mädchen einer sechsklassigen Schule sich in vier Jahren mit der alten Geschichte befassen müssen, wirkt überraschend, wobei noch weiter auffallen muß, daß in der VI. Klasse „schwierigere", d. h. doch wohl verfassungsgeschichtliche Partien der griechischen und römischen Geschichte zu wiederholen sind. Ich hätte mir den Bildungszweck, den der Geschichtsunterricht an Mädchen-Lyzeen zu verfolgen hat, etwas anders gedacht.

Wenn ich nun nach dieser mehr allgemeinen, aber durch die Sachlage gebotenen Bemerkung wieder zu dem vorliegenden Buche zurückkehre, so möchte ich zunächst erwähnen, daß der Verf. das kriegsgeschichtliche Gebiet zu sehr auf Kosten der Kulturzustände bevorzugt hat, und das erscheint mir bedenklich; ich zweifle, ob diese gehäuften Kriegszüge und Schlachtenberichte, mögen sie auch noch so anschaulich geschildert sein, bei Mädchen auf ein tieferes Interesse stoßen werden. Die vielgestaltige griechische Geschichte ist durch folgende Bilder vertreten: „Die messenischen Kriege", „König Kedrus", „Der ionische Aufstand", „Xerxes und seine Heerscharen", „Leonidas bei den Thermopylen", „Der Kriegsrat der Hellenen", „Die Schlacht bei Salamis", „Mardonius und die Athener", „Der Bau der athenischen Mauern", „Die Hinrichtung der siegreichen Feldherrn in Athen". Wo bleibt da die reichhaltige griechische Kultur? Bei den orientalischen Völkern hätten die Phönizier nicht übergangen werden sollen, schon aus dem Grunde, weil ihre weitreichenden Handelsbeziehungen und ihre hochentwickelte Industrie einen dankbaren Stoff für ein ansprechendes Kulturbild geboten hätten. In dem 8. Bilde „Die messenischen Kriege" werden die einleitenden Bemerkungen über Lykurg, die dorische Wanderung und das Verhältnis der Dorier zu den älteren Einwohnern kaum das richtige Verständnis finden; wenn es nicht möglich ist, diese Stoffe mit entsprechender Ausführlichkeit zu behandeln, so ist es wohl geratener, über sie ganz hinweg zu gehen. Bei der römischen Geschichte muß es besonders auffallen, daß so hervorragende Gestalten wie Marius und Cäsar nicht auf der Höhe ihrer Erfolge vorgeführt werden, sondern in Lagen, die auch nicht annähernd eine Vorstellung von ihrer geschichtlichen Größe zu erzeugen vermögen. So bespricht das 35. Bild „Das letzte Konsulat des Marius"; das unsterbliche Verdienst, das sich dieser Mann durch die Besiegung der Zimbern und Teutonen um Rom erworben hat, wird eingangs bloß gestreift, hingegen sein Schreckensregiment ausführlich geschildert. Aus dem Leben des

großen Cäsar ist seine „Ermordung“ (Nr. 36) gewählt. Die Abschnitte „22. Patrizier und Plebejer“ und „23. Das erste Ackergesetz“ hätten sich, wenn überhaupt schon solche Materien auf dieser Stufe besprochen werden, mehr an die Hauptsache halten, diese aber anschaulicher hervorheben sollen. In „24. Camillus, der zweite Gründer Roms“ hätte die Bemerkung, daß man Camillus erst vor kurzem aus der Verbannung zurückgerufen hatte, wegbleiben sollen, da vorher von seiner Verbannung gar nichts gesagt ist. Auch hätten hier bei der Erwähnung der Gallier deren Wohnsitze angegeben werden können. Im „40. Teja, der letzte Ostgotenkönig“ läßt die Darstellung vermuten, daß Justinian noch zur Zeit Theodorichs d. Gr. den Krieg gegen die Ostgoten begonnen habe. In dem 41. Bilde, das von Karl d. Gr. handelt, hätte sein Familienleben nicht übergangen werden sollen. In „45. Das Aufkommen der Städte im Mittelalter“ sind zu viel staatsrechtliche Verhältnisse eingeflochten, für die das Verständnis und das Interesse auf dieser Stufe noch fehlt. In „52. Maria Stuart und Elisabeth“ sollte der zweite Absatz auf S. 142, der lediglich den Zusammenhang unterbricht und, um verstanden zu werden, viel ausführlicher behandelt werden müßte, wegbleiben. In „59. Maria Theresia und die Ungarn“ macht es keinen guten Eindruck, daß das Feilschen der Ungarn um Zugeständnisse, bevor sie sich zur Hilfeleistung herbeiließen, so umständlich erzählt wird. In „61. Die erste Teilung Polens“ hätte manches Detail (z. B. die „Konföderation von Radom“) übergangen werden können. Napoleon spielt zunächst in dem Stücke „62. Königin Luise von Preußen“ eine allerdings nur untergeordnete Rolle, dann tritt er aber in dem nächsten Abschnitte „63. Die Rückkehr der Franzosen aus Rußland“ mehr in den Vordergrund. Verlangt denn die Größe dieses Mannes, des gewaltigsten Genies der Neuzeit, nicht, daß dem Leser wenigstens eine seiner Großtaten anschaulich vorgeführt werde? Das Buch schließt mit den beiden Bildern aus der vaterländischen Geschichte „64. Die Seeschlacht bei Lissa“ und „65. Kaiser Franz Joseph“. In dem letztgenannten Abschnitte geschieht des Guten entschieden zu viel, wenn hier vom „Oktoberdiplom“ und „Februarpatent“ die Rede ist, während es anderseits wieder sehr vermißt wird, daß der Lichtgestalt der Kaiserin Elisabeth, der Märtyrerin auf dem Throne, deren Leben und Tod gerade auf Mädchen einen tiefen und nachhaltigen Eindruck machen muß, gar nicht gedacht ist.

Noch muß ich auf einen Umstand aufmerksam machen, bei dem ich mir den Standpunkt des Verf.s nicht zu erklären vermag. Ich schwärme nicht dafür, daß die Geschichtsbücher mit Jahreszahlen überladen werden, allein es ist anderseits doch auch wieder keine geringere Einseitigkeit, wenn sie sich der chronologischen Daten auch da enthalten, wo sie unbedingt am Platze sind. So fehlt z. B. in dem vorliegenden Buche bei den drei Bildern, welche

von Alexander d. Gr. handeln („18. Die Schlacht bei Issus", „19. Der Tod des Clitus", 20. Alexanders Umkehr") jede Zeitangabe, wo doch das Jahr 333 v. Chr. sich von selbst zum chronologischen Stützpunkte empfiehlt. Ebenso ist die Regierung Karls d. Gr. (Nr. 41), ferner die Ottos d. Gr. (Nr. 42) und Friedrich Rotbarts (Nr. 46) durch keine Zeitangaben näher bestimmt.

Auch kann ich den puristischen Standpunkt des Buches nicht teilen, daß es auf jede Veranschaulichung des behandelten Stoffes durch bildliche Darstellungen verzichtet.

In sprachlicher und orthographischer Hinsicht sind mir nur folgende Schreibweisen aufgefallen: „schwarzes Meer" (S. 15), „adriatisches Meer" (126), „imstichelassen" (53), „zuende" (60, 70, 96), „am drüberen Ufer" (67), „Massalia" (st. Massilia) (S. 68), „gefangenzunehmen" (S. 126).

Die typographische Ausstattung des Buches ist tadellos.

Linz. Chr. Würfl.

Jos. Fischer S. J., Die Entdeckungen der Normannen in Amerika. Unter besonderer Berücksichtigung der kartographischen Darstellungen. Mit einem Titelbild, zehn Kartenbeilagen u. mehreren Skizzen. Freiburg i. Breisgau, Herder. 125 SS. Preis Mk. 2·80.

Als 1837 zu Kopenhagen Rafns bedeutendes Werk „*Antiquitates Americanae sive Scriptores septentrionales rerum ante-Columbianorum in America*" erschien, machte sich für Jahrzehnte, namentlich in Amerika, eine überschwengliche Ansicht über die Bedeutung der normännischen Kolonisation am atlantischen Ozean geltend; als naturgemäßer Rückschlag folgte dann wieder ein gleichfalls zu weit gehender Skeptizismus in dieser Frage. So konnte zu Anfang der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts ironisch gesagt werden: „Man hatte in Island Nachrichten, daß im Süden oder Südwesten, so genau wußte man es gar nicht, ein Weinland (Spanien!) liege, daß man dabei an wunderbaren Steinklippen (die Fingalshöhle!) vorüberfährt, daß in Irland Priester, mit weißen Röcken angetan, Prozessionen mit fliegenden Fahnen anführten usw., das alles wurde in einer Sage von Schiffahrten nach Helluland und Winland vereinigt".

Verf. gegenwärtiger Schrift wurde nun von seinem Lehrer, Hofrat v. Wieser in Innsbruck, bewogen, sich eingehend mit dieser Frage zu befassen. Die Frucht seiner Studien auf diesem Gebiete liegt nun vor. Die tüchtige Arbeit, vielfach auf dem direkten brieflichen Verkehr mit bedeutenden nordischen Forschern, wie Prof. Dr. Gustav Storm in Christiania, fußend, setzt mit der Erörterung über die ältesten Aufzeichnungen normännischer Entdeckungen in Amerika ein. Diese finden sich zuerst bei dem für das Jahr 1069 als Lehrer an der Domschule in Bremen urkundlich bezeugten

Adam von Bremen. Der gelehrte Domscholaster stand in mündlichem Verkehr mit dem Dänenkönig Sven Estrithson, „der die ganze Geschichte der Barbaren in seinem Gedächtnisse, als wenn sie darin geschrieben wäre, bewahrte". Adam v. Bremen berichtet uns nun von der Entdeckung und Besiedlung von Grönland, dessen Namen er aber naiv von der Farbe der Bewohner, die vom Meere blaugrün („a sale cerulei") seien, ableitet. Ebenso hat er bereits Kunde von Vinland (Weinland), das, wie Fischer S. 102 ausführt, Neuschottland mit Kap Breton bedeutet. Der Name „Weinland" scheint auf den ersten Blick ungereimt, da doch heutzutage die Polargrenze des Weinbaues im östlichen Amerika in Nord-Karolina zu suchen ist. Doch erwähnt ein französischer Gouverneur von Neu-Schottland um 1650 noch ausdrücklich den dort wachsenden wilden Wein. Unter dem „Weizen", den die Normannen in Weinland vorfanden, ist wohl eine dem Weizen ähnliche Pflanze, der indianische Reis (Zizania aquatica) zu verstehen, die noch zur Zeit des französischen Entdeckers Jean Cartier 1534 weite Flächen Landes am Lorenzmeer bedeckte. — Weitere Berichte über die Entdeckungen der Normannen bringt der isländische Gelehrte Ari Thorgilson „der Vielkundige" († 1142), auch hier wieder auf Grund mündlicher Überlieferung. Nach ihm erfolgte die Entdeckung und Kolonisation Grönlands 985 oder 986 durch den Isländer Erich den Roten, der dem Lande diesen Namen gab („grünes Land") in der Berechnung, die schöne Benennung werde viele seiner Landsleute veranlassen, sich dort mit ihm niederzulassen. Drei andere alte Berichte, so einer im „Landnámobok" („Buch über Islands Besiedlung"), gehen wahrscheinlich auf Ari zurück. Nach der Kristnisaga und in Snorris Königssaga entdecke Leif, ein Sohn Erichs des Roten, „Vinland das Gute" um das Jahr 1000. Ein späterer Versuch des Kaufmanns Thorfinn Karlsefni Vinland zu kolonisieren, mißlang nach Kämpfen mit den indianischen Eingebornen, den „Skrälingern". Durch einen Geographen des 12. Jahrhunderts, vielleicht den Abt Nikolaus von Thingeyre († 1159), wird der Bericht nach der geographischen Seite hin ergänzt. So liegt südlich von Grönland Helluland (Labrador und die nördliche Halbinsel von Neufundland), dann Markland, d. h. Waldland (Neufundland), endlich Vinland.

Eine Bestätigung dieser Ansichten findet der Verf. in der kritischen Prüfung der isländischen Sagas aus dem 14. und 15. Jahrhundert. — Günstig entwickelte sich die Kolonie auf Grönland. Bald entstand ein Bistum (Gardar). Stattlich ist die Reihe der grönländischen Bischöfe (31); diese rasche Christianisierung macht es begreiflich, daß sich heute noch die wichtigsten Urkunden über Grönland im vatikanischen Archive befinden; so reicht der Verkehr zwischen Rom und Grönland bis in die Zeiten Alexanders VI. (1492/3). Die Zahl der Kolonisten betrug 5000, die in zwei Ansiedlungen, wie F. nachweist, beide auf der Westseite, wohnten.

Weitere Entdeckungsfahrten von Grönland aus führten nach Storms Untersuchungen nach Jan Mayen oder selbst Spitzbergen. Bald waren auch so gute Darstellungen Grönlands möglich, daß ein Kartograph, dem Nordenskiöld eine solche Karte zeigte, fest behauptete, dieselbe müsse „das Produkt einer Fälschung aus dem 19. Jahrhundert sein". Zahlreiche Ruinen von Kirchen und Höfen, Altertümer aus Speckstein, Eisen, Bronze, Knochen (ein Kamm und einige Damenbrettsteine), Küchenabfälle beweisen heute noch deutlich, daß einst blühende normännische Siedlungen auf Grönland standen. Anthropologisch lehrreich waren die Untersuchungen auf alten Friedhöfen um die Kirchen. — Die Besuche der Normannen auf dem amerikanischen Kontinente indes waren nur vorübergehend. Schon die Missionsreise des Bischofs Erich, 1121 von Grönland nach Vinland, scheint ohne Erfolg gewesen zu sein. Was man an Reliquien aus der Normannenzeit auf dem Kontinent zeigte, erwies sich als trügerisch. So der „Normannenturm" auf Rhode-Island, der sich als Überbleibsel einer vom Gouverneur Arnold (etwa 1670—80) errichteten Windmühle darstellt. Auch die angeblichen normännischen Runeninschriften, so die vielumstrittene von Dighton Rock sind nichts anders als indianische Bilderinschriften.

Die zwei grönländischen Kolonien verblühen gegen das Ende des 14. und im 15. Jahrhundert. 1379 erlag die sogen. Westansiedlung den Angriffen der „Skrälinger", womit hier die Eskimos gemeint sind. Eine ähnliche Katastrophe brach um 1410 über die Ostansiedlung herein. Schon etwa 1367 hören die regelmäßigen Fahrten des königlichen Schiffes „Knorr" von Bergen nach Grönland auf. Die Reste der Ansiedlungen siechten dahin, wie wir dies aus einem Schreiben Nikolaus V. an die Bischöfe Islands von 1448 und dem schon erwähnten Alexanders VI. wissen.

Groß war der moralische Einfluß der Normannenfahrten auf die spätern Entdeckungsreisen als Beispiele von Kühnheit und Mannhaftigkeit. Eine direkte, geographische Einwirkung indes läßt sich höchstens bei den Fahrten Frobischers unter Königin Elisabeth nachweisen. Und Columbus? Mag er immerhin in jungen Jahren in Island gewesen sein, mag ihm dort genaue Kunde von den Fahrten nach Vinland geworden sein, genützt hat es ihm nichts, denn s e i n Ziel, wie Sophus Ruge sagt, „lag dem Wendekreise näher, als dem Polarkreise".

Den wertvollsten Teil vorliegender Arbeit bilden die auch illustrativ reich unterstützten Darlegungen über die Kartendarstellung der normännischen Entdeckungen in Amerika, hauptsächlich Grönlands. Wie noch jetzt wird es bald als Insel, bald als Halbinsel gezeichnet. Der erste, der die neuen Entdeckungen dem Weltbilde, wie es Ptolemäus darstellt, beifügte, war der Däne Claudius Clavus Swartho (Schwarz). Nach den Untersuchungen F.s

erfolgte die Eintragung der Nordlande in die Ptolemäuskarte in Italien, vor 1427.

Um die Verbreitung der Clavus-Karte erwarb sich der Kosmograph Nikolaus Donis oder, wie er nach F. tatsächlich heißt, Donnus Nikolaus Germanus die größten Verdienste. Die erste Rezension des Ptolemäus durch Donnus Nikolaus Germanus findet sich 1466 in der dem Herzog Borso von Este überreichten Ptolemäus-Handschrift. Eine zweite repräsentiert hauptsächlich die im Warschauer Zamoisky-Kodex, sowie in zwei vatikanischen Kodizes überlieferte; eine dritte Rezension hat sich in der vom Verf. genau untersuchten Ptolemäus-Handschrift in der Bibliothek des Fürsten Waldburg-Wolfegg erhalten. Diese Wolfegger Handschrift diente den Ulmer Ptolemäus-Ausgaben von 1482 und 1486 als Vorlage. — Grönland wird nun in den mittelalterlichen Karten bald richtig westlich von Skandinavien und Island, bald nördlich von Skandinavien, östlich von Island dargestellt. Donnus Nikolaus bringt in seiner 2. und 3. Ptolemäus-Rezension beide Typen. — Gelegentlich seines Aufenthaltes zu Wolfegg in Württemberg, dem Sitz der Truchsesse von Waldburg, stieß nun der Verf. am dritten Tage seiner Durchforschung der fürstlichen Bibliothek in einem Kodex mit der Jahreszahl 1515 aus dem Besitze des Mathematikers und Kartographen Schöner in seltenem Finderglück auf die seit Jahrhunderten verschollene große Weltkarte Waldseemüllers von 1507. Daneben befand sich die „Carta marina“ Waldseemüllers von 1516, die Kuba als „Terra de Cuba, *Asie* pars“ bezeichnet, ganz im Sinne des Genuesen, dem gerade Waldseemüller durch die Benennung „America“ für die neue Entdeckung, zu Gunsten Amerigo Vespuccis, solches Unrecht getan hat. Um dies gleichsam gut zu machen, schreibt er auf seiner „Carta marina“ nicht mehr „America“, sondern „Brasilla sive terra papagalli“ (Papageienland). In diesem glücklichen Funde mag wohl, wie Ref. glaubt, der Verf. den wertvollsten Gewinn seiner normannischen Studien sehen. Möge vorliegende Arbeit, wie sie es verdient, Verbreitung finden und ihr bald die Veröffentlichung der Wolfegger Waldseemüller-Karten folgen.

Troppau. Dr. Jos. Schwerdfeger.

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. XXIII. u. XXIV. Band. Wien 1902.

Der 23. Band des Gesamtwerkes ist zugleich der 6., welcher Ungarn zum Gegenstande hat. Er behandelt Siebenbürgen und die benachbarten Berggebiete. Einem geographischen Überblicke, an dessen Abfassung sich auch Prof. L. Loczy beteiligte, folgt eine prähistorisch-archäologische Übersicht und eine Skizzie-

rung des Anteils, den Siebenbürgen an der Geschichte Ungarns nahm. Eine kurze Erörterung der Verfassung des alten Siebenbürgen bildet den Übergang zur landschaftlichen Schilderung, innerhalb der vier Gebiete unterschieden werden: das Land zwischen dem Bihargebirge und den Rodnaeralpen, das Szeklerland, der Südrand Siebenbürgens und das südostungarische Gebirgsland. Der 24. Band stellt den 7. Band der Länder der Stephanskrone dar. Er schildert Kroatien und Slavonien. Dem geographischen, teilweise auch mit Geschichtlichem gemischten Abschnitte gehen Kapitel über die Geschichte des Landes, sein Volksleben und seinen kulturellen Zustand voraus. Beide Bände sind mit zahlreichen Illustrationen geschmückt. Mit dem Bande Kroatien und Slavonien findet das großartig angelegte Werk der „Österreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild" seinen Abschluß. Die erste Lieferung erschien am 1. Dezember 1885, die letzte, die 397., am 1. Juni d. J. Von den 24 Bänden umfaßt der erste Wien, der zweite und dritte vermitteln als Übersichtsbände einen Einblick in die naturwissenschaftlichen und ethnographisch-historischen Eigenheiten unseres Reiches. Sieben Bände wurden Ungarn, zwei Böhmen und je einer den Kronländern Niederösterreich, Steiermark, Küstenland, Dalmatien, Galizien und der Bukowina gewidmet. Je zwei Länder enthalten der 6., 8., 13., 17. und 22. Band. Welche Summe von wissenschaftlicher und künstlerischer Arbeit in dem Werke aufgestapelt ist, geht daraus hervor, daß es sich aus 587 literarischen Einzelbeiträgen zusammensetzt, welche durch 4529 Illustrationen, darunter 19 in Farben, belebt werden. Das Werk hat nunmehr, dem Plane seines Begründers getreu, seine wissenschaftliche Aufgabe gelöst und ein erschöpfendes Bild der Beschaffenheit, Geschichte und Kultur des Staates Österreich-Ungarn geliefert, möge es auch dem Wunsche des verewigten Kronprinzen Rudolf gerecht werden und die Völker der Länder, die es schildert, zu einträchtigem Wirken im Dienste des Vaterlandes vereinen!

Heiderich Fr., Vierteljahrshefte für den geographischen Unterricht. 1902. 3. Heft.

Von den Aufsätzen des dritten Heftes seien in erster Linie der von Fr. Machaček über den ersten Teil des 3. Bandes von Suess' Antlitz der Erde und der von R. Sieger über Ratzels Werk „Die Erde und das Leben" hervorgehoben. Macht uns ersterer in klarer, das Wesentliche erschöpfender Weise mit dem Inhalte des besprochenen Werkes vertraut, so erhält die Beurteilung des letzteren durch den kritischen Maßstab, den er anlegt, ihren besondern Wert. Immanuel beschließt seine Beschreibung der Landschaft Kwantung und behandelt das Problem einer Kanalverbindung zwischen dem Kaspischen und Asowischen Meere, dessen Lösung

nur durch die von dem verstorbenen Ingenieur Danilow vorgeschlagene Einleitung des Kuban und Terek in das Manytschtal bewerkstelligt werden kann. Die Arbeit von Götz „Über das Statistische im geographischen Unterrichte" ist zwar recht breit angelegt, bringt aber wenig Neues. Der Zweck des Aufsatzes von J. Müller „Über die Verwertung gewisser Gesetzmäßigkeiten in der Umriß- und der Bodengestalt europäischer Länder in der Chorographie" ist ebensowenig einzusehen, wie der der F. Moshammerschen Betrachtungen über „die symmetrischen Erinnerungsbilder beim memorialen geographischen Zeichnen". Mit beiden hätte die Zeitschrift im eigenen Interesse ihre Leser verschonen sollen.

Wien. J. Müllner.

Lernbuch der Erdkunde. Von Prof. Dr. Anton Becker und Prof. Dr. Julius Mayer. Erster Teil. Mit 5 Textfiguren, sowie 4 Abbildungen und 5 Karten im Anhange. Wien, Franz Deuticke 1902. 8°, 92 SS. Preis geb. 1 K 80 h.

Schon der Titel dieses Werkchens ist auffällig. Man versteht ja leicht, was die Autoren mit der Abweichung vom Sprachgebrauche sagen wollen. Da aber jedes Lehrbuch dazu bestimmt ist, daß daraus gelernt werde, liegt in der Ausdrucksweise der Autoren eine gewisse Geziertheit, die von vorneherein nicht günstig stimmt. Im „Begleitworte" wird die konsequent durchgeführte streng methodische Anordnung nachdrücklich hervorgehoben: dem knappen Texte folgen methodische Fragen (in kleinerem) und eine wiederholende Zusammenfassung (in größerem Drucke). Letztere aber ist von umso größerer Bedeutung, als sehr häufig Begriffe und Namen von elementarer Wichtigkeit nicht in dem primären Lehrstoff, sondern erst in diese Wiederholung eingereiht erscheinen, was jedenfalls schon deshalb verfehlt ist, weil die Zusammenfassung zwar ergänzen und erweitern darf, nicht aber aufbauen und darbieten kann, was schon zur Grundlage gehört. Überdies scheinen uns solche methodische Winke und aus der Erfahrung abstrahierte technische Kunstgriffe mehr für die Hand des Lehrers als des Schülers geeignet. Es ist also recht eigentlich ein Lehr- und kein Lern-, sondern ein Buch, das dem Erfahrenen durch seine Anlage Nutzen, dem Anfänger aber durch die Unübersichtlichkeit des Stoffes, die sich als unmittelbare Folge jener das ganze Buch durchziehenden Zerteilung ergibt, ganz erhebliche Schwierigkeiten bereitet.

Die ganze Summe geographischer Grundbegriffe wird aus den Terrainformen der unmittelbaren Umgebung der Stadt Wien entwickelt. Damit haben die Autoren die Brauchbarkeit ihres Werkes auf die Schulen der Stadt Wien beschränkt und hätten eigentlich eine allgemeine Approbation gar nicht anstreben dürfen.

Nach dem Systeme der Verff. müßte man die Erdkunde für jeden Schulort auf Grundlage der Heimatkunde anders aufbauen. Ref. muß jedoch gestehen, daß dieses System, das für die untere Stufe der Volksschule seine Berechtigung haben mag, für die Mittelschule einen bedauerlichen Rückschritt bedeuten würde. Es ist gar nicht abzusehen, weshalb einem zehnjährigen Knaben, zumal bei unserem Reichtum an Anschauungsmitteln, Begriffe wie Flut oder Gletscher nicht unmittelbar beigebracht werden können, sondern die Erörterung der Tektonik des Wientales zur Voraussetzung haben sollen. Von S. 34 an, wo der Unterricht zu den Formen des Meeres gelangt, können die Verff. die Beispiele nicht mehr in dem Raume zwischen Hütteldorf und Korneuburg wählen und werden nun, während sie bis dahin schlicht waren, vielfach zu schwierig. Die Erörterung einiger Einzelheiten wird das beweisen.

S. 1, § 1: „Da nicht alle Menschen gleiche Schritte machen, so ist das Schrittmaß ungenau .... Auch das Zeitmaß ist nicht verläßlich, wie schon aus der Erzählung 'Till Eulenspiegel und der Wandersmann' hervorgeht." Ebda.: „Luftlinien nennt man den kürzesten Weg, den der Blick auf das Ziel nimmt." Ref. ist mit genauer Begriffsbestimmung sehr einverstanden; nur darf man sich nicht verhehlen, daß sie umständlich ist und auf dieser Stufe viel Zeit braucht. Luftlinie ist die geradlinige Entfernung zweier Punkte; auf dieser Stufe muß man hinzusetzen (was für einen reifen Menschen ganz überflüssig ist): gemessen ohne Rücksicht auf die dazwischen liegenden Objekte und die Krümmungen der Verbindungswege. Eine solche Entwicklung braucht Zeit. Indem ich aber anstatt des Blickes auf den Stefansturm, den man von den wenigsten Punkten innerhalb des Häusermeeres Wiens sehen kann, ein Beispiel auf der Karte: Donauquelle—Donaumündung wähle, bereite ich zugleich die Begriffe direkter Abstand und Stromentwicklung vor. S. 3, § 3: „Breiten oder Ost-Westlinie." Die Verwendung nicht oder wenig üblicher Ausdrücke erscheint uns auf dieser Stufe sehr bedenklich. Die Autoren aber huldigen in ihrem Bestreben, recht modern zu sein, dieser Neigung in ausgiebigster Weise. Wir notieren beiläufig als bisher wenigstens nicht allgemein akzeptierte und daher schon im Interesse der Freizügigkeit auf dieser Stufe nicht zulässige Benennungen: Pontusgebirge, Halbinsel Dekhan (streng unterschieden von Vorderindien), Kap Deschnew als Ostspitze Asiens, Kap Enghela als Nord-, Pas Hafun als Ostspitze Afrikas u. a.; hieher gehört auch das undeutsche und unschöne „Längstal" statt Längental — mit ganz gleichem Rechte könnte man „Breitslinie" fordern. *Quieta non movere!* S. 5, § 6, 7: Durch die Marotte, alle Formen des Gebirges aus der Umgebung von Wien ableiten zu wollen (die Tälchen des Kroten-, Sievringer- und Grinzingerbaches" ...., „Eine Talenge, die leicht verteidigt werden kann, nennt man Talpaß oder Klause — bei Mödling"!) wird der Text

hier schwierig; noch unglücklicher erweist sich dieses Verfahren bei den hydrographischen Grundbegriffen. Was sollen uns die Quellen des Alsbaches als Beispiel? — die unmittelbare Anschauung fehlt doch: 90% der Wiener Kinder haben sie nicht gesehen. Zur Erläuterung der Grundbegriffe des Flußlaufes werden im § 9 18 Zahlen, alle aus der Gegend zwischen Preßbaum und Hütteldorf, benötigt und Ref. erlaubt sich zu bezweifeln, daß die Wien das geeignete Beispiel ist, aus dem auf die Stromentwicklung des Mississippi oder auf das Gefälle der Gasteiner Ache geschlossen werden kann. — Gefälle (S. 8) ist „der auf 1 *km* berechnete Fall". Das ist unrichtig; Gefälle ist das Verhältnis der Neigung des Flußbettes zu einer bestimmten Strecke oder der Neigungswinkel des Flußbettes an einer bestimmten Stelle. Diese Definitionen sind natürlich für die Elementarstufe zu schwierig; darum muß man sich eben begnügen, das Gefälle als eine Erscheinungsform aufzufassen, durch zahlreiche Beispiele zu illustrieren, auf eine scharfe Definition aber hier verzichten. S. 9, § 10: Mittel-, Nieder-, Hochwasser, Pegel, fliegende Brücken, Stromstrich, Haufen — lauter für die erste Klasse überflüssige Begriffe. S. 11, § 11 „Die Inseln enthalten häufig Wiesen und Waldungen; letztere nennt man Auen (Prater und Freudenau)." Hiernach kommen also Auen nur auf Inseln vor. Ebda.: „Teilt sich ein Fluß bei der Mündung in mehrere Arme, so s a g t m a n, er münde m i t einem Delta." Abgesehen von dem schönen Stile, fehlt jedes Beispiel; gerade hier aber hat die Zeichnung einzutreten, weil die Darstellung auf der Tafel und im Hefte die verschiedenen Formen (Ganges-, Donau-, Mississippi-, Weichseldelta, Trichter) kräftiger und deutlicher zum Ausdrucke bringt. S. 12, § 13, 14: Bei der umständlichen Erörterung über den Maßstab fehlt die Erklärung des Verhältnisses zwischen Flächen- und Längenmaß. Daß aber beim Maßstabe 1:1000 die Verkleinerung nicht tausend-, sondern millionenfach ist, muß auf dieser Stufe ausdrücklich gesagt werden. S. 16, § 17: Was über Reichs-, Bezirks- und Gemeindestraßen gesagt wird, gehört nicht in die Elementargeographie. In der Darstellung fehlt übrigens ein zur Vermittlung notwendiges Zwischenglied, der Begriff S t e u e r. S. 16, § 18: „Ein Inselgebirge ist der Zobtenberg oder die Waldaihöhe"; einen Ausläufer, wie das Leithagebirge, der durch einen so unwichtigen Einschnitt wie die Pötschinger Senke, abgetrennt ist, so zu bezeichnen, führt zu falschen Vorstellungen. S. 21, § 21: „In den Ebenen haben die Eisenbahnen wenig Schwierigkeiten zu überwinden." Der Bau der transkaspischen Bahn galt des Flugsandes wegen den Russen für viel schwieriger, als der der kaukasischen. S. 21, § 22: Stilprobe: „Die Stadt Wien setzt sich aus 20 Teilen zusammen, die man Bezirke nennt". — Die Darstellung der Verwaltung ist äußerst naiv. Daß die G e m e i n d e für die Erhaltung der Volks- und Bürgerschulen zu sorgen hat, ist unrichtig und gehört nicht hieher. S. 28, § 29: „Das T u l l n e r f e l d erstreckt

sich vom Bisamberge durch einen Grad nach Westen.“ Das Tullnerfeld liegt am rechten, der Bisamberg am linken Donauufer. S. 81, § 33: Die Aufzählung von sechs Erdteilen an Stelle der üblichen fünf, wobei wir wenigstens an dieser Stelle über Mittelamerika im Unklaren bleiben, ist abzuweisen. S. 32, § 34: Stilprobe: „Eine Stelle, wo das Meer eingeengt ist, nennt man Meerenge, Straße, Sund oder Kanal. So gelangt man durch die Straße von Gibraltar in das Mittelländische Meer.“ S. 34, § 37: „Die Anschwellung, die sich als eine in meridionaler Richtung langgestreckte Welle über den offenen Ozean hinzieht, nennt man Flut.“ — Viel zu schwierig für diese Stufe. Ebda.: Wenn man schon das a- und z-Zeichen für die Mondviertel anführt, so gedenke man doch lieber der *luna mendax*. S. 42, § 47. Stilprobe: „Auf dem Großglockner ist es schon so kalt, daß auch im Sommer der Niederschlag meist aus Schnee besteht.“ — Geraten (die Wolken) an ein Gebirge, so müssen sie „aufsteigen“. S. 47, § 53: Der Aufbau der Alpen wird geschildert in einer Reise längs des Nordsaumes: „Wir müssen den Zug verlassen, das Gepäck wird von bayerischen Zollbeamten untersucht; wir besteigen dann den bayerischen Zug, welcher von anders uniformierten Kondukteuren begleitet wird ....“!! S. 51, § 57: „Das Riesengebirge „enthält“ die Schneekoppe.“ S. 54, § 61: Die norddeutschen Tieflandsbuchten gehören nicht in die erste Klasse. S. 55, § 62: Aus dieser Darstellung wird nicht klar, daß von Fjorden nur bei Steilküsten die Rede sein kann. S. 56, § 63: „Ländsend“, „Glesgo“ spricht heute kein gebildeter Engländer. S. 62, § 70: Das Jailagebirge gehört nicht in die erste Klasse. S, 65, § 72: Daß der Reichsrat für die Errichtung von Realschulen sorgt, ist nicht richtig. S. 67, § 74: „Durch runde Gestalt sind die Kraterseen bezeichnet.“ Zeitungsdeutsch. S. 74, § 81: Die gute Aufzählung der meridionalen Folge der Landschaften in Hochasien verlangt eine Profilzeichnung. S. 74, § 82: „Von den Flüssen Hindustans wird der Ganges, sowie der Po stark zur Bewässerung benützt.“ Sind die Flüsse die Benützer und liegt der Po in Hindostan? S. 84, § 93. Der Unterschied zwischen Prärie und Pußta ist nicht erklärt. S. 86, §. 96: Die Sierra de S. Marta gehört nicht in die erste Klasse. S. 89, § 99: „Die Südsee, der südliche Theil des großen Ozeans“ — eine ganz willkürliche Auslegung des Namens. Südsee war die ursprüngliche Bezeichnung, die heute noch vom norddeutschen Seefahrer festgehalten wird, von der Wissenschaft aufgegeben ist, aber stets nur vom ganzen Ozean galt. S. 89, § 99. Polynesien ist in fünf Zeilen abgetan, ohne daß auch nur der Name erschiene; das geht doch wohl nicht.

Ref. glaubte sich zu solcher Ausführlichkeit verpflichtet, um nicht der Leichtfertigkeit in der Verurteilung eines fakultativ zugelassenen Lehrbuches geziehen zu werden. Es wäre noch manche Probe rührender Naivetät zu geben gewesen: über die Kompetenz der

Gemeinde (S. 22), über den Reichsrat (S. 65) usw., aber es mußte auf den Raum Rücksicht genommen werden. An einem können wir jedoch nicht vorübergehen, u. zw. an der ganz merkwürdigen Anordnung. Die Abschnitte folgen sich dermaßen: I. Orientierung, II. Terrainlehre, III. Tätigkeit des Menschen, IV. Kugelgestalt, V. Land und Meer, VI. Scheinbare Bewegung, VII. Klima. Eine konfusere Reihe ist wohl nicht denkbar. Man begreift nicht, wie der Mensch zwischen die Terrainlehre und die Kugelgestalt hineinkommt, die horizontale Gliederung aber zwischen die Kugelgestalt und die scheinbare Bewegung. Daß die Autoren von der scheinbaren Bewegung ausgehen, ist lehrplangemäß; aber es heißt im Lehrplane ausdrücklich (Vdgsbl. 1892, S. 398): „Tagbahn der Sonne, h i e n a c h Orientierung.“ Mit der letzteren zu beginnen, scheint sehr methodisch, ist in der Tat aber weder leicht, noch ersprießlich. Ref. gesteht überhaupt, daß er von ganzem Herzen wünschen würde, daß die Diesterwegerei, von der scheinbaren Bewegung auszugehen, die unsern Mittelschulen erst in den achtziger Jahren oktroyiert wurde, endlich verlassen würde. Ich habe immer gefunden, daß der Schüler die Tatsachen der wirklichen Bewegung recht leicht begreift, wenn man mit gebotener Langsamkeit vorgeht; daß ihm dagegen die Auffassung des Tagbogens große Schwierigkeiten macht, noch größere aber der Übergang von den Vorstellungen der scheinbaren zu den Tatsachen der wirklichen Bewegung.

Um aber nicht den üblichen Vorwurf auf sich zu laden, daß es leicht sei zu tadeln, schwer positiv Besseres zu bieten, erlaubt sich der Ref. einen vollständigen Lehrgang für das erste Semester der ersten Klasse in der Anordnung, die er für richtig hält, zu entwickeln. Angenommen ist eine Klasse von 40—50 Schülern und, den tatsächlichen Verhältnissen entsprechend 54 Lehrstunden, so daß in jeder Stunde 5—6 Knaben geprüft werden, jeder derselben also wenigstens sechs Noten im Kataloge hat.

1. Begriff der Erdkunde. Die Erde als Himmelskörper. Fixsterne, Planeten, Monde. Vorführung des Planetariums. 2. Beweise der Kugelgestalt. Globus. — 3. Linien am Globus, geographische Breite. — 4. Geographische Länge. (Zeitdifferenz nur ganz allgemein angedeutet.) — 5. Hauptmomente der wirklichen Bewegung in allereinfachster Form. Tellurium. — 6. Übungen am Leitzingerschen fixen Tellurium. — 7. Sonnen- und Mondesfinsternis. — 8. Wiederholung. — 9. Orientierung, Messen. — 10. Maßstäbe, Fläche, Strecken. — 11. Beförderungsmittel, sibirische und pazifische Bahn. — 12. Karte, konventionelle Zeichen. — 13. Gebrauch des Atlas, der Karte und der Bilder. Grundriß und Aufriß. — 14. Horizontale Entfernung und vertikale Erhebung. — 15. (Klima) Schneegrenze: Gaurisankar, Montblanc, Ortler. — Gletscher (Bilder). — 16., 17. Wiederholung; hiebei Bestimmung von Zeitdifferenzen (Allerheiligen). — 18. Namen der fünf Erdteile und Hauptmeere.

(„Unsystematische Einschaltungen aus praktischen Gründen".) — 19. Klimatische Erscheinungen, landschaftlich aufgefaßt. — 20. Klimatische Erscheinungen, mathematisch aufgefaßt. Schiefe Beleuchtung, Übergang zur 21. scheinbaren Bewegung: Tagbogen, Mittagshöhe, Polarstern (event. Zirkumpolarsterne). — 21. Einstellen des Globus für die Heimat, dann für verschiedene Punkte. — 23., 24. Scheinbare Bewegung für Wendekreis, Gleicher, Polarkreis, Pol. — 25. Zonen. Zusammenfassende Erörterung über das Klima. — 26. Verteilung von Land und Wasser, Größe der Erdteile. — 27. Nochmals Grundriß und Aufriß: Horizontale und vertikale Gliederung, Küste, Insel, Halbinsel. — 28., 29. Die wichtigsten Inseln und Halbinseln. (Bilder.) — 30. Ozeanisches und kontinentales Klima. Gezeiten. — 31. Brandung, Meeresströmungen. — 32. Luftmeer, Wind, regelmäßige Winde. — 33. Verdunstung, Binnengewässer, Seen. — 34. Namen bedeutender Seen. (Bilder.) 35. Namen bedeutender Seen und Flüsse. — 36. Grundbegriffe der Hydrographie in bezug auf den Flußlauf. — 37. Wiederholung. (Weihnachten.) — 38. Wiederholung der ältern Partien. — 39. Wiederholung von 34—36, Gefälle als Übergang zu 40. Neigung des Bodens, Tiefland (Steppe, Wüste), Hochland, Gebirge. — 41. Mittel- und Hochgebirge, die europäischen Gebirge (etwa zehn Namen). — 42. Wiederholung, Gipfelformen (Zeichnung). — 43. Außereuropäische Gebirge (etwa zehn Namen). — 44. Wiederholung, Kamm, Kette, Knoten (Fichtelgebirge, Pamirplateau), Paß. — 45. Pässe (Semmering, Brenner, Gotthard), Längen- und Quertal. — 46. Übungen im Bestimmen von Längen- und Quertälern, Wiederholung von 14 und 15. — 47. Verteilung des Menschen auf der Erde. — 48. Menschenrassen. — 49. Staat, Verfassung, Kolonie (europäische Großmächte, China, Japan, Vereinigte Staaten). — 50. Die größten Städte der Erde. — 51. Die größten Städte Europas. — 52. Religionen. (Konfessionskarte.) — 53., 54. Wiederholung und Zeichenübungen. (Semestralschluß.)

Mit diesem Lehrgange hat Ref. die befriedigendsten Resultate erzielt. Ob man dabei Umlauft, Supan oder ein anders unserer guten älteren Bücher benützt, ist gleichgiltig. Die neuen Lehrbücher leiden alle an der Originalitätssucht und dem Methodenfanatismus. Was uns aber an falscher Methodik und unreifer Darstellung in dem „Lernbuche" von Becker und Meyer zugemutet wird, überbietet allerdings alles Dagewesene, und so sieht sich Ref. zu dem Endurteile gezwungen, daß er die Verwendung dieser neuesten Erdkunde nicht nur nicht empfehlen kann, sondern geradezu als bedenklich bezeichnen muß.

St. Pölten. Richard v. Muth.

Differenzial- und Integralrechnung. Erster Band: Differenzialrechnung. Von W. Franz Meyer in Königsberg i. Pr. Mit 18 Figuren. Leipzig, G. J. Göschen 1901.

Das vorliegende Buch, welches den 10. Band der Sammlung „Schubert" bildet, ist so verfaßt, daß ein besonders Augenmerk auf die Fehlerabschätzungen gerichtet wurde, „da gerade derartige Betrachtungen und Rechnungen bei den Anwendungen der Infinitesimalrechnung auf Naturwissenschaften eine hervorragende Rolle spielen".

Der erste Abschnitt handelt von den Grenzwerten und Differenzialquotienten und hat einen vollkommen elementaren Ausgangspunkt. Es werden in diesem mehrfache Anwendungen auf Geometrie gemacht, dann auf die Darstellung des Kreisbogens durch trigonometrische Funktionen und auf die Tangenten der Kegelschnitte bezuggenommen. Vielfach originell finden wir die Erörterungen über die Differenzialquotienten der elementaren Funktionen und die Aufstellung der allgemeinen Differenziationsregeln. Die Einleitung in die Lehre von den Reihenentwicklungen bildet das Theorem von Rolle und der Mittelwertsatz von Cauchy. Daran schließt sich die Theorie der unbestimmten Werte, dann jene der Maxima und Minima von Funktionen einer Variabeln. Besonders ausführlich ist die Taylorsche und Maclaurinsche Reihenentwicklung zur Behandlung gekommen. Zahlreiche Anwendungen dieser Entwicklung wurden gegeben. Die Untersuchung der Konvergenz und Divergenz unendlicher Reihe und Produkte bildet den Gegenstand der weitern Untersuchungen. Es werden an dieser Stelle namentlich die Konvergenz- und Divergenzkriterien von Cauchy, Gauss, Bertrand und Raabe eingehend gewürdigt.

Das Buch enthält so viel des Eigenartigen, daß es bestens die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf sich zu lenken verdient. Es zeigt die durchwegs gelungene Darstellung, wie die Elemente des Differenzialkalküls sich aus der algebraischen Analyse, welche die Grundlage der Untersuchungen bleibt, loslösen.

Lehrbuch der projektivischen (neuern) Geometrie. 1. Teil. Mit 361 Erklärungen und 97 in den Text gedruckten Figuren. Für das Selbststudium und zum Gebrauche an Lehranstalten bearbeitet von Prof. Dr. J. Sachs. Stuttgart, Verlag von Julius Maier 1900. Preis 5 Mark.

Das vorliegende Buch gehört der Kleyerschen Enzyklopädie der gesammten mathematischen, technischen und exakten Naturwissenschaften an und enthält in seinem ersten Teile die Lehre von den Elementen und Grundgebilden der neuern Geometrie, von der Projektivität und Dualität derselben. Es wird der Lehrstoff in dem Umfange behandelt, der demselben in den obersten Klassen der neun- oder zehnklassigen Lehranstalten zugemessen

werden kann. In erster Linie ist die rein geometrische Methode in dem Buche in den Vordergrund gerückt worden; zu billigen ist es aber, daß auf jeden Abschnitt die Erörterung jener Maßbeziehungen folgt, die durch metrische Behandlung desselben Gegenstandes aufgefunden werden können. Dem Buche sind ferner viele Aufgaben beigegeben, die zum größten Teile vollständig gelöst sind oder deren Ergebnis am Schlusse des Buches angegeben erscheint. — Nachdem der Verf. sich über die Elemente und Grundgebilde der projektivischen Geometrie verbreitet hatte, wird über die Beziehung der Grundgebilde aufeinander durch Projektion oder über die projektische Verwandtschaft gesprochen, dann auf die Maßbeziehungen projektischer Grundgebilde eingegangen, endlich über die Dualität oder Reziprozität (u. Eck und u. Seit) abgehandelt.

Die Darstellung ist eine durchwegs klare, die Methode derselben die in der Kleyerschen Sammlung übliche; die Ausstattung des Buches, namentlich im Figurenteile, eine in jeder Beziehung vollkommen befriedigende, so daß das Buch als eine sehr geeignete Einführung in das Studium der projektivischen Geometrie bezeichnet werden kann.

Die Fortschritte der Physik im Jahre 1902. Dargestellt von der Deutschen physikalischen Gesellschaft. Halbmonatliches Literaturverzeichnis. Redigiert von Karl Scheel (Reine Physik), Richard Assmann (Kosmische Physik). Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. Nr. 1—5.

Die bekannten „Fortschritte der Physik", welche von der Deutschen physikalischen Gesellschaft seit einer langen Reihe von Jahren herausgegeben werden, gelangen seit zwei Jahren schon in der ersten Hälfte eines jeden auf das Berichtsjahr folgenden Jahres zur Ausgabe, so daß also der Forscher in den Stand gesetzt wird, in relativ sehr kurzer Zeit die neuern Aufsätze und Abhandlungen auf seinem Arbeitsgebiete wenigstens skizziert zu finden. Ein weiterer Fortschritt wurde aber seit ganz kurzer Zeit getan; es erscheinen seit diesem Jahre nämlich halbmonatliche Literaturverzeichnisse der „Fortschritte der Physik", durch welche die Titel aller physikalischen Publikationen gleich nach ihrem Erscheinen, unabhängig von der spätern Berücksichtigung in den Jahresberichten der „Fortschritte der Physik", bekannt gegeben werden.

Diese neue Einrichtung wird sowohl von den Physikern, als auch von den Vertretern der Grenzgebiete der Physik freudig begrüßt werden, da auf diesem Wege es möglich ist, über neue Erscheinungen auf dem Literaturgebiete der Physik und der mit dieser zusammenhängenden Wissenschaften fortlaufend schnell und mühelos sich zu unterrichten. Es wird auch diesem Unternehmen sicher jener Interesse entgegenbringen, dem die Verwaltung eines technischen Betriebes obliegt.

Wie in dem Jahresberichte sind, wie die vorgelegten Nummern zeigen, auch in diesem „halbmonatlichen Literaturverzeichnisse“ die einzelnen Abhandlungen nach Materien geordnet, so daß schließlich eine sehr leichte Orientierung möglich ist. Neben dem Namen des Autors der Abhandlung ist deren Titel, dann der Name der Zeitschrift, in welcher sie erschienen ist, und das Jahr des Erscheinens angegeben.

In dem Teile, der von der kosmischen Physik handelt, ist die Astrophysik, die Meteorologie im engern Sinne, die Klimatologie und die Geophysik mit ihren verschiedenen Zweigen berücksichtigt worden.

Der Preis des Jahrganges des halbmonatlichen Literaturverzeichnisses, welcher auf 4 Mark festgesetzt wurde, kann als ein sehr niedriger bezeichnet werden, zumal die Ausstattung der Schrift eine in jeder Beziehung recht befriedigende ist.

Geschichte der organischen Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert. Von Dr. Karl Franz Müller. Berlin, Georg Bondi 1902. Preis geb. 12 Mk. 50 Pf.

Dieses dem Andenken Guddens, Pettenkofers und Sachs' gewidmete Buch bildet den 6. Band des von Paul Schlenther herausgegebenen, großartig angelegten Werkes: „Das 19. Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung“ und enthält vorzugsweise die Darstellungen, die sich auf die Geschichte der Medizin und deren Hülfswissenschaften, auf jene der Zoologie und Botanik beziehen.

Der Entwicklungsgang der einzelnen Disziplinen ist in gedrängter Weise zur Sprache gebracht worden, doch hindert diese bündige Darstellung, die durch das überaus reichliche, zu verarbeitende Material geboten war, durchaus nicht, daß die Sprache überall verständlich ist und die Übersicht des in dem Buche Gebotenen gewahrt wurde. Es ist in den einzelnen Abschnitten in kurzer Weise auf die Vorgeschichte der Disziplinen populär-wissenschaftlich eingegangen worden, ebenso wurden die Hülfsmittel der Forschung, also Apparate und Instrumente, in geeigneter Weise skizziert; auf die Literatur wurde dort aufmerksam gemacht, wo sie zum Verständnis einer Untersuchung sich erforderlich erwies; der Anteil der andern Kulturnationen ist in unparteiischer Weise gewürdigt worden.

Die einzelnen Abschnitte handeln: von den Vorläufern des 19. Jahrhunderts, von der Anatomie und Entwicklungsgeschichte, der pathologischen Anatomie, der Physiologie, der Bakteriologie (mit besonderer Berücksichtigung der Forschungen Pasteurs, Schulzes, Cohns, Kochs und anderer und der Darstellung der Verwendung der Stoffwechselprodukte der Bakterien zu Immunisierungszwecken durch Behring und Kitasato), ferner der Hygiene,

welche in erster Linie als Wissenschaft von Pettenkofer erhoben wurde. Im weitern Verlaufe wird der Werdegang der Chirurgie, der Augen-, Ohren- und Zahnheilkunde dargelegt, sodann auf die Fortschritte der innern Medizin und deren Hülfswissenschaften im 19. Jahrhundert bezuggenommen, wobei auch des Ausbaus der Arzneimittellehre, der pharmakologischen Institute gedacht wurde.

Von allgemeinem Interesse werden auch die Bemerkungen über die ärztliche Versicherungstechnik, über die gesellschaftliche Stellung der Ärzte und über das Krankenkassenwesen sein.

Im folgenden sind, ausgehend von den Arbeiten Osianders und Boers, die Fortschritte auf dem Gebiete der Geburtshülfe, dann auf jenem der Frauen- und Kinderkrankheiten skizziert worden. Besonders allgemeines, sowohl naturwissenschaftliches als auch psychologisches Interesse beansprucht der folgende Abschnitt, der von den Geistes- und Nervenkrankheiten und der gerichtlichen Medizin handelt. In diesem Abschnitte finden wir auch einen kurzen, aber geistvollen Exkurs auf die Geschichte des Hypnotismus. Die großen Dienste, welche Physik und Chemie der gerichtlichen Medizin geleistet haben, werden besonders gewürdigt und hervorgehoben. Das Grenzgebiet zwischen Psychologie und Medizin wird in Betracht gezogen; speziell wird auf die Forschungen Wundts auf dem Gebiete der experimentellen Psychologie eingegangen und der Beziehungen der Psychologie zur Psychiatrie gedacht.

Im 11. und 12. Abschnitte finden wir der Geschichte der Zoologie und der Botanik im 19. Jahrhundert Aufmerksamkeit geschenkt. Selbstredend sind es die Arbeiten Linnés, Schwanns, Cuviers, Schultzes, Darwins, Häckels, welche auf dem Gebiete der Zoologie Grundlegendes geleistet haben, die besonders gewürdigt werden. In dem von der Botanik handelnden Abschnitte wird auf Jussieu, de Candolle, auf die morphologischen Studien von Nägeli, Schleiden und Mohl, auf die Arbeiten von Schleiden über die pflanzliche Zelle, auf die Theorie der Zeugung von Strassburger, auf die Erbschaftsformeln von Nägeli, auf die Erkenntnis der Bedeutung der Insekten für die Befruchtung, auf die Ernährung der Pflanzen, auf die Lehre vom Wachstum derselben, auf deren Reizbarkeit, dann auf die verschiedenen Bewegungen derselben aufmerksam gemacht. Die Bemerkungen über die Pflanzengeographie, sowie über die Geschichte der Botanik werden sicherlich nicht des allgemeinen Interesses entbehren.

Wir begrüßen das vorliegende Buch, in welchem die Geschichte der organischen Naturwissenschaften im eben verflossenen Jahrhunderte in allgemein verständlicher Weise behandelt wird, aufs freudigste, weil es entschieden zur Belehrung und Aufklärung weiterer Kreise dient. Das Unternehmen unseres Hofburgtheaterdirektors Dr. Paul Schlenther, dem viele hervorragende Männer der Wissenschaft angehören, und das durch die lesenswerte Schrift

des Straßburger Universitätsprofessors Dr. Theobald Ziegler, „Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts" inauguriert wurde, ein Buch, auf das hier gleichzeitig aufmerksam gemacht wird, verdient die weiteste Beachtung.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Lehrbuch für den Unterricht in der Zoologie. Für Gymnasien, Realgymnasien und andere höhere Lehranstalten bearb. von Dr. M. Krass, Schulrat, und Dr. H. Landois, Univ.-Prof. in Münster i. W. 6., nach den neuen Lehrplänen verb. Aufl. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung 1902.

Wenn man gleich dem Ref. gezwungen ist, sich berufsmäßig mit der neuesten naturgeschichtlichen Lehrbücher-Literatur zu beschäftigen, so tut es einem wahrlich wohl, einmal einem Werke zu begegnen, dem man rückhaltslos zustimmen kann. Da gibt es keine Einteilung in verschiedene Kurse, wie das jetzt so beliebt ist, keine methodisch sein sollenden Absurditäten, keine biologischen Traumdeutereien, sondern das ist ein ehrlich gemeintes, wissenschaftlich durchaus tüchtiges Buch, aus dem der Schüler wirklich etwas lernen kann; diese Zoologie ist in jeder Hinsicht modern, aber nicht modisch. Eine streng wissenschaftliche Systematik, anatomische Unterweisungen und das Biologische nicht als Selbstzweck, sondern überall ohne Aufdringlichkeit passend in die Beschreibungen eingeflochten, so daß mustergültige Tierbilder zustande kommen. Die Sprache ist überall fließend, ungekünstelt und deutlich; die Behandlung der niedern Tiere wurde ganz richtig auf einige Typen eingeschränkt.

Sowohl die Autoren als auch die deutsche Jugend sind zu diesem vortrefflichen Lehrbuche zu beglückwünschen.

Wien. Dr. Franz Noë.

Psychologische Untersuchungen zur Bedeutungslehre. Von Dr. Ed. Martinak. Leipzig, Barth 1901. Preis 3 Mk.

Martinak hat auf einem Gebiete, dem er besondere Aufmerksamkeit mit großem Erfolge zuwendet, indem er die „Psychologischen Untersuchungen zur Bedeutungslehre" der Öffentlichkeit übergab, uns mit einer Schrift beschenkt, die, an sich bedeutungsvoll, als Voruntersuchung so zu sagen auch noch einen viel verheißenden Ausblick auf ein größeres Werk gewährt. Die Arbeit hat insoferne nicht nur für Philosophen und Psychologen, sondern auch für Linguisten großen Wert, weil der Verf., um bald eine speziell sprachliche Bedeutungslehre schaffen zu können, früher es

unternimmt, ganz allgemein die psychologischen Tatsachen bei jeder Art von Bedeuten und Zeichen, also nicht ausschließlich der sprachlichen, und die darauf beruhenden Gesetzmäßigkeiten einer sorgfältigen Beurteilung zu unterziehen.

Man merkt es gleich der Einleitung an, daß ein Schüler Meinongs es ist, der sich die Frage vorlegt, worin die Abhängigkeitsbeziehung zwischen Wort und Bedeutung bestehe. Zuerst handelt es sich darum, festzustellen, ob es Worte ohne Bedeutung und umgekehrt, ob es Bedeutungen ohne Worte gibt. Während auf die erste der Fragen die klare Antwort erfolgt: „Worte ohne Bedeutung gibt es nicht", ist mit Rücksicht auf die zweite Frage genau geschieden zwischen „Vorstellung", die ja z. B. beim Kinde unabhängig vom Worte vorkommen kann, und „Bedeutung", die immer eine Vorstellung ist, der ein Wort zugeordnet ist, woraus sich ergibt, daß die Begriffe Wort und Bedeutung correlativ, notwendig aneinander geknüpft sind.

Um nun die inhaltliche Natur dieser Abhängigkeitsbeziehung genauer zu bestimmen, wird der Begriff „bedeuten", ohne die Beschränkung auf „Wortbedeuten" ganz allgemein untersucht. — „A bedeutet B" (A^b B) im allgemeinsten Sinne, ob körperliche Dinge, physische oder psychische Vorgänge, menschliche Handlungen usw. es sind, welche „etwas bedeuten", ist wohl oft der Ausdruck der Abfolge, des Verhältnisses von Erkenntnisgrund zum Erkannten, aber durchaus nicht immer, wie z. B. beim Lesen von Noten, Buchstaben u. a. Dieses Verhältnis kann daher nicht als ausschließlich charakteristisches Merkmal gelten. Um noch wesentlichere Merkmale zu finden, werden zwei Gruppen von Fällen unterschieden, die erste, wo ein außersubjectiv wirkliches A mit einem eben solchen B in notwendig gesetzlichem Zusammenhange steht (starker Schneefall bedeutet nachfolgende Kälte, Erröthen und Anschwellen der Adern bedeutet Zorn u. s. f.), die zweite, wo *A* absichtlich hervorgerufen wird, um durch A an B zu erinnern. Für die erste Gruppe gebraucht der Verf. den Namen „reales Bedeuten", für die zweite „finales Bedeuten". Bei der Gruppe des realen Bedeutens denkt man aber nicht ausschließlich an die Zuordnung der außersubjectiv-wirklichen Gegenstände A (A^0) und B (B^0), sondern auch an die ideelle Zuordnung der entsprechenden psychischen Tatsachenbestände (A^s und B^s), A^0 wird nicht direkt mit B^0, sondern auf dem Umwege über A^s und B^s verknüpft. „Das Sinken der Quecksilbersäule bedeutet abnehmenden Luftdruck" enthält die Verknüpfung des einen objektiven Tatbestandes mit dem andern, aber mit Verwertung des Umstandes, daß man von dem einen Urteil auf das andere schließen kann.

Das Charakteristische läßt sich daher bei dem realen Bedeuten feststellen, indem man sagt: „A bedeutet B" drückt eine auf der ideellen Abfolge Zuordnung von A^s und B^s fundierte Zuordnung von A^0 und B^0 aus. Bei der zweiten Gruppe, der des finalen

Bedeutens in dem Sinne „das absichtlich hervorgerufene A bedeutet B“, wird ebenfalls, wie der Verf. an dem Beispiele „die weiße Fahne bedeutet das Leerstehen des Gefängnisses“ zeigt, der Zusammenhang des A^0 und B^0 durch A^s und B^s vermittelt, so daß also die durch entsprechende psychische Daten der Abfolge vermittelte Zuordnung zweier objektiver Tatbestände allen Fällen des Bedeutens gemeinsam ist.

Trotzdem ist, wie der Verf. zeigt, der Sachverhalt beim finalen Bedeuten ein wesentlich anderer als beim realen Bedeuten. Beim realen Bedeuten ist das A^0 eine natürlich zustande gekommene, beim finalen eine künstlich absichtlich geschaffene Tatsache; beim ersteren psychische Vorgänge bloß des Zeichenempfängers, beim letzteren auch des Zeichengebers, im ersteren Falle eine direkt meist kausale Zuordnung, im letzteren eine durch menschliche Motivation vermittelte.

Wenn wiederum anstatt auf A^0 und B^0 auf A^s und B^s bei beiden Gruppen Rücksicht genommen wird, dann differenzieren sich die beiden Gruppen dadurch, daß beim realen Bedeuten im Unterschiede vom finalen von einem Zeichengeber gar nicht gesprochen werden kann, das psychische Verhalten des Zeichenempfängers aber in beiden Fällen sehr verschieden ist. Deshalb charakterisiert der Verf. einerseits die psychischen Daten im Zeichenempfänger bei realen und finalen Bedeuten, und die psychischen Tatbestände im Zeichengeber bei finalem Bedeuten, so daß sich die Teilung alles Bedeutens in reales und finales als wohlbegründet herausstellt.

Bezeichnend für den Unterschied beider Gruppen, und zugleich den Übergang zur folgenden Darstellung bildend ist die Unterscheidung der Zeichen in mitteilende (im weitesten von jeder Absichtlichkeit abstrahierenden Sinne) und solche, die ein Begehren ausdrücken. Die realen Zeichen sind mitteilende. Die sinkende Quecksilbersäule teilt z. B. die abnehmende Lufttemperatur mit, die finalen aber sowohl mitteilende, als das Handeln beeinflussende, begehrende, wie sie der Verf. kurz nennt.

Nachdem in dieser Weise die beiden obigen Gruppen des Bedeutens streng geschieden sind, geht der Verf. in Erwägung, daß das finale Bedeuten auf dem Gebiete der Sprache eine besondere Rolle spielt, auf dieses genauer ein und unternimmt es, die Frage zu beantworten, inwieweit ein Zeichen der hervorrufenden Absicht entspricht oder nicht, also zweckmäßig ist oder nicht. Die Frage nach der Zweckmäßigkeit, durch welche sich der Zeichengeber beim Geben der Zeichen leiten läßt, führt den Verf. zur Unterscheidung der konventionellen und der traditionellen Zeichen, denen als „künstlichen“ anderseits die „natürlichen“ Zeichen entgegengesetzt werden. Doch ergeben sich ihm manche Schwierigkeiten, welche die Abgrenzung zwischen „künstlich“ und „natürlich“ als vielfach „fließend“ erscheinen lassen, so daß ein Über-

gehen der „natürlichen“ in „konventionelle“, aber auch der Geltung ursprünglich „konventioneller“ in die „natürlicher“ Zeichen zu beobachten ist. Um nun die in ausführlicher Weise dargelegte Unklarheit im Gebrauche der Termini „künstlich“ und „natürlich“ selbst zu vermeiden, stellt er in übersichtlicher Weise folgende drei Bedeutungen der termini „künstlich“ und „natürlich“ zusammen:

natürlich = { von selbst verständlich *a*,
naturgesetzlicher oder überhaupt notwendiger äußerer Zusammenhang *b*,
innerer Zusammenhang, Ähnlichkeit *c*;

künstlich = { was nicht von selbst verständlich ist *a'*,
wo kein notwendiger anderer Zusammenhang besteht *b'*,
was keine inhaltliche Ähnlichkeit aufweist *c'*.

Hinsichtlich ihrer Verwertung für „reales“ und „finales“ Bedeuten wird von dem Verf. empfohlen, den Terminus „natürlich“ nur bei realen Bedeuten zu verwenden, bei finalem Bedeuten aber I. Zeichen auf Grund bestehender Beziehungen und II. künstliche Zeichen (konventionelle und traditionelle) zu unterscheiden.

Sowie gegenüber der Gesammtursache Teilursachen unterschieden werden, so spielen auch mehrere Teilzeichen zum Zustandekommen der Bedeutung, u. zw. finale oder reale Elemente mit.

Die Frage nach der Zweckmäßigkeit der Zeichen ist nun für alle Zeichen nicht in gleicher Weise zu beantworten, sondern es ergibt sich folgendes: Während nämlich in gewissen Fällen das Zeichen schon so gewählt ist, daß aus demselben selbst die Bedeutung erfließt, so muß es im Falle von Konvention oder Tradition erst geschaffen werden und ist als solches gleichgültig. Doch ist bei konventionellen Zeichen wiederum auf eine äußere Zweckmäßigkeit Rücksicht genommen, was bei traditionellen Zeichen mehr oder weniger wegfällt.

Um über den notwendigen Terminus „Verstehen eines Zeichens“ ins klare zu kommen, unterscheidet der Verf. „Verstehen“ im Sinne des augenblicklichen Erfassens, also im aktuellen Sinne, von der dispositionellen Bedeutung des dauernden geistigen Besitzes. Diese beiden Bedeutungen sind oft vereint, treten aber auch oft auseinander. Eine nähere Untersuchung des aktuellen Verstehens, in welcher eine durch eine Tabelle veranschaulichte Betrachtung der verschiedenen Fälle (21) des Verstehens und Mißverstehens angestellt wird, ergibt zunächst, daß nicht immer Verstehen des Zeichens und des Zeichengebers Hand in Hand gehen und daß der Begriff der „richtigen Bedeutung“ beim Geber in richtiger Anwendung des Zeichens beim Empfänger im „richtigen Deuten“ sich darstellt. Der Begriff der richtigen Bedeutung bekommt aber erst Klarheit durch die Art, wie er auf Seite des Empfängers gebraucht

wird. Richtig wird in diesem Falle so gebraucht, daß der Empfänger richtig wahrgenommen hat, wenn er das gesehen, was der Geber als Zeichen vollzogen hat, richtig gedeutet hat, wenn er das dabei gedacht hat, was der Geber gedacht hat. Richtig bedeutet also Übereinstimmung, ja inhaltliche Gleichheit zwischen der vom Geber und Empfänger vollzogenen Bedeutungsvorstellung. Aber volle Klarheit bekommt erst dann der Terminus „richtig", wenn eine Übereinstimmung mit einer allgemeinen Norm gemeint ist, u. zw. stellt hier die Häufigkeit, aber auch mehr oder weniger die autoritativ wirkende Konvention diese Norm her. So zeigt sich aber, daß wir es bei dem Terminus „richtige Bedeutung" nicht mehr mit aktuellen, sondern mit virtuellen Bestimmungen zu tun haben.

Bei genauer Analyse zeigt sich nun deutlich, daß das Wesentliche bei der dauernden Bedeutung eines Zeichens die Dispositionen sind, welche in den das Zeichen anwendenden Personen sind und daß daher bei den konventionellen Zeichen die psychologischen Dispositionen eine größere Rolle spielen, als bei Naturvorgängen (realen Bedeuten) und bei Kunstwerken, deren ästhetische Wirkung vielfach mehr vom Zeichen als von der Disposition abhängt.

Nun untersucht der Verf. das Wesen und die Natur der Relation, des psychologischen Bandes zwischen Zeichen und Bedeutung, und zwar stellt er zunächst als Schema für das begehrende Zeichen fest: G (Zeichengeber) E (Empfänger)
Psych.-Phys. | Psych.-Phys., für das mitteilende Zeichen G E
Psych.-Phys. | Psych. Mit dieser rohen Skizze begnügt sich der Verf. nicht, sondern sucht das Psychische in Vorstellungs-, Urteils-, Gefühls- und Begehrungstatsachen zu differenzieren.

Eine in möglichster Vollständigkeit durchgeführte schematische Darstellung der bei Realisierung von Zeichen und Bedeutung sich abspielenden Vorgänge weist bei den mitteilenden und bei den begehrenden Zeichen besonders auf jene Übergangspunkte hin, bei welchen die Vorstellung der Sache und die des Zeichens aneinanderstoßen und umgekehrt. Es zeigt sich nun, daß der Deutung dieses Überganges nicht durch die gewöhnliche Lehre von der Vorstellungsassoziation Genüge geschieht, sondern daß bei Zeichen und Bedeutung ein Plus gegenüber der reinen Vorstellungsassoziation hinzukommt. Dieses Plus besteht aber darin, daß einerseits die Bejahung einer Relation zwischen Zeichen und Bedeutung und anderseits das Urteil „es gibt eine Bedeutung" sich einstellt. Wenn z. B. zwei Freunde das Offenstehen des Fensterflügels als Zeichen für das Zuhausesein festsetzen, dann wissen die beiden Freunde, daß dieses Zeichen eine bestimmte Bedeutung hat und auch, daß das Offenstehen einen Schluß auf das Zuhausesein des Freundes gestattet. Es findet also nicht bloße

Vorstellungsassoziation, sondern durch das Urteil vermittelte Assoziation statt, wie der Verf. es nennt, indiziöse Assoziation, die er der Vorstellungsassoziation (ideelle A.) entgegensetzt.

So charakterisiert sich das psychisch verknüpfende Band als indiziöse Assoziation, die durch das Wissen, bezw. die Urteilsdisposition geschaffen wird.

Nun kommt es aber vor, daß von jenen schematisch dargestellten, bei Zeichen und Bedeutung sich abspielenden Vorgängen Ausschaltungen von Einzelvorgängen geschehen. Der Verf. gibt eine klare Übersicht über die möglichen Fälle solcher Verkürzungen, von denen Ref. nur eine herausgreifen will, um zu zeigen, was der Verf. unter diesen Verkürzungen versteht.

Wenn die Kette der Tatsachen z. B. bei den mitteilenden Zeichen vollzählig ist, so ist der Vorgang des Mitteilens zunächst beim Zeichengeber durch folgende Reihe dargestellt:

V (Wahrnehmungsvorst. V_1 Phantasievorst,	+ U (Urteil)	+ W (Wollen)	V'	+ W	Bew.
	S (ache)		Z		Z
1	2	3	4	5	6

Tritt eine Verkürzung ein, wie dies bei reichlicher Übung der Fall ist, so stellt sich sofort auf die Vorstellung von der Sache (S) das Zeichen (die Bewegung) ein, so daß die Glieder 4 und 5, das Vorstellen und Wollen des Zeichens wegfällt. Diese Verkürzungen zeigen gewisse Gesetzmäßigkeiten, auf welche der Verf. hinweist.

Ein folgendes Kapitel bespricht die für die sprachliche Bedeutung besonders wichtigen Veränderungen in der Zuordnung von Zeichen und Bedeutung. So entsteht, um wieder nur eines aus der Reihe von den interessanten Beispielen herauszuheben, die Bedeutung durch Zuordnung des Z (Zeichen) zu B (Bedeutung). Dabei kann Z schon vorher bestanden haben oder ein Novum sein, oder als Zeichen für etwas anders existiert haben, in ähnlicher Weise B. Ebenso wird das Aufhören der Bedeutung als Aufhören dieser Zuordnung dargestellt.

Nachdem so die Tatsachen des Bedeutens überhaupt festgestellt sind, unternimmt es der Verf., einen Vorblick in das Gebiet der sprachlichen Erscheinungen, das ihm ja zum Gegenstande einer selbständigen Untersuchung werden soll, zu tun. Dabei ergibt sich ihm zunächst folgendes auf die frühere Darstellung gegründetes Resultat: Mit Ausnahme der echten und unechten Interjektionen, soweit sie instinktiv-psychomotorisch ausgesprochen werden, gehören die sprachlichen Ausdrucksmittel dem Gebiete des finalen Bedeutens an. Außer den Interjektionen aber muß auch die aus dem augenblicklichen Gemütszustande des Sprechenden sich ergebende Tongebung zum realen Bedeuten gerechnet werden.

Schwieriger gestaltet sich die Anwendung der Begriffspaare natürlich - künstlich und mitteilend - begehrend auf das sprachliche Gebiet. Mit Bezug auf den letztern Unterschied wirkt die Sprache im Sinne des finalen Bedeutens; nur den oben erwähnten realen Komponenten, der Instinktsprache, wie sie der Verf. nennt, kommt infolge der realen Natur ihres Bedeutens eine im weitesten Sinne mitteilende Funktion zu. Von diesen die Instinktsprache betreffenden Mitteilungen abgesehen läßt sich 1. Mitteilen im engeren Sinne (= Bereicherung des Wissens), 2. das Äußern psychologischer Zustände, bei dem der Sprechende zwar mit dem Verstandenwerden durch mitverstehende und mitfühlende Menschen rechnet, wenn er auch nicht bestimmte Wirkungen im Hörer beabsichtigt, und 3. begehrendes Anwenden der Sprache (befehlen, bitten usw.) unterscheiden. Daß dies aber nur eine lose Gruppierung und nicht eine streng logische Gliederung darstellt, zeigt die folgende Erörterung, aus welcher hervorgeht, daß alles Sprechen sich in Äußerung und zweckbewußtes Sprechen gliedert. Ersteres läßt sich an der Hand der psychischen Zustände des Sprechers gliedern, letzteres aber nur annähernd auf grund der psychischen Wirkung im Hörer.

Was endlich das Differenzierungspaar natürlich - künstlich betrifft, so gehören die Wortbedeutungen in das Gebiet der traditionellen Zeichen, wenn man eben, wie der Verf. zu tun beabsichtigt, die Sprache nur vom Gegenwarts- und nicht vom historischen Standpunkte betrachtet.

Wenn nun auch der Grundstock der Worte in dem Sinne künstlich ist, d. h. weder aus sich selbstverständlich, noch im Sinne eines natürlichen oder notwendig äußern Zusammenhanges, noch im Sinne eines innern auf Ähnlichkeit beruhenden Zusammenhanges, so entstehen durch Bedeutungsübertragung und Wortzusammensetzung außerordentlich komplizierte Fälle sprachlicher Zeichen und Bedeutungen, die auf das Merkmal „natürlich" oder „künstlich" genau zu untersuchen sind, wie der Verf. an einigen treffenden Beispielen zeigt.

Wien. Gustav Spengler.

Dr. Otto Willmann, Philosophische Propädeutik. Erster Teil: Logik. Wien, Herder 1901. 132 SS.

Ein neues, originelles, wohldurchdachtes Lehrbuch der Logik für den Gymnasialunterricht ist jedenfalls eine verdienstliche Arbeit. Destomehr aber sind wir m. E. dem Verf. zum Danke verpflichtet, wenn es ein so hervorragender Denker und Pädagoge ist, wie O. Willmann. Nach meiner Meinung eignet sich das Buch sehr gut für den Schulgebrauch, u. zw. aus folgenden Gründen.

Der Verf. macht den Schüler mit der Aristotelischen Logik bekannt, indem er sich an die schon im Organisations-Entwurfe gegebene Weisung hält. Während aber das dort zu späterer Verwendung empfohlene Büchlein Trendelenburgs allzu große Schwierigkeiten darbietet und den Bedürfnissen der Schuljugend nicht angepaßt ist, hat es der Verf. verstanden, den Lehrstoff in eine für die Schüler verhältnismäßig leicht faßliche Sprache zu übertragen.

Der Verf. behält ferner einerseits den historischen, anderseits den psychologischen Gesichtspunkt im Auge; er knüpft, soweit es angeht, an die Worte des Aristoteles selbst seinen Vortrag, indem er zugleich fortwährend das wirkliche, natürliche Denken berücksichtigt. Wir treffen auch nicht die in andern Lehrbüchern der Logik vorangestellte psychologische Einleitung, die unnötigerweise vieles aus dem Lehrpensum der VIII. Klasse vorausnimmt; der Verf. war vielmehr mit dem besten Erfolge bestrebt, zuerst die Bedeutung der Ausdrücke: denken, Verstand, ratio, λόγος usw. klarzumachen, worauf er die Materien der Logik in sehr geschickter Weise mit der Aufsatzlehre in Zusammenhang bringt. Während die andern in Gebrauch stehenden Schulbücher der Logik m. E. allzu unmittelbar der psychologischen Einleitung die Lehre vom Begriff folgen lassen, beginnt der Verf. seinen 1. Abschnitt mit einer vortrefflichen Charakteristik des Verstandes und des diskursiven Denkens; dann bestimmt er die Begriffe des Allgemeinen, des Wesens, des Grundes, des Notwendigen und das Verhältnis zwischen den „Denkbewegungen" und den realen Vorgängen. Diese sehr belehrenden Erörterungen gehen dem Abschnitt über die „Denkformen" (Begriff, Urteil und Schluß) mit Recht voran. Die sonst übliche Anordnung der Materien hat nämlich m. E. den Nachteil, daß es dem Schüler viel mehr Mühe macht, die Lehre über die Begriffs- und Urteilsklassen zu verstehen und den Nutzen dieser Unterscheidungen einzusehen, wenn sie gleich nach der psychologischen Einleitung besprochen werden: es ist viel zweckmäßiger, wenn es ihm zuerst klargemacht wird, daß es sich in der Logik um die Erkenntnis der Bedingungen handelt, die erfüllt werden müssen, wenn unsere Gedanken mit der Wirklichkeit übereinstimmen sollen. Auch die Abschnitte, welche über die Denkgesetze und Denkoperationen handeln, zeichnen sich durch Klarheit und angemessene Kürze aus. Nur kann es hier zweifelhaft erscheinen, ob es nicht besser wäre, die Lehre von der Definition und der Einteilung mit dem das Wesen des Begriffs erörternden § 10 in unmittelbare Verbindung zu setzen (wie es die Instruktion vom Jahre 1900 auf S. 276 empfiehlt).

Es ist weiterhin dem Verf. gelungen, die Fehler zu vermeiden, von denen die übrigen in den österreichischen Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache in Gebrauch stehenden Lehrbücher der philosophischen Propädeutik nicht freizusprechen sind: sein Lehrstoff ist weniger umfassend als der von Lindner-Leclair und

Höfler-Meinong zusammengestellte und leichter zu bewältigen (obwohl ich voraussehe, daß sich auch in diesem Buche gewisse Abkürzungen als notwendig erweisen werden, s. z. B. S. 83); er enthält auch keine überflüssigen formalistischen Elemente; er schließt sich dem natürlichen Denken und den Bedürfnissen des praktischen Lebens an. Mit vollem Rechte hat der Verf. hie und da auch die Religionslehre berücksichtigt (ohne aber das Gebiet der Metaphysik zu betreten).

Die an passenden Stellen eingestreuten historischen Angaben (s. namentlich S. 90) werden nicht verfehlen, lebhaftes Interesse für die Geschichte der griechischen Philosophie bei der Jugend zu erwecken; die zahlreichen, wohlangebrachten Zitate und Beispiele werden ihren Gesichtskreis erweitern und ihre Sprachkenntnis fördern.

Überhaupt scheint mir das Lehrbuch seine Aufgabe sehr gut zu erfüllen und den Weisungen der Instruktion vom Jahre 1900 zu entsprechen, womit ich aber nicht gesagt haben will, daß nicht so manches mit Bedauern vermißt wird, was in andern (freilich allzu umfangreichen) Lehrbüchern der Logik zu finden ist. Übrigens wird es jedoch dem Lehrer freistehen, einzelne Partien etwas ausführlicher (bei gleichzeitiger Abkürzung anderer) zu behandeln, insofern es die der Logik so knapp zugemessene Zeit erlaubt.

Lemberg. Dr. Alex. Pechnik.

Berühmte Kunststätten. Nr. 7, 8, 9 und 10. Leipzig, E. A. Seemann 1901. 4°. Preis 3 Mk. u. 4 Mk.

Wir hatten seinerzeit Gelegenheit, an dieser Stelle über die in obiger Sammlung erschienenen Bände „Das alte Rom“ und „Pompeji“ zu berichten. Waren uns diese Bücher Führer durch klassische Gebiete der antiken Welt, so interessieren uns die Bände „Brügge und Ypern“ und „Prag“ als Österreicher. Liegen auch die beiden erstgenannten Städte seit langem nicht mehr im politischen Bereiche der Monarchie, so spielen sie doch in der habsburgischen Geschichte, namentlich im XVI. Jahrhundert, eine bedeutende Rolle. Das rein kunsthistorische Moment ist in beiden Städten äußerst fesselnd. Henry Hymans, einer der größten Kenner der Kunst und Kultur Belgiens, das seine Heimat ist, schildert uns die merkwürdig wenig durch frühere Kriege und die moderne Industrie beschädigten Herrlichkeiten der genannten Orte. Dort haben noch ganze Straßen und Plätze völlig das altertümliche Gepräge des späteren Mittelalters bewahrt, jener Zeit, in welcher sie durch Handel und Industrie, speziell durch Tuchweberei, zu Reichtum und Blüte gelangt waren. Heute ist es dort freilich still geworden; trotz verschiedener moderner Neuerungen ist der

Habitus der beiden Städte altertümlich geblieben. Dafür sprechen zunächst in Brügge manche erhaltene mittelalterliche Befestigungen, die berühmten Hallen mit dem Belfried, die spätgotische Kapelle des hl. Blutes, das herrliche Rathaus, der berühmte Kamin mit der Figur Kaiser Maximilians im Justizgebäude, der Ursulaschrein von der Hand Memlings, das Grabmal der Maria von Burgund (1502), die sechzig Jahre später aufgestellte Tumba Karls des Kühnen u. v. a. Die Stadtansichten sind malerisch und kunsthistorisch gleich interessant. Ypern, das noch Ende des XIV. Jahrhunderts 100 000 Einwohner zählte, hat heute kaum 17000, für welche die Stadt mit den geräumigen Straßen und unendlich großen Plätzen viel zu ausgedehnt ist. Die Hallen, d. h. die mittelalterlichen Kaufläden sind hier noch stattlicher als in Brügge. Der monumentalste Kirchenbau ist St. Martin. Auch aus der Barockzeit finden sich sehr schöne Baulichkeiten. — Das Buch zählt 114 Seiten Text und 114 Bilder.

„Prag" hat Prof. Josef Neuwirth bearbeitet, wohl der gründlichste Kenner der böhmischen Kunstgeschichte. Auf 189 Seiten Text, der durch 119 Phototypien illustriert ist, zieht das ganze reiche Kunstleben der Landeshauptstadt seit dem Mittelalter an uns vorüber. Besonders die Zeit Karls IV. ist eingehend berücksichtigt, aber auch das XVII. und XVIII. Jahrhundert sind nicht vernachlässigt. — Beide Bücher bilden eine wertvolle Ergänzung einer jeden Bibliothek.

Siena als Kunststätte hat Frau Dr. Louise M. Richter geschildert auf Grund der älteren Mitteilungen des Vasari und anderer, sowie der modernen Geschichtswerke, besonders von Gregorovius und Davidsohn, sowie der Monographie von Janssen und Cornelius, vor allem aber der Quellenschriften Sienas selbst. Man merkt dem Text überall an, daß dem Geschilderten eine gründliche Autopsie als Basis dient; denn die Verfasserin weilte über ein Jahr in der berühmten Kunststadt. So vermittelt sie dem Leser aufs beste die von ihr selbst tief empfundene Wahrheit der Worte, die den Wanderer vor Porta Camollia in Siena bewillkommnen: „*Cor magis tibi Siena pandit!*" Weit erschließt dir Siena sein Herz! Eine Schilderung der Lage der Stadt und ihrer Geschichte leitet das Ganze ein. Ein großes Kapitel ist dem einzig schönen Dom und den andern gotischen Bauwerken, Kirchen und Palästen gewidmet, ebenso der Bildhauerkunst der Pisanos, die hier so bedeutende Werke schufen. Das nächste Hauptstück handelt von der altsienesischen Malerschule, von Duccio und seinem Dombild, von Simone Martini und von den beiden Lorenzetti. Damit ist das XIII. und XIV. Jahrhundert, die Hauptblütezeit Sienas, charakterisiert. Die eigentlich moderne Persönlichkeit, die die Frührenaissance einleitet, ist in einem besonderen Abschnitte illustriert: es ist der große *Jacopo della Quercia,* den Karl Cornelius in einer 1896 in Halle erschienenen Monographie behandelt hat. Jacopo

ist, um modern zu sprechen, am Beginne des XIV. Jahrhunderts der strammste Secessionist — aber im guten Sinne — der in allem von der vorausgehenden Kunst absieht und vollkommen eigene Wege geht. Er läßt an Größe und Eigenart der Auffassung Michel Angelo voraus ahnen, dem er vielfach geradezu Vorbild war. In der weiteren Schilderung der Frührenaissance und des Endes der sienesischen Kunstblüte treten dann noch vor unser geistiges Auge Vecchietta, Cozzarelli und Pinturicchio, der in den berühmten Fresken der Libreria das Leben des Äneas Sylvius Piccolomini Pius II. malte, endlich Baldassare Peruzzi und Sodoma. Damit sind wir am Beginne des XVI. Jahrhunderts, in der Zeit Raffaels angelangt. Das Buch enthält auf 184 Seiten 152 Abbildungen, zum großen Teil nach neuen photographischen Aufnahmen phototypisch reproduziert.

Wer sich für die Entwicklung der altchristlichen Kunst des V. bis VIII. Jahrhunderts interessiert, muß sich mit der Geschichte Ravennas befassen. Es bildet den klassischen Boden für die Verknüpfung der weströmischen Kunst mit der oströmischen. Gegen die Antike gehalten ist die ravennatische Kunsttätigkeit sowohl in Architektur, als auch in Plastik und Mosaikmalerei eine protzig wirkende, immer barbarischer werdende Verfallsepoche. Wir haben es hier mit der höfischen byzantinischen Kunst auf italienischem Boden zu tun; immerhin aber zeigt sie trotz vieler Anklänge an die Antike große stilistische Eigentümlichkeiten. Für uns Deutsche ist sie in zweifacher Hinsicht von Bedeutung und Interesse: einmal durch die Bautätigkeit Theoderichs des Großen, das anderemal dadurch, daß zahlreiche ravennatische Bauten und ihre Dekoration vorbildlich sind für norditalienische, speziell für longobardische Werke, und dadurch wieder für karolingische jenseits der Alpen, im besonderen für die noch heute erhaltene Kapelle Karls des Großen in Aachen. Mit all diesen Einzelheiten macht uns Walter Goetz in dem X. Heft der „berühmten Kunststätten" bekannt. Der fesselnd geschriebene Text von 134 Seiten ist mit 139 Bildern geschmückt. Er behandelt Ravenna im Altertum, die Zeit der Völkerwanderung, und zwar das Zeitalter der Galla Placidia und Theoderichs. Besonders eingehend ist die Entwicklung der Christustypen im Mosaik der großen Basiliken und Zentralbauten, sowie auf den Sarkophagen in Reliefplastik behandelt. Die Entwicklung der oft stark dekadenten Kapitälformen, der sog. Trapezkapitäle, die auf die reichen, hellenistisch-römisch-korinthischen und Kompositkapitäle zurückgehen, ist eingehend geschildert und illustriert. Für den Literarhistoriker sind die folgenden Kapitel wertvoll. Sie behandeln Ravenna im Mittelalter, sowie Dantes Aufenthalt daselbst und das Asyl, das er bei der berühmten Familie der Polenta findet. Die beiden letzten Abschnitte schildern mit beständiger Berücksichtigung der verhältnismäßig immer geringer werdenden Kunsttätigkeit die Geschichte Ravennas vom XVI. Jahrhundert bis auf die Jetztzeit.

Troppau. Rudolf Böck.

Internationale Bibliographie; Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Arthur L. Jellinek. Erster Jahrgang. 1902. 1. Heft. April 1902. Berlin, B. Behrs Verlag. Preis 10 Mk. jährlich.

Als ein gewissenhaft und gründlich gearbeitetes systematisches Verzeichnis der in die Kunstwissenschaft einschlagenden Erscheinungen des internationalen Schrifttums — die graphischen Künste und das Kunstgewerbe mit eingerechnet — muß das vorliegende 1. Heft dieser zweimonatlich erscheinenden Bibliographie um so willkommener geheißen werden, als es das erste dieser Art ist, dessen Gesichtskreis über deutsche Publikationen hinausreicht und auch die dem Forscher leicht entgehenden, in Zeitschriften, Zeitungen, Vereinsberichten usw. versteckten Aufsätze umfaßt. Daß der Verf. einerseits nur bedeutende Erscheinungen berücksichtigt und die Eintagsliteratur nur vorsichtig heranzieht, andererseits bemüht ist, aus erster Hand zu schöpfen und stellenweise durch knappe Wiedergabe von Kapitelüberschriften einen Blick in den Inhalt der Werke zu gewähren, erhebt seine Arbeit weit über das Niveau bloßer Kompilation. Ein praktischer Vorzug derselben besteht in der Möglichkeit einer raschen Orientierung. Dieser Absicht hat der Verf. auch die strenge Einheitlichkeit des Einteilungsgrundes geopfert. So z. B. erscheinen in dem III. Abschnitte „Kunstgeschichte“ unter Punkt *C.* „Einzelne Städte“ nicht nur die auf die allgemeinen Kunstverhältnisse einer Stadt bezüglichen Erscheinungen, sondern auch solche, die sich auf einzelne Bauten, Denkmäler, Malerschulen, Sammlungen und Ausstellungen beziehen, wiewohl für Baukunst, Skulptur und Malerei besondere Rubriken eröffnet sind: offenbar, um alles zu einem Gesammtbilde des Kunstlebens einer Stadt zu vereinigen.

Eine weitere Unterteilung nach Ländern, Epochen, einzelnen Künstlern, ferner Verweise bei Erscheinungen, die mehrere Gebiete berühren, sowie das in Aussicht gestellte Gesamtregister am Schlusse jedes Bandes schließen beinahe die Möglichkeit aus, ein Werk zu übersehen. Doch wäre m. E. als Überschrift des 2. Abschnittes statt „Kunstlehre“ „Kunsterziehung“ zu setzen, zunächst wegen der Zweideutigkeit dieses Ausdruckes und weil man weder Kunst noch künstlerisches Empfinden lehren kann, dann deshalb, weil z. B. ein Werk wie der S. 24 angeführte Aufsatz „Das Kind als Künstler“ aus dem Rahmen dieses Abschnittes herausfällt. Bei diesem wie bei dem S. 8 unter „Kunstgeschichte“ eingereihten Aufsatze von H. Bonfort: „Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg“ sollte der Verweis auf den 2. Abschnitt („Kunstlehre“) nicht fehlen. Desgleichen vermisse ich unter dem Titel „Kunstgewerbe“ wenigstens einen Hinweis auf die S. 2, bezw. S. 11 angeführten Aufsätze: „Kunstgewerbliche Meisterkurse in Nürnberg“ und „Eine Ausstellung für Kunst im Handwerk“. Th. Fischers Aufsatz „Das Schulgebäude“ (angeführt unter „Baukunst“) würde, da er doch auch pädagogische Interessen berührt, im Falle der Ände-

rung von „Kunstlehre“ in „Kunsterziehung“ im 2. Abschnitte Platz finden, ohne vom Pädagogen übersehen zu werden.

Der große, deutliche Druck erleichtert noch besonders den Gebrauch des Werkes, das nicht nur dem Kunstforscher, sondern auch anderen Kunstinteressenten unentbehrlich werden dürfte, zumal in dem Gesamtregister jedes Bandes auch Verzeichnisse von Reproduktionen einzelner Kunstblätter angekündigt sind.

Radautz. C. Jaskulski.

Lebensbilder aus der Geschichte der Sternkunde. Für die reifere Jugend bearbeitet von Dr. phil. B. Krembs. Mit 8 Figuren. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung 1902. kl. 8°, X u. 177 SS.

Das vorliegende Büchlein will nicht so sehr als ein selbstständiges Werk, als vielmehr als ein Auszug aus größeren Werken und Einzeldarstellungen zur Geschichte der Astronomie angesehen werden. Es enthält einerseits die Biographien, anderseits die Schilderung der Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiete jener Männer, an deren Namen sich der Fortschritt der Astronomie in besonders hervorragender Weise knüpft, das sind: Hipparch von Rhodus, Claudius Ptolemäus, Nikolaus Copernicus, Tycho Brahe, Johannes Kepler, Galileo Galilei und Isaak Newton.

Der Wunsch, dem Verf. im Vorworte Ausdruck gibt, daß in unseren Mittelschulen im höheren Maße als es bisher der Fall ist, die Aufmerksamkeit der Schüler auf die eigentlichen Kulturbestrebungen der Vergangenheit, ihre Gebiete und Ziele, sowie ihre wesentlichen Träger gelenkt werde, ja daß die strebsame reifere Jugend darauf Anspruch erheben kann, daß ihr aus der Geschichte der Wissenschaften mehr als eine nur gelegentliche und oberflächliche Mitteilung zuteil werde, wird wohl allseits als ein wohlberechtigter anerkannt werden, und in diesem Sinne wäre dem Werke eine weite Verbreitung zu gönnen, mindestens sollte es in keiner Schülerbibliothek fehlen. Wünschenswert wäre es nur gewesen, und würde seine Brauchbarkeit im Unterrichte seitens der Lehrer oder seine Verwertung zum Selbststudium seitens der Schüler bedeutend erhöhen, wenn der Verf. nicht bloß, wie er es oft tut, mit schönen Worten die hervorragenden Leistungen jener Männer preisen, sondern hie und da auch durch Figuren oder gelegentliche analytische Entwicklungen ihren Gedankengang erläutern würde. An manchen Stellen, wie S. 13, wo es sich um die Berechnung der Distanzen von Mond und Sonne nach der Methode von Hipparch handelt, S. 55 u. ff., wo die Copernikanische Lehre im Gegensatze zur Ptolemäischen besprochen wird, oder S. 109 bei der Entwicklung der Rechnungen, welche Kepler zur Entdeckung seiner ersten zwei Gesetze über die Bewegung der Planeten führten, macht sich

ein Mangel in dieser Richtung fühlbar, und so bietet das Buch für Schüler der unteren Klassen zu viel, für strebsame Schüler der oberen Klassen, die auch in das Wesentliche der Sache eindringen und sich durch bloße Worte nicht abspeisen lassen wollen, zu wenig. Auch einige Unrichtigkeiten finden sich vor, so S. 11, wo von einem drakonischen statt eines drakonitischen Monates die Rede ist, ebenso heißt es dort: die Bewegung des Mondes in Beziehung auf die Karten statt Knoten; auf S. 54 steht der Satz: „In den Ansichten des Ptolemäus, Philolaus u. a. erkannte Copernikus seine eigene früheste Überzeugung, daß die Erde nicht im Mittelpunkte des Weltalls stehe“ — in demselben ist wohl nur irrtümlich Ptolemäus statt Pythagoras gesetzt. S. 85 spricht von zwei russischen Gelehrten Peters und Ssawitsch, doch ist Peters ein Deutscher (geb. in Hamburg), S. 89 und 90 handelt von der bekannten Prostaphäresis, d. i. der Kunst, ein Produkt in eine Summe oder Differenz zu überführen, einer Kunst, welche besonders in der Trigonometrie vor Erfindung der Logarithmen geübt wurde und in der Gleichung $\cos\alpha \cos\beta = \frac{1}{2} [\cos(\alpha - \beta) + \cos(\alpha + \beta)]$ ihren Ausdruck findet. Zum Schlusse heißt es: gegenwärtig macht wohl niemand von derselben Gebrauch. Das ist nun nicht richtig, im Gegenteil, diese Formel wird jetzt ebenso wie früher benützt, nur entsprechend der Verwendung von Logarithmen bei trigonometrischen Rechnungen — in umgekehrter Anordnung, zu dem Zwecke nämlich, jede Summe oder Differenz in ein Produkt zu überführen. In der Tat ist die obere Formel von Ibn Yunis identisch mit der bekannten und von jedem Sextaner gekannten

$$\cos\varphi + \cos\psi = 2\cos\frac{\varphi + \psi}{2}\cos\frac{\varphi - \psi}{2},$$

in welche sie durch die Substitution

$$\varphi = \alpha - \beta \qquad \psi = \alpha + \beta$$

übergeht.

Karolinenthal. Dr. Oppenheim.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die formalen Stufen und die Praxis im altsprachlichen Unterricht.

I.

Gegenüber den zahllos wiederkehrenden Angriffen auf die wissenschaftliche Pädagogik im allgemeinen[1]), im besonderen auf Zillers Lehre von den formalen Stufen des Unterrichtes fehlt es anderseits nicht an beachtenswerten Aussprüchen anerkannt hervorragender Schulmänner, die, außerhalb der Schule Zillers stehend, dem didaktischen Verfahren nach formalen Stufen ihre Anerkennung nicht versagen. Sie warnen gelegentlich vor Fehlgriffen der Zillerianer, sie tragen aber dabei kein Bedenken, wenigstens jungen Lehrern eine vorsichtige Beachtung der Zillerschen formalen Stufen zu empfehlen. Selbst die von Loebl, dem neuesten Gegner dieses Unterrichtsverfahrens, gegen Herbarts und Zillers Sache vorgeführten Zeugen[2]) sprechen keineswegs gegen die Berechtigung der formalen Stufen an sich, sondern bloß gegen deren engherzige, schablonenhafte Anwendung und Durchführung.

Die Kluft zwischen pädagogischer Theorie und Praxis ist nicht so riesengroß, als es nach den Ausführungen der streitbaren Gegner scheinen mag. Gelingt es, schon in den Schriften eines Platon und eines Aristoteles pädagogische Grundsätze aufzufinden, die an die formalen Stufen erinnern[3]), vermochte Wilk nachzuweisen, daß Galilei vor mehr als 250 Jahren in seinen physikalischen Erörterungen einen wohldurchdachten Plan der Entwicklung eingehalten hat, welcher der Abfolge der formalen Stufen bestens entspricht[4]), so sind dies Beweise aus längst

---

[1]) Vgl. die Besprechung von Wotke, Öst. Mittelsch., 14. Jahrg., 1900, S. 1—11.
[2]) Öst. Mittelsch., 13. Jahrg., 1899, S. 367 ff.
[3]) Wotke, Öst. Mittelsch., 13. Jahrg., S. 354 f.
[4]) 27. Jahrb. d. Ver. f. wiss. Päd., 1895, S. 83—139.

vergangener Zeit, welche dartun, wie sehr gesunde Beobachtung der psychischen Tätigkeit beim Lernen, wie sehr eine gute Ausübung des Lehrberufes uns dem Lehrvorgange nach formalen Stufen näher führt. Ihnen reiht sich Baumeister an, der nach der Darlegung seiner Erfahrungen im Lehramte das Bekenntnis ablegt: Als ich im J. 1884, schon quiesziert, Fricks Musterlektion über den tarentinischen Krieg und Pyrrhus las, merkte ich, daß ich auch schon lange ein wenig Didaktiker nach Herbarts Methode gewesen war"[1]. Auch Dettweiler, welcher nach Loebls Ansicht die pädagogische Theorie und Literatur nicht gerade sehr hoch schätzt[2], erklärt ohne Hehl: „Man braucht nicht Anhänger der sogenannten Formalstufen zu sein, ja sie nicht einmal zu kennen, und kann doch überzeugt sein, daß ein jeder Unterricht und eine jede Unterrichtsstunde für jede Unterrichtseinheit auf die drei Tätigkeiten des Anschauens oder der anschauenden Darbietung, des Denkens, d. h. der Einsicht schaffenden Bearbeitung, und des Übens, d. h. der zur dauernden Aneignung führenden Anwendung zurückzugehen hat"[3]. Derselben Bezeichnungen hatte sich schon vorher der in Zillerschen Kreisen so hoch angesehene Dörpfeld für seine kürzere Zusammenfassung der fünf formalen Stufen bedient[4].

Das regere pädagogische Streben, von dem die in Preußen eingerichteten Gymnasialseminare beseelt sein müssen, wenn sie ihrem Zwecke entsprechen sollen, hat, begünstigt durch den Wortlaut der in den Lehrplänen vom J. 1892 eingeschalteten methodischen Bemerkungen, zu einem Unterrichtsbetriebe geführt, der vielfach an Zillers Unterrichtslehre anklingt. Eine freie und möglichst elastische, nach den verschiedenen Klassenstufen und Unterrichtsgegenständen zu modifizierende Verwendung der sogenannten formalen Stufen war schon im J. 1883 von der Konferenz sächsischer Direktoren als ein sehr fruchtbares Mittel bezeichnet worden, ein systematisches und vertieftes Wissen zu erzeugen und den Schülern zu einer sicheren Herrschaft über den Stoff zu verhelfen[5]. Sind nun wir in Österreich so ganz unberührt geblieben von den Fortschritten der pädagogischen Wissenschaft in Theorie und Praxis, sollte nicht auch bei uns eine Annäherung und Ausgleichung beider Seiten der Pädagogik möglich sein?[6] Die neue Auflage unserer Instruk-

---

[1] Baumeisters Handb. f. Erz. u. Unterrichtsl., 1. Bd., 1. Abtlg., S. XXXIX.

[2] a. a. O. S. 368; vgl. Baumeisters Hdb., 3. Bd., III, S. 3.

[3] a. a. O., IV. S. 30; vgl. S. 81.

[4] Eine kurzgefaßte Orientierung über das Verhältnis der psychologischen Momente der Aneignung zu den formalen Stufen bietet Toischer, Baumeisters Hdb., 2. Bd., 1. Abtlg., S. 87 u. 119 ff.

[5] Verhandl. d. IV. Dir.-Konf. in Sachsen, 1883, S. 153.

[6] Es sei hier bemerkt, daß der Berichterstatter zwar einen Unterschied zwischen wissenschaftlicher Theorie und praktischer Tätigkeit in Sachen der Pädagogik anerkennt, nicht aber die Unterscheidung einer theoretischen und einer praktischen Pädagogik als zweier getrennter Wissenschaften, wie dies in Baumeisters Handbuche durchgeführt ist. Vgl. 1. Bd., 1. Abtlg., S. VIII; 2. Bd., 1. Abtlg., S. 1 f. u. 2. Abtlg., S. 1 f.

tionen liefert in mehrfachen Änderungen des Wortlautes den Beweis, daß auch bei uns ein Fortschritt in der pädagogischen Praxis gemacht worden ist; es sind dies Änderungen in der praktischen Methode, die vielfach auch vom Standpunkte einer streng wissenschaftlichen Theorie aus gebilligt werden dürfen.

Zillers pädagogische Theorie fußt auf unbestreitbaren Tatsachen des Seelenlebens, wie sie seit den ältesten Zeiten durch Erfahrung und Beobachtung bekannt geworden sind, wie sie eine jede empirische Psychologie lehrt, mag auch die metaphysische Erklärung dieser Lebenstatsachen in den einzelnen philosophischen Systemen noch so unsicher und hinfällig sein. Sollte auch Herbarts spekulative Philosophie heute aufzugeben sein, die von ihm und vielen andren vielfach geförderte empirische Psychologie bleibt die eine Grundlage der wissenschaftlichen Pädagogik. Die aus der Erfahrung einzelner oder vieler entspringende Praxis der Pädagogen ist wohl desselben Ursprungs wie die wissenschaftliche Theorie der Pädagogik, wird jedoch von der letztern hinsichtlich der Allgemeinheit und Sicherheit der Lehrsätze weit übertroffen [1]).

Allein es droht die Gefahr, daß die Anhänger der formalen Stufen dieselben in der Schule schablonenhaft gebrauchen; mißglückte Versuche ungeschickter Nachahmer Zillers, unzweckmäßig oder fehlerhaft durchgeführte gedruckte Lehrproben mögen die Berechtigung eines solchen Einwandes scheinbar erweisen. Doch Ziller selbst hebt hervor, nicht an jedem Unterrichtsstoffe seien sämtliche Stufen durchzuführen [2]); fehlerhaft wäre es, würden ohne Rücksicht auf die Erregung der Selbsttätigkeit der Schüler die formalen Stufen zu Trägern von zusammenhanglosen gelehrten Einleitungen und Zusätzen gemacht, wie es in mehreren philologischen Musterlektionen geschieht. Hier verdienen Vogts Ausführungen vollste Beherzigung, daß die formalen Stufen keineswegs Selbstzweck, sondern aus psychischen Bedürfnissen abgeleitete Mittel sind, welche je nach der Verschiedenheit der Vorstellungsinhalte in verschiedener Weise in Anwendung kommen [3]); in gleichem Sinne erörtert Just, daß die formalen Stufen ein äußeres Schema einer psychologischen Entwicklung darstellen, das mit jeder nach der Natur des Unterrichtsstoffes erfolgten Änderung des psychischen Entwicklungsganges modifiziert werden muß [4]). Je nach der Beschaffenheit des Unterrichtsstoffes, je nach der Veranlagung und Vorbildung der Schüler kann eine andre Auswahl oder Reihenfolge der den einzelnen formalen Stufen zugeteilten Übungen und Veranstaltungen des Unterrichtes angemessen sein [5]).

---

[1]) Über das Verhältnis des pädagogischen Theoretikers zum Praktiker verdient die lehrreiche Darlegung Zillers, Allg. Päd., 3. Aufl., S. 39—54, die höchste Beachtung. Vgl. auch Vogt, 31. Jahrb. d. V. f. w. P., 1899, S. 278 ff.

[2]) Allg. Päd., 3. Aufl., S. 291 f.

[3]) 30. Jahrb. d. V. f. w. P., 1898, S. 277.

[4]) Erläuterungen zum 31. Jahrb. d. V. f. w. P., 1900, S. 37; Erl. z. 30. Jahrb., S. 48.

[5]) Vgl. die eingehende Besprechung von Menge, 27. Jahrb. d. V. f. w. P., 1895, S. 234 ff.

Diese Vielgestaltigkeit der formalen Stufen kommt allerdings selbst in den besten der gedruckten Lehrproben nicht recht zum Ausdruck. Letztere sollen ja Idealbilder des Unterrichtes sein; frei von unbeholfenen Versuchen und groben Verstößen der Schüler, erhaben über den konkreten Einzelfall, aus dem heraus sie erwachsen sind, bringen sie mit größerer Strenge das zugrunde gelegte Unterrichtsschema zur Darstellung; wir wollen bei solchen Probeleistungen in dem Streben nach Vollkommenheit immer etwas künstlerisch allseitig Abgerundetes bieten [1]. Es ist durchaus kein Verstoß gegen die wissenschaftliche Theorie, wenn diese aus der Praxis geschöpften Idealbilder, in die Praxis zurückgeführt, zu Umformungen und Vereinfachungen Anlaß geben. Sie heben die Individualität des Lehrers nicht auf, sie bieten vielmehr reichlich Gelegenheit zu selbstständigem pädagogischen Denken und Handeln [2].

II.

Die formalen Stufen können und sollen schon beim ersten Lateinunterrichte, nicht minder beim ersten Unterrichte im Griechischen Anwendung finden. Eine leichte, dem Gedankenkreise der Knaben angemessene, lateinische Erzählung erregt, nach formalen Stufen behandelt, schon in der ersten Lateinstunde das unmittelbare Interesse, das für den erziehlichen Unterricht von so großer Bedeutung ist. Keines der bisher verfaßten lateinischen Übungsbücher genügt jedoch allen Anforderungen, welche ein solches Unterrichtsverfahren zur Folge hat; insbesondere fehlt es an Erzählungen, deren Wortschatz vornehmlich dem sogenannten analytischen Latein angehörte, d. h. den Schülern aus ihrer Muttersprache her bereits bekannt wäre. So mögen denn Einzelsätze mit reichem analytischen Latein, die auch in einem begrifflichen Zusammenhange stehen können, dem Anfangsunterrichte zugrunde gelegt werden. Der einsichtsvolle Lehrer wird ersehen, welche Lehrprobe [3], welches Übungsbuch die für seine Schüler geeignetsten Beispiele enthält: er wird von dem in der Neuauflage der Instruktionen (S. 22) dem Lehrer eingeräumten Rechte Gebrauch machen, die Sätze des Übungsbuches (der Lehrprobe) in einer seinem eigenen methodischen Lehrgange entsprechend geänderten Abfolge mit den Schülern durchzuarbeiten. Der Berichterstatter hat schon vor Jahren sich diese Freiheit gestattet und hiebei in den zur Einübung der ersten lateinischen Deklination bestimmten Sätzen des in formaler Beziehung ausgezeichneten Haulerschen Übungsbuches ein recht brauchbares Material für die formalstufliche Behandlung gefunden.

---

[1] Menge, a. a. O. S. 235.

[2] Literatur über die formalen Stufen, verzeichnet im Progr. des Staatsgymn. zu Eger, 1897, S. 5 und S. 11.

[3] Falbrecht, Zur Methodik des lateinischen Anfangsunterrichtes. Öst. Mittelsch., 10. Jahrg., 1896, S. 272—278; Dettweiler, in Baumeisters Hdb., 3. Bd., III. S. 73; Giercke, Progr. d. k. franz. Gymn. in Berlin, 1897, vgl. Simon, Öst. Mittelsch., 13. Jahrg., 1899, S. 441.

Im Anschlusse an eine, solange der erste Lateinunterricht noch von Einzelsätzen ausgeht, bloß formale Zielangabe, auf welche eine Umschau im Gebiete des analytischen Latein folgen kann[1], werden in der Synthese leicht faßliche, möglichst aus analytischem Latein bestehende lateinische Sätze vorgeführt. In betreff des Vorlesens der Sätze durch den Lehrer, des Lesens, Übersetzens und Konstruierens derselben durch die Schüler, in betreff der Aneignung der Wortformen und der Wortbedeutungen durch deren Ableitung aus den vorgelegten Sätzen stehen die Instruktionen jetzt im wesentlichen auf dem Standpunkte der wissenschaftlichen Pädagogik. Die in einem Satze erkannten Wortformen werden auf der Assoziationsstufe auf die übrigen bereits angeeigneten Wörter übertragen, ähnliche Sätze werden nachgebildet; dies befestigt Wörter und Formen und weckt den Sinn für den lateinischen Satzbau. Der Lehrer hat zu entscheiden, wie viele Formen und Wörter in einer Unterrichtsstunde in diesem beständigen Wechsel von Synthese und Assoziation mit Sicherheit angeeignet werden können. Erst nachdem in der hier kurz geschilderten Weise Wörter und Formen samt ihrer Anwendung im Satze dem lebendigen Sprachbewußtsein eingepflanzt worden sind, wird auf der Systemstufe zur Entwicklung des Paradigmas geschritten[2]. Es ist darauf zu achten, daß neue Wortformen zum erstenmale nur an bereits erworbenen oder dem analytischen Latein angehörenden Wörtern zur Anschauung gebracht werden sollen. Allmählich treten auch fremdartige und schwierigere Wörter in den Sätzen auf; insbesondere ist es die Funktionsstufe, welche, sei es in Einzelsätzen oder in kleinen Erzählungen, eine größere Zahl von Schwierigkeiten zuläßt. Die beiden ersten Abschnitte in dem wegen der Fülle zusammenhängender, dem jugendlichen Geiste kongenialer Lesestücke empfehlenswerten Steiner-Scheindlerschen Lese- und Übungsbuche können nur an dieser Stelle eine methodische Verwertung finden.

Dieses neue, seit Perthes viel geübte, von Schulmännern und Unterrichtsverwaltungen empfohlene, sogen. induktive Verfahren[3], gegen welches noch in neuester Zeit Loebl seinen Spott wendet[4], ist durchaus keine Spielerei, welche die Kasusendungen aus dem Satze erfinden ließe. Der Verstand des Schülers verweilt zunächst bei einem leicht faßlichen, inhaltlich bestimmt ausgeprägten Beispiele, der klare, starke psychische Eindruck wird durch Assoziierung verwandter Fälle gefestigt, und all das wird von den Schülern geleistet. Ein auf diesem Wege gewonnener Vorstellungskomplex muß nachhaltender sein, als wenn außerhalb eines Satzes, ohne klare Anschauung der begrifflichen Funktion

---

[1]) Falbrecht a. a. O.

[2]) Instr., 2. Aufl., S. 22; Falbrecht, a. a. O.; Dettweiler, a. a. O., III. S. 74.

[3]) Lehrpläne und Lehraufgaben, Berlin 1899, S. 29; Instr., 2. Aufl., S. 22 f.; Dettweiler, a. a. O., S. 24 f. u. ö.; Mayer, Öst. Mittelsch., 13. Jahrg., 1899, S. 413.

[4]) Öst. Mittelsch., 13. Jahrg., 1899, S. 8 u. S. 359—362.

eines jeden Kasus ein Paradigma gelernt und dann gedrillt wird. An Drill und gründlicher Einübung fehlt es auch der induktiven Methode nicht; Assoziation und Funktion bieten hiezu in den mannigfachsten Formen reichliche Gelegenheit[1]). Wenn der induktive Weg lang scheint und viel Zeit erfordert, so verbürgt die wohlgeordnete gegenseitige Verknüpfung starker Eindrücke, die auf dem deduktiven Wege viel schwerer erreicht wird, außerdem die detailliertere Verteilung des Lernstoffes und das Interesse der Schüler für den Satzinhalt eine erhöhte Sicherheit der Kenntnisse[2]).

Der induktive Weg ist eine Form des Unterrichtes, die mit Zillers formalen Stufen sich im besten Einklange befindet; allein die wissenschaftliche Pädagogik fordert weder die Induktion noch die Deduktion ausschließlich; die psychologische Methode, von Rothfuchs die apperzeptiv-genetische genannt[3]), schlägt bald den induktiven, bald den deduktiven Weg ein[4]); psychologische Analyse und Synthese sind keineswegs identisch mit der logischen Induktion und Deduktion, noch auch mit der logischen Analyse und Synthese.

Es ist bisher nicht gelungen, dem ersten Lateinunterrichte angemessene kleine Erzählungen zugrunde zu legen; damit jedoch der Charakter des Lateinunterrichtes als Gesinnungsunterrichtes gewahrt bleibe, möge dies möglichst bald und in weitem Umfange geschehen. Die Steiner-Scheindlerschen Lese- und Übungsbücher liefern den Beweis trotz zahlreicher zutage tretenden Unebenheiten, daß durch eine geeignete Abfolge zusammenhängender Lesestücke, die in der Synthese vorzunehmen sind, während Einzelsätze nur auf die Assoziations- und Funktionsstufe gehören, der grammatische Lehrstoff zur sicheren Aneignung gebracht werden kann[5]). Wie dies zu bewerkstelligen ist, zeigen uns, abgesehen von den kurzen Andeutungen über die Behandlung der dritten lateinischen Deklination bei Falbrecht[6]), zwei gediegene Darstellungen, die eine von Mayer, der die dritte lateinische Deklination im Anschlusse an Steiner-Scheindler behandelt[7]), die andere von Lutsch, die lateinischen verba anomala betreffend[8]). Eine größere Berücksichtigung der inhaltlich-sachlichen Behandlung, getrennt von der sprachlichen, mehr analytisches Latein wäre in beiden Fällen wünschenswert; beide Versuche lassen sich ganz leicht auf das Formalstufenschema zurückführen; manches läßt sich vereinfachen, wenn der Lehrer seine Selbständigkeit den Musterlektionen gegenüber zu wahren versteht.

---

[1]) Instr., 2. Aufl., S. 23; Dettweiler, a. a. O., III. S. 106—114

[2]) Vgl. die schöne Verteidigung der Induktion von Thumser, Zur Methodik des altsprachlichen Unterrichtes, 2. Th. Progr. d. Staatsgymn. im VI. Bez. v. Wien, 1900, S. 5—6.

[3]) Bekenntnisse, S. 28 ff.

[4]) Beispiele für die Deduktion: Thumser, a. a. O.; Ziller, Grundlegung, 2. Aufl., S. 295 f.

[5]) Dettweiler, a. a. O., III. S. 62 ff.; vgl. auch Instruktionen, 2. Aufl., S. 24.

[6]) a. a. O.

[7]) Öst. Mittelsch., 13. Jahrg., 1899, S. 415 ff.

[8]) Lehrpr. u. Lehrg., 57. H., S. 86 ff.

III.

Die in den Instruktionen gestellte Forderung eines systematischen grammatischen Unterrichtes in den beiden mittleren Klassen läßt es gegenwärtig als unmöglich erscheinen, die Behandlung des in der lateinischen Lektüre dieser Klassen auftretenden grammatischen Details nach dem von Menge[1]) gewählten Vorgange durchzuführen. Wir sind genötigt, mit Übergehung der grammatischen Assoziationen und Systeme uns auf die Behandlung der historischen Vorgänge und der Antiquitäten zu beschränken; Grammatik und Wortkunde werden nur in der Synthese insoweit berücksichtigt, als es die Interpretation der zu besprechenden Stelle erheischt.

Jede methodische Einheit setzt mit der Angabe des Zieles ein, die so gewählt sein soll, daß die Schüler durch dieselbe angeregt werden, in einer sachlichen Analyse eine betrachtende Musterung ihrer auf den angekündigten Gegenstand bezüglichen Kenntnisse vorzunehmen, ohne daß der Inhalt selbst durch diese Vorbesprechung vorweg genommen werde[2]). Insoferne jedoch eine methodische Einheit, wie es meist der Fall ist, sich über mehrere oder viele aufeinander folgende Unterrichtsstunden erstreckt, muß sie der Leistungsfähigkeit der Schüler entsprechend in inhaltlich abgerundete Teilpensen zerlegt werden[3]), die durch angemessene konzentrierende Übergangsfragen, Teilziele, einzuleiten sind, an die sich je eine kleine, sachliche Analyse anlehnen kann[4]). Ist zu befürchten, daß bereits besprochene grammatische und sprachliche Einzelheiten dennoch während des Lesens nicht leicht genug zur Klarheit gelangen könnten, so darf unter der Voraussetzung, daß in dem zur Besprechung gelangenden Abschnitte nicht zu viele Schwierigkeiten sich häufen, auch eine sprachliche Analyse eingeschaltet werden, die sich auf Wörter, deren Formen und auf die Syntax bezieht[5]). Die hier angedeutete Form der sprachlichen Analyse wurde allerdings von Ziller selbst nicht geübt, der die sprachliche Analyse in den mittleren Klassen mit dem ersten Lesen des Abschnittes verband oder in den höheren Klassen im Falle der Notwendigkeit erst

---

[1]) 19. Jahrb. d. V. f. w. P., 1887, S. 141 ff.; 27. Jahrb., 1895, S. 252 ff., 267 ff., 284 ff.

[2]) Zur Literatur vgl. Progr. d. Staatsgymn. zu Eger, 1897, S. 8 u. 20 f.; Ziele und Analysen: Menge, 19. Jahrb., S. 150, 175; Falbrecht, Öst. Mittelsch., 12. Jahrg., 1898, S. 134; vgl. auch Zeitschr. f. d. öst. Gymn., 1898, S. 868; 31. Jahrb. d. V. f. w. P., 1899, S. 157 ff.

[3]) Dettweiler, a. a. O., III. S. 155, 223.

[4]) Teilziele bei Menge, a. a. O., 1895, S. 236, 247, 261, 265, 270, 276; Falbrecht, a. a. O., S. 135, 143, 145; vgl. Zeitschr. f. d. öst. Gymn., 1898, S. 869, 871, 873, 874.

[5]) Die sprachliche Analyse begegnet zuerst bei Matthias, Lehrprob. u. Lehrg., 4. H., S. 43 ff. (jedoch zu weitgehend), ferner bei Menge, a. a. O., 1887, S. 151 und bei Falbrecht, a. a. O., S. 138; vgl. Zeitschr. f. d. öst. Gymn., 1898, S. 869, 871 f., 873, 874; auch Loebl spricht von ähnlichen grammatischen Vorübungen, Öst. Mittelsch., 13. Jahrg., 1899 S. 13.

nach dem Übersetzen eintreten ließ[1]), es bietet jedoch den Vorteil, daß die auf diesem Wege erörterten Erscheinungen während des Lesens von den Schülern leichter erfaßt werden.

Die Aneignung des neuen, synthetischen Sprachschatzes wird in mancherlei Art bewerkstelligt, durch eingehendes, gemeinsames Präparieren, durch die kürzere Vorpräparation, durch Vokabularien und Kommentare, fast immer verquickt mit dem analytischen Teil[2]). Es ist der Erwägung wert, ob es nicht eine berechtigte Vereinfachung ist, wenn vor dem Lesen die wenigen Wörter und Phrasen, deren Bedeutung die Schüler nicht oder nur schwer ergründen können, ohne deren Kenntnis jedoch die Lektüre stockt, von dem Lehrer kurz angegeben und erklärt werden. Sind die sachliche und sprachliche Analyse, wie auch die wenigen synthetischen Vorbemerkungen nach dem Bedürfnisse der Klasse eingerichtet, dann kann ein durch angemessene Zwischenfragen die Aufmerksamkeit der Schüler lenkendes und kontrollierendes, langsames Vorlesen des Lehrers dazu führen, daß nicht bloß Satz für Satz, sondern ganze Teileinheiten von den Schülern im allgemeinen richtig verstanden werden.

Das Vorlesen durch den Lehrer findet in der Neuauflage der Instruktionen verdiente Beachtung. Nicht bloß das Vorlesen deutscher Lesestücke wird jetzt empfohlen (S. 102), nicht bloß in der ersten Klasse soll jeder lateinische Satz laut und langsam ein paarmal vorgelesen werden (S. 22), sondern auch bei der Vorpräparation höherer Klassen ist Satz für Satz vorzulesen (S. 89)[3]).

Die von dem Berichterstatter zuerst und allein an das Vorlesen des lateinischen Textes angeschlossene rohe Totalauffassung, die Wiedergabe des Inhaltes auf Grund des während des Vorlesens erreichten Verständnisses, wobei die Schüler selbst sich gegenseitig kontrollieren und ergänzen sollen, setzt nach vorausgegangener richtiger Vorbereitung kein Prämium für das leichtsinnige Raten[4]), sie hält den Schüler an, den Blick auf das Ganze zu richten und unter einem Gesamteindrucke die folgende sprachliche und sachliche Zergliederung vorzunehmen; sie ist kein der Theorie zuliebe vorgeführtes Kunststückchen, sie entsprang dem wirklichen Schulleben; verwandt mit Dettweilers Heraushebung des Inhaltes vor dem Übersetzen und Konstruieren nach vorhergegangener Beseitigung von offenkundigen Schwierigkeiten[5]), wurde sie in mehreren Jahrgängen mit Erfolg versucht. Sollte jedoch diese, von Thrändorf als direkte Forderung der allgemeinen Pädagogik be-

[1]) Ziller, Allg. Päd., 3. Aufl., S. 269 f.; ihm folgten Menge im 2. Teile seiner Cäsarpräparationen und Falbrecht, a. a. O., S. 143 ff., wo sie das verkürzte Verfahren anwenden; vgl. Rothfuchs, Beitr. § 59.

[2]) Würdigung der verschiedenen Wege und Anleitungen zum Präparieren bei Loebl, a. a. O., S. 20—23.

[3]) Über die verschiedenen Ansichten betreffs des Vorlesens vgl. Progr. d. Staatsgymn. zu Eger, 1897, S. 17 f.

[4]) Loebl, a. a. O., S. 23 u. 370.

[5]) a. a. O., III. S. 154, 156, 158; IV. S. 81.

zeichnete Übung[1]) zu keinem befriedigenden Ergebnisse führen, sollten sich die ihr entgegenwirkenden Hemmnisse nicht beheben lassen, so müßte sie allerdings unter Verzicht auf die aus ihr entspringenden Vorteile unterbleiben[2]).

Unter dem allenfalls durch nachträgliche analytische und synthetische Bemerkungen berichtigten Eindrucke der rohen Totalauffassung gehen die Schüler je nach der Schwierigkeit des zu übersetzenden Textes und je nach dem Grade ihrer Auffassungsfähigkeit in der Schule unter Anleitung des Lehrers oder zu Hause unter Benützung nicht allzu vielartiger Hilfsmittel[3]) an das Konstruieren und Übersetzen der vorzunehmenden Teileinheit.

Es empfiehlt sich, mit Menge[4]) und Falbrecht[5]) die neue Unterrichtsstunde jedesmal mit der Wiederholung der Zielfrage und mit der anschließenden, durch die häusliche Vorbereitung teilweise geläuterten Totalauffassung zu eröffnen, an welche sich ein maßvolles Abfragen von Vokabeln und Phrasen der neuen Lektion, eventuell auch früherer Lektionen und das konstruierende Übersetzen anreihen. Mancherlei Aufklärungen werden im Verlaufe der Synthese gegeben; um aber den aus der Lektüre sich ergebenden Gewinn zu befestigen, folgt eine vertiefende Betrachtung in onomatischer, grammatischer, stilistischer und sachlicher Beziehung; die synthetische Inhaltsangabe, die Disposition, die Überschrift und die Musterübersetzung haben hier ihre Stelle[6]); über die Reihenfolge und die methodische Durchführung dieser Übungen entscheidet das Bedürfnis eines jeden einzelnen Falles. Eine geeignete Konzentrationsfrage leitet zum nächsten Teilziel hinüber.

Zur Sicherung der durch eine gründliche Lektüre angeeigneten sachlichen und sprachlichen Kenntnisse empfehlen die Instr. (2. Aufl., S. 48) einerseits die Rekapitulation zu Beginn einer jeden Stunde, anderseits nach Vollendung größerer Abschnitte umfangreichere Wiederholungen nach vorausgehender Ankündigung, durch welche das Zerstreute zu einem Gesamtbilde zu vereinigen sei. Die in diesen Worten geforderte Einschiebung einer Assoziations- und einer Systemstufe erstreckt sich auf Sprachliches, Antiquarisches, Metrisches u. dgl., wozu gewiß auch die Charakteristik von Personen und Zeiten u. ä. (S. 47), wie auch Analogien aus andren Autoren und aus andren Unterrichtsgebieten gerechnet werden dürfen. Geschieht die Ankündigung der umfassenden Wiederholung nach dem Vorgange Justs[7]) durch eine Zielfrage[8]), so

---

[1]) Erl. z. 31. Jahrb. d. V. f. w. P., S. 40.

[2]) 31. Jahrb. d. V. f. w. P., 1899, S. 160; Vogt, Erl. z. 31. Jahrb., S. 40.

[3]) Loebl, a. a. O., S. 22.

[4]) a. a. O., 1895, S. 236, 247 u. ö.

[5]) a. a. O., S. 143, 146; vgl. Vogt, Erl. z. 31. Jahrb., S. 38.

[6]) Außer den Arbeiten von Menge, Falbrecht und von dem Berichterstatter vgl. Instr., 2. Aufl., S. 42—47.

[7]) 24. Jahrb. d. V. f. w. P., 1892, S. 284, 290, 291.

[8]) Vgl. Zeitschr. f. d. öst. Gymn., 1898, S. 875; 31. Jahrb. d. V. f. w. P., 1899, S. 175, 197.

reihen sich folgerichtig die geläuterte Totalauffassung und die eingehende Disposition, sachliche und ethische Zusammenstellungen, endlich die fachwissenschaftlichen und die ethischen Systeme an, während die sprachlichen Zusammenfassungen und Übungen meist an anderm Orte ihre Stelle finden. Historische Betrachtungen über den Inhalt des Gelesenen und Vergleiche mit andren ähnlichen Erscheinungen der alten und der neuen Geschichte [1]), für welche unsere Schüler vermöge ihrer durchaus nicht geringfügigen historischen Vorbildung genügend geschult sind [2]), dürften gar wohl im Geiste der österreichischen Instruktionen gelegen sein, ohne daß sie viel Zeit in Anspruch nehmen müßten.

Das hier geschilderte Verfahren stellt an jeden einzelnen Schüler ziemlich hohe Anforderungen; es bezweckt die Erziehung und Gewöhnung zu einer edlen Selbsttätigkeit, schafft aber auch zugleich die Möglichkeit für dieselbe, indem es genau nach den psychischen Voraussetzungen der Selbsttätigkeit reguliert ist. Dem Berichterstatter ist es zweimal nacheinander gelungen, mit Anwendung der formalen Stufen und des induktiven Verfahrens eine Klasse, welche die Zahl von 3—4 vorzüglichen Schülern recht weit überstieg, dagegen an Qualität zum Teile recht gewaltig zurückblieb, mit einem für die gegebenen Verhältnisse guten Erfolge für die folgende Stufe des Lateinunterrichtes vorzubereiten.

Brüx. Eugen Bolis.

Zur Reform des realistischen Unterrichtes am Gymnasium.

Der realistische Unterricht am Gymnasium steht in doppelter Hinsicht dem sprachlichen nach: einmal in dem geringeren Stundenausmaß, dann in der niederen Ausbildung seiner Methodik — einer Folge seiner späteren Einführung in den Gymnasialunterricht. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß beide Umstände in gegenseitiger kausaler Abhängigkeit von einander stehen; die geringere Ausbildung der Methodik wird nicht nur durch das jüngere Alter, sondern auch durch das geringere Stundenausmaß der realistischen Fächer bedingt und umgekehrt ist auch das geringere Stundenausmaß zum Teil mitbedingt durch die noch vielfach mangelhafte Gestaltung dieser Unterrichtszweige.

Es erscheint daher wohl nicht unangemessen, in einem Zeitpunkte, wo die Frage nach einer Neugestaltung unseres Gymnasiums wieder angeregt worden ist, auf die Reformbedürftigkeit des realistischen Unterrichtes nachdrücklich hinzuweisen.

---

[1]) Zeitschr. f. d. öst. Gymn., 1898, S. 875 f.; vgl. auch Menges und Falbrechts Arbeiten.

[2]) Im Jahre 1899—1900 wurden in unserer Tertia nicht bloß die Freiheitskämpfe der alten Germanen gegen die Römer und die der Deutschen gegen Napoleon, sondern auch die der Griechen gegen Philipp als Parallelen zu dem Auftreten des Miltiades angeführt.

Es kann sich natürlich bei einer allgemeinen Erörterung einer Umgestaltung des realistischen Unterrichtes nicht um Fragen der speziellen Didaktik einzelner besonderer Kapitel handeln, und ebenso hätte es nur wenig Sinn, für eine ausgiebige Dotierung der realistischen Fächer mit Stunden zu plaidieren, da ja derlei allgemein gehaltene Auseinandersetzungen erfahrungsgemäß ziemlich wenig Wert besitzen.

Das, was im folgenden angestrebt werden soll, besteht vielmehr nur in dem Vorschlage einer Umgestaltung des Lehrplanes der Mathematik, Naturgeschichte, Physik und Geographie unter Einhaltung des bisherigen Rahmens und Stundenausmaßes, der der Gesamtheit dieser Gegenstände bisnun zugekommen ist. Ganz allerdings läßt sich eine Vermehrung der zur Verfügung zu stellenden Zeit nicht vermeiden; allein dieselbe bleibt so geringfügig, daß sie sich auch ohne Beeinträchtigung andrer Gegenstände durchführen läßt. Man bedenke doch nur das ganz gewaltig größere Stundenquantum, das der Realschüler über sich ergehen lassen muß, namentlich in Ländern mit obligater zweiter Landessprache wie in Mähren.

Inwiefern ist nun der bisherige Lehrplan der realistischen Fächer reformbedürftig? Es dürfte keinem besondern Zweifel unterliegen, daß derjenige der Mathematik es am wenigsten ist und es mag daher billig mit diesem begonnen werden. In welcher Beziehung erscheint nun auch dieser einer Umgestaltung bedürftig?

Wie schon des öfteren hervorgehoben worden ist, bildet zunächst dessen Zwei-, ja Dreistufigkeit einen Stein des Anstoßes. In der Tat, was soll in der Mathematik die zweimalige Vorführung eines Satzes? Entweder wird derselbe das erstemal bewiesen und dann ist er abgetan, oder er kann nicht bewiesen werden und dann gehört er nicht auf diese Stufe. Ein drittes gibt es nicht, man kann einen Satz nicht weniger und dann mehr streng nachweisen. Nun werden aber bei uns die vier Spezies dreimal durchgenommen, in der I. Kl. mit besondern, in der III. Kl. mit allgemeinen und in der V. Kl. nochmals mit allgemeinen Zahlen aber in „streng wissenschaftlicher Form". Ich habe an einer andern Stelle auseinandergesetzt, wie ich mir diesen Unterricht zusammengezogen und mit dem der Gleichungen verknüpft denke[1]).

Einen zweiten wunden Punkt des mathematischen Gymnasialunterrichtes bildet die Elementargeometrie, namentlich auf der Unterstufe. Hier ist es die Methode Euklids, gegen die bereits die schwerwiegendsten Bedenken geäußert worden sind. Daß nach dieser Methode nicht noch mehr Unheil angerichtet werde, erklärt Mach daraus, daß niemand unvorbereitet in die Hände der Pädagogen falle. Der Fehler, der hier begangen wird, rührt wohl daher, daß unser Gymnasiallehrplan von Philosophen entworfen worden ist. Die glaubten nun wohl, zuerst müsse man die allgemeinen Begriffe haben, bevor man auf das Besondere eingehe. Das gerade Gegenteil hievon ist richtig. Philosophische Systeme (metaphysischer Art) beginnen mit den allgemeinsten, obersten Begriffen,

---

[1]) Zeitschr. f. d. Realsch. 1902, 3. Heft, S. 141 ff.

im Unterrichte haben diese aber das letzte zu bilden. Die Begriffe der Geometrie werden nicht durch Anschauung, wie vielfach irrtümlich geglaubt wird, sondern durch Abstraktion gewonnen. Man kann einen Winkel z. B. keinem Kinde zeigen; es sieht zwei Striche, aber keinen Winkel. Es muß somit die Abstraktion in verständiger Weise, Schritt für Schritt eingeleitet und durchgeführt werden. Den Ausgangspunkt bei der Einführung in die Geometrie haben somit die Körper zu bilden. In dieser Weise ist denn auch der einführende Unterricht in die Geometrie im neuen Lehrplan für die Realschule geregelt worden, leider, wie ich glaube, in einer unzulänglichen Weise durch das Stundenausmaß von einer Stunde. In ganz ausgezeichneter Weise ist die Aufgabe einer Einführung in die Geometrie durch ein amerikanisches Lehrbuch gelöst worden, durch die „Observational Geometry" von W. T. Campbell, die von Professor Phillips von der Yale Universität mit einer Vorrede einbegleitet wird, in der auf die hohe Wichtigkeit einer beobachtenden Geometrie für die Schärfung des Beobachtungs- und Auffassungsvermögen der Jugend hingewiesen wird. Das Buch ist sehr reich und glänzend illustriert, nicht etwa mit bloßen Diagrammen, sondern mit Bildern von Vulkanen, Eisbergen, Bahnhofgeleisen, Domen und andern Monumentalbauten, die zur Vorführung der geometrischen Grundgestalten dienen. Eine zweite Serie von Bildern stellt, wie in manchen Experimentierbüchern, Knaben in der Ausführung von Messungen an geometrischen Gestalten dar. Erst eine dritte Serie betrifft die Diagrammzeichnungen, von denen sich immerhin noch manche sehr vorteilhaft durch bessere plastische Ausführung von den in unsern Lehrbüchern üblichen unterscheiden. Hat nun die Einführung in die Geometrie in solcher Weise stattgefunden, so erscheint es gleichfalls unangebracht, den weiteren Fortgang in zwei Stufen aufzubauen, vielmehr könnte sich an den ersten Kurs, der 1—2 Jahre umfassen könnte, sofort, ohne Wiederholungen nötig zu machen, die Oberstufe anschließen. Auch hier wären einige Vereinfachungen möglich. Die Verfasser unserer Lehrbücher pflegen um der lieben Systematik willen jeden noch so selbstverständlichen und überflüssigen Satz eigens anzuführen, damit ja das System vollständig sei[1]. Auch das ist ein Erbstück der philosophischen Schule eines Wolff. Man vergleiche damit die in Vortragsform veröffentlichten Lehrbücher von Hochschulprofessoren, insbesondere die diversen „Leçons" der französischen Mathematiker, der bekannten Meister mathematischen Stils. Wenn diese einen fließenden Vortrag für wissenschaftlich genug erachten, brauchen wohl die Verfasser von Lehrbüchern für den Mittelschulunterricht nicht wissenschaftlicher sein zu wollen.

Ein dritter Übelstand ist die Stundenverteilung in den untersten Klassen. Da Arithmetik und Geometrie auf dieser Stufe ganz verschiedene Gegenstände sind, entfallen auf jeden dieser Gegenstände nur $1^1/_2$ Stunden,

---

[1]) Sehr entschieden gegen die Systematik im mathematischen Unterrichte hat sich auf dem heurigen Münchener Ferienkurse Prof. v. Dyck ausgesprochen.

d. h. weniger als zwei Stunden, die wohl — zumal auf der Unterstufe — als gesetzliches Minimum zu erklären wären, die jedem Gegenstande wegen der nötigen Kontinuität zuerteilt werden müßten.

Andre Wünsche, die betreffs des Mathematikunterrichtes öfters geäußert worden sind, betreffen spezielle Detailfragen. An dem allgemeinen Ziele dieses Unterrichtes dürften nur wenige etwas ändern wollen; der Gegenstand ist nach oben hin ziemlich scharf abgegrenzt. Was nach dieser Richtung hin noch zu erreichen wäre, beträfe die Darlegung der Verwandtschaft zwischen den goniometrischen, der Exponential- und der logarithmischen Funktion, wozu einige Sätze über komplexe Zahlen und Reihen erforderlich wären. Die Hinzufügung dieser Partie würde keine erhebliche Belastung bedingen, wohl aber der Elementarmathematik einen schönen Abschluß geben. Von den besonderen Wünschen wäre noch der von der Voranstellung der Trigonometrie vor die Stereometrie hervorzuheben.

In Anbetracht dessen wäre dem Mathematikunterricht folgender Plan zu unterlegen: In der I. wie in der II. Kl. je zwei Stunden Arithmetik; in der III. Kl. drei Stunden allgemeine Arithmetik und Gleichungslehre; in der IV. Kl. die Fortsetzung der allgemeinen Arithmetik und Gleichungslehre in zwei Stunden und Geometrie in drei Stunden; in der V. Kl. je zwei Stunden Arithmetik und Geometrie, u. zw. in der Arithmetik die Beendigung der allgemeinen Arithmetik (Logarithmen) und die Lehre von den Gleichungen zweiten Grades, in der Geometrie Planimetrie in Verbindung mit Trigonometrie; in der VI., VII. und VIII. Kl. je zwei Stunden, was deshalb ausreichen dürfte, weil hier das Schwergewicht auf die häusliche Arbeit zu verlegen wäre. Im ganzen ergäbe sich also für Mathematik eine Stundenverringerung um zwei Stunden.

Das eigentliche Stiefkind des Gymnasiums ist der naturwissenschaftliche Unterricht, insbesondere der in Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geognosie und Chemie. Hier muß gründlicher Wandel geschaffen werden. Jeder Unterricht muß ein bestimmtes, festgesetztes Ziel haben und dieses kann in Zoologie und Botanik wohl kein andres sein als die Kenntnis der Tier- und Pflanzenarten der Umgebung. Dieses Ziel kann aber auf die bisherige Weise nicht erreicht werden. Was nützt aber dem Jungen die Kenntnis von etwa 100 Arten? Was macht er, wenn er zufällig auf eine Form trifft, die in seinem Buche nicht beschrieben ist? Soll eine Kenntnis der Flora und Fauna der Umgebung überhaupt erzielt werden, ist es durchaus notwendig, daß der Schüler jede Art (mit wenigen Ausnahmen) an der Hand eines Bestimmungsbuches bestimmen kann, die meisten und gewöhnlichsten Arten jedoch auf den bloßen Anblick hin sofort erkenne. Hiezu käme noch die Kenntnis der wichtigsten exotischen Arten. Um dieses Ziel zu erreichen, ist allerdings eine wesentliche Vermehrung der Stundenzahl unausbleiblich. Nachdem es sich aber um einen Gegenstand handelt, der der häuslichen Arbeit sehr wenig zumutet, so dürfte diese Vermehrung nicht gerade besonders schwer fallen. Dabei kann dieser Gegenstand gleichzeitig dem Zeichenunterrichte dienen. Ich würde für denselben fünf Stunden in der I. Kl., vier Stunden in der

II. Kl. vorschlagen. Von einem besondern Unterrichte in der Mineralogie würde ich auf der Unterstufe ganz absehen. Das Verhältnis derselben zum jugendlichen Geiste ist ja ein ganz andres, die Mineralogie befaßt sich ja nur mit selten und in kleinen Exemplaren vorkommenden Formen, ist eine zu rein theoretische Wissenschaft, die größere Vorkenntnisse und ausgebildetes Anschauungsvermögen verlangt.

Diejenige Wissenschaft, die für Knaben dieses Alters am meisten geeignet ist, ist die Chemie. Sie bildet auch, rein theoretisch betrachtet, den natürlichen Anschluß an die beschreibende Naturwissenschaft. Sie abstrahiert von den besonderen Formen der Naturkörper und betrachtet den Stoff allein, aus dem diese zusammengesetzt sind. Dementsprechend wäre sie als Lehre von der materiellen Beschaffenheit der Natur-, aber auch der Kunstkörper zu lehren; d. h. sie müßte die Geognosie, zum Teil die Mineralogie aber auch die Technologie in sich fassen. Wie keine zweite Wissenschaft vermag die Chemie dem jugendlichen Geiste einen Überblick über den Bau des Weltalls zu verschaffen. Sein Blick erweitert sich ungemein, wenn er die Bestandteile kennen lernt, aus dem die Naturkörper wie die Gegenstände des täglichen Gebrauches bestehen. Die Chemie verdient die Zurücksetzung nicht, die sie bisher erleiden mußte, sie legt die eigentlichen ersten Grundsteine für eine Orientierung des Menschen in der Natur. Dazu kommt noch, daß sie sich sehr gut für die Einführung in die experimentierende Methode eignet und die Knaben wie kein zweiter Gegenstand fesselt. Die Selbstbetätigung desselben ist hier zwar nicht mehr so einfach wie in Botanik und Zoologie, deren Material jedem zugänglich ist, aber noch immer weit leichter als in der Physik. Außer der Kenntnis der Beschaffenheit von Natur- und Kunstkörpern, also außer Tier-, Pflanzen-, Mineralchemie, Geognosie und Technologie würde dem chemischen Unterrichte noch die Vorführung einiger physikalischer Erscheinungen zukommen, insbesondere der aus der Wärmelehre und Aërostatik, wogegen ein besonderer einleitender Vorkurs der Physik entfallen könnte. Mit Rücksicht darauf dürfte es sich empfehlen, der Chemie in der III. und IV. Kl. je drei, in der V. Kl. zwei Stunden zuzuweisen[1]).

Die Physik kann gegenwärtig, wie bekannt, mit ihrem Stundenausmaß auf der Oberstufe ihr Auslangen schwer finden; hiezu kommt, daß ihr Stoff beständig wächst und viele sehr wichtige Kapitel schon jetzt kaum gestreift werden können. Ich erinnere nur an die für den angehenden Mediziner so wichtigen Polarisationserscheinungen. Eine Stundenvermehrung ist unausbleiblich, der Ansatz von je drei Stunden für die VI. und VII. Kl. und von zwei für die VIII. Kl. ist wohl als ein Minimum zu betrachten. Die Verteilung könnte etwa so getroffen werden, daß die Statik fester, flüssiger, gasförmiger Körper, die Wärmelehre, theoretische Chemie und die Elemente der Astronomie und Meteorologie der VI. Kl., die Dynamik, Akustik, Optik der VII. und Elektrizität

[1]) Der Unterricht wäre natürlich einstufig zu erteilen.

und Magnetismus, verbunden mit einer Wiederholung früherer Partien der VIII. Kl. zugewiesen würde.

An die Durchnahme der Optik in der VII. Kl. würde sich passend ein mineralogischer Kurs im Ausmaß von zwei Stunden anschließen; die Botanik, die weniger Vorkenntnisse voraussetzt, könnte in der VI. Kl., die Zoologie und Somatologie, die reifere Schüler verlangt, in der VIII. Kl. ebenfalls mit zwei Stunden gelehrt werden, woselbst sie an der Psychologie einen natürlichen Anschluß finden würde.

Der Unterricht in der Geographie erheischt gleichfalls einige Veränderungen. In der I. Kl. verlangt der bisherige Lehrplan, bezw. die Instruktionen vielfach Ungereimtes. So soll mit der Heimatskunde begonnen und eine Spezialkarte der Umgebung des Schulortes im Schulzimmer befestigt werden, allein — das Kartenlesen folgt nach denselben Instruktionen viel später und die Einführung in dasselbe soll planmäßig geschehen. Dann soll gleich zur Betrachtung des Erdganzen übergegangen werden. Hiezu kommt der bereits bei der Geometrie gerügte Fehler: das Beginnen mit den Grundbegriffen. Der geographische Unterricht muß Anschauungsunterricht sein und infolgedessen von der Geographie des Schulortes ausgehen, die hier vorkommenden Terrainformen beschreiben und benennen, ihre kartographische Darstellung lehren usw., kurz es zuerst zum Verständnis der Karte des Bezirkes bringen. Daran hätte sich zu schließen die Behandlung der Karte des heimatlichen Kronlandes, dann die der Karte von Österreich-Ungarn, von Europa und jetzt wäre es erst an der Zeit, über Gestalt der Erde, Verschiedenheit der Jahreszeiten und Zonen u. s. f. sich zu ergehen. Eine kursorische Behandlung der fünf Erdteile könnte immerhin die Betrachtung schließen. Hiefür dürften zwei Stunden ausreichend sein. Je zwei Stunden in der II. bis IV. Kl. könnten eine hinlängliche Kenntnis der wichtigsten Daten verschaffen. Gleichzeitig könnte wohl auf manche Erscheinungen der Geophysik aufmerksam gemacht werden, namentlich nachdem der chemische Unterricht die nötigen Grundlagen geboten. Nichtsdestoweniger muß das Verlangen der Geographen nach einer Vertretung im Obergymnasium als berechtigt anerkannt werden. Bei der Bodenständigkeit der geographischen Wissenschaft dürfte es sich empfehlen, den Unterricht in der physikalischen Geographie und den Elementen der Geologie mit der Geographie von Österreich-Ungarn zu verbinden und hiefür drei Stunden in der VIII. Kl. anzusetzen.

Hiernach würde sich folgendes Schema ergeben:

	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII. Kl.	zus.
Mathematik	2	2	3	5	4	2	2	2	22
Naturgeschichte	5	4	—	—	—	2	2	2	15
Chemie	—	—	3	3	2	—	—	—	8
Physik	—	—	—	—	—	3	3	2	8
Geographie	2	2	2	2	—	—	—	3	11
Zusammen	9	8	8	10	6	7	7	9	64

Der Herstellung größerer Gleichförmigkeit wegen könnte vielleicht die Geographie aus der IV. in die V. Kl. versetzt werden, was sich auch

deshalb empfehlen würde, weil wegen des weiter fortgeschrittenen chemisch-geognostischen Unterrichtes vielmehr auf geophysikalische Momente Bedacht genommen werden könnte.

Diese Verteilung bietet gegenüber der alten, gegen die sie einen Vorsprung von 11½ Stunden hat, eine Reihe von Vorteilen. Die mathematischen Stunden entfallen hauptsächlich auf die Mittelklassen mit Absicht; denn in den untersten begegnet die Mathematik oft Schwierigkeiten der Auffassung, die später von selbst wegfallen, in den oberen ist die Durchnahme zu spät für manche andere Disziplinen, die sie als Hilfswissenschaft benötigen. Ihr Stundenausmaß ist etwas verringert, ermöglicht aber noch bequem die Erreichung des bisherigen Zieles. Die Naturgeschichte erhält in den Unterklassen einen Zuwachs von vier, in den Oberklassen von zwei Stunden und gewinnt damit gleichsam erst ihre Existenzbedingungen, um nicht zu sagen ihr Existenzminimum. Nachdem bei ihr die Hauptarbeit in der Schule liegt, bedeutet der Zuwachs keine besondere Belastung für die Schüler, von denen ja viele dem Gegenstande reges Interesse entgegenbringen. Die Physik verliert auf der Unterstufe vier und gewinnt auf der Oberstufe zwei Stunden; sie scheidet aus der Unterstufe ganz aus und wird im Obergymnasium auf drei Jahreskurse ausgedehnt. Durch ihr Ausfallen auf der Unterstufe wird Raum gewonnen für die Einführung der Chemie, die allerdings zugleich Mineralogie und Physik vertritt. Der Fortschritt in den Naturwissenschaften wird dadurch ein stetiger: zuerst die rein beobachtenden der Zoologie und Botanik, dann die teils beobachtende, teils experimentierende Chemie mit Geognosie und Technologie, dann die abstrakteste Naturwissenschaft, die Physik, und endlich die Anwendungen von Chemie und Physik in der Pflanzen- und Tierphysiologie und in Mineralphysik. Endlich erhält die Geographie, die 3½ Stunden gewinnt, eine angemessene und längst gewünschte Vertretung im Obergymnasium.

Das alles sind Vorteile, die des Opfers von 11½ Stunden, d. h. von wenig mehr als eine Stunde jährlich wert zu sein scheinen. Freilich bliebe noch vieles zu wünschen übrig. Dazu gehörte vor allem die größere Pflege naturwissenschaftlicher Exkursionen und die praktische Beschäftigung des Schülers im botanischen Garten, im chemischen und physikalischen Laboratorium, die das eigentliche Lebenselement naturwissenschaftlichen Unterrichtes ist. Eine unausbleibliche Forderung ist auch die allgemeine Einführung des obligaten Zeichenunterrichtes, mindestens in den unteren Klassen. Das Zeichnen hat ungefähr dieselbe Bedeutung wie eine Sprache; es ist ein für sehr viele Zwecke notwendiges, unentbehrliches Mittel, um seine Gedanken auszudrücken. Außerdem hat es künstlerischen Wert. Und weshalb soll sich denn das Gymnasium in einseitigster Weise damit begnügen, bloß sprachliche (poetische) Kunstwerke vorzuführen? Es frägt sich wohl noch, ob nicht die Poesie den bildenden Künsten gegenüber erst in zweiter Linie zu stellen wäre.

Die Einführung des Zeichenunterrichtes würde nun allerdings eine Einschränkung der übrigen Gegenstände zwar nicht notwendig, aber doch wünschenswert machen. Der naturwissenschaftliche Unterricht in der

I. Kl. könnte eine Stunde abgeben, da er ja durch den Zeichenunterricht wesentliche Förderung zu erwarten hätte. Weitere Konzessionen könnten wohl nur auf Kosten des sprachlichen Unterrichtes erreicht werden. Ob aber hier eine weitere Einschränkung möglich ist, muß wohl den berufenen Faktoren, den Fachleuten, überlassen werden.

Gmunden. Dr. Hans Kleinpeter.

Über die Verwertung der A. Breitnerschen Capsa und Urne im Gymnasialunterrichte.

Was den Werken A. Breitners besonderen Reiz und Wert verleiht, ist die ureigenste Originalität ihrer Gewandung. Bisher nie Geschautes bietet er uns dar; Capsa und Urne sagen uns das.

Breitners Feder entstammt das Epos: „Vindobonas Rose"[1]). Die jugendfrische Dichtung ist eine Verherrlichung Wiens und der Donau, der blauen. Das Werk erschien in Gestalt einer römischen Bücherschachtel, *capsa* oder *scrinium* genannt. Dieselbe ist nach Originalen pompejanischer Wandgemälde und Antiken des Museums Carolino-Augusteum in Salzburg ausgeführt. Auf der Buchausstellung in Antwerpen (1890) wurde das Werk mit dem Diplom der goldenen Medaille preisgekrönt.

Ganz eigenartig ist das Werk: „Literarisches Scherbengericht (Moderner Ostrakismos)"[2]), das sich gegen die moderne Richtung in Literatur und Kunst wendet. Das literarische Scherbengericht ist in Form einer antiken Urne, die aus Papiermaché nachgebildet ist, erschienen. In der Urne liegen fünfzig imitierte Ostraka, braune und schwarze Scherben. Jedes Scherbchen trägt auf der einen Seite einen humoristischen oder satirischen Spruch eines Autors, während es auf der andern Seite meist das Porträt des betreffenden Dichters oder Archäologen aufweist.

Auf der letzten Jahresversammlung des Vereins „Mittelschule für Oberösterreich und Salzburg" in Linz hatte Ref. Gelegenheit, sich mit der Breitnerschen Capsa und Urne eingehend zu beschäftigen; er versprach damals, in der Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien eine kleine Abhandlung über die Verwertung der Breitnerschen Capsa und Urne zu veröffentlichen. Dieses Versprechen sei hiermit eingelöst.

Der Ref. begrüßt mit Freuden die kleinen Kunstwerke Breitners als taugliche Anschauungsmittel im altsprachlichen und geschichtlichen Unterrichte am Gymnasium. Sie veranschaulichen uns ja in wirksamer Weise zwei, wenn auch kleine Gebiete antiken Lebens und dienen so der Realerklärung des Lehrers als willkommener Unterrichtsbehelf. Die

---

[1]) J. Schweitzers Verlag, München.
[2]) Verlag der Hof-Kunstanstalt C. W. Fleischmann in Nürnberg.

Lektüre der Schulklassiker gibt dem Lehrer wiederholt Gelegenheit, Breitners Capsa und Urne zu Demonstrationszwecken zu benützen, um in den Schülern ein rascheres und tieferes Verständnis der betreffenden Stelle anzubahnen. In der Neposlektüre (Epam. 4.), in Ovids Trist. I. 1., in Ciceros Reden pro Archia poeta (9. 21., 11. 26.) und pro Sexto Roscio Amerino (35. 100.), in Horazens Satire I. 4., in Horazens Episteln I. 18., 1. 20. und II. 1. liest der Schüler so viel von Büchern und Schriften und Schreibmaterialien, daß der Lehrer nicht umhin kann, über das antike Buchwesen, über die Buchrolle einige Worte zu sprechen. Geradezu fruchtbare Stellen in dieser Beziehung sind Horazens Satiren I. 4. und I. 10., wo ausdrücklich die capsae genannt werden. An diesen Stellen darf der Lehrer auf ein Anschauungsmittel, wie es die Breitnersche Capsa ist, nicht verzichten, er wird im Gegenteile froh sein, wenn er bei seiner kurzen Sacherklärung mit einer getreuen Nachbildung der antiken Capsa einsetzen kann, um bei den Schülern die klare Anschauung zu fördern und ein tieferes Verständnis herbeizuführen. Auch wenn der Lehrer zu Beginn der Demosthenes- und Sophokleslektüre den Schülern die in der Hoppeschen Sammlung von Bildern zur Geschichte und Mythologie der Griechen und Römer und in der Tempskyschen Schulausgabe befindlichen Nachbildungen des vatikanischen Demosthenes und des lateranischen Sophokles, zu deren Füßen solche capsae dargestellt sind, vorzeigt, wird er Breitners Bücherschachtel gewinnbringend verwerten können.

Breitners Urne findet weiters angemessene Verwendung in der Neposlektüre bei den vitae des Themistokles, Aristides und Cimon, sowie im Geschichtsunterrichte bei dem Kapitel über den Ostrakismos. Da wird sich der Lehrer die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den Schülern die Breitnersche Urne vorzuführen, auf welcher das Figürliche eine Abstimmungsszene beim Scherbengerichte darstellt. Ebenso wird der Lehrer bei seinen Erläuterungen zur Kunst- und Kulturgeschichte des Altertums, namentlich wenn er über die von Töpfern an Tongefäßen ausgeführten Malereien spricht, sowie wenn er über die griechische Gewandung, über den Chiton und das Himation das Notwendige mitteilt, neben der in den Händen der Schüler befindlichen Geschichte des Altertums, welche, wie die von Gindely-Mayer, zahlreiche und brauchbare Abbildungen bietet, auch Breitners Urne erfolgreich verwenden, ohne den Vorwurf auf sich zu laden, die Klippe des Zuviel nicht vermieden zu haben.

Von den beiden genannten Anschauungsobjekten kann Ref. behaupten, daß sie den Zwecken der Schule völlig entsprechen, da sie in tadelloser Form ausgeführt sind.

An einzelnen Anstalten stehen Breitners „Schachtel“ und „Topf“ bereits in Verwendung. Mögen diesen Anstalten sich andere anschließen.

Kremsmünster. Tassilo Lehner.

Fort mit den Schulprogrammen! Von Oberlehrer Dr. Heinrich Müller. Berlin, Otto Gerhardt 1902. 32 SS. Preis 50 Pf.

Das Rufzeichen des Titels schließt eine Forderung in sich, die der Verf. durch eine eingehende Prüfung aller in Betracht kommenden Umstände zu stellen glaubt. Wenn man bedenkt, daß an den höheren Schulen in Preußen der jährliche Aufwand für die Programme gegen 300.000 Mark beträgt, so drängt sich mit Recht die Frage auf, ob eine so hohe Ausgabe durch ein dringendes und dauerndes Bedürfnis gerechtfertigt ist. Dies Bedürfnis ist durch den Inhalt der Schulprogramme selbst deutlich bezeichnet, die Behörden drücken es in ihren Verfügungen aus. Die „Schulnachrichten sollen einerseits dazu dienen, in denjenigen Kreisen, welche an der Wirksamkeit der einzelnen Anstalten besonders beteiligt sind, das Interesse für dieselben rege zu erhalten; anderseits sind sie bestimmt, den vorgesetzten Behörden einen Einblick in die gesammte Organisation und in die einzelnen Einrichtungen jeder Schule zu ermöglichen". — „Den Schulnachrichten soll eine Abhandlung beigegeben werden über einen wissenschaftlichen, dem Berufe des Schulmannes nicht fremden, ein allgemeines Interesse mindestens der gebildeten Stände am öffentlichen Unterrichte im allgemeinen oder an den Gymnasien insonderheit erweckenden Gegenstand, dessen Wahl innerhalb dieser Grenzen der Beurteilung des Verf.s überlassen bleibt." (S. 17.) Einige der behördlichen Verfügungen reichen selbst um acht Jahrzehnte zurück. Inwieweit steht es aber jetzt noch im Interesse der Schule, daß alljährlich die Schulprogramme gedruckt und veröffentlicht werden? — Was zunächst die allgemeine Lehrverfassung betrifft, so ist sie aus den Lehrplänen so bekannt, daß niemand des Programms bedarf, um sich davon Kenntnis zu verschaffen, wer eine genauere Einsicht in dieselbe nehmen will, dem steht der Lehrplan, wie er von der obersten Schulbehörde festgestellt ist, in jeder Buchhandlung für einen geringen Preis zur Verfügung. Was wirklich an die Eltern der Schüler mitteilenswert ist, das wird zweckmäßig ihnen unmittelbar durch die Schüler und dem größeren Publikum außerdem noch durch die Zeitungen bekannt gegeben. Statistische Mitteilungen über den Besuch der Anstalten, die Schülerzahl in den einzelnen Klassen, über das Alter oder die Konfession der Schüler, über den Ertrag des Schulgeldes oder die Höhe der Stipendien u. dgl. haben für Eltern und Publikum weder Nutzen noch Wert. Solche Berichte mögen natürlich und berechtigt gewesen sein zu einer Zeit, wo die einzelnen Lehranstalten ein Sonderdasein führten und ihre Lebenskraft aus dem Interesse des Publikums zogen; in den heutigen Tagen, wo die öffentlichen Lehranstalten der Staat in Verwaltung und Aufsicht übernommen hat, wo mit jedem neuen Lehrplane die „Uniformität" größer wird, wo die Schulleitungen zu regelmäßigen und ausreichenden Berichten verpflichtet sind, besteht offenbar die Notwendigkeit der gedruckten Mitteilungen in gleicher Stärke nicht mehr.

Bezüglich des andern Teiles der Schulprogramme scheint es angezeigt, auf die Absicht der behördlichen Verfügungen noch näher einzugehen. Die den Programmen beigegebenen Abhandlungen sind gleich-

falls für die Eltern der Schüler und das weitere Publikum bestimmt, sie sollen dies Interesse zum Augenmerk nehmen. „Detailuntersuchungen, die dem gewönlichen Schulleben ferneliegen, sind von solchen Abhandlungen auszuschließen; an Gegenständen, die für diesen Zweck der Programme, nämlich eine nähere Verbindung zwischen Schule und Haus herzustellen, geeignet seien, könne es einem Lehrer nicht fehlen. Das Gebiet der Geschichte und Literatur, der Natur und der Kunst bietet unerschöpflichen Stoff dar. Die Scheu, die Wissenschaft zu popularisieren, sollte der Einsicht weichen, daß dies auf die rechte Weise zu tun, auch ein Verdienst und eine Kunst ist. In vielen Fällen würde passenden Mitteilungen aus der Geschichte des betreffenden Landesteiles, der Stadt und der Schule selbst ein allgemeines Interesse entgegenkommen. Nicht selten werden es ferner die besonderen Verhältnisse einer Schule wünschenswert machen, daß eine auf den Unterricht oder die praktische Pädagogik bezügliche Frage eingehend behandelt werde, um auf diesem Wege zu einer Verständigung der Beteiligten beizutragen.“ (21.) Es sei auch hier zugegeben, daß für eine Popularisierung der Wissenschaft auf diesem Wege in früherer Zeit ein Bedürfnis vorlag; ist dies im Ernste heutzutage noch der Fall, wo jede größere Zeitung eine wissenschaftliche Beilage hat, wo es außerdem eine Unzahl wissenschaftlicher und belletristischer Zeitschriften aller Art gibt? Und für den Lehrerstand alle Ehre, die Wissenschaft auf die rechte Weise zu popularisieren: Nur ist nicht einzusehen, wie die Lehrer der höheren Schulen dazu kommen, als Pflicht, ohne Entgelt, eine Kunst üben zu sollen, die doch außer Begabung und Geschick auch Zeit voraussetzt, Zeit und Ruhe, die sie, wie die Dinge augenblicklich liegen, fast nur in der zur Erholung bestimmten Ferienzeit finden. — Wenn ferner die Meinung laut wird, es sei für ältere Lehrer geradezu ein Bedürfnis, die Ergebnisse ihrer Forschungen und ihres Nachdenkens auf diesem Wege in die Öffentlichkeit zu bringen, so sei darauf hingewiesen, daß nicht wenige Universitätslehrer es von vornherein ablehnen, Programmabhandlungen zu lesen, wenn ihnen der Verfasser nicht schon sonst bekannt ist; daß nicht selten Oberlehrer erklären, sie hätten keine Lust, Untersuchungen, an denen sie ihre Freude gehabt, in einem Programme begraben zu sehen; daß endlich bisweilen Programmabhandlungen außerdem noch in Zeitschriften abgedruckt werden. Zum Schlusse nun das Zusammenführen von Schule und Elternhaus, die Verständigung unter den hier Beteiligten. Wer da erfahren hat, wie schwer bisweilen zu einer Verständigung zu kommen ist, in dem einzelnen Falle, wird sich gar nichts versprechen von einer Behandlung allgemeiner Erziehungs- und Unterrichtsfragen in einer Programmabhandlung. Diejenigen, die es angeht und die der Belehrung bedürften, werden sich weder Zeit nehmen noch Lust haben, derlei zu lesen, und diejenigen, denen es um die Erziehungskunst Ernst ist, brauchen es nicht zu lesen, weil ihnen wahrscheinlich gute Bücher, welche den Gegenstand behandeln, nicht unbekannt geblieben sind. Nur der Weg mündlicher Aussprache ist derjenige, der zum Ziele führen kann und wird; wenn nur die Eltern sich gewöhnen, ihn häufiger als es bisher geschieht zu betreten. Es genügt uns keines-

wegs, daß aus Anlaß gewöhnlich unerfreulicher Vorkommnisse der Vater oder die Mutter erscheint, je nach Veranlagung und Stimmung mit verdammt oder zu beschönigen versucht und darum mit den üblichen verbindlichen Redensarten sich empfiehlt, froh, eine unangenehme Sache erledigt zu haben. Die wöchentlichen Sprechstunden der Klassenlehrer sind gar nicht allein für die Eltern der schwächern und unbequemern Schüler bestimmt, sondern alle Eltern sollten wissen, daß sie jederzeit willkommen sind, ja daß ihr Erscheinen gewünscht wird, damit ihnen und der Schule durch Aussprache und Verständigung das Erziehungsgeschäft erleichtert werde, damit für die zu erziehende Jugend zu dem äußeren Pflichtbewußtsein das persönliche Moment unterstützend hinzutreten könne, wenn daheim von der Schule und ihren Gliedern anders als kritisierend und geringschätzig gesprochen wird. Eine Menge von Mißhelligkeiten würde dann teils nicht entstehen, teils im Keime erstickt werden können. Und wenn bei diesen Besuchen die Eltern die Beobachtung machen und die Überzeugung gewinnen, daß die Oberlehrer von heute im allgemeinen gar nicht mehr die Leute sind, denen man am besten im Bogen ausweicht und die man im übrigen mit gutmütig bedauerndem oder mit hochmütigem Lächeln, je nach der Erfahrung, die man auf der Schulbank mit ihresgleichen gemacht hat, zu betrachten sein gutes Recht habe, sondern daß sie mit dem Ernst, den das Amt fordert, Freundlichkeit und Milde und gesellschaftliche Formen zu verbinden wissen, so wird nach und nach manche Voreingenommenheit gegen den Stand schwinden. Wer sollte da wirklich glauben, zur Behandlung solcher Dinge sei der Weg einer geschriebenen Programmabhandlung passender oder führe sicherer zum Ziele?

So werden denn die Programmabhandlungen wohl für die Lehrer selbst bestimmt sein, nicht damit den einzelnen Gelegenheit gegeben werde, nützlich scheinende Ideen zur Nachprüfung in Umlauf zu setzen, sondern um sie „zur ununterbrochenen Fortsetzung ihrer Studien aufzumuntern“. Deswegen wird auch „der Nutzen hervorgehoben, welchen der Autor selbst von einer Beschäftigung hat, die ihn mit den Fortschritten der Wissenschaft in Zusammenhang erhält und davor bewahrt, sein Tagewerk banausisch und gewohnheitsmäßig abzutun“. (26. 27.) Wenn das ehemals nicht bloß in Ausnahmefällen zu befürchten war, so wäre die Nichtachtung, die Unehrlichkeit, die unserem Stande noch immer anhaftet, als Folge früherer Verschuldung begreiflich und erklärlich. Dem sei jedoch wie ihm wolle: heute gibt es einen Lehrerstand, der niemandem dafür Dank weiß, daß ihm allein wegen etwaiger schwächerer Glieder, wie sie in jedem Stande und Berufe sich finden, eine Verpflichtung auferlegt werde, die bei den widerwilligen Elementen nicht zum Ziele führen kann, alle übrigen aber in ihrem Selbstbewußtsein verletzen muß, weil sie durch diese Einrichtung durchaus außerhalb des Kreises der übrigen Beamten mit akademischer Vorbildung sich gestellt sehen. Denn niemandem wird sonst zugemutet, daß er außer in seiner amtlichen Tätigkeit noch direkt einen angeblichen Nachweis dafür erbringe, daß er nicht rastet und nicht rostet. Wir haben dazu täglich

und stündlich Gelegenheit, den Gradmesser unseres wissenschaftlichen Strebens abzulesen, es sind die leuchtenden oder matten Augen der Knaben und Jünglinge, die vor uns sitzen. Das sind die Kreise, vor denen wir Zeugnis ablegen, die uns Gewißheit geben oder Unruhe machen; und nicht die schlechtesten unter uns werden mitunter recht bescheiden vor diesem Richterstuhle. Hier allein liegt die Quelle der Freuden und der Schmerzen des Lehrerberufes. Die Resultate der Gelehrtenarbeit dürfen natürlich dem Erzieher und Lehrer nicht fremd bleiben. Denn Wissenschaft ist die Lebensluft alles höheren Unterrichtes, er stirbt ab, wenn man sie ihm versagt. Wie der Einzelne aber das tut, ob bloß aufnehmend und verarbeitend, oder auch selbst ein wenig oder viel mitschaffend, das muß ihm füglich nach seiner Neigung und Befähigung überlassen bleiben. Den Beweis aber, daß er es nach Kräften tut, liefert keine Programmabhandlung, sondern nur die Berufsarbeit des Tages an der ihm anvertrauten Jugend. So heißt es denn also: Fort mit den Schulnachrichten, fort mit den Abhandlungen!

Was soll nun aber mit dem ersparten Gelde geschehen? Man verwende die Summen für Bibliotheken, u. zw. wesentlich zur Beschaffung der wichtigsten wissenschaftlichen und pädagogischen Zeitschriften. Dies hätte einmal den Vorteil, daß wir leichter als bisher uns auf dem Laufenden erhalten könnten und Lust und Anreiz erhielten, kleine Funde der Beurteilung der Fachgenossen vorzulegen. Dazu kommt noch ein zweiter Vorschlag. Die unerläßliche Voraussetzung für die gedeihliche Wirksamkeit in unserem Amte ist neben der Frische des Körpers die des Geistes in wissenschaftlicher wie pädagogischer Hinsicht. Zur Befriedigung des ersten Bedürfnisses sind die Ferien bestimmt, dem zweiten Zwecke soll die wissenschaftliche Fortbildung dienen, für den dritten aber, zur Verhütung des Starrwerdens im methodischen Betriebe des Unterrichtes, haben wir bisher auch wieder nur Gedrucktes, und das genügt eben nicht. Anschauung ist nötig, sehen müssen wir andere Wege, die darum noch lange nicht auf der ganzen Strecke besser zu sein brauchen; und zur Erreichung dieses Zweckes sollen Studienreisen möglich sein. Für die genannten Zwecke benütze man das ersparte Geld; so wird es Nutzen schaffen und Früchte tragen reichlich.

Wir haben den Verf. seine Sache durch seine Worte führen lassen. Den ernsten Eifer, mit dem dies geschieht, rechtfertigt die Tragweite des Gegenstandes und seine vielfache Verzweigung in Unterricht und Erziehung an den höheren Schulen. Wir sehen ferner, daß auch an diese Seite des Unterrichtswesens der rückende Hebel der Reform in Preußen ansetzt. Und in Wirklichkeit scheint sie sich von selbst zu vollziehen, denn die Schulprogramme, die von den deutschen Anstalten an die österreichischen Mittelschulen im Austausche zukommen, enthalten von Jahr zu Jahr immer seltener die wissenschaftliche Abhandlung. So häufen sich die Schulprogramme mit den Schulnachrichten und statistischen Ausweisen in unseren Programmsammlungen, ein ungenützter Ballast, der für die Jahre aufbewahrt wird. Wir wollen hier auch nicht mit der Antwort zurückhalten, welche der Vorschlag des Verf.s von preußischen Schul-

männern gefunden hat, sie betrifft gerade die wichtigere Hälfte, die Programmabhandlungen. Es ist kein Geringerer als Prof. Friedrich Paulsen, der in einem Artikel „Der höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt" (Preuß. Jahrbücher 61. 1901, S. 486) mit Nachdruck für die Beibehaltung der Programmabhandlungen eintritt. Lebendige Seelen seien wohl wichtigere Dinge als Abhandlungen und Bücher; aber auch das ist wichtig, daß wenigstens das eine oder andere Mitglied eines Lehrerkollegiums in der Wissenschaft selbst steht oder etwas leistet; es gibt der ganzen Schule den Charakter einer Gelehrtenschule und es gibt dem Kollegium die Stellung einer gelehrten Körperschaft. Sind alle nur Lehrer, so sinkt das Niveau der Selbstschätzung und des Ansehens in der Gesellschaft. Beides wirkt auch auf das Verhältnis zu den Schülern zurück: Diese haben eine feine Witterung dafür: der Respekt vor der Gelehrsamkeit ist ein wirksames Moment in der Bestimmung des Geistes der Schule. In gleichem Sinne spricht sich Dr. Hans Morsch in dem Aufsatze „Die Dienstesinstruktionen für Leiter und Lehrer höherer Lehranstalten in verschiedenen Staaten Deutschlands und in Österreich" aus. (Ilbergs Neue Jahrb. f. d. klassische Altertum, Geschichte und Pädagogik, V. 1902. 2. Abteil. 3. S. 146.) Mögen andere akademisch-gebildete Berufsarten das Band mit der Wissenschaft bald zerreißen lassen, ... wir sollen uns freuen, daß wir ein gelehrter Stand sind, wir sollen stolz sein nicht nur darauf, daß wir ab und zu trotz unserer aufreibenden Tätigkeit noch wissenschaftliche Fragen behandeln können, sondern auch darauf, daß man uns dies zutraut, wenn man uns eine geschichtlich ererbte, früher anders aufzufassende, jetzt doch auch in Preußen mild ausgelegte Verpflichtung zu erfüllen anweist. Und man vergesse nicht, daß, so lange wir dies noch tun, so lange wir durch dieses äußere Zeichen den Schülern wie dem Publikum gegenüber unsere Zugehörigkeit zum gelehrten Stande, oder wenigstens unsere Abkunft aus der Gelehrtenwelt dokumentieren, wir in ihren Augen an Ansehen und Würde gewinnen.

Die Einrichtung der Schulprogramme, die Oberlehrer Dr. Heinrich Müller mit allen Wurzeln aus dem Boden der Schule herausnehmen will, berührt, wie oben bemerkt worden ist, auch die österreichischen Mittelschulen näher. Eine teilweise Reform des Programmenwesens an unseren Anstalten ist am II. deutsch-österreichischen Mittelschultage im Jahre 1890 durch ein Referat des jetzigen Landesschulinspektors Dr. K. Tumlirz angeregt worden. (Österr. Mittelschule, IV. 1890, S. 243 ff.) Die Verhandlungen über den Gegenstand berührten ähnliche Punkte, wie sie Oberlehrer Dr. Heinr. Müller in seiner Streitschrift näher ausführt. In dem Für und Wider der Ansichten betonte damals der jetzige Minister für Kultus und Unterricht Exzell. Wilh. Ritter v. Hartel, es sei zu begrüßen, daß der Ref. nicht die Aufhebung des Programmzwanges befürworte. Es wäre dies ein schlechter Dienst für das Gymnasium gewesen, denn dann würden die Programme überhaupt aufgehoben werden. Die Bemühungen der Verff. von Programmabhandlungen sind auch nicht so

gering anzuschlagen, als es von manchem der Redner geschehen ist. Die Programme werden draußen gelesen und haben viel dazu beigetragen, die Vorstellung zu erwecken, daß in Österreich etwas für die Wissenschaft geschieht. Es wäre zu bedauern, wenn das anders werden sollte.

Prag. Dr. Anton Frank.

W. Rein, Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik. V.—VII. Band. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne 1898—1899. Gr. 8°.

Mit dem VII. Bande, einzelnen Nachträgen und einem sorgfältig gearbeiteten systematischen Inhaltsverzeichnisse, hat das epochemachende Werk seinen Abschluß gefunden. Trotz der großen Auflage ist das Buch, wie wir erfahren, bereits vergriffen und es steht eine neue Auflage in Aussicht. Aus diesem Anlasse dürfte im Interesse der guten Sache einige Bemerkungen wohl doppelt begründet erscheinen. — Vor allem möge — die Verdienste Herbarts um die psychologische Begründung der Pädagogik in allen Ehren — der herbartische Standpunkt in jenen Partien, die so oft und so gründlich widerlegt wurden, aufgegeben werden. Vergleicht man die Artikel „Vorstellung“, einzelne Partien über die „Gefühle“ und das „Wollen“, so kann man unter den Bearbeitern recht gut Anhänger Herbarts strenger und milderer Observanz unterscheiden. Ein zweiter Wunsch geht dahin, es möge auf den Stand des Unterrichtswesens in Österreich gebührende Rücksicht genommen werden. Dieser Punkt wurde vom Ref. bereits bei einer früheren Gelegenheit hervorgehoben.

Bei der Durchsicht der drei letzten Bände drängten sich folgende Gedanken auf: Deutsche pädagogische Zeitschriften der Gegenwart. Von österreichischen Blättern ist bloß erwähnt: Zeitschrift für Schulgeographie. Wir fügen noch hinzu: Österreichische Schulzeitung, Wien, III. Bez. — Österr. Schulbote, Wien, Pichler. — Zeitschrift für das österr. Volksschulwesen, Prag und Wien, Tempsky. — Freie Schulzeitung, Reichenberg, herausg. von Legler. — Freie deutsche Schule, herausg. von Rebling, Wien. — Schule und Haus, von Jordan, Wien. — Wegweiser durch die pädagogische Literatur, Wien, Pichler. — Rundschau, Pädagogische Zeitschrift für Schulpraxis und Lehrerfortbildung, herausg. von Mandl, Wien, Lechner & Sohn. — Pädagogischer Literaturbericht für österr. Schulen, von Bornemann, Znaim, Fournier & Haberler. — Mitteilungen des Vereins zur Förderung der Lehrerbildung, herausg. von Sommert, Wien, Sallmayer. — Deutscher Lehrerfreund; Beilage: Pädagogischer Literaturbericht und Schülerbibliothek, Znaim, Fournier & Haberler. — Katholischer Schulfreund; Beilage: Der kath. Jüngling, Wien, Mayer & Comp. — Österr. Bürgerschulzeitung, herausg. von Krapf, Wien, Sallmayer. — Die kath. Volksschule, von Wiedemayer, Innsbruck. Der treue Kamerad, illustr. Lehr- und Lernmittel für Fortbildungsschulen, Teutsch, Bregenz. — Laibacher Schulzeitung, von Hintner, Laibach, Kleinmayer & Bamberg. — Zeitschrift des oberösterr. Lehrervereines,

Linz. — Schlesischer Schulbote, Troppau. — Zentralblatt für das gewerbliche Unterrichtswesen in Österreich, von Müller und Fesch, Wien, Hölder.

S. 228: Parallelgrammatik. — Der Ruf nach Parallelgrammatiken ist gegenwärtig wohl verstummt, aber in der Schulpraxis muß der Unterricht in den einzelnen Sprachen in steter Fühlung bleiben. Den Ausgangspunkt bildet naturgemäß die Muttersprache, die überall, sowohl in der Formen- als Satzlehre in den fremden Sprachen berücksichtigt werden muß. In der griechischen Formenlehre ist auf die gleichartigen Erscheinungen der lateinischen Sprache hinzuweisen und die sicheren Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung müssen entsprechend verwendet werden.

S. 406. Phantasie. — „Die Einbildungskraft ist die veränderte Reproduktion" — dann wäre sie nichts anderes als ein schlechtes Gedächtnis. Bei der abstrahierenden Einbildungskraft (S. 405) ist auf den psychologischen Prozeß der Begriffbildung, bei der Schilderung der Bedeutung der Phantasie (S. 408) auf das Gefühl der Hoffnung hinzuweisen. — S. 411 ff.: Philosophische Propädeutik. — „Philosophie ist der Inbegriff aller eigentlichen wissenschaftlichen Erkenntnis." Am schärfsten hat dies Schiller in seiner akademischen Antrittsrede „Weshalb und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte" zusammengefaßt in der Stelle: „Der philosophische Kopf..." — Aus der Geschichte der Philosophie läßt sich die vorsokratische Philosophie beim Unterricht im Griechischen vortrefflich als Einleitung zur Lektüre Platos vornehmen; denn in den Gedankenverwebungen der neueren Philosophie sind immer Fäden vorhanden, die zu den von den griechischen Philosophen angeregten Problemen zurückführen. — Privatstudium (S. 534): „Man gibt für bestimmte Zeitabschnitte bestimmte Stücke eines Schriftstellers der ganzen Klasse zu lesen auf ....." Der Reiz der Privatlektüre für den Schüler und der ethische Wert derselben besteht aber darin, daß sie eine freie, vom Schüler selbst gewählte Arbeit ist, wenn ihm auch der Lehrer in schulfreier Zeit mit Rat und Tat zur Seite steht. — Reihenfolge (S. 792). Bei den sogenannten rekurrenten Reihen ist der Hinweis auf die Entwicklung der Raumreihen nicht zu übergehen.

VI. Band. S. 54. Salzmann. — Man erwähne die unvergleichlich romantische Lage der Anstalt am Saume des Thüringerwaldes; sie blüht noch heute unter Leitung des Schulrates Dr. Wilh. Ausfeld, eines Nachkommens Salzmanns. — Schmuck der Schulzimmer (S. 130 ff.). Zu erwähnen sind: Bilder für Schule und Haus, Wien, Staatsdruckerei. — Langl, Geschichtsbilder, Hölzl, Wien. — Hoppe, Bilder zur Mythologie und Geschichte, Wien, Graeser. — Langl, Götter- und Heroengestalten, Wien, Hölder. — Seemann, Wandbilder, Leipzig. — Rom, Athen...... par P. Aucler, Librairie Delagrave, Paris. — Forum Romanum, von Spithöver in Rom.

Schriftstellerlektüre (S. 216). „Die Nachahmung griechischer oder lateinischer Perioden bei der deutschen Übersetzung muß (mit Recht) zurückgewiesen werden." Im Deutschen sind dieselben in zwei oder mehrere selbständige Sätze zu zerschneiden; man vgl.: Das Konstruieren

im altsprachlichen Unterrichte, von O. Przygode, Paderborn, Schöningh 1900. Auf die Schwierigkeiten einer gelungenen Prosaübersetzung eines Dichters muß besonders hingewiesen werden; Heine nennt in seiner derben Weise solche Prosaübersetzungen einen „ausgestopften Mondschein". — Schulgarten (S. 389). In der Pflege des Schulgartens durch die Schüler liegt ein wirksames Mittel zur Hintanhaltung des Zerstörungstriebes gegenüber dem Baum- und Pflanzenwuchs im Freien. — Schulprogramme (S. 472 ff.). An den österreichischen Mittelschulen enthält der im Juli erscheinende Jahresbericht außer einer wissenschaftlichen Abhandlung folgende Abschnitte: I. Schulnachrichten über den Lehrkörper und die Fächerverteilung. II. Die Lehrverfassung (Lektüre aus den klassischen Sprachen). III. Die Lehrbücher. IV. Die Themen der Aufsätze in der Muttersprache. V. Die freien Gegenstände. VI. Unterstützung der Schüler (Stipendien, lokales Unterstützungswesen). VII. Vermehrung der Lehrmittelsammlungen. VIII. Ergebnisse der Maturitätsprüfung. IX. Chronik der Anstalt. — Der Programmaustausch mit Deutschland vollzieht sich in der Weise, daß die betreffenden Lehranstalten 391 Programme durch Vermittlung des Unterrichtsministeriums übersenden. — Schulreisen (S. 502 ff.). In Österreich unternimmt in der Regel jede Mittelschule einen gemeinschaftlichen Ausflug unter Begleitung des Lehrkörpers. — Prof. Gallina in Mähr.-Trübau veranstaltet bereits seit 15 Jahren während der Ferialmonate (15. Juli bis 15. September) sogenannte Schulreisen. Das Programm für 1902 ist folgendes: *a*) für Schüler vom 15. Lebensjahre an eine kleine Reise von 13 bis 14 Tagen über Wien, Salzburg, Herrenchiemsee, Kufstein nach Tirol. Die Kosten betragen 130 Kronen, wobei die Fahrt, Verpflegung, Unterkunft, Führerentlohnung mit eingerechnet ist. *b*) Größere Reise für Schüler von 17 Jahren (und darüber) nach München, Oberitalien und Kärnten. Die Kosten sind mit 260 Kronen, die Dauer auf 19 bis 21 Tage berechnet. Beginn der Reisen am 17., bezw. am 2. August. Außer dem Veranstalter nehmen noch andere Lehrer an diesen Schülerreisen teil. — Selbstständigkeit (S. 606): „Der Zufall muß dem Forscher zuhilfe kommen". — Das treffendste Beispiel ist wohl folgendes: Nobel entdeckte den Dynamit, als er Nitroglyzerin in einer gesprungenen Schüssel auf den mit Sand bestreuten Hof tragen ließ und als die Flüssigkeit infolgedessen in den Sand hineinsickerte: das Mittel, Nitroglyzerin in eine feste Masse zu verwandeln, war gefunden. — Schonung der Sinne (S. 637). Hinweis auf die Schonung der Sehkraft der Schüler in Bezug auf Lehrtexte, Landkarten u. dgl. — Spiel und Arbeit (S. 727 ff.). Die Maßformel für mechanische Arbeit ist: $A = p \cdot s$, wobei p die Spannung, s den Erfolg bedeutet; interessant ist, daß „Arbeit" als Quelle dauernden Glücksgefühls den Griechen und Römern fremd war; *πόνος* und *labor* bedeuten eigentlich „Mühsal, Not, Beschwerde". — Sprachentwicklung (S. 787): Die Mundart von Peking hat nur 420 (Kanton 722), lautende Silben, aber vier Töne: 1. Gleichmäßige Betonung, *mā*, Mutter. 2. Rasch steigende Tonlage, *mā*, Hanf. 3. Langsam vom tieferen zu einem höheren Ton steigend, *mā*, Pferd. 4. Fallende Tonlage, *mā*, schelten.

VII. Band, S. 63 ff. Anklänge an die alte Theorie von der Mischung der Säfte oder Elemente im menschlichen Organismus und die dadurch bedingten geistigen Kräfte finden sich noch bei Shakespeare, z. B. Julius Cäsar (Schluß): „Sanft war sein Leben — Und so mischten sich die Element' in ihm — Daß Natur aufsteh'n konnte und der Welt verkünden: Das war ein Mann!" — Überbürdung (S. 183). Ein nicht immer einbekannter Grund der Überbürdung ist die häusliche Überlastung der Schüler mit Unterricht in freien Gegenständen: Musik, französischer, englischer Sprache, mit Tanz-, Fechtstunden u. dgl. — Ungehorsam (S. 249). *aa*) Wenn die Anordnungen unklar... gehalten sind. Die psychologische Erklärung liegt in der Macht, in dem Reiz des dunklen Bewußtseins. — W. Fried. Volkmann R. v. Volkmar (S. 430). Bezeichnend für den Charakter dieses hervorragenden Gelehrten und die Art seines Verkehrs mit seinen Schülern, zu denen der Ref. zählt, war die Veranstaltung sogenannter „philosophischer Zirkel", die in seinem Hause auf der Kleinseite (Insel Kampa) stattfanden. In der liebenswürdigsten Weise unterhielt er sich da mit seinen Schülern über philosophische und schöngeistige Fragen überhaupt. — Vorstellung (S. 466). Gemeingefühl ist die Gesamtwirkung der aus den Lebensprozessen sich entwickelnden Gefühle. — Vorstellungskreis des Kindes (S. 467). Man lasse das Kind solange als möglich Kind sein; je größer die Zahl der Vorstellungen ist, aus denen sich die Begriffe entwickeln, desto klarer und deutlicher sind diese. Die Frühreife ist so oft bloß eine Notreife. — Wahrheit (S. 530 ff.). Gerade in der neuesten Zeit beschäftigt die alte und ewig neue Frage: „Was ist Wahrheit?" die hervorragendsten Geister. Ich erinnere nur an Paul Heyse (Wahrheit?), Ibsen (der Volksfeind; Wenn wir Toten erwachen), Echegaray (Wahnsinnig oder heilig?), Björnson (Fallissement), Ebner-Eschenbach (Unsühnbar), zum Teil auch Dreyer (Probekandidat).

Druckfehler sind folgende aufgestoßen: V. Band, S. 567 *propare* st. *probare*. — S. 570 ἔμμονον st. ἐμμένον. — VI. Band, S. 53 subsummiert st. subsumiert. — VII. Band, S. 63 *melanchole* st. *melaina chole*. — S. 430 Traumreihe st. Raumreihe. — S. 688 γραφειν st. γράφειν.

Das vortreffliche Werk, das fast durchwegs Gelehrte von Ruf zu seinen Mitarbeitern zählt, soll Inventarstück jeder Lehrerbibliothek sein.

Prag. Emil Gschwind.

Pädagogische Literatur.

Gleich trefflich, gründlich und umfangreich wie seine seit 1886 erschienenen Vorgänger, die der Ref. in dieser Zeitschrift besprochen hat, ist der XIV., das Jahr 1899 umfassende Jahrgang der

Jahresberichte über das höhere Schulwesen, herausgegeben von C. Rethwisch. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder) 1900.

Wir erwähnen diesmal besonders, was VI, S. 1 f. über den Wert des Lateinischen gesagt wird, darunter das Urteil Virchows: „Dieses Urteil wiegt ganze Berge von papierenen Protesten gegen die klassischen Studien auf.“ Außerdem sei bemerkt, daß auch im vorliegenden Jahrgange Österreich ausgedehnte Berücksichtigung findet, u. zw. nicht bloß oberflächlich oder gelegentlich, sondern in gründlicher, in Parallele mit der deutschen Literatur gesetzter Verarbeitung. Wir verweisen auf die allgemeine Bemerkung über die Fachtüchtigkeit der österreichischen Lehrer und die gegenwärtige Schulbücher-Literatur VI (Latein) S. 85: „Man kann behaupten, daß die österreichischen höheren Schulen über gute, schön ausgestattete, billige Bücher verfügen, die sich mit den gleichen Erzeugnissen anderer Länder getrost messen können.“ Dabei wird es ohne Rückhalt anerkannt, wenn Österreich den Vorrang hat. So heißt es X (Geschichte), S. 34, daß Österreich auf dem Gebiete der Anschauungsmittel eine führende Stellung schon seit längerer Zeit einnimmt. XII S. 13 f. (s. auch S. 30 f.) wird der österreichischen Rechenmethode bei dem Subtrahieren und Dividieren der Vorzug gegeben.

Hieran sei gereiht:

Dr. P. Stötzner, Das öffentliche Unterrichtswesen Deutschlands in der Gegenwart. Leipzig, Göschensche Verlagsbuchhandlung 1901. 168 SS. Preis 80 Pf. (Nr. 130 der Sammlung Göschen.)

In knapper und übersichtlicher Weise sind die wesentlichen Einrichtungen und gesetzlichen Bestimmungen dargestellt, die gegenwärtig im Deutschen Reiche für das öffentliche Bildungswesen in Geltung sind, u. zw. aufsteigend nach den drei Hauptarten: Volksschule in den einzelnen Bundesstaaten nebst Mittelschule und Fortbildungsschule, das höhere Bildungswesen (Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule, Realschule und die neuesten Einrichtungen: Reformschulen, Höhere Mädchenschule und Mädchengymnasium), endlich das Hochschulwesen (Universität, Technische und andere Hochschulen, Volkshochschule). Man findet da nicht bloß die Schule an und für sich berücksichtigt, sondern auch Angaben über die Gehälter, die Organisation der Lehrkörper, die Relikten-Versorgung usw.

Schule und Leben. Unbefangene Betrachtungen von einem Österreicher. Brünn u. Wien, Karafiat u. S. 1900. kl. 8°, 57 SS.

Die Schrift gehört so ziemlich der nämlichen Richtung an, wie die von uns in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1901, S. 557 f.) angezeigte Abhandlung: „Arbeiterschutz! Warum kein Schülerschutz? Von Pater Familias“. Im übrigen auf jene Anzeige verweisend, heben wir nur einiges hervor. Die Tendenz der Schrift ist durch das Motto gekennzeichnet: Non scholae sed vitae discamus! Non vitae sed scholae discimus. Der ungenannte Verf. bespricht also fast ausschließlich das discere, den Unterricht. Den gegenwärtigen Lehrplan nennt er „unzulänglich, schädlich, ja sinnlos“. Unter den Unterrichtsgegenständen des Lehrplanes ist ihm die

philosophische Propädeutik der einzige, „der im großen Ganzen so bleiben könnte, wie er jetzt betrieben wird". An allen anderen sei viel auszusetzen, am meisten an Latein und Griechisch. Dabei werden, abweichend von den meisten Schriften dieser Richtung, wo die Mathematik in den Himmel erhoben, Latein und Griechisch in die Hölle gestoßen werden, wir Philologen als gleichwertige Kameraden der Mathematiker behandelt, s. das Kompliment S. 7. Die wichtigsten Vorschläge sind: Streichung des Griechischen, Einschränkung von Latein auf ein Drittel der Stundenzahl, viel größere Berücksichtigung der neuesten deutschen Literatur (unter Einschränkung von Klopstock, Lessing, Schiller, Goethe), des deutschen Aufsatzes und Vortrages, Trennung von Geographie und Geschichte und ausgedehntere Behandlung beider Fächer (jedoch der Geschichte nicht nach Jahrzahlen, Orts- und Personennamen, sondern nach Kunst- und Kulturgeschichte), erhebliche Einschränkung der Mathematik, gründlichere Behandlung der Naturwissenschaften (der Physik nicht nach theoretischen Erörterungen, sondern unter Betonung des Praktischen), Behandlung der fremden Literatur, Berücksichtigung der staatlichen, sozialen und wirtschaftlichen Fragen und der Hygiène. Fast als selbstverständlich möchten wir es bezeichnen, daß auch hier manche unrichtige Behauptungen begegnen, z. B. daß keine Herübersetzungen aus Latein und Griechisch vorgeschrieben sind (s. Min.-Erl. v. 30. Sept. 1891, Z. 1786), ferner was S. 22 über die formalistische Behandlung der altklassischen Lektüre gesagt wird, ebenso über die gänzliche Vernachlässigung der Schulvorträge im Obergymnasium, ebenso die Behauptung S. 36, daß Bürger nur durch ein Lob-Sonett charakterisiert sei (der Verf. übersieht, daß der Schüler schon im Untergymnasium vieles kennen lernt und sogar memoriert, so gerade von Bürger: 'Das Lied vom braven Mann' in der III. Klasse, 'Der wilde Jäger' in der IV. Klasse).

Während obige Schrift auf dem Tagesniveau steht und mit modernen Schlagwörtern und Ausdrücken arbeitet, wie: alberne Utopie, Moloch, verknöcherter oder zopfiger Konservatismus und widersinniger Anachronismus, gedankenloses Nachplappern, chinesische Mauer und Mandarinen (das sind wir Professoren), zeigt viel höheres Niveau, große Gründlichkeit und feinen Ton die — ausdrücklich als private Arbeit bezeichnete — Studie von

Dr. Franz R. v. Haymerle, Unser Unterrichts- und Wehrsystem und dessen Rückwirkung auf die Berufswahl. Wien Hölder 1901. 8°, 38 SS.

Soweit die Studie auf das Wehrsystem und die Relation zwischen demselben und dem Unterrichtswesen, ferner auf andere Schulgattungen sich bezieht, glauben wir in dieser Zeitschrift gemäß ihrem Titel von einer Anzeige absehen zu sollen. Die Hauptpunkte, welche sich auf unser jetziges Gymnasium direkt beziehen, sind etwa folgende: Das jetzige Gymnasium vermittelt Wissenschaft und allgemeine Bildung und überschätzt so den Wert des bloßen theoretischen Wissens als eines Univer-

sellen, jedermann Zugänglichen. Sein Programm entsprach 1849 dem Ideale der Zeit und wurde so der Maßstab und Gradmesser der allgemeinen Bildung und das Vergleichsobjekt, dem sich alle anderen Institutionen auf dem Gebiete des Unterrichtes in der Hauptsache zu nähern versuchten, besonders unter dem Einflusse des Berechtigungswesens, in erster Linie zum „Einjährig-Freiwilligen-Präsenzdienste". Seither ist aber die Zeit vielfach eine ganz andere geworden. „Nicht der banale Nutzen, nicht das bloße Wissen an sich, die sich ins allgemeine verflüchtigende Bildung, sondern die Umsetzung des wissenschaftlich entwickelten Gedankens in die Tat, die angewandte Wissenschaft, ist ihr Charakteristikon, der Maßstab ihrer Leistung das positive Können." — Unter den praktischen Vorschlägen seien folgende erwähnt. Der Verf. denkt nicht an Abschaffung der Aufnahmsprüfung an Mittelschulen, wäre aber eher für ein gewisses Provisorium nach der Aufnahme. Für die Unterstufe der Mittelschule fordert er einen gewissen Anschluß an die Behandlung in der Volksschule, einen anderen methodischen Lehrgang und dem entsprechend qualifizierte Lehrkräfte. Nach dem Abschluß der Unter-Mittelschule wäre der Strom der fürs höhere Studium sich nicht Eignenden abzuleiten, u. zw. „in Form einer bestimmten, aber wohlwollenden und instruierenden Belehrung an die Erhalter der Schüler" seitens des Lehrkörpers, der jedoch nicht auf das einzelne Fach, sondern auf den gesamten Eindruck der Veranlagung und Individualität des Schülers bei wohlwollender und objektiver Prüfung das entscheidende Gewicht zu legen hätte. Dieser Vorschlag scheint uns überflüssig; denn diese „Ableitung" erfolgt nach den Erfahrungen des Ref. ohnehin schon jetzt im Sinne des h. Min.-Erl. vom 20. Aug. 1880, Z. 12.050, nach den angegebenen Gesichtspunkten; einen Zwang will auch der Verf. nicht ausgeübt wissen. Ebenso überflüssig scheint uns der S. 35 angedeutete Vorschlag, im Interesse solcher Schüler das Griechische (etwa in die V. Klasse) hinaufzuschieben; denn solche Schüler, welche nicht ins Obergymnasium aufzusteigen gedenken, werden ohnehin schon jetzt ministeriell vom Griechischen dispensiert. Schließlich wird einer, wenn auch vorläufig nur informativen Revision des Berechtigungswesens, bezw. der beim Eintritt in den Dienst der wichtigsten Verwaltungszweige zu stellenden Anforderungen das Wort geredet. Nachdem der Verf. einen Blick auf „Pan-Amerika" geworfen, schließt er mit den Worten: „Nicht der bloße Nutzen, nicht das gelehrte Wissen an sich, die im Existenzkampfe sich behauptende Tat ist die Devise der Zeit, freilich eine Tat, die das reale Leben erfaßt, und deren Wurzeln zugleich im Nährboden der Wissenschaft und Kunst ruhen. Zu dieser Tat, zur Energie des Willens und zum Ernste des Handelns muß man die Jugend erziehen. Wer hiebei der Individualität und ihrer freieren Betätigung Raum schafft, wird im Kampfe Sieger sein; in erster Linie obliegt es den öffentlichen Einrichtungen, dazu zu verhelfen."

Ein „Österreicher" (s. oben) und im tiefsten Kerne teilweise auch Haymerle, ebenso viele andere Schriften verlangen, daß die Schule der Gegenwart fürs praktische Leben vorbereite. Für eine solche Bildung, meinen

die meisten, geben Latein und Griechisch, die „todten“ Sprachen, nichts oder nahezu nichts. Diese Behauptung wird besonders jetzt vielfach bestritten und dagegen der Nachweis geliefert, daß gerade die alten Klassiker nicht bloß formal (was ehemals im Vordergrunde stand), sondern auch sachlich für das Leben der Gegenwart heranbilden. Solche Schriften sind die von uns in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1901, S. 452 ff., angezeigten von Bölte, „Das klassische Altertum und die höhere Schule“ und von P. Cauer, „Wie dient das Gymnasium dem Leben?“ Hieher gehört auch die uns vorliegende Schrift:

Dr. O. Liermann, Politische und sozialpolitische Vorbildung durch das klassische Altertum. Heidelberg, Karl Winter 1901. 8°, 21 SS.

Bei den heutigen Zeitaufgaben sei politische Propädeutik unerläßlich. Hiezu bedürfe aber das Gymnasium keines neuen Unterrichtsgegenstandes, sondern aus den schon vorhandenen Unterrichtsstoffen seien politische und sozialpolitische Gesichtspunkte herauszuheben. Es wird nun im Detail gezeigt, wie im Rahmen des antiken Schrifttums solche Vorbildung geboten werden könne, welche Fülle von Problemen äußerer und innerer Politik bei der altsprachlichen Lektüre (Cäsar, Livius, Sallust, Cicero, Horaz, Xenophon, Herodot, Thukydides, Lysias, Demosthenes, Plato, Aristoteles, Arrian, Plutarch, Polybius) sich ergebe. „Setzen wir, wie die großen Humanisten uns gewiesen, die Antike in Wechselwirkung mit der eigenen Zeit, dann wird das Altertum zur Gegenwart, die Gegenwart zum Altertum, dann werden die toten Sprachen lebende sein.“

Wiederum ein „Gegner des klassisch-philologischen Bildungssystems“ ist:

Dr. G. Baumann, Die klassische Bildung der deutschen Jugend vom pädagogischen und vom deutsch-nationalen Standpunkte aus betrachtet. Berlin, Verlag von O. Salle 1900. 8°, 53 SS.

Der Verf. bestreitet in ausführlicher Darlegung den pädagogischen (nicht den hohen kulturgeschichtlichen) Wert der klassischen Studien. Indem er aber deren hohen kulturgeschichtlichen Wert anerkennt, widerlegt B. im Sinne anderer jetzigen Reformer sich selbst; denn gerade letztere (s. auch unten) verlangen ausgedehnte Berücksichtigung der Kulturgeschichte. — B. befürwortet die Vereinigung der humanistischen und der Real-Mittelschule zu einer einheitlichen Art von Gymnasium, dessen Absolventen an jede Art von Mittelschule sollen übertreten können. Das Unterrichtsprogramm wäre etwa folgendes: In den fünf Unterklassen Religion, deutsche Sprachlehre mit Übungen im schriftlichen Aufsatze, Arithmetik, Erdbeschreibung, Geschichte, Naturkunde, Musik, Zeichnen, Turnen (alles obligat), im IV. Kursus lateinische, im V. griechische Wortlehre; in den vier Oberklassen Religion, Lesung deutscher Klassiker und

der alten Klassiker in Übersetzungen, Übungen im schriftlichen deutschen Aufsatze und im mündlichen freien Vortrage, fremde neuere Sprachen, Mathematik, Physik, Chemie, Geschichte, Musik, Zeichnen, Turnen; im IX. Kursus allgemeine Wissenskunde (Enzyklopädie). — Schlechtes Latein zeigt der Satz S. 18, unrichtig ist die Erklärung von laudavi ebendas. und des deus ex machina S. 24.

Wiederum in den Abgrund der Schrift von „Österreicher“ führt uns:

Dr. O. Aron, Moderne Bildung. Wien, A. Bauer 1901. 8°, 18 SS.

Wenn man eine solche Schrift eines gymnasial Gebildeten liest und so Einblick in seinen Geistesinhalt bekommt, dann möchte man am Gymnasium allerdings schier verzweifeln. Doch trägt nicht auch das beste Weizenfeld Unkraut, und schlossen sich dem Sokrates nicht auch ein Kritias und ein Alkibiades an? Ein Spezifikum dieser Schrift: Böse Bubenstreiche (die zu erzählen der jetzt doch älter Gewordene sich nicht schämt!), Überlistungen der Professoren (wobei wir Gymnasialprofessoren in der Gesellschaft der Universitätsprofessoren erscheinen, s. S. 7). Der Verf. glaubt schon den Klang der Totenglocke des heutigen Gymnasiums zu hören. Das Mittelschulwesen der Zukunft denkt er sich in den Hauptpunkten so: Unterstufe mit dem Lehrstoff der erweiterten Bürger-, bezw. Unterrealschule, also für den fremdsprachlichen Unterricht Französisch. Oberrealschule in vier Jahrgängen: Lehrstoff wie jetzt nebst Geschichte der antiken Literatur in ihren Hauptzügen, Lektüre hervorragender Werke der Griechen in Übersetzungen und Kunstgeschichte mit Anschauungsunterricht. Neue humanistische Schule: Latein und Griechisch (Beginn gleichzeitig, Formenlehre in einem Jahre, sodann drei Jahre Lektüre, hiezu antike Literatur- und Kunstgeschichte). Den weitern Lehrplan der künftigen humanistischen Schule gedenkt der Verf. in einer demnächst erscheinenden Schrift ausführlich darzulegen. Jedoch früher möge er, rät ihm der Ref., Orthographie (der Verf. schreibt Wiederspruch, manigfach, schel, Schabernak, bald Blüte, bald Blüthe), Interpunction, deutsch („lebendiger Vorwurf“ S. 6 ist undeutsch) lernen, ferner an manche seiner allgemeinen Behauptungen (z. B. über die Klausurarbeiten und die Philologen) die Sonde der Logik anlegen, weiter bedenken, ob der gleichzeitige Beginn von Latein und Griechisch und die Absolvierung der ganzen Formenlehre in einem Jahre nicht so viel hieße, als den Teufel durch zwei Beelzebube austreiben, und ob nicht auch über Überbürdung der jetzigen Realschüler geklagt wird u. dgl. m., endlich möge er eine Gesinnung annehmen, die nicht überall nur Schlechtes sieht und selbst das Gute ins Böse verdreht.

„Moderne Bildung“ (wozu auch Unterweisung in der Sozialpolitik gehört), das ist jetzt das Schlagwort. Die meisten, welche es gebrauchen, meinen, die Bildung sei schon eine moderne, wenn Französisch und Englisch statt Latein und Griechisch gelehrt werde. O die oberflächlichen Köpfe! Unter den Obengenannten dringt nur Haymerle tief ein und erklärt, „die im Existenzkampf sich behauptende Tat ist die Devise

der Zeit, freilich eine Tat, die das reale Leben erfaßt" usw., s. oben. Aber welcher Tatenkreis? Und welcher Gesinnung sollen die Taten entspringen? Soll die Tat (wobei doch nicht bloß an Mechanisches zu denken ist) das reale Leben auch dann erfassen, sich also nach ihm richten, wenn es auf Abwegen sich befindet? Das Wort Existenzkampf aber, knüpft es nicht bloß an das Thierische im Menschen als einem Einzelwesen an? Damit ist eine weitere Grundfrage der Bildungsaufgabe berührt: Individualethik und -pädagogik oder Sozialethik und -erziehung? Es ist hier nicht der Ort, auf diese Fragen einzugehen; wir verweisen nur auf ein Buch, in welchem diese Fragen in gründlicher und lichtvoller Weise behandelt sind:

Dr. O. Altenburg, Die Arbeit im Dienste der Gemeinschaft. Eltern und Erziehern unserer deutschen Jugend gewidmet. Berlin, Reuther u. Reichard 1901. 8°, 212 SS. Preis 2 Mk 40 Pf.

Der Verf. fußt einerseits auf scharfer Erfassung des Lebens der Gegenwart in seinem innersten Kerne, anderseits auf ausgebreiteter Kenntnis der Vergangenheit (Juden, Griechen, Römer, Germanen) und sucht einerseits die individualistische und die soziale, ebenso die reale und ideale Weltanschauung, anderseits nach der formalen Seite die Pflicht (Kant) und das Interesse (Herbart) als Erziehungsprinzipien zu vereinen. Aus dem reichen Gedankeninhalte des Buches sei hier einiges angeführt. Die Welt des Egoismus — sie kann nichts weiter als die Hölle auf die Erde rufen. Nicht der zügellos freien, sondern der sittlichen Persönlichkeit muß die Zukunft gehören. Die von dem Ganzheitsbewußtsein durch und durch erfüllte Persönlichkeit ist die sittliche Persönlichkeit. Damit Menschlichkeitsgefühl das Leben hell durchleuchte und wohltuend durchwärme, muß das Studium der Kultur die Grundlage aller Menschheitsgesinnung in unserer Zeit werden. Die Seele des Unterrichtes kann nur das kulturgeschichtliche Interesse sein. Ist Zweck und Ziel des menschlichen Daseins in der Verwirklichung des Idealen oder in der Entwicklung der Wirklichkeit zum Idealen hin gefunden, so gibt es nur ein Mittel, in dem Wirklichkeit und Ideal sich aufs engste berühren, die Arbeit. Was an der Arbeit objektive Tatsache ist, gehört der Wirklichkeit des Lebens an, was an ihr subjektiv ist, die Gesinnungen, gehört dem Ideal an. Ziel der Bildung sind dem Verf. ausgereifte, zu vollster Entfaltung ihrer Individualität gelangte Persönlichkeiten, erfüllt mit und durchdrungen von sozialer Gesinnung. — Der Verf. entwickelt keine neue Schulart mit neuen Lehrstoffen; er zeigt vielmehr nicht selten eingehend, wie der jetzige Lehrstoff, z. B. Homers Odyssee, Tacitus' Germania, Horazens Schriften, zur Darlegung kulturgeschichtlicher Entwicklung verwertet werden kann. An anderer Stelle weist er nach, wie das Multa des jetzigen Gymnasiums die ganze Entfaltung der Individualität wesentlich erschwert und zur Halbheit und Mittelmäßigkeit führt. Da ihm die Arbeit etwas Sittliches ist und zum Wesen des Menschen Sittlichkeit gehört, so erscheint damit auch der Sozialismus, das Verlangen

nach Gleichheit der Güter, widerlegt. — Das interessante und schön geschriebene Buch sei hiermit bestens empfohlen.

Eine solche sittlich-soziale Persönlichkeit können wir Österreicher in einem Manne sehen, dessen 80. Geburtstag am 3. November 1901 gefeiert worden ist, und dessen Wirken und Bedeutung als Philosoph und Parlamentarier uns in einem Schriftchen vorgeführt wird:

Dr. A. Harpf, Darwin in der Ethik. Festschrift zum 80. Geburtstage Carneris. Neue Leobener Buchdruckerei J. H. Prosl u. Comp. 1901. kl. 8°, 23 SS.

Für Carneri liegt die Zusammenfassung der letzten Resultate aller Wissenschaft in deren Anwendung auf das praktische Leben der Tat. Ethik und Politik verschlingen sich ihm harmonisch. Die politische Freiheit kann nach ihm nur auf der moralischen beruhen. Das einzige Mittel aber, dieselbe zu erringen, sei die Aneignung größtmöglicher Geistes- und Herzensbildung. „Wir meinen aber nicht die moderne Bildung, die aus einer Anhäufung der verschiedensten Fertigkeiten und Kenntnisse besteht, die berüchtigte Aufklärung. Unter echter Bildung verstehen wir die gleichmäßige Entwicklung des Herzens und des Kopfes, welche von der niedersten bis zur höchsten Stufe sich ausspricht als die reinste Harmonie zwischen Fühlen und Denken Wollen und Erkennen — die moralische Freiheit."

N. Scheid S. J., Die dramatischen Schüler-Aufführungen. Ein Wort zur Verständigung über die Frage: Lassen sich dramatische Schüler-Aufführungen als Bildungsmittel empfehlen? Hamm i. W., Breer u. Thiemann 1901. 8°, 27 SS. (= Frankfurter Zeitgemäße Broschüren. Band XX, Heft 7.)

Das mit großer Sachkenntnis verfaßte Schriftchen bietet recht gute Orientierung über das zeitgemäße Thema, stellt die geschichtliche Entwicklung der Frage übersichtlich zusammen, sichtet die bisher vorgebrachten Meinungen in besonnener Weise und geht auch auf die Wahl der geeigneten Stücke, sowie auf die Art der Einübung und Aufführung ein. Der Verf. steht auf Seite derjenigen, nach welchen die „Vorteile überwiegen". Zweck der dramatischen Schülerspiele ist ihre bildende Übung.

Dr. H. Schröder, der schon mehrere Schriften über die materielle und äußere Stellung der preußischen Oberlehrer veröffentlicht hat (siehe unsere Anzeige in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1901, S. 450 f.) setzt diese Tätigkeit fort in:

Periculum in mora. Weiteres zur Oberlehrerfrage. 2. Aufl. Schalke in W., Verlag von E. Kannegießer 1901. 8°, 51 SS.

Eine Schrift derselben Gattung ist:

Dr. H. Wermbter, Die höhere Schullaufbahn in Preußen, statistisch beleuchtet. 2. Aufl. Schalke i. W., Verlag von E. Kannegießer 1901. 8°, 66 SS.

In möglichster Knappheit werden die statistischen Tatsachen dargelegt, die über die höhere Schullaufbahn bisher verarbeitet worden sind, u. zw. sowohl über die Vorbereitung (Dauer des Studiums und der praktischen Vorbereitung, Wartezeit) als auch über die Lage der Lehrer im Amte (dienstliche Belastung, Beförderungsaussichten, ideelle und materielle Bewertung im Vergleich zu anderen Beamtenkategorien). Auf Grund der heute geltenden Bestimmungen und Verhältnisse wird geschlossen, daß der Mangel an Kräften in der höheren Schullaufbahn werde chronisch werden, eine schwere Gefahr für das höhere Schulwesen.

Wien. J. Rappold.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Der Jugendspielpark in Kolomea (Galizien).

Aus demselben Anlasse wie der „Kaiser Franz Josephs-Jubiläums-Spielplatz des 2. deutschen Staatsgymnasiums in Brünn“[1]), der eine Ausdehnung von 7000 m^2 besitzt und 8000 *K* gekostet hat, wurde der obengenannte Park begründet, um dessen Zustandekommen sich der Direktor des Staatsgymnasiums mit polnischer Unterrichtssprache daselbst, Schulrat Josef Skupniewicz, das größte Verdienst erworben hat.

Der Park ist in 15 bis 20 Minuten vom Mittelpunkte der Stadt zu erreichen und bedeckt eine Fläche von 30.542 m^2. Diese wurden so verteilt, daß neben vier allgemeinen Spielplätzen, besondere Flächen zugewiesen wurden: dem Pfahlrundlauf, dem Geräteturnen, dem Lawn-Tennis-Spiel und dem Schießen mit der Armbrust. Dieser der Kräftigung und Erholung der Bevölkerung gewidmete Park liegt in sehr schöner Gegend am Pruth, mit herrlicher Aussicht auf die Gebirgskette des hohen Beskid. In der Größe kommt er wohl nur einem Drittel des großartigen Jordanparkes in Krakau gleich, übertrifft ihn aber durch die Einrichtung des Flußbades, während jener nur ein Brausebad im Pavillon besitzt.

Vor dem 50jährigen Jubiläum Sr. Majestät kannte man in Kolomea kein geregeltes Jugendspiel, weil es an geeignetem Spielplatz und Lehrer fehlte. 1897 gab Schulrat Skupniewicz die Anregung zur Gründung eines „Fondes zur Unterstützung der physischen Ausbildung der Jugend“, in der Absicht, durch ihn vor allem einen geeigneten Platz zu beschaffen. Für diesen Gedanken wußte er die Unterstützung einiger Privatpersonen, dann die der städtischen Sparkassa, der Gemeinde, der Bezirksvertretung und des hohen k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht zu gewinnen, welche durch namhafte Spenden den Ankauf des Grundstückes ermöglichten. Dazu hat noch das hohe k. k. Ackerbauministerium die notwendigen Bäumchen und Sträucher aus den staatlichen Forsten (in Peczenizyn) und Private das nötige Fuhrwerk unentgeltlich beigestellt. Aber nur dem Umstand, daß ein großer Teil der Schüler und einige Lehrer bei der Planierung und Bepflanzung des Parkes mitgearbeitet

---

[1]) S. 279 u. f. dieser Zeitschrift 1900.

haben, ist es zu danken, wenn Pavillon, Einfriedung und Einrichtung des Parkes um den Betrag von *K* 11.010·31 hergestellt werden konnten. Trotz der allseitigen Unterstützung wäre diese Wohlfahrtseinrichtung dennoch unausgeführt geblieben, wenn nicht der Herr Direktor die ihm von der städtischen Sparkasse jährlich zur Verfügung gestellte Remuneration von 1200 *K* als Direktor dieses Institutes dem edlen Zwecke durch mehrere Jahre gewidmet hätte! Nur dieser vielseitigen und aufopferwilligen Tätigkeit des Herrn Schulrates ist die endliche Fertigstellung des Jugendspielparkes in Kolomea zu verdanken. Darum bleibt sein Name ebenso für alle Zeiten mit dieser Stätte der Gesundung, der Freude und des Jubels verbunden, wie der Name Jordan mit dem Krakauer Spielpark.

Der Pavillon ist 20 *m* lang und 6 *m* breit. Er enthält Abteilungen zur Aufbewahrung der Turn- und Spielgeräte, eine Zufluchtsstätte bei plötzlich eintretendem Regen und eine Wohnung für den Parkwächter.

Seit der Fertigstellung des Parkes findet eine sehr rege Beteiligung am Jugendspiele statt. Um ihre Leitung nimmt sich besonders Prof. F. Kuš an.

Es ist schon wiederholt ausgeführt worden, welche hohe wirtschaftliche Bedeutung solchen Wohlfahrtseinrichtungen zukommt. Denn nicht nur, daß die Jugend einen edlen Zeitvertreib findet, der sie moralisch und gesundheitlich fördert, es werden auch die Erwachsenen durch sie angeregt, den Ergötzlichkeiten der Kinder beizuwohnen. Ja sie finden mit der Zeit solchen Gefallen daran, daß sie selbst zu ähnlichen Vergnügungen greifen, um sich nach des Tages Mühen in Gottes freier Natur zu erholen. Man kann dann die Wahrnehmung machen, daß einesteils weniger Eltern ihre Kinder in Wirts- und Kaffeehäuser mitnehmen, anderenteils aber viele Kinder ihre Eltern ins Freie locken.

Diese eminent gesundheitliche Tendenz kann durch gesicherte Spielplätze, wo die Spieler von der Polizei nicht fortgejagt werden dürfen, mächtig gefördert werden. Vor 40 Jahren noch war eine solche Sicherung vollkommen überflüssig, da gab es freie und unbenützte Plätze in Fülle; fast jedes Haus hatte einen großen Garten oder einen weitläufigen Hofraum, wo sich die Jugend nach Herzenslust tummeln konnte. Seitdem aber ist der Bodenwert[1]) so enorm gestiegen, daß es begreiflich ist, wenn die Grundbesitzer nun jedes noch so kleine Stück verwerten wollen. Es möge gestattet sein, diese Wertsteigerung durch ein Beispiel zu erläutern. Ein großer Teil des V. Wiener Gemeindebezirkes (Margarethen) oberhalb der Rampersdorfergasse, bezw. Reinprechtsdorferstraße war bis in die Mitte der siebziger Jahre nahezu unverbaut und wurden diese Gebiete von Kunst- und Handelsgärtnern zum Betriebe ihrer Geschäfte verwendet. In dieser Zeit konnten die Gründe als Gartengrund nur mit 3 bis 5 fl. per Quadratklafter verwertet werden. Von da an bis Ende der siebziger Jahre greift die Verbauung dieser Gründe rasch um sich, so daß in kurzer Zeit dort ein neuer Stadtteil entstanden ist. Der Preis der Quadratklafter in dieser Bodenkategorie war 1380 40 fl., 1890 70 fl., 1899 100 fl. bis 150 fl. Diese Gründe erlebten also in diesem Zeitraum eine Steigerung von 3625% ihres ursprünglichen Wertes, wenn man diesen mit 4 fl. pro Quadratklafter annimmt.

---

[1]) Philippovich, Prof. Eugen v., „Wohnungsverhältnisse in österr. Städten, insbesondere in Wien".

Schwarz, Dr. Paul, „Grundwerte der einzelnen Bezirke Wiens in den Jahren 1860—1899". 7. Heft des I. Bandes: „Soziale Verwaltung in Österreich am Ende des 19. Jahrh.". Aus Anlaß der Weltausstellung Paris 1900 herausgegeben. Wien, Deuticke 1900.

Nachdem so private Gärten und Spielplätze verschwunden sind, müssen Gemeinde, Land und Staat zusammenwirken, um öffentliche Erholungsplätze zu schaffen; das ist eine der wichtigsten Forderungen der öffentlichen Gesundheitspflege. Daher ist es mit Freude zu begrüßen, daß bei Schulneubauten auf einen recht großen Hofraum besonderes Gewicht gelegt wird, ohne aber die Schaffung öffentlicher Spielplätze, wie des eingangs erwähnten, aus dem Auge zu verlieren.

Wien. Max Guttmann.

Literarische Miszellen.

Präparationen für die Schullektüre griechischer und lateinischer Klassiker. Begründet von Krafft und Ranke. — 1. H. 51. Präparation zu Platons Protagoras. Von H. Gaumitz. 2. H. 53. Präp. zu Herodot. Buch I—III in Auswahl. Von H. Reiter. 3. H. 57. Präp. zu Thukydides. Buch VI. Von H. Schmitt. 4. u. 5. H. 55 u. 59. Präp. zu Xenophons Anabasis. Buch V u. Buch VI u. VII. Von J. Simon. 6. H. 61. Präp. zu Xenophons Hellenika. Buch I u. II (Ausw.). Von K. Braun. 7. H. 63. Präp. zu Thukydides. Buch VII u. VIII 1. Von H. Schmitt. 8. H. 65. Präp. zu Herodot. Buch VII in Auswahl. Von H. Schmitt. — Hannover, O. Goedel 1901.

Für Leser dieser Blätter sind die Krafft-Rankeschen Präparationen nichts Neues; erscheinen doch schon seit Anfang der achtziger Jahre in ihnen regelmäßig Berichte über dieselben. Die Kritik wandte sich aber meistens nur den jeweils vorliegenden Heftchen zu, ohne auch nur mit einem Worte die Zweckmäßigkeit dieser Lernbehelfe überhaupt zu streifen. Der Frage aber, ob solche Präparationen einem wirklich fühlbaren Bedürfnisse zu Hülfe kommen, sollte nicht ausgewichen werden. Die wenigen Ref., die diese prinzipielle Frage berührt haben, gehen in ihren Meinungen weit auseinander; den Für stehen beinahe ebensoviele Wider gegenüber. Ref. selbst erblickt zunächst in solchen Präparationen, die sich nicht nach jeder Richtung hin auf der Höhe halten, eher ein Hindernis als eine Förderung eines gedeihlichen Unterrichtes. Dies betrifft erstens ihre wissenschaftliche Eignung. Wenn nämlich schon durch sie dem Lehrer sozusagen die Hände gebunden werden — ein Umstand, der hiebei viel zu wenig betont wird, — so sollen sie doch mindestens den Lehrer auch vollkommen zufrieden stellen. Einer minderwertigen Arbeit gegenüber muß und wird der Lehrer seine Autorität geltend machen und so das Vertrauen der Schüler in ihr Hülfsbüchlein erschüttern. Zweitens müssen die Präparationen auch nur dasjenige dem Schüler bieten, dessen er wirklich zu seiner häuslichen Vorbereitung bedarf, aber nicht mehr und womöglich auch nicht weniger. Enthalten sie zuviel, so verleiten sie den lässigen Schüler zur Bequemlichkeit, dem lernfreudigen aber verkümmern sie die Schaffensfreude und machen ihn mißmutig; bei fortgesetztem Gebrauche können sie jeden, selbst den eifrigsten Schüler sogar soweit verführen, daß er das notwendigste Wissen mit der Zeit für nicht notwendig genug hält, um es sich anzueignen. Diesem einreißenden Übel steht der Lehrer nahezu machtlos gegenüber. Anders steht es jedoch mit dem Unterricht, wenn dem Schüler ein Zuwenig an häuslicher Hülfe geboten ist. In diesem Falle kann der Lehrer die etwa bei einzelnen verwöhnten Schülern aufkommende Ungenauigkeit mit Erfolg bekämpfen. Den Ansprüchen der Wissenschaft kann nun eher genügt werden. Die Forderung aber, das richtige Maß in dem Dargebotenen einzuhalten, setzt eine gewiegte Praxis voraus. Wie schwer

es ist der letzteren zu entsprechen, das beweisen auch die hier zur Anzeige gelangenden Heftchen. Die meisten derselben nämlich befriedigen nach dieser Seite hin nicht; sie scheinen ebenso unwissende Schüler vorauszusetzen, wie sie in Wirklichkeit auf der betreffenden Stufe zweifellos nicht vorkommen können und auch nicht vorkommen dürfen. Doch darüber soll im folgenden eingehender gehandelt werden. Hier erübrigt noch die Beantwortung der Hauptfrage, ob nämlich derartige Präparationen wirklich für ein Bedürfnis anzusehen sind. Vorausgesetzt, daß die schon vorweg genommenen Bedingungen erfüllt sind, so kann man die Brauchbarkeit derselben bejahen, jedoch nicht ohne eine gewisse Einschränkung. Die sonst schon, wie Ref. glaubt, über Gebühr betonten Vorteile des Zeit- und Arbeitsersparnisses gibt Ref. zu, trotzdem möchte er nicht ausnahmslos solche Präparationshefte in den Händen der Schüler sehen. Wenn die Lektüre einen schnelleren Fortschritt erheischt zu dem Zwecke, dem Schüler ein größeres Quantum des Lesestoffes zu vermitteln, dann werden aus begrifflichen Gründen diese Büchlein für einen schätzenswerten Behelf angesehen werden müssen. Ebenso können sie den Lehrer bei Einführung der Schüler in einen neuen Autor, besonders wenn dessen Sprache oder Ausdrucksweise letzteren im Anfang Schwierigkeiten bereitet, wirksam unterstützen. Über diesen Vorteilen aber dürfen jedoch die sicherlich berechtigten Forderungen nicht übersehen werden, daß nämlich erstens dem Schüler gelegentlich der Lektüre der Gebrauch der Grammatik und des Wörterbuches geläufig werden müsse — eine Forderung, der die Hülfsbücher geradezu entgegenwirken, — und ferner daß sich der Schüler selbständig durch sein eigenes Denken zu einem immer besseren Verständnis des Autors durchringen soll. Wenn also der Schüler in die Lektüre eines neuen Autors eingeführt worden ist, dann darf sich bei Fortsetzung derselben seine häusliche Vorbereitung nur auf die Grammatik und das Lexikon stützen. Nach erlangter Sicherheit im Gebrauche dieser Hülfsmittel und nach gewonnener Fertigkeit in der Auffassung des Lesestoffes trotz der ausschließlichen Beschränkung auf dieselben möge der Schüler gedruckte Präparationen benützen, besonders da es dann auch angezeigt erscheint, seine Freude an der Lektüre durch ein beschleunigteres Tempo zu erhalten und zu erhöhen. Im übrigen kann ein methodischer Unterricht die Notwendigkeit solcher Hülfsbücher auf ein Minimum herabsetzen, wenn nämlich der Lehrer einen kleinen Rest der Unterrichtsstunde dazu benützt, den Schülern die ihm notwendig scheinenden Winke für ihre häusliche Vorbereitung zu erteilen.

Von dieser allgemeinen Einleitung glaubte Ref. hier nicht absehen zu dürfen, zumal er bei Durchsicht der oben angeführten Hefte zur Überzeugung kam, daß ihre Anlage gewisse feste Gesichtspunkte vermissen läßt. Aus diesem Mangel eines feststehenden Planes mag es sich auch erklären, daß der wirkliche Wert der einzelnen Hefte trotz ihres nahezu gleichen Preises sehr verschieden ist.

Die meisten derselben sind, wie schon erwähnt, für eine geradezu undenkbare Qualität von Schülern berechnet. So finden sich in Nr. 6 (H. 61) die einfachsten, geläufigsten Vokabeln, die gangbarsten Wendungen und besonders Präpositionen verzeichnet, u. zw. nicht etwa nur einmal, sondern immer und immer wieder dieselben bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Schülern von der Art, wie sie dem Verf. dieses Heftes vorschweben, müßte ein Versehen, ähnlich dem, das zu II 4, 11 zu lesen ist, *ἐπὶ πεντήκοντα ἀσπίδων* „vierzig Hopliten tief" wahrlich verhängnisvoll werden. Der Lehrer muß bei Durchsicht dieser Präparation nahezu an dem Erfolge seiner Mühe irre werden. Sollte wirklich das Erträgnis derselben so gering sein, so müßte er, wenn er auch noch so sehr von dem hohen Zwecke, den der Unterricht im Griechischen verfolgt, durchdrungen ist, doch lieber für die Abschaffung des Griechischen plaidieren. Zum Glücke ist es aber doch noch nicht so weit gekommen.

Daß dieses Heft auch hie und da die nötige Genauigkeit vermissen läßt, lehre folgendes Beispiel: Ὁρμάω steht im intransitiven Sinne I 3, 2; 6, 20; II 1, 2. Bei jeder Stelle findet sich die Bedeutung des Wortes angegeben, aber in nachstehender Weise: I 3, 2 „ὁρμάω antreiben, ὁρμάομαι aufbrechen"; I 6, 20 „ὁρμάω (cf. 3, 2) anregen, in Bewegung setzen; intr. sich in Bewegung setzen, aufbrechen"; II 1, 2 „ὁρμάω sich in Bewegung setzen, eilen". Ein Grund aber, so die Bedeutungsangaben zu modifizieren, liegt nicht im Wortlaut der betreffenden Stellen.

Nicht günstiger kann das Urteil über Nr. 4 (H. 55) lauten. Ref. kann sich gar nicht denken, wie man einem Schüler die Lektüre des Xenophon zumuten kann, dem Wörter, bezw. Formen und Etymologien wie φίλος, ἥδομαι, ὡς τάχιστα, πολέμιος, σῴζω, δύναμις ἡ (δύναμαι), δικαίως (adv. zu δίκαιος), ἧττον (neutr. zu ἥττων, adv.), πλέω, τρέφω, ἑκών, θᾶττον compar. zu ταχύς, ὗς (= σῦς, vgl. süs Sau), εὐρύς, ἐάω, δεξιός, μεῖον compar. zu μικρός und noch viele andere ähnliche unbekannt sind. Angaben solcher Wörter kommen sogar öfter vor wie ἥκω 1, 2 und 3, 1 — jedesmal falsch „ich komme" — ἁλίσκομαι 2, 8 und ebenda 15 (pf. ἥλωκα); ἄπειμι 2, 3 und 3, 1; μεστός 2, 7 und 3, 11 und dabei manchmal nicht mit der nötigen Regelmäßigkeit, so z. B. 4, 12 „παλτόν, τό Geschoß, Wurfspieß", und ebenda 25 „παλτόν, τό (πάλλω) Geschoß, Wurfspieß". Solche Unregelmäßigkeiten begegnen auch sonst. ἄποικος wird 3, 2 und 5, 10 angegeben, ἀποικία 5, 3 jedoch nicht; ebenso findet sich die Bedeutung von λοχαγός 2, 8, während 1, 17, also an einer früheren Stelle, λόχος unerwähnt bleibt. Bei πλέθρον 6, 9 vermißt man die Angabe der Zahl. Unter Ἕλληνας ὄντας 6, 2 sind wohl nicht die Kotyoriten, sondern die Sinopeer gemeint; ἥττους 6, 13 heißt nicht „geringer an Zahl". Auffallen muß die Bemerkung zu 2, 11 „In ὡς ἂν οἴηται steckt ein hypothet. Nebensatz"; denn Schüler von der vorausgesetzten Qualität werden dieselbe nicht verstehen. Ein Verdienst dieses Heftchens ist die Erklärung der Eigennamen, die man sonst in den meisten anderen vergeblich sucht. Versehen finden sich 8, 1 εἰκ. μν. und 8, 2 ῥίγος.

Nr. 5 (H. 59) hat denselben Verf., wie das eben besprochene Heft. Hier scheint er aber schon gereiftere Schüler anzunehmen. Trotzdem begegnet man noch so überflüssigen Bedeutungsangaben wie von ἐνιαυτός, κύων, οἱ ἥττους = ἥττονες, ἐργάζομαι usw. Auch dieses Heftchen er mangelt eines sicheren Planes. VI 2, 1 wird die Bedeutung von ὑστεραῖος (τῇ ὑστεραίᾳ) angegeben, während sie früher 1, 14 als bekannt vorausgesetzt wurde; die Bedeutung von ἀποχωρεῖν, das schon ebenda 5, 17 vorkommt, ist erst zu dem folgenden Paragraph aufgenommen; ebenda 6, 27 wird bei δόγμα auf 4, 11 verwiesen, nicht aber schon 6, 8; zu VII 3, 31 setzt der Verf. die Bedeutung von λῄζομαι ein, ebenda 2, 34 hat er es übersehen. Gegen solche Unregelmäßigkeiten sichert nur die Anlegung eines vollständigen Wörterverzeichnisses, verbunden mit der Angabe sämtlicher einschlägigen Stellen, wie es in verdienstvoller Weise der Verf. von Nr. 1 seinem Heftchen (51) beigegeben hat. Die Verdeutschung der Phrasen ist ferner bisweilen recht ungeschickt, so VI 4, 9 „πεμπταῖος am 5. Tage, fünftägig", ebenda 6, 7 πολίζω χωρίον „besetze eine Gegend mit einer Stadt", ebenda 33 πεῖραν λαμβάνειν „sich Erfahrung verschaffen". Der Verf. hat Schenkls Wörterbuch treu benützt, freilich nicht immer glücklich. Die Bedeutung von κολάζω VII 7, 24 gibt er an mit „verstümmle, bestrafe"; bei Schenkl heißt es aber: „κ. (κόλος) eig. verstümmle usw.". VII 8, 1 bietet die vom Verf. benützte Ausgabe von Hug ἐντοίχια, wozu der Verf., ohne die Bedeutung von ἐντοίχια anzugeben, sagt: „Neben ἐντοίχια wird gelesen ἐνύπνια. ἐνύπνιον τό Traumgesicht, (hier) Traumgemälde." War etwa dem Verf. die Bedeutung von ἐντοίχια nicht bekannt, vielleicht gar aus dem Grunde, weil er dieses Wort bei Schenkl nicht verzeichnet fand? Zudem ist an dieser Stelle mit ἐνύπνια nichts anzufangen. Ein Versehen ist

wohl nur *ἔμολον* adv. zu *βλώσκω* VII 1, 33, aber geradezu gefehlt ist VI 4, 15 *δεύτερος μάντις*; VII 5, 9 *ἔκπλεος*, ferner die Erklärung von *μηδέ* VII 7, 40. Dieses war zu erklären nach Curtius-Hartel, § 223, Anm. 4. Die Angabe der Paragraphe am Rande fehlt bisweilen, manchmal steht sie nicht am richtigen Platze.

Wenig Vertrauen zu den Kenntnissen der Schüler zeigt auch der Verf. von Nr. 1 (H. 51). Es findet sich hier viel Überflüssiges angegeben, wie „*ἄττα = τινά, ἅττα = ἅτινα, διείλεξαι* von *διαλέγομαι, ἐδεστέον* adi. verb. zu *ἐσθίω, ἠκέτην* 3. dualis imperfecti, *ἀκόντως* adv. zu *ἄκων, ληπτέα*. Wurzel *λαβ*, also von?“ u. a. m. Die Aufnahme mancher bekannten Vokabeln wird man freilich mit der angefügten Etymologie entschuldigen können. Abgesehen hievon verdient die Arbeit in jeder Richtung, so auch hinsichtlich der Erklärung der Eigennamen, des Wörterverzeichnisses am Schlusse, der vortrefflichen Gliederung des Gespräches volles Lob. Zu bedauern ist dabei, daß sich von cc. 26—31 (Erklärung des simonideischen Gedichtes) nur eine kurze, wenn auch treffende Inhaltsangabe vorfindet. Verschiedene Lesarten geben unstreitig einem Erklärer viel zu schaffen, dennoch darf man sich in einem für Schüler berechneten Büchlein nicht in Konjekturen einlassen.

Nr. 2 (H. 53) bringt im Anfang manche etymologische und Formenerklärung und verspricht so dem Schüler eine ausreichende Unterstützung. In dieser Hoffnung muß er sich aber bald getäuscht sehen. Die Sammlung der Wörter reicht nämlich keineswegs aus. Dies wäre nun nicht so schlimm, wenn nicht noch hinzukäme, daß in den aufgenommenen Bedeutungsangaben kein Prinzip herrscht. Bisweilen findet sich nämlich die für die betreffende Stelle passende Bedeutung allein, bisweilen — und das ist meistens der Fall — nur die Grundbedeutung, mit der der Schüler in der Mehrzahl der Fälle nichts anfangen kann, so zu I 31 *κομίζω*, 32 *ταραχώδης*, 36 *δίαιτα*, 37 *φοιτέω*, 38 *διακλέπτω*, 59 *διασπάω, νέμω*, I 61 *καταλλάσσομαι, διαφύομαι* usw. Was soll man aber erst dazu sagen, wenn zu *ὁ δὲ ἕτερος τῶν ἡλίκων μακρῷ πρῶτος* I 34 angegeben wird „*ἡλίκος* 3 so groß wie, so alt wie“.

Im Vergleiche mit den eben besprochenen Heftchen berührt es geradezu wohltuend in Nr. 3 und 7 (H. 57 und 63) eine weise Mäßigung in der Auswahl der aufgenommenen Vokabeln angewandt zu sehen. Ebenso sind die grammatischen Bemerkungen knapp und immer am richtigen Platze. Ref. freut sich, dieser Präparation hinsichtlich der Genauigkeit, sowie hinsichtlich der Sachkenntnis, der er auf Schritt und Tritt begegnete, ein ungeschmälertes Lob aussprechen zu dürfen. Durchdrungen von dem Gefühle, daß so manches dem Schüler auch für sein eigenes Denken aufgespart bleiben müsse, begnügt sich der Verf. mit treffenden Andeutungen, die auch vom Lehrer recht gut verwertet werden können. In den Reden höchstens wäre eine Ergänzung des Dargebotenen erwünscht.

Leider ist es Ref. nicht möglich, dem Verf. der eben besprochenen Heftchen auch hinsichtlich seiner Präparation zu Herodots VII. Buch (Nr. 8, H. 65) dasselbe Lob zu spenden. Der Anlage dieses Heftes fehlt der feste Gesichtspunkt. Der Vokabelkenntnis kommt es nämlich weit über Gebühr zu Hülfe, während die notwendigsten Fingerzeige zur Auffindung der Satzkonstruktion fehlen. Herodotische Formen werden hie und da erklärt, andere, selbst schwierigere wie *ἀπίκατο, ἐκτέατο* wieder übergangen. So manche Übersetzung einzelner Wörter oder Phrasen ist unzureichend, so von *ἀμφοτέρῃ* c. 10, von *μέσον τό* c. 11, von *παντοδαπός* c. 22 usw. Die Verweisungen sind manchmal ungenau, so wird z. B. bei *αὐτοῖ ταύτῃ* c. 44 auf c. 10 nicht verwiesen, wohl aber bei c. 228. Wie nimmt sich doch diese Präparation aus, gegenübergestellt einem Schulkommentar, wie etwa dem Sitzlerschen in der Bibl. Gothana!

Linz. E. Sewera.

Ule W., Lehrbuch der Erdkunde für höhere Schulen. II. Teil. 3. Auflage. Leipzig, G. Freytag 1902.

Im Geiste Kirchhoffs geschrieben, zeichnet sich Ules Lehrbuch vor allem durch die gerundete, auf Ursache und Wirkung gebührenden Nachdruck legende Darstellung aus. Es widmet auch den wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechende Beachtung und unterstützt seine Ausführungen durch zahlreiche, größtenteils recht charakteristische Abbildungen. Die Neuauflage des Buches war wohl in erster Linie durch Einführung der neuen Rechtschreibung veranlaßt. Verf. benützte aber diese Gelegenheit auch zu Kürzungen des Textes und zur Vermehrung und Verbesserung der Abbildungen, um auf diese Weise die Anschaulichkeit und leichte Lesbarkeit seines Buches zu erhöhen. Ist in diesem Punkte zwar manches Gute geschehen, so hätten wir es doch gerne gesehen, wenn auch die Auffassung unserer böhmischen Scholle als eines in Plateaustufen sich senkenden Landes aufgegeben worden und der Name „böhm.-mähr. Stufenland" aus Text und Karte verschwunden wäre.

Lampert K., Die Völker der Erde. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1902. 1. Lieferung.

Das Werk stellt sich die Aufgabe, unterstützt von zahlreichen nach Lichtbildern angefertigten Abbildungen, in allgemein verständlicher Weise das Leben und Treiben der Völker der Erde zu schildern. Es sind 35 Lieferungen in Aussicht genommen. Die vorliegende erste behandelt Samoa, Hawai und die Cooks- und Tahitiinseln.

Wien. J. Müllner.

Vaterländische Aufsätze für die Unterstufe der österreichischen Mittelschulen. Mit Berücksichtigung der deutschen Lesebücher von Kummer-Stejskal und Lampel zusammengestellt und bearbeitet von Alexander Tragl. Innsbruck, Wagnersche Universitäts-Buchhandlung 1902. VIII und 93 SS.

Die mitgeteilten Aufgaben (74 an der Zahl) gliedern sich in solche, welche sich an unsere zwei verbreitetsten Lesebücher anschließen, und in Themen, unabhängig vom Lesebuche. In jedem einzelnen Falle ist die Quelle angegeben. Die Reihenfolge läßt ein Aufsteigen von der I zur IV. Klasse, also eine zunehmende Erhöhung der Anforderungen erkennen. Auch die üblichen Veränderungen (Verkürzungen, Erweiterungen, Nachbildungen) wurden berücksichtigt. Unter die Erzählungen sind auch einige Beschreibungen eingestreut. Auf die Herausarbeitung der rein menschlichen, Herz und Gemüt ergreifenden Züge wurde mit Recht Gewicht gelegt. Druck und Papier sind gut. Ich glaube, daß das Büchlein, das bereits in der neuen Orthographie erscheint, seinen Zweck erfüllen wird.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Elementare Stereometrie von Dr. F. Bohnert. G. J. Göschensche Verlagshandlung 1902. 183 SS. mit 119 Figuren. Sammlung Schubert IV.

Das Buch zerfällt in zwei Teile: nach einer kurzen Einleitung über die Beziehungen der Lage zwischen Geraden und Ebenen wird das Wichtigste über körperliche Ecken besprochen. Sodann wird die Ausmessung der einfachen Körper auf Grund des Cavallierischen Prinzips behandelt. Den Schluß des ersten Teiles bilden die regelmäßigen Körper und der Eulersche Satz. Der zweite Teil enthält folgende Abschnitte: 1. Der Heinzesche Zentralkörper. Körperberechnung auf Grund räumlicher Anschauung. 2. Die Simpsonsche Regel. Körperberechnung auf Grund algebraischer Betrachtung. 3. Berechnung von Rotationsgebilden mit Hülfe der Guldinschen Regeln. Schwerpunktsbestimmungen. 4. Die Kegelschnitte. — Dem klar geschriebenen und schön ausgestatteten Buche ist die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Thieme, Dr. H., Leitfaden der Mathematik für Realanstalten. I. Teil: Die Unterstufe. 118 SS. Leipzig, Verlag von G. Freytag 1902. Preis geb. 1 Mk. 60 Pf.

Dieses Büchlein unterscheidet sich von dem für die Unterstufe der Gymnasien herausgegebenen „Leitfaden der Mathematik“ desselben Verf. (vgl. diese Zeitschr., Jahrg. 1902, S. 375) nur dadurch, daß nebst einem Abschnitte über rechnende Geometrie als Abschluß der Planimetrie auch noch die ebene Trigonometrie aufgenommen wurde.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Lehrbuch der anorganischen Chemie von Dr. H. Erdmann, Professor an der königl. technischen Hochschule zu Berlin. 3. Auflage (fünftes bis achtes Tausend). Mit 291 Abbildungen, 99 Tabellen, einer Rechentafel und sechs farbigen Tafeln. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1902. Preis geb. 16 Mk.

Wenn ein Buch in relativ kurzer Zeit 8000 Exemplare erfordert, so liegt in diesem Umstande allein ein Beweis von der Güte des Buches und von der freundlichen Aufnahme, welche es erfuhr. Die Grundsätze der ersten Auflage sind mit Recht beibehalten worden, namentlich hat der Verf. die Chemie mit besonderer Berücksichtigung ihrer vielfachen Anwendungen der chemisch-technischen Prozesse, der Produktions- und Preisverhältnisse, aber auch mit besonderer Rücksicht auf den historischen Entwicklungsgang der einzelnen chemischen Lehren behandelt. Auch die Errungenschaften der physikalischen Chemie sind eingehender gewürdigt worden, so daß auch in dieser Beziehung das Buch den Wünschen und Bedürfnissen der Fachmänner und den Studierenden entsprechen wird. In der neuesten Auflage finden wir außer den durch den Fortschritt der Wissenschaft bedingten Neuerungen auch den chemisch-mineralogischen und den elektro-chemischen Teil erweitert. Bei der Angabe der Atomgewichte ist die in der Zeitschrift für angewandte Chemie veröffentlichte Probetafel zugrunde gelegt worden; es wurden dabei durchwegs zwei Dezimalstellen angegeben und die unsicheren Stellen durch den Druck unterschieden. Als Einheit wurde das Atomgewicht des Wasserstoffes angenommen. Umrechnungen auf eine andere Einheit, z. B. auf das Atomgewicht des Sauerstoffes, können mittelst einer dem

Buche angeschlossenen Beilage leicht vollzogen werden. Das Buch hat auch darin einen besonderen Vorzug vor anderen dieser Art, daß demselben wichtige Tabellen beigegeben sind. Die Ausstattung des Buches ist einschließlich der vier Spektraltafeln, die sich auf die Spektra der Hauptgase, der Edelgase, der Alkalien und der Erdalkalien beziehen, eine kaum erreichbare.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Lexikon, zusammengestellt von C. Schaible. Freiburg i. Br. und Leipzig, Paul Waetzel.

„Ein Aphorismus ist der letzte Ring einer langen Gedankenkette", zitiert der Herausgeber selbst. Der Gebildete und Erfahrene wird sich immer freuen, das, worüber er selbst nachgedacht hat, in geistvoller Form ausgesprochen zu finden, oder es wird ein neuer, vielleicht paradox klingender Ausspruch Gedankenreihen in ihm hervorrufen. Bei der Jugend, der Erfahrung und reflektierendes Denken noch in geringem Maße eigen sind, ist dergleichen weniger vorauszusetzen. Diese bedarf der Entwicklung einer Gedankenreihe und verlangt Zusammenhang. Wenn in der vorliegenden Sammlung der Versuch gemacht ist, die Aussprüche der hervorragendsten Geister aller Zeiten und Länder unter gewissen Schlagworten systematisch zu verknüpfen, so ist der dadurch erzielte Zusammenhang doch nur ein loser, nicht selten sogar ein bloß äußerlicher.

Was die Verwertung des Buches zu Unterrichtszwecken anlangt, so ist kaum zu bezweifeln, daß der Lehrer davon guten Gebrauch machen könnte. Bei der Vorbereitung gewisser Aufsatzgattungen dürfte das Buch der inventio ein treffliches Hülfsmittel darbieten, sich als ergiebige Gedankenfundstätte darstellen. Der Schüler wird es zu demselben Zwecke aus den oben angedeutenden Gründen weniger nutzbringend verwerten können.

Daß der Herausgeber bei der Auswahl auf die Jugend, auf Schule und Unterricht Rücksicht genommen hat, ist kaum zu bezweifeln, aber er hat die Jugend nicht allein im Auge gehabt, sondern offenbar einen weiten Kreis gebildeter Leser. Da er aber jedem etwas bringen wollte, mußte er auf eine große Mannigfaltigkeit der Gegenstände bedacht sein. Dabei bietet er nun vielerlei, was außerhalb des Gesichtskreises der Jugend liegt, oder worauf die Schule wenigstens die Aufmerksamkeit der Jugend hinzulenken nicht berufen ist: man vgl. die Artikel „Braut, Ehe, Frau, Heirat, Mädchen, Weib" u. dgl. („Die Ehe des zu jungen und des zu alten Mannes kann dieselbe unreine und gefährliche Quelle haben, nämlich die Ausschweifung." „Bevor ein Mann seine Frau für immer sein nennt, muß er sie wenigstens einmal im Negligee gesehen haben." „Es gibt eine gewisse Jungfernschaft der Seele bei den Mädchen und eine moralische Entjungferung; diese findet bei vielen schon sehr frühzeitig statt.") Auch die Aussprüche über Politik und Religion würden der Jugend mancherlei vermitteln, was für sie nur den Wert eines Schlagwortes besäße, manches, was vielleicht gar Anlaß zu ungehöriger Ausdeutung darböte. Man vgl. die Bemerkungen über das unbedingte Priester- und Kirchentum, den Artikel „Juden", Aussprüche wie den folgenden: „Man mag das religiöse Gefühl zu heben und zu stärken suchen, soviel man will, man soll sich nur nicht schmeicheln, daß dasselbe gegenüber dem Lichte der modernen Ära besonders wirksam sein wird", oder „die Entwicklung der Dinge kann durch Priester ebensowenig aufgehalten werden wie durch Soldaten" u. dgl. m.

Und noch etwas kommt in Betracht. Das „Zitat“ hat einen geheimen Zauber in sich, es lockt zuweilen unwiderstehlich, den Zusammenhang, aus dem es genommen ist, kennen zu lernen. Nun bietet aber gerade das vorliegende Buch eine Fülle von Zitaten solcher Autoren, deren Lektüre für die Jugend verbotene Frucht sein muß.

Teschen. Dr. Franz Spengler.

Heldentaten unserer Vorfahren von A. Groner. Mit sechs Farbendruckbildern und sechs Holzschnitten nach Aquarellen und Zeichnungen von Karl Müller. 2. Aufl. Wien und Teschen, k. u. k. Hofbuchhandlung Prochaska.

Dieses Bändchen, das fünf Erzählungen aus Österreich-Ungarns Vorgeschichte (das Pfahlbaudorf, die Quaden vor Carnuntum, an der Adria, Julbrand und das Schwert Hagwerk, die Pálvay) enthält, eignet sich wegen seines Stoffes gut für die österreichische Schuljugend. Mehrere bunt- und schwarzgedruckte Bilder schmücken das auch sonst gut ausgestattete Werkchen.

Wien. K. H.

Programmenschau.

54. **Sattler, Dr. Anton, Die pseudo-augustinischen Soliloquien in der Übersetzung des Bischofs Johannes v. Neumarkt.** Progr. des fürsterzbischöfl. Gymnasiums in Graz 1900.

Die übersichtlich gehaltene Einleitung (S. 3—14) gibt einen aus den vom Verf. angeführten Quellenwerken geschöpften Lebensabriß des Bischofs Johannes v. Neumarkt, der durch mehr als zwei Jahrzehnte der Kanzler der königlichen Kanzlei Karls IV. war; dann wird Johannes als lateinischer Stilist, der auch zur Ausbildung der deutschen Prosa ein gut Teil beigetragen hat, gewürdigt und besonders seine praktische und seine in Formelsammlungen liegende theoretische Bedeutung auf dem Gebiete des Kanzleiwesens hervorgehoben und weiters auf seine Übersetzertätigkeit und im besondern auf die Übersetzung der unechten *Soliloquia* eingegangen. Darauf folgt ein ausführliches Verzeichnis der Handschriften von Johannes' Übersetzung. Der Ausgabe ist der Pariser *Cod. Germ.* Nr. 36 zugrunde gelegt. Dem deutschen Texte ist der lateinische gegenübergestellt, u. zw. unter gleichzeitiger Heranziehung einer Hs. des Stiftes Rein, der der Antwerpener Ausgabe vom Jahre 1557, weil deren von den Maurinern aufgegebene Kapiteleinteilung und Kapitelüberschriften mit der Übersetzung übereinstimmen. Ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieser Umstand allein doch nicht dafür maßgebend sein durfte, den Mauriner Text, den doch S. selbst bei der Herstellung des deutschen Textes zur Vergleichung herangezogen zu haben erklärt, hintanzusetzen. Das Richtige wäre wohl gewesen, unter Beibehaltung der alten Einteilung und der Überschriften die Fassung des lateinischen Textes gegenüberzustellen, welche am besten der Übersetzung entspricht. Freilich bemerkt S., der lateinische Text der verschiedenen Ausgaben stimme „im großen und ganzen“ überein. Die Summe aus seiner Arbeit will der Herausgeber erst in einer folgenden Programmabhandlung ziehen, in der die Übersetzertätigkeit Johanns v. Neumarkt an den Soliloquien charakterisiert werden soll.

Druckfehler habe ich keine bemerkt, wohl aber einige stilistische Mängel; so gleich zu Anfang: „Selbst das Jahr seiner Geburt ist nicht einmal bekannt“; ferner den mißlungenen Satz S. 7: „Die eigentümliche Form des Gespräches .... gaben den ... Zwiegesprächen zwischen Seele und Leib der in der abendländischen Nationalliteratur ... angewandten dialogischen Form der didaktischen Dichtung die erste Anregung“; oder: „Die pseudo-augustinischen Soliloquien, die zusammen mit den Meditationen des hl. Augustin und dessen Manuale, einem gleichfalls unechten Werke des gefeierten Kirchenlehrers, häufig aufgelegt wurden.... Was die unechten Soliloquien anbelangt, sind dieselben weit später entstanden“; oder S. 8: „Er konnte sich zwar, wie der Übersetzer in der Einleitung ausführt, sich in das lateinische Original selbst vertiefen.“

55. Schmidtmayer Rudolf, Ein lateinisches Preisgedicht (Ekloge) auf die Hauptstadt Prag von einem Baccalaureus der Prager Hochschule und Poeta laureatus, dem nachmaligen Abt des Zisterzienserstiftes Hohenfurt, Dr. Quirin Alois Mickl († 1769). Veröffentlicht, mit einer Einleitung versehen und commentiert. Progr. des k. k. deutschen Staatsgymn. in Budweis 1900.

Die Einleitung bietet eine biographische Skizze, die auf originalen Wert keinen Anspruch macht, ein von Mickl selbst verfaßtes Verzeichnis der zahlreichen Reden und Gedichte dieses beachtenswerten Hohenfurters und eine Aufzählung der handschriftlich erhaltenen lateinischen Gedichte desselben. Darauf folgt die Ausgabe der Ekloge „*Praga, caput regni*“.

„Für Rezensenten“, bemerkt der Herausgeber, der für einen durch Krankheit an der Ausarbeitung seines Themas verhinderten Kollegen eingesprungen ist, S. 15 in der Anmerkung, daß der Aufsatz die Arbeit von kaum vier Wochen sei. Diese Entschuldigung ist in der Tat in mancher Hinsicht recht notwendig. Weder der Text noch die Anmerkungen sind frei von Fehlern. Unrichtig interpungiert ist V. 92 nach *saliunt* V. 112 ist das Rufezeichen nach *infelix*, V. 209 der Strichpunkt am Ende durch einen Beistrich zu ersetzen. V. 206 ist das Rufezeichen nach *pudeat* zu tilgen. Die Verse 122—188 waren zwischen Anführungszeichen zu setzen. V. 228 steht *solio iuncta fides* statt *iurata*, V. 243 *laurigeros . . . puppes*; V. 283 ist nach *Dea* das Wort *nota* ausgefallen (s. d. Anm.); dazu kommen Druckfehler, wie *pinques, sanquis, turibus* (204), *propera fata* statt *prospera* (256), *foedere Theseios* st. *Theseio* (257).

Zu mehr Ausstellungen gibt der Kommentar Anlaß. „Die beigefügten Noten“, sagt der Herausgeber S. 15, „sollen den Schülern des Gymnasiums das Verständnis erleichtern, zugleich auch durch den Hinweis auf sein Muster Vergil den Vergleich mit diesem anregen.“ Ich muß gestehen, ich betrachte es gar nicht als wünschenswert, daß Schüler solche schwülstige Erzeugnisse unselbständiger gelehrter Dichtung lesen, die nur ein literarhistorisches Interesse erregen können. Aus dem angegebenen Zwecke aber soll sich offenbar der schülerhafte Charakter mancher Noten erklären. Doch auch für Schüler, die nicht ganz vergebens auf der Schulbank des Obergymnasiums gesessen sind, scheint gar manche Anmerkung überflüssig zu sein, so z. B. die zu V. 2, 7, 24, 58, 119, 161, 168, 169, 174, 195 („*Maeonides*, Homer; *Maro*, Vergil“), 272, 278. Dafür bleibt anderseits manches der Erklärung Bedürftige unerklärt. So gleich V. 3 der Ausdruck *vigili favillā* oder im 1. *Intermedium rhythmicum* die Worte '*conditura Thebas saxa*' oder V. 123 *invisaque votis pascua*, was durch den irreführenden Hinweis auf V. 130 *nostris tellus durissima votis* nicht erklärt wird. Endlich finden sich auch geradezu unrichtige Bemerkungen. So ist V. 306, wo Apollo '*gloria Cirrhae*' heißt, mit Cirrha offenbar nicht „die afrikanische Stadt Cyrene“ gemeint. Wenn

zu V. 213 an den kapitolinischen Tempel einerseits, den Veitsdom auf dem Hradschin anderseits erinnert wird, so gibt dafür der Text, wo nur von der durch die kaiserlichen Adler beherrschten Burg die Rede ist, keinen Anhalt. V. 257 ist *Achates* (Acc. plur.) mißverstanden („wie ein Achates"). Unrichtig ist auch, was zu V. 29 behauptet wird: „... Dem Dichter mag der Türkenkrieg vorschweben" usw. Es kann sich nur um einen Krieg handeln, der die Hirten aus der Prager Gegend vertrieb. Ebenso verfehlt ist die Anm. zu V. 27: „.... Eurymedon wünscht, die die Welt regierenden Götter" — *ipse Deus* heißt es im Texte — „mögen auf die unseligen Zeiten gefahrvollen Krieges friedliche folgen lassen. Der Krieg mit seinen Wechselfällen könnte ja für die Hirten das Ende ihres ruhigen, gemütlichen und sangesfrohen Lebens bedeuten". Nicht darum handelt es sich, sondern um die durch die bereits eingetretene, nicht erst ersehnte Wiederkehr des Friedens den Hirten ermöglichte Rückkehr in die Heimat (vgl. 34—36). Dies ist auch in der Vorbemerkung zum Gedichte (S. 29) übersehen, die deshalb und wegen der unglücklichen Stilisierung nicht geeignet ist, in die Situation einzuführen. Es heißt dort: „Der Hirt Eurymedon weidet in der Nähe Prags am Ufer der Moldau seine Herde" statt: ... „hat fern von Prag ... geweidet". Weiters: „Zu ihm gesellt sich sein Schwiegervater Alcymus mit seinen Schafen"; es sollte heißen: „Er war mit Alcymus aus der Umgebung Prags geflüchtet". Ebensowenig wird der Sinn von V. 191 fg.: *Hactenus Aonides per frondea littora Nymphas. Non piguit mulsisse levi testudine colles* klar durch die Anm.: „Bis jetzt hat der Dichter durch den Mund der Nymphen Prag und seine Umgebung gepriesen; nunmehr spricht er im eigenen Namen und in eigener Person". *Nymphae Aonides* sind vielmehr die Musen; diese aber sind statt des von ihnen begeisterten Dichters genannt. Nicht also in der Person bloß liegt der Gegensatz des zweiten zum ersten Teile des Gedichtes, sondern in dem Charakter der Dichtung, die im 1. Teile in idyllischer Weise (bezeichnet mit den Worten *per frondea littora mulsisse levi testudine colles*) durch den Mund der Hirten Prag verherrlicht, während sie im 2. Teile einen höheren dithyrambischen Schwung nimmt und einen reichen mythologischen Apparat von Göttern, Halbgöttern und Genien zum Lobe Prags in Bewegung setzt.

Bei allen Mängeln aber ist die Veröffentlichung dieses in seinen beiden Teilen, dem idyllischen wie dem dithyrambischen, für den Zeitgeschmack sehr charakteristischen Gedichtes, das uns den gelehrten und begabten *Poeta laureatus* als glühenden Patrioten zeigt, immerhin dankenswert.

Wien. Dr. Anton Swoboda.

---

56. Vintschger-Altenburg, J. v., Grammatisches Hülfsbüchlein für den lateinischen Unterricht. I. Lehrgang. (Ein Entwurf ohne [Wort-] Regeln). Beilage zum 5. Jahresberichte des Kommunal-Obergymnasiums in Gmunden a. Traunsee 1901. 8°, 73 SS.

Da die Schulgrammatiken für den gesamten Lateinunterricht am Gymnasium bestimmt sind, so daß für die jugendlichen Anfänger zum Zwecke ihres häuslichen Fleißes und zur Erzielung übersichtlicher Stoffgruppen Streichungen, Auslesen u. ä. erforderlich werden, hat der Verf. mit Weglassung aller Wortregeln Deklinationstabellen (der Subst., Adj., Num., Pron.) und Konjugationstabellen, ferner zahlreiche, nach verschiedenen Gesichtspunkten geordnete Wort- und Beispielgruppen zusammengestellt, die dem Schüler für die häusliche Wiederholung und Einprägung einen Behelf bieten sollen. Der Entwurf will offenbar dem Anfänger die

Benützung einer großen Grammatik erlassen, ein Versuch, der an und für sich beachtenswert ist. Wenn er aber mit besonderer Berücksichtigung des Übungsbuches für die I. Klasse bearbeitet sein soll (Vorwort S. 1), müssen auch in ihm Streichungen vorgenommen werden; denn die Einprägung einer großen Zahl von Plur. tant., gewisser Ausnahmen bei der Deklination, die Einprägung der Adv. auf -o, der Zahladverbien, der meisten Pron. indef., die eingehendere Einübung von der Anwendung des Gerundiums, Gerundivums, Supinums gehören dieser Unterrichtsstufe nicht an. Für die Einprägung der einzelnen Kasusausgänge dürfte die Vorführung von Formen wie *silvai, silvams, hortom, hortos* u. ä. den Anfänger eher verwirren als unterstützen. Aber selbst, wenn der Entwurf auch für Sekundaner bestimmt sein sollte, bietet er namentlich in seinem Wortmateriale viel Entbehrliches, sofern er eben nur Einprägung und Wiederholung des in der Schule genommenen Stoffes bezweckt. — Übersichtlicher wäre der Entwurf, wenn die unbedingt zu lernenden Paradigmen und Ausnahmen unmittelbar aufeinander folgten, wobei die der II. Klasse zugehörigen Partien von dem Stoffe der I. Klasse etwa durch den Druck hätten unterschieden werden können. Die Wort- und Musterbeispiele aber sollten, um nicht den grammatischen Lernstoff zu unterbrechen, ziemlich insgesamt als Anhang folgen.

Wr.-Neustadt. F. Kunz.

---

57. Grudzinsky, Dr. Stephan, Der Vokalismus und Konsonantismus der 'Wiener Genesis'. Progr. des Staatsgymnasiums in Kremsier 1901. 8°, 30 SS.

Die genaue und vollständige Darstellung des Lautstandes der WG als eines der ältesten und umfangreichsten Denkmäler des deutschen Südostens wäre sicher ein schätzenswerter Beitrag zur Kenntnis der bayerischen Grammatik. Gr., der diese Arbeit unternahm, beschränkt seine Untersuchung auf die Sprache des Schreibers ohne Schlüsse auf die des Dichters zu versuchen. Im wesentlichen ist es sein Bestreben, jene Formen zusammenzustellen, die gegenüber den abgeschliffeneren der mhd. Zeit altertümlich erscheinen.

Der erste Teil seiner Arbeit ist der Darstellung des Vokalismus in Stamm-, Mittel- und Endsilben gewidmet. Im Stammsilben-Vokalismus verdienen besondere Berücksichtigung der sogenannte 'jüngere Umlaut', wie die Umlautsbezeichnung in der WG überhaupt, ferner der Wechsel von *â* und *ê* in *gân* — *gên*, *stân* — *stên*; von *ei* und *ê* in *beide* — *bêde*, *zweinzig* — *zwênzig* usw. (Irrtümlicherweise sind hier die Formen des dem. *ener* [*ènen, èneme, ènes*] von Gr. als Monophthongierungen von *ein* aufgefaßt worden.) Viel zu breit im Verhältnis zum Gesamtumfange der Arbeit erscheinen Gr.s Sammlungen für bloß graphische Varianten, etwa die Zusammenstellungen der Schriftzeichen für *ou* und *uo*, die allein zwei Seiten füllen. Und doch ist nur eine Auswahl von Belegen gebracht, die bei ihrer rein äußerlichen Anordnung und dem Mangel von Prozentzahlen einen Einblick in die handschriftlichen Verhältnisse unmöglich machen. Nützlicher und kürzer wäre es gewesen, einfach zu sagen: 'ahd. *uo* wird in der Hs. durch die Zeichen *ů* 90%, *ô* 4½%, *u* 2½% *uo* ½%, *v̊* 2%, *ue* und *ou* ½% ausgedrückt', und dies durch einzelne Beispiele zu belegen. Das Gleiche gilt für die Sammlungen im 2. Teile der Arbeit, dem Konsonantismus, also bei der Darstellung der Varianten für *w*, das auch durch *vv*, *uv*, *u* (fast regelmäßig in den Verbindungen *dw-*, *sw-*, *zw-*) und *uu* bezeichnet wird, der Schriftzeichen für *g*, *ck* usw. Diesen Belegsammlungen gegenüber treten die sprachgeschichtlich wichtigen

Partien zu sehr in den Hintergrund. Und ihrer Behandlung kann gründliche Sorgfalt und kritische Sichtung des Materials nicht nachgerühmt werden. Dieser Vorwurf trifft insbesondere die Darstellung des jüngeren *a*-Umlautes, wo Fälle aufgezählt werden, die mit diesem Umlaute überhaupt nichts zu tun haben, wie Acc. pl. *naht*, gen. *nahtes* (die Gegenüberstellung von *hineht* trifft nicht zu, da hier kein Umlaut, sondern eine Vokalschwächung in nebentoniger Stellung vorliegt, ebenso in *ambaht, ambeht*, das gleichfalls hier genannt ist), ferner *scalche, napphe, wagene* u. a. Aber auch im ganzen ist die Darstellung zu sehr schematisiert und bleibt ergebnislos, da die Verhältnisse der heutigen Mundart nicht herangezogen werden.

Als eine sprachgeschichtlich interessante Altertümlichkeit müssen die im Gedichte belegten obd. *iu* gelten, die im Laufe des 12. Jahrhunderts durch die 'fränkischen *ie*' verdrängt wurden. Gr. zählt 18 Belege auf, von denen aber 3 (3. sg. *beliuget, iciubet, sliufet*) zu streichen sind, auch das *iu* in *tiufel* kann nicht als 'obd. *iu*' bezeichnet werden, da es einen eigenen Entwicklungsgang nimmt. Dagegen wurden 7 obd. *iu* nicht angeführt und eine Gegenüberstellung der 'fränkischen *ie*' unterlassen, die bereits viel häufiger belegt sind (59 *ie*, 20 *iu*) und dadurch *iu* als historische Schreibweise erkennen lassen.

Das Charakteristische der Sprache der WG, wie der Übergangsperiode überhaupt liegt wesentlich in den Mittel- und Endsilben, die teils noch die vollen Vokale, teils schon abgeschwächtes ə oder Synkope bezw. Apokope zeigen. Es hätte darum der Schwerpunkt der Arbeit in die Untersuchung des Vokalismus nebentoniger Silben gelegt oder diesen doch wenigstens besondere Abschnitte gewidmet werden müssen. Hier läßt uns Gr.s Arbeit ganz im Stich. Er hat nicht erkannt, daß die Vokale dunkeln Timbres, lange wie kurze, weniger Widerstand der Abschwächung zu ə entgegensetzen als die *a* und *i*; er hat nicht erkannt, wie weit in Mittelsilben lange Quantität oder folgende Konsonantenverbindung nebentonige Vokale in ihrer vollen Qualität erhielt, und wie weit sie trotzdem abgeschwächt wurden. So hat der Vokal *î* in *-îg* zwar noch seine Qualität erhalten, jedoch sicher schon einen Quantitätsverlust erlitten, *i* aber im superl. Suffix *-ist* auch eine qualitative Schwächung zu ə erfahren. Um dies und ähnliches nachzuweisen hätte allerdings auch eine Untersuchung über die in der Hs. häufig belegten *i* für ə und ihre Verteilung im Gedichte vorangehen müssen, woraus sich z. B. auch für die Vorsilbe *int-* Erhaltung der vollen Vokalqualität ergeben hätte. Durch die Untersuchung der Mittel- und Endsilben wären ferner auch allgemeine Gesetze für die Erscheinungen der Synkope zu finden gewesen. So zeigt sich, daß bereits im 12. Jahrhundert nach Liquiden bei kurzer Stammsilbe die Synkopierung des Flexionvokales durchaus Regel war, also *flurn, farn, erkorn* usw. gesprochen wurde. Auch Mittelsilben traf dieser Vokalschwund zum Teile, z. B. *bilde bivilde, helde, swerde, merde, hirz* usw. Alles Verwertung des Materials lag wohl überhaupt nicht in den Gesichtspunkten der Arbeit, da fast nirgends versucht wird, aus den Belegen allgemeinere Beobachtungen zu gewinnen oder aus graphischen Varianten Schlüsse auf den Sprachlaut zu ziehen. Da überdies die wenigen Deutungen auf lautliche Vorgänge als mißlungen anzusehen sind, kann ich die Arbeit nur als Materialsammlung betrachten, und selbst in dieser Beziehung wird ihr Wert durch die große Zahl von Irrtümern und Ungenauigkeiten eingeschränkt, ja ihre wissenschaftliche Brauchbarkeit in Frage gestellt.

Innsbruck. Viktor Dollmayr.

---

58. Mayer Gustav, Prof. Dr., Kaiser Titus. (Erstes Progr. der Kommunal-Realschule in Eger 1900. 46 SS.

Ich wüßte nicht zu sagen, wessen Dank der Verf. durch diesen Aufsatz erwerben, und wem er durch ihn Nutzen bringen wollte. Wenigstens vermag ich nicht zu finden, daß er sich etwa um die psychologische Analyse oder um die künstlerische Gestaltung dieses Stoffes sonderlich bemüht hätte; ich finde in dieser Abhandlung kein Streben nach Übersichtlichkeit oder präziserer Auffassung, keine Vermehrung des Quellenmaterials keine Förderung der Kritik. Sachliche und formelle Verstöße sind gar zu häufig, und wenn außerdem aus dem Citatenapparate erhellt, daß der Verf. sich mühsam die Literatur, z. B. in veralteten Ausgaben oder Büchern, an seinen von den größern Bibliotheken entfernten Wohnort geschafft und, so gut es gieng, seine Exzerpte ineinander zu verarbeiten sich bemüht hat, die er vermutlich früher einmal auf einer größern Bibliothek angefertigt hatte, so frage ich verwundert, warum er diesen Stoff zu behandeln unternommen hat, zu dem er doch in keinem inneren Verhältnisse steht. Oder soll auch hier wieder einmal der Usus, dem Gymnasialprogramm unter allen Umständen eine wissenschaftliche Abhandlung beizulegen, die Schuld an der vorzeitigen Drucklegung tragen?

Nur einiges will ich anführen, um die Arbeitsweise des Verf.s zu illustrieren: S. 23 'daß weder Vespasian noch Titus sich den Titel Iudaicus beilegten, erscheint demnach begreiflich', nämlich daraus, daß 'der Triumph nicht so sehr der glücklichen Beendigung eines Krieges, als vielmehr der Vernichtung des in Rom so verachteten Judenvolkes galt'; nein, diese Juden waren römische Untertanen, und kein römischer Kaiser hat seinen Siegernamen nach einem bezwungenen Rebellenvolke gewählt. S. 23, 7 der Janus-Tempel sei 'seit Augustus' bis auf Vespasian geöffnet gewesen. S. 29 die Stellung eines munizipalen Quattuorvir (oder wie er richtiger hätte sagen sollen: eines Quinquennalen) sei 'gewöhnlich Descendenten des kaiserlichen Hauses vorbehalten worden'. Der 33, 2 gegen Schiller ausgesprochene Tadel klingt umso wunderlicher, als nicht das geringste Fundament für den Einwand vorliegt, daß Vespasian der Domitilla den Augusta-Titel verliehen habe. Nicht wahr ist (S. 37), dass Herculanum 'unter einer 60—80 Fuß dicken Masse flüssigen Schlammes' verschwunden sei. Die vom Anonymus Einsidlensis überlieferte Inschrift CIL VI 944 greift er S. 23, 10 als 'sehr unwahrscheinlich und verdächtig' an, und S. 38, 2 benutzt er eine Inschrift aus Orelli 753 (= CIL X *450), die ebenso sicher falsch als jene von ihm verdächtigte echt ist. S. 41 rettet er uns aus den Titusthermen nicht bloß 'die bekannte Laokoongruppe', sondern auch 'den Astragalus spielenden Knaben von Polykleit aus Sikyon'. S. 42 lobt er unter den 'Regierungshandlungen in staatsrechtlicher (so) Beziehung' die Bestrafung' der Delatoren, der öffentlichen Ankläger'. S. 39 behauptet er, daß Titus 'sich selbst auf Münzen aus der Zeit seiner Mitregentschaft Jovis custos nenne', während doch Jovis custos gleichbedeutend mit Juppiter custos genommen werden muss. Über den Kalender, nach dem Josephus rechnet, kann kein Zweifel sein; für den Verf. aber liegt S. 10 der 8. Gorpiaios (= 8. September) 'etwa im Sept.', S. 11 der 4. Dystros (= 4. März) 'etwa im Februar', S, 17 der 7. Artemisios (= 7. Mai) 'etwa Mai'. Aus Sueton Tit. 11 *senatus... obseratisque adhuc foribus, deinde apertis, tantas mortuo gratias egit* legt er sich die Übersetzung zurecht, 'ohne daß die Tore der Kurie geöffnet worden waren, trat der Senat zusammen' S. 48. — S. 21 nennt er als Kommandanten der 15. Legion nach Josephus den *Titus Phrygius*; es ist *Tittius Frugi*. Dieselben Inschriften und Münzen zieht er aus verschiedenen Werken und stellt diese Zitate als ebenso viele Zeugnisse nebeneinander. Er nimmt Ergänzungen von Lücken der Inschriften als gut überlieferten Text und operiert von dieser Basis aus.

Auch in formaler Hinsicht ist die Ab
Satzverbindung und Satzbau sind nicht imme
Verf. hätte auch manche Behauptung bei
strichen oder geändert, so z. B. die Appositione
optimus maximus' (S. 39) als 'dem sichtbare
zeugung, der eigensten Schöpfung der römi
doch wohl unfreiwilliger Lapsus ist S. 37 das
des Vesuv 'seiner Natur nach eigentlich ein g

Wien.

---

59. Theodor Hoschek, Das römisch
II. Jahrhunderts n. Chr. Eine hist
k. k. deutschen Staatsrealschule in Pilse

Der Verf. hat mit dem Untertitel anged
eine historische Skizze zu schreiben, aus der
die Verhältnisse der geschilderten Zeit gew
unstreitig gelungen; der Aufsatz ist gut lesbar
rasch über die Ereignisse der Zeit unterrich
längliche Belehrung. Selbständige Forschung
erwarten, weil dazu so gut wie alle Voraus
damit dem Verf. nicht der geringste Vorwu
jedermann weiß, wie sehr jede wissenschaft
philologischem Gebiet in einer abseits vom ge
gelegenen Provinzstadt erschwert ist. — Das
neueren Hülfsmittel und auch mancher Origi
sächlich in der vorliegenden Arbeit äußerst f
ausschließlich Dio (Xiphilinus), Herodian
benützt zu haben, die allerdings die Hauptqu
Zeit sind; aber ganz ohne Ertrag wäre doch
die Breviaristen, vor allem Victors *Caesares* und
auch Eutrop und die Chronikenschreiber, nicht
Inschriften konnte er natürlich nicht im K
Sammlung von Dessau einsehen; aber es verrä
der Inschriften, wenn er für seine Arbeit bloß
wertet, aus denen er fast nur die Titulatur
(wobei zu bedenken ist, daß eine wichtige E
und Ostraka — z. B. mit den Namen der K
Helvius Pertinax — wie die Münzen geboten
schlüsse für die Geschichte, namentlich die K
Inschriften der zeitgenössischen Feldherren,
Septiminus Catinius Acilianus Lepidus F
1142), des *Ti. Claudius Candidus* (Dessau 1
tatus Flamma (Dessau 1143), des *T. Statiliu*
des *L. Marius Maximus Perpetuus Aureli*
geben, die er sämtlich bei Dessau gefunden h
unscheinbar aussehende Inschrift durch gesc
Kenntnis dieser Ereignisse ausgenützt werden
merstein, Arch.-epigr. Mitt. XII 131 ff.

Daß der Verf. die vielen Monographien
die ausführliche Schrift von Ceuleneer, *Essai s*
1880, nicht kennt oder nicht benützen konnte
die *Prosopographia imperii Romani* und de
der Pauly-Wissowaschen Real-Enzyklopädie (
Clodius Albinus, Bd. IV 67—76) einsah, ist

fälliger ist schon, daß er auch Schillers „Geschichte der römischen Kaiserzeit" nicht benützte, die ihm als Grundlage für den rein geschichtlichen Teil seiner Arbeit hätte dienen können. Bemerkt sei auch, daß die Zitiermethode des Verf. etwas unbeholfen ist, z. B. „Mommsen, Römische Geschichte, III. Bd. p. 466" anstatt kurz und allgemein verständlich „Mommsen R. G. III 466".

Auf den ersten Abschnitt (S. 3—11), der einen kurzen Abriß des äußeren Ganges der Ereignisse von der Erhebung des *Pertinax* (1. Jan. 193 n. Chr.) bis zur Besiegung des *Clodius Albinus* (19. Febr. 197) enthält, folgt ein zweiter über staatsrechtliche „Gebiete, quellenmäßig dargestellt"; doch ist unter den Quellen ganz ausschließlich Herodian verstanden, wobei sich der Verf. — dies mit Recht — auf Mommsens Staatsrecht stützt, von dem er leider nicht die neueste Auflage verwendet. Dieser Abschnitt ist nicht nur, wie es im Wesen der Skizze liegt, knapp gefaßt, sondern auch inhaltlich viel zu sehr eingeschränkt; der Verf. berücksichtigt nur Prinzeps und Senat, die Ritterschaft und die niederen Stände fehlen dabei gänzlich. Ärger noch ist es, daß die Betrachtung dieser staatsrechtlichen Verhältnisse bloß auf die kurze Spanne Zeit beschränkt ist, die der Verf. im Auge hat; dies muß als verfehlt bezeichnet werden, weil sich nicht gerade für diese kurze Periode bestimmte staatsrechtliche Verhältnisse ergeben; durch das, was in seiner Quelle Herodian steht, ist der Kreis seiner Bemerkungen ungebührlich eingeschränkt worden.

Mehrere Einzelheiten wären zu berichtigen. Das Amt eines kaiserlichen Präfekten von senatorischem Range, das Dio zu Pergamum und Smyrna bekleidet haben soll (S. 1, 1), gibt es außerhalb der Stadt Rom nicht. Für die griechischen Städte wurden zur Ordnung und Kontrolle der städtischen Finanzen *curatores* oder *correctores (legati ad corrigendum statum civitatium)* eingesetzt, die bisweilen auch aus dem Ritter- oder selbst aus dem Senatorenstande entnommen wurden; Dio hatte also wohl eine solche Stellung in den beiden genannten Städten inne. — Eine ähnliche schiefe Behauptung findet sich S. 9, daß nämlich in Nisibis ein römischer Ritter als kaiserlicher Präfekt eingesetzt wurde. Es war Nisibis vielmehr die Hauptstadt der von Severus neu eingerichteten Provinz *Mesopotamia*, deren Statthalter dem Ritterstande angehörten, den Titel *praefecti* (der Provinz) führten und in Nisibis nur ihren Amtssitz hatten. — Zu S. 9 wäre hinzuzufügen, daß für *Clodius Albinus* die Aussicht auf die Nachfolge noch dadurch vermehrt wurde, daß dieser von Septimius Severus adoptiert wurde, wie das Gentile *Septimius* in Albinus' Namen zeigt. — Zu S. 8: Der Unterfeldherr Nigers, *Aemilianus*, ist uns auch aus einer Inschrift bekannt, Lebas-Waddington 2213; wir erfahren daraus auch seinen Gentilnamen, *Asellius*, und daß er Legat von Syria war. — Daß Kaiser Marcus den Gatten seiner Tochter zum Mitregenten wählte (S. 14), ist nicht richtig ausgedrückt. Die Vermählung des Verus mit Marcus' Tochter Lucilla hat erst nach seiner Thronbesteigung stattgefunden; und Marcus wählte ihn zum Mitregenten deshalb, weil er mit ihm am Hofe des Kaisers Pius erzogen und von diesem so wie er selbst adoptiert worden war. — S. 15 ist von Gordian I., dem älteren Gordian, die Rede, während doch die beiden älteren Gordiane, Vater und Sohn, gleichzeitig erhoben wurden und zum Unterschiede von ihnen der Enkel des älteren, der später auch Kaiser wurde, Gordian III. genannt wird.

Von Druckfehlern ist die Arbeit so ziemlich frei; als störend wird nur der S. 5, 1 empfunden, wo es heißen soll 3000 Drachmen = 12.000 (nicht 1200) HS.

Wien. Dr. Arthur Stein.

60. Dr. Friedrich Titz, Casiodors Stellung zu Theoderich III. Progr. des Kommunal-Realgymnasiums in Gablonz a. N. 1901. 57 SS.

Der Verf. stellt in seiner umfangreichen Arbeit (57 SS.) vor allem fest, daß der Name des Geschichtsschreibers der Gothen Casiodor, d. i. Geschenk des (Jupiter) Casius lautete, nicht aber, wie der Name seit Paulus Diaconus (hist. Longob. 1, 25) geschrieben wird: Cassiodor. Er stützt seine Abhandlung auf eine Reihe von Quellenwerken, vor allem auf Casiodors „Variae“ und chronica, sowie auf das Anekdoton Holderi. Gelegentlich wurden auch die bedeutendsten Geschichtschreiber zur Völkerwanderung, wie Wietersheim und Dahn, sowie die Monographien zu Casiodor von Schirren und Hasenstab u. a. herangezogen. Die allzu breit gehaltene Abhandlung gliedert sich in sechs Teile (Casiodors Varien, seine Stellung im Staate Theoderichs, seine persönliche, seine literarische Stellung zum Könige, Kritik des gewonnenen Materials, Ergänzungen aus Casiodors übrigen Werken) mit mannigfachen Unterabteilungen. — Das Ergebnis ist ein ziemlich mageres. Daß Casiodors Bedeutung in dessen literarischem Wirken liege, daß er dem Kreise gelehrter Männer in Rom zuzuzählen ist, welche dem berühmten Ostgothenkönige sympathisch gegenüberstanden, ja daß er einen Panegyriker dieses Königs abgab, wußten wir bereits früher und mehr erfahren wir aus den breitspurigen Auseinandersetzungen dieses Aufsatzes auch nicht.

Wr.-Neustadt. Nagele.

---

61. Kucharski Wladislaus, Złota Bulla z r. 1212 (Die goldene Bulle vom Jahre 1212). Progr. des Gymnasiums in Brzeżan 1900. 8°. 36 SS.

K. bietet eine eingehende Untersuchung über die Bedeutung der von Kaiser Friedrich II. dem Herzog Ottokar Przemysl I. verliehenen Bulle. Um ihren Wert für Böhmen richtig zu erkennen, stellt er zunächst die politischen Beziehungen dieses Landes zum Deutschen Reiche während des XI. und XII. Jahrhunderts fest, und schildert ebenso das kirchliche Verhältnisse der böhmischen Länder zur deutschen Hierarchie. Sodann bietet er eine ausführliche Besprechung der Urkunde selbst mit Rücksicht auf die früher gewonnenen Gesichtspunkte. Er kommt zum Schlusse, daß Palacky und seine Schule die Bedeutung der Goldenen Bulle überschätzt haben. Wohl war besonders nach den Anschauungen jener Zeit die Standeserhöhung von hohem Werte, aber der böhmische König mußte doch die Oberhoheit Deutschlands anerkennen und sich zu verschiedenen Diensten verpflichten. Auch in kirchlicher Beziehung wurden die böhmischen Länder nicht so selbständig gestellt, wie etwa Polen oder Ungarn. Zwar wurde die Investitur der Landesbischöfe dem böhmischen Fürsten eingeräumt, aber das Prager Bistum wurde nicht zum Erzbistum erhoben, und so blieb Böhmen vom Erzbistum Magdeburg abhängig. Immerhin bleibt aber die Goldene Bulle eine sehr bedeutende Rechtsurkunde, und Kaiser Friedrich hat diese Anschauung schon selbst dadurch zum Ausdruck gebracht, daß er über die gleichzeitig erfolgte Güterverleihung an Ottokar eine besondere Urkunde ausstellte, da dieses Rechtsgeschäft nur dem Fürsten galt, jenes Privileg aber von allgemeiner Bedeutung war.

62. Wyrobek Josef, O pokrewieństwie Domu Habsburgów i Habsbursko-Lotaryńskiego z narodowemi Dynastyami w Polsce, Litwie i Rusi (Über das verwandtschaftliche Verhältnis der Habsburger und Habsburg-Lothringer mit den Dynastien in Polen, Lithauen und Rußland). Progr. des Gymnasiums in Brzezan 1901. 8°. 48 SS.

Wyrobek kennzeichnet die zahlreichen alten Beziehungen, welche zwischen den Herrscherhäusern Österreichs und den Dynastien bestanden haben, welche im heutigen Galizien bis zur Erwerbung dieses Landes durch Österreich geherrscht haben. Diese Beziehungen reichen bekanntlich bis in das Jahr 1307 zurück, in welchem Rudolf III., der Sohn Albrechts I., die polnische Prinzessin und böhmische Königinwitwe Elisabeth Richsa heimführte. Der Verf. führt sodann die lange Reihe der weiteren engen Beziehungen an und betont, daß ein Blick auf diese Verhältnisse genüge, um den Bewohnern Galiziens unser Heerscherhaus als ein altangestammtes erscheinen zu lassen. Die verdienstliche Arbeit entbehrt leider einer übersichtlichen Stammtafel.

Czernowitz. Dr. R. F. Kaindl.

---

63. Dr. Leo König, Pius VII. und das Reichskonkordat. Progr. des Privatgymnasiums der Gesellschaft Jesu in Kalksburg 1901. 111 SS.

Die umfangreiche (111 SS.) und wissenschaftlich tüchtige Abhandlung entwickelt ein reich detailliertes Bild jener traurigen Anarchie, die das „Reich" nach dem „Regensburger Raub" in kirchlich-religiöser Hinsicht darbot, die nicht zum wenigsten „durch das schmähliche Stillschweigen und die Gleichgültigkeit der Hirten und des Klerus" entstanden war und die den Nuntius Severoli zu der bitteren Frage veranlaßte: Wer hätte noch gewahr werden können, daß es im Reiche einen Bischof gebe? Den Hauptteil der interessanten Arbeit bildet das Franksche Konkordatsprojekt. Der Verlauf der „Konferenzen", soweit sie nicht schon in der vorliegenden Abhandlung behandelt sind, die Entgegnungen des Römischen Stuhles auf die „Frankschen Artikel", die weiteren Bemühungen für das Reichskonkordat und die Ursachen des Mißerfolges sollen im nächstjährigen Programm erörtert werden. — Ein zweiter Programmaufsatz, von Dr. Gottfried Starkl, befaßt sich mit dem botanischen Schulgarten der Anstalt.

64. Dr. Egid Filek v. Wittinghausen, Austerlitz. Eine historische Studie. Progr. des k. k. II. deutschen Staatsgymnasiums in Brünn 1901. 12 SS.

Die interessante historische Studie gliedert sich in vier Partien. Der erste Teil entwickelt die Bedeutung der Schlacht von Austerlitz, der ersten Schlacht, in welcher Napoleon als völlig unumschränkter Feldherr auftritt. Der Tag von Austerlitz zeigt zum erstenmale die Merkmale einer modernen Schlacht: das Schwergewicht ruht auf der leichten Beweglichkeit der Truppenmassen. Der Tag von Austerlitz drängte Österreich aus Italien und Deutschland hinaus, erweiterte die Machtsphäre Frankreichs bis an die Länder des Balkangebietes und konsolidierte Napoleons Übergewicht in Europa. Der Tag von Austerlitz befestigte aber vor allem den Thron Napoleons, der an diesem Tage ein Jahr alt geworden war und zwang Frankreich bis auf den letzten Franzosen in

die Gefolgschaft des glücklichen Siegers. Der zweite und dritte Teil befaßt sich mit den militärischen und diplomatischen Schachzügen vor der Schlacht, der vierte Teil endlich führt die Schlacht selbst vor; alle drei Teile bezeugen die ungeheure Überlegenheit Napoleons über seine Gegner und bestätigen den alten Spruch: Fortem fortuna juvat.

65. Prof. M. Hechfellner, Geschichte des Schlosses Thaur. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Innsbruck 1901. 46 SS.

Der Verf. entwickelt, auf eine reiche Quellensammlung und auf eine umfassende Literatur gestützt, ein sprechendes Bild von dem Schicksale eines der vielen tirolischen Schlösser, das mit der Landesgeschichte so innig verflochten ist, daß eine derartige historische Skizze einen guten Teil derselben vorführt. Das Schloß, um das es sich handelt, ist längst zur Ruine geworden, wahrscheinlich als ein Opfer des großen Erdbebens vom Jahre 1670. Der Name des Schlosses Thaur hat die mannigfachsten Deutungen erfahren, doch ist es so gut wie gewiß, daß er gleich andern Namen aus der Umgebung Innsbrucks, wie Mutters, Natters, Schwaz, vorrömischen Ursprungs ist und etwa Schlucht oder Tobel bezeichnen will. Seit dem Ende des XII. Jahrhunderts saßen auf Schloß Thaur die „Kämmerer von Thaur", ursprünglich ein Ministerialengeschlecht der mächtigen Andechser, das dieses Grafenhaus um fast 200 Jahre überdauerte. Sonst ist Schloß Thaur besonders bekannt als ein Lieblingsaufenthalt Kaiser Maximilians I., dem in diesem Tal „auf einem Gämpsen Gejaid ein böser Zufahl" begegnete, dann als Aufenthalt der verwitweten Margaretha von Edlshaim, deren Bild beigegeben ist, und die in zweiter Ehe dem unglücklichen Helfensteiner vermählt war, der zu Weinsberg in der „Spergasse" der Bauern verblutete, endlich durch den hl. Romedius, den ein Kalendarium des XV. Jahrhunderts als nobilis de Thaur bezeichnet und der nach seiner Romreise „gut tausend Menschen samt seinem Schlosse Thaur und allem Zugehör" dem hl. Vigilius i. e. dem Bistum Trient geschenkt haben soll.

66. Prof. Dr. Hans Widmann, Der Kampf um die Zaunrithsche Druckerei (1801—1802). Nach Akten des k. k. Regierungsarchives. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Salzburg 1901. 13 SS.

Die Abhandlung betrifft die Lokalgeschichte von Salzburg, gibt einen Überblick über die Entwicklung des Druckereigewerbes in dieser Stadt überhaupt und einen Einblick in das geistige und gewerbliche Leben von Salzburg am Beginne des XIX. Jahrhunderts insbesondere.

67. Prof. Amand Pandler, Die älteste Schulordnung des Böhm.-Leipaer Gymnasiums. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Böhm.-Leipa 1901. 8 SS.

Die Schulordnung (Leges scholasticae Augustinensium studiosorum) der Lateinschule von Böhmisch-Leipa, welche Wallenstein gründete und die wahrscheinlich im Jahre 1625 eröffnet wurde, umfaßt sieben Punkte. Darunter ist Punkt 6 auffällig wegen seiner Gegnerschaft gegen die heute allseits gepflegten Jugendspiele. Dieser Punkt verbietet nämlich aufs strengste das Eislaufen (Schleifen) im Winter und das Schwimmen im Sommer. Das letztere Verbot erklärt der Verf., der der Schulordnung eine kurze historische Skizze des Leipaer Gymnasiums voranschickt, aus dem tückischen Charakter der Polzen, von der eine alte Sage behauptet, sie fordere jedes Jahr ein Opfer.

Wr.-Neustadt. Nagele.

68. **Bumbac V.**, Despre instrucţiunea limbei române la şcolile poporale din Suceava începênd de pe la finea secolului al 18le până la anul 1854 şi despre instrucţiunea limbei române la gimnasiul gr. or. din Suceava dela intemeiarea lui până în present. Progr. des gr.-or. Gymnasiums in Suczawa 1901. 8°. 16 SS.

In dieser Arbeit gibt der Verf. zum erstenmal ausführlichere Nachrichten über den Unterricht in der rumänischen Sprache an den Volksschulen in Suczawa (Bukowina) vom Ende des XVIII. Jahrhunderts bis zum Jahre 1854 und ebenso über denselben Unterricht an dem gr.-or. Gymnasium in Suczawa von dessen Eröffnung (1860) bis zur Gegenwart. Es sind dies sehr dankenswerte Beiträge zur Schulgeschichte der Bukowina. Auch die entsprechenden Lehrpläne und Stundeneinteilungen werden mitgeteilt. Gut wäre es gewesen, wenn auch eine Übersicht über die Lehrbücher versucht worden wäre. Hier sei auf das für den Unterricht im Rumänischen bestimmte, seltene Werk „Auszug aus der für Normal- und Hauptschulen vorgeschriebenen deutschen Sprachlehre usw." (Czernowitz 1810) von dem damaligen Kreishauptschul-Direktor Anton de Marki aufmerksam gemacht.

Czernowitz. Dr. R. F. Kaindl.

---

69. Direktor P. Justinian **Lehner**, Hundert Jahre Franziskanergymnasium. Progr. des k. k. Franz Joseph-Gymnasiums in Hall 1901. 20 SS.

Am 16. Februar 1801 wurde dank den unausgesetzten Bemühungen der Franziskaner das im Jahre 1774 aufgelassene Gymnasium wieder eröffnet. Die Eröffnungsfeier wurde im Programme der Anstalt vom Jahre 1875 eingehend geschildert mit Ausschluß der lateinischen Rede des ersten Präfekten (Direktors) Georg Lechleitner, die das vorliegende Programm zum Abdrucke bringt. Daran werden „kurze Lebensumrisse derjenigen P. P. Franziskaner, welche an der Anstalt wirkten und bereits gestorben sind, geschlossen. Die Fortsetzung dieser „Lebensumrisse" wird für das nächstjährige Programm in Aussicht gestellt.

70. S. **Gorge**, Das Bielitzer Staatsgymnasium in seinem 30jährigen Bestande. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Bielitz 1901. 42 SS.

S. Gorge, in fachmännischen Kreisen als fleißiger Schulgeograph bekannt und geschätzt, veröffentlicht in dem diesjährigen Programme seiner Anstalt in sachkundiger Weise die Geschichte derselben, die auf 30 Jahre zurückreicht. Im Jahre 1771/2 wurde das Bielitzer Gymnasium zuerst als Untergymnasium, u. zw. mit zwei Klassen eröffnet, wurde aber schon vom Schuljahre 1874/5 an sukzessive in ein Obergymnasium verwandelt und bezog zu gleicher Zeit die stattlichen Räume eines Neubaues, der auch die Staatsrealschule und die Staatsgewerbeschule beherbergt.

71. Dr. Isidor Kukutsch, Zur Geschichte der Gründung und Errichtung des Gymnasiums und feierliche Einweihung des neuen Schulgebäudes. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums im XIII. Bezirke in Wien 1901. 9 SS.

Über die „Gründung“ dieses Gymnasiums lag dem Direktor ein Bericht des Schriftführers des „Vereines zur Gründung eines Gymnasiums im XIII. Bezirke von Wien“ vor. Diesem Bericht geht ein gelungenes Bild des provisorischen Schulgebäudes in der Diesterwegstraße 3 voran. Darauf folgt der Eröffnungs- und Festbericht, der zugleich eine Abbildung des schönen Neubaues enthält, u. zw. der Nord- und Ostfaçade. Abgedruckt wurden auch in chronologischer Folge die Ansprachen des Religionslehrers der Anstalt Dr. Wolfgang Pauker, des Direktors Dr. I. Kukutsch, Sr. Exzellenz des Ministers für Kultus und Unterricht, Dr. Wilhelm R. v. Hartel, des Bürgermeisters von Wien, Dr. Karl Luegers und des Schülers der V. Klasse Martin Ergenzinger, der das von dem Schüler der IV. Klasse Franz Hanke verfaßte Festgedicht vortrug.

Wr.-Neustadt. Nagele.

---

72. Hager, Dr. Evermod, Die geographischen Verhältnisse des österreichischen Alpenvorlandes mit besonderer Rücksicht auf den oberösterreichischen Anteil. Progr. des bischöflichen Privatgymn. am „Collegium Petrinum“ in Urfahr 1901. 36 SS.

Die reiche Literatur, welche sich mit dem österreichischen Alpenvorlande beschäftigt, wurde vom Verf. mit großem Fleiße zu einem Gesamtbilde zu vereinigen gesucht. Übt er auch manchmal an den zurate gezogenen Werken etwas zu wenig Kritik, so bietet seine Arbeit, bei der er auch einige eigene Beobachtungen verwerten konnte, eine dankenswerte Übersicht über die Oberflächenformen, die Hydrographie, den geologischen Aufbau, das Klima und die kulturellen Verhältnisse des an Einzelproblemen so reichen Gebietes. Freilich werden die Ergebnisse des Verf.s durch die einschlägigen Abschnitte von Pencks „Alpen im Eiszeitalter“ überholt.

73. Müller, Dr. Alois, Über die Berücksichtigung der Geologie im geographischen Unterrichte der VIII. Gymnasialklasse. I. Teil. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Oberhollabrunn 1901. 17 SS.

So sehr es berechtigt ist, den ursächlichen Zusammenhang der einzelnen erdkundlichen Elemente im Unterrichte näher zu würdigen, so sehr müssen wir uns hüten, jenen Wissensstoff, den wir auf der Hochschule kennen gelernt haben, auf einer Stufe bereits vorführen zu wollen, der es sowohl an der nötigen Zeit, als auch insbesondere an dem richtigen Verständnisse für Fragen der eigentlichen Wissenschaft fehlt. Sachlich bieten die Ausführungen des Verf.s durchaus nichts Neues. Sie sind ein Auszug aus jenen Vorlesungen, welche an unseren Universitäten unter dem Titel „Allgemeine und spezielle Geologie“ und „Morphologie der Erdoberfläche“ gehalten werden. Soferne sich der Verf. im Rahmen der eigentlichen physikalischen Geographie bewegt, kann man ihm, aber auch nur bis zu einem gewissen Grade, beipflichten, soferne er sich jedoch auf

das Gebiet der Geologie selbst begibt, wird man seinen Vorschlägen die Berechtigung, beim erdkundlichen Unterrichte berücksichtigt zu werden, absprechen müssen. Es wurde schon öfter darauf hingewiesen, daß unserm Geographieunterrichte der Oktava der Unterbau fehlt, den die Behandlung des Stoffes nach dem gegenwärtigen Stande der wissenschaftlichen Erdkunde verlangt. Die Grundlage, welche die Mineralogie der Quinta zu geben vermag, ist für unsere Zwecke durchaus ungeeignet. Sie ist zudem im besten Falle in dem Wissen des Oktavaners in so verschwommener Weise vorhanden, daß ein Weiterbauen auf ihr bedenklich erscheint. Aber selbst dann, wenn alle Vorbedingungen erfüllt wären, dürfte sich der geographische Unterricht der Ergebnisse geologischer Forschungen nicht um ihrer selbst willen, sondern nur insoferne bedienen, als sie zum Verständnisse der Formen der Erdoberfläche notwendig sind oder uns eine Erklärung kultureller und volkswirtschaftlicher Erscheinungen zu gewähren vermögen. Es handelt sich uns nicht darum, daß das Land der Jura- oder Kreideformation angehört, sondern darum, ob und welchen Einfluß die Zusammensetzung des Bodens auf die verschiedenen erdkundlichen Elemente ausübt. Es wird für den geographischen Unterricht vollkommen belanglos sein, ob der Kalk devonisch, rhätisch oder triassisch ist. Die Hauptsache ist, daß Kalk die Landschaft bildet und daß der Lehrer dem Schüler zeigt, welche Eigentümlichkeiten Kalkterrains in Bezug auf ihre Hydrographie, auf die Pflanzenwelt und die Anbaufähigkeit des Bodens, im allgemeinen also für die Kultur des Landes besitzen. Die Geologie ist ebenso Hülfswissenschaft wie die Physik oder Botanik. Sie zum Selbstzwecke des erdkundlichen Unterrichtes machen zu wollen, heißt die Aufgabe des letzteren selbst verkennen. Der Verf. gibt sich zudem einer argen Selbsttäuschung hin, wenn er seinen Gymnasiasten ein ähnliches sachliches Urteil zutraut, wie es der Hochschulunterricht erst nach langer Schulung zu vermitteln vermag. Zu derartigen Erörterungen, wie sie der Verf. auf S. 28 verlangt, wird der Lehrer überdies nicht erst in der 8. Klasse greifen, er wird schon auf der Unterstufe, wenn er, an die Erscheinungen der Heimat anknüpfend, den Gesichtskreis des Schülers allmählich bis zur Erfassung der Formen der ganzen Erdoberfläche erweitert, die physikalische Geographie im Sinne moderner Morphologie betreiben. Daß dies auch der Verf. fühlte, beweist sein Widerspruch zwischen Seite 28 und 29. Während er dort von dem Unterrichte der Oktava die Behandlung der Grundlehren der phys. Erdkunde verlangt, setzt er S. 29 gerade bei den Schülern dieser Stufe voraus, daß sie in der 3. und 4. Klasse die Alpen „als ein typisches Kettengebirge, entstanden durch seitliche, von Süden her erfolgte Zusammenschiebung der Erdkruste kennen gelernt haben". Es ist besser, wenn dies nicht der Fall war. Denn gerade dieses Beispiel zeigt deutlich, wie wenig anscheinend recht schöne Erkenntnisse oder besser gesagt Ergebnisse einzelner Forscher in den Rahmen des Mittelschulunterrichtes passen. Hat doch erst vor kurzem Diener sich gegen die Annahme eines einseitigen tangentialen Schubes in unseren Ostalpen ausgesprochen und gezeigt, daß auf Grund neuer Tatsachen von einer Innen- und Außenseite der Ostalpen im Suess'schen Sinne nicht mehr die Rede sein könne. Der Verf. irrt daher auch in der Auffassung des „Innenrandes" als Bruchrandes, da hiernach „die Innenseite der Ostalpen gleichzeitig die Außenseite der dinarischen Faltungen" ist. Wer so, wie der Verf. meint, die Alpen in der 8. Klasse vornehmen wollte, dem bliebe wohl keine Zeit für eine gleich intensive Behandlung des Sudeten- und Karpathensystems, vollends aber schon gar nicht für die übrigen Abschnitte der Vaterlandskunde, in der doch auch der Mensch mit seinem weiten Interessenkreise einige Beachtung verdient.

74. Machaček Fr., Neuere Gletscherstudien in den Ostalpen. Progr. der k. k. Staats-Unterrealschule im V. Bez. Wiens 1901. 24 SS.

Die Arbeit faßt die Ergebnisse der seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vorgenommenen Gletscheruntersuchungen zusammen. Sie behandelt auf Grundlage der einschlägigen Veröffentlichungen in den wissenschaftlichen Ergänzungsheften zur Zeitschrift des D. u. Öst. Alpenvereins in eingehender Weise die Vermessung des Vernagt- und Hintereisferners, berichtet über die Finsterwaldersche Gletscherbewegungstheorie und erörtert die Beobachtungen, welche hinsichtlich der räumlichen Verteilung der Gletscherschwankungen und über die physikalischen Eigenschaften des Gletschereises angestellt wurden. Mit einer Besprechung der Untersuchungen über die Schneegrenze und die Verfahren zur Ermittlung ihrer Höhenlage schließt die fleißig gearbeitete Übersicht.

75. Olbrich Rob., Die mährische Senke zwischen March und Oder. Progr. der k. k. Staatsrealschule in Bielitz 1901. 25 SS.

Einem mineralogisch-petrographischen Überblick folgt vornehmlich auf Grundlage der österreichischen Spezialkarte eine ausführliche Beschreibung der oro- und hydrographischen Verhältnisse. Letztere bieten Gelegenheit zu einer kurzen Erörterung des March-Oderkanalprojektes und seiner Geschichte. Die Topographie des behandelten Gebietes bildet den Schluß der recht übersichtlichen Arbeit. Das Gefälle der Flüße sollte nicht auf Meilen bezogen sein.

76. Franz, Dr. A., Die Sudeten. Bau und Gliederung des Gebirges. I. Teil. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Leipnik 1901. 32 SS.

Schon 1894 und 1895 hat sich K. Berger im Progr. der Jägerndorfer Staatsrealschule mit den Ostsudeten beschäftigt. Franz baut in der vorliegenden Arbeit auf dessen Ergebnissen weiter und behandelt den Bau und die Gliederung des ganzen Sudetenzuges, den er von der mährischen Pforte bis zum Durchbruchstale der Görlitzer Neiße reichen läßt. Im allgemeinen Teile untersucht er die Herkunft des Gesamtnamens und der Benennung der wichtigsten Abschnitte des Gebirges. Zu den Ausführungen des Verf.s sei bemerkt, daß auch in Barthel Steins Descriptio tocius Silesie usw., einem Werke aus dem Beginne des XVI. Jahrhunderts, das Riesengebirge als mons Gigantum bezeichnet wird. Mit der Erklärung des Wortes Gesenke hat sich schon Böhm (Rübezahl, seine Begründung in der deutschen Mythe usw. „Das Riesengebirge i. W. u. B. 1884", S. 2 u. 3) befaßt und den Namen mit der Esche in Verbindung gebracht. In einer kleinen Abhandlung, welche sich in der Festschrift des geographischen Seminars der Universität Breslau 1901 findet, ist Rob. Fox der Sache neuerdings nachgegangen und hat nachgewiesen, daß das Wort keineswegs dem Slavischen entstammt, daß es aber auch nicht Eschengebirge bedeutet; es ist vielmehr ein deutscher, der Bergmannssprache entlehnter Begriff, welcher nichts anderes bezeichnet als ein Tal, das inmitten eines Kranzes von Bergen gelegen ist. Franz schließt sich dieser durch eine Urkunde des XIV. Jahrhunderts erhärteten Ansicht an, möchte aber den Namen nicht, wie Fox vorschlägt, bloß auf die „Paßlandschaft am Ostfuße des Altvatergebirges" beschränken, sondern auf den östlichen Teil der Ostsudeten überhaupt anwenden, so daß neben dem Gesenke nur noch das Altvatergebirge auszuscheiden wäre. Die ungereimte Benennung „Hohes" und „Niederes" Gesenke würde dann

glücklich beseitigt sein. Hoffentlich verschwindet sie nunmehr nebst der falschen Etymologie des Wortes auch aus unsern Lehrbüchern. Die wohlbegründete Einteilung des Sudetenzuges, welche der Verf. gibt, verdient volle Beachtung. Partsch folgend scheidet er durch das Tal der Glatzer Neiße das Gebirge in einen östlichen und westlichen Abschnitt. In ersterem trennt er wieder das Gesenke von dem mährisch-schlesischen Grenzgebirge, welches in die Altvatergruppe, das Reichensteinergebirge und das Glatzer Schneeberggebirge aufgelöst wird. Die Westsudeten zerfallen in einen nordöstlichen und in einen südwestlichen Zug. Ersterer umfaßt das Eulengebirge, das Waldenburger Kohlengebirge und das niederschlesische Schiefergebirge, letzterer das Adler- und Habelschwerdter Gebirge, die böhmisch-schlesische Kreidemulde samt ihren Randgebirgen und das Riesen- mit dem Isergebirge. Die Einzelbesprechung der genannten Gruppen ist in dem 1. Teile bis zum niederschlesischen Schiefergebirge gediehen.

Wien. J. Müllner.

---

77. Pichler Alois, Über die Auflösung der Gleichung $\varphi(x) = n$, wenn $\varphi(m)$ die Anzahl derjenigen Zahlen bezeichnet, welche relativ prim zu m und kleiner als m sind. Progr. des k. k. Maximilians-Gymnasiums in Wien 1901. 8°, 17 SS.

Nach Gauss wird die Anzahl aller jener Zahlen, die kleiner als eine vorgelegte ganze Zahl m und zu dieser relativ prim sind, in Form einer Tabellenfunction durch $\varphi(m)$ bezeichnet. $\varphi(m)$ hat für jedes m einen wohlbestimmten Wert, der, wenn $m = p_1^{\alpha_1} p_2^{\alpha_2} \ldots p_k^{\alpha_k}$ ist, durch den Ausdruck $\varphi(m) = m\left(1 - \frac{1}{p_1}\right)\left(1 - \frac{1}{p_2}\right) \ldots \left(1 - \frac{1}{p_k}\right)$ dargestellt wird. Man kann sich nun aber die Aufgabe stellen, diese Funktionalbeziehung umzukehren, d. h. aus $\varphi(x) = y$ zu einem gegebenen Werte von y den oder vielmehr die zugehörigen Werte von x zu bestimmen.

Denn daß diese umgekehrte Funktionalbeziehung im Gegensatz zu der ursprünglichen keine eindeutige ist, wird sofort erkannt. Die Lösung dieser Aufgabe wird in dem vorliegenden, durch große Klarheit ausgezeichneten Aufsatze vollständig bewerkstelligt.

78. Stumpf, Dr. Franz, Über divergente Potenzreihen. Progr. des n. ö. Landes-Real- und Obergymn. in Mödling 1901. 8°, 27 SS.

Seit den Aufsehen erregenden Arbeiten Poincarés über die Fuchsschen Funktionen, die vor ungefähr zwanzig Jahren in den ersten Heften der „Acta Mathematica“ veröffentlicht wurden, ist die Frage, ob eine unendliche Potenzreihe über ihren Konvergenzbereich hinaus fortgesetzt noch eine wohldefinierte analytische Funktion vorstelle und von welcher Art diese letztere im Vergleiche mit derjenigen sei, welche durch die Potenzreihe innerhalb des Convergenzkreises zum Ausdrucke gelangt, Gegenstand zahlreicher Untersuchungen gewesen. Unter diesen nehmen diejenigen des Herrn Borel einen hervorragenden Platz ein. Veröffentlicht wurden dieselben zuerst in verschiedenen Zeitschriften und zuletzt vereinigt vor etwa Jahresfrist in seinen „Leçons sur les séries divergentes“, Paris 1901. Die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf diese Arbeiten zu lenken und die Kenntnis einiger Teile ihres Inhalts denselben zu vermitteln, ist die Aufgabe, die sich der Verf. in dem vorliegenden, mit großem Fleiße geschriebenen Aufsatze gestellt hat.

79. Sewera Th., Zur Lehre vom Quozienten. Progr. des Staats-Untergymnasiums in Prachatitz 1901. 8°, 21 SS.

Den Inhalt des in Form eines Schulvortrages gekleideten Aufsatzes bildet die Frage, wann ein Quozient (Bruch) einen endlichen und wann einen periodischen — rein oder gemischt periodischen — Dezimalbruch liefert. Die hierauf bezüglichen, mit den denkbar einfachsten Mitteln anstellbaren Untersuchungen, die in den für die erste Unterstufe des arithmetischen Unterrichtes an Mittelschulen bestimmten Lehrbüchern leider nicht vorkommen, bieten für das Verständnis der Schüler in der zweiten Klasse gar keine Schwierigkeiten dar und sollten unter keinerlei Umständen übergangen werden.

80. Häfele, P. Engelhard, Die Hyperbel. Progr. des öffentl. Obergymnasiums der Franziskaner zu Bozen 1901. 8°, 35 SS.

Nach einer kurzgefaßten geschichtlichen Bemerkung über die Entwicklung der Lehre von den Kegelschnittslinien bei den griechischen Weisen wird zuerst die Hyperbel nach der analytischen Methode in der seit Descartes üblichen Weise ausführlich behandelt. Hierauf wird an einigen Beispielen, die dem großen Werke des Apollonius von Pergä entnommen sind, gezeigt, auf welch mühseligen Wegen die Alten den Eigenschaften der erwähnten Kurven nachforschten.

81. Rotter, L. Dr., Geometrische Aufgaben und Beispiele in rationalen Zahlen. Progr. des Kaiser Franz Joseph-Gymnasiums in Mähr.-Schönberg 1901. 8°, 24 SS.

Daß es stets eine Sorge des Lehrers sein soll, Beispiele in gut gewählten Zahlen bei der Hand zu haben, um die zur Verfügung stehenden Stunden für die Erweiterung und Vertiefung des mathematischen Unterrichtes möglichst auszunützen, ist eine unerläßliche Forderung, durch deren Erfüllung überdies erreicht wird, daß die Schüler dem Gegenstande weit mehr Neigung zuwenden, als wenn ihr Denksinn durch übermäßig ausgedehnte Rechnungsvorgänge ermüdet oder gar abgestumpft wird. In der vorliegenden, sehr klar geschriebenen Abhandlung wird es, nach des Verf.s eigenen Worten, unternommen, geometrische Aufgaben wo möglich in ganzen, wenigstens rationalen Zahlen anzugeben, welche, wenn sie von Fall zu Fall hergestellt werden sollten, doch schon eine längere Vorbereitung erfordern würden.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

---

82. Watzel Theodor, Über das Gestaltungs- und das Zweckmäßigkeitsprinzip in der organischen Natur. Progr. der k. k. Staatsmittelschule in Reichenberg 1901. 39 SS.

Keine von der Natur mit Konsequenz hervorgebrachte Form ist für das Wesen des betreffenden Naturdinges gleichgültig. Dieser Satz ergibt sich aus der Bedeutung, welche der einzelnen Form für die Existenz und die Ermöglichung einer entsprechenden Wirkungsweise zukommt. Im Gegensatze zu der anorganischen Natur, in der die Form gleichsam nur ein Beharrungszustand ist, kann bei den organischen Wesen die Gestaltung der einzelnen Teile für den Bestand des Ganzen nicht ohne Einfluß sein, und man muß den allereinfachsten organischen Gebilden, d. i. den

im Protoplasma nachgewiesenen feineren Strukturformen bereits einen Anteil an der Ermöglichung einer gewissen Lebenstätigkeit zuschreiben. Der Verf. spricht von einem physiologischen und morphologischen Elemente, da einerseits die Physiologie die Richtschnur für die Betrachtung der Organismen und ihrer Teile unter dem Gesichtspunkte ihrer Tauglichkeit zu bestimmten Funktionen gibt, anderseits die Morphologie mit der Untersuchung der Gestalten sich beschäftigt. In einem weiteren Abschnitte wird nachgewiesen, daß vorzugsweise die morphologischen Charaktere die Stellung im Systeme bestimmen, während für den besondern Platz, den ein Wesen im gesammten Haushalte der Natur einnimmt, bloß seine physiologisch, bezw. teleologisch bedeutsamen Charaktere entscheidend sind. Durch treffliche Beispiele aus der Tier- und Pflanzenwelt wird schließlich der Wettstreit oder das Ineinandergreifen der beiden Elemente anschaulich gemacht.

Ref. möchte diesen Aufsatz, den der Verf. selbst eine naturphilosophische Studie nennt, allen Freunden der Naturphilosophie deshalb bestens empfehlen, weil er zumeist auf eigenen Beobachtungen fußt und mit seltener Fachkenntnis geschrieben ist.

Wr.-Neustadt. Heinrich Vieltorf.

---

83. Brandstetter, Prof. Friedrich, Die Untersuchung der Mineralfarben in den chemisch-praktischen Übungen an Oberrealschulen. Progr. der deutschen Staatsrealschule in Pilsen 1900. 25 SS.

Der Verf. bezieht sich in der Einleitung auf die Verordnung des h. Ministeriums für C. u. U. vom 19. Juli 1894 und ist der Überzeugung, „daß es für den Schüler sehr nutzbringend und lehrreich wäre, wenn eine auf solche Reaktionen (von Mineralfarben) fußende, möglichst einfach gehaltene Untersuchung von Mineralfarben die Reihe der Arbeiten im zweiten Jahrgange der Übungen eröffnete“. Eine übersichtliche Darlegung dieser Reactionen ist der Zweck dieser Arbeit des Verf.s. Die im ersten Jahrgange erworbene Fähigkeit in der einfachen qualitativen Analyse findet „in der Untersuchung von Mineralfarben ein ausgezeichnetes Übungsmaterial vor .... nicht nur zur Wiederholung und Festigung .... der im chemischen Unterrichte in der 5. Klasse überhaupt gewonnenen Kenntnisse, sondern im hervorragenden Maße auch zur Schärfung der Beobachtungsgabe und Urteilsfähigkeit der Schüler. Mit Recht weist der Verf. auch auf das Interesse hin, welches das selbständige Bestimmen und Erkennen von so wichtigen, industriell und künstlerisch verwendeten Handelsprodukten, wie die Mineralfarben sind, den Schülern bietet, und er empfiehlt, zunächst dem Schüler nur reine Farben in der meist handelsüblichen Pulverform zur Untersuchung vorzulegen und vielleicht später hie und da auch eine solche mit den üblichen Verfälschungen.

Ref. steht nicht an, den einleitenden Bemerkungen des Verf.s vollkommen beizupflichten und meint, diese oder wenigstens eine recht ähnlich angelegte Arbeit müßte aufgenommen werden in ein Arbeitsmaterialienbuch, das leider noch im Schoße der Zukunft schlummert. Alle dem Ref. bisher über das Thema der praktischen Übungen am Laboratorium der Realschulen bekannt gewordenen „Leitfaden“ konnten ihn nicht vollauf befriedigen, sind eben nur Stücke eines noch nicht veröffentlichten Ganzen, aus dem der Lehrer, auch der in der Praxis noch weniger erfahrene, mit gutem Gewissen schöpfen könnte.

Die Arbeit gliedert sich in zwei Abschnitte: Der erste (10 SS.) ist dem Gang der Untersuchung, der zweite (13 SS.) den chemischen Prozeßgleichungen gewidmet.

Von nichtmetallischen Farben werden (7) weiße, (11) gelbe, (7) rote, (4) braune, (9) grüne, (6) blaue, (1) schwarze und (2) graue, von metallischen Farben (Bronzefarben) (2) weiße und (3) gelbe vorgeführt.

Bei jeder Farbengruppe werden am Beginn des Kapitels die wichtigsten Vertreter mit ihren synonymen Bezeichnungen und chemischen Formeln namentlich aufgezählt — so z. B. von weißen Mineralfarben: Bleiweiß, Gips, Kaolin, Perlweiß, Permanentweiß, Wienerweiß und Zinkweiß —; daran wird der jeweilige analytische Gang in sehr knapper und sachgemäßer Weise angegliedert. Dieser Gang ist aber keine trockene Aufzählung von Reactionen, sondern lehnt sich einerseits vermittelst zahlreicher Hinweise innig an das im ersten Kurse Geforderte an und verlangt geradezu die partienweise Wiederholung des bereits Gelernten, er gibt aber auch anderseits durch eingestreute, auf das Endziel gerichtete Fragen zum recht nützlichen Nachdenken vielfachen Anlaß.

„Im zweiten Abschnitte sind die chemischen Gleichungen für alle Prozesse, die sich im Verlaufe der möglichst einfach gehaltenen Untersuchung ergeben, ... übersichtlich und den im ersten Abschnitte gegebenen Bestimmungsreaktionen entsprechend angeordnet“ ... Dies muß als recht vorteilhaft bezeichnet werden, weil sich der Schüler an diesem Orte die Bestätigung des im kurz gehaltenen „Gange“ — auf Grund der allerwichtigsten Reactionen — ermittelten Befundes holen kann und nicht bei jedem geringfügigen Anlasse mit Herumfragen die Zeit zu zersplittern braucht. Es würde durch letzteres die Aufgabe des Lehrers oft, u. zw. ohne Not, gar sehr erschwert! Nach der Meinung des Ref. liegt eine gewissenhafte und verdienstvolle Arbeit vor.

Die im Aufsatz beliebte Methode, in den Formelgleichungen den der Molekulformel vorgesetzten Koëffizienten mit kleiner Schrift unter die Zeile zu stellen, dürfte aber nicht empfehlenswert erscheinen.

84. Klein Hermann, Einwirkung konzentrierter Schwefelsäure auf Isobutyraldehyd oder Methylpropanal. Progr. der Kommunal-Unterrealschule in Dornbirn 1900. 12 SS.

In einer sehr allgemein gehaltenen Einleitung wird angegeben, daß Dr. Wilh. Fossek über Derivate des Isobutyraldehyds berichtet und dabei besonders zwei Körper, $C_8H_{14}O$ und $C_8H_{16}O_2$, hervorgehoben hat. Der Verf. hat sich damit beschäftigt, 1. zu untersuchen, ob nicht auch bei Anwendung von konzentrierter Schwefelsäure diese Körper erhalten werden könnten (Fossek wandte eine Lösung von Natrium acetat an), und 2. die bei der Einwirkung von konzentrierter Schwefelsäure auf Isobutyraldehyd sich ergebenden Produkte zu charakterisieren. Er ist trotz mehrjähriger Versuche noch nicht in der Lage, positive Mitteilung machen zu können, will aber doch einen Bericht über seine diesbezüglichen Untersuchungen geben. — Zuerst wird gehandelt von der Darstellung von acetonfreiem Isobutyraldehyd. Als die dazu am meisten geeignete Methode erwies sich die von Prof. Zeisel bei der Bereitung des Valeraldehyds befolgte.

Durch Behandlung des erhaltenen Aldehyds wurde der Verf. überzeugt, „daß es mit ganz ungeahnten Schwierigkeiten verbunden ist, endlich eine Menge an flüssiger und krystallisierter Substanz zu erhalten, die kaum wert ist, größere Quantitäten kostbaren Aldehyds zu verschwenden, ganz abgesehen davon, daß sie, besonders das krystallisierte Produkt, weiteren chemischen Eingriffen mit einer Hartnäckigkeit Widerstand entgegensetzen, wie er wohl selten mehr zu überwinden sein wird“. Im weiteren Verlaufe der Darstellung werden über einige der diesbezüglich angestellten Versuche genauere Mitteilungen gemacht. Bei den eingeleiteten Kondensationsversuchen war das Augenmerk des Verf.s darauf

gerichtet, die Bedingungen kennen zu lernen, welche die Bildung der einmal gesehenen Produkte begünstigen. Zuerst wurde erkannt, daß bei Einwirkung der Schwefelsäure Kühlung unbedingt nöthig ist. Ein Ergebnis weiterer Versuche war die Erkenntnis, daß ein verwertbares Resultat nur zu erwarten ist, „wenn die Einwirkung der konzentrierten Schwefelsäure derart geschieht, daß auf den Aldehyd, der durch ein Gemisch von Eis und Kochsalz gekühlt wird, gekühlte Schwefelsäure (durch schmelzendes Eis!) langsam träufelt, und wenn die Temperatur nicht über 3° C. steigt". Dabei ist zehnmal so viel Schwefelsäure anzuwenden als Aldehyd in Arbeit genommen wird.

Nach vielen vergeblichen Versuchen erhielt der Verf. endlich „3·2 *g* eines ätherisch riechenden Öles und ungefähr 5 *g* krystallisierte Substanz". Die qualitative Analyse ergab, daß letztere aus C, H und O bestand.

Die quantitative Bestimmung der Bestandteile war erst nach mehrtägigem Trocknen der Substanz über Schwefeläther mit Erfolg durchführbar. Daraus resultierte, daß das Molekül der Verbindung aus drei Molekülen Isobutyraldehyd dadurch hervorgegangen zu sein scheint, daß denselben durch die Schwefelsäure ein Molekül Wasser entzogen worden ist.

Beim Versuche, die Größe des Moleküls der Verbindung zu ermitteln, „gelang es unter der großen Zahl der Bestimmungen auch nicht zwei übereinstimmend zu erhalten". — Bei der Bestimmung des Molekulargewichtes wurden die Methoden von A. W. Hofmann, von V. und C. Meyer und von Raoult-Beckmann benützt. — Der Verf. meint, er könne „der krystallisierten Substanz bezüglich der Bestimmung ihrer Molekulargröße näher rücken und glaubt in kurzer Zeit so weit kommen zu können, daß mit der Ermittlung der Konstitution des festen Reaktionsproduktes begonnen werden kann".

Bei den weiteren, in Aussicht gestellten Mitteilungen wäre die Anwendung eines minder schwerfälligen Stils sehr erwünscht.

85. Grusiz Ottone, Delle scomposizione dei composti racemici. Progr. della civica scuola reale superiore in Trieste 1900. 38 SS. 2 Tafeln.

Nach einer historischen Einleitung über die Polarisation des Lichtes wird von der Stereoisomerie und vom verschiedenen Verhalten isomerer Verbindungen zum polarisierten Lichte gesprochen. Des weiteren wird die Tatsache erwähnt, daß sich manche optisch unwirksame Körper trennen lassen in optisch entgegengesetzt wirksame Komponenten. — Als Ziel der Arbeit wird angegeben, die bis nun angewandten Mittel kennen zu lernen, welche zur Ausführung derartiger Trennungen dienlich sind. — Hieran schließt sich die Erwähnung der Arbeiten Pasteurs über die Scheidung einer äquimolekularen Mischung in ihren rechts- und linksdrehenden Bestandteil. Zur Lösung dieser Aufgabe hat Pasteur dreierlei Wege eingeschlagen: entweder benützte er einen bestimmten optischaktiven Stoff oder gewisse Organismen oder endlich die Krystallisation. Es wird sodann auf diese Zerlegungsarten im besonderen eingegangen, u. zw. zuerst auf die mit Hülfe einer optisch wirksamen Substanz ausgeführte. Bei derselben wird von dem verchiedenen Grade der Löslichkeit Gebrauch gemacht, die rechts- und linksdrehende Salse zeigen. Um letztere zu erhalten, wird je nach der Natur der vorliegenden Verbindung eine optisch aktive Base (meist ein Alkaloid) oder aber eine optisch wirksame Säure (z. B. Rechts- oder Linksweinsäure) in Anwendung gebracht. Die diesbezüglichen Arbeiten Pasteurs, Bremers und Ladenburgs bilden den Gegenstand nun folgender Darlegungen. Als Beispiele von Säuren, die nach dieser Methode in optisch wirksame Teile zerlegt wurden, werden angeführt: Traubensäure, Äpfelsäure, Milchsäure, Mandelsäure, Methoxyl- und Äthoxylbernsteinsäure und Dibromzimmtsäure. Die

Basen, die dabei eine Rolle spielten, waren Cinchonin, Cinchonidin, Chinin, Chinidin, Strychnin, Brunin und Morphin. — Als Beispiele zerlegter Basen werden genannt: α- und β-Pipecolin, α-Äthylpiperidin, Copellidin, Propylendiamin und α-Phenyläthylamin.

Was die zweite Methode, optisch unwirksame Verbindungen in optisch wirksame Komponenten zu zerlegen, betrifft, nämlich jene, die mit Hülfe von Organismen ausgeführt wird, so werden auch da zunächst wieder die ersten Beobachtungen Pasteurs erwähnt. Hierauf wird die Methode der heutigen Mykologen beschrieben, um die Existenz einer bestimmten Pilzart zu konstatieren, wobei die Sterilisation und die Reinkultur an Beispielen erörtert werden. Es wird angegeben, daß nach dieser Methode unter anderem zerlegt wurden: Weinsäure, Glyzerinsäure, Milchsäure, Äthoxylbernsteinsäure, Bichlorzimmtsäure und Leucin. Dabei wird stets der Organismus genannt, unter dessen Einfluß die jeweilige Zerlegung stattgefunden hat.

Bei der dritten Art der Zerlegung, bei der die Krystallisation herangezogen wird, werden die von Pasteur, Anschütz und anderen angewendeten Methoden der Untersuchung der Krystalle auf naturhistorischem, optischem und chemischem Wege erörtert. Einer derartigen Zerlegung sind u. a. unterworfen worden: die Weinsäure, das Asparagin, die Amidoasparaginsäure und die Gährungsmilchsäure. In dem Aufsatze werden bei jedem Falle die Salze genannt, welche behufs Trennung der beiden Komponenten erzeugt wurden.

Mit Hülfe von Enzymen (Invertin und Emulsin) wurden besonders Methyl-, Äthyl-, Benzyl- und Glyzerylglykoide und α Polysaccharide zerfällt.

Der Arbeit ist eine tabellarische Übersicht jener Substanzen beigegeben, die bis auf die jüngste Zeit nach den soeben erwähnten Methoden zerlegt worden sind, und zwar unter gleichzeitiger Angabe der Autoren.

Wien. Joh. A. Kail.

---

86. P. Theobald Scharnagl, Der physico-theologische Gottesbeweis in D. Humes „dialogues concerning natural religion". Progr. des k. k. deutschen Staatsgymnasiums in Pilsen 1901. 18 SS.

Die Abhandlung ist ein Stück polemischer Generaldogmatik. Der Angegriffene ist David Hume, der Kritiker des Kausalitätsbegriffes. Hume sagt bekanntlich: „Weil wir es gewohnt sind, daß ein Ding auf ein anderes der Zeit nach folgt, bilden wir uns die Vorstellung, daß es aus ihm folgen müsse; wir machen aus dem Verhältnis der Sukzession das der Kausalität". Er übersieht dabei freilich, daß schon dieses „Weil" andeutet, daß in uns im vorhinein die Kausalität liegt. Der Humesche Skeptizismus, der nur eine „konsequentere Durchführung des Lockeschen Empirismus" ist, leugnet nicht nur die Unsterblichkeit der Seele, sondern die Seele selbst, nicht nur die Werke Gottes, sondern Gott selbst. Vor seinem Skeptizismus kann keine Theologie bestehen. Die vorliegende Arbeit ist nur ein geschichtlicher Exkurs, der dartut, daß vor Hume und jederzeit „wirkliche, ehrwürdige Lehrer des Menschengeschlechtes, die von Gott, Kosmos und Seele gesprochen haben, existierten; diese Ideen sind älter als die Pyramiden und nur Buben waren es stets, welche nach diesen Ideen mit Steinen warfen" (Zitat aus Willmanns Geschichte des Idealismus III 425). Der geschichtliche Exkurs soll wohl eine captatio benevolentiae sein — die eigentliche Vernichtung Humes, welcher in dem

dreisten Sophisten Protagoras, der „der Glanzperiode nominalistischer Flachheit" angehört, einen geistesverwandten Vorläufer gefunden hat, ist dem nächstjährigen Programme vorbehalten, das medias in res eintreten und eine Apologetik der großen Trias: der Existenz Gottes, der Unsterblichkeit der Seele und des Wunders gegen D. Hume leisten will.

87. **Skopal Hugo, Über das Altarbild von Tintoretto in der Kapitelkirche nebst einer kurzen Charakteristik dieses Meisters überhaupt.** Progr. des k. k. Obergymnasiums in Rudolfswert für das Schuljahr 1900/1901. 8 SS.

Man würde einen Fehlschluß tun, wenn man von der Länge des Titels auf die Länge der Abhandlung schließen wollte, denn sie umfaßt nicht einmal acht Seiten. Diese verteilen sich auf die Beschreibung des Rudolfswerter „Tintoretto", den der dortige Probst Polydoms von Montagnana um 1582 stiftete und auf eine Würdigung, bezw. Ehrenrettung des genannten Künstlers. Viel Anregung ist aus der sachlich und stilistisch schwachen Abhandlung nicht zu holen.

Wr.-Neustadt. Nagele.

Eingesendet.

Verein zur Unterstützung der Witwen und Waisen der Mittelschulprofessoren in der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Der Verein hat seinen Sitz in Prag, besteht seit 1864, ist seit 1880 versicherungstechnisch organisiert und zählte am 1. Februar l. J. 166 ordentliche Mitglieder nebst 71 Witwen und Waisen, welche die statutenmäßige Unterstützung (Pension) von 300 *K* jährlich aus Vereinsmitteln beziehen. Das Vereinsvermögen beträgt dermal 423.137 *K*. In der im März 1902 abgehaltenen Generalversammlung wurde die widerrufliche Erhöhung der Unterstützungen auf 320 *K* vorbehaltlich der staatlichen Genehmigung beschlossen.

Obschon die traurigen Pensionsverhältnisse, welche die Gründung dieses Vereines veranlaßt haben, nicht mehr bestehen und deshalb in den letzten fünf Vereinsjahren neue Mitglieder nicht mehr beigetreten sind, erscheint es gleichwohl angezeigt, diesen auf Selbsthülfe gegründeten humanitären Verein in Erinnerung zu bringen.

Die Aufnahme beschränkt sich auf approbierte Lehrpersonen an Mittelschulen und gleichgestellten Anstalten. Die Beibringung von Gesundheitszeugnissen entfällt, weil das Bezugsrecht der Witwe durch die dreijährige Vereinsangehörigkeit des Mitgliedes und die dreijährige Ehedauer bedingt ist. Die Höhe der monatlichen Einzahlungen richtet sich nach dem Beitrittsalter und der Altersdifferenz der Ehegatten und wird nach den ersten drei Jahren bedeutend ermäßigt. Ist z. B. die Frau um fünf Jahre jünger als der Mann, so entspricht dem Beitrittsalter von 30 Jahren des Mannes die monatliche Zahlung von 9·80 *K* im ersten Triennium, hierauf konstant 5·02 *K*; bei 40 Jahren zuerst 11·70 *K* und nach drei Jahren konstant 6·38 *K*; bei 50 Jahren 13·32 *K*, dann 7·98 *K*. Die konstanten Zahlungen können bei mißlicher Vermögenslage des Vereines vorübergehend um 10%, sukzessive bis um 50% erhöht werden. Die Pension einer Mitgliedswitwe übergeht nach dem Ableben oder der

Wiederverheiratung derselben ungeschmälert auf die Kinder und erlischt erst, wenn das jüngste Kind 20 Jahre alt geworden ist; das Bezugsrecht fällt unmittelbar den Kindern zu, wenn der Vater nach dreijähriger Mitgliedschaft bei seinem Ableben bereits Witwer oder noch nicht volle drei Jahre verehelicht war.

Der Austritt aus dem Vereine ist jederzeit gestattet; er wird verfügt, wenn das Mitglied trotz zweimaliger Mahnung mit seinen Zahlungen im Rückstande blieb. Rückzahlungen finden nicht statt.

Die Auflösung des Vereines kann von der Direktion bei mißlichen Vermögensverhältnissen beantragt werden, aber auch, wenn die Zahl der ordentlichen Mitglieder unter 100 gesunken ist. Im Falle der Auflösung werden Aktiva und Passiva der versicherungstechnischen Bilanz durch entsprechende Änderung des Pensionsbeitrages in genaue Übereinstimmung gebracht und es erhält dann jede Witwe den ihrem Alter entsprechenden Wert ihrer Ansprüche auf einmal ausgezahlt und jedes Mitglied soviel, als der Wert der künftigen Ansprüche seiner Frau den Wert seiner künftigen Einzahlungen übersteigt.

Die näheren Bestimmungen sowie der vollständige Einzahlungstarif sind den Statuten zu entnehmen, welche bei der Vereinsdirektion in Prag erhältlich sind.

Die Zahl der Mitglieder, welche am Schlusse des Gründungsjahres 149 betrug, erreichte im J. 1881 das Maximum 278 und sank seither auf 166. Von diesen wohnen in Böhmen 113 (davon 52 in Prag und den Vororten), 22 in Wien, 18 in Mähren und Schlesien, 4 in Steiermark, 3 in Galizien, 2 in Salzburg und je 1 in Krain, Küstenland, Tirol und Siebenbürgen.

Der Verein hat bisher an Witwen und Waisen nach 118 verstorbenen Mitgliedern 500.041 *K* (darunter 47.639 *K* an Waisen) ausgezahlt Die bereits abgegangenen 48 Bezugsparteien haben hievon 224.504 *K* erhalten, wogegen von den diesbezüglichen Mitgliedern nur 27.871 *K* — also 12·4% eingezahlt worden sind.

Der Verein verdankt sein Aufblühen zum nicht geringen Teile wohltätigen Spenden edler Menschenfreunde, der sorgsamen Verwaltung, sowie auch dem Umstande, daß die Direktion unentgeltlich versehen wird und daher die Regiekosten durchschnittlich nur etwa 600 *K* jährlich betragen.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zwei Eigentümlichkeiten des Taciteischen Stiles.

I.

Wir illustrieren den Sprachgebrauch, um den es sich handelt, am besten durch ein beliebiges Beispiel. Es sei dies die Stelle Ann. I. c. 74 *quantoque incautius efferverat, paenitentia patiens tulit absolvi reum criminibus maiestatis.* Es ist, wie der Gang unserer Betrachtung zeigen wird, in der Natur der Sache begründet, daß wir uns mit solch typischen, also mit einer begrenzten Anzahl von Beispielen dieser aus Livius und Tacitus wohlbekannten Erscheinung begnügen können.

Das Auffallende an der angeführten Stelle ist nun, daß dem *quanto incautius* des relativen Gliedes im demonstrativen kein *tanto* mit Komparativ entspricht, wie uns dies aus den klassischen Autoren geläufig ist. Man betrachtet demnach unseren und die analogen Fälle gewöhnlich als Variationen der angezogenen klassischen Struktur. Dabei begnügt sich Dräger sowohl in der historischen Syntax (II 626 ff.) als auch in seinem Kommentar zu den Annalen (2. Aufl., Einl. S. 21) mit einer klassifizierenden Übersicht, für die den Einteilungsgrund das Fehlen des demonstrativen Pronomens und die Vertretung des Komparativs durch den Positiv in dem einen oder anderen Gliede abgeben. In den Kommentaren von Nipperdey und Pfitzner sowie in dem bei Tempsky erschienenen Schülerkommentar von Weidner wird die Abweichung vom klassischen Sprachgebrauch hauptsächlich durch paraphrasierende Übersetzungen klar gemacht. Dabei bemerkt Nipperdey (zu Ann. I 68), daß in der nachklassischen Wendung „der Grad des im Positiv Ausgedrückten absolut, nicht im Vergleiche damit, wie dasselbe an anderen Gegenständen erscheint, angegeben wird", während Pfitzner (zu Ann. I 57) die nachklassische Ausdrucksweise als eine „schärfer gedachte" bezeichnet, bei der nicht die Eigenschaften verglichen würden und an ein ausgelassenes *magis* —

beim Positiv — nicht zu denken sei. Sieht man sich nun die gegebenen paraphrasierenden Übersetzungen an[1]), so wird sofort klar, daß der Sinn der nachklassischen Wendung genau derselbe ist wie der der klassischen. Denn auch ein *quanto incautius efferverat, tanto patientior tulit* (oder *quanto magis inopina, tanto maiora* oder *quanto promptior, tanto magis fidus*) sagt dasselbe wie die angeführten Paraphrasen, nämlich „nach Maßgabe der unbesonnenen Aufwallung (des Unvermuteten, der Waghalsigkeit) bestimmte sich die Gelassenheit (der Eindruck, die Wertschätzung der Treue)“. Daran ändern auch die angeführten erklärenden Bemerkungen Nipperdeys und Pfitzners nichts; sie sind im Gegenteil nur verwirrend und unzutreffend, soweit sie mehr dartun wollen, als daß die zu erklärende Wendung an sich der klassischen nicht schlankweg gleichgesetzt werden kann. So ist es unzutreffend, wenn Nipperdey sagt, es werde der „Grad des im Positiv Ausgedrückten absolut, nicht im Vergleiche damit, wie derselbe an anderen Gegenständen erscheint“, angegeben; denn es zeigt eine einfache Überlegung, daß auch beim Komparativ nicht an einen „Vergleich mit anderen Gegenständen“ gedacht wird. Sage ich z. B.: „Coriolan wurde umso halststarriger, je mehr das Volk sich von ihm abwandte“, so bin ich nur dem verständlich, der das Nötige von Coriolan weiß, oder der Leser muß sich denken: „Also war Coriolan schon vorher halsstarrig“. Hingegen bedarf einer solchen Voraussetzung die folgende Wendung nicht: „Je mißtrauischer einer ist, desto unglücklicher ist er“. Man sieht aus dieser Gegenüberstellung deutlich genug, hoffe ich, daß man bei der in Rede stehenden Wendung eben nicht an einen Vergleich

---

[1]) Bei Nipperdey a. a. O. mit einem etwas befremdlichen Rechenexempel: *quanto inopina, tanto maiora* „Um wie vielmal etwas von einem Gegenstande gilt, wie vielmal es sich bei ihm multipliziert findet (deshalb beim Positiv auch *quantum*), umso vielmal mehr gilt von ihm etwas anderes als von den übrigen Gegenständen“; bei Pfitzner a. a. O.: *quanto quis audacia promptus, tanto magis fidus.... habetur* „Jeder wird in der Abstufung für treuer gehalten, wie weit er zu kühnem Wagen bereit ist“ und zu Ann. I 2 *cum....... ceteri nobilium, quanto quis servitio promptior, opibus et honoribus extollerentur* „Je nach ihrer Bereitwilligkeit, sich zu beugen“; bei Weidner zur selben Stelle: „In welchem Grade einer bereitwilliger zum Verzicht der Freiheit war, ...wurde er.... befördert“. — Dazu mag dann auch noch als in mehrfacher Hinsicht interessant gestellt werden, was Krüger in seiner „Grammatik der latein. Sprache“ § 592, Anm. 1 schon 1842 schrieb: „Auch findet sich bei Tacitus bald in dem einen, bald in dem anderen Glied, bald in beiden der Positivus. Alsdann heißt *tanto — quanto, eo — quo* soviel als in demselben Grade — in welchem oder umsomehr — als und bei dem Komparativ ist zu denken als sonst, als andere.“ — Endlich sei betreffs der Stelle Ann. I 2 bemerkt, daß ich von ihr nicht ausgehen wollte, da man in *extollerentur* einen komparativischen Begriff finden könnte, so daß dann die Stelle zu den später noch zu erwähnenden Fällen gehörte, wo nur der demonstrative Pronominalkasus fehlt.

mit anderen Gegenständen denkt, sondern nur an „ein Steigen (oder Fallen) der einen Eigenschaft“ einer Person, das von „dem Steigen (oder Fallen) der anderen“ abhängig ist, um mich teilweise nach Krüger a. a. O. auszudrücken [1]). Darum braucht ein Satz, der von einer bestimmten Persönlichkeit handelt, gelegentlich die Voraussetzung, daß die Persönlichkeit die spezielle Eigenschaft überhaupt hatte, ein anderer, der allgemein gültig ist, braucht sie nicht. — Auf zu flüchtige Lektüre der besprochenen Erklärung Nipperdeys geht dann vielleicht Pfitzners Bemerkung zurück, daß „nicht die Eigenschaften verglichen würden“. Die Eigenschaften werden aber in einer Korrelation — und eine solche ist ja auch die nachklassische Wendung — immer verglichen. Verwirrend ist es, wenn Pfitzner (zu Ann. II 5 und 67) den ohne *tanto* erscheinenden Komparativ mit „als früher“, „als vorher“ erklärt; denn das liegt in dem Komparativ auch, wenn *tanto* dabeisteht, da es sich eben immer um ein „Steigen (oder Fallen)“ des Grades einer Eigenschaft handelt [2]).

Wenn nun zwar diese Erklärungen nicht zutreffen, wohl aber die daneben gegebenen Paraphrasen, so muß sich aus diesen etwas für die richtige Auffassung des Sprachgebrauches erschließen lassen. Dies ist auch der Fall. Zunächst ist der Ablativ des Relativums richtig mit „in welchem Grade“ u. dgl. wiedergegeben und damit auch schon der Hauptsache nach die richtige Erklärung erbracht. Der Ablativ kann ohne Komparativ eben nicht *ablativus mensurae* sein; daß er aber die Bedeutung, die ihm durch die gegebene Übersetzung zugesprochen wird, haben kann, ist, wie man sieht, bisher nicht bezweifelt worden und ist auch leicht zu erweisen, wie wir gleich sehen werden. — Warum befriedigte dann aber die gegebene Paraphrase so wenig, daß man sie durch weniger gelungene Erklärungen zu stützen suchte? Offenbar weil die sprachliche Fügung, die geboten wurde, als eine gezwungene und zu gesuchte erschien gegenüber der Wendung, die in einer der Sprache geläufigen Weise denselben Sinn gab. Es wird so das Gefühl erzeugt, daß der Autor etwas, was er in geläufiger Weise klar und deutlich hätte sagen können, in befremdender Weise nicht klar und deutlich gesagt habe. Wäre dies ein oder das andere Mal der Fall, so könnte man sich bescheiden; wenn

---

[1]) Vgl. auch Kühner, Ausführliche Grammatik der griech. Sprache II², 2, § 582, 2 über den adäquaten Sprachgebrauch des Griechischen.

[2]) Noch weniger aber weiß ich mit der Bemerkung Pfitzners zu der eingangs angeführten Stelle (Ann. I 74) anzufangen. Er sagt unter Verweisung auf die Stelle Kap. 2: „Daß Tiberius die Freisprechung ruhig dahinnahm (*patiens tulit*), ist Behauptung ohne irgend welche Gradatio; durch *quanto incautius efferverat* wird *paenitentia* in ihrer Tiefe gradiert“. Damit kann nur gesagt sein, daß im demonstrativen Glied, zu dem ja *paenitentia* gehört, doch eine Gradatio vorliegt: die Reue war umso tiefer. Übrigens kann eine unbefangene Auffassung das Korrelat zu *quanto incautius efferverat* wohl nur in *patiens* finden.

aber die hieher gehörigen Stellen, wie schon Drägers Zusammenstellungen zeigen, bei Livius häufig genug sind, bei Tacitus aber gar die „regelmäßige Form der Proportionalsätze in den Annalen und Historien sehr selten ist, während sie in den kleineren Schriften noch die allein übliche ist“ [1]), so wäre eine solche Annahme ein schlechtes Kompliment für den Stilisten, das man rhetorisch so hervorragend gebildeten Geschichtschreibern wie Livius und Tacitus denn doch nicht so ohneweiters machen darf. Hier muß vielmehr die Erklärung einsetzen und zeigen, daß die bei Tacitus nach Livius' Vorgang beliebte Wendung sprachlich ungezwungen ebenso verständlich war als die geläufige der klassischen Zeit, daß es sich nur um eine neue, aber ebenso gleichwertige Form für denselben Gedanken, also um ein rhetorisches Kunstmittel handelt. Kann dies die Erklärung, so wird sie umso glaubwürdiger erscheinen, als sie die Anwendung der neuen Form eben den Schriftstellern zuweist, die sich anerkanntermaßen der Kunstmittel der Rhetorik gern bedienten. Demnach wäre die Erklärung, wie folgt, zu geben.

Die fest geschlossene Korrelation *eo* + Komp. : *quo* + Komp. kann Dräger aus vorklassischer Zeit nicht belegen [2]); sie florierte also in der klassischen Zeit, was in der Eigenart der sprachlichen Klassizität, die, ihrer Mittel bewußt, das Bestreben hat, jeden Sprachgebrauch fest zu umgrenzen, seine charakteristische Begründung hat. Aber auch in dieser Zeit hatte die Korrelation eine mehrfache Konkurrenz, die sie immer in ihrem festen Gefüge bedrohte und so die Grundlage bot, auf der jenes gelockert werden konnte. Einmal machte Konkurrenz das in klassischer Zeit so häufige *eo* + Komp. : *quod* [3]). Ich konnte nicht finden, daß diese Konstruktion eine besondere Betrachtung erfahren hätte; es scheint, daß man das *quod* hier gewöhnlich als kausal auffaßt [4]), was ja in vielen Fällen gerechtfertigt ist und auch der sonst zu beobachtenden Bedeutungsentwicklung dieses Pronominalkasus entspricht. Indes ist wohl ebenso häufig die kausale Auffassung unstatthaft wie z. B. pro Sestio 60: *sentient manere libertatem illam atque hoc etiam .... esse maiorem, quod .... M. Cato.... pugnavit;* es kann hier nicht heißen: „die Freimütigkeit sei umso größer, weil M. Cato ...... gekämpft hat“; denn die Freimütigkeit ist nicht infolge des Kampfes oder durch den Kampf größer geworden, sondern die Freimütigkeit ist eben um die Tatsache des Kampfes größer, der Zuwachs liegt in dem Kampfe. Der *quod*-Satz zeigt

---

[1]) Dräger zu Ann. III 69, Einleit. S. 21 u. Histor. Syntax II 628.

[2]) Hist. Synt. II 626.

[3]) Ich führe nur einige Belege an u. zw. aus Klassikern: Cicero pro Arch. 18; pro Sest. 60; de Nat. deor. I 8; Caesar B. G. I 2, 8; 14, 1; 32, 4; 47, 2; dann aus Livius XXVI 24, 4.

[4]) So wenigstens Haacke, Lateinische Stilistik für die oberen Gymnasialklassen [3], S. 292.

also ganz deutlich die ursprüngliche Natur aller *quod*-Sätze, d. h. er ist nach der landläufigen Bezeichnung Substantivsatz [1]). Dies zeigt sich auch bei der Übersetzung ins Deutsche; nicht „weil" entspricht, sondern „als"; „als" aber ist (s. Grimms Wörterbuch u. d. W. „als") entstanden aus alsô = *ut*, d. h. es ist relative Konjunktion. Da dieses „als" nun auch in allen anderen Fällen, wo auch „weil" entspricht, paßt, so ist klar, daß wir ein korrelatives Satzgefüge anzunehmen haben, in dem das *quod*, was den Spielraum der Auffassung betrifft, vollkommen durch unser veraltetes „alldieweilen" und „wasmaßen" gedeckt wird, welche Ausdrücke umso instruktiver sind, als „wasmaßen" die relative Natur des *quod* trefflich illustriert, „alldieweilen" aber überdies noch etymologisch eine genaue Paraphrase des „als" ist (als[ô] = all + sô; Grimm), das gegenwärtig nur die Fähigkeit, Kausalsätze einzuleiten, nicht besitzt [2]). — Wenn aber die besprochene Korrelation dazu hinneigte, in ein kausales Satzgefüge überzugehen, so mußte dies auch die Auffassung des demonstrativen Pronomens der Korrelation, des Ablatives *eo* usw. beeinflussen. Wenn wir in einem der angeführten Beispiele aus Cäsar (B. G. I 14, 1): *eo sibi minus dubitationis dari, quod... memoria teneret,* übersetzen können: „Er zweifle umso weniger, weil er in Erinnerung habe", so kommt das „umso" auf ein „insofern", „deshalb" hinaus, Bedeutungen, die das lateinische *eo* bekanntlich sonst in der Korrelation *eo* (ohne Komparativ): *quod* hat. Diese Auffassung des *eo* ist aber auch an den Stellen möglich, wo „als" und nicht „weil" Platz hat, wie in der angeführten Cicerostelle: „Die Freimütigkeit sei insoferne größer, als er gekämpft hat"; und in dem bekannten Schulbeispiel aus Cicero (de orat. I 32): *hoc enim uno praestamus vel maxime feris, quod colloquimur* kann man ebenso gut übersetzen: „Wir zeichnen uns nämlich nur insoferne hauptsächlich vor den wilden Tieren aus, als wir uns unterreden" als — wie es gewöhnlich geschieht —: „durch das eine, daß". — Wir glauben somit gezeigt zu haben, daß in der Korrelation *eo* + Komp. : *quod* die Auffassung des demonstrativen Pronominalkasus als *ablativus mensurae* nach unserem Sprachempfinden keine Notwendigkeit ist. Umso weniger aber war sie es für das Lateinische, wo der Ablativ so viele Funktionen zu versehen hatte.

---

[1]) Dasselbe ist der Fall an der Stelle B. G. I 32, 4: *hoc esse miseriorem... fortunam Sequanorum..., quod soli ne in occulto quidem queri... auderent*; nicht deshalb ist die Lage elender, weil sie nicht einmal im geheimen zu klagen wagten, sondern um das (insofern) ist sie elender, daß (als) sie nicht einmal im geheimen zu klagen wagen; der Umstand, daß sie nicht zu klagen wagen, ist nicht der Grund für die noch elendere Lage, sondern in diesem Umstande besteht eben das größere Elend.

[2]) Es hat sie aber noch gehabt nach Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache u. d. W.; auch Grimm weist den Gebrauch von „als" im Sinne von *quippe* („nämlich") vor Relativen und „daß" nach.

Wir brauchen diesbezüglich zunächst nur ganz im allgemeinen auf die hier naheliegenden grammatischen Begriffe des *ablativus modi* und *limitationis*[1]) sowie darauf zu verweisen, daß der lateinische Ablativ auch zum größten Teile die Funktionen des verloren gegangenen Instrumentalis und Lokativs übernommen hatte[2]). Werfen wir aber speziell einen Blick auf die Geschichte des *ablativus mensurae*, so finden wir, daß dieser Kasus der Sprachwissenschaft gegenwärtig als Instrumentalis gilt[3]). Bei dieser Grundbedeutung würde sich eine weitere, unbestimmtere Geltung des lateinischen *ablativus mensurae* ohneweiters erklären; dem Instrumental fällt eben auch die Bezeichnung der begleitenden Umstände, also die modale Bedeutung zu und die Grundbedeutung wäre dann speziell für *eo* ein „insofern" oder dgl. Da es sich nun um eine korrelative Maßbestimmung handelt, so sind es häufig und gerade in unserem Falle adverbiale Kasus von Pronominen und pronominalen Adjektiven (*eo*, *tanto*), die in Frage kommen. Hier gewinnt dann der Instrumental eine dem Akkusativ der Erstreckung ähnliche Bedeutung, der denn auch in derselben Fügung erscheint, worauf wir gleich zurückkommen werden. Diese Bedeutung läßt sich mit „bis zu dem Grade" usw. wiedergeben, so daß der Instrumentalis ein Ziel angibt, welche Funktion dem Kasus auch in den lateinischen Adverbien auf *-o* (*eo*, *illo* usw.) und in den griechischen auf *-η* (*ταύτῃ*, *τῇδε* usw.) zugeschrieben wird[4]). Wir würden, wie gesagt, mit dieser Auffassung vollkommen ausreichen; indes glaube ich, darauf aufmerksam machen zu müssen, daß auch Anzeichen vorhanden sind, die nach einer anderen Richtung weisen. Zuerst ist die Verwendung des Instrumentalis, um die es sich handelt, nicht gleichmäßig in allen Sprachen zu belegen. Nach Delbrück a. a. O. S. 270 fehlen einmal die Belege aus dem alten Sanskrit und im Litauischen ist diese Funktion des Kasus strittig. Im Griechischen aber läßt sich der Vertreter des Instrumental, der Dativ, erst seit Herodot belegen, während Homer nur den Akkusativ kennt. Der lateinische Kasus ist seiner Form nach Ablativ, was sowohl für den *ablativus mensurae* als auch für die lokalen Adverbia gilt[5]). Wenn nun auch daraus nicht geschlossen werden kann, daß der Kasus es auch seiner Bedeutung nach war, da der Synkretismus, der in den italischen Sprachen den Instrumentalis im Ablativ aufgehen ließ, schon sehr früh eintrat[6]), so läßt sich doch auch einiges, wie

[1]) Vgl. Schmalz, Lateinische Syntax S. 250 in Iw. v. Müllers Handbuch d. klass. Altertumsw. II 2³.

[2]) s. Schmalz, a. a. O. S. 248.

[3]) s. Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen I 270 f.

[4]) s. Delbrück a. a. O. S. 583 und 586 ff.; Brugmann, Griechische Gramm. in Iw. v. Müllers „Handbuch" II 1³, S. 229 f. und 409.

[5]) s. Lindsay-Nohl, Die lateinische Sprache S. 653 f.

[6]) s. Delbrück a. a. O. S. 563 (vgl. auch S. 583), Lindsay-Nohl a. a. O. S. 452.

ich meine, zugunsten des Ablativs sagen. Für die Auffassung der lokalen Adverbia als echter Ablative sprechen einmal Analoga im Indischen. Dem *eo* usw. entsprechen dort Adverbia wie *itás*, *tatás;* diese sind ablativische Bildungen[1]) und zeigen neben der ablativischen Bedeutung „daher" auch die lokale „da" und „dahin". Dasselbe Suffix findet sich auch im Lateinischen in Wörtern wie *divinitus, penitus* usw.[2]) u. zw. bei *penitus* mit dem ganz gleichen Bedeutungswandel von „von innen" bis „hinein" wie bei den altindischen Analoga[3]). Derselbe Bedeutungswandel läßt sich aber auch sonst im Indischen belegen u. zw. schon aus recht alter Zeit, wofür nur auf Delbrück a. a. O. S. 558 verwiesen sei. Im Lateinischen ist *ab* mit dem Ablativ als Localis bekannt (*a tergo* usw.) und ebenso bekannt ist es, daß der Localis in allen Sprachen auch das Ziel der Bewegung bezeichnet. Ich glaube aber noch eine interessante Analogie beibringen zu können, mit der wir auf das Gebiet des *ablativus mensurae* gelangen. Es ist dies die Bezeichnung der Entfernung durch den Akkusativ[4]), Ablativ und *ab* mit dem Ablativ in Fällen wie Cäsar B. G. I 21, 1: *hostes sub monte consedisse milia passuum ab ipsius castris octo;* 48, 1: *milibus passuum sex a Caesaris castris... consedit* und IV 22, 4: *quae ex eo loco ab milibus passuum octo vento tenebantur;* wenn gewöhnlich angegeben wird, daß *ab* mit dem Ablativ nur stehe, wenn der Ausgangspunkt für die Berechnung nicht angegeben werde, von welcher Regel die angeführte Stelle eine „auffallende" Ausnahme bilde, so hat dies keinerlei innere Begründung, sondern höchstens die äußerliche, daß man zwei Ablative derselben Form, aber verschiedener Bedeutung nebeneinander mied[5]). — Bei dieser so ausgebreiteten Verwendung des echten Ablativs, die, wie die in der Anmerkung beigebrachten Beispiele aus dem Italienischen zeigen, ein Charakteristikum der lateinischen Vulgärsprache ge-

---

[1]) s. Whitney, Indische Grammatik übers. v. Zimmer § 1098, Capeller, Sanskritwörterbuch unter den betreffenden Wörtern, Delbrück a. a. O. S. 537.

[2]) s. Delbrück a. a. O., Lindsay-Nohl a. a. O. S. 630 u. 645; Stolz, Latein. Gramm. in Iw. v. Müllers „Handbuch" II 2³, S. 133, Anm. 3.

[3]) Stowasser, der in seinem Wörterbuch die beregten Wortformen auf Juxtapositionen mit *-itus* (P. P. von *ire*) als zweitem Glied zurückführt, hat das indische Parallelsuffix übersehen.

[4]) Vgl. oben S. 870.

[5]) Man vgl. auch noch B. G. IV 35, 4: *quos tanto spatio secuti sunt, quantum.... efficere potuerunt* „welche sie so weit verfolgten, als sie.... konnten". — Schließlich mag für die besprochene Auffassung im Lateinischen der nächste Erbe desselben, das Italienische, Zeuge sein, welches das dem latein. *ab* entsprechende *da* als Lokativ auf die Frage woher? (*partò dalla città*) wo? (*ho passato la sera da lui*) und wohin? (*vo da lui*) sowie final (*ho da scrivere*) braucht. Endlich sagt man im Italienischen auch *il giorno cresce di due minute* „der Tag nimmt um 2 Minuten zu". Auch Beispiele wie *di nome* (*nomine*) und *coperto di neve* (*nive coopertus*) beweisen, zu einander gehalten, wie der Ablativ vorherrschend empfunden wurde.

wesen sein muß[1]) und sohin jedenfalls im lateinischen Sprachgefühl feste Wurzel hatte, wird man wohl daran denken können, den *ablativus mensurae* als echten Ablativ aufzufassen. Was daraus für die Auffassung des Kasus in den verwandten Sprachen gefolgert werden muß, kann ich hier dahingestellt sein lassen. Ich bemerke nur, daß, wie man aus dem Obigen ersieht[2]), eine einheitliche Entwicklung ohnehin nicht vorliegt, daß wenigstens der Instrumental des Germanischen, der in unserem '*desto*' noch vorliegt, für den Ablativ stehen kann, der im Germanischen nicht mehr existiert[3]), und daß man schließlich bei dem Schweigen des Altindischen und dem Umstande, daß im Griechischen vor dem Dativ, über den übrigens auch noch ein Wort zu sagen sein wird, der Akkusativ der ausschließlich übliche Kasus war, entweder annehmen kann, es sei hier keine gemeinsame Grundlage für die Entwicklung in den Einzelsprachen vorhanden gewesen, oder es sei das Lateinische seinen eigenen Weg gegangen wie das Griechische wenigstens eine Zeitlang. Doch wie dem auch sei, jedenfalls ist die weitere, unbestimmtere Bedeutung des Ablativs beim Komparativ, die wir auf Grund der Korrelation *eo* + Komp. : *quod* gefordert haben, in der Geschichte des Kasus vollkommen begründet und daher umso sicherer anzunehmen[4]).

---

[1]) Man beachte auch noch ital. *dove* = 1. „wo", 2. „wohin" (*dove* = *de ubi*); *da dove* = „woher". Das ergibt erstens die regelmäßige ablativische Bezeichnung des Zieles im Vulgärlatein; zweitens daß der Italiener sich seines *da* in den in der vorhergehenden Anmerkung angeführten Wendungen wohl bewußt sein muß, wenn er *da dove* sagt. — Endlich vgl. man auch noch *onde* (*unde*), für das rein örtlich *d'onde* gebräuchlicher ist.

[2]) S. 870.

[3]) s. Delbrück a. a. O. S. 195.

[4]) Auch der deutsche Sprachgebrauch weist in dieselbe Richtung. Das „so", das in der Verbindung „um so" + Komp. erscheint, ist in seiner Vorgeschichte noch nicht klar (s. Kluge a. a. O. u. d. W.); es ist vielleicht ein Instrumental (s. Wilmanns, Deutsche Grammatik II 627, 5), hat aber jedenfalls eine sehr weite Bedeutung. Ebenso ist der zweite Teil von „desto" ein Instrumental (s. Kluge a. a. O. u. d. W., Wilmanns a. a. O. S. 680 b). Endlich kann auch schon die Präposition „um" (ahd. *umbi*), die wir bei der Maßbestimmung verwenden, da sie mit ἀμφί (s. Kluge a. a. O., Delbrück a. a. O. S. 688) zusammengehört, nur eine weite Bedeutung haben, die wir etwa mit „betreffs", „in Ansehung", „hinsichtlich" verdeutlichen können. (Eine Weiterentwicklung dieser Bedeutung ist „wegen", welche Bedeutung ἀμφί im Griechischen beim Genetiv und Dativ tatsächlich hat — s. Krüger, Griech. Sprachlehre für Schulen 68, 30, 1 und Dialekt. 68, 30, 1 und 3 — und die auch in unserem Falle passen würde. Dem ἀμφί entspricht im Gotischen nach Delbrück a. a. O. *bi*, das auch mit dem Instrumental verbunden wird, bei dem wieder im Angelsächsischen die Präposition *bi* die Bedeutung „wegen" hat; s. Delbrück a. a. O. S. 687). So erklärt sich dann die Korrelation von „um" und „desto" mit „als" und „weil", die wir oben besprochen haben, und es zeigt sich, daß der Parallelismus zwischen dem Lateinischen und Deutschen, auf dem wir unsere Folgerungen aufgebaut haben, auch formell vorhanden ist.

Diese Auffassung mußte der Sprache aber umso näher liegen, als mit dem Komparativ in demselben Sinne, wie schon erwähnt, auch der Akkusativ verbunden wurde. Es handelt sich hier um zu Adverbien erstarrte Akkusative von neutralen Adjektiven, über die Delbrück a. a. O. S. 620 ff. handelt. Dem dort Ausgeführten ist zu entnehmen, daß die Verbindung dieser Adverbia mit Adjektiven eine beschränkte ist in der Weise, daß sich die Zahl der so verwendeten Adjektivadverbien allmählich steigert, und daß diese Verbindung ihren Ausgang beim Komparativ und Superlativ nimmt, deren älteste Formation (altind. *-īyas*, *-istha*, griech. *-ιον*, *-ιστο*), weil unmittelbar aus der Wurzel gebildet, eben partizipialer Natur ist (s. Delbrück a. a. O. S. 412) und somit dem Verbum, dessen allgemeinste und am wenigsten bestimmte Determination der Akkusativ bildet, am nächsten steht. Der Natur der Sache nach sind es zunächst und meist Adjektiva, denen der Sinn einer Maßbestimmung anhaftet, also gerade die, die uns hier interessieren [1]). Die Fügung ist besonders bei Homer häufig und ausschließlich (s. Delbrück a. a. O. S. 618), ist aber auch der späteren Sprache ganz geläufig, wie bekannt und des näheren zu ersehen bei Krüger a. a. O. 48, 15, 11 und 12, Kühner a. a. O. II[3] 1, 410, Anm. 11 [2]). Als Belege könnte ich noch hinzufügen Plat. Kriton 44 A (*ὀλίγον πρότερον*), Phaedon 117 A (*ὀλίγον ὕστερον*), Kratyl. 384 D (*οὐδὲν ἧττον*). Auch im Neuhochdeutschen sagen wir noch „ein wenig früher“ usw. — Im Lateinischen ist diese Art der maßbestimmenden Determination des Komparativs nicht zu häufig, findet sich aber gerade im Altlatein; s. Dräger, Histor. Syntax I 521 und 523, Schmalz a. a. O. S. 250 [3]).

Wir glauben somit gezeigt zu haben, wie in einer der ganzen Latinität angehörigen korrelativen Fügung der mit dem Komparativ verbundene demonstrative Ablativ einer weiteren, un-

---

[1]) Die ursprünglichen Akkusative sind hier wie überall die lokalen, die der „Erstreckung“, zu denen auch die pronominalen Akkusative gehören. Akkusative, die etwa als „modal“ empfunden werden könnten, gehen darauf zurück; man vgl. Delbrück a. a. O. S. 615: „Insbesondere wird man bald gewahr, daß der sogenannte modale Gebrauch sich eigentlich in jeder Gruppe entwickelt, da er nichts anderes ist als der zum adverbialen entwickelte Gebrauch des Akkusativs“. Der Begriff der Erstreckung enthält aber eine Zielbestimmung, was wir sowohl wegen des oben über den Instrumental Bemerkten als auch wegen etwaiger anderer Folgerungen hier nochmals ausdrücklich hervorheben wollen.

[2]) Die von Gerth besorgte 3. Auflage des I. Teiles des II. Bandes konnte ich nicht benützen.

[3]) Wenn der maßbestimmende Kasus beim Komparativ wirklich ein Instrumentalis war, so wäre betreffs der Konkurrenz desselben mit dem Akkusativ noch zu bemerken, daß Delbrück an der betreffenden Stelle S. 270 den Instrumental des Maßes unter den Fügungen anführt, wo der Instrumentalis mit dem Akkusativ „in Konkurrenz tritt“, und betreffs dieser Konkurrenz im allgemeinen auch auf Whitney a. a. O. 91 zu verweisen.

bestimmteren Auffassung fähig war als der eng umgrenzten als *ablativus mensurae*. Schon dieser Umstand mußte die Auffassung eines relativen Ablativs, der mit dem demonstrativen in Korrelation stand, beeinflussen. Außerdem gilt natürlich für den relativen Ablativ zum Teil dasselbe wie für den demonstrativen, d. h. es war auch hier neben dem Ablativ beim Komparativ der Akkusativ möglich[1]) und es entspricht *quo* bekanntermaßen dem *eo* in lokalem Sinne. Dann aber wechselt *quo* auch in anderen Strukturen regelmäßig mit *quod* und zeigt endlich auch in Verbindung mit dem Komparativ eine andere Bedeutung als die eines *ablativus mensurae*. Das erstere ist der Fall in der Wendung *non quo* = *non quod* oder *non quia* (verneint *non quin*)[2]), das letztere bei dem finalen *quo* und in *quo minus* als Konjunktion nach den *Verba impediendi* usw. — Der erstere Fall bedarf keiner weiteren Besprechung[3]); betreffs des zweiten sei bemerkt, daß sich das finale *quo* ebenso ohne Komparativ als mit demselben findet[4]). Wenn dem aber so war, dann konnte das *quo* ohne Komparativ der Auffassung des *quo* beim Komparativ als *ablativus mensurae* nur hinderlich sein; tatsächlich läßt sich auch in beiden Arten von Sätzen dieselbe Übersetzung des *quo* mit „damit dadurch“, „so“, „auf diese Art“ oder einfach „damit“ ohne jeden Zwang durchführen. Vollends aber läßt sich bei der Konjunktion *quo minus* von einem *ablativus mensurae* nichts spüren. Eine Interpretation mit „umso weniger“ wäre nur gezwungen; das *minus* hat nur die Geltung einer urbanen Negation[5]) und *quo minus* wechselt auch charakteristisch mit *ne* und *quin*[6]).

---

[1]) z. B. Valerius Max. IV 1, 1: *nonne quantum domo inferior, tantum gloria superior evasit?* — im Griechischen entsprechend z. B. Xenophon, Cyrup. VII 5, 70: *ἡγήσατο... τούτους οὐ τοσοῦτον βελτίονας ...εἶναι ὅσον ἐλάττονας*; — dann regelmäßig *τί* beim Komparativ.

[2]) s. z. B. Cic. pro Sest. 61; weitere Belegstellen bietet Dräger, Histor. Syntax II 655 ff. Hier sind uns besonders interessant die Stellen, wo *quo* mit *eo* korrespondiert wie sonst so häufig *quod*, u. zw. gehören von den drei Stellen, die Dräger im ganzen aus dem Altlatein anführen kann, die zwei aus Terenz hieher; ferner daß Tacitus nur mit *non quia* vertreten erscheint; vgl. dazu Schmalz a. a. O. S. 380.

[3]) Das Germanische hat in demselben Sinne den Instrumental: got. *ni þe-ei* „nicht darum daß“, „nicht als wenn“; s. Wilmanns a. a. O. S. 630, b. — Die Entsprechung mit dem Lateinischen ist also vollständig; daß aber daraus nicht folgt, daß hier ein echter Instrumental vorliegt, ergibt sich aus dem S. 870 ff. Gesagten.

[4]) Daß der klassische Sprachgebrauch das letztere bevorzugte, stimmt nur mit dem oben S. 868 über die Eigenart der Klassizität Bemerkten.

[5]) s. Schmalz a. a. O. S. 424, der *si minus* vergleicht.

[6]) Lindsay leitet a. a. O. S. 654 das finale *quo* beim Komparativ aus dem *ablativus mensurae* her. Wir könnten uns ihm anschließen und haben auch den Wortlaut des Textes so gehalten, daß damit die gewöhnliche Auffassung des *quo* als *ablativus mensurae* zusammenbestehen kann. Doch, meine ich, sind wir mindestens nicht genötigt, hier vom *ablativus mensurae* auszugehen. Das finale *quo* ohne Kom-

Dazu kommen nun endlich auch die der geschlossenen Korrelation *quo* + Komp. : *eo* + Komp. synonymen Korrelationen *ut* + Superlativ: *ita* + Superlativ usw.[1]). Die unbestimmte Bedeutung des *ut* mußte offenbar auch ihre Wirkung auf die Auffassung des *quo* üben.

Das Angeführte genügt vollkommen, die nach der klassischen Zeit und besonders bei Tacitus auftretenden Variationen der geschlossenen Korrelation *eo* + Komp. : *quo* + Komp. lücken- und restlos zu begreifen und zu erklären. Es muß nur mehr darauf aufmerksam gemacht werden, daß der mit neuen und darum gesuchten Mitteln arbeitende rhetorische Stil der späteren Zeit, insbesondere aber der manirierte des Tacitus eben darauf ausging, durch geflissentliche Herbeiziehung des Fernerliegenden, Hervorhebung der in der landläufigen Konstruktion nur möglichen oder angedeuteten anderweitigen Auffassung zu wirken, wobei natürlich für den wirklich schöpferischen Stilisten die jedem Künstler gezogene Grenze gegeben war, deren Überschreitung zur müßigen Tändelei oder Bizarrerie ohne Pikanterie führt. Diese Grenze zog hier der Sprachgebrauch, dessen in unserem Falle in Betracht kommende Normen wir im Obigen genügend beleuchtet zu haben glauben.

Es bietet also die Verbindung des Ablativs mit dem Positiv statt des Komparativs der Erklärung weiter keine Schwierigkeiten mehr. Hielt man sich an die bei dem Ablativ mögliche Bedeutung „inwieweit", „soweit" oder endlich einfach „so", so konnte auch der Positiv damit verbunden werden[2]). Die Korrelation nun mit

---

parativ ist mindestens ebenso alt als das mit dem Komparativ (s. Dräger, Histor. Syntax II 658, Schmalz a. a. O.) und es begreift sich die finale Bedeutung, in der es *ut* synonym wird, bei der besprochenen weiten Bedeutung des Ablativs sehr leicht und ebenso leicht, daß es bei dem Komparativ nach dem Muster des *ablativus mensurae* bevorzugt wurde. *Quo minus* aber fehlt bei Plautus und Vitruv gänzlich und steht bei Terenz nur sehr selten und zum Teil noch durch andere Wörter getrennt, so daß Schmalz a. a. O. daraus schließt, daß es der Volkssprache nicht eigen war. Das spricht, zusammengehalten mit dem, was eben über *quo* und seine Verbindung mit dem Komparativ gesagt wurde, nicht sehr dafür, daß *quominus* auf dem Boden des *ablativus mensurae* erwachsen sei. Dazu stimmt nur, daß auch die klassische Zeit die Wortgruppe nur in ganz bestimmten Funktionen verwendete, die, wie schon im Texte bemerkt wurde, gerade nicht auf eine Entstehung aus dem *ablativus mensurae* hindeuten.

[1]) s. Dräger, Histor. Synt. II 625 f. und die Schulgrammatiken, z. B. Schmidt-Thumser[9] § 281 u., Goldbacher[7] § 384 Anm.

[2]) Beispiele für den Ablativ bei unzweifelhaftem Positiv finden sich übrigens auch sonst und zwar wieder im Altlatein, was zu dem bereits Entwickelten, wie man sieht, recht gut stimmt. Dräger zitiert Histor. Synt. I 521 aus Naevius *nimio arte colligo* und aus Terenz Haut. 205 *paulo tolerabilis* (an den noch weiter angeführten Stellen aus Plautus — Men. 821 u. Persa 94 — ist der Ablativ *nimio* Konjektur). Außerdem zitiert Delbrück a. a. O. S. 565 aus Plautus ohne Angabe der Stellen *nimio impendiosus, magnus;* die erstere Verbindung steht Bacch. 396.

Positiv in beiden Gliedern kann ich nur einmal belegen u. zw. bei Tacitus Ann. IV 67. Die Stelle lautet bei Nipperdey[8]: *Sed tum Tiberius...... insederat, quanto intentus olim publicas ad curas, tanto occultos in luxus et malum otium resolutus*[1]). Außerdem wäre als Analogon anzuführen Thukydid. VI 92: *κἂν φίλος ὢν ἱκανῶς ὠφελοίην, ὅσῳ τὰ μὲν Ἀθηναίων οἶδα, τὰ δ' ὑμέτερα ᾔκαζον*, wo nur das Demonstrativ fehlt, was ja in allen korrelativen Satzgefügen möglich ist[2]). Dazu sei vorderhand nur bemerkt, daß *quanto* — *tanto* hier völlig *ut* — *ita* entspricht; was für ein Schluß daraus zu ziehen ist, wird gleich zu entwickeln sein. — Positiv in einem Gliede, Komparativ im anderen findet sich häufig und ist eben die Spezialität, die der gesuchtere Stil der Späteren der geschlossenen Korrelation der Älteren an

---

[1]) Die Handschrift hat nach Nipperdey (I 347) für *occultos occultior*; dabei bleibt immer noch der Positiv *resolutus* und die Stelle wäre auch noch ein Beleg für das später noch zu erwähnende interessante Nebeneinander von Positiv und Komparativ in demselben Gliede.

[2]) Wenn Krüger a. a. O. 51, 10, 5 zu der Stelle meint, dieser Gebrauch des ὅσῳ gehe „ursprünglich auf eine Assimilation an ein gesetztes oder zu denkendes τοσούτῳ“ zurück, so kann dies an dem Umstande nichts ändern, daß in dem angeführten Beispiele wenigstens, in dem kein komparativischer Ausdruck vorliegt, ὅσῳ völlig wie ὅσον empfunden wurde, und darauf kommt es uns ja an. Denn damit kommen wir auf den Boden des oben S. 870 Bemerkten, wenn der griechische Dativ hier einen ehemaligen Instrumental fortsetzt. Aber auch, wenn dies nicht der Fall ist, läßt sich die Berührung des Dativs mit dem Akkusativ unschwer aus dem Umstande erklären, daß der griechische Dativ ein synkretistischer Kasus war, der auch die Funktionen des Lokativs übernommen hatte; s. Brugmann in Müllers „Handbuch“ II[2] S. 208 f. und 210, Delbrück a. a. O. S. 194 und 228. In dieser Funktion aber berührte er sich mit dem Akkusativ; s. ob. a. a. O. u. S. 873, Anm. 1. Ich will hier im Anschlusse an das oben S. 872 Gesagte bemerken, daß es mir nicht so unmöglich scheint, daß in dem mensuralen Dativ des Griechischen ein Lokativ vorliege. Wenn dieser mensurale Dativ erst nachhomerisch ist, so scheint dies, wie an der zitierten Stelle bemerkt, auf eine Sonderentwicklung hinzuweisen. Wenn dieselbe nun einen ähnlichen Weg ging, wie er als möglich im Lateinischen aufgezeigt wurde, so könnte dies nur eine Empfehlung für ihre Annahme sein. Ein Localis konnte nun, wie wir gesehen, den homerischen Akkusativ sehr leicht ablösen. Finden sich aber lokale und temporale Dative im Griechischen, die als solche nur mehr dem Sinne nach zu erkennen sind (s. Delbrück a. a. O. S. 221 f. und 224 f.), und bemerkt zu den ersteren Brugmann (a. a. O. S. 210), daß sie erst nach dem Eintreten des Synkretismus von Dativ, Instrumental und Lokativ ausgebildet waren, zu den letzteren (a. a. O. S. 211), daß sie auch als Instrumentale gefaßt werden könnten, da „bei dem ohnehin feinen Bedeutungsunterschiede sich hier die Grenze schon früh verwischen mußte“, so muß wohl auch zugegeben werden, daß in einem in nachhomerischer Zeit erst in entsprechender Funktion auftretenden Dativ ebensowohl ein Lokativ als ein Instrumental gesehen werden kann. — Krüger aber denkt sich, wie das erste der an der zitierten Stelle angeführten Beispiele zeigt, die von ihm angenommene Assimilation in den Fällen entstanden, wo ὅσῳ mit Positiv einem τοσούτῳ mit Komparativ entspricht; auf diese Fälle, die für uns noch eine besondere Bedeutung haben, kommen wir gleich im Texte zurück.

die Seite gestellt hat. Belegstellen findet man bei Dräger, Histor. Synt. II 627 und bei Weißenborn zu Liv. II 19, 10. Dabei müssen aber die Stellen in Wegfall kommen, in denen an Stelle des Komparativs ein Verbum mit komparativer Bedeutung oder sonst ein komparativischer Begriff steht. So hätten wir also anzuführen für *quo* + Kompar. : Positiv : Liv. II 19, 10: *ea quo maiore pugnabat ira... pugnam parumper restituit;* dazu noch II 45, 9; XXIII 15, 4; XXV 1, 6; XL 22, 6. Tacitus, Histor. I 14: *quo suspectior sollicitis, adoptanti placebat;* dann II 11. Für *quo* + Positiv : *eo* + Komp. Liv. I 25: *eo maiore cum gaudio, quo prope metum res fuerat*[1]). Für *quanto* + Komp. : Positiv aus Tacitus das Beispiel, von dem wir ausgegangen[2]); dazu noch I 2[3]); VI 26. Für *quanto* + Positiv : *tanto* + Komp. das eingangs angeführte Beispiel, Tacitus, Ann. I 57; dazu noch I 68; III 5, 46 usw.[4]). Dazu kämen aus dem Griechischen Xenoph. Cyrup. VI 2, 19: *τοσούτῳ Σύρων κακίων ἐγένετο, ὅσῳ Σύροι μὲν μάχῃ ἡττηθέντες ἔφυγον, Κροῖσος δὲ ἰδὼν ἡττημένους ἀντὶ τοῦ ἀρήγειν τοῖς συμμάχοις φεύγων ᾤχετο.* Plato Euthyphr. 11 D; dann Thukydid. III 45, V 90, VI 89, wo *τοσούτῳ* fehlt. Weitere Beispiele über den Fall Komp. (oder Superlativ) mit oder ohne *τοσούτῳ*: Positiv mit *ὅσῳ* bringt Kühner a. a. O. II^{3} 2, 582, Anm. 8 bei und bemerkt dazu, daß in diesem Falle zwei Prädikate hinsichtlich der Intensität zwar verglichen würden, aber nur das des Hauptsatzes einen höheren Grad zulasse, das des Nebensatzes hingegen ihn verschmähe. Über den in dieser Korrelation auch erscheinenden Superlativ werden wir später noch einige Worte zu sagen haben. Was aber die Verschiedenheit der Komparationsstufen in den beiden Gliedern anlangt, so ist der Ausdruck „verschmäht" wohl vorsichtig gewählt, nach dem Zusammenhange in der zitierten Stelle aber muß dieses „verschmähen" in dem Sinne von „nicht zulassen" genommen werden. Das trifft nun für einen Teil der angeführten Beispiele nicht zu, so gleich beim ersten aus Sophokles (Oed. Col. 741 ff.): *πᾶς σε... λεὼς καλεῖ δικαίως· ἐκ δὲ τῶν μάλιστ' ἐγώ, ὅσῳ περ.... ἀλγῶ τοῖσι σοῖς κακοῖς*; man vgl. Schneidewin und Wolf-Bellermann zur Stelle sowie die Übersetzungen von Donner und Viehoff; auch für die verglichene Tacitusstelle Ann. I 57 — von uns schon mehrmals zitiert — gilt es nicht. Für andere aber von den zitierten Stellen gilt die Bemerkung ebenso wie für einige von den eben von uns angeführten Stellen. Diese Verschiedenheit erklärt sich eben aus der Bedeutung des Dativs, der von vornherein nicht den engen Sinn eines *ablativus mensurae*, sondern einen weiteren, den

---

[1]) Das einzige Beispiel nach Dräger.
[2]) Ann. I 74.
[3]) s. aber oben S. 866, Anm. 1 am Ende.
[4]) Bei Nipperdey zu Ann. I 68.

wir etwa mit „insofern“ wiedergeben, hat. So sagt auch Kühner weiter: „Da in einem solchen Satzgefüge die Sätze sich so zu einander verhalten, daß der eine den anderen bedingt, der eine die Ursache, der andere die Wirkung ausdrückt, so läßt sich *ὅσῳ* (*ὅσον*) häufig durch weil, insofern wie *ὅτι*, *quod* übersetzen[1]). Für uns ergibt sich aus dem Ganzen eine schöne Bestätigung der Richtigkeit unserer Auffassung. Denn zunächst ist bei der zugrunde gelegten Auffassung des Dativs die hier vorliegende Bedeutungsentwicklung bis zur kausalen Konjunktion ganz natürlich; das *ὅσῳ* muß schließlich *ὅτι* oder *quod* entsprechen, weil dies genau dieselbe Entwicklung durchgemacht hat. Wenn aber Krüger diese Entwicklung bei *ὅσῳ* als durch bloße Assimilation vermittelt betrachtet, so statuiert er ein Novum. Es dürfte sich kein Fall derart finden lassen, daß ein durch Assimilation entstandener relativer Kasus außer dem Konnex mit dem demonstrativen Gliede seine veränderte Form beibehielte; und es fragt sich, ob eine solche Annahme methodisch nicht höchst bedenklich wäre. Man könnte nämlich auf diese Art auch z. B. bei *ἔχειν* den Dativ eines Relativs erwarten, da dieser Kasus jedenfalls öfter durch Assimilation an Stelle des Akkusativs treten mußte[2]). So weiß auch Krüger nur ein Assimilationsprodukt anzuführen, dem er *ὅσῳ* „ähnlich“ findet. Es ist dies *ὧν*, das sich einigemale im Sinne von *τούτων* (*τούτου*) *ὅτι* findet in Fällen wie *Προσήκει χάριν αὐτοῖς ἔχειν ὧν ἐσώθησαν ὑφ' ὑμῶν*. Wie man sieht, ist hier der Genetiv ganz regelrecht durch die Struktur des Hauptsatzes bedingt; dabei ist es nebensächlich, daß in ungewöhnlicher Weise statt *τούτου* der Plural steht und daß auch einmal der schon zur Konjunktion erstarrte relative Akkusativ Assimilation erfahren hat; solch „konservative Züge“ — *sit venia verbo* — hat das Griechische auch sonst genug und man braucht heutzutage über dergleichen keine Worte mehr zu verlieren. Wir werden also bei dem oben S. 876, Anm. 2 Bemerkten bleiben und auf Grund des dort Ausgeführten für *ὅσῳ* die Bedeutung, die gewöhnlich *ὅσον* hat, in Anspruch nehmen müssen; daß man dann in unserer Fügung *ὅσῳ* wegen des korrelativen *τοσούτῳ* bevorzugte, ist ganz natürlich. Dann entspricht aber der von uns oben (S. 868 ff.) ausführlich behandelten lateinischen Korrelation *eo* + Komp. : *quod* im Griechischen eine Korrelation Dativ + Komp. : Dativ, wodurch einmal, wenn dies noch nötig wäre, die lateinische Wendung als korrelative Fügung des weiteren erwiesen wird. Ferner aber zeigt nun das Griechische, daß auch im Lateinischen hier *quo* im Sinne von *quod* möglich sein mußte. Können wir nun auch diese Fügung tatsächlich nicht belegen, so doch eine analoge, nämlich in den

---

[1]) Ähnlich auch Krüger a. a. O.: „*ὅσῳ* usurpiert die Bedeutung „als, da“.

[2]) Krüger selbst hat a. a. O. 51, 10 drei Beispiele dafür.

oben (S. 874, Anm. 2) angezogenen Stellen aus dem Altlatein[1]), wo dem mit *quod* synonymen *quo* in der Fügung *non quo* (= *non quod, non quia*) ein *eo* entspricht. Wie passend sich nun die besprochene Korrelation des Griechischen in die Kette unserer Argumente einfügt, braucht wohl nicht weiter auseinandergesetzt zu werden[2]).

Das Pikante nun der eben ausführlich dargestellten Korrelation ist nicht zu verkennen. Hatte man in dem einen Glied die gewohnte Verbindung des Ablativs mit dem Komparativ, so mußte das Abgehen von dieser Verbindung in dem anderen Glied eben den Reiz ausüben, auf den es abgesehen war: der Leser mußte den schon mechanisierten Gedankengang modifizieren und damit war der rhetorische Zweck erreicht. Dies geschah nicht so wirksam dann, wenn bloß ein ungewöhnlicher Pronominalkasus beide Male in derselben Verbindung erschien; ein *tanto* oder *quanto* mit dem Positiv war nicht gewöhnlich, mußte aber — das setzt ja jede Erklärung voraus — wohl verständlich sein; erschien nun dieselbe Konstruktion in beiden Gliedern, so hatte es der Leser eben nur mit einer minder naheliegenden Wendung zu tun. Das hatte zwar auch sein Pikantes, aber klärlich weniger davon, als wenn er, wie gesagt, den schon angesponnenen mechanisierten Gedankengang plötzlich unterbrechen mußte. Denn in jenem Falle blieb die Verbindung der beiden Glieder völlig dieselbe; *quanto* — *tanto* wirkte genau so wie *quantum* — *tantum* oder *ut* — *ita*. Im zweiten Falle aber bekam auch das komparativische Glied eine andere Färbung als die gewöhnliche. Der Komparativ wurde, wie schon mehrfach angedeutet, nun selbständiger; er mußte, auf den Positiv bezogen, die der Sprache auch sonst geläufige Bedeutung eines modifizierten Positivs — Positiv mit „mehr", „recht", „einigermaßen", „ziemlich" usw. — gewinnen[3]) und die stilistische Kunst hatte so echt kunstgemäß mit bekanntem Material durch andere

---

[1]) Terenz Eun. 96: *non pol quo quemquam plus amem — eo feci* und Haut. 554 *neque eo nunc dico, quo quidquam... senserim*.

[2]) Es soll nur noch ausdrücklich darauf hingewiesen werden, wie einheitlich sich alles bei unserer Auffassung fügt. Wenn es aber jemanden beunruhigen sollte, daß gerade in der Korrelation *eo* + Komp. : *quod* das *quod* mit *quo* nicht wechselt, so wird man sich wohl damit begnügen müssen und können, in diesem Falle bei der kausalen Färbung der Fügung ein Durchschlagen des sonst so häufig kausalen *quod* zu konstatieren; daß der Grund hiefür nicht in der Bedeutung des *quo* lag, beweist die negative Wendung, wo das *quod* eben nicht durchschlug.

[3]) Diese Umbiegung der Bedeutung begann wohl schon in jenen Fällen, wo bei Komparativ im relativen und demonstrativen Gliede der demonstrative Pronominalkasus fehlte; Beispiele findet man bei Dräger, Histor. Synt. II 626 und 627 f. und Weißenborn zu Livius II 19, 10, wozu noch zu fügen wäre Ovid, Heroid. IV 19, Tacitus Ann. II 67 (s. oben S. 867) und aus dem Griechischen Plat. Apol. 30 A, 39 D, Gorg. 458 A, Rep. V 472 A. — Dräger hat diese Fälle an den Anfang seiner Übersicht über die Entwicklung des Sprachgebrauches gestellt

Gruppierung Neues geschaffen[1]). Damit wäre nun einmal erklärt, warum die Verbindung Ablativ + Positiv : Ablativ + Positiv weniger verwendet wurde. Dann aber ist mit der Annahme der modifizierten Bedeutung des Komparativs in der Korresponsion verschieden gebildeter Glieder die Erklärung aller uns interessierenden Fälle gegeben. Daß diese Erklärung richtig ist, darauf führt die Betrachtung der Fälle, wo *ut quisque* + Superlativ dem *ita* + Superlativ entspricht. Die Schulgrammatik übersetzt heute *optimus quisque* mit „alle Guten" und *ut quisque* + Superlativ — *ita* mit „je + Kompar. — desto", also ganz so wie *quo* + Komp. : *eo* + Komp.[2]). Die vom deutschen Sprachgefühl diktierte Auffassung ergibt sich beim Superlativ von selbst; „wie einer der freigebigste ist, so....." z. B. kann nie etwas anderes heißen als „wenn einer recht, wirklich freigebig ist, so...", d. h. der Superlativ hat Elativbedeutung. Dies beweisen die Stellen, wo dem Superlativ in dem einen Gliede ein Positiv im anderen Gliede entspricht[3]). Wenn dann auch noch für den Superlativ der Komparativ eintritt, so ist außer einem weiteren Beweis für die Richtigkeit unserer Auffassung des Superlativs in der Art von Proportionalsätzen auch zugleich das beweisende Analogon für die angenommene Bedeutung des Komparativs bei *quo* usw.

---

und nach ihm ist dann auch die schon oben (S. 866, Anm. 1) zitierte Stelle in dem Schulkommentar von Weidner gearbeitet. Der Grund war für Dräger wohl nur der äußerliche, daß diese Form der Sätze der gewöhnlichen am nächsten steht. Denn den Ausgangspunkt einer Erklärung, die bei Dräger, wie gesagt, nicht gegeben wird, könnten diese Sätze methodischerweise nicht bilden, da wir aus ihnen allein eine andere Auffassung des relativen Ablativs als eine mensurale — und dadurch wird eben erst der Komparativ selbständiger, wie wir gesehen, — nicht erschließen könnten. Haben wir aber eine solche aus anderen Fällen wie oben erschlossen, so können wir auch diese Fälle heranziehen; denn offenbar begünstigte der ohne Demonstrativum erscheinende Komparativ eine andere Auffassung des *quo* beim Komparativ als die des Maßes. Wenn nun aber diese Form der Proportionalsätze erst gleichzeitig mit den eben im Text besprochenen Fällen in der Literatur nachzuweisen ist, so bestätigt dies eben nur die Richtigkeit der von uns befolgten Methode. Anderseits aber konnte eine Form, die sowohl dem bisherigen Sprachgebrauch vollkommen entsprach als auch in den nunmehr begünstigten ohne Veränderung einging, diesem letzteren nur zugute kommen.

[1]) Horaz, Ep. II 3, 47 f.

Dixeris egregie, notum si callida verbum
Reddiderit iunctura novum.

[2]) s. Schmidt-Thumser und Goldbacher a. d. S. 875, Anm. 1 a. O.; auch schon Madvig hatte in der „Latein. Sprachlehre für Schulen" [3]§ 495 die beiden Konstruktionen zusammengestellt.

[3]) Beispiele bietet Dräger, Histor. Synt. II 625; so Sall. Iug. 81: *uti quisque opulentissimus videatur, ita Romanis hostem fore;* Liv. IX 6, 1: *ut quisque gradu proximus erat, ita ignominiae obiectus;* XXXIV 38, 6; Tacit. Ann. VI 8.

in Korresponsion mit dem Positiv beigebracht[1]). Solche Analoga bietet nun auch tatsächlich Tacitus, z. B. Ann. IV 36: *ut quis destrictior accusator, velut sacrosanctus erat;* der Sinn kann hier klärlich nur sein: „Wenn einer ein recht schneidiger Ankläger war, war er förmlich gefeit"[2]). Aber auch schon Cicero, Cat. maior 64: *ut quisque aetate antecedit, ita sententiae principatum tenet*, gehört hieher; denn *aetate antecedit* halte ich für einen Komparativ, da es von Cicero selbst gleich darauf mit *maiores natu* umschrieben wird[3]). Endlich wird der Parallelismus zwischen den Korrelationen *ut* — *ita* und *quo* — *eo* durch die Tatsache vollständig, daß auch der Ablativ mit dem Superlativ verbunden werden konnte. Bekanntlich steht im Lateinischen *multo* nicht bloß beim Komparativ, sondern auch beim Superlativ[4]). Diese Verwendung des Ablativs hat aber ihre Geschichte, die uns hier interessiert. Schmalz a. a. O. S. 250 sagt: „Der Ablativ *multo* beim Superlativ wurde von Cicero durch *longe* ersetzt; nur ganz vereinzelt hat er das vor ihm allgemein übliche *multo* c. superlat. beibehalten"[5]). Daraus folgt, daß der Ablativ beim Superlativ nicht, wie dies an sich ganz gut möglich wäre, als *ablativus mensurae* empfunden wurde; denn diesen begünstigte ja, wie wir gesehen haben, die klassische Zeit. Wie er vielmehr empfunden wurde, zeigt der Ersatz durch *longe* u. ä.; diese Adverbia enthalten eine unbestimmtere Maßbezeichnung, in deren Sinne der Ablativ in der vorklassischen Zeit eben auch beim Positiv stand[6]). Wir bekommen somit auch in Verbindung mit

---

[1]) Daß Komparativ und Superlativ in ihrer Bedeutung sich berühren müssen, folgt schon aus ihrer Geschichte (s. oben S. 873). Vgl. Delbrück a. a. O. S. 416, der Beispiele aus dem Altindischen und Griechischen (dazu Krüger a. a. O. 49, 6) anführt, die zeigen, daß der Komparativ ganz so als Elativ gebraucht wird wie der Superlativ.

[2]) s. Dräger, Histor. Syntax II 626; von den angeführten Beispielen gehört noch hieher Ann. IV 28. — Daß für *quisque* an diesen Stellen *quis* steht, ändert an ihrem Sinne nichts; s. übrigens über den Wechsel von *ut quis* und *ut quisque* Nägelsbach-Müller, Lateinische Stilistik[7] S. 298 f. (§ 92, 4).

[3]) Die Stelle ist dazu deswegen interessant, weil m. E. auch im zweiten Glied der Komparativ steht; denn *principatum tenet* scheint mir ein Komparativ zu sein, kein Superlativ, wie Sommerbrodt in der Anm. zur Stelle will — sowohl nach der gewöhnlichen Bedeutung von *principatus* („Vorrang") als auch nach dem Sinne der Stelle. Wir haben also in beiden Gliedern den Komparativ und somit einen erwünschten Beleg dafür, daß auch in klassischer Zeit *quo* — *eo* beim Komparativ wie *ut* — *ita* empfunden werden konnte.

[4]) s. Delbrück a. a. O. S. 521 f. So auch πολλῷ im Griechischen; Kühner a. a. O. II[2] 1, 426, 10.

[5]) Vgl. auch Delbrück a. a. O. S. 565.

[6]) s. oben S. 875, Anm. 2. — Interessant ist uns, die wir oben S. 870 ff. einiges zugunsten der echten Ablativbedeutung des maßbestimmenden Ablativs vorgebracht haben, hier der Umstand, daß auch Delbrück a. a. O. S. 563 die Funktion der Adverbia auf -*e* an echte Ablative der pronominalen Adjektiva örtlichen Sinnes anknüpfen lassen will.

dem Superlativ den Ablativ in einer ganz dem *ut* — *ita* entsprechenden Bedeutung. Eine dieser Korrelation entsprechende Verwendung pronominaler Ablative kann ich allerdings aus dem Lateinischen nicht belegen; dafür aber findet sich im Griechischen der analoge Dativ so verwendet; z. B. Thukyd. VIII 84: *ὅσῳ μάλιστα καὶ ἐλεύθεροι ἦσαν ναῦται, τοσούτῳ καὶ θρασύτατα προσπεσόντες τὸν μισθὸν ἀπῄτουν*; ebenso I 68 und II 47, wo das demonstrative Pronomen fehlt[1]). Daß wir es auch hier mit dem Elativ zu tun haben, zeigt Demosthenes Olynth. II 12, wo dem Superlativ der Komparativ im anderen Gliede entspricht: *ὅσῳ γὰρ ἑτοιμότατ' αὐτῷ δοκοῦμεν χρῆσθαι, τοσούτῳ μᾶλλον ἀπιστοῦσι πάντες*[2]).

So finden denn schließlich auch nur bei unserer Auffassung die Fälle ihre ungezwungene Erklärung, in denen Komparativ und Positiv in demselben Gliede verbunden erscheinen[3]).

---

[1]) s. Kühner a. a. O. II 2, 582, 2 und Anm. 1.

[2]) Auch Thukyd. VI 11, wo im demonstrativen Glied der Positiv — ohne *τοσούτῳ* — steht, gehört hieher. Betreffs der Demosthenesstelle s. Kühner a. a. O., der sich in der Note gegen Kvičalas Ansicht (Untersuch. auf dem Gebiet d. Pronom. S. 37) ausspricht, der zu *ἑτοιμότατα πάντων* (unter allen Menschen) ergänzt und *μᾶλλον* durch „als sonst der Fall wäre (nämlich, wenn wir nicht scheinen würden *ἑτοιμότατα* [*πάντων*] *λόγῳ χρῆσθαι*)“ erklärt, so daß *ἑτοιμότατα* und *μᾶλλον* nicht in Wechselbeziehung ständen. Der Behauptung Kvičalas gegenüber gilt dasselbe, was wir oben gegen Nipperdey und Pfitzner (s. S. 866 f.) bemerkt haben. Wo der wunde Punkt solcher Interpretationen liegt, zeigt hier recht charakteristisch die Erklärung des *μᾶλλον* durch Kvičala. Denn danach würde man allgemein den Athenern auch dann mißtrauen, wenn sie nicht die „allerbereitwilligsten (zum bloßen Reden)“ wären; nun ist aber gerade die „Bereitwilligkeit zum (leeren) Reden“ der von Demosthenes angeführte Grund des Mißtrauens, wie der Zusammenhang zeigt: *ὡς ἅπας μὲν λόγος, ἂν ἀπῇ τὰ πράγματα, μάταιόν τι φαίνεται καὶ κενόν, μάλιστα δ' ὁ παρὰ τῆς ἡμετέρας πόλεως· ὅσῳ γὰρ* usw. (man vgl. die Übersetzung der ganzen Stelle bei Westermann: „indem Verheißungen ohne Aussicht auf Erfüllung nichtig und gehaltlos erscheinen und insbesondere bei uns; denn für je bereitwilliger wir gelten, dergleichen zu machen, umso größer ist das Mißtrauen, das alle darein setzen“). — Schließlich sei noch bemerkt, daß als völlig analog die Korrelationen *ut* — *ita* und *quo* (*quanto*) — *eo* (*tanto*) mit wechselndem Komparationsgrad schon Wex zu Tac. Agricola VI betrachtet hat, wie seine Paraphrase der Stelle (*uti longe a luxuria, ita famae propior*: „wobei er seinem Rufe umso mehr entsprach, je mehr er sich von üppigem Aufwande fernhielt“) und die angeführten Belegstellen — die alle von uns bereits zitiert wurden — beweisen: Ann. IV 23: *ut quis fortasse inops, promptius ruebant*; Ann. III 46 und Liv. I 25.

[3]) Dräger, Histor. Synt. II 627. Dazu könnte ich aus dem Griechischen noch Thukyd. V 108 fügen: *μᾶλλον ἡγούμεθα ἂν ἐγχειρίσασθαι αὐτοὺς καὶ βεβαιοτέρους ἢ εἰς ἄλλους νομιεῖν, ὅσῳ πρὸς μὲν τὰ ἔργα τῆς Πελοποννήσου ἐγγὺς κείμεθα, τῆς δὲ γνώμης τῷ ξυγγενεῖ πιστότεροι ἑτέρων ἐσμέν.* Dann gehört auch noch, wie oben S. 876, Anm. 1 erwähnt, Ann. IV 67 hieher, wenn der überlieferte Komparativ *occultior* richtig ist.

Es geht wohl nicht an, in einem Falle wie Ann. II 5: *quanto acriora in eum studia militum et aversa patrui voluntas, celerandae victoriae intentior* das *quanto* zum ersten Gliede als *ablativus mensurae*, zum zweiten aber in dem Sinne von *quantum* zu ziehen und dem entsprechend den Komparativ im demonstrativen Gliede gleichzeitig als echten Komparativ und als modifizierten Positiv aufzufassen, während jede Schwierigkeit fortfällt, wenn *quanto* lediglich im Sinne von *quantum* und danach auch die Komparative aufgefaßt werden.

Zur weiteren Bekräftigung der versuchten Erklärung dienen endlich auch noch alle die Stellen im Lateinischen und Griechischen, wo statt des Ablativs (Dativs) der Akkusativ in derselben Funktion in dem einen oder in beiden Gliedern eintritt, u. zw. umso mehr, als sie in ihren Variationen eine fast vollständige Parallele zu den Stellen mit Ablativ (Dativ) allein bilden[1]).

Wir sind zu Ende und fassen das Ausgeführte noch einmal kurz zusammen. Tacitus verwendet wie Livius in Proportionalsätzen, die mit Pronominalkasus eingeleitet werden, gern und häufig den Positiv statt des Komparativs und neben diesem. Die so entstehende Form der Proportionalsätze stellt sich als eine bewußte Variierung der in der klassischen Zeit üblichen Korrelation mit Ablativ und Komparativ in beiden Gliedern dar, u. zw. ist diese Variierung rein formell; der Sinn wird nicht geändert. Begründet und berechtigt ist die stilistische Neuerung zunächst durch die Natur des lateinischen Ablativs, der wie der griechische Dativ von jeher das Maß einer Erstreckung in ebenso freier und unbestimmter Weise bezeichnen konnte und bezeichnete wie der Akkusativ und in dieser Bedeutung dem Sprachbewußtsein

---

[1]) Hieher gehören z. B. Tac. Ann. II 73; Liv. III 15, 2; V 10, 5. — Tac. Ann. II 24; Liv. VI 38, 5; Ovid. Met. XIII 367 f. — Tac. Hist. II 99; Isokr. 8, 47. — Xenoph. Cyrup. I 1, 4 und III 1, 19, wo ὥστε im relativen Glied völlig wie sonst ὅσον steht (deutsch „als"), zugleich recht passend an das *ut* der besprochenen lateinischen Proportionalsätze erinnernd. Und — *last not least* — gehört auch die deutsche Korrelation „je — desto" hieher. „Desto" ist (s. oben S. 872 und Anm. 4 das.) ein Instrumental, „je" aber ein Akkusativ, dessen Nominativ im Gotischen *aivs* („Zeit") lautet; s. Delbrück a. a. O. S. 544 und 598, Wilmanns a. a. O. S. 612 und 621. Die Analogie geht sogar noch weiter, indem, wie man aus dem einschlägigen Artikel in Grimms Wörterbuch (IV 2, S. 2284 e u. f.) ersieht, ein „je" beim Komparativ auch fehlen kann oder auch im demonstrativen Glied der bloße Positiv entspricht; letzteres z. B. bei Goethe: „....war für die Umstehenden eine schwere Aufgabe, je überraschender sie vorgelegt wurde", und bei Schiller: „Ich finde, je mehr ich nachdenke, daß der ganze *cardo rei* in der Kunst liegt, eine poetische Fabel zu erfinden". Nach dem Ausweise unseres Sprachgefühls bietet besonders das zweite Beispiel kaum eine Rarität; aber auch in diesem Falle deuten solche Wendungen immerhin auf die Grundbedeutung des Adverbiums hin und können zeigen, um wieviel größer hier die Beweglichkeit im Lateinischen und Griechischen sein mußte, wo die adverbialen Kasus noch viel weniger verdunkelt waren.

auch dann noch lebendig blieb, als er als Maßbestimmung gewöhnlich nur mit komparativischen Ausdrücken verknüpft wurde, während der Akkusativ die übrigen Funktionen übernahm und dafür beim Komparativ zurücktrat. Des weiteren wurde die neue Fügung ermöglicht durch die Auffassung des Komparativs und Superlativs als modifizierten Positivs; diese ist allen Sprachen gemeinsam, war aber dem Lateinischen und Griechischen, wie bekannt, besonders geläufig. Aus diesen beiden Elementen des Sprachbewußtseins erwuchs die bei den genannten zwei Historikern beliebte Variation der gewöhnlichen Form der Proportionalsätze mit Pronominalkasus. Daß sie gerade bei ihnen hervortritt und bei Tacitus sogar in den späteren Schriften häufiger wird als die gewöhnliche Form, ist auf Rechnung des rhetorischen Stils beider zu setzen, indem besonders Tacitus das Gebräuchliche oft geflissentlich vermeidet[1]).

Soll endlich noch eine Bemerkung über die Übersetzung der besprochenen Stellen gemacht werden, was für die Schule wichtig wäre, so könnte sie nur die sein, daß bei dem Umstande, als die Fügungen nur stilistische, aber nicht inhaltliche Variationen der gewöhnlichen Wendung darstellen, für die Übersetzung lediglich die Rücksicht auf den deutschen Ausdruck maßgebend zu sein hat. Läßt sich also keine bessere Übersetzung finden als die bekannte mit „je — desto", so ist diese unbedenklich anzuwenden.

---

[1]) Es ist unnötig, diese allgemeinen Bemerkungen über den Stil des Tacitus zu begründen. Ich will daher nur zwei Worte von Schanz hiehersetzen, weil sie speziell die in unserer Untersuchung befolgte Methode rechtfertigen. Es heißt also in dessen Geschichte der röm. Literatur (in Müllers „Handbuch" VIII) II 2², S. 244: „Hier" — es ist die Wahl der Wörter gemeint, doch kann das Gesagte jedenfalls vom Stile des Tac. überhaupt gelten — „gilt die Vorschrift: Vermeidung des Gewöhnlichen und Alltäglichen, aber mit Ausschluß des Fremdartigen", und: „Unser Geschichtschreiber..... hebt mit Bewußtsein die symmetrische Gestaltung auf". — Dazu sei dann noch, weil dem Gebiete unserer Untersuchung naheliegend, darauf aufmerksam gemacht, daß Tac. in der oben besprochenen Korrelation *eo* + Komp. : *quod* für *quod* regelmäßig *quia* setzt (s. Ann. I 20, I 38, IV 37 — an den letzten zwei Stellen fehlt auch *eo*), offenbar um von der gewöhnlichen Struktur abzuweichen. Eben dahin gehört dann auch das oben S. 874, Anm. 2 über *non quia* Bemerkte.

Triest. R. Wimmerer.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Grant **Showerman**, The Great Mother of the Gods, 1901 (Bulletin of the University of Wisconsin no. 43, philology and literature series vol. I, no. 3, p. 221—333).

Der Verf. dieser Doktordissertation verfolgt in ausführlicher Darstellung die Wanderungen und Wandlungen der Kybelereligion von ihrem Ursprung bis zum Untergang des römischen Reiches. Natürlich nimmt die Behandlung der römischen Zeit den größten Raum in Anspruch; deshalb durfte auch die Erzählung von der Einführung des Kultes in Rom an die Spitze gestellt werden (S. 221—229). Das zweite Kapitel (S. 230—253) heißt *The Great Mother of the East.* Die pessinuntische Göttin ist nach Ramsays Vermutung vorphrygischen Ursprungs. Das Zwitterwesen Agdistis verschmilzt erst spät mit ihr in eins. Attis und seine Galli sind semitische Eindringlinge (vgl. Adonis). Sein Name taucht für uns zum erstenmale in einem Fragmente des Komikers Theopomp auf, also zu Anfang des vierten Jahrhunderts (nicht *as late as the middle of the fourth century B. C.*; sollte der Verf. an den Historiker Th. gedacht haben?).

Die folgenden Abschnitte (S. 254—314) sind der römischen Zeit gewidmet. Erst unter Kaiser Claudius findet nach Lydus, dem der Verf. folgt, der Kult des Attis in Rom offizielle Aufnahme. Gegen diesen Zeitansatz hat jüngst Wissowa (in Iw. Müllers Handbuch V 4, 266 ff.) eingewendet, daß von den neuen Festbräuchen keiner vor dem Ausgange des zweiten Jahrhunderts nachweisbar sei. Doch bezeugt bereits Arrian in seiner noch unter Hadrian geschriebenen Taktik (cap. 33, 4) den *dies sanguinis* als offiziellen Festtag der Römer. Sh., der übrigens die Schrift irrtümlich an das Ende des ersten Jahrhunderts verlegt (S. 270), hat die Bedeutung der Stelle nicht nach Gebühr gewürdigt.

Der Verf. kennt das literarische, inschriftliche und archäologische Quellenmaterial; aufgefallen ist mir, daß er S. 250 das angeblich von Pindar gestiftete Heiligtum der „Dindymene“ in

Theben (Pind. Pyth. 8, 78, Paus. IX 25, 8) nicht erwähnt. Die monumentale Überlieferung hätte wohl ausgiebiger verwertet werden können. Für die Inschriften bietet eine Ergänzung H. R. Göhler, *De matris magnae apud Rom. cultu* 1886. Insbesonders aber ist die Behandlung der Kunstdenkmäler nicht genügend: die über 100 SS. starke, vornehm ausgestattete Abhandlung gibt sechs Abbildungen (drei davon nach Baumeister); der ganze Stoff wird auf acht Seiten erledigt. S. 320 mußte bemerkt werden, daß die Gestalt des trauernden Attis im Gräberkult römischer Zeit überaus beliebt war (vgl. Cumont bei Pauly-Wissowa). Auf derselben Seite wird unter den Opfergaben, die der Göttin dargebracht wurden, die Nachbildung menschlicher Füße (zum Dank für Heilung?) angeführt: „*A coin of 83 B. C. shows the goddess and a deformed human foot*“; der Fuß hat aber hier keinen Bezug auf die Göttin, sondern ist das redende Wappen des Münzmeisters *P. Fourius Crassipes.*

Wiederholt betont der Verf. den sittlichen Gehalt des Kybelekultus (S. 300 ff., 327 ff.), der ihm im Kampfe mit dem Christentum Widerstandskraft verlieh und anderseits den Übergang erleichterte (*lavatio* = *resurrectio*); die Bemerkung, für die sich der Verf. auf Renan beruft (S. 303), muß wohl recht sehr eingeschränkt werden; sie gilt übrigens auch für die Religionen des Mithras und der Isis und für andere Mysterien.

Die Dissertation entspricht allen Anforderungen, die man an eine solche Arbeit billigerweise stellen darf. Wesentlich Neues bietet sie allerdings nicht.

Wien. Rud. Münsterberg.

Der römische Limes in Österreich. Heft III. Mit 18 Tafeln und 29 Figuren im Text. Wien, Alfred Hölder 1902 (= Bericht des Vereines Carnuntum für das Jahr 1900).

Beginnend mit einer Übersicht der im Jahre 1900 ausgeführten Grabungen behandelt Oberst v. Groller die Straßenforschung (Spalte 3—18), das römische Kastell in Höflein (19—28), die Grabungen im Lager Carnuntum: Umfassung, Lagerstraßen, Kloaken, Gebäude im Lager, Kleinfunde, 81—116), endlich eine Grabung außerhalb des Lagers (115—120). Ein epigraphischer Anhang (121—130) ist von Prof. Dr. E. Bormann zugefügt. Die Straße *Carnuntum-Vindobona* wurde im Grabungsjahre 1900 vom Tiergarten in Petronell bis über Regelsbrunn hinaus (ca. 7·2 *km*), die Straße *Carnuntum-Scarabantia* bis nach Höflein (ca. 6·7 *km*) verfolgt. An beiden Straßen wurden Türme und Gehöfte konstatiert. Das römische Kastell in Höflein — das erste in Österreich — diente wahrscheinlich zur Sicherung einer Verbindung der beiden genannten Straßen. Da die Kastellmauer so

ziemlich mit der Friedhofmauer identisch ist, konnte nur ein kleiner Teil der ersteren und des Grabens davor aufgedeckt werden. Im Lager wurde ein Komplex im SW., anschließend an den bereits aufgedeckten Teil gegraben, u. zw. die südliche mit drei Türmen flankierte Umfassungsmauer mit dem westlichen Torturm der *porta decumana*, die *via angularis*, eine *via quintana* und an einigen Stellen auch die *via decumana*; die *via decumana* und *quintana* zeigten eine spätere Hebung des Niveaus. Zwischen der *via quintana* und *angularis* wurden einstweilen zwei in Nord-Südrichtung führende Nebenstraßen mit den daranliegenden Gebäuden aufgedeckt. An den Kreuzungspunkten der Straßen fanden sich mehrmals kesselförmige Vertiefungen, welche Oberst v. Groller an der Hand von Caesars B. C. I 27 f. als die bis heute im Festungskriege gebräuchlichen sogenannten „Wolfsgruben" erklärt (Sp. 49 f.). Bezüglich des Kloakensystems weist der Verf. (Sp. 57 f.) nach, daß es — wegen des zu geringen Gefälles von allem Anfang an ungenügend angelegt — noch in römischer Zeit außer Gebrauch gesetzt war. Bei den Gebäuden sind drei (auch vier) Bauperioden zu unterscheiden; von besonderem Interesse ist die Ausgrabung einer vollständig aus Ziegeln bestehenden Mauer, da dies das erste Beispiel für das Lager von Carnuntum ist, und einer Luftziegelmauer; ferner die Auffindung des Lagerarrestes, einer Backstube mit einem vollständig und drei in Resten erhaltenen Backöfen sowie eines Töpferofens. Von den Kleinfunden verdient besonders erwähnt zu werden: antikes Holz und Leder, ein Stück eines Mörtelkorbes sowie zwei Ziegelstempel (Taf. XII, Fig. 21 u. 22), bei denen ein aufgedrückter Riß auf eine Holzstanze hinweist. Aus dem epigraphischen Anhang hebe ich hervor, daß Prof. Bormann den Garnisonsarrest durch Verwertung der Chargen, die auf drei *in situ* gefundenen Altären genannt sind, als solchen bestimmt hat.

Das vorliegende Limesheft mit den schönen und wichtigen Resultaten eifriger Arbeit und liebevollen Studiums bedarf nicht erst des Lobes, die beiden vorangehenden Hefte empfehlen es zur Genüge; doch möge kurz auf das Bestreben, nur völlig Sicheres zu bieten, hingewiesen werden, ferner auf die vortrefflichen, nach Photographien reproducierten Abbildungen und die vom Verf. exakt gezeichneten Tafeln mit den Plänen, den Abbildungen der Baudetails und der Kleinfunde, wobei die gefällige Anordnung noch besonders anspricht.

Zu bemerken ist nur noch, daß auf dem Sp. 118 angeführten Ziegelstempel (Taf. XII, Fig. 1) der letzte Buchstabe nicht E, sondern F ist, also die *leg(io) I. ad(iutrix)* den gewohnten Beinamen *p(ia) f(idelis)* führt, daß der Stempel Taf. XII, Fig. 25 (= CIL III, 15204, 7) möglicherweise zu lesen ist *Iulia Donat(a)* und daß durch ein Versehen des Buchbinders bei manchen Exemplaren die für das Limesheft und für den Vereinsbericht bestimmten Tafeln vertauscht sind, — bei der sachlichen Identität ohne Belang.

Triest. Dr. A. Gaheis.

Florilegium Graecum in usum primi gymnasiorum ordinis collectum a philologis Afranis fasc. XI—XV. Leipzig, Teubner 1901.

Den früheren zehn Bändchen dieses Florilegiums, die Ref. in diesen Blättern zu besprechen Gelegenheit hatte, entschlossen sich die Herausgeber, noch die vorliegenden fünf als Abschluß der Sammlung folgen zu lassen. Die wohlfeilen Heftchen sollen den Zwecken des Gymnasiums bei der Auswahl der Privatlektüre oder der kursorischen Schullektüre entgegenkommen, suchen aber überhaupt die Kenntnis der griechischen Literatur bei den Schülern zu erweitern durch Vorführung besonders schöner oder inhaltlich bedeutsamer Stellen auch aus solchen Autoren, die das Gymnasium nicht in seinen Kreis zieht. So bietet das den Dichtern gewidmete 11. Heft neben Stücken aus Äschylus und Euripides auch noch eine geschmackvolle Auswahl aus Pindar, Bakchylides, Herondas und Babrius. Aus der Prosaliteratur dürfte das die Hälfte eines Bändchens bildende Stück aus der Politeia des Aristoteles mit großem Interesse gelesen werden. Auch aus Thukydides, Arrian, Theophrast, Polybius und Strabon werden charakteristische Proben geboten. Das letzte Heft enthält bloß Stücke aus der späteren griechischen Literatur, aus Prokop, Priscus und Basilius. Es wird dem strebsamen Schüler sicherlich viel Freude bereiten, über Alarich, Gelimer, Theodorich d. Gr., Belisar, über den heldenmütigen Untergang Tejas, dann über König Attila und die Hunnen aus den Quellenschriftstellern selbst statt aus seinem Schulbuche der Geschichte Belehrung zu schöpfen, zumal insbesondere die Darstellung Prokops sehr fesselnd ist und dem Verständnis nur geringe Schwierigkeiten bietet. Diese Stücke in ihre Sammlung aufzunehmen, ließen sich die Herausgeber durch Wilamowitz' Rat bestimmen. Den Forderungen desselben Gelehrten in Bezug auf die Griechisch-Lektüre entspricht es wohl auch, wenn im 13. Heft die Auswahl darauf abzielt, den Schülern einerseits eine erweiterte Kenntnis des griechischen Privatlebens zu verschaffen, anderseits sie mit der fachwissenschaftlichen Literatur der Griechen bekannt zu machen. So wird dort aus den *Elementa* des Eukleides ein Stück vorgelegt, in welchem der pythagoreische Lehrsatz über das rechtwinkelige Dreieck behandelt wird. Allein so bekannt auch das Thema dieses Beweises sicherlich einem jeden ist, so bereitet doch die Darstellung des Eukleides durch die eigentümlichen technischen Ausdrücke dem Verständnis ganz bedeutende Schwierigkeiten. Wie aber, darf man wohl fragen, werden sich erst dort die Schwierigkeiten häufen, wo es gelten wird, in das Verständnis eines dem philologischen Lehrer wirklich fremden technischen Wissensgebietes einzudringen und dieses dann auch den Schülern klar zu machen? Und wird wirklich der Erfolg zu der großen, darauf verwendeten Mühe im richtigen Verhältnisse stehen? Übrigens enthält hier der Text (Fasc. XIII, S. 13, Z. 17 v. u.) ein störendes Druckversehen: es soll nämlich dort heißen *παράλληλος ἤχθω ἡ ΑΛ,* nicht *ἡ ΑΔ.*

Briefe Ciceros und seiner Zeitgenossen. Heft I. Briefe aus den Jahren 67—60 v. Chr. *a*) Einleitung u. Text. *b*) Erklärungen von Dr. Otto Eduard Schmidt, Prof. an der Fürstenschule St. Afra in Meissen. Leipzig, Teubner 1901.

Daß der Herausgeber, allerdings ein hervorragender Kenner der Cicero-Briefe, es unternommen hat, eine neue Schulausgabe der Briefe Ciceros zu besorgen, scheint in der Tat auf den ersten Blick trotz der besonderen Eignung, die Schmidt für diesen Zweck mitbringt, doch einer Erklärung zu bedürfen; denn die Zahl der durch den bekannten preußischen Minist.-Erlaß hervorgerufenen erklärenden Schulausgaben der Briefe Ciceros ist nachgerade wohl über das Bedürfnis angewachsen, ja in demselben Teubner'schen Verlag ist die so treffliche Schülerausgabe der Cicero-Briefe von C. Bardt erschienen, die Ref. in diesen Blättern zu würdigen Gelegenheit hatte. So sucht denn Schmidt in der Vorrede seiner Ausgabe vor allem ihre Daseinsberechtigung zu erweisen. Er sieht dieselbe darin, daß er bei der Auswahl der Briefe nach ganz anderen Grundsätzen verfuhr als die bisherigen Herausgeber von Schulausgaben. Wenn sich nämlich diese bemühten, einen Längsdurchschnitt durch die gesamte Korrespondenz Ciceros zu geben, indem jeder wichtigere Abschnitt des Lebens Ciceros durch Briefe vertreten erscheint, hielt es Schmidt für zweckmäßiger, die aus einem gewissen Lebensabschnitte Ciceros herrührenden Briefe desselben mit annähernder Vollständigkeit dem Schüler vorzulegen, natürlich mit Weglassung dessen, was für die Schule unpassend oder nur eine unnütze Wiederholung wäre. Das vorliegende Heft nun — Sch. gedenkt eine Anzahl ähnlich eingerichteter Hefte folgen zu lassen, die je für die Lektüre eines Semesters Stoff bieten sollen — enthält das erste Buch der Briefe an Atticus, die nur in etwas strafferer chronologischer Anordnung, als dies in dem überlieferten Corpus der Briefe *ad Atticum* geschieht, dargeboten werden. Diesen Briefen fügte Sch. aus den anderen Briefkörpern nur sechs weitere Briefe als Erläuterung hinzu; es sind dies die Briefe *ad fam.* V 1 und 2, 5, 6, 7 und *fam.* VII 23.

So ergibt sich eine im ganzen 26 Cicero-Briefe umfassende Sammlung, die leicht in einem Semester bewältigt werden kann. Den vornehmsten Zweck dieser Lektüre sieht Sch. darin, daß der Schüler 'einen deutlicheren Begriff von der Persönlichkeit Ciceros und der antiken Humanität erhalte, die in Cicero ihre höchste Blüte erreichte'. Warum nun gerade dieses Buch für den Zweck, welcher dem Herausgeber vorschwebte, besonders geeignet erscheint, das wird im Vorworte S. V in sehr ansprechender Weise ausgeführt: 'Die ersten Briefe *ad Att.* l. I., heißt es da, eröffnen den Blick in eine durchaus edle Welt voll echter Humanität, Freundes- und Verwandtenliebe, sie zeigen uns Cicero, wie er auch den höchsten Forderungen dieser Antriebe gerecht zu werden strebt, noch fern vom Gewühle des Parteitreibens auf der stillen Höhe seines Tuscu-

lanums, wo er sich erst recht als Mensch fühlt, beschäftigt mit den edelsten Studien.' Durch die vorgelegten Briefe nun wird sich der Schüler, wie Sch. hofft, ein richtiges Bild von dem Charakter des vielgeschmähten Römers zu bilden in der Lage sein. Sch. selbst trägt vom Charakter Ciceros ein hohes und ideales Bild im Herzen, und in diesem Sinne sucht er u. zw. in Worten, die sichtlich auch vom Herzen kommen, auf den jugendlichen Leser einzuwirken. Dieses Verhalten Schmidts hat zum Teil scharfen Widerspruch erfahren, allein die Freunde Ciceros können für diese Genugtuung, die nun den Manen des großen Römers wird, nachdem so lange Zeit Schimpf und Spott über ihn ausgegossen worden waren, nur dankbar sein, ohne daß man deshalb gegenüber den zweifellosen Schwächen seines Charakters gerade die Augen verschließen müßte. Aus der Einleitung ist besonders jenes Kapitel von Interesse, welches die antike Humanität behandelt. — Die erklärenden Anmerkungen sind in einem gesonderten Hefte beigegeben. Sie bieten, namentlich in sachlicher Beziehung, alles Nötige, um den Schüler in das volle Verständnis der Situation einzuführen und ihm eine selbständige und ehrliche Präparation zu ermöglichen. Auch die sprachlichen Anmerkungen sind ausreichend, um dem Schüler über manche Schwierigkeiten des Ausdruckes, wie sie sich bei der Flüchtigkeit und Abgerissenheit des Briefstils ergeben, hinwegzuhelfen.

Manchem dürfte vielleicht ein etwas näheres Eingehen auf die Eigentümlichkeiten des *sermo epistularis* erwünscht erscheinen; allein solche Bemerkungen wollte Schmidt offenbar der mündlichen Unterweisung des Lehrers überlassen. Noch sei besonders auf jenen Teil der Einleitung verwiesen, in welchem Sch. in sehr lebensvoller Darstellung über Ciceros Arpinas und Tusculanum handelt. Die Darstellung deckt sich da großenteils mit jener in Schmidts Spezialuntersuchung über 'Ciceros Villen', Leipzig 1899. Er sucht insbesondere die Lage von Ciceros *Arpinas* genauer zu fixieren und spricht die nicht unbegründete Vermutung aus, daß die 16 antiken Säulen in der Krypta der Klosterkirche von S. Domenico noch aus den Ruinen des Landhauses Ciceros bei Arpinum herrühren dürften. — Hinsichtlich der Beurteilung der scheinbar befremdlichen Tatsache, daß Cicero (*ad Att.* I. 6) des Vaters Tod seinem Freunde bloß mit den auffallend kurzen Worten meldet: '*Pater nobis decessit a. d. IV. Kal. Dec.*' stimme ich mit Sch. vollständig überein. Man hat darin einen Beweis von Herzlosigkeit und stumpfsinniger Gleichgültigkeit gegenüber dem Hingange des teuersten Verwandten sehen wollen. Allein Sch. bemerkt mit Recht, es sei ganz undenkbar, daß Cicero, dem schon die Krankheit eines Sklaven naheging, den Tod des geliebten Vaters dem Freunde mit so dürren Worten sollte gemeldet haben; vielmehr sei Atticus aller Wahrscheinlichkeit nach beim Tode des alten Cicero noch in Rom gewesen, habe aber über der Unruhe der Reise das Datum ver-

gessen und den Freund brieflich darnach gefragt, vielleicht um das Datum in seine annalistischen Tabellen einzutragen.

Der Druck wurde sorgfältig überwacht, die äußere Ausstattung ist mustergültig. Eine Kleinigkeit sei zum Schlusse noch bemerkt. Etwas störend ist in den Homer-Zitaten die ungleichmäßige Bezeichnung der Gesänge bald durch die griechischen Buchstaben, bald durch römische Ziffern. So S. 29 ('Erklärungen') wird zitiert Hom. Il. XXII 268, hingegen ebd. S. 13 (*ἐπεὶ οὐχ ἱερήιον οὐδὲ βοείην*) heißt es: Citat aus Hom. Il. *X* 159, doch ist hier natürlich nicht die Ziffer gemeint, sondern der griechische Buchstabe = XXII. Ich glaube zum Schlusse nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Schmidts Schulausgabe der Briefe Ciceros infolge ihrer Eigenart sich bald viele Freunde erwerben werde, und man darf auf die angekündigte Fortführung derselben begierig sein.

Wien. Alois Kornitzer.

De viris illustribus. Lateinisches Lesebuch nach Nepos, Livius, Curtius für die Quarta höherer Lehranstalten herausgegeben von Prof. Dr. Hans Müller. 5. Aufl. Hannover-Berlin, C. Meyer 1902. 8°, X u. 152 SS. Preis geh. Mk. 1·20, geb. Mk. 1·50.

Da die neueste Auflage des Buches hinsichtlich der Zahl der aufgenommenen Lebensbeschreibungen (Miltiades, Themistocles, Aristides, Pausanias, Cimon, Lysander, Alcibiades, Epaminondas, Pelopidas, Alexander, Camillus, Decii, Pyrrhus, Hamilcar, Hannibal, Scipio), hinsichtlich des Textes, der Phrasensammlung und des Vokabulars sich von früheren Auflagen nicht unterscheidet, kann Ref. auf die in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1892, S. 424 f.) enthaltene Besprechung verweisen, welche die Vorzüge des verbreiteten Schulbuches in philologischer, historischer und pädagogischer Richtung angibt.

Ref. darf hier nicht die Frage erörtern, ob dem Quartaner (unserem Tertianer) ein lateinischer Autor oder ein überarbeitetes Lesebuch in die Hand gegeben werden solle[1]), doch kann er von dem vorliegenden, für das Verständnis des Schülers umgearbeiteten Texte aus Nepos, Curtius und Livius folgendes feststellen: Das Buch bietet dem Schüler, der sich eben erst in der Quinta (unserer Sekunda) die wichtigsten Regeln der Elementarsyntax angeeignet hat, einen von ungewöhnlicher Wortstellung und von Ausnahmen von der schulgemäßen Syntax vollkommen freien Text, so daß die Lektüre, weil keine sprachlichen Schwierigkeiten zu erklären sind,

---

[1]) Eine radikale Umänderung der Lektüre in den altklassischen Sprachen durch Einführung von Lesebüchern wurde jüngst in Nr. I der 'Mitteilungen des Vereines deutscher Mittelschullehrer in Nordböhmen' (1902, S. 14 ff.) zu begründen versucht.

rascher fortschreiten kann. Auch der Umstand, daß bei der Umgestaltung des Textes überall die größte Einfachheit im Satz- und Periodenbau angestrebt ist, daß ferner die für die erwähnte Unterrichtsstufe schwierige Or. obl., die wir bei Nepos und Curtius treffen, sehr beschränkt ist, kommt dem rascheren Fortschreiten der Lektüre zugute. Die geschickte Ergänzung aus anderen Schriftstellern bringt es endlich mit sich, daß die vorgeführten Biographien weit erschöpfender sind als etwa bei Nepos und daß die Charaktere der einzelnen Helden in das richtige Licht gestellt werden. — Mustergültig möchte ich endlich die nach den Kapiteln der Lebensbeschreibungen geordnete, durch wichtige Wendungen aus Cäsar und Livius ergänzte Phrasensammlung nennen, deren Einprägung dem Schüler für die ganze Zeit seiner Studien von Nutzen sein muß.

Zwei noch in der 8. Auflage von dem früheren Ref. (vgl. Jahrg. 1893, S. 766) vermißte Änderungen, nämlich *matrem in matrimonium duxisset* statt des minder passenden Ausdruckes *ex matre liberos procreavisset* (Epam. 6, Z. 9) und *Messenam* st. *Messenem* (Epam. 8, Z. 6) sind aufgenommen worden; doch steht die unrichtige Form *Messenem* noch S. 29, Z. 1, wo sich auch *omiterre* st. *omittere* eingeschlichen hat.

Wien. Franz Kunz.

Vorschule für den ersten Unterricht im Lateinischen. Unter Mitwirkung von Dr. Ferd. Schultz bearb. von Dr. Ant. Führer, Direktor des Gymnasiums in Rheine i. W., 5. Aufl. Paderborn, Druck und Verlag von Ferd. Schöningh 1901. 8°, 153 SS.

Die unter Mitwirkung Dr. Ferd. Schultz' von Dr. Anton Führer herausgegebenen lateinischen Übungsbücher sind wiederholt in diesen Blättern als sehr brauchbare Hülfsmittel für den lateinischen Unterricht besprochen worden, so auch die Vorschule für den ersten Unterricht im Lateinischen, welche nunmehr in 5. Auflage (Ausg. *B*) vorliegt.

Sie besteht aus zwei in einem Bändchen vereinigten Teilen, aus dem Übungsstoff und dem dazu gehörigen Wörterverzeichnisse und aus der Grammatik.

Diese enthält auf 47 Seiten (gegen die frühere um 13 Seiten weniger) in zwölf Kapiteln den allernotwendigsten Memorierstoff; die Deklinationen, Komparation, die Zahlwörter, Pronomina, das Hülfszeitwort *sum* und Komposita mit Ausschluß von *posse* und die Darstellung der regelmäßigen vier Konjugationen. Im 14. und letzten Kapitel werden als Anhang zur 3. Konjugation die Verba auf *io* nach der 3. Konj. angeführt und deren Flexion im Akt. und Passiv, wie auch die Imperative Sing. von *dicere, ducere* und *facere* gelehrt. In den zwei ersten einleitenden Kapiteln

wird vom Geschlechte und der Deklination im allgemeinen gehandelt. Damit wird eine übersichtliche Zusammenstellung des Lernmateriales für diese Elementarstufe gegeben.

Auch die Ausführung entspricht den Anforderungen an leichte Faßlichkeit, Bündigkeit und Klarheit. Nur § 19 fehlt beim fragenden Pronomen *qui* . . die Bezeichnung „adjektivisch“ und die Bedeutung „was für ein“.

Bei der Zusammenstellung des Übungsstoffes hat den Verf. der pädagogisch erwägenswerte Gedanke geleitet, die Einübung des Nomens durch die stärkere Heranziehung der Verbalformen ausgiebiger und mannigfaltiger zu gestalten. Daher folgt auf die 2. Deklination (2. Kap.) die systematische Behandlung des Ind., Imper. und Infin. von *esse* und der Ind. und Imp. der 1. Konjugation (Kap. 3 u. 4), u. zw. so, daß dabei die 1. und 2. Deklination wiederholt wird. Das 5.—8. Kapitel enthält die drei übrigen Deklinationen und die Komparation der Adjektiva, das 9. den Konj. von *esse*, dabei die Wiederholung des Ind. und Imp., das 10. und 11. die 1. und 2. Konj., das 12. das Numerale, das 13. die Pronomina, das 14. und 15. die 3. und 4. Konj.; das 16. Kapitel behandelt die abweichend gebildeten Perfekte der 2. Konj. (*delevi*), das 17. die Verba auf *io* der 3. Konj., das 18. Kapitel bietet sechs zusammenhängende lateinische Stücke zu allen Konjugationen. Auch innerhalb der einzelnen Kapitel zeigt sich ein planmäßiges Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren. So werden bei der 3. Dekl. zuerst Substantiva mit natürlichem Geschlechte in den zwei Gruppen derer auf *um* und *ium* im Gen. Plur. vorgenommen. Doch ist dieses Verfahren nicht streng durchgeführt, indem auch Wörter wie *calor*, *flos*, *arx* in die betreffenden Abschnitte aufgenommen sind. Bei der Konjugation erfolgt die Einübung der Stammzeitformen zwar gesondert, jedoch so, daß das Passiv erst nach Absolvierung der sämtlichen Formen des Aktivs zur Behandlung kommt. Damit wird zwar der grammatischen Anordnung Rechnung getragen, für den Unterricht aber empfiehlt es sich unstreitig mehr, auf die Formen des Präsensstammes im Aktiv unmittelbar die des Passivs folgen zu lassen. Befremdlich und nur mit Rücksicht auf die Grammatik, in welcher *moneo* als Paradigma erscheint, ist es zu erklären, daß die Perfekta mit Suffix *vi-* der 2. Konj. als abweichende Perfektbildungen behandelt werden.

Was die Ausführung betrifft, so ist zunächst zu bemerken, daß die vorliegende Ausgabe *B* nach den Worten des Verf. bestimmt ist, der Induktion zu dienen. Demnach werden Sätze zur Einübung gegeben, aus welchen die Deklinationsformen erklärt werden sollen; erst daran hat sich die gedächtnismäßig einzuprägende Regel anzuschließen. Dabei soll nun der Lehrer nach den preußischen Lehrplänen von 1892 die Sätze vorübersetzen, der Schüler sie wiederholen. Wenn nun schon dieser Lehrvorgang, der die Analyse wenigstens bei den lateinischen Sätzen entbehrlich

macht, für die Schüler bequemer ist, so macht der Verf. den Schülern die Sache noch dadurch leichter, daß er bei der 1. und 2. Deklination alle Sätze, in den neuen Abschnitten aber die ersten nach der herkömmlichen Reihenfolge der Kasus und Personen anordnet. Damit scheint ein vollwertiger Ersatz unseres Konstruierens gegeben zu sein, und doch hat sich dieses beim lateinischen Elementarunterrichte an unseren Schulen so bewährt, daß wir uns eine induktive Lehrmethode ohne dieses nicht gut denken können. Das induktive Verfahren kommt in unserem Lehrbuche auch so zur Geltung, daß einige vorausgenommene vorbildliche Formen des Verbums die Konjugation vorbereiten; auch in syntaktischen Dingen finden sich Ansätze zu dieser. Einige Regeln über den Ablativ auf die Frage wann? wo? *ut, cum* usw. kommen in Sätzen zur Anwendung und werden hinter diesen als Hauptregeln formuliert und numeriert.

Der Übungsstoff besteht vorwiegend aus Einzelsätzen (101 Paragraphen) und 39 zusammenhängenden Stücken, wovon 31 lateinische und 8 deutsche sind. Dasselbe Zahlenverhältnis zeigen die lateinischen und deutschen Sätze. Dem Inhalte nach sind diese meist lehrreiche und für diese Altersstufe passende Sprüche; in vielen Fällen bewegen sich mehrere in demselben Gedankenkreise. Die zusammenhängenden Stücke enthalten Fabeln, Erörterungen, Schilderungen von Persönlichkeiten und Völkern des Altertums und einige Erzählungen, gleichfalls aus dem Altertum. Sie sind mit Geschick zusammengestellt oder gut ausgewählt. Da sie weder sachliche noch sprachliche Schwierigkeiten enthalten, entfallen auch bei diesem Übungsbuche die Anmerkungen. Die lateinische Ausdrucksweise ist korrekt, an zwei Stellen sind Verbesserungen nötig. In § 119 *De Cleobi et Bitone* heißt es: *Aliquando cum boves in agris abessent.* Das Verbum würde die Bedeutung „fern sein" haben, doch müßte dann der Deutlichkeit halber der Abl. oder *a* mit Abl. dabei stehen; die Konstruktion mit *in* würde stehen wie bei Ov. Trist. V 21 „sich in seiner Abwesenheit wo aufhalten". Statt den Schülern eine solche Übersetzung zuzumuten, ist einfach zu schreiben *cum in agris essent.* In § 120 *De Fabricio* lautet ein Satz folgendermaßen: *Hac epistula mortem regis promisit, si sibi praemium statueretur.* Hier ist statt des Imperfekts das Plusquamperfekt zu setzen. Daß der deutsche Text mangelhaft ist, daß in der Erzählung stets das Perfekt, in Absichtssätzen statt „um zu" „daß, damit" gebraucht wird, hat der Ref. der 2. Auflage im XLIII. Bde. d. Zts. hervorgehoben. Leider ist der damals ausgesprochene Wunsch, der Verf. möge auch dieser Seite des Buches seine Aufmerksamkeit zuwenden, nicht in Erfüllung gegangen. Und so liest man auch jetzt noch: „Die Feinde hatten die Stadt belagert, die Weiber haben sich gefürchtet, die Männer haben sich dem Tode für das Vaterland geweiht". Wenn der Herausgeber im angedeuteten Sinne auch der deutschen Sprache Rech-

nung tragen wollte, würde sich das Buch, welches sonst Lob verdient, gewiß mehr Freunde erwerben.

Das Wörterverzeichnis enthält in je zwei Paragraphen zusammenfassenden Abschnitten die lateinischen Wörter in alphabetischer Ordnung und ihre Bedeutung; außerdem die vorkommenden Verbalformen. Klein gedruckt sind die Eigennamen und nicht zu memorierende Wörter, unter denen sich auffälligerweise auch *nec*, *si* u. a. befinden. Die Ausstattung ist mustergültig, der Druck korrekt.

Kaaden. Hermann Bill.

Übungsstoff für das zweite Jahr des lateinischen Unterrichts. Im Anschluß an die „Vorschule für den ersten Unterricht im Lateinischen" nach gleichen Grundsätzen unter Mitwirkung von Dr. Ferdinand Schultz, bearb. von Dr. Anton Führer. 4. Doppelauflage. Paderborn, Druck u. Verlag von Ferd. Schöningh 1900.

Das vorliegende Übungsbuch enthält neben der Wiederholung des Pensums für die Sexta die Behandlung der unregelmäßigen Formenlehre. Ein kurzer Anhang bietet das Notwendigste über den Accusativ mit dem Infinitiv, die Übersetzung der Partizipia durch deutsche Nebensätze und den Ablativus absolutus. Die Kenntnis der umschreibenden Konjugation, des Gerundiums, Gerundivums und Supinums schließt der Verf. aus dem Übungsstoffe aus, weil die vom Deutschen oft abweichende Übersetzung dieser Formen Schwierigkeiten bieten könnte. Ref. teilt diese Bedenken nicht. Mit diesen Formen, zumal den zwei ersten, muß der Quintaner operieren können, wenn anders er mit einiger Sicherheit an die Lektüre des Cornelius Nepos herantreten soll.

Zur Einübung des Lernstoffes dienen Einzelsätze und zusammenhängende Stücke, die planmäßig über das ganze Buch verteilt sind. Um den auf dieser Unterrichtsstufe dargebotenen Wortschatz so rasch als möglich zu erwerben und den zeitraubenden Weg des Aufschlagens der Wörter zu vermeiden, wurde im Anschluß an die Übungsaufgaben ein Vokabular beigegeben. Daran reihen sich die beiden alphabetischen Wörterverzeichnisse.

Die Einzelsätze sind durchwegs gut gewählt und entsprechen in inhaltlicher und formeller Beziehung durchaus ihrem Zwecke. Dabei zeigt der Verf. auch das anerkennenswerte Streben, inhaltlich verwandte Einzelsätze aufeinander folgen zu lassen. Ob die zusammenhängenden Stücke in solchem Umfange, wie sie die §§ 113—114 bieten, gerade aus der Nepos-Lektüre glücklich gewählt sind, mag dahingestellt bleiben. Ist es schon an und für sich etwas Bedenkliches, dem Lehrpensum des nächsten Jahres vorzugreifen, so erwächst hiebei besonders die Gefahr, daß beim Schüler jenes Interesse am Autor erheblich geschwächt werde, das

sonst der Reiz der Neuheit in der Regel mit sich bringt. Erwägt man ferner, daß die von Nepos behandelten Partien zuvor schon im Geschichtsunterrichte, vielleicht auch im deutschen Lesebuch eine eingehende Besprechung erfahren haben, so möge man sich nicht wundern, wenn verständige Schüler bei der Lektüre des Schriftstellers selbst jenes Interesse missen lassen, das sonst die ästhetische Seite des klassischen Sprachunterrichtes so wirkungsvoll hervorbringt. Hingegen werden die übrigen Lesestücke der an sie gestellten Aufgabe in vollkommen befriedigender Weise gerecht. Sie dienen zur Wiederholung und Befestigung des in den vorangehenden Einzelsätzen eingeübten grammatischen Lehrpensums und bieten einen dem Fassungsvermögen der Schüler angemessenen Inhalt, der auch, es mag dies besonders von den §§ 147—156 hervorgehoben werden, für die spätere Lektüre propädeutischen Wert hat.

Im einzelnen fiel dem Ref. bei der Durchsicht des Buches folgendes auf: Die Anwendung des indirekten Reflexiv-Pronomens in 59, 7 '*pater ad me scripsit, ut domum ad se reverterer*' ist für diese Unterrichtsstufe verfrüht; in den §§ 70 und 103 kann sie allenfalls geduldet werden. Auffällig erscheint es, daß die 35—40 so eingehend besprochenen Zahlwörter fortan nur höchst spärlich wiederkehren. Die Ordinalia sind überhaupt etwas stiefmütterlich behandelt. Konsekutive Relativsätze, wie § 3, 3 '*Nihil unquam pollicitus sum, quod non solverim,*' 3, 11; 5, 26; 43, 15 bieten dem Schüler fast unüberwindliche Schwierigkeiten. In dem Relativ-Satze 44, 12: 'Aristides, dessen Gerechtigkeit allen bekannt war, ist dennoch von seinen Mitbürgern in die Verbannung geschickt worden' fehlt wohl die in Klammern beizufügende Angabe des *modus coniunctivus*.

Unliebsam fällt der Gebrauch des steifen 'derselbe' dort auf, wo das persönliche Fürwort 'er, sie, es', das Demonstrativum 'dieser' oder das Possessiv-Pronomen 'sein' genügt. Das schwerfällige 'welcher' möge im Interesse des Wohlklanges mit dem Pronomen 'der' wechseln. Der schleppenden Form des deutschen Fut. ex. hätte der Verf. in den §§ 2, 9; 8, 2 in gleicher Weise wie 44, 20 vorbeugen können; vgl. auch § 4, 1; 42, 2. Ein Beistrich fehlt hinter dem Worte *nautas* in dem Satze des § 103: *Itaque nautas cum naves appulissent, arcessivit.* Ref. empfiehlt hiebei, auch das an der Spitze der Periode stehende gemeinschaftliche Subjekt von der unmittelbar darauf folgenden Konjunktion durch einen Beistrich zu trennen; vgl. § 7, 18; 24, Z. 4; 30, 18; 70, Z. 3.

Doch das sind Kleinigkeiten im Vergleiche zu den sonstigen Vorzügen des methodisch wohl angelegten Buches.

Die Ausstattung ist tadellos; der Druck im allgemeinen korrekt und zufriedenstellend, nur der des Wörterverzeichnisses zu klein.

Wien. Dr. M. Tschiassny.

Theodor Gesky, Lenau als Naturdichter. Literar-historische Abhandlung, dem Andenken Lenaus zu seinem 100. Geburtstage, 13. August 1902, gewidmet. Leipzig, Verlag von O. Gracklauer (Richard Goldacker) 1902. 58 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Das mir vorliegende Büchlein, eine der zahlreichen Gelegenheitsschriften, welche infolge des heurigen Lenau-Jubiläums entstanden sind, ist die Erweiterung eines in einem Schulprogramm erschienenen älteren Aufsatzes des Verf.s. Das Thema der Arbeit hat entschieden volle Berechtigung: liegt ja doch vielleicht der Schwerpunkt der Poesie Lenaus in seiner Naturbetrachtung; bieten ja doch gerade Lenaus Naturlieder — ganz besonders diejenigen, in welchen er die Natur beseelt — die wichtigsten Handhaben zur richtigen Auffassung und zur Ergründung des Wesens seiner Dichtung. Doch muß vor allen Dingen die Frage ausgesprochen werden: warum hat sich der Verf. nicht auf die Bearbeitung seines Themas, das doch im Titel des Buches so klar und präzis gegeben war, beschränkt? Des Unnötigen ist so viel in dem Büchlein, daß die eigentliche Arbeit unter dem üppig wuchernden Beiwerk fast verschwindet. Was soll vor allem die der Abhandlung vorausgeschickte „biographische Skizze", in welcher Überflüssiges (wie S. 5 f. der Weidlinger Friedhof und das Lenau-Denkmal in Wien) so ausführlich beschrieben, Wichtiges dagegen kurz abgetan oder nahezu übergangen wird? Es handelt sich doch da nicht um einen längst vergessenen Dichter, der erst einer Ausgrabung bedarf und der mit ein paar notdürftigen, aus Literaturgeschichten zusammengestellten Phrasen der Nachwelt in Erinnerung gebracht werden kann. Gesky hätte immerhin wenigstens eine Zusammenfassung der durch die moderne Lenau-Forschung zustandegebrachten Ergebnisse voranschicken können. So hat er aber seinen Lesern weder wirkliche Belehrung und Aufklärung über das Leben und die Entwicklung des Dichters geboten, noch ihnen die Lektüre der zahlreichen neueren Arbeiten auf diesem Gebiete erspart. Was soll weiters die Aneinanderreihung von Zitaten über Lenau aus mehr oder minder landläufigen Literaturgeschichten auf S. 7—11? Was sollen die sich hieran schließenden höchst überflüssigen „Bemerkungen über das Naturgefühl der Alten" (S. 11—15)? Sie sind ebenso unnötig, wie die ungeordneten und zusammenhanglosen Beobachtungen über Goethes, Schillers und anderer Naturgefühl auf S. 15—17.

Für die eigentliche, dem Titel entsprechende „Abhandlung" verbleiben bloß 32 Seiten. Mindestens die Hälfte von diesen entfällt aber auf die langen Zitate aus Lenaus Gedichten, von welchen, abgesehen von den reichlich angeführten Fragmenten, die folgenden ganz abgedruckt worden sind: „Liebesfeier" (S. 20), „Herbstgefühl" (S. 22), „Winternacht" (S. 24), „*Primula Veris*" (S. 29), „Himmelstrauer" (S. 36), „Zuflucht" (S. 45), „Stimme des Windes" (S. 45), „Eine holländische Landschaft" (S. 47). Dazu kommt,

daß der Verf. jede Gelegenheit zu Abschweifungen von seinem Thema benützt: auf S. 27 gibt er sprachliche Anmerkungen, S. 30 ff. stellt er weltschmerzliche Gedanken bei antiken Autoren zusammen, S. 35 f. sammelt er vermeintliche Anleihen Lenaus bei Homer, S. 38 f. redet er ausführlich vom deutschen Philopolonismus, S. 50 f. bespricht er Lenaus Verhältnis zu Sophie Löwenthal u. s. f. Also auch hier, wo Konzentration und Einheitlichkeit von vornherein selbstverständlich sein sollten, wird das Berechtigte von dem Unnötigen, Nichthierhergehörigen fast überwuchert.

Wenn wir nunmehr auf die eigentliche Arbeit des Verf.s eingehen, so zeigt sich auf den ersten Blick, daß diese eines jeden geordneten und durchdachten Aufbaues entbehrt. Es werden nicht vielleicht die Gedichte zu einzelnen Gruppen vereinigt, diese dann zusammenfassend und vergleichend besprochen und am Ende aus den gemachten Beobachtungen Schlüsse gezogen. Im Gegenteil: der Verf. stellt die einzelnen Gedichte zusammenhangslos nebeneinander (meist zitiert er sie ganz oder doch zur Hälfte oder zu einem Drittel) und stellt die Verbindung zwischen den Zitaten durch wenige, oft ganz inhaltlose Sätze her. Er entbehrt dabei jeglicher kritischen Betrachtung; zum Beweis dafür eine Reihe der das ganze Buch nahezu übervölkernden *epitheta ornantia:* (S. 20) „ausgezeichnet", „herrlich", (S. 21) „wahrhaft ergreifend", „durchweg originell", „sehr schön", (S. 24) „lieblich", „stimmungsvoll", „berühmt", „meisterhaft" u. s. f. Sachlich ist zu bemerken, daß die angeführten Parallelstellen höchst selten zu der Annahme einer Nachahmung durch Lenau berechtigen. Ich greife die Stelle auf S. 27 heraus, wo Gesky sagt: „In der siebenten Strophe: „Wald und Flur im schnellen Zug Kaum gegrüßt — gemieden; Und vorbei, wie Traumesflug, Schwand der Dörfer Frieden" scheint Lenau eine ähnliche Strophe in Bürgers „Lenore" vorgeschwebt zu haben: „Wie flogen rechts, wie flogen links Gebirge, Bäum' und Hecken! Wie flogen links und rechts und links Die Dörfer, Städt' und Flecken!" Nichts ist bezeichnender für die Kleinlichkeit des Verfassers als die Annahme einer Beeinflussung durch Bürger; denn nichts ist selbstverständlicher, als daß ein Dichter die Schnelligkeit eines Rittes durch das rasche Vorüberziehen der Umgebung wiedergibt. Auch die ästhetischen Urteile des Verf.s sind zum großen Teil sehr anfechtbar. Wie kleinlich ist sein Urteil über den „Postillon": „Der Dichter steht in diesem Nachtbilde nicht ü b e r dem Stoffe, wie dies in echt epischer Weise Bürger in seiner „Lenore" tut, sondern hat seine eigene Empfindung in die Erzählung verwebt und der Dichtung dadurch eine sentimentale Färbung verliehen" — statt sentimental wird es doch wohl „lyrisch" heißen müssen. Oder Gesky sagt (S. 28), Lenaus Herbstlieder klängen etwas eintönig, „weil der Dichter sich nie am Schluß zu der Hoffnung auf einen künftigen Frühling aufrichtet". Das heißt wohl geradezu der Individualität eines Dichters Vorschriften machen.

Ist so das Material, das dem Verf. in Lenaus Werken selbst gegeben war, weitaus nicht gehörig erfaßt und verarbeitet worden, so fehlt auch jedes Heranziehen der Lebensumstände Lenaus; von einer Verfolgung des Einflusses der Jugendeindrücke (wie dies kürzlich Eduard Castle im 10. Bande des Grillparzer-Jahrbuches getan hat) oder der exotischen Landschaft ist keine Rede. Auch sonst zeigt sich Beschränkung am unrechten Platze: so hat der Verf. den durch seine Naturschilderungen immerhin wichtigen „Faust" fast ganz beiseite gelassen.

Der Stil des Buches ist ebenso unerquicklich wie sein Inhalt. Die Schwerfälligkeit und Umständlichkeit wird durch folgendes Beispiel am besten charakterisiert (S. 11): „Wenn wir nun in der folgenden Skizze 'Lenau als Naturdichter' näher zu betrachten versuchen, so berücksichtigen wir ...... ehe wir jedoch zum eigentlichen Thema übergehen, dürfte es nicht uninteressant erscheinen, einige Bemerkungen .... voranzuschicken". Die notwendige Literatur ist dem Verf. nahezu völlig unbekannt. In der angehängten Bibliographie fehlen Roustans 1898 erschienenes Werk „*Lenau et son temps*" und die zahlreichen Lenau-Aufsätze Castles. Der Verf. bezieht seine Kenntnisse fast ausschließlich aus Literaturgeschichten, die er gern und oft zitiert; jedesmal recht ausführlich und mit einem schmeichelhaften Beiwort vor dem Titel: so nennt er auf S. 9 nacheinander Karl Leimbachs „Ausgewählte deutsche Dichtungen" ein „gediegenes Sammelwerk", Gottschalls „Deutsche National-Literatur" ein „vornehm und geistvoll geschriebenes" und Adolf Sterns „Deutsche National-Literatur" ein „interessantes Werk".

Der Verf., seine Freunde und Bekannten mögen an dem Buch eine helle Freude gehabt haben. Mit ihnen kann der Literarhistoriker beim besten Willen nicht fühlen. Er muß es beklagen und bedauern, daß in unserer Zeit ein derartiges, für den Laien wie für die Forschung gleich wertloses Buch erscheinen kann, dessen Verf. nicht einmal die für seinen Gegenstand allernötigste Literatur kennt und doch den Mut dazu findet, sich im Vorwort darüber zu freuen, daß seine Arbeit „auch weiteren Kreisen und Verehrern des Dichters zugänglich gemacht" werde!

Wien. Egon v. Komorzynski.

Geschichte der deutschen Literatur mit einem Abriß der Geschichte der deutschen Sprache und Metrik, bearbeitet von Ch. Böttcher und K. Kinzel. 3., verb. Aufl. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. XII u. 178 SS.

Die beiden verdienstvollen Herausgeber des „Jahresberichtes der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie"

haben das vorliegende Büchlein als einen Anhang zu den von ihnen veröffentlichten „Denkmälern der älteren deutschen Literatur" für den literaturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten herausgegeben. Das handliche Büchlein beschränkt sich jedoch nicht auf die altdeutsche Literatur, welcher nur 28 Seiten gewidmet sind, sondern behandelt auch die neuhochdeutsche und die neueste Literatur in übersichtlicher Weise. Die knappe Darstellung ist gehaltvoll und der Literaturabriß kann als sehr brauchbar empfohlen werden. Desgleichen ist der beigegebene Abschnitt über die Geschichte der deutschen Sprache und über die deutsche Verskunst zu loben.

Weidenau. Dr. F. Prosch.

Moriz Heyn, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. Ein Lehrbuch. I. Das deutsche Wohnungswesen; II. Das deutsche Nahrungswesen; mit 104, bezw. 75 Abbildungen. Leipzig, Hirzel 1899 u. 1901. gr. 8°, 406 u. 408 SS.

Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, „eine Reihe deutscher äußerer Altertümer in geschichtlichem Zusammenhange zu behandeln"; denn immer geringer wird merkwürdigerweise die Zahl jener, die nach des Altmeisters Jakob Grimm Ausspruche „nicht die Sachen um der Worte, sondern die Worte um der Sachen willen" studieren. Die anmutigen Abhandlungen Wackernagels, die anregenden Bücher Weinholds, die liebevolle und innige Art wie Grimm, Uhland, Simrock Leben und Weben, Sinnen und Trachten unserer Altvordern aus den mit den Mitteln der Sprachforschung erschlossenen oder auf allerlei Nebenwegen aus den Quellen gewonnenen Tatsachen des äußeren Daseins darzustellen trachteten, findet heute, obwohl es dem Positivismus der Generation zu entsprechen schiene und in Chroniken, Romanen, Rechtsbüchern und anderen Prosadenkmälern sowie in zahlreichen Ausgaben bald monumentalen, bald zierlicheren Charakters ein reiches Materiale, das jene Männer sich erst mit größter Mühe zusammentragen mußten, in handlicher Form vorliegt, fast keine Nachahmung.

Wir sind daher dem Verf. für sein Unternehmen, in dem er uns die „Deutschen Hausaltertümer" in fünf Büchern — I. Wohnung, II. Nahrung, III. Handel und Gewerbe, IV. Körperpflege und Kleidung, V. Gesellschaftliches Leben — vorzuführen verspricht, zu großem Danke verpflichtet. Es ist ein wahres *standard work,* nicht bahnbrechend; denn das Materiale ist heute wie gesagt, im ganzen leicht zugänglich, und das meiste, was der Verf. beibringt, wohl schon bekannt, aber nie so vollständig gesammelt und in solchem Zusammenhange dargestellt, dafür aber grundlegend für alle ferneren Arbeiten auf diesem Gebiete

und von bleibendem, die beiden stattlichen Bände, wie sie, bequem eingerichtet und vornehm ausgestattet, vorliegen, leider sehr ungleichem Werte; denn wir werden die volle und uneingeschränkte Anerkennung, die der erste Teil, der das „Deutsche Wohnungswesen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert“ behandelt, auf allen Seiten gefunden hat, auf den zweiten Teil, die Darstellung des „Nahrungswesens“, nicht ausdehnen können.

Die Disposition des I. Bandes ist richtig und klar: Altgermanische Zeit, früheres, späteres (XI. bis XVI. Jahrh.) Mittelalter; in jedem dieser Abschnitte wird zuerst die Anlage von Haus und Hof, die Einteilung des Hauses, Einrichtung, Beheizung und Beleuchtung, dann jede andere Art von Bauten — Mühlen, Bäder, Türme, Schutz- und Wasserbauten — besprochen; die Abschnitte über Stadt, Burg und Schloß bilden den Abschluß des wohlgegliederten Werkes. Diese Einteilung zwingt zwar, hie und da eine kleine Wiederholung in den Kauf zu nehmen — so kommt *türnitz,* Wärmestube, wenigstens dreimal vor — aber sie ist natürlich, genetisch, übersichtlich. Es ist eine Fülle von Material in gefälliger Form verarbeitet, und wir erhalten drei in sich geschlossene Bilder, von denen jedes allen Anforderungen, die aus dem speziellen Gesichtspunkte gestellt werden können, im vollsten Maße genügt.

Ein solches Bild zu liefern war nur einem Manne möglich, der über eine so umfassende Kenntnis der mittelalterlichen Literatur verfügt wie eben Heyne und es dabei versteht, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und in markigen Zügen hervortreten zu lassen und — eine Kunst, die den Germanisten verloren zu gehen droht — den Leser zu fesseln, indem er ihn belehrt.

So hat Ref. auch an Einzelheiten zu diesem Bande sehr wenig zu bemerken. S. 136 bei *wintperge* ist doch wohl nicht an eine Winde zu denken, sondern an der natürlichen Ableitung, der Bergung vor dem Winde, festzuhalten. Daß das sachlich unwahrscheinlich sei, ist nicht richtig. Der Bogen- und Armbrustschütze, mochte er Mobil- oder Standschütze sein, war in hohem Maße von der Luftrichtung und -strömung abhängig, mußte, sie zu berechnen, allenfalls zu benützen, am liebsten zu vermeiden suchen; Deckung vor dem Winde war ihm also eine Hauptsache. Durch diese Erwägung gelangt man zur richtigen Anschauung und Erklärung. — S. 174 *Kalter* lebt in der Zusammensetzung Fischkalter. — S. 178 zu *Kasten* wäre anzuführen der heutige Eigenname Kastner, der den Verwalter des Kastens bezeichnete. — S. 195. Im bayrischen Sprachgebiete galt weder *pfister* noch *becker*; hier trat vielmehr eine eigentümliche Kreuzung ein. Der Erzeuger des Gebäcks heißt mit bayrischem Anlaut *pacher*; heute noch: Zuckerpacher aber *pöck* bezeichnet einen vom Bache: Krumpöck ist ein Mann, die Krumpöcker sind die Leute am Krumbach. Dann tritt das Spiel der

Volksetymologie ein: bei Weizenböck, einem häufigen Eigennamen, denkt man allerdings an einen, der Weizengebäck macht; aber ursprünglich bedeutet es (vgl. Metzger und Messer) einen Mann aus Weißenbach[1]). S. 198 *Tamswag in Steiermark* (!), soll heißen Tamsweg und liegt im Salzburgischen Lungau. — Bei der *Laube* wäre zu unterscheiden gewesen zwischen solcher vor dem Hause und im Hause und öffentlichen Rundgängen, wie sie noch in Meran, Budweis und an anderen Orten bestehen. Dem Grundrisse des Hauses, vor allem des Bauernhofes, wäre überhaupt noch größere Aufmerksamkeit zu schenken gewesen. Ref. ist überzeugt, daß sich hier aus sorgfältiger Zusammenstellung und Vergleichung noch wichtige Resultate gewinnen lassen.

Leider können wir das volle und uneingeschränkte Lob, das wir dem I. Bande des anregenden und wichtigen Werkes nach Gebühr gespendet haben, auf den II. nicht ausdehnen. Ref. war erfreut, als er sah, daß die Einteilung nach geschichlichen Perioden, die für Haus und Hof die passende war, hier nicht zur Anwendung gelangte; denn er meinte, es sei das in der Erwägung geschehen, daß für das Nahrungswesen die historische Periodisierung nicht tauge, weil, so groß der Umschwung ist, den für den größten Teil des Volkes die überseeische Einfuhr brachte, doch weite Gegenden seit den ältesten Zeiten bei ihrer herkömmlichen Nahrung verblieben sind. In der Tat ist der Verf. genötigt, anders als beim Wohnungswesen, seinen Blick fast unausgesetzt bis in die Gegenwart zu richten. Daraus kann man ihm keinen Vorwurf machen, aber dabei kommt eben der Buchgelehrte zum Vorschein, der das lebendige Formen des Daseins nicht kennt. So wenig jemand eine lebende Sprache lehren sollte, der nicht wenigstens einige Zeit Gelegenheit hatte, sie an Ort und Stelle zu sprechen, und so lahm ein Unterricht bleiben muß, der sich auf steife Aussprachregeln und phonetische Transkription gründet: so wenig ist der berechtigt, über die äußeren Bedingungen des Volkslebens — auch in der Vergangenheit — zu schreiben, der nicht ebenso gut das friesische Fischermädchen in den Watten seine Krabben hat auflesen, wie die steierische Schweigerin ihren Sterz auf dem Herde ihrer Almhütte hat rösten sehen. Gerade das sind Verhältnisse, die sich nicht geändert haben seit den ältesten Zeiten und im Mittelalter genau ebenso waren wie sie heute sind — höchstens hin und wieder, aber bei weitem nicht in dem Maße wie im deutschen Mittelgebirge, durch das Eindringen der Kartoffel beeinflußt.

Und das ganze Leben des Älplers ist dem Verf. vollständig fremd. Dieser ganze, mächtige Bruchteil des Volkes, der noch heute nur ausnahmsweise Fleischnahrung genießt, bleibt unberücksichtigt. Ganz gelegentlich ist einmal vom Sennen die Rede; von

---

[1]) Vgl. ndd. Thorbeke = to[der]beke = der am Bach (Behaghel. Deutsche Spr.[2] S. 345).

Almen, Alpen, Schweigen hören wir nichts, natürlich auch nichts von den Speisen und Gerichten, die dort daheim sind. So viel Material der gelehrte Verf. auch beibringt, in diesem Bande übrigens fast nur aus leicht zugänglichen Hülfsmitteln, trotz der Hunderte von Speisen, die in mehr als fünfzig Registerspalten aufgezählt werden, fehlt die Masse bayrisch-österreichischer Bezeichnungen, von denen viele schon bei Schmeller zu finden gewesen wären, der, richtiger ausgenützt, allein schon den Verf. davor hätte bewahren müssen, seiner Darstellung den schiefen Charakter zu geben, den sie tatsächlich besitzt. Wer nach Menschenaltern dieses Buch zur Hand nähme, müßte zu der Anschauung gelangen, daß die Deutschen von altersher und in der Gegenwart in viel höherem Maße Fleischesser waren, als dies den Tatsachen entspricht. Man merkt jedem einzelnen Abschnitte an, daß der Verf. nur norddeutsches Leben kennt. Beim Wohnungswesen hat ihn seine Literaturkenntnis über diesen Mangel hinweggeholfen, beim Nahrungswesen versagt selbst diese. Wer die Milch- und Käsewirtschaft vom Emmental bis zur Stubalpe nicht kennt, nichts weiß vom oberösterreichischen Mostschädel und vom Meraner Saltner, Zuständen, die vor 20 und 25 Menschenaltern gegolten haben wie heute, der kann uns über einen so wichtigen Zweig des Volkslebens nicht belehren.

So glänzend und grundlegend also der I. Band des Werkes ist, so wenig kann der II. genügen, der vielmehr einer vollständigen ergänzenden Umarbeitung bedarf.

Wien. Richard v. Muth.

Unterrichtsbücher für das Französische.

Gerhards französische Schulausgaben. Nr. 5: Perdue. Par H. Gréville. Im Auszuge für den Unterricht herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Meta v. Metzsch, wissenschaftlicher Lehrerin. I. Teil: Text (167 SS.). II. Teil: Anmerkungen und Wörterbuch (VIII und 28 SS.). Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig, R. Gerhard 1901. kl. 8°.

Mit der Wahl dieses für die Jugend nach Inhalt und Form gleich geeigneten Stoffes hat die Herausgeberin ohne Zweifel einen glücklichen Griff getan. Über die Verfasserin ist im „Vorwort" das Wichtigste, ihr Leben und ihre Werke betreffend, zusammengestellt. Der Text, mit Zeilennumerierung auf jeder Seite versehen, ist deutlich und, bis auf zwei Fälle (S. 87, Z. 28 steht *the* statt *thé;* S. 103, letzte Z. hat bei *Mme* der Punkt besser wegzufallen), auch richtig gedruckt. Der Kommentar gibt einige Übersetzungshülfen und Erklärungen sachlicher und sprachlicher Art. Als unrichtig muß hier hervorgehoben werden die Bemerkung zu S. 24, Z. 23,

daß die erste Kommunion der Katholiken mit der Firmung verbunden ist. Im übrigen lassen die Anmerkungen hinsichtlich gleichmäßiger Behandlung sehr viel zu wünschen übrig. Gar manche Bemerkung über gewöhnliche syntaktische Erscheinungen, die dem Schüler aus der Grammatik bekannt sein müssen, könnte füglich entbehrt werden. Dafür wäre bei mancher Redensart, über die auch das beigegebene „Wörterbuch“ im Stiche läßt, und bei vom Deutschen abweichenden Konstruktionen, welche die Grammatik nicht behandelt, eine Erklärung notwendig; z. B. zu *pour tout de bon* S. 129, Z. 22; *Rose fut sonnée* 39, 4; besonders zu *je partirais ce soir que je ne saurais où te trouver* 6, 2; *c'est de quoi se retourner* 122, 5. Eine sachliche Erklärung sollte gegeben werden zu *quinze quatre-vingt-quinze* 118, 27; bei 83, 18 *(qui fait danser l'anse du panier)* fehlt ein Hinweis auf 48, 16. Noch lückenhafter als der Kommentar ist das „Wörterbuch“. Zwar gibt das Vorwort nicht an, für welche Stufe diese Lektüre gedacht ist, aber nachdem das Wörterbuch *ami* und *amie, bras, certain, chat, homme, loup, rue, savoir* mit den Verbalformen und andere dem Schüler aus dem Elementarunterrichte her geläufige Wörter verzeichnet, so ist wohl eine recht niedrige Stufe der Kenntnis des Französischen zur Grundlage genommen; und doch zeigt eine auch nur flüchtige Durchsicht von etwa 100 Seiten (S. 67—164) des Textes, daß das Wörterbuch sehr lückenhaft ist. Da fehlen entweder Wörter und Wortverbindungen überhaupt, die dem weniger fortgeschrittenen Schüler gewöhnlich nicht bekannt sind, wie *(une sagesse) exemplaire* (67, 18), *pointer* (69, 2), *jouet* (70, 2, während *jouer* verzeichnet ist), *brigande* (70, 28), *objecter* (70, 30), *scélérat* (72, 12), *présumer* (73, 3), *sage* (73, 3, während *sagesse* angegeben ist), *piocher* (73, 10), *du tout* (73, 28), *rondelet* (77, 28), *s'évaporer* (78, 8), *saisissement* (80, 16), *reprendre* (81, 20), *doubler* (87, 21), *théière* (87, 27), *envisager* (91, 11), *recoucher* (91, 29), *attraper* (92, 8), *bouleverser* (92, 23), *aisance* (94, 4), *bouillonner* (94, 12), *haineux* (94, 17), *soigneux* (94, 29), *coller* (94, 29), *à l'envers* (94, 30), *épargner* (95, 2), *acéré* (95, 31), *pincée* (118, 29), *visiteuse* (140, 17), *accommodant* (127, 16), *jeunet* (127, 31), *se retourner* (122, 5; 129, 9), *portée* (129, 14), *bride* (142, 13), *à la longue* (148, 15), *brassée* (162, 11), *rebord* (164, 23); *interdit* (70, 5; 80, 2) ist wohl verzeichnet, aber ohne Bedeutungsangabe; oder es ist wohl das einzelne Wort angegeben, nicht aber die Wortverbindung, deren Bedeutung von der ursprünglichen abweicht. So fehlt unter *beau: de plus belle* (74, 2; 91, 9); unter *façon: de f. ou d'autre* (82, 21); unter *suite: sans suite* in *parler s. s.* (89, 24), *verbiage s. s.* (93, 1); ferner wäre hier oder im Kommentar zu übersetzen gewesen: *d'ici demain* (5, 32), *d'ici dimanche* (80, 24). Schließlich sind unter manchen Wörtern nicht die passenden Bedeutungen angegeben; so unter *couver* (64, 27), *accalmie* (77, 32), *éploré* (78, 17),

ordonnance (93, 17), *déférer* (94, 20), *pincé* (108, 28). Ferner vermißt man bei den Verben wie *déroger* (78, 10) u. a. die Angabe der Rektion, bei den Adjektiven die konsequente Angabe des Femininums, namentlich wenn dieses im Texte vorkommt wie *expansive* (84, 26) u. a. Sonst ist noch zu bemerken, daß öfter Wörter an unrichtiger Stelle eingesetzt sind, wie *acharner, achat; ordre; paisible.* Druckfehler sind: *recurer* statt *récurer, maléchance* statt *malechance;* schließlich sollte es unter *titre* nach S. 167, 20 des Textes *en titre* statt *à t.* heißen. Aus all dem erhellt, daß das Wörterbuch gänzlich unzulänglich ist und so wie der Kommentar einer eingehenden Revision bedürftig wäre.

La Classe en français. Ein Hülfsbuch für den Gebrauch des Französischen als Unterrichts- und Schulverkehrssprache von Dr. K. Engelke, Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1901. IV und 59 SS. und ein Beiblatt.

Eine stofflich geordnete Zusammenstellung des während des Unterrichtes zum Verkehr in der fremden Sprache dienenden Wort- und Phrasenschatzes ist gewiß eine sehr zeitgemäße Arbeit. Solche „*locutions de classe*“ finden sich bereits in verschiedenen französischen Lehrbüchern und wurden demnach schon als eine Notwendigkeit empfunden. Obige Sammlung ist natürlich bei weitem umfangreicher. Auch hat der Verfasser, um nur sprachlich Einwandfreies und Idiomatisches zu bieten, französische Fachleute zurate gezogen.

Was den Umfang des gebotenen Materiales betrifft, so wird ziemlich weit ausgeholt: es ist nicht bloß der direkt in der französischen Lehrstunde notwendige Sprachstoff, wie er sich auf „Beginn, Verlauf, Ende der Stunde“ (im Büchlein unter Nr. IX), auf „Haltung, Lob, Fortschritte, Tadel, Strafen“ (Nr. VIII), auf „Schulsachen“ (V), auf den „Sprachunterricht“ (X u. u. ä. bezieht, berücksichtigt, sondern es werden auch andere Unterrichtsfächer (Arithmetik, Singen, Turnen, Geometrie usw.), dann auch Schularten, vorgesetzte Behörden, Aufnahme der Schüler, Schulbesuch, Berufsarten, Kleidung usw. in den Bereich der Zusammenstellung einbezogen. Hat also der Verf. die Grenzen seiner Arbeit keineswegs zu eng gezogen, so kann ihm doch der Vorwurf nicht erspart werden, daß er es an der inneren Ausgestaltung derselben hat fehlen lassen. Zwar bemüht er sich, die eintönige Aufzählung von Wörtern und Redensarten dann und wann durch Vorführung ganzer Sätze, Nebeneinanderstellung von Synonymen, Angabe des Verwendungskreises von Ausdrücken, Hinweise auf die Verschiedenheit zwischen deutschen und französischen Verhältnissen zu unterbrechen. Doch geschieht dies viel zuwenig, und steht dieses „Hülfsbuch“ hierin dem umsoviel älteren „*Vocabulaire systématique*“ von Plötz, das ihm auch inbezug auf übersichtlichere Anordnung durch den

Druck als Muster hätte dienen können, ganz entschieden nach. Überhaupt macht sich eine gewisse Ungleichmäßigkeit bemerkbar. So wird einmal (S. 42, Anm.) eine Angabe über Aussprache (und zwar über die von *ah, ha, oh, ho*) gemacht, einmal (S. 33: *hameau*) aspiriertes *h* bezeichnet. Aber nicht minder würden wir auch eine Bemerkung über die Aussprache seltener Wörter wie *signet* (S. 10), *équation* (S. 23), *inertie* (S. 26), *vis* (S. 26), *pollen* (S. 28), *Augsbourg* (S. 29), *équateur* (S. 30), *péripétie* (S. 35) u. a., über die Natur des *h* in *haltères* (S. 24), *Huns* (S. 29), *hachures* (S. 30) usw. erwarten, ist ja doch dem Beiblatt zufolge dieses Büchlein auch für Schüler bestimmt. Das Geschlecht der Substantiva ist, wie der Verf. sagt, nur in schwierigeren Fällen angegeben. Aber unter diese wären doch auch zu rechnen gewesen *épisode* (S. 35) und *épithète* (S. 39), welche im Deutschen abweichendes Geschlecht aufweisen, *période* (S. 44), welches mit *épisode* gleichen Ausgang hat und überdies in anderer Bedeutung männlich ist. Sehr inkonsequent wird der Artikel verwendet; z. B. S. 5: *le Dimanche des Rameaux, le Mercredi des Cendres* usw. neben *Mardi gras; l'Ascension* und *le temps de l'avent* neben *Fête-Dieu, Toussaint, carême; le jour de l'an* neben *fête scolaire, fête de l'Empereur; l'année scolaire* (S. 4) neben *année civile* (S. 5) usw. in möglichster Buntheit. Meist wird aber im Gegensatz zum Sprachgebrauch der Artikel weggelassen: *histoire ancienne, h. du moyen âge* usw. (S. 28); *géographie de la France, carte de France* (S. 30); *pays limitrophes* (S. 31), *éruption d'un volcan* (S. 32); *traduction trop libre* (S. 34) usw. Wie soll aber der Schüler sich ein Sprachgefühl erwerben, wenn so oft gegen den tatsächlichen Sprachgebrauch verstoßen wird? Schon zur Erkennung des Numerus wäre jedoch der Artikel notwendig gewesen bei *contours* (S. 30), *confins* und *limites* (S. 31). Die Synonyma werden nur selten wirklich geschieden, öfter bloß nebeneinander gestellt, selbst in Fällen, wo eine Erklärung erwünscht und leicht möglich wäre wie bei *tuyau* und *tube* (S. 27). Manche Angabe fordert direkt zu einer Bemerkung heraus, wie die für „Kirchenjahr" *année ecclésiastique* S. 5 und *année religieuse* S. 28. Desgleichen wären auch auseinanderzuhalten gewesen *prêtre* und *pasteur* (S. 28), wo auch noch *prédicateur* und *ministre* hätten Aufnahme finden können. Überhaupt ist das Kapitel „Religion", verglichen mit dem bei Plötz, *Vocabulaire systématique* (S. 128—137), etwas zu kurz gekommen. Auch hinsichtlich des Verwendungskreises der Wörter sind die Angaben nur inkonsequent durchgeführt. So findet sich S. 4 *avoir congé* und *avoir, donner campos* ohne Differenzierung. Vgl. dagegen Plötz a. a. O. S. 188, Anm. 3. Schließlich wäre zu wünschen, daß das Phraseologische mehr herangezogen, das Sprachmaterial mehr im Satze verarbeitet vorgeführt worden wäre. So wird S. 4 nacheinander angegeben: *l'année scolaire, trimestre m., semestre m.* Bei Plötz a. a. O. S. 119 finden wir:

un semestre, par semestre, depuis six mois; le trimestre, par trimestre, depuis trois mois, und in der dazugehörigen Anmerkung nebst erklärenden Bemerkungen über den Gebrauch von *semestre* und *trimestre* einer-, *six mois, trois mois* anderseits, die Sätze: *L'année scolaire se divise en deux semestres. On paye le loyer tous les trimestres.* Ähnlich findet sich S. 24 die nackte Vokabel *cerf-volant.* Bei Plötz S. 222, Anm. *guider un cerf-volant* nebst Angabe der Aussprache von *cerf.* Erst im letzten Kapitel „Bemerkungen, Zensuren zu den schriftlichen Arbeiten" bedient sich der Verf. im weiteren Umfange ganzer Sätze, und diese Methode, konsequent durchgeführt, hätte dem Büchlein einen ungleich höheren Wert verliehen.

Lücken zu finden, ist natürlich nicht schwer, liegt es doch in der Natur derartiger Arbeiten, unvollständig zu sein. Doch fehlen manchmal ganz naheliegende Wörter und Ausdrücke. So vermißt man neben „Sternschnuppe" und „Planet" (S. 25) „Komet"; neben „Morgenstern" (S. 26) „Abendstern"; neben dem rein philologischen *„morphologie"* (S. 36) das gewöhnlichere *„lexicologie"*. Für „sich erkälten" wird (S. 19) nur *prendre froid* gegeben, während sich schon im *Voc. syst.* (mit dem sich uns der Vergleich immer wieder aufdrängt) noch zwei weitere Ausdrücke finden. Neben *règle fixe, constante* (S. 36) könnte auch *r. absolue;* neben *c'est de règle* (S. 37) als Steigerung *être de rigueur;* neben *être marqué (de l'accent aigu,* S. 38) noch *être surmonté (d'un accent)* angeführt werden. Auch wäre zu *(conjuguer sous) la forme interrogative, négative* (S. 40) *la forme affirmative* und *la forme de l'interrogation négative* hinzuzufügen. Weiter hätte (S. 27) neben *graine* wenigstens noch *grain* angeführt und von demselben geschieden werden können. Auch war die gar dürftige Angabe (S. 35) *donnée* = *Fabel* (französ.) zu erläutern und gegen *sujet* abzugrenzen. Soviel bezüglich der Methode.

In sachlicher Hinsicht wäre hervorzuheben: Nicht richtig ist (S. 5) die Gleichstellung der „ersten Kommunion der Katholiken" mit der „Konfirmation der Protestanten". *Cosmographie* wird S. 25 mit „Weltkunde" verdeutscht, was man gelten lassen kann; nicht aber „mathematische Erdkunde", wie auf S. 30; letzteres ist franz. *géographie astronomique.* — *Correspondant* wird (S. 3) mit „Hauswirt, Pensionsinhaber" wiedergegeben; vgl. dagegen Rohde, Neuere Sprachen IX 395: *„L'interne doit être muni d'un correspondant qui vient le chercher le dimanche au lycée"*: Demnach ist der in Frage stehende Ausdruck eher mit „verantwortlicher Aufseher in der schulfreien Zeit" zu erklären. — Die Schreibung *diphthongue* (mit *th*) ist im Französischen ungebräuchlich. — Bei *initiale* (S. 39) ist das in Klammern beigefügte „*m.*" zu streichen. — Das Geschlecht ist unrichtig angegeben bei *trapèze* (S. 24), *tube* (S. 27), *pétale* (S. 28), *particule* (S. 44). Sonst sind noch an Druckfehlern anzumerken: S. 8, Anm. *abscence;* S. 22 fehlt bei

dem Worte „uneigentlicher" in der Übersetzung zu *fraction (improprement dite)* die Klammer; S. 47 sind *oratoire* und *épistolaire* hineinzurücken, so daß sie unter die vorangehenden Adjektiva zu stehen kommen; S. 13 ist vor *de l'enregistrement* das Verbum und das regierende Substantiv ausgefallen.

Trotzdem also das Schriftchen mit viel Fleiß und Verständnis angelegt ist, ist es doch im einzelnen noch verbesserungsfähig und verbesserungsbedürftig.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Pitollet C., Morceaux choisis de prosateurs et de poëtes espagnols. Cours élémentaire. Paris, Garnier frères 1902. 12°, VIII u. 206 SS. (Collection Mérimée.)

Seit einigen Jahren ist bekanntlich an den Akademien Südfrankreichs das Spanische und das Italienische (fakultativ statt des Deutschen und Englischen) als Prüfungsgegenstand für das Bakkalaureat der modernen Sprachen eingeführt worden. Die *Collection Mérimée* ist dazu bestimmt, den Bedürfnissen der Schüler und Studenten, die sich für das Spanische entscheiden — bis hinauf zu den Aggregationsprüfungen — entgegenzukommen. Sie scheint in der Tat berufen zu sein, die auffällige Lücke auszufüllen, die in der französischen Schulliteratur betreffs der Sprache und des Schrifttums des Nachbarlandes bestanden hat. Wir finden unter den bisher erschienenen Bänden Werke von Cervantes, Calderon, Lope usw. mit guten Einleitungen und Anmerkungen und zu billigen Preisen (1 Frs. 50 bis 2 Frs. für ein elegant gebundenes Bändchen).

Den vorliegenden Teil werden vielleicht auch die Freunde der spanischen Sprache außerhalb Frankreichs willkommen heißen. Es ist das erste Bändchen einer Reihe — zwei andere (*Cours moyen* und *Cours supérieur*) werden in Aussicht gestellt —, die eine schrittweise Ausbildung des Schülers in der spanischen Sprache zum Ziele hat. Das Büchlein ist in seiner Anlage bezeichnend für den neuen Geist, der im Sprachunterrichte in Frankreich eingezogen ist. Es enthält an hundert kurze Übungsstücke, die durchwegs zeitgenössischen Schriftstellern entnommen sind und deren Sprache fast ausschließlich die des täglichen Lebens ist. Die Anordnung läßt keinen rechten Plan erkennen. Nach ihrer Schwierigkeit sind sie, scheint es, nicht geordnet. Ihrem Inhalte nach sind sie bunt durcheinander gewürfelt: Sprichwörter, ernste und heitere Anekdoten, geographische, naturwissenschaftliche, reflektierende und historische Aufsätze, Briefe aller Art (sogar eine diplomatische Note), Speise- und Theaterzettel, Artikel aus dem Konversationslexikon, Fabeln und Parabeln, Poesie und Prosa, das alles geht wirr durcheinander. Ob der französische *lycéen*, für den das

Büchlein zunächst bestimmt ist, aus dieser Mannigfaltigkeit großen Nutzen ziehen wird, lasse ich dahingestellt[1]). Ich bespreche das Werkchen übrigens nicht vom Standpunkte des Schulunterrichtes, sondern nur, um die Leser dieser Zeitschrift, die sich für die spanische Sprache interessieren, auf diese *morceaux choisis* aufmerksam zu machen. Sie werden darin eine Fülle von Vokabeln und Wendungen des Alltagslebens finden, denen man sonst höchstens in spanischen Zeitungen, welche man ja bei uns ziemlich selten in die Hand bekommt, begegnen kann. Die Anmerkungen zu den Texten — meist sachlicher Art — sind sorgfältig verfaßt und enthalten ebenfalls viel Wissenswertes. Allen, die sich für das gesprochene Spanische interessieren, sei das Büchlein bestens empfohlen.

Wien. Adolf Zauner.

Alarich, oder: Im Kampfe mit der Weltbeherrscherin. Geschichtliche Erzählung aus den Tagen Alarichs und der Westgoten. Für die reifere Jugend und für das deutsche Volk erzählt von Karl Lorentz. (Aus der Urzeit germanischen Heldentums, 2. Bd.) Heiligenstadt (Eichsfeld), F. W. Cordier 1902. 8°, 290 SS. Preis 3 Mk.

Mit Worten der Anerkennung konnte in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1901, S. 741) der erste Band der kriegs- und kulturgeschichtlichen Erzählungen von Karl Lorentz „Arminius oder der erste Freiheitskampf auf deutscher Erde" besprochen werden. Noch größeres Lob verdient der vorliegende zweite Band, welcher das tragische Schicksal des Heldenkönigs Alarich behandelt. Zwar will es dem Verf. in dem ersten Teile des Buches nicht recht gelingen, uns die überragende Bedeutung dieses unglücklichen Fürsten glaubhaft zu machen, und die Schilderung des Kampfes Alarichs gegen Ostrom läßt uns ziemlich kalt. Anders ist es im zweiten Teile. Hier wächst die Gestalt des Gotenkönigs über seine Umgebung mächtig hinaus. Der Leser begleitet mit steigendem Interesse das wackere Gotenvolk von seinen Sitzen in Illyrien nach Italien, nimmt an den wechselvollen Kämpfen desselben gegen den intriganten römischen Hof teil, verfolgt mit Spannung das Völkerdrama bis zu seinem Höhepunkt, der Einnahme Roms, und von hier bis zur Katastrophe, dem erschütternden Tode des großen Alarich.

Auch die Darstellung ist hier bedeutend besser als im ersten Teile, in manchen Kapiteln (z. B. „Ein kostbarer Raub", „Von den Feinden umlauert" u. a.) steigert sie sich zu hoher dramatischer Lebendigkeit. Daneben finden sich Kapitel kulturhistorischen Inhaltes, in welchen prächtige Bilder des zeitgeschichtlichen Hinter-

---

[1]) Vom pädagogischen Standpunkte sind einige, wenigstens nach unseren Begriffen, ungeeignet, so besonders Nr. L und Nr. LXII.

grundes vor die Augen gezaubert werden (z. B. „Im Zirkus“, „Auf dem Nacken der Weltbeherrscherin“).

Einen wesentlichen Fortschritt zeigt ferner die Behandlung der Sprache. Die im ersten Bande zu stark hervortretende Neigung zu einem archaiisierenden Stile erscheint hier gedämpft.

Allerdings einem feiner fühlenden Leser werden hie und da einige Schwächen der Darstellung nicht verborgen bleiben.

So ist es bei epischen Dingen ratsam, ja geradezu unerläßlich, die jeweilige Stimmung der Personen (besonders im Zustande des Affektes) durch Markierung der äußeren Begleiterscheinungen, wie Blick, Miene, Geste es sind, anschaulicher zu machen, aber es ist in der Verwendung dieses technischen Hülfsmittels Maß zu halten, daß nicht Blick und Miene zur ständigen Grimasse werden. In diesem Punkte hat der Verf. sich etwas versündigt. Es wird wenige Seiten geben, auf denen nicht von stechenden, finsteren, drohenden Blicken die Rede wäre, ferner von den „buschigen“ Augenbrauen Alarichs.

An fehlerhaften Einzelheiten seien notiert: S. 16 „Weithallend brach sich der ungeheure Schwall an den fernen Bergen des Gebirges“; S. 50 „voll innerer Habgier flogen ihre kahlgeschorenen Köpfe von einem Gegenstande zum anderen“; S. 60 „längst des Flusses“; S. 74 „lange hatten diese die Schmach als Sklave (richtig Sklaven) bei den Römern getragen“; S. 98 „nicht auf Hellas zu bestehen, auf welches die Augen der ganzen gebildeten Welt gerichtet seien“ (störende moderne Wendung); S. 128 „unaufhörlich ritt Alarich selbst im Lager umher wie ein Löwe, dem der Zwinger zu enge ist“; S. 132 „eines Tages versiechte auch dieses“ (r. „versiegte“); S. 173 „zu kostbaren Geiseln“ (r. „zu kostbare Geisel“); S. 181 „und ginge es auch in ein .... Verderben“ (r. „wäre es gegangen“); S. 251 „Jupiterstempel“ (r. Iuppitertempel); S. 251 „Die Bäder lagen in der Ausdehnung von Provinzen vor ihm“ (Übertreibung).

Das Buch kann zur Anschaffung für Schülerbibliotheken sehr empfohlen werden.

Wien. Adolf Hausenblas.

Kanon der Jahreszahlen für den Geschichts- und Religionsunterricht am Stadtgymnasium zu Halle a. S. Halle a. S., Starke 1902.

Der in dem vorliegenden Hefte niedergelegte Grundstock von Jahreszahlen hält sich genau an den für preußische Gymnasien gültigen Lehrplan und scheidet den Zahlenstoff der Religionsgeschichte von dem der profanen Geschichte. Leider fehlt diesem Kanon der Charakter eines Grundstockes. Ein solcher soll ja nur ausgewählte Zahlen enthalten, welche den bedeutenden, als Zentrum

historischer Erscheinungen dienenden Ereignissen angehören und von denen aus durch Verfolgung des Zusammenhanges die Zeit der begleitenden Begebenheiten bestimmt werden soll. Demgemäß sollen die unteren Klassen einen eisernen Zahlenbestand vermitteln, der das Einprägen und Ordnen der Hauptbegebenheiten ermöglicht, während die Oberklassen diesen Bestand ergänzen und verdichten sollen. Die einzuprägenden Zahlen sollen gewissermaßen Brückenpfeiler sein, deren Verbindung der Schüler selbsttätig herstellen soll, sie sind das Skelett, das der Schüler mit Fleisch ausfüllt, sie sind Warten, von denen aus man über Vergangenes und Kommendes Ausschau hält und beides nach bestimmten Leitlinien ordnet. Nur so und nicht anders kann die Forderung des amtlichen Lehrplanes (Baumeister, Handbuch I 2, S. 44) aufzufassen sein. Was sehen wir aber in dem vorliegenden Heft? Da wird der Schüler von einem Jahr ins nächste, ja von einem Monat und Tag in den nächsten geführt, so daß ihm jede Übersicht, jedes Gefühl für Wichtiges und Unwichtiges und somit jede Möglichkeit des Ordnens verloren geht, zumal der gebotene Stoff nicht als Ganzes chronologisch gegliedert ist. Wohl ist eine Anordnung nach Staaten und innerhalb derselben nach der zeitlichen Reihenfolge getroffen, aber diese kann kaum von Nutzen sein, denn die leitenden historischen Ideen vertragen eine solche staatliche Einteilung nicht; darum ist auch die Scheidung zwischen Religions- und Profangeschichte keine glückliche zu nennen; das gilt auch für die getroffene Scheidung nach Klassen, die durch eine Trennung in eine Unter- und Oberstufe besser ersetzt worden wäre. So würden die öfteren Wiederholungen vermieden, wie dies z. B. bei der überwiegenden Mehrheit der Zahlen in Ob. II. der Fall ist. Ferner würde dadurch in dem Schüler das Bewußtsein von dem Zusammenhang der Ereignisse und von der Notwendigkeit der bleibenden Einprägung des Kanons besser geweckt. Da müßte eben auch der Stock der Unterklassen wörtlich in die Oberklassen übergehen; so dürften z. B. die römischen Kaiser von 96—180 nicht in der Unterstufe „Gute Kaiser" in der Oberstufe „Adoptivkaiser" heißen. Zudem fehlen manche merkenswerte Zahlen, während andere ohne Schaden wegbleiben könnten, wie z. B. die vielen Schlachten des I. punischen Krieges; so besteht in der VI. zwischen 1415—1618 eine große Lücke. Allerdings verlangt der Lehrplan erst von der IV. an die Einprägung der unentbehrlichsten Zahlen, daher von dort an der Stoff anschwillt, und doch fehlen dort Zahlen wie 399, 338 v. Chr., die dem Lehrplan gewiß entsprechen. Ebenso fehlen z. B. in Unt. III. 1241, Ob. III. 1526, Ob. II. 953, Unt. I. 756, 1059 (obwohl die pseudoisidorischen Dekrete da sind); in Ob. II. fehlt die grundsätzliche Christenverfolgung Trajans, so daß der Schüler glauben muß, es habe von Nero bis auf Decius keine Christenverfolgung gegeben, zumal die des letzteren als „erste allgemeine Christenverfolgung" bezeichnet wird. Bemerkens-

werte Abweichungen sind z. B. Unt. III. 1228 dritter Kreuzzug, Unt. I. 755 pipinische Schenkung, Ob. I. 1683 Schlacht am kahlen Berge, 1740—1780 Maria Theresia, Herrscherin in Österreich u. a. m. Eine gerechte Forderung ist es, daß ein Kanon nur feste, genau begrenzte Daten verzeichne; nur die Aufreihung zeitlich genau abgeschlossener Ereignisse, wie sie sich aus den geschichtlichen Quellen ergeben, kann einen Grundstock abgeben, und nur die Belebung desselben seitens des Schülers kann die Einprägung fördern, das Denken schärfen und das geschichtliche Wissen vertiefen. Dem entsprechen die Jahreszahlen mit dem Vorworte „um" ebensowenig, wie Zeitangaben gleich folgenden: „8. Jahrh. Erster messenischer Krieg; 7. Jahrh. Zweiter messenischer Krieg" (Ob. II.) oder „1807 ff. Preußens Wiedergeburt" (Ob. I.). Aus demselben Grunde erscheinen als unnötig in einem Grundstock die erst durch wissenschaftliches Studium eingebürgerten Zusammenfassungen und Zergliederungen historischer Erscheinungen oder Angaben, welche viel später entstandene historische Urteile enthalten. Ein Beispiel für erstere ist die Einteilung des peloponnesischen Krieges in IV. oder „500—300 Der Ständekampf" (Ob. II.), für letztere „Um 450 Blütezeit Athens" (IV.). Die Zahlen, die solche Zergliederungen, Zusammenfassungen und Urteile ermöglichen, sind ohnehin durch einschneidende Ereignisse festgenagelt, und prägt man dem Schüler ihre Bedeutung ein, dann wird dieser selbst zu obigen Schlußfolgerungen angeleitet, er lernt eben denken. Daher ist auch die Wiederholung des Todesjahres von Herrschern, deren Regierungszahlen bereits angegeben sind, überflüssig, wie z. B. „911 Erlöschen der Karolinger" (Unt. I.). Die Verdichtung ist entschieden eine übermäßige. Was die Unterklassen zuwenig geben, bieten die Oberklassen zuviel. Die Verdichtung läßt sich freilich genauer nur für die IV. und Ob. II. feststellen, weil diese das gleiche Lehrpensum haben und weil der Grundstock erst mit der IV. beginnt; aber gerade da ist sie eine fast fünffache; in den Oberklassen wird fast zweimal soviel verlangt wie in den Unterklassen, statt, wie es normal wäre, nur noch einmal soviel. Alles in allem, wir können diesen Kanon, so fleißig er zusammengetragen ist, nicht als gelungen bezeichnen.

Wr.-Neustadt. J. Beneš.

Sohr-Berghaus, Handatlas. 9. Aufl. Lief. 1. Glogau, K. Flemming 1902. Vollständig in 80 Lieferungen. Preis der Lief. 1 Mk.

Zur Zeit, in der die neue Auflage des Stieler'schen Handatlasses vermöge ihrer Wohlfeilheit der Verbreitung in den weitesten Kreisen des Volkes sicher ist, können unsere übrigen Handatlanten nur dann das Feld behaupten, wenn sie um billiges Geld wirklich

Gediegenes bieten. Durch die Wahl Bludaus zum Herausgeber der neunten Auflage des Sohr-Berghaus'schen Atlasses hat die Verlagshandlung bereits klar bewiesen, daß die Darstellung in neue Bahnen gelenkt werden soll, um ein in inhaltlicher und technischer Durchführung auf der Höhe der Zeit stehendes Werk zu liefern. Die Neuerungen, welche Bludau vornahm, betreffen zunächst die Zusammensetzbarkeit der Spezialkarten der einzelnen Erdteile, die Einheitlichkeit und Kommensurabilität der Maßstäbe und vor allem die Anwendung flächentreuer Projektionen und die Wiedergabe des physischen Bildes auf den Übersichtskarten der Erdteile und Länder. Es freut uns, daß auch hier wieder Peuckers Prinzip der Schatten- und Farbenplastik sichtlich von Einfluß auf die schöne Behandlung der dritten Dimension gewesen ist. An den beiden vorliegenden physikalischen Karten wäre nur die etwas gar zu aufdringliche Zeichnung des Flußnetzes, unter der auch das Terrainbild leidet, zu bemängeln. Blatt 66, die 3. Karte der ersten Lieferung, wirkt in einigen Partien durch die Fülle der Namen und den Aufdruck der roten Schrift unruhig.

Krümmel O., Der Ozean. 2., durchweg verb. Aufl. 52. Band des „Wissen der Gegenwart". Leipzig, G. Freytag 1902. Preis geb 4 K 80 h.

Die erste Auflage des Buches erschien im Jahre 1886, bald nachdem das Handbuch der Ozeanographie, dessen zweiten Teil Krümmel bearbeitet hatte, der Öffentlichkeit übergeben worden war. War auch die Arbeit, dem Zwecke der Sammlung, der sie angehörte, entsprechend, als Einführung in die allgemeine Meereskunde für weitere Kreise berechnet, so wahrte sie doch den strengen Standpunkt der Wissenschaft und gehörte zu den besten Lehrbüchern der Ozeanographie. Durch die Tiefsee-Expeditionen, welche am Schlusse des vorigen Jahrhunderts veranstaltet wurden, wie nicht minder durch die intensivere Beobachtung und gründliche Bearbeitung des gewonnenen Materiales von Seite einzelner Admiralitäten und hydrographischer Ämter wurde die Darstellung des Buches immer mehr überholt. Nun liegt es in neuer, durchweg bis zur Gegenwart berichtigter Gestalt vor uns. Ist zwar die Disposition dieselbe geblieben, so zeigt doch die Behandlung im einzelnen, wie durchgreifende Änderungen erforderlich waren und wie manches neue Kapitel in den Kreis der Erörterung gezogen werden mußte, um ein auf der Höhe der Forschung stehendes Werk bieten zu können. Der Verf. ist seiner Aufgabe in der vollkommensten Weise gerecht geworden und hat uns mit einem ausgezeichneten Führer durch die weiten Meeresräume beschert, der in leicht lesbarer Form alle ihre Erscheinungen und Probleme in so sorgfältiger Weise behandelt, daß er einer besonderen Empfehlung nicht bedarf. Schade, daß die Verlagshandlung durch die Erhöhung des

Preises auf das Vierfache des früheren, die nur teilweise durch die geschmackvollere Ausstattung und die größere Zahl von Abbildungen (111 gegenüber 77 der ersten Auflage) gerechtfertigt werden kann, der verdienten Verbreitung des Buches vielleicht ein Hindernis bereitet haben dürfte.

Wien. J. Müllner.

Auf Java und Sumatra. Streifzüge und Forschungsreisen im Lande der Malaien. Von Dr. K. Giesenhagen, a. o. Prof. der Botanik an der Universität München. Leipzig, B. G. Teubner 1902.

Dieses von Anfang bis zum Ende äußerst vornehm, lehrreich und fesselnd geschriebene Buch ist eine wahre Perle unserer neuesten Reiseliteratur, und es muß dessen Anschaffung für Lehrer- und Schülerbibliotheken wärmstens empfohlen werden. Der Verf. versteht es, die Reise, Land und Leute, Flora und Fauna in der anregendsten Weise zu schildern. Bewundernswert ist es, mit welcher Bequemlichkeit, Sicherheit und Annehmlichkeit man heutzutage auch die entlegensten Teile der Erde bereisen kann. — Der Verf. schiffte sich am 25. Juli 1899 in Genua ein. Es ging über Port Saïd, Suez, Aden, Colombo nach Singapore, wo am 16. August gelandet wurde. Alle genannten Orte, das Leben am Land, das Leben des Meeres werden in fesselnder Weise geschildert. Von hier gelangte er in zweitägiger Fahrt nach Batavia, von dem ein fesselndes Bild entworfen wird. Ein eigener Abschnitt ist Buitenzorg und seinem botanischen Garten gewidmet, dessen Beschreibung durch den Grazer Prof. Haberlandt rühmend hervorgehoben wird. Den Eingeborenen, ihren Sitten und Gebräuchen, Wohnstätten, Belustigungen wird der Verf. in ausführlicher Weise gerecht. Die anregende Schilderung des Ausfluges durch die Breanger-Residentschaft zum Vulkan Gedé wird umso lehrreicher, als der Verf. ausführliche Beschreibungen des Reisbaues, der Theepflanzungen, der Kaffee- und Kakaoplantagen einfügt. Wunderschön sind die Schilderungen des Urwaldes auf Java mit seinem reichen Pflanzen- und Tierleben. Der Eisenbahnfahrt nach Middenjava in die Vorstenlande sind wieder ausführliche Beschreibungen der Zuckerrohr- und Indigopflanzungen, der großartigen alten Tempel von Borobudur und Brambanan eingefügt. Am 5. November ging die Fahrt von Batavia nach Palembang an der Ostküste Sumatras. Dieses malayische Venedig wird eingehend geschildert. Ungemein fesselnd ist wieder die Durchquerung Sumatras von Palembang nach Benkulen beschrieben, man erfährt sehr viel Neues über Land und Leute, dasselbe gilt von der Fahrt in die Padangschen Bovenlanden. Den Schluß bildet der Ausflug nach Atjeh und Penang im Norden Sumatras, den der Verf. benutzt, um uns auch ein Bild der ausgedehnten Tabakpflanzungen daselbst vorzuführen.

Das in jeder Hinsicht empfehlenswerte Buch ist außerdem mit zahlreichen, ausgezeichneten Bildern geschmückt, die nebst der vornehmen Ausstattung des Buches der Verlagsanstalt wirklich zur Ehre gereichen.

Marburg a. d. D. Julius Miklau.

Handbuch der Seenkunde. Allgemeine Limnologie. Von Dr. F. A. Forel, Professor an der Universität Lausanne. Mit 1 Tafel und 16 Abbildungen. Stuttgart, J. Engelhorn 1901. Preis 7 Mk.

Wenn je ein Forscher berufen war, für die von Prof. Dr. Ratzel herausgegebene Bibliothek geographischer Handbücher ein Handbuch der allgemeinen Seenkunde zu verfassen, so war es sicher Prof. Dr. Forel, der durch seine Studien über den Genfer-See bestens bekannte und berühmte Forscher. Der Verfasser des vorliegenden Buches ist jedenfalls nicht in vollem Rechte, wenn er die Befürchtung ausspricht, daß es ihm nicht gelungen ist, „seine Persönlichkeit ausreichend abzustreifen und unparteiisch über die Untersuchungen anderer wie über seine eigenen Untersuchungen zu berichten, wenn also sein Buch nicht ein völlig objektives Handbuch der allgemeinen Seenkunde geworden ist." Im Gegenteile wird man gerade die originellen, auf Grund ausgedehnter und langjähriger Forschungen erworbenen Anschauungen des Verfassers hoch anschlagen und dann gerne von einer durchwegs objektiven Darstellung in einigen Partien des Buches absehen. Das vorliegende Werk wird jedenfalls als eine sehr wertvolle und bedeutende literarische Gabe bezeichnet werden müssen. Das Buch erschien ursprünglich in französischer Sprache, wurde dann von dem Professor der Botanik an der Universität Lausanne Dr. E. Wilczek ins Deutsche übertragen und von dem Professor der Geographie an der Universität Bern Dr. Ed. Brückner revidiert und namentlich in bibliographischer Beziehung ergänzt.

In der Einleitung kennzeichnet Prof. Dr. Forel den heutigen Standpunkt der allgemeinen Limnologie als jener Wissenschaft, die sich mit der Darstellung sämtlicher auf die Seen im allgemeinen bezüglichen Beobachtungen, Gesetze und Theorien beschäftigt.

In sehr klarer Weise werden die auf die Seen bezugnehmenden Definitionen gegeben und die geographischen Elemente hervorgehoben, welche für die limnologischen Verhältnisse eines Sees vom Belange sind. Die maßgebenden meteorologischen Faktoren sind weiters auseinandergesetzt. Die Limnologie wird als ein Zweig der Hydrographie, die ihrerseits einen Zweig der Geographie bildet, bezeichnet. Der erste Teil, der von dem Seebecken im allgemeinen handelt, umfaßt die Erörterungen über die Entstehung der tektonischen Seen, der Erosionsseen, der Dammseen, der Seen gemischten Ursprunges. Wie das Relief eines Seebeckens durch

hydrographische Karten dargestellt werden kann, zeigt der Verf. im folgenden. Im weiteren werden die Regionen des Sees betrachtet und dargetan, wie die Wanne durch die Einwirkung des Sees umgebildet wird. Die Umbildungen der Wanne durch die Zuflüsse, die Ablagerungen im See nach den Formen, die sie aufbauen, und nach ihrer Zusammensetzung bilden den Gegenstand eingehender Erläuterungen. Die Morphometrie eines Sees wird in ihren Grundzügen dargelegt und in diesem Abschnitte namentlich auf die wertvollen Untersuchungen Pencks über den Bodensee bezuggenommen.

Im zweiten Teile wird den Wasserverhältnissen eines Sees eingehende Aufmerksamkeit gewidmet. Dieser Abschnitt wird in die beiden Teile Hydrologie und Hydraulik geschieden. Höchst anziehend sind die Denivellationen im allgemeinen und im besonderen besprochen worden. Die Wellenbewegung des Wassers ist genau erörtert, die Theorie der stehenden Wellen in den Seen, welche als Seiches bezeichnet wurden, in klarer Weise dargelegt worden, wobei auch auf die vom Autor ausgeführten Experimente des näheren eingegangen wird. Die in den Seen auftretenden Strömungen werden teils als Abflußströmungen, teils als durch dynamische Ursachen hervorgerufen, teils als hydrostatisch bedingt charakterisiert. — Die Chemie der Seen, deren Thermik werden im folgenden besprochen und in dem letztgenannten Abschnitte die mitunter komplizierten Verhältnisse durch graphische Darstellungen sehr zweckmäßig erläutert. Auf die Forschung von Richter über die Temperaturverhältnisse der Alpenseen ist öfters bezuggenommen worden. Was die optischen Erscheinungen, die Seen bieten, betrifft, so werden die Durchsichtigkeit des Wassers und die Phänomene, welche sich an das Eindringen des Lichtes in das Wasser knüpfen, die Farbe des Wassers, die Reflexions- und Refraktionserscheinungen an der Oberfläche des Wassers der Seen besprochen. Von großem Interesse sind die vorgeführten Ergebnisse der Untersuchungen über die Grenze der absoluten Dunkelheit für das menschliche Auge, für das Sehvermögen der Tiere, ferner über die untere Grenze der Bildung von vegetabilischen Farbstoffen und der photographischen Einwirkung des Lichtes. Die Erklärung der scheinbaren Farbe des Sees dürfte in jeder Beziehung befriedigen. Jedenfalls sind bei dieser Erscheinung Reflexionen und Refraktionen und damit verbundene Farbenzerstreuungen in den durch die Wellen gebildeten Wasserkämmen im Spiel. Die Phänomene der Refraktion über warmem und kaltem Wasser sind im folgenden auseinandergesetzt worden. Diesen geographisch-physikalischen Verhältnissen, die ein See darbieten kann, reiht sich ein umfangreicher Abschnitt an, der sich mit der limnologischen Biologie beschäftigt und in dem das Studium der in den Seen existierenden Pflanzen und Tiere gepflegt wird. Für die hygienischen Verhältnisse belangreich sind die Bemerkungen des Verf. über die Rolle der Mikroben in der Ökonomie

des Sees. Es muß als erwiesen betrachtet werden, daß die mittleren dunklen Schichten des Sees mehr Mikroben enthalten als die oberen erleuchteten. Der Verf. kommt zu dem wichtigen Schlusse, daß — wenn es auch theoretisch unleugbar richtig ist, daß das Seewasser die Keime zu pathologischen Infektionen enthalten kann — die Ansteckungsgefahr doch eine minimale ist.

Zum Schlusse seiner hohes Interesse erregenden Ausführungen bezeichnet der Verf. den See als ein scharf charakterisiertes geographisches Individuum, das ein Organ der Erde ist und eine monographische Bearbeitung verdient, welche die Tatsachen der allgemeinen Limnologie in das gehörige Licht setzt, die in ihm spezialisiert und individualisiert sind. In dem „Programme für limnologische Untersuchungen" führt der Verf. die geographischen, physikalischen und beschreibend naturwissenschaftlichen Beobachtungen kurz auf, die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft an jedem See vorgenommen werden müssen.

Den Schluß des Buches bildet eine Nennung der Hauptwerke, in denen der Leser Einzelnheiten über die physische Geographie der Seen finden kann.

Das Handbuch der Seenkunde von Prof. Dr. F. A. Forel wird — davon sind wir überzeugt — sowohl von den Geographen, als auch den Forschern auf den Gebieten der kosmischen Physik und der beschreibenden Naturwissenschaften als ein fundamentales Werk, durch welches die „Bibliothek geographischer Handbücher" wesentlich bereichert erscheint, angesehen werden.

K. Koppes Geometrie zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten. Vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Josef Diekmann, Direktor des Progymnasiums mit Realabteilung in Viersen. 19. Auflage. I. Teil: Planimetrie. Ausgabe für Gymnasien. Essen, G. D. Bädeker 1902.

In der vorliegenden Auflage des in Deutschland viel verwendeten Buches ist die Planimetrie vereinigt worden, welche früher in zwei Teile geschieden war. Das Aufgabenmaterial erscheint genau revidiert, auch ist besonders den Konstruktionsaufgaben ein breiterer Raum als in den früheren Auflagen gewidmet worden. Dem Buche sind auch einige Tafeln angeschlossen worden, auf denen die Konstruktion einer Reihe von typischen Aufgaben in ihren Figuren auf Grund neuerer Anschauungen enthalten sind. Recht ansprechend sind auch die Anwendungen der Kreislehre auf bekannte ornamentale Formen, die gewiß das Interesse des Schülers erregen werden. Mit Recht betont der Bearbeiter des Buches, daß durch derartige Konstruktionen der Formensinn der Studierenden sich mit Vorliebe solchen Konstruktionen zuwendet. Besonders berücksichtigt erscheinen in der neuen Auflage auch solche Aufgaben konstruktiver Art, in denen die Anwendung

der Algebra auf Geometrie zur Sprache kommt. Bei einigen Konstruktionsproblemen hätte der Ref. die scharfe Trennung in Analysis, Konstruktion, Beweis und Determination gewünscht. Bemerkenswert ist besonders der Abschnitt, der von den Schnittverhältnissen und der harmonischen Teilung handelt. Es wird in diesem die Lehre von den merkwürdigen Punkten des Dreieckes auf den Satz des Ceva gegründet, daß, wenn drei Ecktransversalen eines Dreieckes in einem Punkte sich schneiden, die Produkte aus je drei nicht zusammenstoßenden Abschnitten der Seiten einander gleich sind. In dem Umfange, in dem in dem vorliegenden Buche die Lehre vom Doppelverhältnis und der harmonischen Lage von Punkten und Geraden, vom vollständigen Vierseite, von den Ähnlichkeitspunkten, den Kreispolaren und der Potenzlinie behandelt wurde, kann man diese wichtigen und fruchtbaren Teile der elementaren Geometrie der Ebene in der Schule aufnehmen. Als Aufgaben zu diesem Abschnitte finden wir unter anderen auch das Berührungsproblem des Apollonius und die Malfattische Aufgabe.

Es muß als zweckentsprechend bezeichnet werden, daß der Bearbeiter in dem Abschnitte, der von den geometrischen Konstruktionen algebraischer Ausdrücke handelt, im besonderen der Dimensionen der einzelnen zu konstruierenden Ausdrücke gedacht hat.

Ref. hält das Buch für den Unterrichtsgebrauch sehr geeignet und kann dieses nur aufs beste empfehlen. Die Ausstattung des Buches ist eine gelungene, die Figuren im Texte und in den Tafeln sind gewissenhaft und genau ausgeführt worden.

Mathematische Optik von Dr. J. Classen, Assistent am physikalischen Staatslaboratorium zu Hamburg. Mit 52 Figuren. Leipzig, G. J. Göschen 1901.

Der Verf. hat in diesem Bande der „Sammlung Schubert" nur jene Tatsachen der Optik dargestellt, welche keiner besonderen Vorstellung über die Theorie des Lichtes bedürfen und die unmittelbar aus wenigen einfachen Erfahrungssätzen auf dem Wege der Mathematik gefolgert werden können. Es wird also weder auf die Elektrizitätstheorie noch auf die elektromagnetische Lichttheorie eingegangen, sondern eine Funktion gesucht, welche den Erfahrungstatsachen am besten entspricht, und auf die allgemeinen mathematischen Beziehungen dieser Funktion eingegangen. In ganz allgemeiner Weise wird das Prinzip von Huyghens abgeleitet und daraus das charakteristische der geradlinigen Ausbreitung des Lichtes im Gegensatze zu den Beugungserscheinungen deduziert.

Ganz besonders ausführlich sind die Grundformeln der Bilderzeugung in astigmatischen Büscheln dargestellt worden. Der Verf. hat im weiteren sehr scharf geschieden das, was sich

rein mathematisch aus dem Begriffe der Abbildung ergibt, von dem, was durch die besonderen Gesetze der Lichtbrechung als besondere Eigenschaft optischer Bilder angesehen werden kann. Dementsprechend sind die kollinearen Beziehungen und die rein optischen Beziehungen getrennt behandelt worden. Nachdem im weiteren die Grundlehren der von Gauß eingeführten Dioptrik behandelt worden sind, an welche Partie sich eine sehr sachgemäße Entwicklung und Diskussion der Linsenformeln anschließt, wobei auch die Achromasie der Linsen und die Thiesensche Theorie der Abbildungsfehler sowie die Bedeutung der Blenden für die Leistungsfähigkeit optischer Instrumente zur Sprache kommt, geht der Verf. zur Anwendung des Prinzipes von Huyghens auf den Fall der Beugungserscheinungen über, ebenso auf die Bedeutung dieser für die Leistung optischer Instrumente. Die Theorie der Polarisation und Doppelbrechung ist aus dem Verbande des Buches ausgeschlossen worden, weil diese Theorie schon zu einer oder anderen der aufgestellten Hypothese bestimmte Stellung nehmen muß.

Es werden zuerst die Lichtvorgänge mathematisch dargestellt, dann die Bedeutung der erhaltenen mathematischen Ausdrücke für die theoretische Auffassung des Lichtes gegeben, wobei die Gleichungen als solche für elastische Wellen und in der elektromagnetischen Lichttheorie gedeutet werden; weiters werden die Interferenzerscheinungen mathematisch behandelt, dann wird auf weitere allgemeine mathematische Beziehungen eingegangen und das Huyghensche Prinzip in allgemeinster Form dargestellt. Die Erscheinungen der geradlinigen Ausbreitung des Lichtes, die Gesetze der Spiegelung und Brechung des Lichtes, die Entstehung optischer Bilder werden im folgenden dargestellt, dabei wird auf die neuen geometrischen Beziehungen optischer Abbildungen aufmerksam gemacht.

In dem Abschnitte, der von den besonderen Eigenschaften optischer Bilder, die auf den Gesetzen der Lichtbrechung beruhen, handelt, findet man in den Mittelpunkt der Betrachtungen gestellt den Satz von Lagrange-Helmholtz, daß das Produkt aus Bildgröße und optischer Divergenz bei der Brechung oder Reflexion an zentrischen Kugelflächen konstant bleibt. Im folgenden sind die Abbildungsgesetze durch Zentralstrahlen für Linsen und Linsensysteme, die Achromasie der Linsen, die von Thiesen gegebene Theorie der Abbildungsfehler, endlich die Begrenzung der bilderzeugenden Strahlenbüschel durch Blenden erörtert. Im letzten Abschnitte sind nach der vollzogenen Aufstellung der allgemeinen Formeln für die Beugungserscheinungen die Fresnelschen und die Frauenhoferschen Beugungserscheinungen dargestellt worden, ebenso wurde eine besondere Ableitung der Erscheinung für das Konkavgitter von Rowland gegeben und auf das Auflösungsvermögen der Fernrohre und photographischen Objektive, auf die Sehschärfe

des Auges, endlich auf die Grenze der Leistung der Mikroskope besonders Bedacht genommen. Das Buch kann bestens empfohlen werden.

Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. Siegmund Günther, ord. Professor an der königl. technischen Hochschule zu München. Berlin, Georg Bondi 1901.

Dieses Buch bildet den 5. Band des von Paul Schlenther unter Mitwirkung namhafter Gelehrter herausgegebenen Werkes „Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung" und umfaßt die Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften im XIX. Jahrhundert, also der Astronomie, Physik, Chemie, der mineralogisch-geologischen Fächer und der Erdkunde, von der Prof. Günther zutreffend sagt, sie sei das Bindeglied zwischen den Naturwissenschaften und den sogenannten Geisteswissenschaften. Selbstverständlich und der Natur des Gegenstandes entsprechend ist die Grenze zwischen den organischen und anorganischen Naturwissenschaften sehr schwer scharf zu ziehen, und so zeigt es sich auch, daß in der vorliegenden Geschichte manche Grenzgebiete zwischen den beiden Gruppen von Wissenschaften wenigstens gestreift worden sind.

Das vorliegende Buch ist großartig angelegt und in ebensolcher Weise durchgeführt worden; es ist keine seichte Zusammenstellung, keine Nebeneinanderreihung von geschichtlichen Daten; im Gegenteile hat Prof. Günther, der wie selten ein Forscher das Gesamtgebiet der Naturwissenschaften überblickt und ein wahrhafter Polyhistor auf diesem ist, in der uns bekannten zutreffenden Weise die Anordnung des gewaltigen zu behandelnden Materiales getroffen und in geistreicher und vollendeter Darstellung mehr als eine Skizze der Geschichte der Naturwissenschaften im abgelaufenen Jahrhundert geboten. Er betrachtet zunächst den Standpunkt der Naturwissenschaften um die Wende des XVIII. Jahrhunderts auf all den früher bezeichneten Gebieten, spricht von dem Interregnum der Naturphilosophie, wobei auch in kurzer aber fesselnden Weise das Verhältnis des Altmeisters Goethe zur Naturwissenschaft gewürdigt wird. Mit vollem Rechte hat auch der Verf. dem Werdegang der Mathematik im XIX. Jahrhundert einige Betrachtungen gewidmet, ist doch diese Wissenschaft das geistig mächtigste Instrument für die Naturwissenschaften geworden, die seit der Einführung der Infinitesimalrechnung und einiger auf dieser fußenden Theorien, wie der Potentialtheorie, in einigen Teilen einen mächtigen Aufschwung zu verzeichnen haben. Wie durch Alexander v. Humboldt, dessen Leistungen in den Naturwissenschaften im allgemeinen auf dem Gebiete der physikalischen Erdkunde im besonderen gewürdigt werden, der Naturphilosophie ein scharfer

Gegner erwuchs, wird im folgenden gezeigt. Dann wendet sich der Verf. zur Darlegung der astronomischen Forschungen bis zum Jahre 1846, legt die Bedeutung von Gauß und seines Werkes „*Theoria motus*“, sowie jene von W. Herschel, Schröter, Frauenhofer und namentlich Bessel dar, der seit 1820 eine Schule zu bilden im Begriffe stand, „wie eine solche auf deutschem Boden bisher zu den unbekannten Dingen gehört hatte“. Was dieser bedeutende Forscher auf astronomischen Felde, aber auch auf dem Gebiete der Erdmessung und Erdphysik in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts geleistet hat, setzt der Verf. im folgenden in sehr beredter Weise auseinander. In dem Abschnitte über Erdphysik in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wird auch der Theorie des Erdmagnetismus, wie sie von Gauß entwickelt worden ist, und der Entwicklung und Ausbildung der magnetischen Meßinstrumente gedacht, dann auf den Beginn der wissenschaftlichen Meereskunde aufmerksam gemacht und gezeigt, daß schon in diese Zeit die Anfänge einer rationellen Klimatologie hineingreifen, und daß es Hugi und Agassiz zu danken ist, wenn sie auf die Gletschereinigungen das Augenmerk der Forscher lenkten und durch ihre Studien zur Anbahnung einer glazialen Physik beitrugen, als deren Begründer sie anzusehen sind.

Im weiteren spricht der Verfasser von der Mineralogie und Krystallographie bis zur Zeit des berühmten Geophysikers und Krystallforschers Bravais. Mit vollem Rechte hebt der Verf. hervor, daß die Mineralogie — namentlich von der Berliner Schule — zu einem geometrischen Spezialfache gemacht wurde und erst schrittweise die naturhistorische Seite dieses Wissenszweiges erkämpft werden mußte.

In sehr zutreffender Weise charakterisiert Prof. Günther den Standpunkt der Physik vor Entdeckung des Energieprinzipes, ebenso jenen der Chemie im Zeitalter vor der Trennung in ihre beiden Hauptbestandteile. In sehr anziehender Darstellung wird die Stellung Liebigs in der Geschichte der chemischen Wissenschaft dem Leser vorgeführt. Der Verf. wendet sich nun zur Darstellung der Entwicklung der Geologie auf dem Wege von L. v. Buch zu Ch. Lyell und zeigt, wie die Freiburger Schule, die fast durchwegs praktischen Bedürfnissen diente, und der Werner die Signatur gab, überwunden wurde.

Welchen großen Umschwung die naturwissenschaftliche Prinzipienlehre seit der Aufstellung des Prinzipes der Erhaltung der Energie nahm, wird im folgenden gezeigt.

Die Namen Faraday und Maxwell, Mayer, Helmholtz, Joule, Clausius, Krönig bedeuten für die modernen physikalischen Anschauungen die wesentlichsten Ausgangspunkte. Mit Recht hat der Verf. dem Werdegang der Spektralanalyse einen eigenen Abschnitt gewidmet; ist doch diese Wissenschaft, die von Kirchhoff und Bunsen ins Leben gerufen wurde, heutzutage

derart entwickelt, daß sie als chemische Optik allein behandelt zu werden Anspruch erheben kann. Sie ist es auch, welche der Astrophysik, die durch Schwabe inauguriert wurde, mächtig Vorschub geleistet hat.

In dem Abschnitte, der von den mechanischen Disziplinen in der neuesten Zeit handelt, werden unter anderem die Ansichten und Theorien auseinandergesetzt, welche sich auf die Flüssigkeitswirbel beziehen; auch der merkwürdigen und lehrreichen Abtraktionsversuche von Bjerknes wird Erwähnung getan. Die für die wissenschaftliche Luftschiffahrt wesentlichen Probleme werden in sehr klarer Weise dargelegt; auf das Modell des Luftschiffes, wie es vom Grafen Zeppelin konstruiert wurde, ist bei dieser Gelegenheit verwiesen worden. Auf die fundamentalen Forschungen auf dem Gebiete der kinetischen Gastheorie, auf wichtige Schallphänomene ist in diesem Abschnitte ebenfalls bezuggenommen worden. In kurzer Weise wird auch des theoretischen Versuches gedacht, die allgemeine Körperschwere auf den Ätherstoß zurückzuführen.

Man kann mit gutem Rechte behaupten, daß der Verf. in dem nun folgenden Abschnitte „Licht, Magnetismus und Elektrizität in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts" seiner nicht leichten Aufgabe vollkommen gerecht geworden ist. Es werden in diesem Abschnitte die bedeutenden Errungenschaften auf dem Felde der theoretischen, experimentellen und technischen Elektrizitätslehre dem Leser vorgeführt. Ebenso sind die Forschungen in der Optik, welche auf besondere Berücksichtigung Anspruch erheben können, gewürdigt worden.

In dem Abschnitte über die modernen Grenzgebiete der Physik ist auf die Forschungen der technischen Physik, der medizinischen Physik, des Zusammenhanges der Physik mit der Hygiene, der Psychophysik und der Agrikulturphysik verwiesen worden.

Die folgenden Abschnitte sind der Entwicklung der Chemie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, der Emanzipation der physikalischen Chemie gewidmet worden. Ferner finden wir einen zusammenfassenden Überblick über die Mineralogie und Petrographie in der neueren und neuesten Zeit.

Auf seinem eigenen Gebiete befindet sich der Verf. bei der Darlegung des Eintrittes der wissenschaftlichen Erdkunde in die Naturwissenschaften. Namentlich wird des reformatorischen Auftretens Ritters gedacht und die entschieden naturwissenschaftliche Auffassung der Erdkunde in dieser Epoche hervorgehoben. In dem Abschnitte, der von der Erdmessung und Erdphysik in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts handelt, finden wir sehr zutreffende Erörterungen über Gradmessungen, über die Bestimmung der Erdschwere, über Lotstörungen; ferner werden die vervollkommneten Methoden zur Auffindung der mittleren Erddichte angegeben und auf die Bestimmung der geographischen Koordinaten

und auf das Wesen der Kartenprojektionen des näheren eingegangen. Besonders werden die Arbeiten Helmerts auf dem Gebiete der Erdmessung in das rechte Licht gesetzt. Nicht minder lehrreich sind die Erörterungen des Verf., die sich auf die Erforschung des Erdmagnetismus, ferner auf das Studium der Meteorologie und Klimatologie, der Ozeanographie und Gletscherforschung beziehen. Die angegebenen Erläuterungen entbehren nicht der geschichtlich-literarischen Winke und Weisungen.

Im Schlußabschnitte ist ein Rückblick auf die Forschungen im letzten Jahrhunderte und ein Ausblick auf die neue Zeit gemacht worden. Es werden die Ansichten van t'Hoffs über die Stellung der Naturwissenschaften in der Gegenwart, ferner die Verteidigung der erprobten Methodik der Naturwissenschaften, die von Boltzmann vorgenommen wurde, besprochen.

Überall bekundet der Verf. den richtigen Blick in die darzustellenden Verhältnisse; er weiß in sicherer Weise Wesentliches vom Unwesentlichen zu scheiden und versteht es als erprobter Forscher auf dem großen Felde der Geschichte der Naturwissenschaften dem Leser seines Buches Interesse einzuflößen und ihn für die Sache zu gewinnen.

Das umfangreiche Buch ist (fast 1000 Seiten stark) in meisterhafter Weise ausgestattet und durch die Bildnisse von v. Helmholtz, Alexander v. Humboldt, Bessel, Gauß, Faraday, v. Liebig, v. Buch, Mayer, Kirchhoff, v. Bunsen, Neumayer, Röntgen, Groth, v. Zittel, Sueß, v. Nordenskiöld geziert worden und wird jeder Bibliothek zur Zierde gereichen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Prof. Dr. Alfred Nalepa, Grundriß der Naturgeschichte des Tierreiches für die unteren Klassen der Mittelschulen und verwandter Lehranstalten. Mit besonderer Berücksichtigung der Beziehungen zwischen Körperbau und Lebensweise. Mit 296 Holzschnitten, 3 kolorierten Tafeln und 1 Erdkarte. Mit Erlaß des hohen k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 17. Februar 1902, Z. 4311, zum Unterrichtsgebrauche an Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache allgemein zugelassen. Wien, Verlag von Alfred Hölder 1902. Preis geh. K 2·50, geb. K 3.

Gewiß alle Lehrer der Naturgeschichte an Mittelschulen werden das vorliegende Buch mit Freuden begrüßen, weil es mit der Methode der schablonenhaften Beschreibung, der wir ja längst nicht mehr beim Unterrichte huldigten, endgültig bricht. Damit soll aber durchaus kein Stein geworfen werden auf die Verfasser der bisher im Gebrauche stehenden Lehrbücher, die sicherlich Vorzügliches geboten und den naturgeschichtlichen Unterricht an unseren Mittelschulen auf eine hohe Stufe gehoben haben; vielmehr möchte Ref. davor warnen, die nun zum Durchbruche gelangende

Methode, welche mit Recht besonders auf der unteren Unterrichtsstufe das biologische Moment in den Vordergrund stellt, als etwas ganz Neues und allein zum Ziele Führendes anzusehen und über jene Lehrer den Stab zu brechen, welche sich nicht sklavisch daran halten.

Wir haben es hier mit einem Buche zu tun, das mit der größten Sorgfalt und Sachkenntnis abgefaßt ist und einen entschiedenen Fortschritt in unserer Schulbücher-Literatur bedeutet. Was das erste betrifft, so glaubt Ref., daß die Sorgfalt und gefällige Ordnung, welche in einem Schulbuche zutage tritt, von nicht zu unterschätzendem erziehlichen Einflusse auf die Jugend ist. Der Fortschritt zeigt sich aber vor allem in dem gebotenen Stoffe und in der Art der Darbietung. Da nun zu erwarten ist, daß das Buch sich einen dauernden Platz unter den Lehrbüchern für Mittelschulen und andere Anstalten sichern wird, anderseits schon wegen der Einführung der neuen Rechtschreibung eine baldige Neuauflage wahrscheinlich ist, so glaubt Ref. einige Wünsche für dieselbe vorbringen zu dürfen.

Dieselben beziehen sich zunächst auf die Illustrationen. Die meisten sind ja vorzüglich, besonders jene der Gliedertiere, viele aber, obwohl sie zumeist von dem Altmeister der Tierzeichnung Specht herrühren, sind veraltet und nicht mehr entsprechend. Gleich das erste Bild (die Hauskatze) scheint dem Ref. die Natur des Tieres nicht völlig zum Ausdrucke zu bringen. Es fehlt in der Wiedergabe die bekannte Weichheit der Formen und, wenn es zu sagen erlaubt ist, der natürliche Gesichtsausdruck des Tieres. Ref. möchte hier die Frage aufwerfen, ob nicht die Photographie mit Vorteil in den Dienst des naturkundlichen Unterrichtes zu stellen wäre sowohl bei der Darstellung großer und mittelgroßer Tiere als auch insbesondere bei der Wiedergabe mikroskopischer Bilder. Ganz oder teilweise verfehlte Darstellungen wie z. B. die des Gebisses der Kreuzotter S. 104, oder die des vergrößerten Fliegenfußes S. 60 wären dann unmöglich.

Ref. ist weiters der Anschauung, daß vor allem solche Momente der Tierbeschreibung in einem naturgeschichtlichen Lehrbuche keineswegs fehlen dürfen, welche gerne und oft im Volke besprochen werden, worüber also der Gebildete und auch selbst der jüngere Student leicht um Auskunft gefragt werden kann.

In dieser Beziehung vermißt man beispielsweise die Hervorhebung der Anhänglichkeit der Katze an das Haus, des Hundes dagegen an den Menschen, die so charakteristisch ist, daß sie der Begründer der systematischen Naturgeschichte, Linné, sogar für die wissenschaftliche Benennung heranzog, indem er die Hauskatze *Felis domestica*, den Haushund *Canis familiaris* nannte. Bei dieser Gelegenheit möchte Ref. seiner Überzeugung Ausdruck geben, daß man mit der gänzlichen Ausmerzung aller wissenschaftlichen Termini aus den naturkundlichen Lehrbüchern der Unter-

klassen jedenfalls übers Ziel geschossen hat. Im vorliegenden Grundriß stehen sie wenigstens noch im Namenverzeichnisse.

Wünschenswert wäre weiters z. B. die Erklärung, was Hirschgranen sind, wie die Kreuzotter sich vermehrt, wie die wunderbare Gestalt der Bienenzelle zustande kommt u. a., Fragen, die im Leben gelegentlich aufgeworfen werden und worüber der Gebildete etwas wissen soll. Verfehlt ist die Erklärung des Wortes „Paßgang“ als „rascher Gang“ S. 80 und 45.

Als Anhang sind dem Buche drei farbige Tafeln (Schmetterlinge mit Raupen und Puppen) beigegeben, die über alles Lob erhaben sind und den Wunsch rege machen, es möchten mehr solcher Bilder geboten werden, was hoffentlich einer nicht zu fernen Zukunft vorbehalten ist. Den Schluß macht eine Erdkarte in Merkators Projektion.

Ref. glaubt mit dem aufrichtigen Wunsche schließen zu dürfen, daß die Hoffnungen im Sinne der Vervollkommnung des naturkundlichen Unterrichtes, mit denen der Verfasser das Buch hinaussandte, sich erfüllen mögen.

Krems. Franz Müller.

Dr. H. Luckenbach, Kunst und Geschichte. **Mit Unterstützung des großh. badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts und des großh. badischen Oberschulrats herausgegeben. I. Teil: Abbildungen zur alten Geschichte. 4. vermehrte Auflage. München und Berlin, Druck und Verlag von R. Oldenbourg 1902.**

Ein alter Bekannter ist es, der uns in dem ersten Teile des Werkes „Kunst und Geschichte“ entgegentritt. Wir freuen uns aber immer wieder über sein Erscheinen, da er von den Schwächen des Alters nicht berührt wird, sondern stets neu verjüngt und frisch vor uns hintritt.

Die Grundsätze, die L. bei der Auswahl und Zusammenstellung seiner „Abbildungen“ leiten, teilt uns schon das Vorwort zur dritten Auflage (1900 erschienen) mit; sie sind dieselben geblieben und darum hält es der Verf. wohl nicht für notwendig, sie in der vierten Auflage zu wiederholen. Wünschenswert wäre es aber gewesen, wenn wir über die Anlage des in Aussicht genommenen größeren Werkes mehr erfahren hätten, als dies durch die bloße Bemerkung geschieht, daß im laufenden Jahre ein zweiter Teil (Abbildungen zur deutschen Geschichte) erscheinen wird. Ob L. an anderer Stelle über den Plan des Werkes Näheres mitgeteilt hat, weiß ich nicht.

Die vierte Auflage der „Abbildungen zur alten Geschichte“ ist nun gegenüber der dritten auch verbessert, nicht nur vermehrt worden.

So wurde zunächst die Gliederung und Anordnung des Werkes fester und strammer. Der Inhalt ist in folgende 11 Abschnitte gruppiert: I. Troja, Tiryns und Mykenä; II. Griechische Baukunst; III. Olympia und Delphi; IV. Athen; V. Pergamon und der Hellenismus; VI. Zur Entwicklung der bildenden Kunst; VII. Griechische Porträts und griechische Tracht; VIII. Die Stadt Rom; IX. Römische Porträts und römische Tracht; X. Pompeji; XI. Aus römischen Provinzen.

Ein reicher und in schöner Form gebotener Inhalt! Kein Gebiet, auf dem Kunst und Geschichte sich berühren, ist außer Betracht geblieben. Nur ist durch die Rücksicht auf die kunstgeschichtliche Bedeutung mancher Orte der sachliche Zusammenhang hie und da gestört. So wäre meiner Ansicht nach Punkt 2 (Andere hellenistische Kunstwerke) des V. Abschnittes sachlich besser im Abschnitte VI (Zur Entwicklung der bildenden Kunst) untergebracht. Auch hätte sich ein hochwichtiger Teil der antiken Plastik, die Götterdarstellung, einheitlicher darstellen lassen, wenn ihr ein eigener Abschnitt zugewiesen worden wäre, statt daß die einzelnen Götterbilder nach örtlicher Anordnung in verschiedenen Kapiteln zerstreut geboten wurden. Oder es hätte wenigstens der 6. Punkt des VI. Abschnittes erweitert und in ihm statt „Apollotypen“ „Göttertypen“ vorgeführt werden sollen.

Im übrigen hat aber gerade dieser VI. Abschnitt durch seine Umgestaltung in der 4. Auflage um vieles gewonnen, nicht bloß an Umfang, sondern vor allem an unmittelbarer Brauchbarkeit für die Schule, wie die Titel der einzelnen Unterabteilungen zeigen mögen: 1. Das Problem der stehenden Gestalt (Polykleitos, Lysippos), 2. Das Problem der Gestalt in Bewegung (Myron), 3. Das Problem des Fliegens (Paionios), 4. Praxiteles, 5. Kreis des Praxiteles und Skopas, 6. Apollotypen, 7. Reliefs. In den ersten drei Abteilungen ist das Schema der Stellung und Bewegung für die Zusammenstellung der Bilder maßgebend gewesen, in den folgenden die Individualität des Künstlers — eine Anordnung, die sich kaum besser treffen läßt, da durch sie das Verständnis sowohl für die Bedeutung und Bildung der künstlerischen Form als auch für die Kunstgeschichte, soweit dies im Rahmen des heutigen Lehrplanes möglich ist, eröffnet werden kann.

Die Anzahl der Abbildungen ist um 51 gestiegen; einige Bilder sind neu gezeichnet worden.

Zum Abschnitte III vermisse ich eine Skizze von Delphi im heutigen Zustande. Solche Bilder sind ja nach der Anlage des Werkes nicht ausgeschlossen (man vgl. die Ansichten antiker Überreste im jetzigem Aussehen Fig. 191, 195 u. a.), dann würde auch die Aufschrift des Abschnittes „Olympia und Delphi“ besseres Recht bekommen. Jetzt ist Delphi nur durch den bekannten Dreifuß (in Konstantinopel, ergänzt) und die schöne Bronzestatue des Wagenlenkers vertreten. — Auch möchte man im Abschnitte VI

zum „Probleme des Fliegens“ neben Paionios wohl gerne den Leochares (durch den Ganymed vertreten) genannt sehen.

Gewiß würden auch Stadtpläne von Athen und Rom den Zwecken des Buches sehr förderlich sein.

Die Bilder der 4. Auflage sind fast durchweg gut, einige aber zu dunkel geraten, z. B. Fig. 48, 103, 154. — Verwechselt sind die Unterschriften zu den Fig. 116 und 119.

Von außerordentlicher Kürze ist aber der den einzelnen Bildern beigegebene Text. Er bringt meist nur einige Schlagwörter, die dem Schüler, in dessen Händen man das Buch sich denkt, zuwenig bieten. Möge daher L. bald einen ausführlicheren Text folgen lassen. Er hat im Karlsruher Gymnasialprogramm 1901 über „Antike Kunstwerke im klassischen Unterrichte“ geschrieben. Wenn auch nicht jeder mit allen daselbst vertretenen Grundsätzen völlig einverstanden sein wird, so ist doch die Arbeit methodisch so vorzüglich durchgeführt, daß der Wunsch nur umso lauter wird, es möge der Verf. seinen brauchbaren „Abbildungen“ recht bald einen ebenso tüchtigen Text nachschicken.

Linz. Franz X. Lehner.

Tabulae, quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur. Edidit Stephanus Cybulski. Leipzig, K. F. Koehler.

Vor uns liegen elf Tafeln, deren Bilder die verschiedensten Gebiete des antiken Lebens beleuchten. Die Zeichnungen selbst vertragen eine kritische Beurteilung vom künstlerischen Standpunkte aus nicht; wohl aber läßt sich sagen, daß sie den von ihren Herausgebern beabsichtigten Hauptzweck voll und ganz erfüllen, nämlich den, zu belehren und das bei den alten Autoren Gelesene zu erläutern und anschaulich zu machen. Unentbehrlich für den Anschauungsunterricht, nicht nur des Gymnasiums, sondern auf jeder anderen Mittelschule überhaupt, sind die beiden Wandtafeln über das griechische und römische Haus mit all seinen Details, die Tafeln über das Kriegswesen der Alten, über ihre Lagerbauten, ihre verschiedenen Kriegsmaschinen, über Angriffs- und Schutzwaffen und über die kriegerische Bekleidung. Eine Tafel mit mehreren hundert Abbildungen hellenischer Gold-, Silber- und Bronzemünzen gibt einen Einblick in die antike Prägetechnik und ihre künstlerische Ausgestaltung. — Zu jeder der Tafeln wird ein mehr oder minder ausführlicher Text mitgegeben, der in exakter Kürze das Wissenswerteste enthält. Dem lateinisch-griechischen Text der Tafeln wäre im Hinblick auf deren Verwertung in Lehranstalten, in denen Lateinisch und Griechisch nicht gelehrt wird, auch eine deutsche Übersetzung beizufügen. Für eine weitere Verbreitung und nutzbringende Anwendung der Tafeln kann dies nur von Vorteil sein.

Pompei vor der Zerstörung. Rekonstruktionen der Tempel mit ihrer Umgebung. Von C. Weichardt. Kleine deutsche Ausgabe. Leipzig, K. F. Koehler. — Neapel, E. Prass, 59—60 Piazza dei Martiri. Preis 4 Lire.

Das von uns erst kürzlich hier besprochene große Werk von Weichardt: „Pompei vor der Zerstörung" liegt nun auch in einer kleinen, sehr handlichen Ausgabe vor. Wir können dieselbe den Philologen, Historiker und Zeichner nicht nur zu Unterrichtszwecken, sondern auch als Reisehandbuch durch die berühmte Ruinenstadt empfehlen. Es ist dem Verf. gelungen, der schattenhaften Vorstellung vom alten Pompei Körper zu geben. Der durch die bekannten schönen Bilder der großen Ausgabe geschmückte Text vermittelt aufs beste ein künstlerisches Bild jener süditalisch-hellenistischen Kultur, wie sie uns im heutigen Pompei ruinenhaft erhalten ist. — Während das große Werk 50 Mk. kostet, stellt sich der Preis der kleinen Ausgabe auf 3 Mk.

Troppau. Rudolf Böck.

Psychologie des Willens. Zur Grundlegung der Ethik von Hermann Schwarz. Leipzig, Engelmann.

Bekanntlich bildet der Begriff der einleuchtenden Richtigkeit, der logischen Evidenz, welcher die Bedeutung hat, daß jedermann das Urteil vollziehen muß, weil er seinen Inhalt einsieht, wie z. B. das Urteil „jede Größe ist sich selbst gleich", den Mittelpunkt der Logik. Dieser Zwang, der in dem Worte „muß" zum Ausdrucke kommt, diese Gedankenverbindung zu haben und für wahr zu halten, ist kein physischer Zwang, wie der eines bloß physisch bedingten Mechanismus der Assoziation, sondern ein ganz eigener, nach dem wir nicht anders können, als den Inhalt der Gedankenverbindung für wahr, bezw. für falsch zu halten. Es ist ein Norm- und nicht ein Naturzwang und zeigt uns in unserem Denken eine besondere Gesetzlichkeit der inneren Normen für unser Denken an. So ungefähr charakterisiert H. Schwarz die sichere Grundlage der Logik.

Die Beantwortung der Frage nun, ob im sittlichen Wollen ein Analogon des logischen Urteilens zu finden sei, ob dieser logischen Evidenz eine praktische Evidenz entspreche, welche, wie jene die Norm des logischen Denkens bildet, als Grundlage im Willensleben gelten könnte, stellt sich der Verf. als Aufgabe dieser Schrift und will zeigen, daß für die Theorie des sittlichen Wollens eine ebenso sichere Grundlage gewonnen werden kann, wie sie die Theorie des richtigen Denkens in der Logik schon hat.

Das folgende Referat mag nun ein Bild davon zu geben versuchen, wie scharfsinnig und in konsequenter Gedankenfolge der Verf. sich dieser schwierigen Aufgabe entledigt.

Die Einleitung hat den Zweck, die sogenannten Naturgesetze des Willens (I.) von den sogenannten Normgesetzen des Willens (II.) zu scheiden.

Zunächst zeigt der Verf., daß man das Wesen des Menschen unmöglich ergründen könne, wenn man ihn einseitig naturwissenschaftlich betrachtet: als ein Naturprodukt, das bloßem Naturzwange folge.

Das geschehe aber zunächst von seiten der Biologen und Physiologen, welche die seelischen Vorgänge mechanistisch zu erklären suchen, aber auch der Psychologen, welche das psychische Geschehen nicht an ein geistiges Ding, die Seele, als Träger binden, sondern nur als Summe von einzelnen Vorgängen nehmen. Durch das Aufgeben der Seele geben letztere den Ansatzpunkt preis, den sie physischen Ursachen bot, das Mittelding, das der ältere Dualismus zwischen die äußeren Kräfte und die psychischen Wirkungen einschob.

Nach der Auffassung der physiologischen Psychologen seien Vorstellungen, Gefühle und Willenerregungen unwillkürliche Abspiegelungen der körperlichen Prozesse. Ihr Spiel höre auf, sobald gewisse Erregungen in der Großhirnrinde aufhören. Die empirischen Psychologen nehmen ganz ähnlich Seelenvorgänge ohne Seele an, nur daß dieselben nicht bloße Nachbilder der physischen Prozesse, sondern reale Akte seien. Aber auch hier gebiete der Mechanismus, den man nur zum Unterschiede vom körperlichen Geschehen Apperzeptions- und Assoziations-Mechanismus genannt habe. Wenn hier von einer Gesetzlichkeit gesprochen werden könne, so sei es die Naturgesetzlichkeit in den Gehirnprozessen, die in das seelische Leben deutlich genug herübergreife.

Diese rein mechanistische Erklärung werde dann auch von dem einzelnen, für sich betrachteten Menschen auf das menschliche Kulturleben überhaupt übertragen; der Einfluß derselben Methode zeige sich in der Ethik und besonders in der materialistischen Geschichtsauffassung.

Wenn auch allen anderen Geisteswissenschaften die Gefahr dieser rein naturwissenschaftlichen Erklärung drohe, zeige doch die L o g i k gewiß, daß der Mensch nicht als ein bloßes Naturprodukt aufzufassen sei, sondern daß er auch von geistigen Normen beherrscht werde, daß er also nicht bloß unter einem Natur-, sondern auch unter einem Normzwange stehe. Daß dieser Normzwang, der schon oben in den einleitenden Worten charakterisiert ist, ganz verschieden von dem Naturzwange sei, zeige sich darin, daß der logische Normzwang den physischen Assoziationszwang überwinde, indem wir z. B. seit Copernikus trotz tausend Assoziationen mit physischer Notwendigkeit den Gedanken einer Bewegung der Sonne um die Erde aus unserem logischen Denken für immer ausgeschaltet haben, aber auch darin, daß durch diesen Normzwang erst zusammengehöriger, nicht zusammengeratener Stoff geschaffen

werde, Ketten von zusammengehörigen Gedankeninhalten, endlich auch darin, daß dieser logische Zwang nicht, wie der Naturzwang, eine von unserem eigensten Wesen verschiedene Ursache ist, sondern nur dort zur Geltung komme, wo uns Denkinhalte evident erscheinen. Wenn nun bisher nur die Logik uns diese geistigen Normen, unter deren Herrschaft sie steht, zeigt, könnte vielleicht, so fragt der Verf., nicht auch die Ethik, vielleicht auch die Ästhetik Normwissenschaft wie die Logik sein? — Diese Frage hinsichtlich der Ethik will er beantworten.

Wenn man frage, ob, wie dem physisch und assoziativ bedingten Vorstellen ein unter Normzwang Stehendes gegenüberstehe, auch einem Begehren jener Art ein Wollen dieser Art gegenüber trete, so bekämpfen sich in dieser Frage zwei Richtungen, der Nativismus und der Empirismus, ganz analog dem Streit um angeborene Ideen vor 120 Jahren auf dem erkenntnistheoretischen Felde. Und wie damals der Verstand mit angebornen Ideen bevölkert (Nativismus) oder ganz gestrichen wurde (Empirismus), in beiden Fällen aber die Spontanität des Denkens zu kurz kam, so ist es jetzt ganz ähnlich mit dem Willen. Hier entspreche der Lehre von den angeborenen Ideen auf erkenntnistheoretischem Gebiete die nativistische Trieblehre, welche behaupte, daß der Wille von Anfang an keine tabula rasa, sondern mit angeborenen Zwecken erfüllt sei, auf die er sich durchs Leben hindurch richte (Triebe). Zwischen diesen Willensbetätigungen und unseren leiblichen Bedürfnissen bestehe nach derselben Ansicht eine prästabilierte Harmonie, so daß der Leib unseren Willen regiere. Diese angeborenen allgemeinen blinden Willensrichtungen spezialisierten sich unter leiblichen Anstößen, so also mit eintretender Geschlechtsreife zum Willen zur Zeugung; ferner zum Willen zum Leben, zur Macht. Diese Ansicht wird als eine irrige erwiesen, indem gezeigt wird, daß das Willensleben nicht direkt von Leibesbedürfnissen abhänge; nicht auf diese gehe der Wille nach Nahrung, Fortpflanzung usw., sondern sei mit ihnen nur künstlich verwachsen, während es sensorische Lust- und Schmerznerven seien, welche dabei spielen, die Psyche müsse erst überredet werden. Die Begehrungen folgen hier geradeso auf Lustgefühle, wie auf die Akte der Empfindung Akte des Erkennens auf dem Gebiete des theoretischen Bewußtseins. Auch die Lust, bezw. die Unlust hat ihren letzten Grund in physischen Verhältnissen, wie die Empfindung hier in dem Spiele der Nerven, so daß wir es mit einem Naturzwange noch immer zu tun haben.

Neben diesen sinnlichen Motiven der Lust und Unlust wirken aber andere, unsinnliche Motive auf den Willen, aber von geistigerem Stoffe, nämlich die Zustands-, Personen- und Fremdwerte. Werte sind dem Verf. mittelbare und unmittelbare Willensziele. Ob der Wert (für uns) auch einer an sich ist, z. B. der Tod

wirklich ein Unwert, wissen wir nicht, wie wir von dem Sein der wahrgenommenen Gegenstände nichts wissen.

Wie wir also auf dem Erkenntnisgebiete nur von gegebenen Vorstellungen, so gehen wir hier von gegebenen Schätzungen aus. — Wenn man unter Zuständen am Menschen das Wechselvolle im Gegenteile zu dem Beharrenden der Person verstehe, so müßte man bei Wahrnehmungen und Vorstellungen, Urteilen, Wollen und Gefühlen nach dem ihnen eigentümlichen Wert fragen. Unter ihnen aber sind Zustandswerte im engeren Sinne die der Zustände in diesem Sinne, der Gefühle, im engeren Sinne deshalb, weil bei den Gefühlen allein ein lediglichen Affiziertwerden stattfindet.

Wenn nun das Wertprädikat bei den Vorstellungen und Wahrnehmungen die Schönheit, bei den Urteilen die Wahrheit, beim Wollen die Güte sei, so sei dies bei Gefühlen die Lust. Diese sei also der Zustandswert. — Neben diesem bloßen Gelegenheitswert und -unwert unserer Zustände haben wir noch Werte, die nicht das Äußere, wie jene Zustandswerte, sondern unser Sein treffen, die Personenwerte, wie z. B. Macht, Ruhm usw. Personenwerte, Schmach, Schuld usw. Personenunwerte sind. Die Schätzung eines Personenwertes hängt nicht mehr vom physischen Zwange ab und ist allgemein, ob es nun innere Eigenschaften sind oder äußere, derentwegen die Menschen ihrer Person Wert beimessen. Das Gefallen am persönlichen Werte gilt höher als bloße Lust und Unlust bei den Zustandswerten, so zwar, daß wir viel eher auf den Zustandswert als auf den Personenwert verzichten. Daher auch die „tragische Lust". Diese letzteren Willensregungen, die aus psychischen Wurzeln entspringen, bezeichnet der Verf. als Wollen und Hassen im Unterschiede von Begehren und Scheuen. Zu ersteren gehört aber auch das Gefallen an „Fremdwerten". Als Beispiele dafür wird das Streben nach Echtheit des Ausdruckes in der Kunst, nach Wahrheit in der Wissenschaft u. a., wobei die Rücksicht auf Lohn oder auf Ruhm ausgeschlossen erscheint, angeführt. Der Verf. macht den Unterschied mit folgenden Worten klar (S. 42): „Wer Zustandswerte (Lust aller Art) begehrt, will genießen, wer Personenwerte (Macht, Schönheit, Ehre, Reichtum usw.) erstrebt, will besitzen. Schaffen will, wer sich einem Fremdwerte weiht".

Wir sind aber nicht bloß altruistischen Fremdwerten, wenn wir z. B. für das Wohl der Mitmenschen eintreten, und inaltruistisch-idealen Fremdwerten, wenn uns das Streben nach Wahrheit, Schönheit bewegt, sondern auch, worin der Verf. einer Auffassung Wundts folgt, inaltruistisch-sozialen Fremdwerten zugänglich, wenn wir uns Zwecken der menschlichen Gemeinschaft, der Gesamtheit widmen.

In dieses Walten von Person- und Fremdwerten mischen sich Gefühlszustände, die die Bande kausaler Gesetzlichkeit noch enger schnüren, das sekundäre Begehren und Scheuen. Dies letztere

ist zweierlei: Der eine sekundär Begehrende sucht zunächst die Lust in der Tätigkeit selbst, von der übermannt er die höheren Ziele, die ihm das Wollen von Person- und Fremdwerten vorschweben ließ, verliert. Der Klatschende z. B. will anfangs das beschämende Empfinden eigenen Unwertes beim Anblicke fremder sittlicher Größe los werden (Wollen von persönlichem Werte). Dieses immerhin noch feinere Motiv verliert er aus den Augen durch Liebwerden der Tätigkeit selbst, Lust am Klatschen. Ein anderer sekundär Begehrender berauscht sich an den äußeren lustvollen Erfolgen seiner Tätigkeit und gefährdet dadurch das Wollen von Person- und Fremdwerten. So verflacht sich oft das anfängliche Schaffen aus reiner Liebe zur Sache zu einem solchen um des Verdienstes willen. Ganz ähnlich ists mit dem sekundären Schauen. Von den beiden Arten sekundären Strebens ist die zweite, die Lust am äußeren Erfolg, die gefährlichere, weil sie leichter das primäre Motiv gänzlich zur Seite schiebt.

Um nun, nachdem der Verf. bisher die individuell wechselnden Anstöße zu Willensregungen dargelegt hat, zu den gleichbleibenden Faktoren im Wollen überzugehen, sucht er zunächst die nativistische Trieblehre abzuweisen, indem er zeigt, daß das Wollen nicht zuständlicher Werte nicht die Motive in sich selbst trüge, wie der Schopenhauersche Wille zur Macht, zum Wissen u. dgl. voraussetzt, sondern daß sie ihm aus dem übrigen Seelenleben geboten werden, und daß es auch keine unaufhörlich lodernde Triebe (Wallungen) gebe, wie Schopenhauer wolle.

Die Annahme angeborener Triebe sei unmöglich, weil dem dabei vorausgesetzten Willensvermögen die Richtung und jeder innere Unterschied fehle. Vielmehr erkläre sich jedes Wollen und Begehren, Hassen und Scheuen aus der Aktion der erregenden Faktoren und der Reaktion des Trägers des Vermögens; vor dieser gebe es nicht ein unbestimmtes, sondern gar kein Wollen.

Durch die Trieblehre bleibe unerklärt, wie angeblich die Triebe aufeinander wirken. Diese selbst müßten nach ihr zu allgemein und unbestimmt sein und auch im unklaren lassen, wie aus ihnen die Einzelwollungen entstehen. Der Fehler der Trieblehre sei, daß sie den Willen als Disposition und als Aktuelles verwechsle. Statt angeborener Triebe müsse man Eigentümlichkeiten des reagierenden Selbst setzen. Die Wirkung dieses und nicht eines angeborenen Machtwillens sei es, daß der Mensch persönliche Werte wolle. Diese Eigentümlichkeiten der Menschennatur sucht nun der Verf. im folgenden darzulegen. Eine der Hauptäußerungen der Menschenseele sind dem Verf. das Abhängigkeitsgefühl von Gott, an dessen Hand wir Gott als Realgrund erkennen. Dieses wirkt in das Denken und Wollen des Menschen hinein und gipfelt in der religiösen und wissenschaftlichen Weltanschauung. Eine zweite metaphysische Beziehung ist die der Person im Vergleiche zu ihren Zuständen und Vorgängen. Auch diese führe zu

eigenartigen Erscheinungen unseres Fühlens, Denkens und Wollens. Warum wir also Person- und Fremdwerte wollen können, erkläre sich nicht aus dem Willensvermögen als solchem, nicht aus Sondertrieben, sondern aus den beiden eben genannten metaphysischen Verhältnissen. Daß aber das selbstbewußte Seelenwesen die Werte auch will, erklärt sich aus den erregenden Umständen. Im Gegensatze zu ihnen stehen die Bedingungen am Träger des Willensvermögens, die in den eben genannten metaphysischen Verhältnissen liegen, aber auch in der Wechselwirkung der Seelenäußerungen aufeinander, also des Vorstellens, Urteilens auf Gefühle und umgekehrt, aber besonders des Willens auf Fühlen, Urteilen und Vorstellen. So gebe es gleichbleibende Faktoren, die die allgemeinen Züge im Wollen erklären; aber immer muß ein Anstoß gewisse Saiten des wollenden Ich erklingen lassen, damit mit kausalem Zwange eine entsprechende Willensregung erfolge. Dies gilt dem Verf. als erstes Naturgesetz des Willens, als Motivgesetz.

Ob nun die Willenerregungen selbständige seelische Vorgänge sind oder nicht, ist die Frage, die der Verf. im 2. Abschnitte „Willenspsychologie, die Willensakte des Gefallens und Mißfallens" behandelt. Nach der einen, der gemäßigten Form der empiristischen Willenspsychologie, sind sie, wie Brentano will, selber Gefühle (eine Art von Gefühlen), wozu die sprachlichen Ausdrücke eine scheinbare Berechtigung zu geben scheinen. Aber mit Unrecht, wie auch die von Brentano konstatierte stetige Reihe vom Fühlen zum Wollen zu verwerfen sei. Dem gegenüber zeigt der Verf., daß Wünschen etwas völlig Neues gegenüber dem Fühlen sei. Das Wünschen (Wollen) habe mit dem wunschlosen Fühlen nicht einmal Gefallen (bezw. Mißfallen) gemeinsam. Die Lust sei Gefallendes, aber kein Gefallen, jenes sei nie, diese stets auf Anderes bezogen, Lust habe viele Qualitäten, Gefallen nur eine. Gefallen ist aber nicht Gattungsmerkmal der Willensregungen, sondern selbst erste und ursprüngliche Willensregung. Darauf gründet nun der Verf. folgende Lehre vom Gefallen und Mißfallen. Sie sind primäre Willensakte. Diese primären Willensregungen zeigen ähnliche Sättigungsverhältnisse wie die Farben. Er unterscheidet eine Sättigung des Gefallens *a*) durch das Mehr desselben Gegenstandes: zwei Sperlinge sind besser als einer; *b*) durch etwas anderes Vorzüglicheres: die Taube ist besser als ein Sperling; *c*) durch die Wirklichkeit: ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache. Die Summe verschiedener Werte gefällt satter als der einzelne; ein Sperling und ein Apfel zusammen ist besser als ein Sperling allein. Diese Sättigungsverhältnisse begründen dann das zweite Willensgesetz, nach dem alles Wünschen und Widerstreben von ihnen abhängt. Wünschen ist an ungesättigtes Gefallen, Widerstreben an gesättigtes Mißfallen gebunden. Aber nur an solches ungesättigtes Gefallen knüpft sich ein Wünschen, das gegen satteres kontrastiert, welches wir früher

erlebten. Die Wunschstärke ist proportional dem Sättigungsunterschiede. Die Widerstrebungen knüpfen sich an gesättigtes Mißfallen. Auch hier mißt die Stärke der Widerstrebungen der Sättigungsunterschied. So ergibt sich als zweites Willengesetz, das aber wieder nur psychischen Naturzwang involviert, folgendes: „Jede ungesättigte Regung des Gefallens, der eine entsprechendere sattere voranliegt, weckt ein Wünschen, das umso stärker ist, je mehr sich jene ungesättigte Regung von dem Sättigungszustande entfernt, in dem wir die frühere Regung erfahren haben. Jede Regung des Mißfallens weckt ein Widerstreben, das umso stärker ist, je satter der betreffende Unwert gefällt.“

Die Kraft der primären Willensakte des Gefallens wirkt aber nicht nur, wie das Gesetz eben zeigte, im Gebiete des Willens, sondern übt auch ihren zentrierenden Einfluß auf unsere Vorstellungen, d. h. die Regungen ungesättigten Gefallens scharen solche Vorstellungen um sich, durch die das Gefallen mehr gesättigt wird, alle Regungen des Mißfallens versammeln einen solchen Kreis von Vorstellungen um sich, durch welche das Mißfallen ungesättigter wird. Aber auch aufs Fühlen wirken jene Akte, indem Gefallen und Mißfallen nur ausnahmsweise von Gefühlen bedingt, selber kausalen Einfluß aufs Fühlen üben; den Akten des Gefallens folgt Lust, denen des Mißfallens Unlust. Dabei benützt der Verf. die Gelegenheit, die Lehre von lust- und unlustbetonten Vorstellungen einer Kritik zu unterziehen.

Darauf wendet sich der Verf. gegen eine zweite (extreme) Form des Willensempirismus. Nach dieser Lehre beziehe sich alles Wünschen und Wollen intentional auf das, was gewünscht, verabscheut, gewollt werde. Letzteres werde daher zum Zwecke des ersteren. Diese intentionale Beziehung wohne aber keinem Willenselemente inne, sondern Vorstellungen stellten sie her und seien daher ein Bestandteil aller Willensregungen. Die Willensregungen seien nichts anderes als Verbindungen von Vorstellungen und Gefühlen. Nach einer vorläufigen Widerlegung dieser Ansicht weist der Verf. auf die Tatsachen beim mittelbaren Wollen und beim Widerstreben hin, um seine dieser Lehre gegenüberstehende Ansicht zu begründen. Er zeigt an einigen Beispielen des mittelbaren Wollens (z. B. der Schwerkranke will die Operation um der Gesundheit willen), daß die positive Qualität des Wollens und die negative Gefühlsbetonung des begleitenden Vorstellens weit auseinanderklaffen. Es fehle aber auch oft bei mittelbarem Wollen die Zielvorstellung ganz, wenn z. B. das Dienstmädchen zur Herrschaft geht, einen Besuch zu melden und sich dabei nicht vergegenwärtigt, daß es einem gegebenen Befehle, u. zw. wieder mittelbar folge. Aber auch Tatsachen des Widerstrebens stehen der zuletzt genannten empiristischen Ansicht gegenüber. Auch hier suche man vergebens nach der vom Empirismus geforderten Vorstellung, die sich nach Richtung und Gefühlston mit dem

Widerstreben decke, wie es an den Vorstellungen des Verbrechers vor seiner Hinrichtung gezeigt wird. Auch widerstreben wir nicht, wie die Empiristen wollen, indem wir lustvoll oder unlustvoll vorstellen, sondern in einer Weise, die man überhaupt nicht in Vorstellungen fassen könne.

Im folgenden wendet sich der Verf. gegen die von Ehrenfels in seiner Werttheorie aufgestellte Behauptung, daß als Willensregungen nur Vorstellungen mit maximaler Stärke zu gelten haben. — Wenn nun der Verf. so die verschiedenen Richtungen des Willensempirismus bekämpft hat und damit auch die Grundansicht desselben, daß alles Wollen intentional auf ein Ziel gerichtet sei, so stellt er dann diesen Ausführungen die positive Behauptung gegenüber, alle Willensregungen seien objektslos. — Um dies zu beweisen, stellt er eine vergleichende Betrachtung zwischen Vorstellungen und Willensregungen an. Beim Vorstellen sei Wissensakt und gewußtes Objekt zu unterscheiden; im Vorstellen selbst als dem Gegenstandsbewußtsein vergegenwärtigen wir uns den Gegenstand und in diesem Sinne sprechen wir von einer Richtung des Vorstellens beim Wollen, erleben wir einen Wert, in Bezug auf welchen die Willensakte ein mehr oder minder sattes Werthalten sind. Während also hier Wunschvoll- und Wunschloswerden eines Gefallensaktes zu konstatieren ist, sind beim Vorstellen zwei Wissensakte (vom Vorstellungsvorgange und vom Gegenstande). Gegen eine Parallele der Willensregungen mit den Vorstellungen hinichtlich der Beziehung auf ein Objekt spricht, daß das Wollen kein Z i e l b e w u ß t s e i n ist, denn öfter hinkt das Bewußtwerden des Zieles erst dem Wollen nach, ja es kann ganz ausbleiben. Also nicht wie die Vorstellungen auf die Gegenstände, sind die Willensregungen auf ihre Ziele gerichtet. Die Richtung der Willensregungen bedeutet vielmehr, daß die Sättigungsgrade unseres Gefallens (Mißfallens) wechseln, wie z. B. der Schachspieler keineswegs sich den Zweck des Mattmachens unausgesetzt vergegenwärtigt, trotzdem aber alle Vorstellungen beim Spiele den Willen zu gewinnen möglichst sättigen. Zum Wollen kann auch falsches Zielbewußtsein treten, wie z. B. der Schachspieler nicht seine Schwäche gegenüber dem Gegner eingestehen will und nun nach einem zufälligen „Versehen“ die gespielte Partie durchmustert, ohne das er nicht verloren hätte.

Er glaubt deshalb die Partie zu durchmustern, um den Fehlzug zu finden, in der Tat aber, um nicht seine mindere Spielfähigkeit eingestehen zu müssen (Tatsache der Lüge des Bewußtseins). Das Willensziel, wie bei der Neugierde, ist nicht einmal vorstellbar. T r i e b e nennt nun der Verf. Willensregungen, zu denen wir tatsächlich keine Ziele vorstellen. Ordnen sich Vorstellungsgegenstände als Ziele unseren Willensregungen in der Weise zu, daß sie im Falle ihrer Verwirklichung unser Gefallen satt, unser Mißfallen möglichst ungesättigt machen, so nennt

man diese Zwecke, die hinzugehörigen Willensregungen Streben, bezw. Abneigung.

Die Erscheinung der „Lüge des Bewußtseins" äußere sich nun verschieden, indem man sein Tun auf einen falschen Beweggrund schiebt, sich ein sittliches Willensziel vortäuscht, bei zwei konkurrierenden Motiven sich vom löblicheren bewegt glaubt. Beziehen sich die genannten Selbsttäuschungen auf die Motive, so gebe es auch solche hinsichtlich der Meinungen, wie der Dichterling den vom Kritiker erkannten Unwert nicht zugeben will und deshalb sich einredet, der Kritiker beachte nur den Geschmack des Publikums, verstehe überhaupt von wahrer Dichtung nichts u. dgl. Oder, was nicht so harmlos ist, wenn wir das eigene Urteil fälschen (Einmal ist keinmal), wenn wir die Leidenschaft die Einsicht fälschen lassen, wenn wir bei Wohltaten uns mit den multa statt mit dem multum begnügen, in religiösen Dingen auch die recht vielen „guten Werke" dem multum vorziehen.

Eine andere Erscheinung, die mit der Objektlosigkeit des Wollens zusammenhängt, ist die des Motivwandels. Dabei spielen wieder die oben erwähnten Sättigungskontraste eine große Rolle, Handlungen, die wir früher aus einem anderen Motive getan haben, tun wir aus einem neuen, durch welches wir sogar das alte hintansetzen. So erzeugt der bloße Neuheitsdrang (Neugierde) das Bedürfnis nach Evidenz, der bloße Nachahmungsdrang geht über zu freudigem Selbsttun, was so viel ist, als der Übergang von Sitte zum Sittlichen, des selbstischen Mitleids zu selbstlosem Erbarmen, der sinnlichen Liebe zu seelischer Liebe. Es gibt aber auch rückschreitenden Motivwandel, wenn z. B. etwas, was aus heiligem Eifer für die Sache geschah, dann aus Rücksicht auf Lohn, aus Eitelkeit oder dergleichen geschieht. Er findet sich, wie Nietzsche schon hervorhob, sehr stark in der demokratischen Gleichmacherei. Zum Glück ist nicht rückschreitender, sondern vorschreitender Motivwandel trotz gegenteiliger Befürchtungen Kants die Regel. Daß die höheren Triebe das Übergewicht gewinnen, weiß am besten der Kulturforscher, der die wenn auch nicht ganz selbstlosen, aber die äußeren Zwecke des Nutzens, der Auszeichnung besonders verfolgenden Beweggründe in den Anschauungen der rohen Vorzeit, was das Verhältnis zu allem Fremden, zu den Familienmitgliedern usw. betrifft, vergleicht mit der Gesinnung einer Antigone, eines Menander u. dgl. Tun, welches selbstisch beginnt, wird unselbstisch; aus Nützlichkeitsgründen entwickelt sich Freundestreue. Es veredeln sich in ähnlicher Weise die Anschauungen von der Ehe. In manchen Fällen tritt an Stelle des alten Motivs ein neues, das gleichwertig ist.

Während nun bei diesen Fällen des Motivwandels wir es mit einer Art Motivanpassung zu tun haben, wo die neue Triebfeder die alte verschwinden läßt, so gibt es noch eine andere Art derselben, „Motivbahnung", Hinzutreten neuer Motive ohne das Ur-

sprüngliche von demselben Gegenstande abzudrängen. Dabei kam man zu anderen Formen des Handelns an demselben Gegenstande, wie z. B. auf dem Gebiete der Arbeitergesetzgebung zum reinen Gerechtigkeitsstandpunkte der Humanitätsstandpunkt kommt, oder zu gleichen Formen bei neuen Gegenständen, wenn z. B. zu rein wissenschaftlichen, künstlerischen Bestrebungen von Vereinen auch freundschaftliche, gesellige hinzukommen.

Mit dem Motivwandel schon, noch mehr mit der Motivbahnung stellt sich unversehens eine Zweckvervielfältigung ein, welche uns dann die Kulturentwicklung am besten erkläre. Es kann nun insoferne ein erweiterter Motivwandel stattfinden, daß das nach einer bestimmten Triebfeder beginnende Handeln neue Gefallensregungen hervorrufen kann, ehe es zum Ziele gelangt, u. zw. Gefallenserregungen an den Mitteln, die zum Zwecke führen, wie z. B. Disziplin während des Unterrichtes anfangs Mittel zum Zwecke eines gedeihlichen Unterrichtes, dann als neuer Selbstzweck in das pädagogische Ideal aufgenommen wird. Aber es können auch neue Gefallensregungen durch die Wirkungen hervorgerufen werden, wofür das ganze Gebiet der Wissenschaft und Kunst genug Beispiele bietet. Eine reiche Quelle für diese Zweckvervielfältigung bietet noch der Umstand, daß jeder Mensch in der Mitte anderer lebt, so daß sie sich im Wechsel der Generationen, aber auch schon innerhalb der einzelnen Generation vollziehe, der Verf. zeigt dies an der Entwicklung der sozialen Frage.

Dieser Vorgang der Zweckvervielfältigung, so großartig er ist, beruht doch nur auf den N a t u r gesetzen des Wollens.

In dem II. Teile des Buches „Die Normgesetze des Willens“ sucht nun der Verf. zu zeigen, daß es, wie das Denken inneren Normen folge, auch Willensnormen gebe. Zu diesem Behufe muß er die Frage beantworten: was entscheidet, wenn mehrere Willensregungen konkurrieren oder streiten? (Motivenkampf).

Der Motivenkampf ist dem Verf. nicht der Kampf von Wertvorstellungen, sondern das Verhältnis, in welches zwei gleichzeitige Willensregungen eintreten, wenn das Handeln nach der einen ein Handeln nach der andern Seite ausschließt. Der Motivenkampf als Kampf der Wertvorstellungen nach Schopenhauer übersieht das oben erwähnte Zentrierungsgesetz. Wie entscheidet sich dieser Motivenkampf? Nach vielen Psychologen durch wahlloses Siegen eines Motives. Diese Auffassung erscheine in zwei Gestalten: als mechanistische Lehre des stärksten Wunsches oder als mechanistische Lehre vom Siege glückvollsten Wollens. Nach beiden Erklärungen wäre das Willensleben, wie der Verf. des näheren zeigt, ganz vom N a t u r zwange beherrscht. Nach einer eingehenden Kritik dieser beiden Lehren weist er als gemeinschaftlichen Fehler auf, daß der Motivenkampf so beurteilt sei, als lasse sich das physikalische Gesetz der Resultante einfach in das Willensleben übertragen. Es herrscht aber wohl ansatzweise auf dem

Gebiete der Empfindungen, aber sonst zeigt sich im intellektuellen Leben der große Unterschied zwischen dem Gesetze der Resultante und der seelischen Eigentätigkeit. Die fixierenden, zerlegenden und zusammenfassenden Akte des Denkens verhindern geradezu das Auseinanderfließen zu Resultanten. Die Urteile sind abhängig im Stoff, aber unabhängig in der Leistung gegenüber den Vorstellungen. Wie die Urteile über die Vorstellungen, so erheben sich auch gewisse Akte über die Akte des Gefallens und Mißfallens, von denen sie trotzdem den Stoff nehmen. Dies sind die Akte des Wählens und Vorziehens.

Um zur Beantwortung der Frage „Sind das Wählen und Vorziehen Akte der denkenden oder der wollenden Seele?“ zu gelangen, unterzieht der Verf. noch die eudämonistische Mißdeutung des Wahlinhaltes, nach welcher Lust das Vorziehensobjekt ist, einer eingehenden Kritik. Daß es unrichtig sei, alle Wahl auf die Schneide der Lust zu stellen, zeigen Beispiele wie Antigone, Kordelia in König Lear usw. Da sei es nicht der Lustmaßstab, nach dem sie vorziehen.

Der Eudämonist meint, diese Helden zögen einen kleineren Zustandsunwert (augenblickliche Unlust) einem größeren (dem ganzen künftigen Leben) vor. Der Fehler, der dabei gemacht werde, sei, daß der Eudämonist das reflexionsartige Gefallen für Lust halte. Ein anderes Mißverstandenes, das sich nicht auf den Inhalt, wie das eben behandelte, sondern auf den Akt beziehe, ist die intuitionistische Deutung des Vorziehens, welche den Vorziehensakt in das intellektuelle Gebiet verlegt, indem es den Akt als evidentes Urteilen über Lustgrößen auffasse. Zwischen logischer und praktischer Evidenz sei aber ein großer Unterschied, dort muß jeder den Urteilsakt vollziehen, weil er den Inhalt ansieht, hier ist das Urteil „größere Lust ist kleinerer unter sonst gleichen Umständen vorzuziehen“ richtig, weil jeder notwendig diesen Wahlakt vollziehen muß. Das erstere ist ein evidentes Urteil, das zweite ein Tatsachenurteil. Aber nicht, wie der empiristische Intellektualismus es will, zum Unterschiede vom intuitionistischen so genannt, ist dieses Tatsachenurteil schon ein Vorziehen, so daß das dazukommende Lieberwollen überflüssig wäre, sondern nur eine Vorbedingung des Vorziehens, und es tritt als neuer, besonderer Akt die dritte Art ursprünglicher Äußerungen des Willensvermögens, der Akt des Vorziehens (Lieberwollens) hinzu.

Analytisch ist dieses Vorziehen, wenn es sich an vorbereitende Leistungen des Gefallens oder Mißfallens anschließt, so daß es in diesem Falle bloß ein abschließender Prozeß ist, nicht ein schöpferischer. Die Sättigungsverhältnisse des Gefallens und Mißfallens lassen da schon vorher erkennen, wo das Bessere ist. Wird aber das Bessere erst durch das Vorziehen selbst bewußt, so ist es ein synthetisches Vorziehen. Für das analytische Vorziehen gibt es verschiedene Fälle, indem Besseres dem minder Guten, Mehr

vom Gefälligen dem Weniger, das Sein eines Wertes dem Nichtsein vorgezogen wird, wobei immer nur die Kenntnis des Besseren aus Sättigungsverhältnissen des Gefallens oder Mißfallens entnommen wird. Von diesem Vorziehen hängt nun das Wählen ab, welches überall dort stattfindet, wo ein vorhergehendes prüfendes Denken den Fall des analytischen Vorziehens nahelegt. Das Gesetz nun, daß das analytische Vorziehen von den Sättigungsverhältnissen abhänge, ist ein Normgesetz, weil es für alle Werte und Unwerte gilt, sowie logisches Denken für alle Einzelfälle.

Ein Unterfall des analytischen Wählens ist das mittelbare Wollen. Es beruht nämlich auf solch analytischem Vorziehen, durch welches wir das Sein eines Zweckes seinem Nichtsein, bezw. das Nichtsein eines unmittelbaren Unwertes seinem Sein vorziehen. So will der Kranke die Operation mittelbar, die er nicht liebt, weil er unmittelbar die Gesundheit will; aber der Raucher läßt schwer das ihm liebgewordene Rauchen, weil er die Gesundheit will. Das analytische Vorziehen betrifft aber auch die Mittel. Auch von ihnen wollen wir lieber, daß sie seien, als daß sie nicht seien und deshalb widerstreben wir auch allen Hindernissen, wollen wir deren Nichtsein.

Übergehend zu den Akten synthetischen Vorziehens zeigt der Verf., daß wir Wert oder Unwert bei allen Willenszielen der drei Stufen zu wählen haben, wir durch analytisches u. zw. allgemein gültiges Lieberwollen stets das Sein des Wertes dem des Unwertes vorziehen; ebenso, daß, wo Werte derselben Stufe, z. B. zwei Personenwerte, Gesundheit und Reichtum, verglichen werden, individuell wechselndes analytisches Vorziehen entscheidet. Erst, wo wir Werte verschiedener Stufen, z. B. Zustandswerte mit Personenwerten oder Fremdwerten zu vergleichen haben, versagt das analytische Vorziehen, weil die Wertklassen hier grundverschieden sind. Hier entscheiden nur Akte des synthetischen Vorziehens. Das erste dieser Gesetze lautet: die Personenwerte sind Zustandswerten vorzuziehen, und zwar gilt — und das ist das Neue dieses Willensaktes — das Vorziehen dem Wollen von Personenwerten, das wir für höher halten als das Wollen von Zustandswerten. Neu ist dieser Willensakt, weil beim analytischen Vorziehen wohl das Sein des Gefälligen wertvoller erscheint als das Nichtsein, aber nicht das Wollen seines Seins wertvoller als das Wollen des Nichtseins. Dieses unmittelbar auf den Akt und nicht auf den Gegenstand des Wollens gehende Vorziehen, weist, indem es nicht Naturzwang, sondern Normzwang ausdrückt, wie ein Kompaß Weg und Richtung, der hier in dem Vorziehen selbst lebt, sowie der Normzwang im logischen Denken selbst liegt. Dieses synthetische Vorziehen zeigt uns das Bessere an, es prägt Würdeunterschiede. Dieses Bessere, das mit dem syntakt. Vorziehen gegeben ist, ist das sittliche Bessere. Das Wollen von Personenwerten ist daher mit unerschütterlicher Gewißheit sittlich besser als das Begehren

von Zustandswerten. Wie es höhere Denkakte gibt auf logischem Gebiete, die synthet. Urteile gegenüber den analytischen, so ist auch das synthetische Vorziehen ein höherer Willensakt.

Auf diesem Ergebnisse beruht die Personwertmoral oder die sittliche Selbstbejahung. Als zweite Art des synthet. Vorziehens ergibt sich dann dem Verf. jenes, durch welches das Wollen von Fremdwerten dem Wollen aller Eigenwerte vorgezogen wird, ein Axiom, dessen Entdeckung dem Begründer der christlichen Sittenlehre gebürt. Diese zweite Art regiert den Fortschritt vom selbstischen zu selbstlosem Handeln. Der Verf. vergleicht es mit dem analytischen und weist auch hier wieder den Normzwang auf. Diese zweite Art synthetischen Vorziehens begründet die Fremdwertmoral oder die Lehre von der Selbstverneinung. Von diesen Ergebnissen aus bespricht noch der Verf. Kants Auffassung in der „Kritik der praktischen Vernunft", welcher schon diesen voluntaristischen Apriorismus kennt, darin aber fehlt, daß er ihn rationalistisch umdeutet. Auch werden von dem so gewonnenen Standpunkte die sogen. Motivzwangtheorien und andere Richtungen, wie der soziale Materialismus, beurteilt.

Zum Schlusse gibt der Verf. einen Lösungsversuch des Problemes der Willensfreiheit. Wie man nämlich auf dem Gebiete des Denkens oft nur nach dem Assoziationszwange denkt, anderseits aber das logische Denken a priori von keinem Assoziationszwange abhängig ist, so steht dem Wollen aus Motivzwang das Wählen nach analytischen und synthetischen Vorziehensnormen gegenüber, das auch vom Motivzwange unabhängig ist. Beherrschten nicht logische Normen das Denken, dann könnte sich dasselbe gegen kausalen Zwang der Assoziationen nicht behaupten, beherrschten nicht die Normen des analytischen und synthetischen Vorziehens das Wählen, dann gäbe es keine Wahlfreiheit (Freiheit vom Motivzwang). Das Wählen hat kein Motiv, weil es nicht naturgemäß, sondern normgemäß aus eigenen inneren Gesetzen des Wollens folgt (Freiheit zum Wählen, Wahlfreiheit, psychologische Willensfreiheit). Das Wählen ist aber Motiv, und zwar ein solches, welches allen anderen überlegen sein kann (Freiheit durch Wählen, Willensherrschaft, metaphysische Willensfreiheit). So ist der Verf. einerseits Determinist, indem er ja höhere Willensakte durch Normzwang determiniert sein läßt, anderseits aber Indeterminist, indem er die Determinierung höherer Willensakte durch Motivzwang leugnet.

Ref. hat hiemit, möglichst dem Gange der Untersuchung folgend, in ausführlicher Weise die von Schwarz aufgestellte Willenstheorie und ihre Begründung dargelegt. In dieser letzteren sind deutlich Herbartsche und Schopenhauersche Gedanken zu erkennen, im wesentlichen aber besteht sie darin, daß sie, Kant auf dem intellektuellen Gebiete folgend, auf emotionalem Boden sittliche Axiome aufstellt. „Der vorziehende Wille setzt, so lauten sie, unbedingt das Wollen eigenen Personenwertes über Zustands-

werte, soziale und ideelle Fremdwerte über das Wollen von Eigenwerten."

Wenn Ref. auch ausdrücklich auf die Kunst des Verf.s in psychologischer Analyse, für welche er besonders auf den Abschnitt von der Lüge des Bewußtseins hinweisen möchte, auf die vorsichtige und wohlbegründete Kritik, die der Verf. anderen Theorien zutheil werden läßt, kurz auf die nirgends unsicher vorschreitende Methode aufmerksam machen möchte und das Referat über die gewöhnlichen Grenzen ausdehnte, um gerade dies zu zeigen, so kann er anderseits mit dem Resultate der Untersuchung sich nicht ganz einverstanden erklären. Die ganze Darstellung macht nämlich den Eindruck, als ob die Willenstheorie des Verf.s geradezu auf der Erkenntnistheorie Kants fuße, wobei zweierlei das Bedenkliche zu sein scheint: zunächst ob so ohneweiters die erstere als Grundlage zu nehmen sei, und zweitens ob die Analogie überhaupt sich so durchführen lasse und ob besonders das „unbedingt Wollen" in den beiden sittlichen Axiomen wirklich analog dem „Evidentwissen" ist. Jedenfalls gehört das Buch zu den vornehmsten neueren Erscheinungen auf dem Gebiete ethischer Literatur und verdient es, aufmerksamen Studiums gewürdigt zu werden.

Wien. Gustav Spengler.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zur Schulhygiene.

Dir. v. Muth berichtet auf S. 832—835 dieser Zeitschrift vom 1. Oktober 1901 über die in der Sektion für Hygiene auf dem XII. internationalen medizinischen Kongreß zu Moskau stattgefundenen Verhandlungen, denen zufolge alle Kongreßteilnehmer das Schulturnen in seiner gegenwärtigen Form einstimmig verurteilten. — Dieses Urteil überraschte mich und ich beschloß, seine Quellen aufzusuchen. Der Vergleich ergab folgende Verschiedenheiten:

I. Kann der Kongreßbericht dem Verf. nicht in 10 Bänden vorgelegen haben, da er nur 7 Bände umfaßt.

II. War der Schulhygiene kein selbständiger Platz angewiesen, sondern der Hygiene im allgemeinen, mit dem ausdrücklichen Vermerk (*y compris la statitique sanitaire, la médicine sociale, l'épidémiologie, l'epizootologie et la science sanitaire technique).*

III. An den Beratungen dieser Sektion beteiligten sich selbstverständlich nicht alle Kongreßteilnehmer (7570); daher konnten sie auch nicht das Schulturnen „einmütig“ verurteilen.

IV. Ist die Konzentration des Unterrichtes auf den Vormittag an den Wiener Gymnasien nicht so wie in Lübek „längst durchgeführt“, da in Lübek auch die Turn-, Zeichen-, Gesang- und Schreibstunden zwischen oder am Ende des wissenschaftlichen Unterrichtes liegen, was hier nur für einige Turn- und Schreibstunden zutrifft; dafür aber muß mindestens ein Nachmittag in der Woche mit wissenschaftlichen, obligaten Stunden belegt werden. In Lübek verbringen die unteren Klassen 5, die oberen Klassen 6 Stunden nacheinander in der Schule.

V. Sind die von Dr. med. Baranonoski aus Lemberg vorgebrachten Wünsche nicht „zumeist schon längst erfüllt“, denn das Turnen ist nicht überall obligat und nirgends sind ihm in Österreich drei wöchentliche Stunden zugemessen, überwachte Ausflüge finden nicht allwöchentlich statt, die Schulbäder sind nicht obligatorisch usw. Mit den von Herrn Dir. v. M. aufgestellten Behauptungen ist doch weder

dem österreichischen Schulwesen im allgemeinen, noch der Schulhygiene im besonderen gedient. Vielmehr aber kann eine freimütige Beleuchtung der tatsächlich vorhandenen Zustände zur Förderung der Jugendbildung beitragen. Und das tut Herr Obersanitätsrat o. ö. Prof. Dr. Max Gruber[1]) in ausgezeichneter Weise; seine Äußerung ist von so aktuellem Interesse, daß wir seinen Gedankengang in Kürze hier mitteilen wollen.

Hofrat Gruber hält regelmäßige, ausgiebige Pflege von körperlichen Übungen von der Kindheit bis ins Greisenalter für ganz unentbehrlich und für eines der sichersten Mittel, um Mann und Weib gesund zu erhalten. Er verlangt systematische Pflege der Leibesübungen auf allen Stufen der Schule, die Fortbildungsschulen mit eingeschlossen. Er schätzt das alte deutsche Turnen (Ordnungs-Freiübungen und Geräteturnen mit Ausschluß aller Künsteleien) als Willensschule überaus hoch, weil es die Kunst des Wollens nicht durch Moralpredigten, sondern durch Übung lehrt. Es leitet mit Bewußtsein dazu an „bei kalter Überlegung tapfer das Richtige tun zu können"; und dazu trägt seines Erachtens „das deutsche Turnen mehr bei als irgend eine andere Leibesübung, die jemals Massenübung werden kann. Er würde es daher „aufs lebhafteste beklagen, wenn wir uns in seiner Pflege durch Mosso oder irgend jemand anderen irremachen ließen".

Die zwei dem österreichischen Schulturnen zugewiesenen Stunden sollten aber nicht das Um und Auf sein, führt Hofrat G. weiter aus. Es muß ergänzt werden durch die sogenannten volkstümlichen Übungen und Turnmärsche. Diese, wie auch die Turnspiele, sollen in großen Städten „zu einem obligaten Bestandteil der körperlichen Erziehung in der Schule werden". Baden, Schwimmen, Eislauf, Rudern, Fechten, Radfahren, Skilaufen und Bergsteigen verdienen an den höheren Schulen Förderung, jedoch in dem Geiste entschiedener Feindschaft gegen alle sportmäßige Übertreibung. Die Leibesübungen sollen soviel als möglich im Freien vorgenommen werden, für die Beistellung von Spielplätzen soll kein Opfer zu groß und die Turnhallen sollen groß und gut eingerichtet sein.

Eine Stunde körperlicher Bewegung täglich schreibt er als Minimum vor.

In dieser Beziehung stehe es bei uns in Österreich trotz aller schönen Erlässe deshalb so schlimm mit der Pflege körperlicher Übungen, insbesondere an den Gymnasien und Realschulen[2]), weil in den Schulräten und in den Ministerien die Persönlichkeiten an den Fingern abzuzählen sind, die selbst jemals geturnt oder irgend andere volkstümliche Leibesübungen betrieben haben.

---

[1]) Vgl. „Gutachten medizinischer Autoritäten über den notwendigen Umfang der körperlichen Übungen an den höheren Lehranstalten und den Knabenvolksschulen" im „Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele"; herausgegeben von E. v. Schenckendorff und Dr. F. A. Schmidt. 10. Jahrg. 1901. Leipzig, Voigtländer.

[2]) Vgl. dazu „Ein Dezennium körperlicher Jugendbildung an den Mittelschulen Österreichs", diese Zeitschrift 1901, S. 1119—1141.

Nach seiner Meinung müssen vor allem die Leibesübungen an den Lehrerbildungsanstalten und an den Mittelschulen mit Lust und Liebe gepflegt werden, wo diejenigen vorgebildet werden, die dereinst die Führung der Nation zu übernehmen haben. Sie können aber an diesen Schulen erst dann jene Pflege finden, die ihnen zum Vorteile der Gesundheit und Sittlichkeit des Einzelnen wie zum Vorteile der Gesamtheit gewidmet werden muß, wenn in genügender Zahl Lehrer dafür vorhanden sein werden, welche körperlich wie geistig ihrer großen Aufgabe gewachsen sind. Der Lehrer der Leibesübungen, der in erster Linie auch Charakterbildner der Jugend sein soll, hat meines Erachtens für die Schule mindestens dieselbe Bedeutung wie der Lehrer irgend eines anderen Faches. Er muß also mit ebensoviel Sorgfalt ausgebildet werden wie dieser und muß, ohne daß ihm eine größere Dienstleistung zugemutet wird, mindestens ebenso gut besoldet werden, dieselbe Rangstellung, denselben Einfluß im Lehrkörper erhalten wie dieser. Wenn akademisch geschulte Männer als Turn- und Spiellehrer eine angesehene und einträgliche Stellung finden werden, dann werden in kurzer Zeit die Klagen über den Mangel an geeigneten Lehrkräften verstummen. So lange man aber die Fachturnlehrer auf Hungerlöhne setzt, oder sie wie minderwertige Unterläufel behandelt, darf man nicht hoffen, daß sich um diese Posten vollwertige Persönlichkeiten bewerben werden.

„Ebenso verfehlt ist es, wenn man glaubt, einen beliebigen Mittelschullehrer als Turnlehrer verwenden zu können, und ihm den Turn- und Spielunterricht in Form von schlecht bezahlten Überstunden anhängt. Zum Turnlehrer taugen nur Personen von hervorragender körperlicher Tüchtigkeit, die selbst Meister in der Sache sind und Freude an körperlicher Betätigung haben. Der Staat muß also ausgiebige Geldmittel zur Verfügung stellen, an den Hochschulen Turnlehrer-Bildungsanstalten in genügender Zahl errichten und die Turnlehrer ausreichend besolden. Das Geld dafür wird wahrlich gut angelegt sein." Das sind die Ansichten des Begründers der Hygiene.

Sowie Hofrat Gruber trat auch Prof. Dr. Leo Burgerstein schon 1887 für die Gleichstellung des „Nur-Turnlehrers" mit den ordentlichen Lehrern der Mittelschulen ein. Er sagt S. 72 in „Die Gesundheitspflege in der Mittelschule", Wien, Hölder: „Eine Lehrkraft, welche sämtliche körperliche Übungen in der Schule lehren könnte, würde wahrhaftig bei entsprechender Vorbildung und Leistung die Stellung eines Lehrers szientifischer Fächer verdienen. Es ist recht eigentümlich, daß man die Wahrnehmung machen kann, wie innerhalb des bisherigen Rahmens die Ansichten einzelner Lehrer über eigenen Wert infolge des vertretenen Faches sich gestaltet haben. Wie hoch dünkt sich mancher 'klassische' Philologe über dem Lehrer der darstellenden Geometrie stehend[1].... Wer die Fähigkeit erworben hat, anderen eine

[1] Es sei hier auch an das Memorandum v. Wilamowitz-Moellendorffs an das preußische Unterrichtsministerium erinnert, worin dieser anerkannt hervorragende Philologe für eine bevorzugte Stellung des

Serie körperlicher Übungen in passender, wissenschaftlich (auch ästhetisch) begründeter Weise beizubringen, verrichtet eine Arbeit, die so verschieden ist von einer mechanischen Leistung, wie das physisch anstrengende Reden des szientifischen Lehrers, von der geistigen Seite des Lehrens."

Derselben Anschauung ist auch Dir. Dr. G. Hergel[1]) in Außig, der dem modernen Turnlehrer die Stellung eines Hygienikers an der Mittelschule zuweist, weil der Turnlehrer „einzig und allein der Mann ist, der in Zukunft als Lehrer der Hygiene — gleichgültig ob dieselbe bereits Unterrichtsgegenstand ist oder nicht — alle schulhygienischen Bestrebungen in seiner Hand zu vereinigen hat, da er in gleicher Weise Lehrfähigkeit, Sachkenntnis und Interesse für den Gegenstand besitzt".

Und wenn Prof. Dr. Josef Tominšek[2]) in Krainburg unabhängig von Dir. Hergel zu derselben Schlußfolgerung gelangt wie dieser, dann muß man zugeben, daß die Anschauung und Wertschätzung der Tätigkeit eines modernen Turnlehrers eine hoch bedeutsame Wandlung durchgemacht hat. Es ist mit Gewißheit zu erwarten, daß im Laufe der Jahre die Ansichten dieser Herren (Burgerstein, Gruber, Hergel, Tominšek) sich verwirklichen werden, da mit der fortschreitenden Kultur und Teilung der Arbeit die Turnkunst bestimmt ist, die verloren gegangene Harmonie in der menschlichen Erziehung und Lebensweise wieder herzustellen. Für die Gegenwart jedoch, glaube ich den Vorschlag:

> Turnen als Hauptfach mit einem oder zwei wissenschaftlichen Gegenständen (am besten Naturwissenschaften) als Nebenfächer zu einer Prüfungsgruppe verbunden,

als den, den Mittelschulen nützlicheren ansehen zu dürfen. Außer anderen Vorteilen birgt dieser Vorschlag noch den in sich, daß er entschieden geeignet ist, zur Behebung des bestehenden Lehrermangels wirksam beizutragen.

VI. In der Sektion für Hygiene in Moskau sollen auch die zwischen wissenschaftlichen Unterricht liegenden Turnstunden (Zwischen-Turnstunden) „einmütig verurteilt" worden sein. Das geschah nun von dem Vortragenden Dr. med. Pauli aus Lübek nur in bedingter Weise, da solchem Turnen „nur zu einem geringen Teile erholende Wirkung" zukomme, und Prof. Dr. A. Palmberg aus Helsingfors (wo die Mittel-

---

Griechischlehrers nicht nur dem Lehrkörper, sondern auch dem Direktor des Gymnasiums gegenüber eintritt. — Ähnlich äußert sich auch Möbius über den Mathematiker (vgl. Über die Anlage zur Mathematik, Leipzig, Barth 1900), wenn er sagt: „Die Menschen mit ausgesprochenem mathematischen Talent bilden sozusagen eine bevorzugte Kaste. Sie stehen der übrigen Menschheit gegenüber wie die akademisch Gebildeten dem Reste".

[1]) Vgl. „Die Schularztfrage" in „Turnerische Zeitfragen" von G. Lukas, Wien 1900. Nr. 7.

[2]) Vgl. „Školski zdravnik" im „Popotnik" („Wanderer") 1900, 21. Jahrg., S. 161 ff., herausgegeben von M. J. Nerat in Marburg.

schüler drei wöchentliche Turnstunden erhalten) resumierte nach eingehender Begründung folgendermaßen: „Da nun die Gymnastik überhaupt ebenso anstrengend ist, wie die übrigen Lektionen, so folgt daraus von selbst, daß keine Extrastunden dazu angewiesen werden dürfen, sondern daß die Gymnastik in den Lektionsplan mit den anderen Unterrichtsgegenständen eingereiht werden soll. Durch diese Anordnung entfällt auch die Frage von dem Verlegen der gymnastischen Übungen vor, zwischen oder nach den übrigen Lektionen. In dieser Beziehung gilt nur die allgemeine Regel, daß weniger anstrengende Lektionen auf mehr anstrengende folgen sollen.“ Das klingt doch durchaus nicht wie eine Verurteilung des modernen Schulturnens oder der Zwischenturnstunden. Einstimmigkeit herrschte in der Hygiene-Sektion zu Moskau nur

1. in dem Verlangen, recht oft im Freien zu turnen und

2. in der Ansicht, daß das Turnen auch geistig anstrenge. Dieser Ansicht wird kein vernünftiger Mensch widersprechen, aber „in welchem Grade, das hängt doch sehr von der Methode und dem Lehrer ab“, fügte Prof. Palmberg sofort hinzu.

Wo müßte also der Hebel angesetzt werden, um die hier vorkommenden Schäden beseitigen oder den möglichen vorbeugen zu können? Doch nur durch die Instandsetzung der Turnlehrer ihren Gegenstand in physiologischer und psychologischer Richtung so zu erteilen, daß er zur Erfrischung und Erholung der Studierenden beitrage. Dazu ist aber eine Vertiefung und Erweiterung der gegenwärtigen Turnlehrerbildung in fachlicher, naturwissenschaftlicher und philosophischer Richtung notwendig. Die nordeuropäischen Staaten sind den übrigen in der Turnlehrerbildung weit voraus. Nach Prof. Palmberg sind „die Kompetenzforderungen für die Gymnastiklehrer“ folgende:

1. Studentenexamen (Maturitätsprüfung);
2. einjähriger Kurs an der Universität in Chemie und Physik;
3. zweijähriger Kurs in dem gymnastischen Institut der Universität (Helsingfors);
4. Probelektion in der Normalschule und
5. Examen paedagogicum.

Nachdem Deutschland seit einigen Jahren Universitätsturnkurse zur Heranbildung von Turnlehrern errichtet hat, ist dort auch eine Anstalt, ähnlich wie in den nordischen Staaten entstanden. Der „Illustrierten Zeitung“ von Weber in Leipzig vom 2. Oktober 1902 ist zu entnehmen, daß in Kiel die erste deutsche staatlich genehmigte Lehranstalt für Heilgymnastik begründet worden ist, wo die Zöglinge sowohl theoretisch als praktisch in der Anatomie des menschlichen Körpers, in Physiologie, Bewegungslehre, Gesund- und Krankheitslehre, Turnen, Gerätkunde, Gymnastik und Massage unterrichtet werden, und dessen Zöglinge erst einen zweijährigen Kursus durchgemacht haben müssen, bevor sie zur Staatsprüfung zugelassen werden.

Ähnliche, aber weitergehende Forderungen habe ich schon 1894 in dem Vortrage „Die Frage der körperlichen Erziehung“ („Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel“) aufgestellt, deren allmähliche Verwirklichung nicht nur möglich, sondern nach dem gegenwärtigen Stande der Hygiene notwendig ist.

Wien. Max Guttmann.

M. Killmann, Die Direktoren-Versammlungen des Königreiches Preußen von 1890—1900. Die Meinungsäußerungen, Wünsche, Anträge und Beschlüsse der Mehrheiten nebst einzelnen Berichten und Verhandlungen in Auszügen oder wörtlicher Wiedergabe. Berlin, Weidmann 1900. XII und 192 SS. gr. 8°. Preis 6 Mk.

Mit dem ausführlichen Titel ist zugleich der reiche Inhalt des vorstehend genannten Bandes gegeben, der das im Jahre 1890 erschienene, die Ergebnisse der Direktoren-Versammlungen von 1860—1889 behandelnde gleichnamige Werk desselben Verfassers fortführt. Die Vorzüge der Arbeit sind die gleichen geblieben, denn bis auf wenige unwesentliche Änderungen ist auch die Anlage unverändert gelassen worden. Es ist eine überaus verdienstliche Arbeit, der sich Killmann mit besonderem Geschick unterzogen hat, die zum Teil sehr wertvollen Ergebnisse der Direktoren-Versammlungen nach den verschiedensten in Betracht kommenden sachlichen Gesichtspunkten zu gliedern und übersichtlich darzustellen. Vorangeht ein lesenswertes Kapitel „Die durch die Lehrpläne und Prüfungsordnungen von 1891 erhöhte Bedeutung der Direktoren-Versammlungen und ihre Weiterentwicklung“; es folgt hierauf eine Übersicht über „die vom Jahre 1890—1900 behandelten Themata im amtlichen Wortlaute, nach den Provinzen und nach der Zeit geordnet“, den Abschluß bilden „Die Meinungsäußerungen, Wünsche, Anträge und Beschlüsse der Versammlungen nebst einzelnen Berichten und Verhandlungen im Auszuge oder in wörtlicher Wiedergabe“. Diese Abteilung bildet den Hauptteil des Buches; es werden diese Äußerungen, Wünsche usw. nach 30 Gruppen gegliedert, so etwa I. Verwaltung der höheren Schulen, Lehrpläne und Methoden; II. Unterrichtszeit; III. Lehrer, Lehramt; IV. Erziehung usw., so daß die Orientierung schon nach dem „Inhalt“ außerordentlich erleichtert wird, ein nach sachlichen Schlagworten eingerichtetes Register am Schlusse des Buches ermöglicht auch ohne den Inhalt durchsehen zu müssen, über einzelnen in den Verhandlungen berücksichtigten Materien Aufschluß zu erhalten. So bietet die Arbeit Killmanns ein treffliches Hülfsmittel und eine Art Rechenschaftsbericht über die zehnjährigen Verhandlungen der preußischen Direktoren-Konferenzen. Die Verhandlungen bieten eine solche Fülle von wertvollen Anregungen, Aufklärungen und Belehrungen, daß sie für alle den Schulinteressen Zugewandten wichtig sind, und sie behandeln soviel praktische Fragen von allgemeiner Geltung, daß ihre Ergebnisse nicht nur für die preußischen Schulmänner, sondern auch darüber hinaus von Interesse

sind. Und dies ist durch die die Weiterentwicklung der Konferenzen betreffenden Verfügungen umsomehr gewährleistet worden. Der Hauptzweck der Direktoren-Konferenzen sollte allerdings ein praktischer sein, die gegenseitige Anregung der Anschauungen im mündlichen Gedankenaustausche über amtliche Erfahrungen; durch allzugroße Ausdehnung der gedruckten Berichte und eine einseitig theoretische Entwicklung der Konferenzen drohte er zu verkümmern. Deshalb wurde bestimmt, daß die Konferenzen fortab nicht alle drei, sondern alle vier Jahre abgehalten und daß für jede Konferenz im allgemeinen nicht mehr als zwei bestimmt begrenzte Aufgaben von praktischer Bedeutung gestellt werden, bei deren Auswahl das Provinzialschul-Kollegium von den Lehrkörpern ausgehende Vorschläge berücksichtigen kann. Außerdem können der Direktorenversammlung noch eine beschränkte Zahl von Fragen des Schuldienstes für eine bloß mündliche Erörterung vorgelegt werden; dem Unterrichtsminister bleibt natürlich vorbehalten, seinerseits Themata zu schriftlicher oder mündlicher Behandlung zu stellen. Die Beratungsgegenstände sind allen Lehrkörpern des Aufsichtsbezirkes mitzuteilen. Doch ist jede Aufgabe zur schriftlichen Vorbereitung nur etwa zehn Anstalten und keiner Anstalt mehr als eine Frage zuzuweisen. Bei der Verteilung dieser Aufgaben ist auf die Zusammensetzung der Lehrkörper in der Weise Rücksicht zu nehmen, daß für die betreffende Aufgabe eine tüchtige Bearbeitung durch praktisch erfahrene Schulmänner gesichert ist. Auch die nicht zu schriftlicher Vorbereitung zugewiesenen Aufgaben und Fragen sind in Konferenzen bei allen denjenigen Anstalten zu beraten, für welche sie von unmittelbarer Bedeutung sind. Dem Lehrkörper steht es natürlich frei, auch ohne besonderen Auftrag eine oder die andere der mitgeteilten Aufgaben in schriftliche Vorbereitung zu nehmen. Die Anordnungen betreffs der Erledigung einer zu schriftlicher Bearbeitung gestellten Aufgabe trifft der Anstaltsleiter. Die Berichte sollen unter Fernhaltung alles Überflüssigen, wie z. B. breiter geschichtlicher Einleitungen und langer Ausführungen aus leicht zugänglichen Werken in bündiger Kürze abgefaßt und am Schlusse das praktisch verwertbare Ergebnis der Ausführungen in wenigen klaren Leitsätzen zusammenfassen. Zulässig ist auch und unter Umständen empfehlenswert, diesem Bericht die Form zu geben, daß den vorangestellten Leitsätzen eine knapp gefaßte Begründung angeschlossen wird. Es ist Wert darauf zu legen, daß die Ausführungen des Berichterstatters in Konferenzen, über die ein eigenes dem Provinzialschulkollegium mit dem Bericht selbst einzureichendes Protokoll zu führen ist, eingehend erörtert werde. Für jede der zu schriftlicher Vorbereitung gestellten Aufgabe hat das Provinzialschulkollegium einen Hauptberichterstatter und in der Regel auch einen Mitberichterstatter zu ernennen. Jener hat das Wesentliche aus den von den verschiedenen Anstalten gelieferten Einzelberichten und Protokollen ohne alle unnötigen Anführungen gedrängt zusammenzustellen und die nach seinem Urteil für die Beantwortung der vorgelegten wichtigen Hauptpunkte in leicht übersichtlichen Hauptsätzen so herauszuheben, daß

in ihnen für die mündliche Verhandlung eine brauchbare Unterlage gewonnen wird. Der Mitberichterstatter hat nicht einen zweiten Hauptbericht zu liefern, sondern sich auf eine etwa nötige Nachlese und auf die Darlegung seiner vom Hauptberichterstatter abweichenden Ansichten zu beschränken, bei der er am besten von dessen Leitsätzen ausgehen wird. Die weiteren Bestimmungen bezwecken eine Vereinfachung der Verhandlungen (bei denen nicht das Hauptgewicht auf Vorträge einzelner, sondern auf den allgemeinen Gedankenaustausch über die zur Beratung stehenden Fragen zu legen, zu welcher in geeigneten Fällen auch hervorragende Fachmänner aus der Zahl der Lehrer herangezogen werden können), eine übersichtliche Fassung des Protokolls und einen mäßigeren Umfang der herauszugebenden Verhandlungen (doch wird ein Höchstmaß für diese nicht festgesetzt). Endlich wird noch darauf hingewiesen, daß die Direktoren-Versammlungen auch eine gute und erfahrungsgemäß gern benutzte Gelegenheit für die Besichtigungen, Prüfung neuer Anschauungs- und Unterrichtsmittel bieten und deshalb die Provinzialschulkollegien veranlaßt, in Zukunft bei der Vorbereitung und Abhaltung dieser Versammlungen im Sinne der hier gekennzeichneten Anschauungen zu verfahren. Mit einzelnen Konferenzen waren auch tatsächlich, soweit sie mit den zur Verhandlung gestellten zusammenhingen, Ausstellungen verbunden, so 1892 in Schleswig eine Ausstellung von Anschauungsmitteln und geeigneter Bücher für die Pflege des Kunstsinnes, 1899 in Stettin eine Ausstellung erdkundlicher Anschauungsmittel.

Wir haben im vorstehenden die mit dem Erlaß vom 4. Juni 1897 für die Direktoren-Versammlungen neu festgesetzten Grundzüge in ihrem wesentlichen Inhalt mitgeteilt, weil daraus ersichtlich ist, welchen Wert und welche Bedeutung die preußische Unterrichtsverwaltung diesen Versammlungen (die, wie es einmal heißt, der Minister gewissermaßen als die geborenen Berater für seine weiteren Maßnahmen erachte) beimißt und welch wichtige Instanz sie für die Fortentwicklung des höheren Schulwesens bilden. Von Wert scheint auch, daß die einzelnen Lehrkörper mit den Beratungsgegenständen befaßt werden und daß die Direktoren-Versammlungen eigentlich nur die Ergebnisse der Einzelberatungen feststellen, sowie daß die Möglichkeit gelassen ist, daß auch einzelne Lehrer den Beratungen zugezogen werden. In Österreich haben sich solche Konferenzen noch nicht recht eingebürgert, doch wurde ein Anfang in Galizien und dann in Niederösterreich gemacht. Im Interesse der Fortentwicklung der Schulen und der Weiterbildung des Lehrers läge es jedoch, es nicht bei vereinzelten Versuchen bewenden zu lassen, sondern die Einrichtung zu einer dauernden zu gestalten.

Wien. Dr. S. Frankfurter.

Dr. Max Eichner, Warum lernen wir die alten Sprachen? Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1901. 103 SS.

Die Schrift bietet mehr als der bescheidene Titel vermuten läßt, denn sie bringt auch ein reiches schulgeschichtliches Material und berichtet über die verschiedene Beantwortung, welche die vorliegende Frage in den einzelnen Epochen gefunden hat. Die Art, wie der Verf. selbst die Frage beantwortet wissen möchte, ist nicht gerade neu. Mit vieler Wärme vertritt er den Standpunkt, daß Latein und Griechisch nicht um ihrer selbst willen betrieben werden sollen; der Sprachunterricht soll den Schülern vielmehr eine gründliche Kenntnis der antiken Kultur vermitteln, welche die Quelle der modernen bildet. Der grammatische Stoff soll auf das Nötigste beschränkt, für die Lektüre sollen drei Lesebücher verwendet werden, je eines für die untere, mittleren und oberen Klassen. Das Lesebuch für die beiden obersten Klassen soll ein Sammelwerk sein, welches späteren Architekten und Historikern, Juristen, Medizinern, Philosophen, Militärs und Theologen zum Bewußtsein bringt, daß unsere ganze Kultur sich auf dem Altertum aufgebaut hat, daß hier die Quellen zu finden sind, zu denen sie je nach Interesse zurückzugehen vermögen. Im ganzen und großen kann der Verf. der Zustimmung aller denkenden Lehrer sicher sein, und der Geist, in dem er sich den altsprachlichen Unterricht betrieben denkt, ist wohl zur Zeit an den Gymnasien der herrschende. Auch die Einführung von Chrestomathien würde gewiß von vielen Lehrern mit Beifall begrüßt werden; wird doch seit jeher die deutsche Lektüre nicht anders betrieben, und gewiß mit gutem Erfolge.

Im einzelnen werden freilich die Meinungen wieder auseinandergehen. Ich selbst könnte der Art, wie sich der Verf. den III. Teil des Lesebuches eingerichtet denkt, wenig Geschmack abgewinnen. Nach seinem Vorschlage sollten in den beiden höchsten Klassen den Schülern nur Auszüge aus Fachschriftstellern geboten werden. Insoweit es sich dabei auch um Historiker und Philosophen handelt, wäre nichts dagegen zu sagen, aber wo bleiben die großen Dichter? Werden diesen die Schüler auf einer unteren Stufe das nötige Verständnis entgegenbringen? Überdies würde wohl bei einer derartigen Ausdehnung der Lektüre von Fachschriftstellern das Interesse früher oder später erlahmen. Es ist überhaupt fraglich, ob, wenn man auch im allgemeinen auf dem Standpunkte des Verf. steht und selbst wenn man dem System der Chrestomathien beipflichtet, die Fachprosa in weiterem Umfange berücksichtigt zu werden braucht und ob nicht vielmehr durch eine eingehendere Realerklärung der Historiker, Redner und Philosophen sich ein klareres Bild auch der materiellen Kultur der Alten gewinnen läßt. Man bedenke auch, wie wenig Text doch auch bei der Fülle des Stoffes auf die einzelnen Fächer käme; sollten da die Schüler z. B. aus ein paar Kapiteln Vitruvs eine klare Vorstellung von der antiken Baukunst gewinnen? Aus den Ausführungen des Verf. geht nicht hervor, ob er sich den Betrieb der altsprachlichen Lektüre lediglich auf die drei Lesebücher beschränkt denkt. Ich selbst möchte auch in diesem Punkte auf die Analogie des deutschen Unterrichtes verweisen. Auch hier bilden die Lesebücher die

Hauptsache, aber nebenher werden auch Meisterwerke der einzelnen Stilgattungen in ihrem ganzen Zusammenhang gelesen. So möchte ich mit dem Verf. auch bei der altsprachlichen Lektüre das Schwergewicht gern in Chrestomathien verlegen und dies besonders in den Unterklassen; daneben halte ich jedoch auch die zusammenhängende Lektüre von Reden, eines Dramas und kürzerer philosophischer Schriften für unerläßlich; so wird auf die vollständige Lektüre der platonischen Apologie keineswegs verzichtet werden können.

Wien. H. St. Sedlmayer.

Schulgesundheitspflege von Dr. med. K. Schmid-Monnard, Arzt in Halle a. d. S. und Rudolf Schmidt, Schuldirektor in Leipzig. R. Voigtländers Verlag in Leipzig. 184 SS. 8°. Preis geh. 2 Mk. 40 Pf., geb. 3 Mk.

Die Schrift behandelt das Schulhaus und seine Einrichtung, den Unterricht, die Beziehungen zwischen Schule und Haus, Schularzt, besondere Beziehungen der Lehrerschaft zum Gegenstande, Wohltätigkeitseinrichtungen, Fürsosge für Abnorme, bringt ferner die wichtigsten Angaben aus der deutschen Fachliteratur und zieht außerdem behördliche Verfügungen an.

Das Buch bietet eine vortreffliche Darstellung des Gegenstandes, wie nicht anders zu erwarten war, da Schmid-Monnard als Autor auf dem Gebiete längst vorteilhaft bekannt ist, nicht zum mindesten durch seine Originalarbeiten über den Einfluß der Schulung auf die Gesundheit. Die wertvolle Mitwirkung Schmidts, als eines vielerfahrenen und auf dem besonderen Felde versierten Schulmannes, ist an mancher Stelle des Buches deutlich erkennbar.

Wir können die vorliegende Publikation nur bestens empfehlen; der Text ist trotz eines an Sachlichem ziemlich reichen Inhalts in jener frischen Art geschrieben, welche Bücher zu charakterisieren pflegt, die mit intimer Kenntnis der Sache und Eifer für die besondere Aufgabe abgefaßt wurden; die Aufstellung unerfüllbarer Forderungen ist vermieden; demnach dürfen wir annehmen, daß jeder Lehrer das Buch mit Nutzen und Interesse lesen wird; wir möchten dies umsomehr wünschen, als nach den verwaltungsmäßigen Einrichtungen in manchen Ländern nur dann praktischer Fortschritt auf gewissen wichtigen Teilstücken unseres Gebietes zu erhoffen ist, wenn ein größerer Bruchteil der täglich im Schulleben stehenden Lehrerschaft den bezüglichen Fragen nähertritt. Daß Fortschritt hier dringend nottut, ist ganz außer Frage.

Wir wollen diese Anzeige mit einem Satze aus dem vorliegenden Buche schließen, welchen gerade Schmid-Monnard niederzuschreiben auf Grund seiner eigenen Forschungsergebnisse berechtigt ist: „Das steht jedenfalls fest, daß auf sämtlichen Schulen, die bis jetzt beobachtet sind, mehr Kinder in kränklichem Zustande die Schule verlassen als

hineinkommen" (S. 124). Den Solches verursachenden Mißständen zu steuern, sind bestimmt die Lehrer mitberufen — und jene, welche Väter schulbesuchender Kinder sind, werden gewiß manches am eigenen Fleische erleben, was besserungsbedürftig und besserungsfähig ist, darunter auch solches, was nach Abhilfe schreit; sie werden dies alles umso besser würdigen, je mehr sie mit Schulhygiene vertraut sind. Wir hätten es in Österreich keineswegs nötig, mit Verbesserungen zu warten, bis solche im Auslande längst durchgeführt sind — um sie dann nachzumachen: im Gegenteil, wir könnten ohneweiters vorangehen, um unser sonst so hoch entwickeltes Schulwesen auch bezüglich der gesundheitlichen Seite wenigstens in jenen Hinsichten nachahmenswert zu machen, welche keine Geldmittel fordern. Damit hat es gute Wege.

Wien. L. Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische im Anschluß an die Cäsarlektüre. Mit einem grammatischen Anhang. Von Wilhelm Wartenberg, Professor. Lernstoff der Mittelklassen. Hannover, O. Goedel 1902. VIII und 178 SS. 8°.

Die jüngste Fortsetzung der von demselben Verfasser erschienenen Übungsbücher erstreckt sich auf das grammatische Pensum, das im ganzen dem unserer IV. Gymnasialklasse entspricht. Es wird dem Schüler in der Art geboten, daß er an einer dem Übungsmateriale beigegebenen Auswahl von Satzbeispielen aus Cäsars *Bell. Gall.* (S. 107—139) in induktiver Weise die Regeln für einzelne grammatische Partien gewinnen soll, um sie dann in den die Klassenlektüre aus Cäsar begleitenden Lesestücken anzuwenden.

Unter den erwähnten Satzbeispielen ist der Einübung des Gerundiums und Gerundivums ein besonders breiter Raum (S. 108—115) gegönnt, so daß dieser grammatischen Partie gegenüber manche ebenso schwierigen Punkte aus der Tempus- und Moduslehre hinsichtlich der Vorübungen, mag auch manches schon auf früherer Unterrichtsstufe berührt worden sein, etwas spärlich bedacht erscheinen. Es obliegt also, wie es auch im Vorworte zum Teile empfohlen wird, dem Lehrer selbst die Ergänzung solcher Beispiele. Diese brauchen nach meiner Ansicht nicht wörtlich aus Cäsar entnommen werden. Schließen sich beispielsweise wie im vorliegenden Übungsbuche die Lesestücke, welche die Tempuslehre betreffen, an Cäs. *Bell. Gall.* Buch I und II an, so ist es besser, die vorbereitenden Sätze mit Rücksicht auf die in diesen Büchern eben vorkommende Phraseologie selbständig zu bilden, als Musterbeispiele aus dem noch nicht gelesenen V. und VI. Buche vorzuführen, damit die Phraseologie, mit der sich der Schüler gerade beschäftigt, gefestigt werde. — Beispiele, in denen nach dem Praes. hist. im Nebensatze Coni. Imperf. folgt (S. 119, 2; S. 120, 17 u. ö.), können wohl nur den Zweck haben, dem Schüler diese in der Lektüre vorkommende Erscheinung klar zu machen, eine förmliche Einübung scheint mir in Mittelklassen besser zu unterbleiben, weil es sich in schriftlichen Arbeiten der Schüler schwer unterscheiden läßt, ob eine bewußte Anwendung dieser grammatischen Erscheinung oder ein (nicht selten vorkommender) Verstoß gegen die Cons. temp. vorliege.

Zweifellos bleibt es, daß bei gründlicher Verarbeitung des reichen Übungsmaterials die Mehrzahl der Schüler auf eine Stufe gehoben werden dürfte, daß sie sich ohne Scheu an schwierigere Aufgaben wagen können, zumal auf Einübung von Redensarten und Wendungen, wie sie der deutschen Sprache eigen sind, gebührende Rücksicht genommen wird.

Für die Philologen Österreichs hat das Buch insofern praktischen Wert, daß es zum Teile in der Methode unterstützen kann, zum Teile Themata für schriftliche Arbeiten im Anschlusse an Cäsars *Bell. Gall.* bietet. Die Stücke sind empfehlenswert, weil sie nicht bloße Paraphrase des Autors sind, sondern durch freiere Gestaltung des Lesestoffes einigermaßen neuartig erscheinen und auch inhaltlich befriedigen. Nebst dem bereits erwähnten I. und II. Buche des *Bell. Gall.* sind für Einübung der Moduslehre in den Lesestücken Teile des III.—V. Buches, in den Lesestücken zum Zwecke einer ergänzenden Gesamtwiederholung solche aus dem VI. und VII. Buche verwertet.

Wien. F. Kunz.

Lesebuch aus Gustav Freytags Werken. Ein Hülfsbuch für den deutschen und geschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Willy Scheel. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1901. X und 215 SS. Preis geb. 3 Mk.

Anknüpfend an die Erfahrung, daß zur Belebung und Vertiefung des Geschichtsunterrichtes einschlägige Partien aus mustergültigen Werken hervorragender Autoren vorgelesen zu werden pflegen, hat Scheel es hier unternommen, aus den unsterblichen Werken Gustav Freytags ein Lese- und Hülfsbuch zusammenzustellen. Es mag gleich gesagt werden, daß der Versuch wohl gelungen ist und daß das Buch jedem Lehrer bestens empfohlen werden kann. Aus den 'Bildern aus der deutschen Vergangenheit', aus den 'Politischen Aufsätzen' und vereinzelt aus den 'Ahnen' wurden 43 kleinere Lesestücke zusammengestellt, die reich an Belehrung und Anregung sind. Von einem Eingehen auf den reichen Inhalt kann bei der Bekanntheit des Dichters und Stoffes billig abgesehen werden. Die Auswahl soll nach der Absicht des Herausgebers auch Aufsätze, freie Vorträge, Wiedererzählungen, Übersichten günstig beeinflussen. Sie ist vor allem berechnet für die Klassen U III bis O I. Das für die Jugend Geeignetste herauszufinden und mit Beiseitelassung des Fernerliegenden und Zerstreuenden zu einem kleinen Ganzen zusammenzustellen, war natürlich die Hauptaufgabe des Bearbeiters. Einige wenige erklärende Anmerkungen wurden als Fußnoten beigegeben. Es liegt nur noch die Frage nahe, ob dieses für reichsdeutsche Verhältnisse prächtige Buch auch ohneweiters in unseren Schulen benutzt werden kann. Nun die Antwort ergibt sich für jeden Kenner der Freytagschen Werke von selbst. Bei aller Objektivität der Darstellung bleiben doch so manche Imponderabilien in Auffassung und Tendenz, die ein gewisses Taktgefühl seitens des Lehrers erfordern, um jede mögliche Verletzung des religiösen und politischen Empfindens zu vermeiden.

S. 85, Z. 13 v. o. ist mir ein Druckfehler aufgefallen.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

J. D. van der Waals, Ein Lebensabriß. Von J. J. van Laar, Privatdozent an der Universität Amsterdam. Leipzig, J. A. Barth 1900.

Man erwarte in der vorliegenden Schrift nicht etwa eine Biographie des berühmten Gelehrten, wie sie gebräuchlich ist. Der Verfasser hat in dieser Schrift die Arbeiten van der Waals skizziert und an manchen Stellen auch an diesen Kritik geübt. So ist in den ersten Abschnitten auf die Forschungen eingegangen, die sich auf die kritische Temperatur beziehen, ferner auf jene, in denen die Modifikation des Boyle-Gay-Lussacschen Gesetzes vorgenommen wurde. Weiters wird das Gesetz der übereinstimmenden Zustände hervorgehoben, welches nicht nur bei Gasen und Dämpfen, sondern auch bei Flüssigkeiten sich sehr gut bewährt. Es wird gezeigt, daß das Gesetz der übereinstimmenden Zustände eine sehr einfache Anwendung des Prinzipes von Newton über die Ähnlichkeit in der Bewegung der Molekülsysteme auf molekülare Systeme ist. In der Tat hat Kamerlingh Ones das Gesetz der übereinstimmenden Zustände aus dem Prinzipe von Newton deduziert. Im weiteren Verlaufe der kleinen Schrift werden die Arbeiten von van der Waals über die thermodynamische Theorie der Kapillarität in der Voraussetzung stetiger Dichtenänderung, ferner über die Molekülartheorie einer aus zwei verschiedenen Stoffen zusammengesetzten Substanz kurz auseinandergesetzt, endlich auf die letzten Untersuchungen dieses Forschers, die sich wieder auf die Zustandsgleichung eines einfachen Körpers beziehen, des Näheren eingegangen.

Zum Schlusse seiner interessanten Ausführung spricht der Verf. über den wissenschaftlichen Charakter van der Waals und über die Stelle, welche er unter anderen heutigen großen Naturforschern einnimmt. Es spiegelt sich in diesen Schlußabschnitten eine Begeisterung für die mathematische Physik und deren größte Vertreter ab, wie sie intensiver nicht gedacht werden kann. Van der Laar behauptet mit gutem Grunde, daß in keiner Wissenschaft die Verwandtschaft mit der Kunst so groß ist wie in der mathematischen Physik. Vorzugsweise werden die Eigenheiten des wissenschaftlichen Wesens und Strebens der beiden holländischen Forscher Lorentz und van der Waals hervorgehoben, dessen Arbeiten sich vielfach mit jenen von van t'Hoff berühren.

Die Arbeit, welche uns vorliegt, ist in jeder Beziehung sehr beachtenswert.

Physikalische Formelsammlung von G. Mahler, Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium in Ulm. Mit 67 Figuren. Leipzig, G. J. Göschen 1901.

Der Verf. hat in dem vorliegenden Bändchen der Sammlung Göschen die wichtigsten Formeln der Physik in kurzer, manchmal origineller Weise abgeleitet und zusammengestellt. Dabei wurde dem irdischen, konventionellen Maßsystem, aber auch dem absoluten Maßsystem Rechnung getragen und auf den Begriff der Dimensionen eingegangen; dieser hätte allerdings im Verlaufe der Darstellung verwendet werden sollen, was leider nicht geschehen ist. In der Akustik sind von den Schallerregern nur die Saiten und Luftsäulen erwähnt. In der Lehre vom Lichte finden wir die allgemeine Ableitung der Formeln für die Reflexion am Kugelspiegel. Zweckmäßig wäre es gewesen, bei der Betrachtung der optischen Instrumente nicht einzelne Strahlen, sondern Strahlenbüschel einzubeziehen und den Gang der gebrochenen Strahlen genau darzustellen. Die theoretische oder physikalische Optik gar nicht zu berücksichtigen, geht nach der Ansicht des Ref. nicht an.

In der Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität ist auf die neueren Maße eingegangen worden; doch ist dieser Abschnitt im allgemeinen sehr dürftig ausgefallen; es hätten namentlich die auf den Elektromagnetismus, die Elektrodynamik und die Induktion bezugnehmenden Entwicklungen vorgenommen werden sollen, ebenso hätte die Methode der Kraftlinien herangezogen werden sollen, um manche Entwicklung einfacher und übersichtlicher zu gestalten. Wir vermissen ferner einen Abschnitt, in dem von den Hertzschen Schwingungen die Rede ist. Auch von der Eigenschaft der dielektrischen Körper wird an keiner Stelle des Büchleins gesprochen. Kurz zusammengefaßt kann man sagen, daß gerade in diesem Teile der moderne Zug der physikalischen Forschung nicht anzutreffen ist. Im allgemeinen ist auch zu bemerken, daß das Prinzip der Erhaltung der Energie viel zuwenig in den Vordergrund gerückt wurde, was im Interesse des Unterrichtes, dem das vorliegende Buch ganz gut dienen könnte, zu beklagen ist. Die Lehrer der Physik werden den Unterricht nur dann fruchtbringend gestalten, wenn sie diesen auf wenigen aber festen Stützen aufbauen, von denen eine das oben erwähnte Prinzip ist.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Programmenschau.

88. Kleinpeter, Dr. Hans, Erkenntnislehre und Naturwissenschaft in ihrer Wechselbeziehung. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule zu Proßnitz 1900. 40 SS.

Bei der Lösung von Problemen ist oft nicht Unzulänglichkeit des Wissens, sondern irrige Voraussetzung und unrichtige Fragestellung die Ursache, daß zahlreiche exaktwissenschaftliche und philosophische Fragen ungelöst bleiben. Da ergibt sich die Notwendigkeit, die Voraussetzungen, auf denen unsere Wissenschaften beruhen, erkenntniskritisch zu prüfen, der Entstehung des Wissens nachzuspüren, die hiebei begangenen Fehler aufzuklären und zu beseitigen. Ein solcher Versuch wurde zuerst auf dem Gebiete der Philosophie auf Grund der Leistungen von Locke, Berkeley und Hume von Kant gemacht. Später geschah es auch auf dem Gebiete der Mathematik von Weierstrass und seiner Schule. Auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ist die Notwendigkeit kritischer Prüfung ihrer Grundlagen erkannt worden. Der Verf. unternimmt es nun, einen kurzen Überblick über die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete und eine kurze Würdigung derselben zu geben. — Im I. Abschnitt bespricht er meistens an der Hand von Zitaten die erkenntnistheoretischen Ansichten einer großen Anzahl von Physikern, mit besonderer Ausführlichkeit die von Maxwell, Mach, Kirchhoff, Hertz und Stallo, und zeigt dadurch, welchen Einfluß die Erkenntniskritik sowohl auf die Entwicklung der physikalischen Forschung der Gegenwart wie auch auf die Gestaltung der alten überlieferten Physik ausgeübt hat. Im II. Abschnitt bespricht der Verf. den Einfluß der Erkenntniskritik in den Naturwissenschaften auf die Ausbildung der Erkenntnistheorie im allgemeinen und gibt zum Schlusse in gedrängter Kürze eine Darstellung der auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie bisher errungenen Einzelresultate.

Die Abhandlung ist eine gediegene Arbeit, die von einer sicheren Beherrschung des Stoffes Zeugnis gibt und ihren Zweck vollkommen erfüllt. Sie kann deshalb bestens empfohlen werden.

89. **Watzel, Dr. Theod., Über das Gestaltungs- und Zweckmäßigkeitsprinzip in der organischen Natur.** (Eine naturphilosophische Studie.) Progr. der k. k. Staats-Mittelschule in Reichenberg 1901. 39 SS.

In der Einleitung stellt sich der Verf. die Aufgabe, die Unabhängigkeit des morphologischen Elementes in der organischen Welt gegenüber dem physiologischen (also der Unabhängigkeit von Form und Verrichtung) zur Geltung zu bringen, beide von einander gehörig zu sondern und schließlich auch das Ineinandergreifen beider zu kennzeichnen. Demgemäß spricht der Verf. zunächst von dem morphologischen Element, u. zw. *a*) im Pflanzen- und *b*) im Tierreiche, und zeigt die Gesetzmäßigkeit in der Gestaltung sowohl hinsichtlich des Auftretens individueller Gebilde als auch betreffs deren wechselseitiger Verbindung. Im nächsten Abschnitt spricht er vom physiologischen Elemente, u. zw. 1. von der Einheitlichkeit in der Anlage der Organe, 2. von der mehr oder weniger weitgehenden Spezialisierung ihrer Leistungen und 3. von ihrer durchgängigen Angemessenheit für eine bestimmte Lebensweise. Im nächsten Abschnitt werden Form und Funktion einander gegenübergestellt und im letzten Abschnitt endlich wird der Zusammenhang beider besprochen. — Die Arbeit beruht, wenn sie auch die vorhandene Literatur benützt. auf eigenen Beobachtungen und Erwägungen und kann als eine durchaus selbständige und lesenswerte Abhandlung bezeichnet werden.

Wien. Franz Lukas.

---

90. **Prof. Karl Kolbenheyer, Die Temperaturverhältnisse von Bielitz.** Progr. des k. k. Staatsgymnasiums zu Bielitz für das Schuljahr 1899/1900. Bielitz 1900. 21 SS.

Verf. gibt in dem Programme zunächst einen Überblick über die Geschichte der meteorologischen Station in Bielitz, was die Lage der Station, die Zahl und Aufstellung der Instrumente, die Einteilung der Beobachtungsstunden anlangt, und veröffentlicht sodann im ersten Teile „täglicher Gang der Temperatur“ alle jene Tabellen, welche sich auf den täglichen Gang der Temperatur in Bielitz beziehen, das sind die Konstanten der Besselschen Formel für die Monatsmittel von Monat zu Monat, eine Tabelle der nach diesen Formeln berechneten, also ausgeglichenen Temperaturmittel, und eine Tabelle der Differenzen zwischen beiden, die ihm ein Mittel in die Hand geben, die Korrektionen abzuleiten, die an die gebräuchlichsten Stundenkombinationen, wie 6^h, 2^h, 10^h oder 7^h, 2^h, 9^h usw. anzubringen sind, um die wahren täglichen Temperaturmittel zu erhalten. Der zweite Teil des Programmes, „Der jährliche Gang der Temperatur“ betitelt, enthält die Tabelle der Monats- und Jahresmittel der Temperatur in Bielitz von den Jahren 1878—1890 und sodann einen vollständig und streng durchgeführten Vergleich dieser mit den an der k. k. Sternwarte in Krakau (Entfernung von Bielitz 70 *km*) und an der meteorologischen Station in Arvavárallya (Entfernung von Bielitz 66·5 *km*) beobachteten Temperaturen und daraus abgeleiteten Mittelwerten. Die Resultate dieses Vergleiches sind in den Tabellen VI und VII dargestellt. Verf. nimmt schließlich noch eine dritte Vergleichsstation, nämlich Mähr.-Ostrau, zu Hülfe, für die im Programme der dortigen Landes-Oberrealschule für das Schuljahr 1897/98 von Prof. F. Geißler eine kritische Bearbeitung der Temperaturbeobachtungen der Jahre 1884—1896 vorliegt, und gibt dann auf Grund dieser drei Vergleiche eine Tafel (VIII) der Normalmittel der Monatstemperaturen von

Bielitz für die zwei Perioden 1851—1880 und 1881—1890. Der dritte Teil endlich handelt von der Temperatur von Bielitz-Stadt im Vergleiche zu Bielitz-Land und stützt sich darauf, daß seit dem 1. April 1890 nicht nur an der eigentlichen meteorologischen Station, die in dem etwa $^1/_2$ km von der Stadt entfernten Schulgebäude untergebracht ist, sondern auch in der Stadt, in der Wohnung des Verf. selbst, Beobachtungen angestellt werden. Zweck derselben ist, einen Überblick darüber zu gewinnen, inwieweit in Bielitz, speziell in der Stadt, die Temperatur höher ist als außerhalb derselben. Als Unterschied ergibt sich 0·5° C. mit einer sehr geringen Schwankung.

Das Programm, das sich weit über das Niveau der gewöhnlichen, von den meteorologischen Stationen veröffentlichten Beobachtungsresultate erhebt, gibt Zeugnis von dem riesigen Fleiße des Verf., mit dem er seiner Aufgabe gerecht zu werden versucht. Mehr als jede andere Wissenschaft ist die Meteorologie bekanntlich auf das große Publikum als Mitarbeiter zur Beschaffung des notwendigen Beobachtungsmaterials angewiesen. Umsomehr Ehre den Männern, welche, wie Verf., aus reiner Liebe zur Natur der Wissenschaft ihre Dienste zur Verfügung stellen.

91. Prof. Ernst Kaller, Das Teschner Wetter im Zusammenhange mit der allgemeinen Wetterlage. Progr. der k. k. Staatsoberrealschule in Teschen 1900. 23 SS.

Auch dieses Programm will wie das eben besprochene mehr sein als eine bloße Aufzählung oder tabellarische Zusammenstellung von meteorologischen Beobachtungsresultaten. Es verfolgt den Zweck, den ursächlichen Zusammenhang darzulegen, der zwischen den das spezielle Wetter von Teschen bedingenden meteorologischen Faktoren und der allgemeinen Wetterlage besteht, um auf diese Art Daten zu einer speziellen Wetterprognose für Teschen zu gewinnen. Mancherlei Fragen meteorologischer wie auch rein physikalischer Natur ergeben sich daraus. Verf. kommt denselben mit großem Verständnis und sichtlichem Interesse entgegen. Die vielen Literaturnachweise, die seine große Belesenheit verraten, die vielen historischen Bemerkungen über die Erfolge und den Wert einer richtigen wissenschaftlichen Wetterprognose geben Zeugnis von diesem Interesse und machen die Lektüre des Programms zu einer ebenso lehrreichen wie angenehmen. Es sei daher allen Kollegen, die sich für das berühmte meteorologische Problem der Wettervorhersage interessieren, aufs wärmste empfohlen.

Verf. findet ferner lebhafte Worte des Bedauerns, daß die Meteorologie in den Mittelschulen so wenig Pflege finde. Nur hie und da, meint er, gelegentlich und bloß anknüpfend an einschlägige Stellen der Mechanik oder der Wärme- oder Elektrizitätslehre werden Fragen meteorologischer Natur gestreift. An einer zusammenhängenden und zusammenfassenden Darstellung fehle es nicht nur im Unterrichte, sondern selbst in Lehrbüchern der Physik mit wenigen Ausnahmen vollständig, trotzdem „Wind und Wetter ungemein gewaltige und für das menschliche Wohlbefinden wichtige Naturerscheinungen sind, so recht geeignet, ein besonderes und gewiß nicht das uninteressanteste Kapitel des physikalischen Lehrstoffes zu bilden, aus dem sich eine Fülle lehrreicher Daten und Anregungen für den Unterricht entnehmen ließe“.

Ref. stimmt diesen Worten mit vollem Herzen bei und möchte es auch diesem Umstande zuschreiben, daß noch immer und selbst von Gebildeten aus dem Publikum den berüchtigten meteorologischen Propheten oder, wie man besser sagen sollte, den Verbreitern meteorologischen Aberglaubens mehr Vertrauen entgegengebracht, mehr Glauben geschenkt werde, als den von der Zentralanstalt für Meteorologie herausgegebenen Wetterkarten und veröffentlichten Wetterprognosen. Wenn Verf. erzählt,

daß Napoleon I. von dem Astronomen Laplace verlangte, er solle ihm „ausrechnen“, wann in Rußland die strengste Kälte eintritt, so ist hiezu zu bemerken, daß derartige Anfragen, wenn nicht gerade von solch weittragender und welthistorischer Bedeutung, noch heute recht oft an die Direktionen von Sternwarten ergehen, Anfragen, die dem Gedanken entspringen, daß der Astronom, der mit dem wechselnden Lauf des Mondes und der Sterne so vertraut ist, der einzig Berufene sei, daraus den wechselnden Lauf des Wetters zu berechnen.

Karolinenthal. Dr. Oppenheim.

---

92. Janda Jiří, Kalendář jarního tahu ptačího v okolí Val. Meziříčí 1899 (Kalender des Vogelzuges in der Umgegend von Wall.-Meseritsch im Frühlinge 1899). Progr. des k. k. Staats-Obergymnasiums in Wall.-Meseritsch 1899. 28 SS. 8°.

Der Verf., ein eifriger Beobachter der Vogelwelt Mährens, gibt in dieser seiner Arbeit eine tabellarische Übersicht der Tage, an welchen in den ersten Monaten des Jahres 1899 einzelne Frühlingsgäste aus der Klasse der Vögel in der Umgegend von Wall.-Meseritsch eingetroffen sind und beobachtet wurden. Der Kalender umfaßt die Zeit vom 10. Februar, wo die ersten Feldlerchen erschienen, bis zum 15. Mai, und ist folgendermaßen eingerichtet. Die erste Rubrik enthält das Datum, die zweite gibt die Temperatur, die dritte die Niederschläge und Bewölkung, die vierte den Wind an dem betreffenden Tage an, die letzte endlich enthält die Namen der beobachteten Vögel, wann, wo und in welcher Anzahl sie angetroffen wurden. Hie und da sind auch einige biologische Beobachtungen eingeflochten; insbesondere liest man da, wie sich einige Vögel bei verschiedenem Wetter benehmen und wie sich die gesamte Avifauna dabei ändert. Das Interesse der Vogelfreunde werden die Angaben über seltsam gefärbte Varietäten (Hausrotschwänzchen, am 18./4. und 2./5.) oder seltene Gäste (z. B. *Micropus melba*, am 11./5.) erwecken. Endlich führt der Verf. als eine Ergänzung seiner im vorjährigen Programme derselben Anstalt veröffentlichten Arbeit noch sieben neu beobachtete Arten von Vögeln an, welche in der Umgegend von Wall.-Meseritsch gesehen wurden. Einige Druckfehler, insbesondere in den Namen der angeführten Vögel, konnten wohl beseitigt werden.

93. Alex. Křížek, O některých rázovitých kazech na rostlinách českých, které povstaly cizopasnými houbami a o houbách těchto (Über einige charakteristische Mißbildungen der böhm. Pflanzen, welche durch parasitäre Schwämme entstehen und über solche Schwämme). Progr. des k. k. Real- und Obergymnasiums in Chrudim 1900. 53 SS. und 5 Tafeln mit 17 Abbildungen.

Wie die vorige Arbeit desselben Verf. über die durch Insekten verursachten Mißbildungen und Fraßstücke (s. das Programm der oben genannten Anstalt aus dem J. 1897), gehört auch die vorliegende Abhandlung zu den besten, die in letzter Zeit in den Jahresberichten unserer Mittelschulen publiziert wurden. Es gehört dazu viel Fleiß und viel Ausdauer in der Beobachtung, um eine solche Arbeit zustande zu bringen. Nach einer allgemeinen Einleitung, die eine synoptische Übersicht der Flecke und sonstiger Krankheitserscheinungen enthält und der

auch ein Literaturverzeichnis beigefügt ist, folgt die eigentliche Abhandlung, die zugleich als ein Schlüssel zur Bestimmung solcher Mißbildungen dienen kann. Der Verf. hat sie folgendermaßen eingeteilt: 1. Weiße Flecke an Blättern und Stengeln (verursacht von 22 Formen von Schwämmen). 2. Aufgetriebene und geschwollene Blätter (5 Schwämme). 3. Schwarzer Überzug an Blättern und schwarzer Staub auf der Oberfläche und im Innern einzelner Pflanzenteile (48 Schwämme). 4. Verschiedene Flecke an den Blättern (an 100 Formen). 5. Flecke, Höcker, Wunden u. a. an den Stengeln (28 Schwämmen). 6. Flecke und Mißbildungen der Früchte (12 Parasiten). Die Krankheiten der Weinrebe, die Mißbildungen im Innern des Holzes, an den Wurzeln und die durch Bakterien verursachten pathologischen Erscheinungen wurden hier nicht behandelt; auch die Besprechung der einzelnen Arten der Gattung Puccinia hat sich der Autor auf eine spätere Zeit vorbehalten. Die eigentliche Abhandlung ist folgendermaßen eingerichtet. Jede pathologische Bildung wird beschrieben; der kürzeren oder längeren Beschreibung folgt der Name der angefallenen Pflanze und der Name des Parasiten. Hie und da ist auch der Fundort und der populäre Name beigefügt. Bei einigen Formen finden wir längere Artikel über die Entwicklung und Wirkung einzelner Parasiten, über den Verlauf der ganzen Krankheit der angesteckten Pflanze. Der Ref. muß auch hier sein Bedauern wiederholen, daß in diesen Partien der Arbeit nirgends angegeben ist, was Ergebnisse eigener Beobachtungen des Verf. sind und ob er hie und da auch nicht fremde Angaben und Ansichten korrigieren mußte. Einige von den charakteristischen Mißbildungen sind an fünf färbigen, nicht überall gleich gelungenen Tafeln abgebildet. In den Erklärungen der Tafeln (S. 53) sind die Namen der beiden, in Fig. 156 (Taf. II und III) abgebildeten Früchte verwechselt worden. Außerdem ist der Arbeit, was die Sprache anbelangt, nur wenig auszustellen. Anstatt „povstaly" (im Titel und anderswo) sagt man besser „vznikly"; das Wort „potažen" (S. 7 u. a.) klingt auch wenig böhmisch; der zweite Satz auf der ersten Seite scheint eine Tautologie zu sein, außer daß „charakteristische Erscheinungen" dieser Art nicht immer „deutliche und unzweideutige Erkennungszeichen" haben. Das und manches andere sind aber Kleinigkeiten; die Arbeit ist und bleibt ein wertvoller Beitrag zur Pathologie unserer Pflanzenwelt.

Prag. Dr. Franz Bayer.

Berichtigung.

S. 836, Z. 16 v. o. begreiflichen st. begrifflichen.
S. 837, Z. 5 v. o. *ὁρμάω* st. *ὁρμάιω*.
„ Z. 23 v. u. ermangelt st. er mangelt.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Die Grundlagen der Wahrscheinlichkeitsrechnung.

Als Fundament der Wahrscheinlichkeitsrechnung, auf welches die Lehren derselben aufgebaut werden, wird angenommen, daß die mathematische Wahrscheinlichkeit für das Eintreffen eines Ereignisses durch den Quotienten aus der Zahl der günstigen und der Zahl der möglichen Fälle gegeben ist. Sind die ersteren g, die letzteren m, so drückt sich hiernach die mathematische Wahrscheinlichkeit durch den Quotienten

$$w = \frac{g}{m}$$

aus. Diese Form leitet sich aus der ursprünglichen Anwendung ab, in welcher nicht die „Wahrscheinlichkeit“ als solche gesucht wurde; die ersten Anwendungen, die ersten Probleme überhaupt, die erst später zur Wahrscheinlichkeitsrechnung führten, bezogen sich nur auf spezielle Fälle von Glücksspielen (vgl. z. B. Huygens, *De ratiociniis in ludo aleae*), wobei es wesentlich auf das Verhältnis des Einsatzes zum erhofften Gewinn ankömmt.

Bei einer sehr großen Zahl von gleichartigen Spielen derselben Art wird eine gewisse Zahl von gewonnenen Partien auf jeden der Spielenden entfallen, und soll vollkommene Gerechtigkeit bestehen, so muß die Summe der Einsätze bei allen Spielen gleich der Summe der Auszahlungen sein, und zwar nicht nur für das einzelne Spiel als solches, da ja die Auszahlungen nur aus der Summe der Einzahlungen erfolgen können und ein Rest nicht übrig bleiben darf, sondern es muß auch jeder der Spieler seinen in den verschiedenen Spielen geleisteten Einsatz wieder zurückerhalten.

Seien n Spieler, welche m Partien spielen, und jeder Einsatz gleich e; jeder Spieler hat daher me, die sämtlichen Spieler $E = mne$ eingezahlt; bei jedem der m Spiele wurden ne an den Gewinnenden ausbezahlt, insgesamt daher $A = mne$, und es ist

$$A = E.$$

Ist die Anzahl der Spiele sehr groß, so wird unter der Voraussetzung, daß kein Spieler benachteiligt wird, auch jeder Spieler so oft ne erhalten müssen, daß er insgesamt seinen Einsatz me zurückerhält; in diesem Falle entfällt daher auf jeden diese Summe $\frac{m}{n}$-mal, er gewinnt $a = \frac{m}{n}$ Spiele: jeder gewinnt dieselbe Anzahl von Spielen, und hat gleichviel bei jedem Spiele einzuzahlen.

Im allgemeinen aber wird die Zahl der gewonnenen Partien für die verschiedenen Spieler verschieden sein, was offenbar nur auf verschiedene Gewinnstchancen, also auf ihre verschiedene Geschicklichkeit zurückzuführen ist; denn bei Glücksspielen, bei denen diese Gewinnstchancen durchweg gleich wären (Würfel-, Hazardspiele), müßten auch bei einer sehr großen Anzahl von Partien die von jedem Einzelnen gewonnenen Partien an Zahl gleich sein.

Sei daher nunmehr die Zahl der gewonnenen Spiele für die verschiedenen Spieler $g_1, g_2, g_3, \ldots . g_n$, so daß

$$g_1 + g_2 + g_3 + \ldots . . + g_n = m$$

ist; würde auch hier jeder den gleichen Einsatz e leisten, so wäre der Einsatz jedes Spielers me, die Summe der Einzahlungen $E = nme$; die Summe, welche die einzelnen Spieler ausbezahlt erhalten, ist aber, da der Einsatz bei jedem Spiele ne ist: für den ersten Spieler $g_1 ne$, für den zweiten $g_2 ne \ldots$, für den $n$ten Spieler $g_n ne$ und die Gesamtauszahlungen wären

$$(g_1 + g_2 + g_3 + \ldots + g_n)ne = nme = E,$$

aber die einzelnen Spieler erhalten eben nicht ihren Einsatz zurück, sondern einzelne mehr, andere weniger.

Es müssen also auch die Einzahlungen der Spieler verschieden sein; sind dieselben, u. zw. bei jedem Spiele, bezw. $x_1, x_2, x_3 \ldots x_n$, so beträgt die Summe der Einzahlungen durch m Spiele: für den ersten Spieler $x_1 m$, für den zweiten Spieler $x_2 m$, für den dritten Spieler $x_3 m$, für den $n$ten Spieler $x_n m$, und die Summe der sämtlichen Einzahlungen ist

$$(x_1 + x_2 + \ldots + x_n)m.$$

Hingegen sind die Auszahlungen: an den ersten Spieler $g_1 ne$, an den zweiten $g_2 ne$, an den dritten $g_3 ne \ldots$ an den $n$ten $g_n ne$; daher die Gesamtauszahlung

$$(g_1 + g_2 + g_3 + \ldots + g_n)ne$$

und der Bedingung nach muß

$$(x_1 + x_2 + x_3 + \ldots + x_n)m = (g_1 + g_2 + g_3 + \ldots + g_n)ne,$$

demnach

$$x_1 + x_2 + x_3 + \ldots + x_n = \frac{n}{m}(g_1 + g_2 + g_3 + \ldots + g_n)e = ne = a$$

sein. Der Voraussetzung nach ist aber auch

$$x_1 m = g_1 ne; \quad x_2 m = g_2 ne; \quad \ldots . x_n m = g_n ne$$

daher

$$x_1 = \frac{g_1 ne}{m} = \frac{g_1}{m} ne; \; x_2 = \frac{g_2}{m} ne; \; \ldots . \; x_n = \frac{g_n}{m} ne$$

ne ist die bei jedem Spiele zu erfolgende Auszahlung α; bezeichnet man die Brüche

$$\frac{g_1}{m} = w_1; \; \frac{g_2}{m} = w_2; \; \frac{g_3}{m} = w_3 \ldots . \; \frac{g_n}{m} = w_m$$

so folgt

$$x_1 = w_1 \alpha; \; x_2 = w_2 \alpha; \; x_3 = w_3 \alpha; \ldots . \; x_m = w_m \alpha$$

$$x_1 : x_2 : x_3 : \ldots . : x_m = w_1 : w_2 : w_3 : \ldots . : w_m .$$

Der Bruch $w_1 = \frac{g_1}{m}$ enthält im Zähler die Anzahl der von dem ersten Spieler (und dasselbe gilt natürlich auch von den übrigen) gewonnenen Partien; im Nenner die Anzahl der überhaupt gespielten Partien, und ist demnach das Verhältnis der für das Gewinnen des ersten Spielers günstigen Fälle zur Anzahl aller möglichen Fälle. Dieses Verhältnis, wenn a priori nicht bekannt, wird bekannt, sobald eine große Anzahl von Partien gespielt sind, und ist das, was man die Wahrscheinlichkeit a posteriori nennt.

Kennt man von vornherein die Anzahl der einem Ereignisse günstigen und möglichen Fälle, so läßt sich dieser Bruch sofort aufschreiben. Dieses ist z. B. der Fall beim Ziehen von Kugeln einer bestimmten Farbe aus Urnen, beim Werfen mit Würfeln usw. Es soll z. B. angenommen werden, daß m Spieler mit mehreren Würfeln spielen; jeder hat einen gewissen Einsatz zu leisten. Es können nun verschiedene Summen auftreten: seien so viele Spieler als überhaupt Summen auftreten können (z. B. bei drei Würfeln, bei denen die Summen 3, 4, 5, ... 18 auftreten können, im ganzen 16 Spieler) und jeder der Spieler wählt eine gewisse Summe; erscheint diese, so erhält er den Gesamteinsatz. Es frägt sich dabei zunächst, wie oft jede Summe bei einer gewissen Anzahl von Würfen auftreten kann; dies läßt sich hier durch die Kombinationsrechnung finden; unter 216 Würfen treten die Summen

	3,	4,	5,	6,	7,	8,	9,	10,	11,	12,	13,	14,	15,	16,	17,	18
bezw.	1,	3,	6,	10,	15,	21,	25,	27,	27,	25,	21,	15,	10,	6,	3,	1mal

auf; der Spieler, der die Summe 3 gewählt hat, wird daher 1mal gewinnen, während derjenige, der die Summe 10 gewählt hat, 27mal gewinnen kann, und in diesem Verhältnisse müssen nach dem obigen die Einsätze geleistet werden.

Die Werte w nennt man die mathematischen Wahrscheinlichkeiten für das Gewinnen.

Buffon hat bereits in seinem „Essai d'Arithmétique morale", Oeuvres, Bd. XII, p. 158 u. 176, für die Wahrscheinlichkeit eine Potenz mit der Grundzahl 2, jedoch ohne Begründung eingeführt. In der Tat kann man auch den Ausdruck

$$a^{-\frac{s}{m}}$$

als Wahrscheinlichkeit ansehen; nur wachsen dann die Wahrscheinlichkeiten viel rascher als die Zahl der günstigen Fälle. Während in der gewöhnlichen Ausdrucksweise das Symbol der Gewißheit 1 ist, ist hier das Symbol der Gewißheit ($g = m$) gleich a. Hierdurch wird die Frage nahegelegt, ob es denn nicht noch andere Funktionen von $\frac{g}{m}$ gibt, und allgemeiner, ob es denn nicht überhaupt andere Darstellungen für die Wahrscheinlichkeiten gibt, als die allgemein übliche.

Die komplizierteren Fälle allerdings erfordern funktionentheoretische Untersuchungen, welche dem vorliegenden Zwecke ferneliegen und daher übergangen werden müssen. Beschränkt man sich auf die einfachsten Fälle der Darstellung, so läßt sich, gestützt auf einfache Überlegungen, zeigen, daß der mathematische Ausdruck für die Wahrscheinlichkeit in der Tat nur in zwei Formen angenommen werden kann, u. zw. in den beiden angegebenen Formen

$$w = \frac{g}{m} \quad \text{oder} \quad w = a^{\frac{g}{m}}.$$

Die Wahrscheinlichkeit, daß man mit einem Würfel 4 oder 5 wirft, ist natürlich größer, als die Wahrscheinlichkeit, daß man 4 wirft; die Wahrscheinlichkeit, daß man aus einer Urne, in welcher rote, blaue und anders gefärbte Kugeln sind, eine rote oder eine blaue zieht, ist größer als die Wahrscheinlichkeit, daß man eine rote zieht. Allgemein: die Wahrscheinlichkeit für das Eintreffen eines von zwei Ereignissen, d. h. entweder des einen oder des anderen ist natürlich größer als diejenige für das Eintreffen von einem derselben. Sind W_1, W_2 die Wahrscheinlichkeiten für das Eintreffen zweier sich ausschließender Ereignisse E_1 und E_2 und W die Wahrscheinlichkeit, daß entweder das eine oder das andere eintrifft, die sog. alternative Wahrscheinlichkeit, so wird

$$W > W_1 \text{ und } W > W_2$$

und es wird W eine Funktion von W_1 und W_2 sein, von welcher vorweg ausgesagt werden kann, daß W_1 und W_2 in derselben vertauscht werden können, da nichts in der Voraussetzung liegt, was einem der beiden Ereignisse, d. h. in der Formel für die alternative Wahrscheinlichkeit der den Ereignissen zukommenden Wahrscheinlichkeiten eine besondere Stellung gegenüber der anderen einräumen würde. Ist daher

$$W = f\,(W_1, W_2),$$

so muß

$$f\,(W_1, W_2) = f\,(W_2, W_1)$$

sein. Solcher Funktionen gibt es aber sehr viele; beispielsweise ist diese Bedingung erfüllt für

$$f\,(W_1, W_2) = W_1^{\alpha} + W_2^{\alpha}$$

oder für

$$f\,(W_1, W_2) = \log W_1 + \log W_2$$

oder ganz allgemein

$$f(W_1, W_2) = \psi\,[\varphi(W_1) + \varphi(W_2)].$$

Hieraus folgt dann für die alternative Wahrscheinlichkeit für drei Ereignisse E_1, E_2, E_3, deren Wahrscheinlichkeiten bezw. W_1, W_2, W_3 sind:

$$\begin{aligned}\psi\,[\varphi(W) + \varphi(W_3)] &= \psi\,[\varphi\,\{\psi\,[\varphi(W_1) + \varphi(W_2)]\} + \varphi(W_3)\}] \\ &= \psi\,[\varphi\,\{\psi\,[\varphi(W_2) + \varphi(W_3)]\} + \varphi(W_1)\}] \\ &= \psi\,[\varphi\,\{\psi\,[\varphi(W_3) + \varphi(W_1)]\} + \varphi(W_2)\}].\end{aligned}$$

Allein auch diese sind noch nicht die allgemeinsten Formen. Ähnliche Beziehungen entstehen, wenn man

$$f(W_1, W_2) = W_1^{\alpha}\, W_2^{\alpha}$$

oder allgemein

$$f(W_1, W_2) = \psi\,[\varphi(W_1)\,\varphi(W_2)]$$

setzen würde. Gewisse Vereinfachungen resultieren allerdings aus der Überlegung, daß W selbst eine Wahrscheinlichkeit darstellt. Das Maximum der Wahrscheinlichkeit ist nämlich die Gewißheit, da man sich keine größere Wahrscheinlichkeit als diejenige für ein gewiß eintreffendes Ereignis denken kann. Bezeichnet man das Maximum des numerischen Wertes von W mit G, so ist G das Symbol der Gewißheit. Anderseits kann man als das Minimum der Wahrscheinlichkeit einen Wert g annehmen; ein Ereignis, dessen Wahrscheinlichkeit g ist, ist als ein überhaupt nicht mögliches Ereignis anzusehen; g ist demnach das Symbol der Unmöglichkeit[1]). Dann liegen alle Wahrscheinlichkeiten zwischen den Werten g und G, und man hat daher für eine beliebige Wahrscheinlichkeit W:

$$g < W < G.$$

Die alternative Wahrscheinlichkeit W muß eine größere sein als W_1 und W_2, muß aber kleiner bleiben als G. Es sind daher alle Fälle auszuschließen, bei denen $f(W_1, W_2)$ größer als G werden kann.

Um die allgemeine Form der Funktionen ψ, φ zu finden, wären die erhaltenen Funktionalgleichungen unter Berücksichtigung dieser Bedingungen aufzulösen. Ohne auf diese allgemeinen Untersuchungen hier einzugehen, sollen nur zwei spezielle Fälle erörtert werden, die zu den beiden erwähnten Formen der Darstellung führen.

Setzt man zunächst

$$\varphi(x) = x,$$

so erhält man aus den beiden allgemeinen Hauptformeln:

$$W = \psi\,(W_1 + W_2) \quad \text{und} \quad W = \psi\,(W_1\, W_2).$$

---

[1]) In der gewöhnlichen Auffassungsweise ist $g = 0$, $G = 1$; diese Beschränkung ist aber vorerst durchaus nicht nötig, und folgt aus der analytischen Behandlung für gewisse Funktionsformen von selbst.

ψ kann dabei eine algebraische ganze oder gebrochene Funktion sein oder auch eine transzendente Funktion. Allerdings würden hierbei auch Unstetigkeitspunkte erster und zweiter Art auftreten können, d. h. W würde unendlich; allein da wenigstens für gewisse Formen der Funktion ψ bei entsprechender Wahl der in derselben auftretenden Konstanten die Unstetigkeitspunkte außerhalb des Bereiches fallen, welcher noch für die Werte von W in Betracht kommt, so ist damit noch nichts über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit dieser Funktionsgattungen entschieden; es können ja die Funktionen $\psi(W_1 + W_2)$ und $\psi(W_1 W_2)$ innerhalb des Bereiches $g < W_1 < G$, $g < W_2 < G$ stetig bleiben; für die Unstetigkeitspunkte bleibt noch der ganze Bereich der Werte von W, welche kleiner als g sind, ferner die Werte, die größer als G sind, endlich der ganze Bereich der komplexen Werte der W, welche als Wahrscheinlichkeiten völlig bedeutungslos sind. Beispielsweise sind für die algebraische gebrochene Funktion

$$\psi(x) = \frac{x^p + A_1 x^{p-1} + A_2 x^{p-2} + \ldots + A_{p-1} x + A_p}{x^q + B_1 x^{q-1} + B_2 x^{q-2} + \ldots + B_{q-1} x + B_q} =$$
$$= \frac{(x-\alpha_1)^{\mu_1} (x-\alpha_2)^{\mu_2} \ldots\ldots (x-\alpha_m)^{\mu_m}}{(x-\beta_1)^{\nu_1} (x-\beta_2)^{\nu_2} \ldots\ldots (x-\beta_n)^{\nu_n}}$$

bekanntlich die Punkte $\alpha_1, \alpha_2, \alpha_3 \ldots\ldots \alpha_m$ Nullpunkte bezw. von der μ_1^{ten}, μ_2^{ten} ... μ_m^{ten} Ordnung, und die Unstetigkeitspunkte $\beta_1, \beta_2 \ldots \beta_m$ von der ersten Gattung, und bezw. von der ν_1^{ten}, ν_2^{ten} ... ν_n^{ten} Ordnung, und für den Fall, daß deren Werte kleiner als g oder größer als G oder komplex sind, könnte die Funktion noch immer als Ausdruck der alternativen Wahrscheinlichkeit gewählt werden. Ebenso wäre die Funktion

$$\psi(x) = \log(x - c)$$

unter der Voraussetzung, daß $c < g$ oder komplex ist, zulässig, trotzdem in diesem Falle c ein Unstetigkeitspunkt zweiter Gattung ist. Daß dennoch auch diese Funktionen noch einer weiteren Beschränkung unterliegen, folgt durch genauere Überlegungen, wie für einige leichte Fälle auch hier zum Schlusse noch auseinandergesetzt wird.

Als einfachster, leicht zu untersuchender Fall soll

$$\psi(x) = a\, x^\alpha$$

gewählt werden. Es ist leicht zu sehen, daß für die beiden Annahmen a, sowie α gleich 1 sein muß.

1. Es sei

$$W = a\,(W_1 + W_2)^\alpha.$$

Diese Formel muß dann auch anwendbar sein für den Fall, daß nur zwei Ereignisse möglich sind, von denen eines eintreffen muß. In diesem Falle ist aber die alternative Wahrscheinlichkeit W, d. i. die Wahrscheinlichkeit dafür, daß entweder das eine oder das andere Ereignis eintrifft, gleich der Gewißheit G. Man könnte

nun, da W_1 sowohl als W_2 jeden beliebigen Wert haben kann, zwei Ereignisse so wählen, daß die Wahrscheinlichkeit für das eine, z. B. W_2, äußerst klein, nahe g ist; in dem Maße muß dann die Wahrscheinlichkeit für das andere, W_1, sehr groß, nahe G werden. Sind dann a und α kleiner als 1, so kann der Ausdruck für W kleiner als G werden; sind a und α größer als 1, so könnte der Ausdruck für W größer als G werden. Ist aber $a > 1$, $\alpha < 1$ oder umgekehrt $a < 1$, $\alpha > 1$, so könnte man zwei Ereignisse wählen, für welche W_1 und W_2 so beschaffen sind, daß schließlich W entweder kleiner oder größer als G wird, u. zw. für jeden beliebig gewählten Wert von g. In allen Fällen würde die alternative Wahrscheinlichkeit nicht, wie gefordert, die Gewißheit, sondern entweder kleiner oder größer. Hieraus folgt, daß

$$a = \alpha = 1$$

sein muß, so daß sich die alternative Wahrscheinlichkeit zweier Ereignisse durch eine einfache Formel darstellt:

$$W = W_1 + W_2.$$

Aus dieser Formel folgt dann aber, daß $g = 0$ sein muß, da sonst, wenn W_1 sehr nahe g und W_2 nahe G wäre, W größer oder kleiner als G werden könnte, je nachdem g positiv oder negativ ist. Es wird daher

$$0 < W < G,$$

d. h. die Wahrscheinlichkeiten sind sämtlich durch positive Zahlen darzustellen.

2. Es sei, indem für den zweiten Fall die Wahrscheinlichkeiten mit Ω bezeichnet werden:

$$\Omega = \alpha\,(\Omega_1\,\Omega_2)^{\alpha}.$$

In diesem Falle folgt, daß alle Wahrscheinlichkeiten durch unechte Brüche dargestellt werden müssen, und ebenfalls a und α gleich 1 sein muß, denn im entgegengesetzten Falle würde, wie eine der vorigen ganz analoge Schlußweise zeigt, die alternative Wahrscheinlichkeit zweier Ereignisse, von denen notwendig eines eintreffen muß, unter Umständen entweder kleiner oder größer als die Gewißheit werden können; auch in diesem Falle folgt daher für die alternative Wahrscheinlichkeit die Formel

$$\Omega = \Omega_1\,\Omega_2$$

mit der Beschränkung, daß alle Wahrscheinlichkeiten größer als 1 sein müssen. Ist daher wieder Γ die Gewißheit, so muß für jede Wahrscheinlichkeit Ω

$$1 < \Omega < \Gamma$$

sein. Hier ist die Wahrscheinlichkeit 1 die kleinste mögliche Wahrscheinlichkeit, also das Symbol der Unmöglichkeit.

Hiemit ist zunächst gezeigt, daß sich die alternative Wahrscheinlichkeit zweier Ereignisse durch die Summe oder durch das Produkt der Wahrscheinlichkeiten der beiden Ereignisse darstellen läßt. Dabei wurde gefunden, daß das Symbol der Unmöglichkeit

für den ersten Fall gleich Null, für den zweiten Fall gleich Eins angenommen werden muß, während für das Symbol der Gewißheit, G, sich noch kein bestimmter Wert ergab.

Aus den beiden gefundenen Fundamentalformen kann man nun sofort einen analytischen Ausdruck für die Wahrscheinlichkeiten selbst ableiten.

Die Wahrscheinlichkeit, daß eines von drei verschiedenen Ereignissen eintrifft, wird, indem zunächst das Ereignis E_1 durch zwei andere, E_1' und E_2', ersetzt wird, also

$$a)\ W_1 = W_1' + W_1'' \qquad b)\ \Omega_1 = \Omega_1' \,\Omega_1''$$

gesetzt wird

$$a)\ W = W_1' + W_1'' + W_2 \qquad b)\ \Omega_1 = \Omega_1' \,\Omega_1'' \,\Omega_2$$

und ebenso ergibt sich für die alternative Wahrscheinlichkeit von m Ereignissen, deren einzelne Wahrscheinlichkeiten W_1, W_2, $W_3 \ldots . W_m$ bezw. Ω_1, Ω_2, $\Omega_3 \ldots . \Omega_m$ sind:

$$a)\ W = W_1 + W_2 + W_3 + \ldots . + W_m$$
$$b)\ \Omega = \Omega_1 \,\Omega_2 \,\Omega_3 \ldots . \,\Omega_m.$$

Sind die Wahrscheinlichkeiten für sämtliche Ereignisse einander gleich, und ist außer den betrachteten kein anderes möglich, d. h. muß von m gleich wahrscheinlichen notwendig eines eintreffen, so wird

$$W_1 = W_2 = W_3 = \ldots . = W_m$$
$$\Omega_1 = \Omega_2 = \Omega_3 = \ldots . = \Omega_m$$
$$W_1 + W_2 + W_3 + \ldots . + W_m = G$$
$$\Omega_1 \,\Omega_2 \,\Omega_3 \ldots . \,\Omega_m = \Gamma,$$

folglich

$$W_1 = W_2 = W_3 = \ldots . = W_m = w = \frac{G}{m}$$

$$\Omega_1 = \Omega_2 = \Omega_3 = \ldots . = \Omega_m = \omega = \Gamma^{\frac{1}{m}}$$

Dieser Fall tritt ein, wenn z. B. in einer Urne eine weiße, eine rote, eine blaue.... eine schwarze Kugel sich befinden, und nach der Wahrscheinlichkeit gefragt wird, eine bestimmte, bezeichnete Kugel zu ziehen. Denn offenbar ist hier die Wahrscheinlichkeit für das Ziehen der weißen, schwarzen, roten, blauen Kugel gleich groß, und die (alternative) Wahrscheinlichkeit für das Ziehen irgend einer der Kugeln, gleichgültig welcher, gleich der Gewißheit.

Um auf den allgemeinen Fall überzugehen, wenn in der Urne a weiße, b rote, c blaue.... k schwarze sind, werde vorausgesetzt, daß die Gruppe der weißen Kugeln aus einzelnen Individuen besteht, die noch in geringen Nuancen voneinander verschieden sind, oder die in irgend einer Weise sonst voneinander unterschieden, z. B. durch die Anzahl von auf denselben angebrachten Punkten verschieden sind. Für jede einzelne der a weißen, voneinander verschiedenen Kugeln ist die Wahrscheinlichkeit dieselbe, nämlich

$$w = \frac{G}{m} \quad \text{bezw.} \quad \omega = \Gamma^{\frac{1}{m}}$$

wenn m die Gesamtzahl der Kugeln, also

$$a + b + c + \ldots. + k = m$$

ist, und dieselbe Wahrscheinlichkeit gilt für das Ziehen einer der verschiedenen anders gefärbten Kugeln. Die alternative Wahrscheinlichkeit für das Ziehen einer der a weißen Kugeln, aber gleichgültig welcher, ist daher

$$w_1 = \frac{G}{m} + \frac{G}{m} + \ldots. + \frac{G}{m} \qquad \omega_1 = \Gamma^{\frac{1}{m}} \Gamma^{\frac{1}{m}} \ldots. \Gamma^{\frac{1}{m}}$$

wobei die Zahl der Summanden, bezw. Faktoren gleich a, nämlich gleich der Zahl der verschiedenen Ereignisse ist, deren alternative Wahrscheinlichkeit gesucht wird. Werden schließlich die Unterscheidungszeichen der einzelnen gleichgefärbten Kugeln fallen gelassen, so hat man nun a genau gleiche, weiße Kugeln, und die alternative Wahrscheinlichkeit für das Ziehen einer derselben, welche nun als die absolute Wahrscheinlichkeit für das Ziehen einer weißen Kugel zu bezeichnen ist, wird daher

$$w_1 = \frac{a}{m} G \qquad \omega_1 \doteq \Gamma^{\frac{a}{m}}$$

und ebenso werden die Wahrscheinlichkeiten für das Ziehen einer roten, blauen.... schwarzen Kugel:

$$w_2 = \frac{b}{m} G, \; \ldots. \; w_k = \frac{k}{m} G; \qquad \omega_2 = \Gamma^{\frac{b}{m}}, \; \ldots. \; \omega_k = \Gamma^{\frac{k}{m}}$$

Da $a, b, c \ldots. k$ die Zahl der weißen, roten, blauen .... schwarzen Kugeln, also die Zahl der dem Ziehen dieser Kugeln günstigen Ereignisse ist, so folgt daraus, daß für die erste Annahme das Verhältnis der Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses zur Gewißheit gleich ist der Zahl der diesem Ereignisse günstigen zur Zahl aller möglichen Fälle; und für die zweite Annahme, daß sich die Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses als eine Potenz darstellt, deren Grundzahl beliebig (gleich der Gewißheit) ist, und deren Exponent das Verhältnis der Zahl der dem Ereignisse günstigen zur Zahl aller möglichen Fälle ist.

Auch G ist zunächst beliebig, kann aber, da es als Faktor der Brüche $\frac{a}{m}, \frac{b}{m} \ldots. \frac{k}{m}$ auftritt, unbeschadet der Allgemeinheit, gleich 1 angenommen werden, womit dann ganz allgemein

$$w = \frac{g}{m} \qquad \omega = \Gamma^{w}$$

wird, also die eingangs erwähnten Formen.

Für die Entscheidung der Frage über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit gewisser Formeln als analytische Darstellung für die mathematische Wahrscheinlichkeit sind aber noch die Begriffe

der entgegengesetzten und der zusammengesetzten Wahrscheinlichkeit wichtig.

Die entgegengesetzte Wahrscheinlichkeit ist bekanntlich diejenige für das Nichteintreffen eines Ereignisses. Da aber die alternative Wahrscheinlichkeit für das Eintreffen und Nichteintreffen eines Ereignisses gleich der Gewißheit sein muß, so folgt, daß jede Wahrscheinlichkeit durch ihre entgegengesetzte Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit ergänzt werden muß.

Für die beiden betrachteten Formeln ist diese Bedingung erfüllt. Denn die Anzahl der dem Nichteintreffen günstigen Fälle ist $m - g$, die entgegengesetzte Wahrscheinlichkeit daher

$$w_e = \frac{m-g}{m} \text{ bezw. } \omega_e = \Gamma^{\frac{m-g}{m}}.$$

Im ersten Falle ist aber die alternative Wahrscheinlichkeit durch die Summe der Wahrscheinlichkeiten gegeben, und es ist in der Tat

$$w + w_e = \frac{g}{m} + \frac{m-g}{m} = 1.$$

Im zweiten Falle ist die alternative Wahrscheinlichkeit durch das Produkt der Wahrscheinlichkeiten gegeben, und es ist wieder

$$\omega\, \omega_e = \Gamma^{\frac{g}{m}} \,.\, \Gamma^{\frac{m-g}{m}} = \Gamma.$$

Die zusammengesetzte Wahrscheinlichkeit bezieht sich auf das Zusammentreffen mehrerer Ereignisse. Es ist die Wahrscheinlichkeit, daß dieselben gleichzeitig oder hintereinander, allgemein in Verbindung miteinander auftreten, also z. B. die Wahrscheinlichkeit für das gleichzeitige oder sukzessive Ziehen einer weißen und einer schwarzen Kugel usw.

Sei die Wahrscheinlichkeit für das Eintreffen eines Ereignisses E gleich w, die Wahrscheinlichkeit für das Nichteintreffen, also die entgegengesetzte Wahrscheinlichkeit w_e; berücksichtigt man dieses Ereignis allein, so muß

$$w + w_e = 1$$

sein. Es ist jedoch nach der Wahrscheinlichkeit gefragt, mit welcher das Ereignis E gleichzeitig mit einem anderen E', für welches die Wahrscheinlichkeit w' ist, eintrifft. Es kann nun das Ereignis E in Verbindung mit E' eintreffen, oder es kann wohl E' eintreffen, aber E nicht. Die Wahrscheinlichkeit für das Eintreffen von E in Verbindung mit E' und des Nichteintreffens von E in Verbindung mit E' ist natürlich gleich der Wahrscheinlichkeit von E' an sich, da ja E' nur entweder mit E gemeinschaftlich oder mit Nicht-E gemeinschaftlich eintreffen kann. In Verbindung mit E' ist daher die Wahrscheinlichkeit von E und Nicht-E nicht gleich der Gewißheit 1, sondern gleich der Wahrscheinlichkeit von E', d. i. gleich w'.

Nennt man die zusammengesetzte Wahrscheinlichkeit für das Eintreffen von E' mit E $w^{(s)}$, die Wahrscheinlichkeit für das Zusammentreffen von E' mit Nicht-E $w_e^{(s)}$, so muß

$$w^{(s)} + w_e^{(s)} = w'$$

sein. Setzt man

$$w^{(s)} = w \,.\, x, \quad w_e^{(s)} = w_e \,.\, y$$

wobei x und y noch zu bestimmende Unbekannte sind, so erhält man

$$w \,.\, x + w_e \,.\, y = w'$$

welche Gleichung mit der Gleichung

$$w + w_e = 1$$

zusammenzustellen ist.

Die Gleichungen müssen für beliebige Werte von w und w_e bestehen, also beispielsweise auch für $w_e = 0$; in diesem Falle folgt aber $w = 1$, und dies in die erste Gleichung substituiert gibt $x = w'$; desgleichen muß die Gleichung bestehen für $w = 0$, und man erhält dann ebenso $y = w'$, daher

$$w^{(s)} = w \,.\, w'; \qquad w_e^{(s)} = w_e \,.\, w'.$$

Die zusammengesetzte Wahrscheinlichkeit für zwei Ereignisse ist daher gleich dem Produkte der Wahrscheinlichkeiten der einzelnen Ereignisse.

Ebenso hat man, um die zusammengesetzte Wahrscheinlichkeit für die zweite Annahme zu berechnen, die alternative Wahrscheinlichkeit für zwei Ereignisse, von denen eines eintreffen muß

$$\omega \,.\, \omega_e = \Gamma.$$

Für die alternative Wahrscheinlichkeit aber, daß eines der beiden Ereignisse mit einem dritten, dessen Wahrscheinlichkeit ω' ist, eintreffe, ist

$$\omega^{(s)} \, \omega_e^{(s)} = \omega'$$

wenn $\omega^{(s)}$ die zusammengesetzte Wahrscheinlichkeit für das Eintreffen des Ereignisses E mit dem Ereignisse E', $\omega_e^{(s)}$ die zusammengesetzte Wahrscheinlichkeit für das Nichteintreffen des Ereignisses E und das Eintreffen des Ereignisses E' ist.

Setzt man hier zunächst

$$\omega^{(s)} = \omega^x; \qquad \omega_e^{(s)} = \omega_e^y$$

so folgt:

$$\omega \,.\, \omega_e = \Gamma$$
$$\omega^x \,.\, \omega_e^y = \omega'.$$

Diese Gleichungen müssen auch bestehen, wenn das Ereignis E gewiß ist, dann wird $\omega = \Gamma$, $\omega_e = 1$, folglich $\Gamma^x = \omega' = \Gamma^{w'}$, woraus $x = w'$ folgt. Die zusammengesetzte Wahrscheinlichkeit für die Ereignisse E und E' wird aber dann

$$\omega^{(s)} = \omega^x = (\Gamma^w)^{w'} = \Gamma^{w \,.\, w'} = \Gamma^{w^{(s)}}.$$

Es besteht demnach zwischen den zusammengesetzten Wahrscheinlichkeiten $\omega^{(s)}$ in diesem Falle und der zusammengesetzten Wahrscheinlichkeit $w^{(s)}$ nach dem ersten Falle dieselbe Beziehung wie zwischen den einfachen Wahrscheinlichkeiten.

Hieraus resultiert nun unmittelbar die Frage, ob $\omega = l^w$ die einzige Funktion von w ist, welche als Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses angesehen werden kann. Allgemein wäre ja

$$\omega = f(w)$$

und es wäre möglich, daß auch andere Funktionen von w als Wahrscheinlichkeiten eines Ereignisses angesehen werden könnten.

Damit dieses zulässig wäre, müßte sich die alternative Wahrscheinlichkeit für mehrere Ereignisse in einfacher Weise, allerdings nicht notwendig durch die Summe oder das Produkt aus den absoluten Wahrscheinlichkiten der einzelnen Ausdrücke ausdrücken, und ferner könnte man die Bedingung stellen, daß die zusammengesetzte Wahrscheinlichkeit $w^{(s)}$ zweier oder mehrerer Ereignisse sich durch $w^{(s)}$ in derselben Weise, also

$$\omega^{(s)} = f(w^{(s)})$$

ausdrückt. Daß in der Tat diese Bedingungen nicht von jeder Funktion erfüllt werden, kann wieder an zwei einfachen Beispielen gezeigt werden. Sei

$$f(w) = \log w$$

also

$$\omega = \log \frac{g}{m}.$$

Für die zusammengesetzte Wahrscheinlichkeit zweier Ereignisse folgt dann

$$\begin{aligned} \omega^{(s)} &= \log w^{(s)} = \log w_1 w_2 \\ &= \log w_1 + \log w_2 = \omega_1 + \omega_2, \end{aligned}$$

d. h. unter dieser Voraussetzung wäre die zusammengesetzte Wahrscheinlichkeit gleich der Summe der Wahrscheinlichkeiten der einzelnen Ereignisse, eine Annahme, die für positive Werte von ω unzulässig wäre, da die Wahrscheinlichkeit für das verknüpfte Auftreten zweier Ereignisse kleiner sein muß, als diejenige für das Auftreten eines derselben. Da aber w echte Brüche sein müssen, so würden die Werte von ω in diesem Falle zwischen $-\infty$ (Unmöglichkeit) und G (Gewißheit) liegen, also sämtliche ω negativ sein, und $\omega_1 + \omega_2$ ganz wohl den, hier absolut genommenen größeren, aber algebraisch kleineren Wert der zusammengesetzten Wahrscheinlichkeit darstellen können. Es ist aber die alternative Wahrscheinlichkeit

$$\omega = \log (w_1 + w_2)$$

welcher Ausdruck sich nicht in einfacher Weise durch die Wahrscheinlichkeiten ω_1 und ω_2 ausdrücken läßt.

Für den Fall, daß

$$\omega = w^n$$

wäre, würde für die zusammengesetzte Wahrscheinlichkeit

$$\omega^{(s)} = w^{(s)n} = (w_1\, w_2)^n = w_1^n\, w_2^n = \omega_1\, \omega_2$$

folgen, also ein Ausdruck, der an sich nicht gegen die Unzulässigkeit dieser Annahme sprechen würde, da er mit der gewöhnlichen Form übereinstimmt; aber wieder würde sich für die alternative Wahrscheinlichkeit zweier Ereignisse

$$\omega = (w_1 + w_2)^n$$

ergeben, ein Ausdruck, der sich nicht in einfacher Weise durch ω_1 und ω_2 darstellen läßt.

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß die Formel $w = \frac{g}{m}$ selbst nicht als Ausgangspunkt für die Wahrscheinlichkeitsrechnung angesehen werden muß, sondern daß man für die Darstellung der Wahrscheinlichkeitsrechnung von einfacheren Prinzipien ausgehen kann.

Es ist nicht schwer im Mittelschulunterrichte auf diese Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, wobei man sich natürlich auf möglichst elementare Darstellungen beschränken wird, und soll noch in Kürze die für diesen Zweck dienende Zusammenstellung gegeben werden:

Unter der mathematischen Wahrscheinlichkeit versteht man einen Ausdruck, welcher die verschiedenen Grade der Wahrscheinlichkeit in numerischen Zahlen gibt; die Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses in dieser Form nennt man dessen absolute Wahrscheinlichkeit.

Den geringsten Grad der Wahrscheinlichkeit hat ein Ereignis, das nicht eintreffen kann; das Minimum der mathematischen Wahrscheinlichkeit ist daher das Symbol für die Unmöglichkeit; den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit hat ein Ereignis, das jedenfalls eintrifft; das Maximum der mathematischen Wahrscheinlichkeit ist daher die Gewißheit.

Die Wahrscheinlichkeit dafür, daß von mehreren Ereignissen entweder das eine oder das andere eintreffen könnte, nennt man die alternative Wahrscheinlichkeit für die beiden Ereignisse; die Wahrscheinlichkeit dafür, daß zwei oder mehrere Ereignisse in Verbindung miteinander (gleichzeitig oder nacheinander) auftreten, nennt man deren zusammengesetzte Wahrscheinlichkeit.

Die alternative Wahrscheinlichkeit zweier Ereignisse muß größer sein, deren zusammengesetzte Wahrscheinlichkeit muß kleiner sein als die absolute Wahrscheinlichkeit jedes einzelnen der Ereignisse. In dem Funktionalausdrucke, der die alternative Wahrscheinlichkeit gibt, müssen die beiden absoluten Wahrscheinlichkeiten kommutativ sein; hieraus folgt als einfachste Funktionsform

$$w = f(w_1 + w_2) \quad \text{oder} \quad \omega = f(\omega_1 \, \omega_2)$$

und aus diesen erhält man als die einfachsten zulässigen Funktionen selbst:

$$w = w_1 + w_2 \quad \text{oder} \quad \omega = \omega_1 \, \omega_2$$

aus denen sich in einfacher Weise der Ausdruck $w = \frac{g}{m}$ und $\omega = \Gamma^w$ für die Wahrscheinlichkeit selbst ergibt.

Wien. Dr. Norbert Herz.

Zur Deutung einer Fauststelle.

Faust II 2245 ff.

Wagner.

. . . Was man an der Natur Geheimnisvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probieren,
Und was sie sonst organisieren ließ,
Das lassen wir krystallsieren.

Mephistopheles.

Wer lange lebt, hat viel erfahren,
Nichts Neues kann für ihn auf dieser Welt gescheh'n;
Ich habe schon in meinen Wanderjahren
Krystallisiertes Menschenvolk geseh'n.

Wagner
bisher immer aufmerksam auf die Phiole.

Es steigt, es blitzt, es häuft sich an . . . .

Zu den mannigfachen Schwierigkeiten, die Goethes Faust II, Akt 2, Szene 2 der Erklärung entgegensetzt, gehören auch die Verse 2251 f., deren Inhalt bisher in verschiedenster, aber noch nicht in befriedigender Art interpretiert worden ist. Vergegenwärtigen wir uns die Situation. Wagner allein in seinem Laboratorium; der Moment, in dem seine monatelangen Versuche das gewünschte Resultat ergeben sollen, steht unmittelbar bevor; Ausdruck seiner Aufregung und Spannung (Vers 2207—2217). Zu ihm Mephistopheles. Hält Wagner diesen für Faust, wie nach Versen 2071 f. zu vermuten wäre, durch die sich der Teufel bei Wagner, offenbar doch als Faust, anmelden läßt? Oder kommt er in seiner gewöhnlichen Gestalt, wofür Einzelheiten zu sprechen scheinen? Oder hat der Dichter gar nicht nötig gefunden, sich für dies oder jenes zu entscheiden? Gleichviel, Wagner nimmt den Besuch ohne sonderliches Befremden auf; mit Leib und Seele bei seinem „herrlichen Werke“, erläutert er dem Fragenden, wie er aus viel hundert organischen Stoffen den Menschenstoff (= Stoff zu einem Menschen) zusammengesetzt und chemischen Prozessen

unterworfen habe, aus denen, wenn alles glücke, sogleich ein Mensch hervorgehen müsse (V. 2218—2244). V. 2245—2248 fassen in epigrammatischer Kürze nochmals den Gedankengang von V. 2226—2242 zusammen: gerade das größte Geheimnis der Natur, das Werden organischen Lebens, hofft er, ohne alles Wunder, nur mit menschlichem Verstande ausgerüstet, zu wiederholen, freilich auf menschliche Art und Weise, denn wenn die Natur organisches Leben nur wieder aus organischem Leben herzuleiten verstand (und versteht), wir haben's so herrlich weit gebracht, daß unsere künstlichen Lebewesen „krystallisieren", d. h. hier = aus flüssigem Aggregatzustande sich greifbar abscheiden oder eigentlich, im Gegensatze zu „organisieren" = sich ohne Zutun eines Organismus bilden, wie Salzkrystalle aus übersättigter Lösung. Und nun Mephisto: „Alles schon dagewesen"[1]; er fügt als Beleg jene zwei dunklen Verse hinzu, an denen einzelne Erklärer wie v. Löper (Hempel XIII 70) achtlos vorübergegangen sind, andere mit seltsamen Ideenverknüpfungen haften blieben.

Bekanntlich ist die Möglichkeit, *homunculos* künstlich zu erzeugen, unter anderen schon von Paracelsus, in dessen Schriften Goethe geblättert hat, behauptet worden; die Goethe-Philologie hat weiterhin darauf hingewiesen, daß ähnliche Ansichten im XVII., XVIII., ja noch im XIX. Jahrhundert (durch den Würzburger Naturphilosophen Wagner (!), welcher jüngst aus Tagebüchern wieder aufgetaucht ist) vertreten worden sind. Ohne Zweifel schwebten dem Dichter bei der Konzeption der Laboratoriumsszene diese Tatsachen vor; aber Düntzer hat doch Unrecht, wenn er[2] unsere Stelle so erläutert: Mephistopheles spotte „des sich weise dünkenden Tropfes, indem er die Sache für ganz unzweifelhaft hält, ja, mit Beziehung auf jene Äußerung von J. J. Wagner, nicht einmal für neu". Ist es denn dem Dichter wohl zuzutrauen, daß er eine so kühn erdachte Gestalt wie die des Homunculus selber als etwas ganz gewöhnliches, als einen von vielen („krystallisiertes Menschenvolk") hinstellen sollte? — An anderer Stelle[3] hat Düntzer später die Verse „einen spotten-

[1]) Goethes Teufel, so alt wie die Welt, läßt sich häufig im Sinne solch eines *nil admirari* vernehmen: „Mein Freund, die Kunst ist alt und neu. Es war die Art zu allen Zeiten...." (I 2559 f.); „Sie ist die Erste nicht" (Weimarer Ausgabe I 14, 225); „Laßt mir jene Streite von Tyrannei und Sklaverei bei Seite! Mich langeweilt's; denn kaum ist's abgetan, so fangen sie von vorne wieder an" (II 2344 ff.); „Es ist ein altes Buch zu blättern...." (II 3130); „Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn" usw. (II 4142); „Da ist für mich nichts Neues zu erfahren, das kenn' ich schon seit hunderttausend Jahren" (II 5598 f.); „Auch hier geschieht, was längst geschah, denn Naboths Weinberg war schon da" (II 6673 f.). Auch Faust zu Mephistopheles (II 1565 f.): „Sag' mir das nicht, du hast's in alten Tagen längst an den Sohlen abgetragen".

[2]) Goethes Faust. II. Teil. Erläutert [2](1879) S. 120.

[3]) Deutsche National-Literatur XCIII 88.

den, auf Unwahrheit beruhenden Beweis aus der Erfahrung" genannt; nun, die Verspottung (doch wohl Wagners?) wäre noch begreiflich; aber Beweis? Auf Unwahrheit beruhender Beweis? Beweis wessen? Daß es in der Welt des Faust *homunculi* wirklich gibt, wird ja wenige Verse später ohnehin evident; dann hätte sich ja der mit dämonischem Mehrwissen ausgestattete Mephistopheles blamiert, was dem Dichter an dieser Stelle ferne liegen mußte.

Auch Schröern werden wir nicht beipflichten wollen, dessen Kommentar[1]) unter „krystallisiertem Menschenvolk" „etwa die in einer alten Kultur erstarrten Chinesen" verstehen will. Der Sarkasmus einer so zu deutenden Äußerung wäre dem kalten Spötter ja ganz gemäß, viel weniger aber die Rolle des Kulturkämpfers, und endlich müßte dann Goethes Wort „krystallisiert" seinem oben erläuterten Sinne wieder völlig entfremdet werden. Boyesen[2]) scheint mit Düntzer übereinzustimmen.

Eigene Wege schlägt der wunderliche Oswald Marbach[3]) ein: „Mephistopheles..... bestätigt mit Vergnügen, weil er ein Lügner ist, daß es krystallisiertes Menschenvolk gebe. Und in der Tat, wenn man sieht, wie so viele Menschen bloße Façonmenschen sind, die ohne freie Selbstbestimmung nur in herkömmlichen Redensarten, überlieferten stereotypen Manieren, starren Vorurteilen sich regen und bewegen, automatenhaft, so könnte man wohl der Täuschung mit einem Scheine der Berechtigung sich hingeben, als seien die Menschen nicht sowohl organische Wesen, als nur aus toten Stoffen zusammengesetzte, nur scheinlebige Gebilde; wo nicht gar anorganische Dinge, dann doch Gebilde aus solchen." Das läßt sich schon eher hören; der Teufel sagt nach Marbachs Gedanken etwa: „Alles schon dagewesen; mir sind im Verlaufe meiner langen Existenz Menschen genug begegnet, bei deren Jämmerlichkeit gar wohl zu vermuten war, sie seien nicht auf normale Weise gezeugt worden, sondern aus der Retorte eines Chemikers hervorgegangen". Vielleicht läßt sich diese geistreiche Vermutung, der ich meine weiter unten angeführte eigene Interpretation nur eben an die Seite setzen will, durch Parallelen aus Goethes Werken oder Briefen noch stützen.

Zuletzt hat unser Landsmann Viktor Junk[4]) dem besprochenen Passus eine eigene, scharfsinnige Abhandlung gewidmet, die zum Verständnis der ganzen Szene vieles beiträgt, in ihrem Schlußergebnis indes kaum allgemeinen Beifall finden wird, wie denn auch manchen Einzelheiten der Beweisführung zu widersprechen

---

[1]) (1881) S. 122.
[2]) Ein Kommentar zu Goethes Faust (Reclam) S. 178.
[3]) Goethes Faust I. und II Teil erklärt (1881) S. 206.
[4]) Euphorion IX (1902) 327 ff

wäre, wozu hier weder Raum noch Zeit erübrigt[1]). Nach Junks Meinung hat Mephisto derlei krystallisierte = versteinerte Menschen „schon auf seinen Wanderungen gesehen, er denkt geradezu an Petrefakten, die er im Gebirge, offen zutage liegend, gefunden". Denn, folgert Junk mit Berufung auf die betreffenden Gewährsmänner, die Petrefakten seien im Mittelalter oft für Menschen oder Teile von Menschen angesehen worden; anderseits hätten älteste und alte Naturforschung in den Versteinerungen Produkte einer geheimnisvollen *vis plastica* der Natur oder der Erde gesehen, Ergebnisse also einer abnormalen Zeugung, gleich dem Homunculus Wagners. Alles zugegeben; aber nun wäre erstlich zu beweisen, daß Goethe, der gerade in seinem Greisenalter, zur Zeit des zweiten Faust, sich angelegentlich in ernstem, modern-wissenschaftlichem Sinne als Zoo- und Geologe mit paläontologischen Problemen beschäftigte, überhaupt von jenen obskuren und phantastischen Hypothesen etwas gewußt habe[2]), zweitens stört der Ausdruck „Menschenvolk", der auf Petrefakte sich durchaus nicht reimen will, und drittens und hauptsächlich paßt eine solche gelehrte Randglosse ganz und gar nicht in Mephistos Mund. Scheint mir nun die Interpretation als solche nicht stichhaltig, so vermag ich dem Verf. noch weniger in den gewagten Schlüssen zu folgen, die er[3]) aus ihr auf den Anteil des Teufels an der Erzeugung des Homunculus zieht.

Mein Deutungsversuch endlich läßt den Teufel höhnisch und cynisch sagen: „Alles schon dagewesen; hab' ich doch in meinen Wanderjahren (die, dem Teufel prädiziert, nur zeitlich, nicht mit Junk räumlich zu verstehen sind), hab' ich doch im Verlauf der Jahrhunderte gar viele Menschen gesehen, die so viel anorganische Substanz im Leibe tragen, daß man sie leichtlich für Produkte eines Laboratoriums hätte ansprechen mögen". Mephistopheles, der schon I 2981 ff. mit teuflischem Behagen von der verheerendsten Krankheit der Menschen spricht, spielt hier auf ihre zu Goethes Zeit bekannteste Folgeerscheinung, die sogenannte Hydrargyrose,

---

[1]) Nur ein Glied dieser Argumentation, und zwar eines, dessen Wegnahme sie zerstört, sei hier ins Auge gefaßt. Wagner hat, sagt Junk (a. a. O. S. 330), Menschenstoff in der Retorte präpariert, mit viel hundert Stoffen gemischt; aber in der Tragödie heißt es (V. 2236 ff.): „Nun läßt sich wirklich hoffen, daß, wenn wir aus viel hundert Stoffen durch Mischung — denn auf Mischung kommt es an — den Menschenstoff gemächlich komponieren..... So ist das Werk im stillen abgetan". Also Wagners „Menschenstoff" ist das Resultat einer Mischung aus bekannten anorganischen Substanzen, nicht etwa ein geheimnisvolles, doch jedenfalls organisches Ingrediens dieser Mischung. — Die „geheimnisvolle Naturkraft", von der Wagner nach Junk die Beseelung des Leblosen erwartet, ist ja eben ausgeschaltet.

[2]) Was Junk a. a. O. S. 329 aus Dichtung und Wahrheit VIII (Hempel XXI 120) beibringt, gehört kaum hieher.

[3]) a. a. O. S. 330 f.

an. Spätestens seit Beginn der Neuzeit, vielleicht schon früher, hatte die Medizin gegen die *lues venerea* den Merkur ins Treffen geführt. Die grauenerregenden Folgen forcierter Quecksilberkuren, die man von den Folgen der bekämpften Krankheit nicht zu sondern wußte, veranlaßten eine Spaltung der Ärzte, ja aller Gebildeten, in die Parteien der Merkurialisten und Antimerkurialisten[1]; in den Reihen der letzteren begegnen u. a. Hutten und Paracelsus, der sich oft und eingehend mit „quecksilberischen" Leiden beschäftigt. Es war eine Kontroverse, die die öffentliche Meinung zeitweise in ähnlichem Grade beschäftigte wie ehedem die zwischen Impffreunden und -gegnern oder heute der Kampf für und wider den Alkohol, eine Kontroverse, deren Spuren durch eine umfängliche Literatur bezeichnet waren und deren Kenntnis für Goethe nicht erst erhärtet zu werden braucht, wie leicht sich auch aus seiner medizinischen Umgebung in Leipzig, Straßburg, Jena, aus seinem Interesse für Paracelsus, aus der unterdrückten sechzehnten römischen Elegie[2]), die ihn als begeisterten Merkurialisten zeigt, der Indizienbeweis führen ließe. Daß das etwa zu Einreibungen verwendete Quecksilber allmählich in chemischen Verbindungen vom menschlichen Körper resorbiert wird und in alle Organe eindringt, selbst in die Knochen, selbst ins Gehirn, war als Grund der mannigfachen hydrargyrotischen Krankheitsformen lange vor Goethe bekannt obwohl manche besonders krasse Fälle immer noch Aufsehen erregten und einzelne z. B. in Hufelands Journal der Arzneikunde 1820[3]) ausführlich beschrieben werden; um dieselbe Zeit beiläufig setzen sich die klinischen Grundsätze der Antimerkurialisten von England aus in ganz Europa durch.

Meine Deutung scheint sonach das „krystallisierte Menschenvolk" ausreichend zu erläutern; ich möchte noch hinzufügen, daß sie gerade dem, der die Verse spricht, von allen bisher vorgeschlagenen am homogensten sein dürfte. Der Teufel spricht tatsächlich nicht mit Wagner, der ihm gar nicht zuhört, sondern „immer aufmerksam auf die Phiole" bleibt, sondern für sich oder, wie im II. Teil so häufig, *ad spectatores;* was er sagt, spielt witzig mit Wagners redlichem Eifer und bekundet, ganz wie in der Erzählung von Herrn Schwertleins traurigem Abscheiden, behagliches Interesse an menschlicher Gebrechlichkeit. Wie häufig die mephistophelische Gedankenrichtung und Beredsamkeit ganz

[1]) Vgl. Eulenburgs Real-Enzyklopädie der gesamten Heilkunde³ I 503 ff., XVI 313 ff., XIX 313 ff., 384 f. — K. J. Proksch, Geschichte der venerischen Krankheiten II 91 u. ö. — Darauf, daß ein Initialeffekt der Syphilis von den alten Medizinern *Crystallina* genannt und bis in den Anfang des XIX. Jahrhunderts beobachtet wurde (Proksch II 356), möchte ich trotz des verlockenden Anklanges wegen der relativen Seltenheit und Unbekanntheit des Phänomens keinen Nachdruck legen.

[2]) Weimarer Ausgabe I 1, 420.

[3]) LI 5, 117.

ohne äußere Veranlassung auf sexuelle Fragen, insbesondere auf Schattenseiten des Geschlechtsverkehrs abschweift, beweisen beide Teile von Szene zu Szene: ich erinnere hier nur an die erste Schülerszene, an das Wappen, zu dem Junker Satan sich in der Hexenküche und später als Frau Avaritia bekennt, an den von ihm vorgeschlagenen Gebrauch des Papiergeldes (II 1485 ff.), an seine dem kaum erst erzeugten Homunculus vorgelegte Frage, vor allem natürlich an die faunische Rolle, die ihm in beiden Walpurgisnächten und selbst den rosenstreuenden Engeln gegenüber zugeteilt ist. Bilder einer keineswegs naiven, sozusagen greisenhaften Erotik kehren ihm wie Zwangsvorstellungen immer wieder.

Daß der von mir vermutete Gedankengang der beiden Verse in ihrem Wortlaut nur unzulänglichen Ausdruck findet, ist allerdings richtig; aber dies für den Goetheschen Altersstil überhaupt charakteristische Mißverhältnis zwischen Geist und Laut findet genau ebenso oder noch auffälliger statt, wenn man eine andere der oben angeführten plausibleren Deutungen, etwa die Marbachs oder Junks, als richtig annimmt. Und so möchte ich freilich meinen, das kleine Rätsel der beiden Verse gelöst zu haben; indes bleibt das Urteil erprobter Kenner Goetheschen Sprachgebrauchs abzuwarten, die unter den verschiedenen Interpretationen oder mindestens unter den drei zuletzt vorgetragenen eine Wahl treffen werden.

Wien. Dr. Robert F. Arnold.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Symbolae in honorem... Ludovici Ćwikliński quinque lustris magisterii in Universitate litterarum Leopolitana peractis collectae ab amicis discipulisque, qui olim ipso magistro optimo utebantur. Leopoli 1902. Prostat apud bibliopolas Gubrynowicz et Schmidt. 8°. Preis 6 K.

Die Sammelschrift, deren Zweck aus der soeben angegebenen, nicht ganz einwandfreien lateinischen Überschrift ersichtlich ist, enthält 17 Abhandlungen und 4 Übersetzungen aus dem klassischen Altertum: Th. Zieliński sucht in seiner Abhandlung: *Quaestiuncula Euripidea* (10 S.) die *ῥῆσις* des Teiresias (Eur. Bacch. 266—327) wiederherzustellen, indem er folgende Anordnung und Gliederung der einzelnen Teile vorschlägt: A. *Exordium.* V. 266—271. B. *Probatio.* V. 272. 1. *Propositio.* V. 273—274. 2. *Partitio.* V. 274—275. 3. *Pars prior: De Cerere.* V. 276—285. 4. *Pars posterior: De Apolline.* (Nach V. 285 nimmt Z. eine Lücke an, die er beispielshalber so ergänzt: *Ἕτερον δὲ Λητοῦς φημι καὶ Διὸς γόνον, | ἐμὸν δ' ἄνακτα, Φοῖβον. ὁ δ' ἄρα Βάκχιος | ἰσόρροπον λέλογχε καὶ τούτῳ γέρας. | κιθάρᾳ μὲν ἀντίφθογγον εἰσηγήσατο | λωτοῦ γλυκεῖαν τέρψιν, ἣ θνητῷ γένει | ψυχήν τε θέλγει σῶμά τ' ἀνανεοῖ πάλιν*). V. 298—305. 5. *Conclusio.* V. 306—313. C. *Refutatio. Prior locus.* V. 314—317. 2. *Posterior locus.* V. 286—297. D. *Peroratio.* V. 322—327. V. 318—321 werden für unecht erklärt und ausgeschieden. — L. Sternbach liefert u. d. T. *Constantini Manassae ecphrasis inedita* (10 S.) eine mit Einleitung und kritischem Apparat versehene Ausgabe einer kleinen Schrift des Konstantin Manasses: *Ἔκφρασις ἀνθρώπου μικροῦ.* — 'Über die tragische Schuld des Sophokleischen Königs Oedipus' (12 S.) handelt J. Dolnicki, der gegen Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff (Herm. 34, 55 ff.) polemisiert. 'Der Dichter beabsichtigt keineswegs, den Helden des Dramas als harmloses Opfer des Schicksals darzustellen'. Der Verfasser der Schrift: Die Komposition der Sophokleischen Tragödie

„Oidipus Tyrannos" (Wien 1894) heißt Kohm, nicht Kohn, wie Dolnicki S. 10 angibt. — S. Schneider verbreitet sich über 'Zwei anonyme Hymnen auf Dionysos und Apollo' (14 S.). Der Inhalt der Hymnen (E. Abel, *Orphica* p. 284 sq.) wird ausführlich besprochen, besonders die in ihnen vorkommenden Epitheta des Dionysos und Apollo. — W. Barewicz weist in seiner Abhandlung: Die Dämonologie der Neuplatoniker und des Origenes (80 S.) eine auffallende Ähnlichkeit zwischen den bezüglichen Lehren der Neuplatoniker und denjenigen des Origenes nach. Als gemeinsame Quelle wird der Gnosticismus angenommen. — S. Witkowski, *De Lucani schedis Cracoviensibus* (16 S.) untersucht von neuem das Krakauer Lucanfragment, welches zuerst P. Passowicz (Eos V, 1899, S. 120—124) kollationiert hat, und gelangt zu dem Ergebnis: *codicem Cr(acoviensem) e nullo codice servili modo descriptum esse, proxime autem ad Vet A accedere, ita tamen, ut nexus eius cum V multo sit artior.* — V. Hahn, Über eine unbekannte Handschrift von Cicero *De oratore* in der Lemberger Universitätsbibliothek (18 S.), beschreibt und untersucht eine in der Lemberger Universitätsbibliothek befindliche Pergamenthandschrift (Z. 784. Sign. J. H. 20, s. *XIV. exeuntis,* aus Dalmatien, 10 Blätter in 4⁰ min.), welche Cic. De orat. I 1, 1—I, 18, 55 enthält. Die Handschrift *Le(opoliensis)* ist nach Hahns Ansicht eine Abschrift vom verlorenen Archetypus der ganzen Klasse der s. g. *codices mutili (M).* — A. Radecki entwirft in seiner Skizze: 'Plinius' des Jüngeren Äußerungen über das zeitgenössische geistige Leben in Rom' (12 S.) mit Zuhülfenahme der Briefe des jüngeren Plinius ein Bild der damaligen wissenschaftlichen Bestrebungen der Römer. — P. Bieńkowski, *De praetorianorum monumentis sepulcralibus* (4 S. und 1 Tafel), beschreibt und erläutert drei auf einer beigegebenen Tafel abgebildete Denkmäler, die er als Grabmonumente von Prätorianern ansieht. — Th. Garlicki, Eine wissenschaftliche Reise auf der Insel Thera (19 S. und 2 Pläne), schildert seinen Aufenthalt auf dieser von Hiller v. Gärtringen so erfolgreich durchforschten Insel des Ägäischen Meeres. — S. Romański, Korinth (17 S.), beschreibt auf Grund der Periegese des Pausanias und eigener Reiseerinnerungen das alte Korinth. — N. Sabat, Ithaka oder Leukas? (Dörpfelds neue Theorie im Lichte der Kritik.) (38 S., 1 lithogr. Karte und 1 Situationsplan der Inseln Leukas, Ithaka, Kephallonia und Zakynthos), bestreitet die (Draheim-)Dörpfeldsche Theorie der Identität des Homerischen Ithaka mit der Insel Leukas. — M. Jezienicki, *Laurentii Corvini, poetae Silesiaci, carmina de Ioannis Alberti, regis Poloniae, electione et coronatione ad fidem codicis miscellanei latini, qui num. 4422 signatus in bibliotheca regia Monacensi asservatur, nunc primum edidit, praefatione notisque instruxit* (20 S.). In der Einleitung handelt der Herausgeber über Form und Inhalt der Gedichte des schlesischen Humanisten Laurenz Rabe, von denen das erste: *In-*

electionem... aus 127 daktylischen Hexametern, das zweite: *In coronationem Ioannis Alberti*...... aus 25 sapphischen Strophen besteht. Der von vielen Fehlern gesäuberte Text der Gedichte selbst ist mit einer *adnotatio critica* und einem ausführlichen erklärenden Kommentar versehen. — Z. Dembitzer, *Ad Callimachi libellum de vita et moribus Gregorii Sanocei adnotatiunculae* (8 S.), handelt über den Ausdruck des Reziprozitätsverhältnisses in der kleinen Schrift des Calimachus († 1496): *De vita et moribus Gregorii Sanocei, archiepiscopi Leopoliensis*, und liefert einige kritische Beiträge zu der dem genannten Büchlein vorausgeschickten Widmungsepistel an den berühmten Bischof Sbigneus Oleśnicki. — C. J. Heck, Beiträge zu einer Charakteristik der literarischen Wirksamkeit Peter Cieklińskis (16 S.), sucht das Stück „Potrójny" von Peter Ciekliński (geb. 1558) als Umarbeitung, nicht Übersetzung oder Paraphrase des Plautinischen Trinummus zu erweisen, hierauf bespricht er desselben Verfassers polnisches Gedicht „Wołoska Ziemia", welches er auch abdrucken läßt. — B. Gubrynowicz, *Mariciana* (8 S.), liefert Beiträge zu einer Biographie des Simon Maricius, dem wir die Schrift: *De scholis seu academiis* verdanken. — Th. Mandybur, 'Ignaz Krasicki und die Reformen der Erziehungskommission' (6 S.). erörtert den Standpunkt, den der ermländische Fürstbischof und berühmte polnische Schriftsteller Ignaz Krasicki († 1801) gegenüber der im Jahre 1773 in Polen eingesetzten Erziehungskommission und der von ihr vorgeschlagenen Reform des Lateinunterrichtes in den damaligen Schulen eingenommen hat, und zeigt, daß Krasicki die lateinische Sprache in Wort und Schrift von der polnischen Jugend beherrscht wissen wollte. — Die Übersetzungen ins Polnische rühren sämtlich von bewährten Fachmännern her: Ilias. B. VII von J. Czubek (13 S.), Hesiods Werke und Tage von C. Kaszewski (28 S.), Aristophanes' Frösche, V. 553—768 von F. Konarski (12 S.) und Plutarchs Demosthenes und Cicero von C. Bronikowski (4 S.). Außer der an letzter Stelle genannten Übersetzung sind die Übertragungen in gereimten Versen abgefaßt. — Alle Abhandlungen, deren Überschriften ich oben in deutscher Sprache angegeben habe, sind polnisch geschrieben, jeder Aufsatz ist besonders paginiert.

Kolomea (Galizien). Z. Dembitzer.

Die Entstehung der römischen Limesanlagen in Deutschland. Vortrag, gehalten vor der 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Straßburg am 3. Oktober 1901 von Ernst Fabricius, Prof. an der Universität Freiburg i. Br. (Mit einer Tafel). Trier, Jakob Lintz 1902. 17 SS.

Der ebenso gehaltvolle wie ansprechende Vortrag, dessen Inhalt an dieser Stelle auszugsweise mitgeteilt werden soll, gibt

nach den neuesten Resultaten der Limesforschung zum erstenmal einen historischen Überblick über die Entstehung des germanisch-rätischen Limes. Nachdem in frühflavischer Zeit die Besitznahme des rechtsrheinischen Gebietes am oberen Neckar und nördlich von der Donau von Argentoratum und Vindonissa aus durch Anlegung von Straßen und Kastellen (Rottweil, Heidenheim) begonnen hatte, geschah ein entscheidender Schritt zur Erweiterung der römischen Herrschaft vom unteren Main aus durch den gewöhnlich als ruhmloses Unternehmen hingestellten Chattenkrieg Domitians im Jahre 83. Zur Zeit Domitians und Traians erstreckt sich der Limes über Taunus, Westerwald und Odenwald, läuft dann den Neckar entlang nach Süden und geht hier — die Verbindung ist noch nicht aufgefunden — in den rätischen Limes über. Der Grenzweg ist unter genauer Berücksichtigung des Geländes in unregelmäßig gewundener Trace angelegt und nur durch hölzerne Wachttürme und kleine Erdkastelle gesichert, während die Hauptkastelle in der Regel weiter zurück im Hinterlande liegen. Kaiser Hadrian schützte dann den ganzen Limes durch Pallisaden und nahm zugleich eine einschneidende Systemänderung vor. Der Limes wurde nämlich jetzt dort, wo eine Umlegung vorgenommen werden sollte, ohne Rücksicht auf das Terrain in möglichst gerader Richtung geführt, um die Entfernung zwischen den Kastellen abzukürzen, und allenthalben wurden die Kohortenkastelle an die Grenze selbst vorgeschoben. Das Aufgeben des bewährten strategischen Grundsatzes, die Haupttruppen in weiter zurückliegenden Lagern zu halten, deutet der Verf. richtig als Zeichen des damals an der Reichsgrenze herrschenden friedlichen Zustandes. Unter Antoninus Pius wurde mit Auflassung der Odenwald-Neckarlinie östlich von derselben eine neue Limesstrecke in Fortsetzung des hadrianischen Systems errichtet, wodurch der rechtsrheinische Besitz der Römer seine größte Ausdehnung gewann, und Caracalla endlich ließ, veranlaßt durch den Chatten- und Alamanneneinfall (213), am germanischen Limes den Wallgraben, am rätischen die fortlaufende Mauer — ersteren zur Verstärkung, letztere an Stelle der früheren Holzpallisaden — errichten. In der Folgezeit fielen manche Kastelle den einbrechenden Barbaren zum Opfer, doch blieb die Mehrzahl derselben noch bis in die Zeit des Gallienus erhalten.

Die dem Hefte beigegebene Kartenskizze gibt eine gute Übersicht über den Zug des Limes und seine Kastelle. Die Bodenerhebungen sind allerdings nicht eingezeichnet, doch kann ja dieser Mangel durch Zuziehung einer Landkarte im Augenblicke behoben werden.

Triest. Dr. A. Gaheis.

Dr. Gustav Schneider, Schülerkommentar zu Platons Apologie des Sokrates. Wien, F. Tempsky 1901. 54 SS. Pr. 1 K.

Die „Instruktionen“ betonen wiederholt mit Recht, daß der Mittelschulunterricht den Schüler zu einer gewissen Selbständigkeit, „zu einer Energie des Denkens und Wollens“ erziehen soll, die derselbe zunächst für sein Hochschulstudium, dann aber auch fürs Leben dringend benötigt. Aus diesem Grunde sprechen sie sich im allgemeinen gegen die Benützung von Spezialwörterbüchern aus; von dem Gebrauche von Kommentaren für die Schullektüre wird nur mit großer Zurückhaltung gesprochen. Um so mehr muß man sich wundern, daß in der neuesten Zeit — offenbar nach dem deutschen Muster der bekannten „Präparationen“ — selbst für die obligate Schullektüre die sog. „Schülerkommentare“ wie Pilze massenhaft emporschießen, angeblich zur Förderung des Studiums, in Wirklichkeit aber zum größten Nachteile unserer Mittelschüler. Zu dieser Art von Hülfsbüchern gehört auch das oben angeführte. Geht man dasselbe durch, so muß man sich wirklich staunend fragen, was die Oktavaner in den vorangehenden fünf Jahren im Griechischen gelernt haben, wenn ihnen die einfachsten grammatikalischen Erscheinungen auf dem Gebiete der griechischen Syntax erklärt, die bekanntesten Ausdrücke, z. B. *τί λέγει φάσκων* „was meint er, wenn er sagt“, *πολλὴν ἀφθονίαν* „eine reiche Fülle“ usw. vorübersetzt werden müssen.

Wenn die Früchte des griechischen Unterrichtes wirklich so karg sind, dann fort mit einem solchen Lehrer! Aber in Wirklichkeit steht es nicht so traurig; mindestens sieben Achtel der gebotenen Hülfen hat der Durchschnittsschüler der VIII. Klasse nicht nötig, ja er darf sie nicht nötig haben. Wird aber trotzdem ein solches Buch dem Schüler in die Hand gespielt, so ist dies eine Sünde wider den Geist, der sich zu erheben und zu betätigen strebt; es ist dies aber auch eine schwere und unverdiente Schädigung des Ansehens der österreichischen Gymnasien in den Augen der Ausländer, es ist dies endlich eine willkommene Handhabe für alle halbgebildeten Gegner des Griechischen, geschmiedet in der eigenen Werkstatt.

Daher muß jeden gewissenhaften, berufsfreudigen, überzeugungstreuen Lehrer gerechter Unwille erfassen, wenn er ein solches Hülfsbuch in den Händen seiner Schüler auch nur ahnt. Seiner Arbeit in der Schule wird der wertvollere, der dauernde Erfolg versagt bleiben, wenn es ihm nicht gelingt, die Schüler zu der Selbstzucht zu erheben, diese verlockende, auch für ihre weiteren Wirkungen schädliche Giftfrucht entschieden zurückzuweisen.

Aber auch an Unklarheiten und Irrtümern ist Schneiders Kommentar nicht arm, z. B. c. I: *μάλιστα δὲ αὐτῶν ἓν ἐθαύμασα τῶν πολλῶν ὧν ἐψεύσαντο τοῦτο*, dazu wird bemerkt:

αὐτῶν] *gen. possess.*, abhängig von *ἕν* (!) „eines von ihnen, bei, an ihnen. Von *ἕν* hängt auch (!) der Genet. part. *τῶν πολλῶν ὧν ἐψεύσαντο* ab.“ „Am meisten aber habe ich mich bei ihnen über die eine von ihren vielen Lügen gewundert.“ Und weiter: *τοῦτο, ἐν ᾧ* über das (!), wo „über die Stelle, wo“. Diese Erklärung ist grammatisch unrichtig, dem Sinne nach nicht klar und mit der gebotenen Übersetzung nicht übereinstimmend. — c. II: *ἐμοῦ γὰρ πολλοὶ κατήγοροι γεγόνασιν πρὸς ὑμᾶς καὶ πάλαι πολλὰ ἤδη ἔτη καὶ οὐδὲν ἀληθὲς λέγοντες*, heißt es: *πρὸς ὑμᾶς*] verbinde mit *λέγοντες, καὶ πάλαι*] „schon längst“ hebt den frühen Anfang hervor, *πολλὰ ἤδη ἔτη* weist auf die lange Dauer hin, *καὶ οὐδὲν ἀληθές*] Zwei (!) Momente werden gleichmäßig hervorgehoben. Seine Ankläger haben schon seit längerer Zeit gegen ihn geredet, und sie haben nur Unwahres gegen ihn vorgebracht, wir lieber: „aber“. Die erste Auffassung ist zum mindesten nicht zwingend, vgl. c. XVI: *ὅτι πολλή μοι ἀπέχθεια γέγονεν καὶ πρὸς πολλούς*, die zweite Erklärung ist überflüssig; die dritte Bemerkung ist falsch, nicht zwei Momente werden hier hervorgehoben, sondern drei (*πολλοί, πάλαι, οὐδὲν ἀληθὲς λέγοντες*). — c. III: *καὶ τἄλλα περὶ ἐμοῦ, ἃ οἱ πολλοὶ λέγουσιν*] *περὶ ἐμοῦ* gehört zum vorhergehenden und ist bei *λέγουσιν* hinzuzudenken; „daß es mit mir (!) auch in Bezug auf alles andere, was die Menge über mich (!) sagt, ebenso steht“. Diese unschöne Häufung werden wir auch im Deutschen meiden. — c. X: *Σωκράτης τις*] da es unmittelbar vorher heißt *ἐμοὶ ὀργίζονται*, so kann *τὶς* nicht mit *Σωκράτης* im Sinne von „ein gewisser Sokrates“ verbunden werden, sondern ist mit *μιαρώτατος* zu verbinden: „ein ganz unsittlicher Mensch“. Und doch vgl. c. II: *καὶ κατηγόρουν ἐμοῦ, μὰ τὸν — οὐδὲν ἀληθές, ὡς ἔστι τις Σωκράτης*. — c. XIV: *ὅμως δέ*] die Haltlosigkeit der Anklage hat sich bereits ergeben, gleichwohl soll sie noch weiter untersucht werden. Wie schal! Die Sache verhält sich aber auch vielmehr so: Bisher wurde das *ὅτι διαφθείρω* widerlegt, jetzt aber soll das *πῶς με φῄς διαφθείρειν* erörtert werden. — c. XVII: *καὶ νεωτέρῳ καὶ πρεσβυτέρῳ*] die Bedeutung ist dieselbe, wie wenn die gewöhnliche Verbindung mit dem Acc. dastände. Der Dativ ist hier wohl durch das vorschwebende *ὀνειδιῶ* veranlaßt (!?). — c. XVIII: *προύσαντες* „ausschlagend“, die athenische Bürgerschaft ist oben mit einem Rosse verglichen. Hier ist aber doch schon ein anderes Bild; hier wird von einer Fliege gesprochen, die den Schlummernden stört. Ibid.: *καὶ ἀνέχεσθαι τῶν οἰκείων ἀμελουμένων* „und die Vernachlässigung meines Hauswesens ruhig ertrage“, kann leicht zu einem grammatikalischen Mißverständnisse führen.

Viel zu schwach ist der griechische Text wiedergegeben in Stellen, wie c. II: *καὶ πλέον τί με ποιῆσαι* mit „etwas ausrichten“ oder c. XX: *ᾠχόμην ἀπιὼν οἴκαδε* mit „ging ruhig

nach Hause"; ebenso genügen die an einzelnen Stellen gegebenen Erklärungen für die Übersetzung folgender wichtiger Wörter nicht: φωνή, ῥῆμα, λόγος, ὄνομα, διαβολή, νόμος, ἔργον, σοφία, θέμις, ebenso einzelner Adiectiva, wie ἀνθρωπίνη, θεμιτόν. Bei umfangreichen Perioden wird trotz der sonstigen Ausführlichkeit von jeder Disposition als Übersetzungshülfe abgesehen, so z. B. c. XIV: ἐγὼ γὰρ οὐ δύναμαι — θεούς (Z. 19—27), c. XVI: φαῦλοι γὰρ ἂν — ἀρούρης (S. 18, Z. 25 — S. 19, Z. 10).

Dagegen wird häufig von der wörtlichen Übersetzung ohne Zwang abgewichen, so z. B. δίκαιός εἰμι (es ist recht, daß ich st. ich bin berechtigt), ἀπορώτατοί εἰσιν (diesen ist nicht beizukommen st. sie sind unerreichbar), γνώμην ἔσχετε (es hat sich bei Euch die Meinung gebildet st. Ihr seid zu der Ansicht gelangt), ὅτι κατάδηλοι γίγνονται] wörtlich: daß sie offenbar gemacht werden, „daß von ihnen dargetan wird" st. daß sie entlarvt werden, προςποιούμενοι „sich anmaßen" st. „sich die Maske aufsetzen, sich den Anschein geben".

Überflüssig sind Realerklärungen, die den Schülern teils aus der früheren Lektüre, teils aus dem sonstigen Unterrichte bekannt sind, so z. B. zu c. XX über τοὺς ἐκ τῆς ναυμαχίας, insbesondere aber solche, die schon in dem Anhange zur Christ'schen Ausgabe, für welche ja dieser Kommentar geschrieben ist, fast in ganz gleichem Wortlaut enthalten sind, so z. B. bei διωβόλου (c. XV), bei ἐνδεικνύναι καὶ ἀπάγειν (c. XX), bei ὦφλε (c. XXV).

Aussig. Dr. G. Hergel.

Dr. Friedrich Holzweißig, Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Kursus der Obertertia. Ausgabe *B*. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1901.

Das Buch zerfällt in drei Abteilungen, deren erste die Übersetzungsstücke ins Latein enthält. Diese sind nach drei Gruppen gesondert: die erste bietet Einzelsätze zur Einübung bestimmter grammatischer Lehrabschnitte, die zweite zusammenhängende Übungsstücke im Anschlusse an die Cäsar-Lektüre, die dritte freie Aufgaben im Anschlusse an Abschnitte aus Ovid. In der zweiten Abteilung folgen zahlreiche lateinische Beispiele zur Ableitung der grammatischen Regeln, die dritte enthält ein Wörterverzeichnis nach der Reihenfolge der Paragraphen.

Anlage und Plan des Buches verraten die kundige Hand des Verf.s, der den Stoff mit Takt und Verständnis gruppiert hat. Die Einzelsätze, die zusammenhängenden Stücke und die Beispielsammlung bieten ein reiches Übungsmaterial, das der Lehrer nach Bedürfnis heranziehen kann. Auch das stilistische Moment wurde gemäß der Fassungskraft der Schüler gebührend berücksichtigt.

Im einzelnen erlaubt sich Ref. folgende Gedanken, die sich ihm bei der Durchnahme des Buches aufdrängten, der Einsicht des Verf.s zu unterbreiten. Es ist freudig und dankbar zu begrüßen, daß die neuere Schulbücherliteratur im Gegensatze zur älteren Übungsbücher-Generation in der Anwendung eines von Latinismen befreiten, völlig korrekten Deutsch einen wesentlichen Schritt zum Besseren angebahnt hat. Aber es will Ref. bedünken, daß sich der Verf. des vorliegenden Buches noch immer nicht von gewissen beengenden Fesseln der unheilvollen Tradition losgemacht habe; denn hier wimmelt es noch immer von mannigfachen Latinismen, die den deutschen Sprachgeist würgen. Breite und Umständlichkeit des Ausdruckes kann nicht früh genug gemieden werden und ist rücksichtslos aus den Übungsbüchern zu bannen. Verbindungen wie 'das zu erreichen, was sie erstreben (2, 7), alles zu tun, was er befehlen würde (3, 5), daß wir von Dir nicht über Angelegenheiten, welche kennen zu lernen in unserem Interesse liegt . . .' (6, 13) müssen ein für allemal schwinden. Liest der Schüler im Texte *id adipisci volumus, quod petimus*, so wird auf die wortgetreue Übersetzung 'Wir wollen das erreichen, was wir erstreben', welche die konkrete, plastische Ausdrucksweise des Lateiners darstellt, die abstrakte des Deutschen 'Wir wollen unser Ziel erreichen' sofort folgen müssen. Im Anfange mögen für die Übersetzung ins Latein immerhin entsprechende Winke im Anhange oder in der Klammer, wie dies allerdings 17, 8 geschah, gegeben werden. Nur die von Beginn eingehaltene Konsequenz eines solchen Verfahrens bei der Übersetzung aus dem Latein ins Deutsche und umgekehrt wird imstande sein, den immer wiederkehrenden unleidlichen Latinismen und Germanismen den verdienten Garaus zu machen. Strudelartige Satzungeheuer, wie 'Unterdessen kehrten diejenigen Feinde, von denen ich gesagt hatte, daß sie zu der anderen Seite der Stadt gegangen seien, um dieselbe zu befestigen, zurück und machten einen Angriff auf die Römer, welche bekanntlich nur in geringer Anzahl waren, und tödteten diejenigen, welche die Mauer erstiegen hatten' (8, 5), 'Als die Feinde in der Stille der Nacht aus der Stadt zu gehen angefangen hatten, befahl er den Soldaten, nachdem er sie ermahnt hatte, die Feinde auf jede Art zu hindern, den Fluß zu überschreiten, daß sie sie zurücktrieben' (34, 11), 35, 8 u. a. sprechen dem deutschen Sprachgeiste Hohn und sind eine Karikatur der im Lateinischen wohlberechtigten Perioden. Der Deutsche liebt nun einmal das schlichte Nebeneinander der Gedanken und zerlegt demnach die lateinische Periode in kleinere Teile. Darum sollen in den untersten Klassen die Verwandlungen der Satzgefüge in Satzverbindungen und umgekehrt fast unausgesetzt auf der Tagesordnung des deutschen Unterrichtes stehen.

Wiederholungen des Ausdruckes sind in der deutschen Sprache verpönt, sie sind als figuraler Schmuck der gehobenen Rede wohl

am Platze. Die ungebundene Rede liebt im allgemeinen die Abwechslung des Ausdruckes. Anders der Lateiner, der um der Deutlichkeit und des Nachdruckes willen zu Wiederholungen ungescheut greift. Warum wir unsere Schüler erst bei der Livius-Lektüre zur richtigen Übersetzung des Partizips in der Verbindung '*latrones ... Remum cepisse; captum regi Amulio tradidisse*' (I, 5) anleiten sollen, ist durchaus nicht abzusehen. Soll erst da dem deutschen Ausdrucke sein Recht werden? Welcher Lehrer des Deutschen wird einen Satz wie (2, 9) 'Man sieht oft, daß unwissende und unbesonnene Leute durch falsche Nachrichten erschreckt werden und, durch falsche Nachrichten erschreckt, Beschlüsse fassen' anstandslos passieren lassen? Schon auf dieser Stufe lerne der Schüler die seiner Muttersprache entsprechende charakteristische Ausdrucksweise und übersetze also: ... und so (dann) Beschlüsse fassen ... Vgl. auch 24, 5.

Die unrichtige Wiederholung des Nomen proprium statt des Pron. dem. in Fällen wie 'Als die Gesandten der Helvetier am festgesetzten Tage zu Cäsar zurückkehrten, erklärte Cäsar' statt 'erklärte dieser' ist unbedingt zu meiden.

Über die materielle und formelle Bedeutung der Daß-Sätze muß der Schüler auf dieser Stufe des Unterrichtes schon längst im Klaren sein. Es geht nicht an, das deutsche Ohr mit den ewigen Daß-Sätzen zu ermüden und eine Abwechslung höchst fragwürdiger Natur dadurch herbeiführen zu wollen, daß man mit Weglassung des 'daß' die gleichfalls schwerfällige konjunktivische Konstruktion herstellt. Man entschließe sich, auch da deutsch zu schreiben, und gewähre den Satzbestimmungen mit Satzwert, bezw. den Infinitiven mit oder ohne 'zu' den freiesten Spielraum.

Eine geradezu komische Rolle spielt das lateinische Determinativ-Pronomen *is* mit seinem Gefolgsmanne *qui*; die Verbindung 'diejenigen, welche . .' nimmt leider einen ungebührlichen Raum ein (10, 6; 19, 6; 12, 14; 14, 2; 19, 6; 23, 7; 28, 5 usw.). Sie möge im Texte womöglich verschwinden und durch passende Verbalsubstantive ersetzt werden! Im Anhange oder in wohlgefügten Klammern kann sie immerhin ein kümmerliches Dasein fristen. Verbindungen, wie (9, 2) 'denjenigen, welche im Unterricht der Druiden waren' riechen nach Latein und erregen mit Recht das Mißfallen der Germanisten.

In der Beispielsammlung vermißt Ref. für Fälle, wie 'unversehrt wegzugehen' (1, 4), 'da es euch frei steht, sehr reich zu sein' (1, 5), das entsprechende Beispiel zur Ableitung der grammatischen Regel, in welchem Kasus das Prädikatsnomen des Infinitivs steht, wenn dieser als Subjekt erscheint. Die Möglichkeit einer doppelten Konstruktion in dem bekannten Beispiele *licet mihi otioso (otiosum) esse* verdiente mit Rücksicht auf 1, 5 und 1, 11 besondere Erwähnung in den Beispielen. In der Ableitung grammatischer Regeln II 6, 8 empfiehlt es sich, bei *iubeor hoc facere*

auf die pass. Grundbedeutung zurückzugehen und den gebotenen Übersetzungen die wortgetreue 'ich werde beauftragt, dies zu tun' voranzustellen. Anderseits fehlt hier wie in den Einzelsätzen über den nom. c. inf. als Stellvertreter der minder üblichen unpersönlichen Konstruktion 'es wird berichtet, daß . . . ; es scheint, als ob . . ; man glaubte, daß . .'. der im Deutschen gebräuchliche Präpositionalausdruck oder ein entsprechendes Adverb. Der Schüler lerne demnach, wenn nicht *ab ovo*, so doch auf dieser Unterrichtsstufe für die Verbindung '*id facere videntur*' auch folgende Übersetzung: 'Dem Anscheine nach (scheinbar) tun sie es; sie tun es wohl'; 9, 10 z. B. oder 9, 11 verlöre dann die unangenehme Breite.

In der Beispielsammlung II 7, die der Behandlung der 'Finalsätze' zugrunde liegt, hätte Ref. gerne eine strenge Scheidung in begehrende Substantivsätze und Finalsätze angetroffen. Auch will es hiebei Ref. dünken, als ob dem Schüler neuerdings ohne Zuhülfenahme des judiziösen Gedächtnisses die schier unabsehbare Reihe jener Verben vorgeführt werden solle, die einen Substantivsatz begehrenden Inhalts regieren. Der Schüler muß aber auf dieser Stufe die Urteilskraft bereits besitzen, in den abhängigen deutschen Infinitiven — der Verf. wendet auch hier mit Vorliebe Daß-Sätze an — ihre wahre Natur zu erkennen und dem entsprechend zwischen dem lateinischen und deutschen Sprachgeiste scharf abzugrenzen. Hiebei möge der Verf. bei einer Neuauflage *recuso mori* II 11 jedenfalls eliminieren; denn in der Belegstelle, die der Verf. anzieht, Caes. b. G. III 22, 3: *neque . . repertus est quisquam, qui . . mori recusaret* steht das *recusare* im Banne der vorausgehenden Negation, während der Infinitiv bei einem positiven *recusare* nachklassisch ist. Auch die Daß-Sätze nach den Verben des Beschließens I 10, 6; 10, 7 sind passender durch einen Infinitiv, bezw. durch ein Verbalsubstantiv zu ersetzen. Nicht minder macht sich der *color latinus* I 10 in bedenklicher Weise übermäßig breit. In den Konsekutiv-Sätzen möge dem Schüler bei *nemo est, quin intellegat* (II 12) nach der wörtlichen Übertragung auch die übliche 'jeder sieht ein' sofort vorgeführt werden; desgleichen ist bei *cum multis aliis ex rebus intellegi potest, tum ex hac re* (II 13) der lateinisch gefärbten Redeweise: 'Das kann man sowohl aus vielem anderen ersehen, als namentlich daraus' die im Deutschen gebräuchliche: 'Das kann man namentlich (besonders) daraus ersehen' beizufügen. In den Konzessiv-Sätzen (II 20) fehlt ein Beispiel mit der einleitenden Konjunktion *quamvis*. In den entsprechenden Einzelsätzen (I 25) könnte wohl bei 4 eine knappe Anweisung zur Übersetzung in Form einer Paraphrase in Klammern beigefügt werden. I 26, 6 dürfte seinen Platz zweckmäßiger in I 9 finden. I 27, 6 greift mit der Verbindung 'verdient hohes Lob' dem nächstfolgenden Paragraphen (vgl. II 23, 4 b, 23) vor und enthält die Wieder-

holung des Ausdruckes 'verdient'. II 23, 4 c folgt auf *sunt, qui* usw. bloß die den älteren Schülergenerationen wohlbekannte Übersetzung: 'es gibt Leute der Art, daß sie'.. Der Zeitgeist verlangt das deutsch klingende 'manche..'.

Der Gebrauch des deutschen Demonstrativ-Pron. 'derselbe' statt des entsprechenden Personal-Pron., bezw. statt des hinweisenden 'dieser' macht sich in unliebsamer Weise allenthalben breit; vgl. I 8, 5; 9, 2; 15, 2; 16, 16; 19, 8; 23, 11; 28, 3, 4, 5.... Als Relat.-Pron. erscheint fast ausschließlich das erbgesessene 'welcher'. Der erste Condicionalis ist im Wenn-Satze verpönt; vgl. I 23, 11; II 18, 2. Das Polysyndeton wäre in I 5, 1; 6, 6 besser zu vermeiden.

Die vorstehenden Bemerkungen sollen den Wert des sonst trefflich angelegten Buches nicht beeinträchtigen, sie mögen vielmehr für das lebhafte Interesse zeugen, das Ref. diesem mit großem Fleiße ausgearbeiteten Hülfsbuche für den lateinischen Unterricht entgegenbringt.

Die typographische Ausstattung des Buches ist anständig, der Druck korrekt.

Wien. Dr. M. Tschiassny.

Adolf Bartels, Geschichte der deutschen Literatur I. Von den Anfängen bis zum Ende des XIX. Jahrhunderts. Leipzig, Avenarius 1901.

Der Verf., der durch seine kulturhistorische Monographie „Der Bauer in der deutschen Vergangenheit", ferner durch Schriften über die neuere Literatur und eigene Dichtung bekannt geworden ist, hat eine neue Darstellung der deutschen Literaturgeschichte unternommen, deren I. Band bis zum Ende der klassischen Periode reicht. Sie soll das bieten, was B. an den vorhandenen Darstellungen dieses Gegenstandes vermißt: übersichtliche Behandlung des Stoffes soll mit leichter Lesbarkeit vereinigt werden. Deshalb wird jede der vier Epochen (1. Mittelalter, 2. XVI. und XVII. Jahrh., 3. XVIII. Jahrh. „Vorklassik", 4. XVIII. Jahrh. „Die Klassik") zuerst allgemein in einer Übersicht dargestellt, auf diese folgen dann besondere Charakteristiken der einzelnen Dichter.

Es ist klar, daß eine solche Einteilung des Stoffes den Darsteller zwischen zwei Gefahren stellt: Entweder die allgemeine Übersicht wird wirklich eine historische Darstellung, dann muß sie notwendigerweise soviel Detail über die einzelnen Dichter aufnehmen, daß deren gesonderte Charakteristik an Wiederholungen oder Unvollständigkeit leiden muß, oder die allgemeine Übersicht wird wirklich von allen Detailausführungen befreit, dann gewinnt sie zwar die angestrebte gedrungene Haltung und knappe Gliederung, aber auf Kosten der historischen Durchdringung des

Stoffes. Es ist B. nicht gelungen, beiden Gefahren auszuweichen: In den Einzelausführungen fehlt es nicht ganz an Wiederholungen aus dem allgemeinen Teil; ganz besonders aber, und zum großen Schaden des Buches, haben die allgemeinen Übersichten durch die Befreiung vom Detail gelitten. Sie sind nicht bloß knapp, sie sind zum Teil dürftig ausgefallen. Sie enthalten ganze Strecken weit nicht viel mehr als die gangbaren Schulbücher. Der Leser, den B. voraussetzt, d. h. der Gebildete, verlangt von einer Literaturgeschichte historische Belehrung; er wird bei B. vieles vermissen. Erscheinungen wie die Vorliebe des Mittelalters für die Allegorie, die Schäferpoesie, die Robinsonadenliteratur sind kulturhistorisch so bedeutsam, daß man eine Erklärung ihres Wesens und ihrer Entstehung erwarten müßte. Eine Literaturgeschichte muß die Hauptgedanken von Gottscheds „Kritischer Dichtkunst" mitteilen, sie darf es nicht ablehnen, über Leibnitzens Weltanschauung (S. 232), über den Inhalt von Lessings „Laokoon" zu sprechen (S. 322), da er auf Theorie und Praxis der Klassiker eingewirkt hat. Wenn schon von mittelalterlicher Mystik, vom Schwulst, von der Haupt- und Staatsaktion gesprochen wird, so müßte man doch erfahren, was das ist. Das Auftreten der englischen Komödianten wird zwar erwähnt (S. 150), aber nicht hervorgehoben, daß es zur Entstehung eines Schauspielerstandes geführt hat. Der Zusammenhang der pädagogischen Bestrebungen Basedows und Campes mit dem Sturm und Drang wird nicht aufgezeigt, nur obenhin von „Anregungen Rousseaus" gesprochen (S. 378). An historischer Durchdringung des Stoffes fehlt es auch bei der Darstellung der Klassiker: Von der großen inneren Wandlung Goethes in den ersten zehn Weimarer Jahren und ihren Ursachen erfährt man gar nichts, ebensowenig über die historischen Voraussetzungen von „Egmont", „Hermann und Dorothea", „Die natürliche Tochter". Auch an historischen Irrtümern fehlt es nicht: Geaten, Gauten, Goten, Jüten sind nicht dasselbe (S. 77), Ayrer heißt nicht Johann, sondern Jakob; falsch ist der Satz: „Wie aus dem gelehrten Drama der Schlesier die Haupt- und Staatsaktion, so entsprang dem Drama Weises die „Harlekinade" (229). Ch. Weises Schlagwort „politisch" ist nicht von „Politik" abzuleiten, sondern von ital. *polito* (227). In Goethes „Satyros" lebt kein antik griechischer Geist (358). Gewagte und unbeweisbare Behauptungen und Vermutungen begegnen mehrmals: Zur Erklärung der ritterlichen Poesie wird eine dauernde Vermittlung zwischen Frankreich und Deutschland durch zweisprachige Sänger angenommen (44), Wolframs Schilderung der inneren Entwicklung Parcivals soll eine Darstellung von Selbsterlebtem sein (95), der österreichische Dichter des Nibelungenliedes soll eine genaue Kenntnis des rheinischen Landes besitzen (91), und deshalb vermutet B., daß er einmal eine Fahrt an den Mittelrhein gemacht habe (86); Tiroler Heimat wird (52) ohneweiters für Walther von

der Vogelweide angenommen. Heinrich v. Ofterdingen und der Kürnberger können auch nicht einmal einen „vagen Anspruch" auf die Autorschaft des Nibelungenliedes (85) behalten.

Bisweilen widerspricht B. sich selbst: S. 198 leugnet er, daß Fischart den Übergang von der volkstümlichen Dichtung des XVI. Jahrh. zur Gelehrtenpoesie bildet, und doch hat er unmittelbar vorher gesagt: „Seine Laune sprudelt nicht unmittelbar wie bei Rabelais, sondern geht erst durch die deutsche Bücheratmosphäre hindurch". Die Norddeutschen sind S. 423 zum Mystizismus geneigt, S. 353 mehr zur Freiheit als zur Mystik beanlagt.

Unhistorisch ist auch die Gehässigkeit gegen geistige Strömungen der Vergangenheit, besonders gegen die Aufklärung: S. 448 „Zuletzt ist Klinger trotz des Adels seiner Natur doch Aufklärungsmensch".

Wenn somit vom historischen Standpunkt manche Einwendung zu erheben ist, so muß anderseits anerkannt werden, daß es auch an ansprechenden Ausführungen nicht fehlt. Sehr hübsch wird z. B. gezeigt, wie Opitz zum Ruhme eines großen Dichters kommen konnte (202 f.), wie Grimmelshausen sowohl die Robinsonaden als den hinkenden Teufel und Gil Blas vorwegnimmt, und daß solche Vorläufer zu großen literarischen Erscheinungen des Auslandes in der deutschen Literatur mehrfach anzutreffen sind. Treffend ist der Hinweis auf die fortdauernde Lebenswahrheit des „Werther", der nicht bloß eine Zeitkrankheit schildert (466). Ein Verdienst des Buches ist, daß B. allenthalben die künstlerischen Fortschritte der deutschen Literatur festzustellen sucht, welche den einzelnen Epochen und Schriftstellern zu danken sind, sei es nun Eroberung neuer Stoffgebiete, Probleme, Darstellungsformen oder Veränderungen im Verhältnis der schriftstellerischen Individualität zu dem Darzustellenden oder zum Publikum.

Gegen die Wissenschaft nimmt B. eine wunderliche Stellung ein. Durch das ganze Buch zieht sich eine eigensinnige Polemik gegen alles, was „man", „jetzt", „neuerdings" annimmt. Besonders Scherer wird unaufhörlich bekämpft, allerdings meist mit unzulänglichen Mitteln, dafür aber in einer sehr robusten Tonart. Die mildeste Erklärung dieses Gebarens ist wohl die, daß B. von der Bedeutung Scherers keine rechte Vorstellung hat. Was soll man dazu sagen, wenn von Scherer behauptet wird, der Geist des Mittelalters sei ihm nicht aufgegangen! Wenn man erwägt, welcher Reichtum von Gedanken und feiner Beobachtung die 613 Seiten Scherers (ohne die Romantik) erfüllt, wie dürftig erscheint dagegen das, was B. auf 510 Seiten bietet!

Zu den Vorzügen des Buches gehört das warme Nationalgefühl des Verfassers. Es gereicht vielen Partien zu entschiedenem Vorteil. Die Charakteristik des Volksmärchens, die Würdigung des Simplizissimus als erster epischer Gestaltung des Selbsterlebten, die Besprechung Logaus, Höltys, Jung-Stillings wird jeder Deutsche

mit warmer und freudiger Teilnahme lesen. Daß Goethe gerade deshalb Weltbedeutung gewann, weil seine Dichtung national ist, und daß sie national ist, obwohl sie keinen Preis des deutschen Wesens und keinen Stolz auf das Deutschtum zum Ausdruck bringt, ist zwar nicht neu, aber es ist immer noch nicht überflüssig, das hervorzuheben.

Allerdings hat dieses Nationalgefühl bei B. ein eigenartiges Gepräge. Es ist ein junkerlicher Stolz auf das germanische Blut. Das Blut sei stärker als alles andere, die Unterschiede der Stämme wichtiger als die der Landschaften. Nun muß B. zugeben, daß die Stämme sich nicht rein erhalten haben (S. 7), daß die Stammbäume der Dichter oft seltsam von fremden Zweigen durchflochten sind, daß innerhalb der Stämme die germanische Eigentümlichkeit der starken Gegensätze wiederkehrt und daß daneben auch noch der deutsche Individualismus sich geltend macht: was bleibt dann vom Stammcharakter noch übrig? Wie wenig mit solchen Gesichtspunkten anzufangen ist, zeigt B. eigene Vergleichung zwischen Claudius und Schubart: nicht einmal der Gegensatz von nord- und süddeutsch kommt rein heraus, indem Claudius seinen nächsten Verwandten an Hebel, Schubart an Bürger hat (422). Zum Glück hat die Blutmischungstheorie, von einigen allgemeinen, unbeweisbaren Behauptungen abgesehen, im einzelnen keinen besonderen Einfluß auf B. Betrachtungen ausgeübt. Nur eine wichtige Partie seines Buches ist dadurch beeinträchtigt. Abgesehen nämlich von der Mischung zwischen den Stämmen, lehrt die Anthropologie, daß auch das germanische Blut überhaupt allenthalben mehr oder weniger mit fremdem vermischt ist. Demnach müßten vom Standpunkte der reinen Rasse viele Millionen Menschen, die sich für Deutsche halten, als Pseudodeutsche qualifiziert werden. Zu diesen Millionen gehört leider auch Schiller, den B. des Keltentums verdächtigt (481), in dessen Dramatik er etwas Undeutsches findet. Aus dieser Quelle stammen auch einige wunderliche Anwendungen der Komparation: deutsch, deutscher, am deutschesten: Ostpreußen und Livland sollen deutscher sein als Schlesien und Meißen (357), „Klopstock ist der deutscheste unserer klassischen Dichter“ (311).

Als Vorzug seines Buches nimmt B. vor allem die ästhetischen Urteile in Anspruch. Wer zusieht, wird finden, daß in Wirklichkeit die ästhetische Beurteilung gerade der wichtigsten Erscheinungen schon äußerlich zuwenig Raum erhielt, um wirklich eindringend und fördernd sein zu können. So wird von Goethes Lyrik nur ihre Nationalität ganz allgemein ohne Beweis behauptet, ferner die Vielseitigkeit und erlebte Wahrheit hervorgehoben, hierauf einige der hervorragenden Gedichte trocken aufgezählt. Über Iphigenie und Tasso weiß B. nicht mehr vorzubringen als eine ganz unnötige Rettung gegen diejenigen, welche diesen Dichtungen wahres Leben absprechen, und eine ebenso unnötige Rechtfertigung der Form. Über „Hermann und Dorothea“ handeln

14 Zeilen; sie enthalten eine überflüssige Rechtfertigung des Hexameters, dann die Schlagworte „Geist weiser Betrachtung", „Kleinstadt-Idyll", „leuchtende Bilderpracht", „voll epischen Behagens", endlich die Versicherung, daß auch dieses Werk deutsch ist. Man vergleiche mit diesen dürftigen Bemerkungen die feinsinnigen Analysen Scherers, des Vielgeschmähten! Was die Richtigkeit der ästhetischen Urteile anbelangt, so wäre auch hier mancher Widerspruch zu erheben. Die Volksscenen im Egmont sollen so ziemlich alles, was wir in dieser Art sonst besitzen, hinter sich lassen (471), den berühmten „Seifensieder" soll an glücklichem Fluß kaum Gellert übertroffen haben (283). Das unbedingte Besserwissenwollen des Verfassers streift bisweilen ans Komische. „Die Stürmer und Dränger haben in der Verachtung der drei Einheiten so Kolossales geleistet, daß unsern Schulästhetikern noch heute die Haare zu Berge stehen", sagt B. S. 360, zeigt aber unmittelbar nachher, daß er diese Ausschreitungen ebenso geschmacklos findet wie die beschränkten Schulzöpfe. Solche burschikose Entgleisungen hätten vermieden werden können, ohne daß der Stil die Frische, die ihn zumeist auszeichnet, einzubüßen brauchte.

Ein wirkliches Verdienst des Buches ist, daß es alles, was von älterer Dichtung lebensfähig geblieben ist, verzeichnet: volkstümlich gewordene Lieder, Dichtungen, die heute noch bekannt und lebendig sind oder wenigstens noch einigen Genuß bieten können oder auf die spätere Dichtung Einfluß geübt haben, oder die der Verfasser für geeignet hält, der deutschen Muse in Zukunft noch einmal zugute zu kommen (wie Lenzens kecke Komik im Lustspiel 445 f.).

Zum Schlusse darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Diktion bisweilen jene Sorgfalt vermissen läßt, die von einer deutschen Literaturgeschichte gefordert werden muß. S. 23 heißt es z. B.: „je weiter die Versklavung der Freien durch die vom nach römischen Muster fast absolut gewordenen Königtum begünstigten Großen fortschritt". Solche Härten kommen wiederholt vor und verstärken den Eindruck der Flüchtigkeit, den auch der Inhalt stellenweise hervorruft.

Die Vorzüge dieses Buches sind also nicht groß genug, um das starke Selbstgefühl zu rechtfertigen, mit welchem der Verfasser auf seine Vorgänger geringschätzig herabblickt.

Bielitz. Ferdinand Zimmert.

Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik für höhere Bildungsanstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete von Friedrich Bauer. 23. (der neuen Folge 6.) Auflage, bearb. von Dr. Konrad Duden, Gymnasialdirektor zu Hersfeld. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) 1901. VI, 222 u. 78 SS.

Die Einrichtung des Buches, dessen vorige Auflage in dieser Zeitschrift (1897, S. 1108 f.) besprochen wurde, ist dieselbe geblieben. Unter den berücksichtigten Rezensionen ist die von Prof. R. Wagenführ (Zts. f. d. Gw. 1896 [nicht 1899!], S. 538—548) besonders genannt. Einer Anzahl der dort geäußerten Wünsche ist die neue Auflage nachgekommen, allen nicht. So ist auch jetzt im Anhange zu § 87 der 'grammatische Wechsel' nicht erwähnt; ebenso ist im § 166, in dem Wagenführ m. E. mit Recht 'näheres Eingehen auf den Gegensatz zwischen Ind. und Konj. im Nebensatze' wünscht, unverändert geblieben. — In der 'Einleitung' erscheint immer noch der Kürnberger unter Berufung auf Pfeiffer als Dichter des Nibelungenliedes (S. 5 f.), wenn auch dann die Meinung 'anderer' erwähnt wird. — In § 101, Anm. 2 ist die Regel, daß im Nebensatze das Verbum finitum stets am Ende steht, ohne Zweifel zu weitgehend. Dasselbe gilt von der entsprechenden Bemerkung in § 137 (S. 163 u.). — Die Lehre in § 114 würde schärfer gefaßt lauten: 'Objektsgenetive lassen sich auf aktive Sätze zurückführen, in denen der Genetiv Objektsakkusativ ist und das Prädikat aus dem Begriffe des Substantivs genommen ist, von dem der Genetiv abhing'. — In der Tabelle hat 'got. P' nur 'althochd. F (V)' zur Entsprechung, es fehlt also die Affricata. — Im Vergleich zur früheren Auflage ist im Inhaltsverzeichnisse einiges präziser gefaßt; im Register sind Druckfehler, besonders Versehen in der Reihenfolge berichtigt. (Zu verbessern wäre noch der Hinweis S. 201 zu § 64, Z. 1, wo es heißen soll § 64, Anm. 5 [nicht 4]). Einrichtung des Druckes und Ausstattung arbeiten auf größere Übersicht und Lesbarkeit hin. Im ganzen bedeutet die neue Auflage gewiß einen Fortschritt.

Wien. Dr. Justus Lunzer.

Etudes sur la Rime dans „Cyrano de Bergerac" de M. Rostand par Dr. A. Schenk, Lecteur à l'Université de Kiel. Kommissionsverlag von R. Cordes in Kiel 1900. 111 SS.

Durch Lubarschs „Französische Verslehre" angeregt, gibt der Verf. dieser etwas breit angelegten Arbeit eine auf genauen statistischen Zählungen aufgebaute Untersuchung der Reime des oben genannten dramatischen Werkes. In einer Art Stufenleiter führt er alle Reimtypen, beginnend mit den Assonanzen *(nous : choux)* und endigend mit den über drei Silben sich erstreckenden Reimen *(me garder : regarder)* vor, bespricht dann die reimenden

Vokale in Bezug auf ihre Quantität und Qualität, die vor den reimenden Vokalen stehenden Konsonanten, ebenso die den Reimen vorangehenden Silben, die hononymen Reime usw. Die Ausführungen des Verf., hie und da etwas subtil, zeigen doch nebst scharfer Beobachtungsgabe auch das für derartige metrisch-rhythmische Untersuchungen notwendige feine Gefühl für den Klang französischer Laute.

Ungenügend ist jedoch das Kapitel über die reimenden Vokale (S. 21 ff.), weil der Verf. die neuere phonetische Literatur nicht kennt und überhaupt kein Phonetiker ist. Deswegen bleibt es ihm unverständlich, wie Becq de Fouquières den Reim *passe : fasse* verurteilen könne, während doch *passe : espace* ein französisches Ohr befriedige (S. 22). Wenn er aber schon bei der Frage nach der Quantität von *prît* und *goût* (S. 22, Anm. 4) sich auf Grund eigener Beobachtungen mit Nyrop gegen Sachs für Kürze in diesen Wörtern entscheidet, so hätte er einesteils erkennen sollen, daß in solchen Fragen Sachs-Vilatte jetzt ein schlechter Führer ist, und anderenteils nicht durch Verweisung von *esprit : prît, goût : tout* unter die infolge verschiedener Qualität ungenauen Reime sich mit sich selbst in Widerspruch setzen sollen. Hätte er das *Dictionnaire phonétique* von Michaelis und Passy zurate gezogen, so hätte er nicht nur in diesen beiden Wörtern seine Beobachtungen bestätigt, sondern außerdem noch gefunden, daß auch in *bélître* und *époux* die betonten Vokale kurz sind, ja daß selbst in *apparûtes* und *fûtes û* nicht lang sein muß, so daß also die Reime *bélître : titre, apparûtes : brutes, minutes : fûtes, vous : époux,* da sie die gleiche Quantität, u. zw. Kürze, aufweisen, nicht zu beanstanden sind; ebensowenig *amour : pour,* da auf letzteres am Ende des Verses der volle Ton fällt, der Vokal demnach gelängt wird. Was vollends an *coutume : présume* auszusetzen ist, läßt sich — mangels Angabe eines Grundes — nicht einsehen. Am meisten bedürfen der Nachprüfung die Urteile des Verf. über die Reime, die den Vokal *a* enthalten. Denn während er einerseits noch mit den älteren Orthoëpisten drei quantitativ verschiedene *a*-Laute unterscheidet, läßt er, was schon oben angedeutet wurde, ihre Qualität völlig außer acht. Aber auch hinsichtlich der Quantität stimmen seine Angaben nicht immer mit denen der Phonetiker. So sind die Endungen des Passé défini *-âmes, -âtes,* wie schon oft festgestellt worden, nicht lang, sondern kurz, daher die Reime *Mesdames : aimâmes, gardâmes : dames, préoccupâtes : pattes* als richtig zu bezeichnen sind; ebenso der Reim *âme : flamme,* da in letzterem *a* (für dessen Kürze die Autorität Malvin-Cazals aus dem J. 1847 (!) angerufen wird) lang ist. Desgleichen muß man den Dichter gegen den Kritiker in Schutz nehmen bei den Reimen *grâce : passe, basse : grâce* mit langem und offenem *a; femme : affame, canne : ricane, place : fasse, sache : hache, âge* (*â* kann hier auch geschlossen sein) :

cartilage mit kurzem und geschlossenem *a*; *table : épouvantable* mit geschlossenem und langem oder kurzem *a*; selbst *diable : effroyable*, da in ersterem *a* auch geschlossen, in letzterem auch lang sein kann. Von den als ungenau bezeichneten *a*-Reimen bleiben demnach bloß *Madame : âme, dame : flamme, femme : l'âme, lame* (*a* kurz und geschlossen) *: réclame* (*a* lang und offen), *taches : lâches, embrasse* (*a* kurz und geschlossen) *: grâce, menace* (*a* kurz und geschlossen) *: passe* (*a* kurz und offen), *passe : face* (*a* kurz und geschlossen). — Bei den *e*-Reimen ist die Quantität richtig angegeben. Doch hinsichtlich der Qualität wird unter die unreinen Reime gezählt (S. 24) *siège : regarderai-je:* mit Unrecht, denn in dem letzten Worte ist (vgl. *ai-je*) der *e*-Laut offen. Sonderbar berührt ferner die Bemerkung, daß das *e* in *siège*, seitdem im J. 1878 die Akademie den *Accent aigu* in einen *Accent grave* umgewandelt habe, offen geworden sei, während ja doch offenbar die Akademie durch Umänderung des Akzent der veränderten Aussprache Rechnung tragen wollte. Unter den als unrein angeführten *e*-Reimen ist auch zu streichen *sais : succès* und *sait : c'est*, da nach Passy *sais, sait* auch *è* haben. Durch diese auf phonetischer Grundlage vorgenommenen Richtigstellungen wird demnach das Urteil des Verf., daß Rostand große Sorgfalt auf den Reim verwende, in noch höherem Grade, als er selbst glaubt, bestätigt.

Die übrigen rein metrischen Untersuchungen, in welchen, wie schon bemerkt, der Verf. in seinem Elemente ist, geben zu keiner Bemerkung Anlaß. Hervorzuheben ist das Kapitel *Quels mots sont employés à la rime?* (S. 73 ff.), welches manche sprachlich interessante Bemerkung enthält (wie S. 97 über *chaque* für *chacun*), und durch Besprechung seltener Wörter und Neubildungen zur Aufhellung des Textes nicht unwesentlich beiträgt. Schade, daß diese sonst so minutiöse Arbeit durch zahlreiche Druckfehler und Nachlässigkeiten in Bezug auf Sprache und Stil (S. 104 *eusse* statt *eût;* wiederholt *usité* im Sinne von *employé;* ungewöhnliche Wortstellung usw.) entstellt wird. Immerhin werden Spezialisten diese bis jetzt genaueste metrische Untersuchung eines französischen Dichterwerkes mit großem Interesse lesen.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Lehrbuch der französischen Sprache von Siegm. Oberländer, Adolf Reininger und Dr. Alex. Werner. Dritter Teil. Mit einer Karte von Frankreich. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky 1901. Preis geh. 1 K 90 h, geb. 2 K 40 h.

Dieses Lehrbuch bildet den Abschluß des für die unteren Klassen der deutschen Realschulen in Mähren bestimmten Unterrichtswerkes derselben Verff. Die Notwendigkeit für die Abfassung dieses Lehrbuches lag in dem Umstande, daß das Französische in Mähren

wegen des obligaten Unterrichtes in der zweiten Landessprache erst in der zweiten Klasse einsetzt, wodurch die Vorschriften des allgemeinen Normallehrplanes hinsichtlich der französischen Sprache eine Verschiebung erleiden. Es zerfällt in sieben Teile: Lesestücke, Anmerkungen zu denselben, Grammatik, Übungen, Fragen, Übersetzungen ins Französische und ein deutsch-französisches Wörterverzeichnis. — Was die Lesestücke anbelangt, so sind es zunächst schlichte, die Jugend anziehende Erzählungen, dann Stoffe aus den Hauptepochen der französischen Geschichte, die in Verbindung mit Beschreibungen einzelner Sehenswürdigkeiten von Paris und dem übrigen Frankreich die Einführung in die Kenntnis des fremden Volkes und Landes anbahnen. Eine weitere, besonders für diese Stufe anregende Lektüre bilden die *Leçons de choses,* welche in leichtfaßlicher, dialogischer Form Erscheinungen in der Natur und im menschlichen Leben behandeln. Zu der Aufnahme dieser Lesestücke sind die Verff. zu beglückwünschen, da durch derartige Stoffe das Interesse der Schüler gewiß gesteigert und der Unterricht belebt wird. — Drei Briefe und einige Gedichte, darunter auch Übersetzungen aus dem Deutschen, beschließen die gut getroffene Wahl aus Originalwerken der Gegenwart. Die Reichhaltigkeit des Stoffes ermöglicht es dem Lehrer, das für das jeweilige Schülermaterial Geeignete auszuwählen. Die Lesestücke, welche genau verarbeitet werden sollen, weil an dieselben die grammatische Belehrung anknüpft, sind auf S. VI angegeben, veranschaulichen aber nicht immer hinreichend die betreffende Spracherscheinung. — Die *Phrases de tous les jours* sind gewiß in dem Bewußtsein den Lesestücken angefügt, daß die erworbenen Sprachkenntnisse auch den praktischen Bedürfnissen des Lebens zu dienen haben, denn „*Non scholae, sed vitae discimus*" soll ganz besonders im Unterrichte der modernen Weltsprachen zur Geltung kommen. Die Förderung der Sprechfertigkeit betonen die Verff. auch durch die den Anmerkungen beigeschlossenen Dispositionen (Canevas), wie nicht minder durch die in französischer Sprache, soweit es eben tunlich war, gegebenen sachlichen und sprachlichen Erklärungen. Durch diese Anordnung erweisen die Verff. ihr volles Verständnis für die reformierte Methode im Rahmen des österreichischen Lehrplanes und der Instruktionen. Dieses Urteil findet eine Bestätigung auch darin, daß bei der grammatischen Analyse der in den zwei vorangehenden Klassen verarbeitete Lesestoff zur Veranschaulichung der Sprachgesetze herangezogen wird. Durch dieses Zurückgreifen bildet dieser dritte Teil mit den zwei vorangehenden eine unzertrennliche Einheit. — In der Grammatik soll den Forderungen des Lehrplanes genügt werden, indem die Formenlehre wiederholt und ergänzt wird und indem die wichtigsten syntaktischen Gesetze vermittelt werden. Die Instruktionen schreiben zwar von der 3. Klasse an eine eigene Grammatik vor, welche den Schüler bis in die 7. Klasse begleiten soll; die Verff. scheinen jedoch von der

Anschauung ausgegangen zu sein, daß auch für diejenigen, welche in die Oberrealschule nicht aufsteigen, ein abgeschlossenes grammatisches Ganze geboten werden müsse. Es werden der Reihe nach alle Redeteile in ihren allerwichtigsten Erscheinungen behandelt. Beim Substantiv vermißt man die Belehrung über die Pluralbildung der zusammengesetzten Substantiva. Beim Verbum ist die Anordnung der sog. unregelmäßigen Zeitwörter nach Klassen und als typisch angenommenen Formen getroffen. Es wäre zu wünschen gewesen, die Zahl dieser Formen auf das Notwendigste zu beschränken (Plötz nimmt ebenso wie Noël und Chapsal fünf an); die Angabe des Futurs und des Imperativs war nicht notwendig; die wenigen unregelmäßig von den angenommenen Formen gebildeten Futura und Imperative *(j'irai, je pourrai* usw., *va, sache)* konnten durch eine Anmerkung abgetan werden. Die Übersichtlichkeit hätte dadurch nur gewonnen. — Die Syntax beschränkt sich in richtiger Erkenntnis des Erreichbaren auf das Allerwichtigste und gibt die Regeln links in der fremden, rechts in der deutschen Sprache. Da aber die Sprachgesetze in der Unterrichtssprache zu erörtern und festzusetzen sind, so wäre es folgerichtiger gewesen, den deutschen Text links zu setzen. Es wäre auch für den Schüler vorteilhaft gewesen, wenn sich die Fassung der Regeln in beiden Sprachen eng einander angeschlossen hätte; Beweise hiefür kann fast jede Regel liefern. Im deutschen Text war die lateinische Terminologie anzuwenden, mit der die Schüler der 4. Realschulklasse vertraut sein sollen. — Der *Questionnaire* erleichtert dem Schüler die häusliche Vorbereitung und Wiederholung; er wird auch dem jüngeren Lehrer gute Dienste leisten. — Die *Thèmes* bringen anfangs lose, dem Wort- und Phrasenschatz der Lektüre entnommene Sätze, von Nr. 19—24 zusammenhängende Umarbeitungen gelesener Texte. — Ein deutsch-französisches Wörterverzeichnis ermöglicht es, in Vergessenheit geratene Ausdrücke aufzufrischen. — Die typographische Ausstattung entspricht allen billigen Anforderungen. Faßt man das Urteil zusammen, so kann man trotz obiger Mängel behaupten, daß das besprochene Lehrbuch, wenn es auch zunächst für die Bedürfnisse eines Kronlandes bestimmt ist, eine schätzenswerte Bereicherung der nach dem neuen Lehrplan für österreichische Realschulen verfaßten Schulbücher der französischen Sprache bildet.

Wien. F. Pejscha.

Weltgeschichte. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten herausgegeben von Dr. Hans F. Helmolt. VIII. Band, erste Hälfte. Leipzig u. Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts 1902.

Der vorliegende Halbband schildert auf 246 Seiten (1.) Westeuropa im Zeitalter der Revolution, Napoleons

und der Reaktion und (2.) Die staatlichen und gesellschaftlichen Neugestaltungen in Europa zwischen 1830 und 1859. Der erste rührt aus der Feder Kleinschmidts, der zweite aus der H. v. Zwiedineck-Südenhorsts her. Dieser neue Teil wird die Leser weniger befriedigen als die vorhergehenden Teile; das gilt besonders von der Arbeit Kleinschmidts. Es ist ja auch kaum möglich, auf 126, sage einhundert sechsundzwanzig Seiten, diese an sich und in ihren Folgen so außerordentlich wichtige Periode allgemeiner Geschichte darzustellen, ohne viel mehr als Schlagworte zu geben, die dem Kenner dieser Geschichte nichts bieten als etwa eine Auffrischung des Stoffes, den er genauer kennt, als er hier geboten ist, für den mit dem Gegenstande weniger Vertrauten aber viel zu wenig Material enthält, hunderte Andeutungen macht, ohne sie zu erläutern, und vieles dunkel läßt, was aufzuklären wäre. Es ist, um ins Einzelne einzugehen, schlechterdings nicht möglich, auf sechs Seiten das Kapitel: 'Genesis der Revolution' zu erledigen. Da müssen dann naturgemäß anstatt der Sache die gewöhnlichen Phrasen herhalten, und doch wäre es notwendig, auch nach Sybel an der Hand der neueren französischen Literatur, vornehmlich der Werke Taines, Staat und Gesellschaft im *ancien régime* zu zeichnen und Frankreichs Zustände in Kürze mit denen Preußens unter Friedrich dem Großen zu vergleichen. Was für dieses erste Kapitel, die Zustände Frankreichs vor 1789, gilt, das gilt auch für die drei folgenden: Die Umwälzung, das Zeitalter Napoleons und die Reaktion. Halte ich diesen Teil in seiner zu knappen Anlage für verfehlt, so gibt es auch im einzelnen erhebliche Irrtümer und Verstöße, die möglicherweise auch nur eine Folge des Strebens nach Kürze sind. Ich will nur einen Satz herausheben. S. 16 wird von den Septembermorden gesprochen und gesagt: 'Dabei entledigte man sich ganzer Scharen eidweigernder Priester, da die Guillotine zu langsam arbeitete'. Die ganze Welt weiß doch heute, um welche Sache es sich bei den Septembermorden handelte: um die Beherrschung der Konventswahlen infolge des durch die Morde auf die gemäßigten Parteien hervorgerufenen Schreckens, ohne den eine Reaktion in Aussicht stand. Das muß doch irgendwie angedeutet werden. Auch die Charakteristik der einzelnen Revolutionsmänner, namentlich die Dantons, ist keine zutreffende: „In Danton fiel ein aufrichtiger Brigant“. Wie soll man Preußens Haltung im Jahre 1813 verstehen, wenn von seiner Wiedergeburt unter der Leitung Steins nichts gesagt wird. In einer besseren Lage als sein Vorgänger war der Bearbeiter „der staatlichen und gesellschaftlichen Neugestaltungen in Europa zwischen 1830—1859“, der fast einen gleichen Raum wie jener benützte, um eine Periode europäischer Geschichte darzustellen, die sich an Wichtigkeit mit der vorhergehenden auch nicht entfernt vergleichen läßt. Die Darstellung ist denn auch eine sachgemäßere als die des ersten Teiles, wenngleich

auch hier manches von dem, was der Titel verspricht, nicht gefunden wird. Wir finden hier zwölf knappe Kapitel: (1.) Konservative Verirrungen, (2.) Der Sturz der Bourbonen in Frankreich, (3.) Die nationalen Erhebungen der Dreißigerjahre, (4.) Die religiösen und sozialen Bewegungen der Dreißiger- und Vierzigerjahre, (5.) Der Deutsche Bund und der deutsche Zollverein, (6.) Der Zusammenbruch des Systems Metternich, (7.) Die Februarrevolution und ihre Wirkungen, (8.) Die Kämpfe um die nationale Eigenberechtigung, (9.) Die rote und die demokratische Republik in Frankreich, (10.) Liberalismus, Radikalismus und Reaktion in Deutschland, (11.) Politische und kirchliche Rückbildungen 1850 bis 1853 und (12.) Machtverschiebungen unter dem Einflusse des zweiten französischen Kaiserreiches bis zum Jahre 1859. Sehen wir von der Frage ab, ob es zweckmäßig war, bei diesem Jahre und nicht bei einem etwas früheren Halt zu machen, so wird sich gegen diese Gliederung des Stoffes nichts einwenden lassen. Am gelungensten scheint uns die Darstellung des fünften Kapitels, dem sich Nr. 10 würdig anschließt. Unter den Beilagen zu diesem Halbbande sind die beiden trefflichen Karten auf S. 12 und 57 hervorzuheben.

Graz. J. Loserth.

Dr. Albert Daiber, Eine Australien- und Südseefahrt. Leipzig, B. G. Teubner 1902.

Der Verf. gibt zunächst eine äußerst anregende Beschreibung seiner Fahrt durch das Mittelländische und Rote Meer bis zur Landung auf Ceylon. Die Stadt Colombo wird eingehend beschrieben. Am 8. Mai landet er in Fremantle und gelangt mit der Eisenbahn in die Hauptstadt Westaustraliens, Perth. Von hier geht es dann weiter nach Südaustralien und Victoria, deren Städte Adelaide und Melbourne samt ihrer Umgebung in ihrem großartigen Aufschwunge eingehend gewürdigt werden. Darauf folgt die Reise nach Neusüdwales und seine Hauptstadt Sydney, wo ein längerer Aufenthalt genommen wird. Der Abschnitt über Sydney, sein öffentliches Leben, Gesellschaft, öffentliche Gebäude, seine Umgebung usw. ist sehr ausführlich und in jeder Hinsicht lehrreich, ebenso der Ausflug in die Blauen Berge mit ihren Schluchten. Der folgende Abschnitt ist Australiens Flora, Fauna und Klima gewidmet und enthält eine Fülle ganz neuer Angaben. Dann folgt die Beschreibung der Reise nach Brisbane in Queensland, das ebenfalls ausführlich besprochen wird. Im Kapitel „Allgemeines“ werden die Geologie, die Ureinwohner, die Einwanderer (Chinesen!) und die wirtschaftlichen Verhältnisse Australiens ausführlich geschildert; darauf ein kurzer, geschichtlicher Rückblick auf die Entdeckung und Entwicklung Australiens gegeben, dessen Kolonien seit dem

1. Januar 1901 einen Staatenbund mit gemeinsamer Bundesverfassung bilden. — Von Brisbane wurde die Reise zum Bismarckarchipel fortgesetzt, in Herbertshöhe und auf Matupi gehalten. Hier wird der Ureinwohner, ihrer Sitten und Gebräuche, ihrer Sprache, der Kokos-, Baumwoll-, Kapok- und Kaffeepflanzungen in ausführlicher Weise gedacht. Dann geht es zum Erimahafen und Stephansort auf Neuguinea. Prächtig sind die Schilderungen des Urwaldes und seiner Bewohner; Sitten und Gebräuche der Papuas werden ebenfalls eingehend geschildert. Von Kaiser Wilhelmsland gelangte das Dampfschiff in $3^1/_2$ Tagen nach Ponape, der wichtigsten und größten der Karolineninseln, die ebenso wie die Marianen (Saipan) nach Aufbau, Flora, Fauna, Bewohnern und Anbaufähigkeit genau besprochen werden. Die Reisebeschreibung endigt mit der Ankunft im chinesischen Canton. Das in dem ausgezeichneten Werke Erzählte und Beschriebene wird durch zahlreiche prächtige Bilder auch zur Anschauung gebracht. Es gibt in der deutschen Literatur vielleicht kein zweites Werk, das uns über diese Länder in so trefflicher, zusammenfassender und ausführlicher Weise unterrichtete wie das vorliegende; möge es daher die weiteste Verbreitung finden.

Marburg a. d. D. Julius Miklau.

Rusch G., Lehrbuch der Erdkunde für österreichische Mädchenlyzeen. I. Teil für die 1. Klasse. II. Teil für die 2. Klasse. Wien, Pichlers Witwe u. Sohn 1902.

Der Verf. wird im ersten Teile der Forderung des Lehrplanes gerecht, nach welcher die geographischen Grundbegriffe an der engeren Heimat entwickelt werden sollen und einer Übersicht über die Gliederung der Erdteile und Ozeane die Einführung in das Verständnis der Karte vorauszugehen hat. Er gliedert den Stoff in drei Abschnitte: Die Elemente der mathematischen Geographie, die Elemente der physischen Erdkunde, die Erdteile nach ihrer natürlichen Beschaffenheit. Am besten gelungen ist der erste. In den beiden anderen tritt manchmal eine zu starke Systematisierung und ein Vorherrschen bloßer Aufzählung entgegen. Die Definitionen lassen mehrfach Schärfe und Eindeutigkeit vermissen. Die Einführung in das Kartenverständnis ist zu kurz geraten. Es fehlt in ihr vor allem eine Begründung der Anwendung der verschiedenen Schraffendichte. Die Behandlung der Bewohner nach der Besprechung der staatlichen Verhältnisse dürfte kaum Anklang finden. Von den Abbildungen entsprechen die Figuren 17, 18, 22 (in der die Monumentalbrunnen mangeln) und 24 (aus der die Schülerinnen nicht entnehmen werden, daß die Straße von Gibraltar 14 *km* breit ist) ihrem Zwecke nicht. S. 1 war noch besonders zu bemerken, daß auch die Nachtbogen parallel sind. Zwischen dem Texte und der

Figur auf S. 6 sollte hinsichtlich der Tagesdaten Übereinstimmung herrschen. Die Ozeane hätten auch gegeneinander begrenzt werden sollen. Bei der Definition der absoluten Höhe tritt nicht klar zu tage, daß dieselbe auf einen idealen Meeresspiegel bezogen wird. Da S. 21 auch das Nordkap genannt ist, verdiente auch die Punta Marroqui erwähnt zu werden. Als Grenze zwischen West- und Ostalpen nimmt man nach Böhm eine Linie vom Rhein über den Splügenpaß zum Comosee und von da über den Lugano- zum Langensee an. S. 22 wird der Name Rhone mit verschiedenem Geschlechte gebraucht. Unter den Flüssen, welche dem Einzugsgebiete des Mittelländischen Meeres angehören, fehlt auf dieser S. der Po. Die Lage des großen St. Bernhard ist nicht eindeutig bestimmt. Die Höhe des Brocken beträgt nur 1140 *m*. Das Etschtal ist kein Quertal, sondern ein Längstal, innerhalb dessen lediglich einzelne Strecken und auch diese nur in gewissem Sinne als Quertal aufzufassen sind. Tarik nahm schon 711 den Felsen von Gibraltar in Besitz. S. 48 muß es statt „Stiller“ „Indischer Ozean“ heißen. Der Satz „Affen, Raubtiere, Huftiere sind erst durch Menschen nach Australien gebracht worden“ ist unklar. Denn unter den in Australien eingeführten Säugetieren können nur die Ratten und vor allem die Kaninchen als schädlich bezeichnet werden. Affen fehlen in Australien gänzlich. Das Kap Prinz Wales hat 170° w. L. v. Gr. Da China schon Rinde bedeutet, genügt es, Chinabaum zu sagen. Der Ausdruck „obere Mündung des Nils“ auf S. 59 ist unverständlich. Die größte Meerestiefe im Betrage von 9640 *m* liegt bei der Insel Guam. Bis zu einer Tiefe von 150 *m* kann man im Meere keine Gegenstände mehr erkennen. Die größte Sichttiefe weißer Scheiben hat die Planktonexpedition bei 66·5 *m* im Sargassomeer erreicht, während Spindler und Wrangel das Licht einer elektrischen Lampe erst in 77 *m* schwinden sahen. Der Golfstrom, der im Westen von Europa verläuft, nimmt zwar die Reste des zwischen Florida und den Bahamainseln aus dem mexikanischen Golfe tretenden Floridastromes auf, ist aber selbst ein Teil des nördlichen Äquatorialstromes, so daß man von ihm nicht sagen kann, er habe seinen Ursprung im Golfe von Mexiko. In der Tabelle ist die Aussprache von Baffinsbai und Ticino unrichtig. — Der zweite Teil des Buches ist eine gekürzte Ausgabe des Lehrbuches des Verf.s für den III. Jahrgang der österreichischen Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. Er zeigt gegenüber diesem einige sachliche Richtigstellungen. Mehrere Abbildungen wurden weggelassen, andere neu eingefügt. In Fig. 9 werden noch immer die Donauarme von einigen Eisenbahnlinien unterfahren. — Der Einband beider Bücher dürfte sich als minder dauerhaft erweisen.

Wien. J. Müllner.

Die partiellen Differentialgleichungen der mathematischen Physik. Nach Riemanns Vorlesungen in 4. Auflage neu bearbeitet von Heinrich Weber, Prof. der Mathematik an der Universität Straßburg. 2. Band. Mit eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1901. Preis 10 Mark.

Im Anfange dieses Buches werden einige Hülfsmittel aus der Theorie der linearen Differentialgleichungen, die für spätere Anwendungen von Bedeutung sind, dargestellt; so wird die Integration dieser Gleichungen durch hypergeometrische Reihen und durch bestimmte Integrale gelehrt und auf die P-Funktion von Riemann eingegangen. Die sogenannten Oszillationstheoreme werden ebenfalls dargelegt.

Nach dieser Vorbereitung wendet sich der Verf. zu den Problemen der Theorie der Wärmeleitung, stellt zunächst die Differentialgleichung derselben auf und behandelt die Aufgaben der Wärmeleitung, die nur von einer Coordinate abhängig sind. Unter besonderer Betonung des Green'schen Theoremes in der Wärmeleitung wird das Kugelproblem gelöst. — In der Elastizitätstheorie, die in allgemeiner Weise zur Darstellung gelangt, werden auch die statischen Probleme behandelt und der Druck auf eine elastische Unterlage betrachtet. Die Bewegung der gespannten Saiten, der Membranen und Platten ist in bedeutend ausführlicherer Weise als in der ersten Auflage des Buches zur Sprache gebracht.

Neu aufgenommen ist auch der Abschnitt über elektrische Schwingungen auf Grund der Maxwellschen Gleichungen, deren Transformation auf krummlinige Coordinaten sich als wichtig erweist. Der Reflexion elektrischer Schwingungen ist besondere Beachtung gewidmet worden. In ganz umgeänderter und wesentlich vermehrter Weise ist die Hydrodynamik zur Behandlung gekommen. Die Bewegung eines starren Körpers in einer Flüssigkeit ist sowohl im hydrodynamischen als auch im mechanischen Teile eingehend studiert und auf Fälle der Praxis angewendet worden. Die unstetigen Bewegungen von Flüssigkeiten, die Fortpflanzung von Stößen in einem Gase, die Luftschwingungen von endlicher Amplitude werden in den Schlußabschnitten des Buches auseinandergesetzt. Dabei wird gezeigt, daß die Riemannsche Theorie der Verdichtungsstöße im vollkommenen Einklange mit dem Grundsatze von der Erhaltung der Energie steht.

Wir sind der Verlagsbuchhandlung dafür dankbar, daß sie die Erweiterung und Ergänzung des Riemannschen Buches über partielle Differentialgleichungen ins Auge gefaßt hat, ebenso Prof. Weber, daß er durch Heranziehung der neueren und neuesten Methoden der Funktionentheorie ein Buch geschaffen hat, das ebenso den Interessen des Physikers wie jenen des Mathematikers entsprechen wird.

Lehrbuch der praktischen Physik. Von Dr. F. Kohlrausch, Präsident der physikalisch-technischen Reichsanstalt in Charlottenburg, ord. Honorarprofessor an der Universität Berlin. 9. umgearb. Aufl. des Leitfadens der praktischen Physik. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1901.

Während der 'Leitfaden der praktischen Physik' des bekannten Verf.s den Zwecken des elementaren physikalischen Praktikums entspricht, sind in dem Lehrbuche neben diesen Aufgaben und Problemen solche aufgenommen worden, welche bei streng wissenschaftlichen Untersuchungen an den Forscher herantreten. In beiden Büchern ist der Gang derselbe. Der Verf. hat recht gehandelt, daß er fast durchwegs die allgemeine Methode als Kernpunkt festgehalten hat, wenn auch manche Probleme durch ihren Anschluß an moderne Hülfsmittel der Messung bestimmter gefaßt worden sind als nach dem früher in dem Buche herrschenden Gebrauche. Wenn auch viele der neueren Messungsmethoden sich durch Eleganz auszeichnen, so sind — wie die Erfahrung gerade der letzten Jahre genugsam gelehrt hat — manche dieser Methoden nur von temporärem Werte gewesen, und deshalb hat der Verf. Altes, wenn es ihm prinzipiell von Bedeutung schien, auch in dieser neuesten Auflage seines Buches hervortreten lassen. Durch die Verbindung mit verschiedenen Forschern, namentlich aber durch engen Anschluß an die Arbeiten der physikalisch-technischen Reichsanstalt in Berlin, ist der Verf. in die Lage versetzt worden, den Benützern seines Buches das anerkannt Beste auf dem Gebiete der physikalischen Messungen zu bieten. Auf die Angabe der Quellenwerke hat der Verf. besonderes Gewicht gelegt.

Die Einteilung des bedeutenden zur Verfügung stehenden Materiales ist im allgemeinen dieselbe wie in den früheren Auflagen geblieben. Der Gang in dem Leitfaden und dem vorliegenden Lehrbuche ist — was für den Gebrauch von besonderer Wichtigkeit ist — der gleiche, und es steht auch, wenigstens in den ersten hundert Paragraphen, die Bezifferung der beiden Lehrbücher in vollem Einklange. In dem Buche werden allgemeine Bemerkungen über Messungen vorgeführt, in denen auch wertvolle technische Angaben über die Bearbeitung verschiedener Materialien enthalten sind. Hier wie im ganzen Verlaufe des Textes hat es der Verf. an wertvollen Übungsaufgaben, die der Praxis entnommen sind, nicht fehlen lassen. Weiters werden die Wägungen und Dichtigkeitsbestimmungen besprochen, dann auf die Raummessungen, die Zeitmessungen und geographischen Bestimmungen des näheren eingegangen. In diesen allgemeinen Abschnitt fallen auch noch die Bemerkungen über die Methoden zur Bestimmung des Druckes. — In der Wärmelehre, speziell in der Kalorimetrie hat der Verf. die Wärmekalorie bei 15^0 den Messungen zugrunde gelegt; den Angaben hoher Temperaturen wurde — wo immer es möglich war — die von Holborn und Day an das Gasthermometer ange-

schlossene Skala zugrunde gelegt. — Auf die in der Wärmelehre neuerdings vielfach gebrauchten elektrischen Methoden ist die gebührende Rücksicht genommen worden. — In der Wellenlehre und Akustik ist die absolute Schwingungszahl eines Tones auf graphischem Wege, aus Schwebungen, mittels des Monochords, aus der Wellenlänge in der Luft, nach der stereoskopischen Methode, mittels der Sirene und mit dem phonischen Rade von Paul La Cour bestimmt worden. — Ganz bedeutend ist der von den optischen Messungen handelnde Abschnitt erweitert worden; mehrfach wurde auf das dreibändige grundlegende Werk über Optik von H. Dufet bezuggenommen. Die Photometrie teilt der Verf. nach den in ihr angewendeten Methoden ein: in die Abstands-Photometrie, in die Methode der meßbaren Abschwächung der einen Lichtquelle, in die Polarisations-Photometrie, in die Spektral-Photometrie (namentlich auf Grund des Glanschen Photometers). Lichtwellenmessungen sind einheitlich auf die Michelsonschen Messungen der Cadmiumlinien zurückgeführt worden. Anschließend an die optischen Methoden findet man auch jene erörtert, welche zur Messung einer Wärmestrahlung und zur absoluten Messung einer Strahlungsenergie im allgemeinen geeignet sind.

In die Lehre vom Erdmagnetismus ist die neue erdmagnetische Tabelle von Neumayer aufgenommen worden. Die Tabelle über Typen magnetisierbaren Materiales ist von Gumlich und Schmidt aus den neuesten Bestimmungen ausgezogen worden, die von ihnen an einer reichen Auswahl von verschiedenen Eisensorten angestellt worden waren. In dem Abschnitte, der von den elektrischen Messungen handelt, sind neben zahlreichen, auch der Elektrotechnik gewidmeten Methoden jene Teile der physikalischen Chemie gewürdigt worden, welche sich auf das Leitvermögen der Elektrolyte, auf das Äquivalentleitvermögen und die Jonenbeweglichkeit, auf die Dissoziation, auf die Bestimmung der Konzentration einer Lösung aus ihrem Leitvermögen beziehen.

Neu aufgenommen erscheint der Abschnitt, in welchem von den elektrischen Wellen längs Drähten und denen in freier Luft gesprochen wird. Es wird auch an einer späteren Stelle dargetan, wie aus der Länge elektrischer (Hertzscher) Wellen die Dielektrizitätskonstante einer isolierenden Substanz ermittelt werden kann. In einem zusammenfassenden Anhange ist das auf Längen-, Massen- und Zeiteinheit zurückgeführte absolute Maßsystem mit Anschluß einiger Gesetze und Erläuterungen aufgenommen worden. Die dem Buche beigeschlossenen Tabellen sind ebenfalls vermehrt, erweitert und ergänzt worden. Als Grundlage für die Atomgewichte ist das des Sauerstoffes angenommen worden.

Wir können nicht umhin, das vorliegende Buch, das ein beredtes Zeugnis deutscher Gründlichkeit und deutschen Fleißes liefert, allen Physikern zu empfehlen, da es als ein *standard work* für das physikalische Beobachten und Messen in des Wortes weit-

gehendster Bedeutung bezeichnet werden kann. Auch unseren Kollegen an den Mittelschulen, welche aus diesem Buche viele wertvolle Anregungen für den Unterricht schöpfen können, mag dieses Buch als treuer Ratgeber und Führer dienen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Joachim Sperber, Leitfaden für den Unterricht in der anorganischen Chemie. Didaktisch bearbeitet. Zweiter Teil. Zürich, E. Speidel 1901. Preis 3 Franken.

In diesem 2. Teile des Buches, das in einer englischen Besprechung „*an extended treatise on inorganic chemestry*" genannt wird, kommen auf 163 Seiten die „Sauerstoffverbindungen der Metalloide" zur Behandlung. Dieser Teil des Buches, das in einer deutschen Kritik als „ein eigenartiger Versuch" bezeichnet wird, beginnt mit einer zehn Seiten ausfüllenden Einleitung über: Basizität und Konstitution der Säuren, Säureanhydride und Säurehydrate, Oxybasen, Säuren und Basen, Oxysalze und deren Konstitution, über Neutralisation und Neutralisationswärme. Die spezielle Betrachtung der „Säurestoffverbindungen der Metalloide" macht dann den Hauptinhalt des vorliegenden Bändchens aus.

Die Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hat, ergibt sich aus einer Fußnote (S. 158), in der es heißt: „es ist aber auch hier nicht die Aufgabe, alle bekannten Tatsachen zusammenzutragen, sondern ein pädagogisches Werk zu liefern". Ref. ist sich nicht recht klar darüber, für welchen Schülerkreis dasselbe bestimmt sein soll. Das geht auch aus den Besprechungen des 1. Teiles nicht hervor! Für eine Mittelschule kann es unmöglich berechnet sein. Ob für Hochschulen ein derartiges Bedürfnis besteht, kann Ref. nicht beurteilen. Daß es dem Selbststudium nicht dienen soll, wird in der vom Autor rezitierten Begutachtung des 1. Teiles direkt ausgesprochen!

Der Grundsatz, der den Verf. bei seiner Arbeit leitete, und der in dem Büchlein mehr denn einmal niedergeschrieben wurde, lautet: „*repetitio est mater doctrinarum*".

Das Ganze ist in einem recht lobenswerten Stil geschrieben. Große Sorgfalt wird auf den theoretischen Teil verwendet. Am Beginn der Besprechungen der Sauerstoffverbindungen eines jeden Elementes wird eine Übersicht der einschlägigen Verbindungen in Tabellenform gegeben. Auf Verbindungen, die ins System gehören, aber bereits im 1. Teile behandelt wurden, wird im weiteren Verlaufe bloß verwiesen. Das ist gut. Ebensogut aber erscheint dem Ref., daß auch im Bereiche des vorliegenden Bändchens von der Methode genauer Textverweise — vor- und rückwärts — ausgiebig Gebrauch gemacht wird.

Anzustellende Versuche werden zwar nicht separat beschrieben; es finden sich aber doch im allgemeinen genügend genaue Angaben vor, um solche mit Erfolg anstellen zu können.

Zu loben ist, daß auf die Strukturformeln ein großes Gewicht gelegt wird; dies kommt besonders bei den sog. „Doppelverbindungen" zur Geltung. Als lobenswert ist ferner auch die Übung zu bezeichnen, die Erkennungsreaktionen sehr gründlich zu behandeln und deren Begründung möglichst genau darzulegen. Die Prozesse werden allerorten klar beschrieben und deren Verlauf noch überdies durch „Gleichungen" ausgiebig versinnlicht. Dabei ist noch besonders hervorzuheben, daß bei den Gleichungen, welche die Prozesse verdeutlichen, große Sorgfalt auf die Klarlegung der Einzelreaktionen verwendet wird.

Bei der Darstellung der Verbindung wird oftmals auf die damit verbundenen Gefahren hingewiesen.

Die Ausschmückung mit Abbildungen ist spärlich. Die beigegebenen zehn Figuren betreffen die Darstellung von Hypochlorit und Chlorat, die Verflüssigung von Schwefeldioxyd, den Bleikammerprozeß, einen Feuerkiesofen, Lunges Plattenturm, eine einzelne Platte desselben und endlich die Darstellung von Kohlendioxyd.

Im besonderen ist noch als löblich hinzustellen der Abschnitt über Neutralisationswärme, bezw. über die Art der Entscheidung, ob eine Säure ein- oder mehrbasisch ist.

Als nicht gut muß Ref. bezeichnen, daß (S. 10 u. a. a. O.) Natriumhydroxyd „Natronlauge", Calciumhydroxyd aber „gelöschter Kalk" genannt, daß (S. 7) von Wasserstoffatomen gesprochen wird, die „in Form von Hydroxylen" in ihr enthalten sind, und daß (S. 5, 6, 7) Phenol, Brenzkatechin und Pyrogallol dort herangezogen werden, wo von der Konstitution der Oxysäuren die Rede ist. Die S. 5 aufgeschriebenen Gleichungen (z. B.: $ClH + NaOH = ClNa + H_2O$) sind keine guten Beispiele für die Tatsache, daß „in einer Säure sich gewöhlich die Wasserstoffatome durch Metalle ersetzen lassen!" Ein Ausdruck, wie „Das Chlormonoxyd kommt nirgends vor" (S. 17), kann nicht befriedigen; auch die Angabe kann das nicht, daß die Flamme, die sich beim Entzünden eines Gemenges von Kaliumchlorat und Rohrzucker bei Berührung mit konzentrierter Schwefelsäure bildet, „vom Kalium blau gefärbt" wird (S. 31). Die Verbindung von der Formel $CuSO_4$ sollte nicht schlechtweg als „KupferVitriol" (S. 46) und der Körper $CaSO_4$ nicht ohneweiters als „Gips" angesprochen werden.

Daß wichtige Begriffe, wie Isomerie und Tautomerie, bei Gelegenheit der Betrachtung der nicht einmal ganz sicher feststehenden Strukturformel der „schwefeligen Säure" (S. 50, 51) entwickelt werden, kann nicht gutgeheißen werden, ebenso wenig aber der Umstand, daß (S. 107) die Einwirkung einer Säure auf eine Basis durch die Gleichung: $NO_3H + NH_3 = NO_3 . NH_4$

illustriert wird! Königswasser soll man (S. 110) nicht ein „Gemenge von 1 Vol. konz. Salpetersäure und 3 Vol. konz. Salzsäure“ nennen, und die Metaphosphorsäure (S. 131) nicht als eine „weiße, eisige ... Masse“ beschreiben.

Kaum glaublich ist, daß Opal als Kieselsinter, ja sogar Topas als Kieselsäureanhydrid aufgefaßt werden (S. 157), und daß weiters behauptet wird: „manche Varietäten (von Siliciumdioxyd nämlich) geben beim Glühen Wasser ab“. Auch S. 159 heißt es wieder: „Die Polykieselsäuren sind vielleicht in den wasserhaltigen Varietäten des Siliciumdioxyds enthalten“.

Wünschenswert wäre, dass S. 48 angegeben würde, wie man die Absättigung von Alkalien und Alkalikarbonaten durch Schwefeldioxyd erkennt und woran das Ende der Reaktion beim Abstumpfen von primären Sulfiten mit Alkalien und Alkalikarbonaten wahrzunehmen ist. Es wäre dies um so wichtiger, weil hier ein Fall von allgemeiner Gültigkeit bezüglich der Darstellung von primären und sekundären Salzen vorliegt. S. 83 sollte angegeben werden, daß die bei Einwirkung von $BaCl_2$ auf Schwefelsäure oder auf ein lösliches Sulfat erzeugte Fällung in verdünnter Salzsäure oder Salpetersäure unlöslich ist; die Entstehung eines weißen Niederschlages allein ist doch keineswegs ausschlaggebend! Erwünscht wäre endlich auch eine Angabe darüber, wie denn die „rote, rauchende Salpetersäure“ eigentlich gefärbt ist (S. 106); rot ist dieser Körper bekanntermaßen eben nicht.

Von Druckfehlern ist das Büchlein fast rein. S. 105 ist „oxydriert“ stehen geblieben.

Diesem zweiten Teile soll laut Anzeige in einem dritten die Betrachtung der „Salze“ folgen.

Wien. Joh. A. Kail.

Prof. Dr. Karl Rothe, Vollständiges Verzeichnis der Schmetterlinge Österreich-Ungarns, Deutschlands und der Schweiz. Nebst Angabe der Flugzeit, der Nährpflanzen und der Entwicklungszeit der Raupen. Für Schmetterlingssammler zusammengestellt. 2. Aufl., erweitert durch Aufnahme der Kleinschmetterlinge und durch Beigabe von alphabetischen Verzeichnissen. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn 1902. Preis br. K 2·50.

Der in der Zeitschrift vom Jahre 1891 gegebenen Besprechung der 1. Auflage des vorliegenden Werkchens durch den seither verstorbenen Schulrat Hrn. J. Mik hat Ref. nichts Wesentliches beizufügen. Der dortselbst ausgesprochene Wunsch nach Einbeziehung der Kleinschmetterlinge in das Verzeichnis ist erfüllt, Verbesserungen wurden vorgenommen und Lücken ausgefüllt; auch ist die neueste Literatur (vor allem der Staudinger-Rebelsche Katalog,

3. Aufl., Berlin 1901) berücksichtigt. Da und dort sind noch einige störende Druckfehler stehen geblieben, wie z. B. S. 35 Nr. 55 *Sarrothamnus*, S. 86 Nr. 102 *Tifolium*, S. 37 Nr. 109 *Lisymbrium* u. a. Allen Schmetterlingsfreunden, vor allem Anfängern kann das Verzeichnis warm empfohlen werden.

Krems. Franz Müller.

R. v. Wettstein, Leitfaden der Botanik für die oberen Klassen der Mittelschulen. 2., veränderte Auflage. Wien, F. Tempsky 1901. Preis geh. 3 K, geb. 3 K 50 h.

Da es sich um die zweite Auflage eines schon bewährten Lehrbuches handelt, so soll hier nur auf die Veränderungen hingewiesen werden, welche das Buch in dieser Auflage aufweist. Im systematischen Teile werden die Cyanophyceen und Myxomyceten neu aufgenommen, die Pilze entsprechend den neueren Anschauungen umgearbeitet, die Familien der Dicotyledonen nach den „natürlichen Pflanzenfamilien“ von Engler und Prantl geordnet (neu aufgenommen die Euphorbiaceen u. a.), die Nomenklatur mit der „Schulflora“ des Ref. in Übereinstimmung gebracht. Im allgemeinen Teile wurden die Blütenbiologie und das Kapitel über Verbreitung der Früchte und Samen aus dem Abschnitt „Fortpflanzung“ entfernt und mit dem Abschnitte „Physiologie und Oekologie“ vereinigt. Ganz neu ist der Abschnitt „Die geographische Verbreitung der Pflanzen (Pflanzengeographie)“. Zu diesem Abschnitt gehört auch die in Farben ausgeführte „Pflanzengeographische Karte der Erde“, welche der neuen Auflage beigegeben ist. Auch im Texte begegnen wir einer Reihe von neuen Illustrationen, unter welchen das Landschaftsbild der „Steinkohlenflora“ (nach Potonié) hervorgehoben sein soll.

Wie man sieht, hat das Buch eine Erweiterung erfahren, die sich auch äußerlich in der Vermehrung der Textseiten (232 gegen 202 in der ersten Auflage) und der Textbilder (165 gegen 149) ausspricht. Beachtenswert ist die Begründung dieser Erweiterung des Buches, welche der Verf. im Vorworte gibt. Er weist darauf hin, daß „infolge der in jüngster Zeit erfolgten Neuregelung mehrerer Richtungen des Hochschulstudiums, so insbesondere des Studiums der Mediziner, in noch höherem Maße als früher die Notwendigkeit eintritt, schon in der Mittelschule zu einer abschließenden Orientierung über die wichtigsten naturwissenschaftlichen Tatsachen zu gelangen.“

Die Vorzüge der ersten Auflage, die methodische Behandlung des Gegenstandes, die klare Sprache, die stete Hervorhebung des Wichtigen und die sorgfältige Auswahl der besprochenen Arten, endlich auch die vortreffliche Illustrierung sind in der vorliegen-

den zweiten Auflage erhalten geblieben, so daß diese hiemit als vortreffliches Lehrbuch für den Unterricht aus Botanik in der Oberstufe der Mittelschulen empfohlen werden kann.

Graz. K. Fritsch.

Adolf Philippi, Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. 6. Band I. und II. (à 5 Mk.): Die Blüte der Malerei in Holland. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann 1901.

Das erste Buch (Nr. 13 der ganzen Folge) ist 240 Seiten stark und enthält im Texte 175 meist autotypische Reproduktionen nach Gemälden, Radierungen und Originalzeichnungen. Der Text ist in drei Hauptstücke geteilt. Im ersten wird das neue Holland besprochen, seine politische und künstlerische Befreiung von den südlichen Niederlanden, kulturhistorisch eine schöne Ergänzung zur Geschichte der Befreiungskriege der Generalstaaten. Neben der Malerei in ihren einzelnen Entwicklungsphasen findet auch die Architektur, wie sie sich namentlich in den nördlichen Städten verkörpert, Berücksichtigung. Von Rotterdam angefangen werden die einzelnen Städte als Kunstmittelpunkte betrachtet, Dordrecht, Delft, Haag, Leyden, Haarlem und Amsterdam. Vom Jahre 1670 an, mit dem Tode des Bartholomäus van der Helst und des ein Jahr früher dahingegangenen Rembrandt, sowie des 1666 verstorbenen Frans Hals datiert der allmähliche Niedergang der holländischen Kunst.

Das zweite Hauptstück beschäftigt sich eingehend mit Amsterdam und seinen Künstlern und mit dem Aufkommen der berühmten Gruppenbilder. Van der Helst, sein Verhältnis zu Franz Hals und Rembrandt treten in den Kreis der Betrachtung; Rembrandts Anatomiebilder, die sog. „Nachtwache", das berühmte Bild der „Stallmeister" interessieren uns zunächst. Kunstgeschichtlich gleichbedeutend wie Rembrandt ist in Bezug auf das Porträt Frans Hals in seinen berühmten fünf Schützenbildern in Haarlem. Die Art und Weise seiner Porträtauffassung macht jedes derartige Bild geradezu zum Sittenbild. Seine derbe, gesunde, robuste Kunst steht in einem merkwürdigen Gegensatz zu den feinen Kabinetporträts eines Gerard Terborch.

Im dritten Hauptstück, dem allein die Hälfte des Buches gewidmet ist, wird der größte niederdeutsche Künstler beleuchtet: Rembrandt. Bezeichnend heißt der Titel dieses Hauptstückes: „Rembrandt und die Seinen". Als textliche Einleitung ist eine kurze, aber sehr treffende Parallele zwischen Rembrandt und Rubens gezogen. Auch sonst ist die Charakterisierung überall zutreffend. Besonderes Augenmerk ist auf die Kunst Rembrandts als Radierer gerichtet. Köstlich ist sein Verhältnis zu den Italienern geschildert. In weiterer historischer Entwicklung lernen wir dann noch seine

Blütezeit als Maler und Radierer kennen und endlich die tragische Epoche, die der Tod seiner Saskia einleitet, eine Epoche, die mit seinem Vermögensverlust und seiner großen Armut endigt. Einen Rückblick auf seine Vorgänger gewähren uns einige Ausführungen des dritten Kapitels, die in einer sehr schönen Betrachtung der Schüler Rembrandts endigen. Von letzteren nennen wir Nikolaas Maes, den Delfter van der Meer, Karel Fabritius und Pieter de Hooch.

Das zweite Buch (Nr. 14 der ganzen Folge), über 200 Seiten stark und mit 154 Abbildungen versehen, behandelt die Landschafter und Kabinetsmaler. Dieser Band ist Abraham Bredius gewidmet. Den überreichen Stoff hat der Verf. auf das Glücklichste zu sichten verstanden. Das erste Kapitel behandelt die Landschaften und die Figurenlandschaften, wobei Paul Potter mit seinen Tierlandschaften eine besondere Stellung einnimmt. — Das zweite Kapitel bespricht die Hauptmeister des Sittenbildes, das dritte die Architektur- und Marinebilder, die Stilleben- und Blumenmalerei bis weit hinein ins XVIII. Jahrhundert. — Das vierte Hauptstück endlich beschäftigt sich mit den italienisierenden Holländern, sowie mit den berühmten Utrechtern Hondecoeter und Weenix und schließt mit einer allgemeinen Betrachtung über die holländische Kunst des XVII. Jahrhunderts. Besonderen Eindruck aber dürften die Sätze über den gewaltigen Einfluß der holländischen Kunst machen, soweit er die richtige verdiente Würdigung derselben neben den großen Italienern des XVI. Jahrhunderts veranlaßt. Angehängt ist dem Bande noch ein alphabetisches Register zum fünften und sechsten Band, das uns die Künstler bringt, und die Lokalitäten, in denen die zitierten Werke untergebracht sind.

Troppau. Rudolf Böck.

Eine mögliche Wesenserklärung für Raum, Zeit, das Unendliche und die Kausalität, nebst einem Grundwort zur Metaphysik der Möglichkeiten. Von Karl Geissler. Berlin, „Gutenberg"-Verlag 1900.

Der Verf. vertritt in dieser Schrift die Auffassung, daß die Metaphysik sich mit Möglichkeiten befassen könne und nicht sich als einzig mögliche hinzustellen brauche; die Metaphysik solle nicht sagen wollen, was wirklich ist, sondern was möglich ist. Von dieser Grundauffassung ausgehend, will er „eine Art Grund legen, nicht für die Philosophie, aber für die Auffassung der Philosophie seitens künftiger Philosophen"; „eine Art Richtschnur aufstellen, um sich durch die Wirren oder zahllosen entgegengesetzten Meinungen und Lehren hindurchzufinden, ohne dem Werte der einzelnen Unrecht zu tun". Ref. befürchtet, so sehr er die Schrift als sehr lesenswert und anregend bezeichnen muß, daß der Grund-

gedanke, jede Metaphysik solle bloß von Möglichkeiten sprechen, und sich nicht als einzig mögliche hinstellen, wenn auch nicht wissenschaftlichen Wert, aber jedenfalls „wissenschaftlichen Reiz“, wenn Ref. sich so ausdrücken soll, den metaphysischen Ausführungen benehmen könnte.

In dem ersten, weitaus größeren Teile des Werkchens werden solche Möglichkeiten dargelegt, u. zw. stützt sich der Verf. dabei auf die Meinongsche Relationstheorie, wie Ref. annehmen zu sollen glaubte. Er unterscheidet nämlich zwischen den Fundamenten der Relation und dieser selbst, wenn er auch gewöhnlich von Verhältnissen spricht, und zeigt an wenigen Beispielen (Raum, Zeit, Unendlichem usw.), daß in diesen Fällen immer die Relation alle Existenz für sich in Anspruch nehme, während den Fundamenten keine solche zukomme. Werden aber Verhältnisse wieder zu Fundamenten, so geben sie ihre Existenz auf und das Verhältnis zwischen den Relationen ist das einzig Existierende.

So untersucht der Verf. das Objektive am Raume (I.) und kommt in klarer Ausführung zu den Sätzen, daß eine räumliche Einzelanschauung unmöglich sei, folglich habe auch ein einzelnes räumliches Ding keine Wirklichkeit, indem alles, was wir z. B. von der Bleikugel wissen, in Verhältnissen bestehe. Nur so lange wir von den Beziehungen reden, dürfe man behaupten von Wirklichem zu sprechen.

In dem Abschnitte (II.) geht der Verf. von den Beziehungen der Nullvorstellung zu der des unendlich Kleinen und des Punktes aus und zeigt, daß das Unendlichkleine nicht eine mit Null zusammenfallende Vorstellung sei, daß das Verhältnis unendlicher Größen nicht unbestimmt zu sein brauche, indem man die Vorstellung hinzufügen kann, daß die Größen untereinander ein bestimmtes Verhältnis haben sollen, weshalb man hier von möglicherweise unbestimmten Größen sprechen könne, während $0/0$ stets unbestimmt ist. Also δ/δ und ∞/∞ ist nicht stets unbestimmt wie $0/0$. Er fragt dann nach der räumlichen Vorstellung mit dem Unendlichen und kommt, indem er sich auf die Unmöglichkeit der Vorstellung eines räumlichen Punktes für sich, trotzdem, daß er wirklich in einem objektiven Raume sei, wie auf die Tatsache stützt, daß in dem Begriffe „räumlich unendlich“ nicht mehr irgend ein Verhältnis, sondern eine Überschauung von Verhältnissen liegt, die nicht bloß die einzelnen Verhältnisse bloß zusammenfaßt, sondern etwas Eigentümliches hinzufügt und etwas nimmt, zu dem Satze von der Unmöglichkeit des Unendlichen für sich, des Verhältnisses eines endlichen zu einem unendlichen Raumelemente für sich, und daß wir uns unendliche und unendlich kleine Gebiete für sich vorstellen können, so daß Wirklichkeit nur einem allgemeinen Verhältnisse auch in der Weitenvorstellung des Unendlichgroßen und Unendlichkleinen zukommt.

Nach ähnlichen Betrachtungen über die subjektive und objektive Wirklichkeit der Krümmung geht der Verf. dazu über, ähnliche Sätze von dem Objektiven an der Zeit aufzustellen (III.). Auch hier sei es unmöglich, eine bestimmte Zeitstrecke, eine unendlich lange, unendlich kurze Zeit oder einen Zeitpunkt für sich vorzustellen; wirklich sei nur das allgemeine Zeitverhältnis, wobei es gleichgültig bleibe, ob damit der Begriff der Sekunde oder der Jahrhunderte sich verbindet.

So ergibt sich ihm als Satz von der objektiven Wirklichkeit der Zeit: Der Augenblick der Gegenwart ist nur objektiv wirklich, sofern er zum objektiven zeitlichen Verhältnis hinzugehört und dasselbe durchläuft. Das zeitliche Verhältnis ist nur objektiv wirklich, sofern es den Augenblick der Gegenwart als wesentlichen Bestandteil mit enthält. Das Objektive an der Zeit ist das mittels des fortlaufenden Augenblickes der Gegenwart sich abspielende zeitliche Verhältnis.

In dem IV. Abschnitte „Subjektiv, Objektiv und Ansich“ unterscheidet der Verf. verschiedene Stufen der Wirklichkeit. Subjektiv wirklich ist ihm alles, was man an psychischen Erlebnissen im Momente hat, objektiv wirklich, was das sog. allgemeine Ich ausmacht, d. i. alles, was der Einzelne kennt, Gedanken, Gefühle, räumliche Verhältnisse, Persönlichkeiten usw. „An sich wirklich“ ist endlich alles, was auf Grund bestimmter Ähnlichkeitserfahrungen außerhalb des allgemeinen Ichs liegend gedacht wird.

Diese so gewonnenen Unterschiede verwertet der Verf., um an ihnen einige Probleme zu prüfen, so zunächst die Frage, ob es eine Welt an sich gibt. Er kommt zu dem Grundsatze, daß von der Welt an sich nur das gelten kann, was den Denkgesetzen nicht widerspreche und auf Grund dessen zu dem Satze, daß ein räumliches Einzelelement an sich unmöglich, wirklich nur das allgemeine räumliche Verhältnis an sich sei.

Diese allgemeinen Verhältnisse haben eine Verknüpfung mit dem allgemeinen Ich und, wenn auch kein Widerspruch sich ergibt, wenn diese Verhältnisse von dem allgemeinen Ich losgelöst werden, so muß doch innerhalb der subjektiven und der objektiven Welt der Satz des Grundes anerkannt werden. Dies führt zur Untersuchung des Kausalitätsproblemes, zunächst zur Frage nach dem Dinge mit den Eigenschaften und der physischen Kausalität. Der „physikalische Gegenstand“ das Ding mit den Eigenschaften, dem subjektiv ein Begriff, aber nicht objektiv eine Sache entspreche, ist nichts anderes als ein Konglomerat von Verhältnissen. „Wechselwirkung zwischen physischen Gegenständen“ — dies ist der vom Verf. aufgestellte Satz von der Wechselwirkung — „ist nichts anderes als ein bequemer Ausdruck für tatsächlich objektive Verhältnisse, Ursache und Wirkung nur subjektive Begriffe“.

In dem Abschnitte VII. „Das metaphysische Kausalverhältnis“ erörtert der Verf. das Verhältnis der objektiven Welt zur Welt an

sich. Folgende Auffassung des metaphyischen Kausalverhältnisses erscheint dem Verf. möglich: Nicht die objektive Welt erhält ihren Inhalt infolge der Einwirkung einer Welt an sich und unseres Ichs, sondern die Welt, welche wir kennen lernen, ist eine Wirklichkeit, sofern sie aus allgemeinen Verhältnissen und Systemen von solchen besteht. Wirklich sind wieder nur diese Verhältnisse.

Diese Gedanken beleuchtet der Verf., indem er auf einzelnes noch hinweist, so auf die Verhältnisse im Denken, Zählen und auf anderen Gebieten, wo wir in keiner Weise von isolierten Begriffen sprechen können, sondern immer von Verhältnissen, und auf das persönliche „Ich", welches der Verf. wiederum als ein Netzwerk von Verhältnissen darstellt und dem Komplexe von Verhältnissen, die wir „andere Persönlichkeit" nennen, entgegenstellt.

So nähert sich der Verf. der Frage nach dem Unterschiede des Leibes und der Seele (X.), des Physischen und Psychischen.

Im Einklange mit seiner Auffassung von der Wirklichkeit schreibt der Verf. dem Leib und der Seele als abgesonderte physische und psychische Verhältnisse nur eine Art Wirklichkeit, nicht aber eine in dem Sinne höchster absoluter Wirklichkeit zu. Für den das Physische und Psychische zugleich betrachtenden Geist gebe es aber keine abgesonderte physische und psychische Welt, sondern nur Verhältnisse von nur begrifflich gesonderten Verhältnissen. Dabei aber stellt er den Satz auf, daß es keine erkannte Welt von Beziehungen zwischen Leib und Seele einerseits und einem erkennenden Geist anderseits gebe, wirklich seien nur die Beziehungen selbst und was tatsächlich dazu gehöre.

Einzelne physische Verhältnisse, wie den Leib des Menschen, dürfe man zwar physisch wirklich nennen. Sobald aber an die Beziehungen zwischen Leib und Seele gedacht werde, reiche jene Wirklichkeit nicht aus.

Das führt den Verf. dazu, seine Ansicht über den sog. Parallelismus von Leib und Seele und den sog. Monismus auszusprechen. Im Begriffe des Parallelismus liege die Schwierigkeit, daß neben dem Physischen und dem zugeordneten Psychischen ein zuordnender Geist angenommen werden muß, und der Zweifel bleibt, was für eine Stellung dieses Dritte gegenüber den beiden Welten einnehme, im Begriffe des Monismus aber die Schwierigkeit, daß auch hier die verschiedenen Erscheinungsarten der psychischen und der physischen Verhältnisse Geister zur Voraussetzung haben, denen das Wirkliche in verschiedener Form erscheint. Diese Schwierigkeiten sucht der Verf. dadurch zu lösen, daß er weder den physischen, noch den psychischen Verhältnissen für sich Wirklichkeit zuschreibt; ihre Wirklichkeit bestehe darin, daß sie nicht ungetrennt da sind, es gebe auch hier eine höhere Wirklichkeit. In ähnlicher Weise wird der Begriff des unvollständigen neben dem vollständigen Parallelismus, des unvollständigen neben dem vollständigen Monismus beurteilt.

Dann geht der Verf. zu dem an zweiter Stelle im Titel genannten Teile über, „einem Grundworte zur Metaphysik der Möglichkeiten", in welchem er die Aufgabe dieser Wissenschaft und ihr Verhältnis zu der bisherigen Behandlung derselben darstellt. Das letztere charakterisiert er in kurzer Weise so, daß er die Metaphysik als „eine Lehre vom Wirklichen, welche möglich ist" bezeichnet und den Anspruch der bis jetzt aufgestellten metaphysischen Systeme als einzig richtige Lehre des Wirklichen zu gelten, zurückweist. Er hofft dadurch, daß nicht die Entscheidung für die einzig richtige Möglichkeit der Metaphysik zugemutet wird, diese wieder aufleben lassen zu können und so auch der Erkenntnistheorie, welche ja immer metaphysische Voraussetzungen macht, zu dienen. Welche Sätze die den Inhalt einer solchen Metaphysik bildenden Möglichkeiten etwa aussprechen würden, wird vom Verf. an einigen Beispielen gezeigt. Viele dieser Sätze sind aus den früheren metaphysischen Systemen als möglich beibehalten, aber nur unter der Voraussetzung, daß sie sich nicht als einzig mögliche, sondern als überhaupt mögliche Lehren geben.

Wenn Ref. nun auch den gerade in dem letzten Teile „dem Grundworte der Metaphysik der Möglichkeiten" ausgesprochenen Gedanken, daß die Metaphysik bloß mit Möglichkeiten sich befassen solle, schon in den einleitenden Worten des Referates als verfehlt bezeichnen zu müssen glaubte, weil dann eine metaphysische Ansicht allen Reiz verlieren würde, so erscheint ihm das vorliegende Schriftchen doch sehr lesenswert und voll Anregung, besonders für denjenigen, der sich in seiner Weltanschauung noch nicht über den naiven Realismus emporgeschwungen hat.

Wien. Gustav Spengler.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Gegenwärtiger Stand der „Ermüdungsfrage“.

S. 942 d. Zeitschr. vom J. 1902 wurde die Frage der Ermüdung berührt. Nachdem diese Frage durch mehr als 10 Jahre hindurch die experimentelle Psychologie und Pädagogik aufs intensivste beschäftigt hatte, zieht sie sich nun aus der geräuschvollen Öffentlichkeit in die stillen Räume der Laboratorien zurück, da, infolge der Ungenauigkeit und geringen Zahl der angestellten Versuche, die erzielten Ergebnisse einander widersprachen, ihre sofortige Anwendung auf die Schulpraxis demnach nicht geraten erscheint. Im folgenden wird nun ein kurzer Überblick über die bisherige Entwicklung dieser Frage zu geben versucht.

Als die Erkenntnis von einem tatsächlich vorhandenen ursächlichen Zusammenhang zwischen Zunahme der Neurasthenie und geistiger Überbürdung im Unterrichte auf höheren Schulen immer mehr Boden gewonnen hatte, ging man zu Ende des vorigen Jahrhunderts daran, diese Tatsachen experimentell zu ergründen, um hiefür einen zahlenmäßigen Ausdruck zu gewinnen. Das wurde bisher auf drei Arten zu erreichen versucht, die kurz als Diktier-, ergographische- und ästhesiometrische Methode bezeichnet werden mögen.

I. Die Diktiermethode schließt aus der Zahl der Fehler bei Diktier-, Rechen- und ähnlichen Aufgaben auf den Grad der Ermüdung. Nach Prof. Dr. L. Burgerstein in Wien hat Sikorský[1]) in St. Petersburg als erster im Jahre 1879 1500 Diktate mit 40.000 Buchstaben ausführen lassen, um aus den Fehlern die Ermüdung zu Anfang des vormittägigen und am Schlusse des Nachmittags-Unterrichts zu bestimmen.

L. Burgerstein[2]) stellte sich 1891 die Aufgabe, den Verlauf der geistigen Ermüdung innerhalb ein und derselben Schul-

---

[1]) Ann. d'hygiène publ. usw. Paris. III. sér. t. II. 1879. p. 458–464.

[2]) Die Arbeitskurve einer Schulstunde. Vortrag, gehalten auf dem VII. internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie in London. Zeitschr. für Schulgesundheitspflege. 4. Bd. Hamburg, Voss 1901.

stunde klarzustellen. Er bediente sich zu diesem Zwecke der Addition und Multiplikation. Die Aufgaben (20ziffrige Zahlen) wurden den Kindern (im Alter von 10 bis 14 Jahren) gedruckt übergeben. Jede Versuchsstunde wurde in vier Arbeitsperioden von je 10' eingeteilt, die von je 5' Pause unterbrochen waren. In jeder Arbeitsperiode wurde ein neues Arbeitsstück in Angriff genommen.

L. Höpfner[1]) legte sich 1893 die Frage vor: „Wie verhält sich die Ermüdung als Funktion der geleisteten Arbeit?" Um diese Frage beantworten zu können, diktierte er 19 Sätze mit 583 Buchstaben innerhalb zweier Stunden. Daran beteiligten sich 46 Knaben im durchschnittlichen Alter von 9 Jahren.

Dr. med. H. Laser[2]) interessierte sich 1894 für die infolge fünfstündigen Unterrichts am Vormittag entstehende Ermüdung. Zu ihrer Ermittlung ließ er im Anfang jeder der 5 Stunden 10 Minuten lang rechnen. Die Aufgaben wie bei Burgerstein wurden von 226 Kindern im Alter von 9 und 10 Jahren ausgeführt.

Oberlehrer Dr. A. Spitzner[3]) in Leipzig suchte nun durch Anwendung aller bisherigen Versuchsarten zu erproben, was ein Kindesgehirn überhaupt aushalten kann.

Zur selben Zeit ließ Dir. H. Januschke[4]) als Leiter der Staatsrealschule in Teschen von mehreren Lehrern Versuche anstellen und zog auch den Einfluß der Turnstunde auf nachfolgenden wissenschaftlichen Unterricht in den Bereich seiner Betrachtungen.

Universitätsprofessor Dr. Ebbinghaus in Breslau prüfte außerdem noch die Abnahme der Gedächtniskraft, indem er den Kindern in bestimmtem Tempo einzelne Zahlen vorsagte, von denen sie, soviel sie im Gedächtnis behielten, niederschreiben mußten. Außerdem verwendete er Prosatexte mit Auslassung einzelner Worte, Silben und Buchstabengruppen zur selbständigen Ergänzung. Aus der Zahl, der in einem bestimmten Zeitabschnitt ergänzten Silben beurteilte er die Leistungsfähigkeit des Einzelnen.

Bedeutungsvoll sind auch die Versuche des o. ö. Universitätsprof. Dr. Kräpelin[5]) in Jena zur Erprobung der Arbeitskraft Einzelner bei ganz einfachen Leistungen. Als Versuchspersonen dienten ihm Studenten und Assistenten, deren Bildungsgrad und Alter annähernd gleich waren. In gedruckten Heften wurden durch längere Zeit, nach

---

[1]) „Über geistige Ermüdung der Schulkinder." Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. 1893.

[2]) „Über geistige Ermüdung beim Schulunterrichte." Zeitschrift für Schulgesundheitspflege 1894.

[3]) „Geistige Überanstrengung in den Schulen — Nervosität." Im „Pädagogium". Monatsschrift für Erziehung und Unterricht von *Dr. Fr.* Dittes. XVIII. Jahrg. 1896. Leipzig, Klinckhardt. Vortrag, gehalten auf dem VIII. internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie in Budapest, worin die Angriffe der Ärzte auf die moderne Schule berichtigt und eingeschränkt werden.

[4]) Zeitschrift für das Realschulwesen. Wien, Hölder 1894. 25 SS.

[5]) „Über geistige Arbeit." Neue Heidelberger Jahrbücher 1894.

Umständen mehrere Stunden lang, die untereinander stehenden Ziffern addiert. Stieg die Summe über 100, dann wurden die Hunderter einfach fallen gelassen und zu dem Überschuß an Einern wurde weiter hinzuaddiert. Alle 5′ ertönte ein Glockenzeichen, worauf jede Versuchsperson unter der zuletzt addierten Zahl einen Strich zu setzen hatte. Dadurch konnte festgestellt werden, wie viel Zahlen in je 5′ von den einzelnen Personen zusammengezählt wurden.

II. Die ergographische Methode versucht aus der Ermüdung der Muskulatur auf die des Zentralnervensystems zu schließen. Der berühmte Physiologe Angelo Mosso[1]) in Turin erfand zu diesem Zwecke einen sinnreichen Apparat, den er Ergographen-Arbeitsaufzeichner nannte. Um z. B. die isolierte, willkürliche Tätigkeit eines bestimmt umschriebenen kleinen Muskelbezirkes, etwa der langen Beuger des Mittelfingers zu erforschen, werden der ganze Unterarm und die benachbarten Finger auf einer Tischplatte befestigt, um an der Arbeit des Mittelfingers nicht mitwirken zu können. Dieser hat nun ein an einer Schnur befestigtes Gewicht nach dem Takte eines Metronoms so lange zu heben und zu senken, bis auch die äußerste Willensanstrengung die Beuger des Mittelfingers nicht mehr zur Arbeit veranlassen kann; der Muskel ist dann übermüdet und versagt. Die Aufzeichnung der geleisteten Arbeit geschieht durch einen an der Schnur befestigten Schreibhebel, welcher die einzelnen Hebungen (Aufstriche) und Senkungen (Abstriche) auf einer rundgehenden Schreibtrommel verzeichnet. Die so entstehenden Spitzen miteinander verbunden, stellen Kurven dar, die eine deutliche Anschauung über Art und Umfang der geleisteten Arbeit ermöglichen. Mit dieser Vorrichtung suchte Mosso den Einfluß der geistigen Arbeit auf die Tätigkeit der Muskeln und umgekehrt zu ergründen. Dadurch wurden sämtliche Leibesübungen in die Versuche mit einbezogen und namentlich wurde versucht, die Wirkung des Turnunterrichts auf eine folgende wissenschaftliche Stunde experimentell zu ergründen. Mossos Forschungen erregten das größte Aufsehen, veranlaßten viele Physiologen und Schulmänner zu ähnlichen Versuchen und seine Ergebnisse galten bis in die jüngste Zeit als unumstößliche Wahrheiten.

So hat z. B. Dr. Robert Keller[2]) in Winterthur pädagogisch-psychometrische Messungen an mehreren Schülern vorgenommen und die Arbeitskurven nach schnellem Lesen deutscher Lesestücke aus der Geschichte, oder lateinischer Sätze, nach Singen und nach Turnen verzeichnet.

III. Die ästhesiometrische Methode stützt sich auf die Wahrnehmung, daß die Empfindungsfähigkeit der Haut durch geistige Ermüdung abgeschwächt wird. Zur Messung des Ermüdungsgrades benützte Dr. phil. und med. H. Griesbach[3]) den in der Heilkunde längst

---

[1]) „Die Ermüdung." Deutsch bei Hirzel, Leipzig 1892. Die ausführliche Beschreibung des Ergographen befindet sich dort auf S. 87 90.

[2]) Vgl. Biologisches Zentralblatt von o. ö. Prof. J. Rosenthal. Leipzig, Besold 1894.

[3]) „Über Beziehungen zwischen geistiger Ermüdung und Empfindungsvermögen der Haut." Archiv für Hygiene. 1895. 24. Bd. S. 124 ff.

gebräuchlichen Tasterzirkel. Er besteht aus zwei Spitzen, die an einem wagrechten, mit feiner Maßeinteilung versehenen Arm befestigt sind. Die eine ist fest, die andere Spitze ist verschiebbar. Setzt man die beiden in bestimmter Entfernung befindlichen Zirkelspitzen gleichzeitig auf die Haut, so werden dieselben als zwei Spitzen empfunden. Nähert man langsam die bewegliche Spitze immer mehr der unbeweglichen, so gelangt man schließlich an einen Punkt, wo die beiden Spitzen nur als eine empfunden werden. Dieser Punkt ist kein fester und an Schultagen vor dem Unterricht ist der Abstand der beiden Punkte ein kleinerer als nach einer oder mehreren Lehrstunden.

Oberlehrer Dr. L. Wagner[1]) benützte den Tasterzirkel zur Feststellung der ermüdenden Wirkung der einzelnen Lehrgegenstände an 90 Schülern des neuen Gymnasiums in Darmstadt.

Oberlehrer Dr. F. Kemsies[2]) nahm solche Messungen in mehreren Volksschulklassen und in der 5. Realschule in Berlin vor. Dabei zog er die Qualitätsänderung der Arbeitsgeschwindigkeit in Betracht und nahm überdies ergographische Messungen vor.

Die Ergebnisse

dieser und ähnlicher Versuche waren im ganzen folgende:

1. Die Anforderungen der höheren Schulen an die geistige Leistungsfähigkeit ihrer Schüler gehen weit über das zulässige Maß hinaus.

2. Zwischen der Höhe der Ermüdungszahl und dem Unterrichtsstoff besteht eine deutliche Beziehung.

a) Wagner gibt absteigend folgende Reihe der Gegenstände: Mathematik — Latein — Griechisch — Turnen — Geschichte — Geographie — Rechnen — Französisch — Naturkunde — Zeichen — Religion.

b) Kemsies stellt folgende Reihe auf: Turnen — Mathematik — fremde Sprachen — Religion — Deutsch — Naturwissenschaften und Geographie — Geschichte — Gesang und Zeichnen.

3. Weit ausschlaggebender für die Größe der Ermüdung ist die Persönlichkeit des Lehrers und die Methode seines Unterrichts als der Unterrichtsgegenstand.

4. Starke Aufmerksamkeit bedingt besonders hohe Ermüdungszahlen, die bei schwacher Körperkonstitution der Schüler bisweilen mehrere Tage zu ihrer Ausgleichung bedürfen.

5. Außerordentliche Anstrengungen in einer Lehrstunde (Extemporalien) machen sich in der Folge ungünstig bemerkbar.

6. Begabte Schüler scheinen bei gleicher Aufmerksamkeit weniger zu ermüden als minder begabte. Manche Schüler, besonders solche mit geringem Schlaf, nervöse und indisponierte zeigen schon vor Beginn des Unterrichts erhöhte Ermüdungswerte.

---

[1]) „Unterricht und Ermüdung.“ Berlin, Reuther & Reichard 1898.

[2]) „Arbeitshygiene der Schule auf Grund von Ermüdungsmessungen.“ Berlin, Reuther & Reichard 1898.

7. Die erste Schulstunde stellt die günstigste Arbeitszeit des Tages dar, die letzte liefert durchschnittlich die schwächsten Leistungen.

8. Der erste und zweite Wochentag zeichnet sich vor den übrigen durch eine besondere Leistungsfähigkeit aus; der ungeeignetste Arbeitstag ist der Samstag.

9. Die anhaltende, wenn auch nur relativ kurzdauernde Arbeit führt den Zustand der Ermüdung viel schneller herbei, als die gleiche Arbeit von gleicher Dauer, sobald sie durch kurze Momente der Ruhe unterbrochen wird.

10. Die Erholungspausen reichen in vielen Fällen nicht aus, um die Ermüdung zu beseitigen.

a) Keller vermerkt „die außerordentlich überraschende Erscheinung, daß eine lange Pause von 52', mit Spazierengehen verbracht, nicht erholend wirkte, sondern in frappierender Weise die Nachwirkung der Ermüdung zeigte".

b) Dr. Teljatnik[1]) in St. Petersburg meldet, daß ein durch 10' dauerndes Bewegungsspiel mit etwa doppelt so langer nachfolgender Ruhe einen günstigen Einfluß auf die Arbeitsfähigkeit der Kinder ausübte; dagegen fand nach einem Spiel von 20' bis 30' eine Abnahme dieser Eigenschaft statt.

11. Die geistige Ermüdung ist nach körperlichen Anstrengungen größer als nach geistigen.

12. Turnstunden unterscheiden sich in der Ermüdungswirkung nicht wesentlich von anderen Unterrichtsstunden und sind nur unter gewissen Voraussetzungen imstande erholend zu wirken.

13. Auch die Lehrer zeigen hohe Ermüdungswerte.

14. Bei verschiedenen Personen ist der Ermüdungsgrad verschieden, weil der Widerstand nicht bei allen Personen gleich ist.

15. Ein Hauptkennzeichen jeder Ermüdung ist die Reizbarkeit und der Wechsel unserer Stimmung.

16. Wechsel in der Beschäftigung bringt keine Erholung (Mosso).

Zu jedem dieser Sätze ließen sich nun die „Ergebnisse" anderer Forscher anführen, die das Gegenteil aussprechen. Es kann daher von einer Übereinstimmung im positiven Sinne gar keine Rede sein und wird eine solche wahrscheinlich noch lange auf sich warten lassen. Dabei fällt die Verschiedenheit der Methoden weniger ins Gewicht als die Unbestimmbarkeit der dabei vorkommenden Variablen. Es fehlt daher auch nicht an

Zurückweisungen

die sich nicht nur gegen einzelne Schlußfolgerungen, sondern auch gegen die gesamte Versuchsordnung richten.

Spitzner z. B. ist nicht in der Lage, „den Burgersteinschen und ähnlichen Experimenten die Bedeutung zuzusprechen, die ihnen vielfach beigelegt wird; denn

[1]) Vgl. „Notizen zur Hygiene des Unterrichtes und des Lehrerberufes" von Prof. Dr. Leo Burgerstein in Wien. Jena, Fischer 1901.

1. ist es ganz selbstverständlich, daß die hier vorgenommene uninteressante, mechanische, längere Zeit andauernde Arbeit die Kinder ermüdet und

2. bietet keine normale Schulstunde ein solches Bild".

Namentlich Kräpelin hält alle bisherigen Methoden für ungeeignet, Gesetze aufzustellen und macht auf Beeinflussungen der Messungsresultate aufmerksam, wie: wechselnde Leistungsfähigkeit, Stimmungen und psychische Verhältnisse, Temperatur, Tageszeit, Schlaf, Nahrungsaufnahme, Übung, Gewöhnung, Interesse usw.

Es ist schon oben angeführt worden, welch bedeutendes Aufsehen Mossos Erfindung des Ergographen erregt hat und wie mächtig er dadurch die experimentelle Psychologie beeinflußte. Vor einem Jahre nun unterwarf Robert Müller[1]) in Leipzig in einer hochinteressanten Studie, auf Grund von Beobachtungen, die in Wundts Institut ausgeführt wurden, die Leistungsfähigkeit des Mossoschen Ergographen einer eingehenden Kritik. Er zeigt zunächst, daß bei der Entstehung des Ergogramms nicht ein Muskel, oder eine kleine, scharf bestimmte Muskelgruppe tätig ist, sondern eine ganze Anzahl von Muskeln, und „daß Mossos Annahmen über die physiologischen Vorgänge bei der Fingerbeugung und Streckung teils unzulänglich, teils falsch sind". Nach eingehender Untersuchung und Beobachtung kommt er zu dem Schlusse, daß „die Interossei nicht nur nebensächlich mitwirken, sondern sie sind beinahe die wichtigsten Muskeln für die Entstehung des Ergogramms". Ja bei fortschreitender Ermüdung wirken auch die langen Daumenmuskeln, der Brachialis internus, die Tricepsgruppe und der Biceps bei der Bewegung mit, ja daß die ganze Schultermuskulatur bis zum Omohydeus daran beteiligt sein kann, und daß bei hohen Belastungen, die mit Anstrengung ausgeführt werden müssen, sogar Bewegungen in den Wirbelgelenken stattfinden. „Das Ergogramm ist also, kurz gesagt, die Resultante einer Reihe superponierender Wirkungen verschiedener Muskelgruppen, die in ganz verschiedener Weise ermüdet werden."

Infolgedessen verwirft R. Müller die Verwendbarkeit des Ergographen in der experimentellen Schulpsychologie, dem auch der Turiner Physiologe Dr. F. Kiesow[2]) beipflichtet. — Müller verwirft auch alle Theorien, welche zwischen der zentralen Ermüdung und der im Ergogramm zum Ausdruck kommenden peripheren irgendwelche Relation herzustellen suchen. Er beschränkt den Apparat „nur für die Muskelphysiologie, zum Studium der Muskelermüdung und der diese beeinflussenden Faktoren, wobei wiederum die allgemeinen Stoffwechselverhältnisse des Muskels ebenso zu berücksichtigen sind, wie die besonderen in den Versuchen zu variierenden Faktoren der Belastung, des Tempos usw." Der Psychologe ist hiebei durch die auftretenden Ermüdungserscheinungen interessiert,

---

[1]) „Philosophische Studien", herausgegeben von Wundt 1901.

[2]) Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane; von Ebbinghaus und König. Leipzig, Barth 1901.

die subjektive und physiologische sein können, miteinander zwar in enger Beziehung stehen, aber keinesfalls zu identifizieren sind (!). Der oben erwähnte Kiesow kündigt eine umfangreiche ergographische Arbeit seines Turiner Kollegen Z. Treves an, dessen Anschauungen und Ergebnisse sich mannigfach mit denen Müllers berühren.

Noch schärfer als Müller den Ergographen ablehnt, geht der Züricher Gelehrte Meumann[1]) mit allen bisherigen Methoden und den daraus gezogenen Schlußfolgerungen scharf ins Gericht. Er hat Messungen über geistige Ermüdung nicht nur mit dem Ergographen, sondern auch mit dem Dynamometer vorgenommen, und dabei beobachtet, daß nach 1½ stündiger Arbeit, wenn alle Anzeichen einer hochgradigen Ermüdung im Blutdruck, Puls und Atem des Arbeitenden sich nachweisen ließen, das Ergogramm davon nichts verriet. „Damit wird der Wert solcher Messungen für feinere Vergleichungen ganz in Frage gestellt." Dann führt Meumann weiter aus, wie die bisherigen Methoden „in höchst kritikloser Weise verwendet wurden, ja daß die meisten Autoren nicht einmal die oberflächlichste Bekanntschaft mit den zahlreichen psychologischen Arbeiten besaßen, die sich mit der Kontrolle der Tasterzirkel-Methode beschäftigt haben..... Es zeigt schon von der Kritiklosigkeit und dem Dilletantismus, womit auf diesem Gebiete der Ermüdungsmessungen gearbeitet wird, daß man diese längst bekannte, von zahlreichen Psychologen viel besser und sorgfältiger behandelte Methode vielfach als die Griesbachsche Methode bezeichnet.... Griesbach kann höchstens das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, daß er die Zweispitzen-Methode zuerst in umfassenderem Maße für die Ermüdungsmessung an Schulkindern verwendet hat. Nun kann man nach den zahlreichen Erfahrungen, welche die experimentelle Psychologie über die Brauchbarkeit dieser Methode gesammelt hat, die Griesbach-Wagnerschen Ermüdungsmessungen fast für wertlos erklären... Endlich will ich noch kurz darauf hinweisen, daß es noch nicht einmal festgestellt ist, was wir eigentlich mit dieser Methode messen, und daß sie später von besseren Methoden ersetzt wurde, die aber den genannten Autoren unbekannt geblieben sind. Es ist mir daher überhaupt rätselhaft, worauf die Erfolge beruhen, die Griesbach und Wagner mit ihren Messungen erreicht haben. Ich habe unter Anwendung viel größerer Vorsichtsmaßregeln, als sie Griesbach und Wagner beobachteten, an Studenten Ermüdungsmessungen nach der Weberschen Methode ausgeführt und dabei nicht selten eine völlige Regellosigkeit der Schwellenwerte gefunden... Diese Ergebnisse scheinen daher auf Suggestion zu beruhen, auf einer — natürlich von den genannten Autoren selbst nicht beabsichtigten — Beeinflussung ihrer Versuchspersonen. Ein Nicht-Psychologe hat in der Regel keine Vorstellung davon, wie leicht eine solche Beeinflussung im psychologischen Experiment ausgeübt wird. Die

[1]) „Deutsche Schule" V. Jahrg. Heft 2—6. Berlin, Klinkhardt. Vgl. auch H. Schröer „Die Ermüdungsmessungen" in der Monatsschrift für das Turnwesen von Euler und Eckler. Berlin, Gaertner 1901.

Bestätigung für diese Kritik finde ich in den neuesten Arbeiten auf diesem Gebiete. Es ist doch wohl kein Zufall, daß die ersten psychologisch gebildeten Autoren, welche die Griesbachschen Versuche nachprüften, zu völlig negativen Resultaten gelangt sind — ganz in Übereinstimmung mit meinen eigenen Versuchsergebnissen."

Hierauf würdigt er die von den Amerikanern Dr. J. H. Leuba[1]) und Dr. B. German[2]) angestellten Nachprüfungen eingehend und sagt dann weiter: „Ist es nicht beschämend, daß amerikanische Psychologen, die bei der deutschen experimentellen Psychologie in die Schule gegangen sind, unsere deutschen Schulforscher von der völligen Unbrauchbarkeit ihrer Resultate überzeugen müssen? Soll die Experimentalpädagogik nicht in kürzester Zeit in Mißkredit geraten, so kann man nicht dringend genug vor solchen „Messungen" der Ermüdung wie den Griesbach-Wagner-Kemsiesschen warnen!"

Meumann ist auch mit der Ansicht der meisten Autoren über die erholende Wirkung körperlicher Tätigkeit wenig einverstanden, weil bei fast allen diesen Untersuchungen zweierlei übersehen worden ist.

1. Der Unterschied zwischen körperlicher Anstrengung und solcher körperlicher Bewegung, die nicht als Anstrengung bezeichnet werden darf;

2. der indirekte erholende Einfluß, der von der körperlichen Bewegung auf die Verfassung des geistig Arbeitenden ausgeübt wird.

Er gesteht, daß das Turnen, insofern es anstrengender Natur sei, keine eigentliche Erholung bewirke, und stellt dann die Tatsache fest, daß der durch körperliche Bewegung, etwa eine leichte und nicht lange andauernde Tätigkeit herbeigeführte „Verbrauch an psycho-physischer Energie überkompensiert werden kann durch die indirekt erholenden Einflüsse, wie die vermehrte Atmung und Sauerstoffzufuhr, die Anregung der Blutzirkulation, die Wegschaffung von Ermüdungsstoffen usw.".

In diesem Sinne wird auch der Unterricht von dem größten Teil der Turnlehrer aufgefaßt und auch wirklich erteilt. Geschieht es nicht aus Erkenntnis, dann geschieht es aus Instinkt, weil der Turnlehrer den kindlichen Bewegungstrieb tiefer fühlt als ein anderer. Die erholende Wirkung des Turnens nach geistiger Anstrengung betonen nicht nur Turnlehrer, sondern auch und namentlich hervorragende Mediziner. So hat z. B. der Orthopäde Dr. med. N. Hagmann in dem Vortrage „Die Gymnastik als Hilfsmittel der physischen Erziehung" [3]), den er 1893

---

[1]) On the validity of the Griesbach method of determining fatigue. The Psychological Review. New York and London, The Macmillan Co. 1899. Vol. VI 573.

[2]) On the invalidity of the aesthesiometric method as a measure of mental fatigue. Dieselbe Quelle. 1899. Vol. VI 599.

[3]) Übersetzt von Dr. med. A. Hippius, Kinderarzt in Moskau; abgedruckt in der Zeitschrift für Schulgesundheitspflege von Kotelmann. Hamburg, Voss 1893. S. 264 ff.

in der öffentlichen Sitzung der physiko-medizinischen Gesellschaft an der Universität zu Moskau gehalten hat, die ganze Angelegenheit von einem hohen Standpunkte behandelt und auf mehrere Autoren gestützt, den erholenden Einfluß des Turnens nach geistiger Arbeit bewiesen.

Der geh. Regierungsrat Dr. med. Wehmer[1]) hielt es 1895 geradezu für wünschenswert, daß „der Turnunterricht zwischen Stunden gelegt werde, welche den Geist anstrengen“, damit die freien Nachmittage nicht verkümmert werden, die besser für Ausflüge ins Freie zu verwenden sind.

Und Medizinalrat Dr. med. F. Dornblüth[2]) in Rostok läßt sich hierüber 1896, wie folgt, aus: „Eine richtig geleitete Turnstunde nimmt weder die Aufmerksamkeit, noch die Körperkräfte übermäßig in Anspruch. Der Übungsstoff des deutschen Turnens ist, wie jeder einigermaßen Sachkundige wissen muß, so verarbeitet und in Stufen und Pensen geteilt, daß übermäßige Anstrengungen gesunder Schüler und Schülerinnen durchaus vermieden werden können und von jedem ordentlich gebildeten Turnlehrer auch vermieden werden. Der Turnunterricht ist zweckmäßig in den Vormittagsstunden, und zwar in den letzten Stunden zu erteilen.“

Ja selbst die preußische wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen sagte in einem 1896 abgegebenen Gutachten: „Wir teilen die von dem Beschwerdeführer ausgesprochene Ansicht, daß das Turnen eine körperliche Anstrengung und keine Erholung sei, nicht, wenigstens nicht in dem allgemeinen Sinne, daß jede turnerische Übung als eine Anstrengung zu betrachten sei“.

Derselben Meinung war die 70. Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte in Eisenach 1897; sie hielt es nicht für statthaft, schon bestimmte Schlußfolgerungen aus den bisherigen Untersuchungen zu ziehen, da die ganze Frage noch im Anfange der Entwicklung stehe.

Leider wurde diese vorsichtige Haltung schon von der folgenden Versammlung derselben Körperschaft in München 1897 aufgegeben, da sie aus den bisherigen Untersuchungen den Schluß zog: „Gymnastische Übungen sollen niemals zwischen wissenschaftlichen Lehrstunden liegen.

Dagegen hebt Hofrat Dr. Brunner[3]), Oberstabsarzt a. D. in München, hervor, daß „die für die körperliche Tätigkeit aufgewendete Zeit eine Entlastung und Ruhe für das durch die geistige Arbeit angestrengte und ermüdete Gehirn biete“.

In diesem Widerstreit der Meinungen kann man wohl nichts Besseres tun, als sich der Warnung Volkelts[4]) vor übertriebenen Hoff-

---

[1]) Grundriß der Schulgesundheitspflege. Berlin 1895.
[2]) Vgl. „Jahrbuch für Kinderheilkunde und körperliche Erziehung“. Leipzig, Teubner 1896. 43. Bd. S. 203.
[3]) Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele von E. v. Schenckendorff und Dr. F. A. Schmidt. Leipzig, Voigtländer 1901.
[4]) „Psychologie und Pädagogik.“ Vortrag, gehalten auf der Dresdener Philologenversammlung im Herbst 1897; abgedruckt in den „Neuen Jahrbüchern für das klass. Altertum“ 1898, Bd. II, S. 65 ff. Leipzig, Teubner.

nungen hinsichtlich der Fruchtbarkeit der modernen psychologischen Forschungen für die Pädagogik anzuschließen. Dieses Verhalten empfehlen auch die beiden hervorragenden Herausgeber der „Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie". Der Pädagoge H. Schiller[1]) erklärt jetzt ausdrücklich, daß diejenigen „feststehenden" Resultate der experimentellen Psychologie, die „eine unmittelbare Anwendung auf die Unterrichtspraxis und eine direkte Ausprägung für die Unterrichtstechnik gestatten, zur Zeit noch äußerst vereinzelt sind".

Die Forscher auf diesem Gebiete „suchen die Schwierigkeit der Beobachtung zu teilen und sie so experimenteller Behandlung zuzuführen; jedoch bis jetzt ist dies nicht gelungen und es ist fraglich, ob es gelingen wird (!). Wie soll eine Einheit gefunden werden, um die geistigen Werte völlig auszudrücken, wenn noch dazu die Kompliziertheit der psychologischen Vorgänge mit ihrer verwirrenden Fülle maßgebender Bedingungen in Betracht gezogen wird, die sich unserer Herrschaft so gut wie ganz entziehen, sich in jedem Augenblick ändern, zeitlich schnell vorübereilen und begrifflich schwer zu analysieren sind? Und was noch schlimmer ist, wir wissen über das Wesen der Ermüdung nichts Bestimmtes; die darüber aufgestellten Hypothesen sind nicht einwandfrei. Nur die Kombination verschiedener Beobachtungsmethoden wird hier, wenn auch nicht zu exakten, aber doch vielleicht zu praktisch brauchbaren Ergebnissen führen können. An dieser Aufgabe werden alle mitarbeiten müssen, die ein Interesse an der Jugend haben: Hygieniker, Pathologen, Psychologen und Pädagogen. Meines Erachtens ist die Mitwirkung der Letztgenannten ganz unentbehrlich, da sie meist allein genauer die Fragen kennen, die auf die Ermüdung einen großen Einfluß haben, die Methode, die Unterrichtsforderungen der einzelnen Stunden, die Verteilung der Stunden, die Einwirkung des Fach- oder Klassenlehrersystems, die Beteiligung der Schüler, das Maß der häuslichen Arbeit und was sonst noch hieher gehört." Und diesem Urteil H. Schillers sekundiert der physiologischeste unter den physiologischen Psychologen, wie Offner in München Th. Ziehen nennt, indem dieser sagt: „Die pädagogische Praxis ist zu alt und die wissenschaftliche Psychologie zu jung, als daß letztere schon jetzt die Führung übernehmen könnte. Auch hier wird ein analoges Verhältnis sich entwickeln, wie zwischen der praktischen Medizin und der Physiologie. Letztere als die jüngere beeinflußt zwar sicher, aber nur langsam die praktische Behandlung der Kranken."

Aus all diesen Stimmen klingt doch eindringlich genug die Warnung vor zu früher Anwendung angeblich einwandfreier Ergebnisse aus der experimentellen Unterrichtshygiene heraus. Dabei möchte ich mich gegen die Vornahme mancherlei Freiübungen zur Erholung innerhalb einer

---

[1]) „Aufsatz in der Muttersprache" in der „Sammlung..." und „Die Schularztfrage" in der Vierteljahrschrift des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege. Braunschweig, Vieweg 1900.

wissenschaftlichen Stunde aussprechen, dagegen aber ungezwungene Bewegung in den Pausen befürworten, soweit die örtlichen Verhältnisse und die Rücksicht auf die Sicherheit der Jugend sie zulassen. Und was die Behandlung des Turnens im Stundenplan betrifft, kann ich nichts Besseres empfehlen, als dem Rate des Prof. Dr. Albert Palmberg aus Helsingfors zu folgen und den Stundenplan so einzurichten, daß schwerere Gegenstände mit leichteren abwechseln, was übrigens auch mit dem Grundsatze Rousseaus übereinstimmt, der das Geheimnis der Erziehungskunst darin findet, Anstrengung und Erholung miteinander abwechseln zu lassen.

Wien. Max Guttmann.

Handbuch der Schulhygiene von Dr. Leo Burgerstein und Dr. Aug. Netolitzky in Wien. Zweite umgearbeitete Auflage. Jena, Verlag von Gustav Fischer 1902.

Von diesem trefflichen Werke liegt die zweite umgearbeitete Auflage vor. Die Stoffeinteilung ist im allgemeinen dieselbe geblieben; neu hinzugekommen sind die Kapitel über Hygiene des Lehrers und über Kindergärten. Die Umarbeitung äußert sich zunächst in einer bedeutenden Volumszunahme des Buches, dessen Inhalt von 429 Seiten auf 997, also auf mehr als das doppelte angewachsen ist. Diese Stoffvermehrung verteilt sich auf alle Kapitel des Buches. Die schon bei der Besprechung der ersten Auflage hervorgehobenen Vorzüge: Gewissenhaftigkeit, Gründlichkeit und umfassende Literaturkenntnis, sind auch in der neuen Bearbeitung überall zu finden, so umfaßt z. B. der Abschnitt über die „Subsellien" allein 70 Seiten. Es muß jedem Schulfreunde zur hohen Befriedigung gereichen, wenn er aus der Lektüre des Buches ersieht, wie allerorts der Wert der schulhygienischen Einrichtungen immer mehr erkannt und auf diesem Gebiete rüstig vorwärts geschritten wird. Von größtem Interesse sind die scharfsinnig erdachten Methoden, nach denen die neuesten Untersuchungen über schulhygienische Probleme, so beispielsweise über Beleuchtung, Ventilation, Ermüdung, Leistungsfähigkeit, Haltung beim Schreiben u. a. m. ausgeführt werden, und sehr beherzigenswert sind die auf so exakte Weise erzielten vergleichenden Resultate. Was die Durchführung schulhygienischer Forderungen anlangt, so stehen Norwegen, Schweden, Dänemark noch immer an der Spitze, denen in der Schweiz, in Frankreich, Belgien und Deutschland tüchtig nachgestrebt wird. Auch bei uns in Österreich zeigt die schulhygienische Praxis manche schöne Ansätze, nur wird mitunter der finanzielle Standpunkt zu sehr in den Vordergrund gestellt. An wissenschaftlichen Erfahrungen und Vorschlägen fehlt es nicht. Die Durchführung einer zweckentsprechenden Schulhygiene ist heute nichts anderes mehr als eine Geldfrage.

Äußerst lesenswert ist auch der den körperlichen Übungen gewidmete Abschnitt, sowie die instruktiven Belehrungen über Infektions-

krankheiten; jeder Lehrer und Familienvater sollte sich mit diesem Gegenstande vertraut machen. Es ist ganz begreiflich, wenn das Buch ausklingt in der wohl begründeten Forderung nach dem Schularzte.

Bei dem großen Umfange des Werkes ist es unmöglich, auf Details näher einzugehen. Es genüge festzustellen, daß die beiden hochverdienten Autoren überall auf der Höhe ihrer Aufgaben stehen und ein Werk von bleibendem Werte geschaffen haben, das berufen ist, in allen beteiligten Kreisen einen maßgebenden Einfluß auszuüben.

Wien. Dr. Franz Noë.

Johann Lorz, Schlagworte aus den pädagogisch-didaktischen Vorträgen, gehalten in dem Kurse für Lehrer an landwirtschaftlichen Schulen vom 14.—19. Oktober 1901. Prag, Selbstverlag.

Diese Broschüre ist insbesondere jungen Lehrern, dann aber überhaupt allen jenen zu empfehlen, welche ohne Kenntnis oder gar mit stolzer Verachtung des hohen praktischen Wertes pädagogischen Wissens ihrem Lehrberufe obliegen. Es sei uns gestattet, einzelne dieser Schlagworte hier zu reproduzieren: Wissen ist Macht, gibt Ansehen und Bewunderung, aber der Mann wird kleinlich, der sich für nichts anderes interessiert, den die großen Kulturfragen der Menschheit gleichgültig lassen. — Der Lehrer trachte, gesund zu sein und zu bleiben, er sei immer heiter. Die Jugend kennt — ohne schlecht zu sein — kein Mitleid mit einem kränklichen und mürrischen Lehrer. — Es scheine nie, als ließe sich der Lehrer widerwillig zur Jugend herab. — Der Erzieher muß sich nach den häuslichen Verhältnissen erkundigen, sie geben oft den Schlüssel für Unbegreifliches. — Ältere Zöglinge dürfen nicht wie Kinder behandelt werden. — Gedruckte Schulordnungen haben einen sehr fraglichen Wert. — Die Schüler müssen gern lernen. Tun sie das nicht, dann muß der Lehrer die Schuld in sich suchen. — In jeder Schule muß eine beharrliche Wechselwirkung zwischen Lehrer und Schüler bestehen. Der Lehrer ist abhängig von seinen Schülern, d. h. von dem Grade, in welchem sie den bisherigen Stoff beherrschen, von ihrer schnelleren oder langsameren Auffassungsgabe, ihrem Verstande, ihrer manuellen und geistigen Gewandtheit. Durch Prüfungen erführe das der Lehrer zu spät. — Die größte Gefahr ist die, daß der Lehrer durch unerwartete Antworten abgelenkt wird und den Faden seines (vorbereiteten) Lehrganges verliert, daß er in der Stunde nicht fertig wird, irgendwo länger verweilt, als es die knappe Zeit zuläßt, dafür wieder eilen muß, wo er es nicht darf... Hier wird eine große geistige Gewandtheit gefordert. Und dies ist die eigentliche, ganz spezifische Lehrerarbeit. — Trittst Du ins Lehrzimmer, so glaube in einem Tempel zu sein (Melanchthon)! — Je weniger ein Schulbuch Worte macht, je mehr es sich auf bloße Merksätze, Regeln usw. beschränkt, je mehr Übungsaufgaben es dagegen hat, desto besser ist es.

Manches ist uns aufgefallen. Eine Stoffverteilung bis auf die einzelnen Unterrichtsstunden im voraus (S. 8) bindet den Lehrer zu sehr; es ergeben sich immer wieder nicht vorausgesehene Hindernisse, Stundenausfälle u. dgl., die eine solche Stoffverteilung illusorisch machen. Ebenso kann auch ohne einen Arbeitskalender (S. 17) für das ganze Jahr jede Überbürdung hintangehalten werden und überdies noch mancher Vorteil aus der Gewährung größerer Freiheit entspringen. Unser heutiges Schulzeichnen ist doch nicht mehr bloß eine „Fertigkeit" (S. 10). Nicht Neugierde ist zu wecken (S. 9), sondern Wißbegierde. Der Schlußsatz „Von allen Fehlern und Untugenden seiner Zöglinge muß der Erzieher den Grund in sich selbst suchen" ist in dieser allgemeinen Fassung nicht richtig, am wenigsten aber auf den Lehrer anwendbar, denn sein Zögling unterliegt auch dem gleichzeitigen Einflusse des Elternhauses und des Lebens.

Interpunktion und Ausdrucksweise sind nicht immer einwandfrei.

Aussig. Dr. G. Hergel.

Die Geisteskrankheiten des Kindesalters mit besonderer Berücksichtigung des schulpflichtigen Alters. Von Dr. Th. Ziehen, Prof. an der Universität Utrecht. Berlin, Verlag von Reuther & Reichard 1902. 8°. 79 SS. (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie, herausgeg. von Schiller und Ziehen. V. Bd. 1. Heft.)

Der Verf. beabsichtigt, in drei aufeinanderfolgenden Bänden der „Sammlung" je eine Abhandlung der speziellen Darstellung der einzelnen Geisteskrankheiten des Kindesalters mit besonderer Rücksicht auf das schulpflichtige Alter zu widmen; die erste dieser drei Abhandlungen bildet den Inhalt des vorliegenden Heftes. In ihm behandelt Ziehen (nach einer Einleitung, welche den Unterschied zwischen Defektpsychosen und funktionellen erklärt) zunächst ausführlicher die angeborenen Defektspsychosen und führt die mannigfaltigen Ursachen, die vielfachen und komplizierten psychischen somatischen Symptome derselben, sowie die Behandlung vor; hierauf werden von den erworbenen Defektsspychosen die Hirnerweichung und der epileptische Schwachsinn dargestellt.

Selbstredend werden an den betreffenden Krankheiten leidende Kinder im allgemeinen an für höhere Bildung bestimmten Stätten nicht zu beobachten sein; immerhin ist aber nicht zu übersehen, daß bezüglich der fraglichen Krankheiten die Einteilung eine künstliche ist, d. h. in der Natur scharfe Grenzen zwischen Normalen und Abnormen nicht gegeben sind. Es können einzelne leicht Debile ins Gymnasium gelangen, umsomehr, als es auch solche unter ihnen gibt, bei welchen der vorhandene Intelligenzdefekt sehr gering ist, während der ethische Defekt verhältnismäßig stark entwickelt erscheint (*moral insanity*), oder solche, welche auf einem bestimmten Gebiete sogar höhere Leistungsfähigkeit aufweisen, als eine durchschnittliche usw. — Der paralytische Schwach-

sinn tritt allermeist erst in Jahren nach dem 10. auf und äußert sich bei Kindern, welche sich bis dahin völlig normal entwickelt haben, zunächst durch allmähliche Abnahme des Gedächtnisses, Veränderung des Anstandsgefühls usw. zum Schlechteren, Teilnahmslosigkeit gegenüber dem Unterricht, und es ist vorgekommen, daß versucht wurde, derartige (natürlich seltene) Unglückliche im ersten Stadium der Krankheit durch harte Strafen von Schulwegen zu bessern.

Aus diesen Bemerkungen ergibt sich, daß die kurze, übersichtliche und jedem Gebildeten verständliche Behandlung des schwierigen Stoffes für Lehrer der verschiedenen Arten allgemeiner Bildungsschulen von Interesse ist; sie enthält aber auch — um hier nur die Schule zu berühren — in ihren Darlegungen über gewisse Ursachen der Psychosen (Alkoholismus, Syphilis der Eltern) eine neue Mahnung, durch ernste Belehrung zur rechten Zeit hinsichtlich künftiger Generationen vorbeugend zu wirken.

Wien. L. Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Zwei Rekonstruktionprojekte

großer römischer Bauwerke, die zeitlich und örtlich weit voneinander getrennt sind, erregen in der am 1. Mai 1902 eröffneten *CXXe Exposition Officielle* des Salon im *Grand Palais des champs-Élysées* nicht nur die Aufmerksamkeit, sondern auch das eingehendste Interesse seitens der Fachkreise. Wir wollen uns kurz fassen. Sollten im Laufe der Zeit beide Arbeiten publiziert werden, so werden wir nicht ermangeln, davon unsere Leser in Kenntnis zu setzen.

Der eine Erneuerungsversuch führt uns an zwei aneinander grenzende Lokalitäten des alten Rom, der andere nach *Augusta Trevirorum*. — Der erstere ist in jedem seiner Teile von zwei Architekten gearbeitet, die gänzlich unabhängig voneinander schufen. Es sind dies die Herren Henri Eustache und Alexandre Bruel. Eustache hat sub 3146 des Ausstellungskataloges seine auf den eingehendsten Lokalstudien beruhende Arbeit ausgestellt; sie behandelt in Grund- und Aufrissen des Maßstabes 1 : 200 den gegenwärtigen Zustand und die Wiederherstellung der *Via Sacra* in Rom. Wir sehen zunächst zwei große exakte Grundrisse: die Rekonstruktion des hl. Weges im IV. Jahrh. n. Chr. und den gegenwärtigen Zustand. Diesen beiden Grundrissen entsprechen zwei glänzend ausgeführte Längsschnitte. Der erstere zeigt den blendend schönen Blick auf die Kaiserpaläste, das Haus der Vestalinen, die *Regia*, der Cäsartempel, den Tempel des Castor und Pollux, die *Basilica Iulia* und den Severusbogen. — Diese vier prächtigen Blätter hätten in verkleinerter Reproduktion großen Wert für den historischen und philologischen Unterricht. — Bruel stellte seine Studie aus: Rom, die Südwestseite des Mons Palatinus, die Domäne des Cybelekultus im Maßstabe 1 : 200. Von drei großen Grundrissen geben zwei Rekonstruktionsversuche, einer den gegenwärtigen Zustand. Von fesselnder Schönheit sind die drei Aufrisse: 1. Hauptansicht der SW-Ecke des Palatin, die Domäne des Cybelekultus, zunächst perspektivisch aufgedeckt: Blick auf den reich ausgestatteten Tempel, in dessen Innern das Götterbild sichtbar ist (ähnlich der Rekonstruktion des Tempels der *Iuno Moneta* von Bühlmann und Wagner auf dem bekannten Panorama Roms von 312 n. Chr.); im Hintergrunde das Haus des Tiberius, im Vordergrunde die kolossalen Substruktionen, mehrere Stockwerke hoch, die „*Domus Archigalli*“, die großen Treppenanlagen gegen den *Circus maximus (scalae Caci?)*; 2. und 3. sind gewaltige Aufrisse im Maßstab 1 : 100; 2. Blick vom *Circus maximus* (jetzt *Via de' Cerchi*) besonders imposant; 3. Blick von

der Seite des *Velabrum (Via S. Teodoro)*, mit der Längsseite des Tempels des *Iuppiter Victor;* 18 Aquarelle auf drei große Tafeln verteilt, geben den gegenwärtigen recht kläglichen Zustand wieder, den tiefsten Verfall einstiger großer Schönheit. — Als dekoratives, historisch wertvolles Beiwerk reproduziert Bruel Ziegel mit den kreisrunden Stempeln, wie wir sie überall auf dem Palatin finden, u. zw. aus der Zeit von 60—217 n. Chr.

Bilden die beiden kurz beschriebenen Arbeiten, obwohl voneinander ganz unabhängig, in gewissen Sinne ein Ganzes, so führt uns die folgende Rekonstruktion ganz wo anders hin, in das Moselgebiet, nach Trier zum alten Kaiserpalast. Felix Eugène Louis Boutron, diplom. Architekt, hat 1899—1900 ein großes Reisestipendium zur Ausführung obiger Arbeit verwendet. Sub 3090 des zitierten Ausstellungskataloges der CXX. Ausstellung des Salons ist das große Werk zu sehen. Im Jahre 1899 waren im Salon die Rekonstruktionsversuche der Trierer Thermen ausgestellt, welche sich speziell in Trier, wo sie ebenfalls zu sehen waren, natürlich des größten Interesses erfreuten und zu eingehendsten Erörterungen Veranlassung gaben. — Über den Kaiserpalast hat Boutron drei Aufnahmen des gegenwärtigen Zustandes aquarelliert, davon eine perspektivisch, zwei Pläne, welche deutlich die kreuzförmige Anlage des Innern zeigen, fünf photographische Aufnahmen, welche die römische Bauweise jener Zeit, Bogen- und Mauerkonstruktion, zeigen. Endlich sind drei große färbige Restaurierungsversuche da, geradezu außerordentliche Arbeiten: Ein Längsschnitt, ein Querschnitt und eine Perspektive. Bei letzterer ist das Dach abgehoben gedacht, um bei hohem Horizont Einblick in das Innere zu gewinnen, die Konstruktion und den Zweck der einzelnen Räume zu zeigen. Maßstab 1 : 100. Ein erklärendes Textheft liegt als Manuskript in der Ausstellung auf.

Im Anschlusse erwähnen wir, daß das *Ministère de l'instruction publique* im südlichen Eckpavillon und in zwei anstoßenden Sälen des „*Grand Palais*" die kürzlich hieher gekommenen Ausgrabungen aus Susa ausgestellt hat. Interessenten verweisen wir darauf, daß um 50 Centimes bei Ernst Leroux, Editeur, 28 Rue Bonaparte, Paris, vom Forschungsreisenden Morgan ein Führer durch die Ausstellung erschien, sowie andere darauf bezügliche Publikationen desselben Autors. — Die ausgestellten Objekte gehen zum Teil auf die Zeit vor 4000 v. Chr. zurück. Die Stele des Naram Sin, Königs von Agane, ist mit 3800 v. Chr. berechnet. Kunsthistorisch interessant sind die Analogien mit ägyptischen Reliefgestalten und kulturhistorisch wertvoll die Aufklärungen über den uralten Sterndienst der Mesopotamier. Überall finden wir zwei mächtige, flammende Sterne als Stelenbekrönungen. Von großem Interesse sind die ausgestellten Bronzen, die technisch schon hoch entwickelt sind, Zahlungstäfelchen an Geldes Statt aus der Zeit des obengenannten Königs und auch ältere, Schülerübungen in Keilschrift u. v. a.

Paris. Rud. Böck.

Literarische Miszellen.

Die alten Klassiker und die Bibel in Zitaten. Von Prof. J. Podivinsky, e. f. Konsist.-Auditor. Brixen 1901. Druck und Verlag von A. Wegers Buchhandlung.

Der Verf. des Büchleins bekennt sich als Freund der alten Klassiker, der noch jetzt gerne einen „Alten" in die Hand nimmt und bei der Lektüre sich die besonders interessanten Stellen notiert; so ist ihm im Laufe der Zeit eine kleine Zitatensammlung entstanden, die er sowohl

in den Exhorten als auch beim Unterrichte im Obergymnasium verwertet. Diese hat der Verf. der Öffentlichkeit übergeben mit dem Wunsche, daß sie seine Amtskollegen, die Religionslehrer an den Gymnasien und auch die Gymnasialjugend benützen möchten. Am Rande ist auf verwandte Bibelstellen verwiesen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Zitate aus den Klassikern, sparsam verwendet, in den Exhorten und beim Religionsunterricht recht nützlich sind; allerdings wird es zweckmäßig sein, bei der Verwendung derselben die Stelle im Autor nachzusehen und sich den Sinn derselben mit Rücksicht auf den Zusammenhang klarzumachen, da durch das betreffende Schlagwort der Sinn der bezeichneten Stelle keineswegs erschöpft, mitunter nur teilweise richtig, hie und da auch unrichtig angegeben ist. Geradezu notwendig aber erscheint es, wenn auch die nebenan bezeichnete Stelle der Bibel in die Betrachtung einbezogen wird; denn sonst besteht die Gefahr, auf Abwege zu geraten. Als Fundgrube nun für Belegstellen aus den alten Klassikern mag das Büchlein den Religionslehrern an Gymnasien gute Dienste leisten, der „lieben Gymnasialjugend" aber darf es wegen der bedeutenden Mängel, die ihm anhaften, nicht empfohlen werden. Die Art des Zitierens, z. B. *Cato de sen.*, *Lael. de amic.* könnte leicht ein Mißverständnis erzeugen; hie und da sind die Stellen ein wenig geändert oder verstümmelt, z. B. S. 3 Cato de sen. 5, 15: *Quatuor reperis causas* usw. statt *Etenim cum complector animo, quattuor reperio causas, cur* usw., S. 6 Cic. pro Lig. 12, 37: *Nulla de virtutibus tuis admirabilior est misericordia: homines enim ad deos nulla re propius accedunt quam salute hominibus danda* statt: *Nulla de virtutibus tuis plurimis nec admirabilior, nec gratior misericordia est* ..... S. 10 Cic. pro Planc. 33, 80: *Et gratum esse et videri haec est una virtus non solum maxima sed etiam mater omnium virtutum reliquarum* statt: *Etenim iudices cum omnibus virtutibus me affectum esse cupiam, tamen nihil est, quod malim quam me et gratum esse et videri: haec est enim...* Das Büchlein enthält auch allzuviel Druckfehler, namentlich in den Zitaten aus den griechischen Autoren, z. B. S. 2 *Θεοὶ δὲ, ὼ παῖ* statt *δέ, ὦ καί*; S. 3 *ἀναρχίας δὲ μεῖζον οὐκ ἔ σ τ ι κακόν* statt *οὐκ ἔστιν*, wie das Metrum verlangt; S. 5 *ἀλλ' ἐστι* statt *ἔστι*; S. 9 *ἐπιορκοῦτα κὰι* statt *ἐπιορκοῦντα καὶ*; S. 11 *ἀρειον... ἐχητον... ἐχειν* statt *ἄρειον — ἔχητον — ἔχειν*; S. 12 *ἐδοξέ μοι.... ἑαυτῷ* statt *ἔδοξέ μοι.... ἑαυτῷ*; daselbst *πλεόνων ἐργον ἄμεινον* statt *πλεόνων δέ τοι ἔργον ἄμεινον*; S. 14 *τούτου — ἐσται — σπουδὴν* statt *τούτου — ἔσται — σπουδήν* usw.

Erst wenn das Büchlein etwa durch Unterstützung eines philologisch gebildeten Kollegen von den Fehlern gereinigt und wenn bei einer 2. Auflage in die neueren Ausgaben der Klassiker Einsicht genommen würde und deren verbesserte Lesearten aufgenommen würden, könnte es der Gymnasialjugend zu fleißigem Gebrauch empfohlen werden.

Oberhollabrunn. Dr. J. Grippel.

Sievers W. und Kükenthal W., Australien, Ozeanien und Polarländer. 2. neubearbeitete Auflage. 1. Heft. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliogr. Institutes 1902.

Australien und Ozeanien bildete im Jahre 1895 beim erstmaligen Erscheinen den Schlußband der Sieverschen Länderkunde. Frühzeitiger als anderen Erdteilen wird dem kleinsten derselben infolge des Interesses an der deutschen Kolonialpolitik in der Südsee eine Neubearbeitung zuteil, welche, den schon bei der zweiten Auflage des Bandes Afrika

befolgten Grundsätzen getreu, den Stoff nach geographischen Einheiten behandeln wird. Zudem soll auch eine Erweiterung in der Hinsicht eintreten, daß Prof. Kükenthal am Schlusse des Bandes eine zusammenfassende Darstellung der Polarländer bringen wird. Vorläufig liegt die erste Lieferung vor. Sie enthält die Entdeckungsgeschichte und einen Teil der „Allgemeinen Übersicht".

Wien. J. Müllner.

Algebraische Gleichungen nebst den Resultaten und den Methoden zu ihrer Auflösung von Dr. Ernst Bardey. 5. Auflage, bearbeitet von Friedrich Pietzker. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1902.

Die Veränderungen, welche der jetzige Herausgeber der wohlbekannten und weit verbreiteten Aufgabensammlung in derselben vorgenommen hat, beziehen sich sowohl auf den sprachlichen Ausdruck, der in mancherlei Hinsicht einer Berichtigung bedurfte, als auch auf den Inhalt des Aufgabenstoffes selbst, der vielfach verbessert und erweitert wurde, und können daher als solche bezeichnet werden, durch welche die Sammlung gegenüber ihrer Gestalt in den früheren Auflagen ganz erhebliche Vorzüge aufzuweisen hat. Die äußere Ausstattung des 420 S. umfassenden Buches ist eine tadellose.

Anfangsgründe der Trigonometrie und Stereometrie von Dr. H. Lieber und F. v. Lühmann, nach den Bestimmungen der preußischen Lehrpläne vom J. 1901 neu bearbeitet von L. Müsebeck. Berlin, Verlag von Leonhard Simion 1902. Preis kart. 1 Mk.

Dieses 76 Seiten umfassende Büchlein ist eine Sonderausgabe aus Teil III des Leitfadens der Elementar-Mathematik von Lieber und Lühmann, welche die Anfangsgründe der Trigonometrie und Stereometrie sowie die Elemente der Projektionslehre behandelt, soweit sie zur Lehraufgabe der Untersekunda gehören, und die für diejenigen Schüler der Realanstalten bestimmt ist, die nur das Zeugnis der Reife für Obersekunda erlangen wollen. Die Einrichtung dieser durchaus zweckdienlich hergestellten Sonderausgabe ist eine derartige, daß ihre Benutzung gleichzeitig neben diesem Teil III ohneweiters erfolgen kann.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Die Nautik in elementarer Behandlung. Einführung in die Schiffahrtkunde Von Dr. F. Bolte, Oberlehrer an der Navigationsschule in Hamburg. Stuttgart, Julius Mayer 1900.

Der Verf. hat den Versuch gemacht, den Aufbau der Nautik auf eine in mathematischer Hinsicht elementare Grundlage zu stützen, so daß die Schüler höherer Lehranstalten den Gang, der in dem Buche eingehalten ist, mit vollem Verständnisse verfolgen können. Es wollte aber auch der Autor dem mathematischen Unterrichte an den höheren Schulen ein Anwendungsgebiet zugänglich machen und dem Schüler Aufgaben mitteilen, die „in besonders hohem Grade geeignet erscheinen, die immer allgemeiner zum Ausdrucke gelangenden Bestrebungen der Vertreter des mathematischen Unterrichtes nach Anpassung desselben an die wirklichen Verhältnisse des praktischen Lebens zu unterstützen".

Es ist ja erwiesen, daß die Nautik namentlich im trigonometrischen Unterrichte berücksichtigt zu werden vollauf verdient und daß aus diesem Grunde auch die Nautik herangezogen werden kann, um an der Befestigung des durchgenommenen theoretischen Lehrstoffes mächtig mitzuhelfen.

Nach Darlegung der nautischen Grundbegriffe wird im ersten Abschnitte die Küstenschiffahrt behandelt; dabei werden die Methoden der Küstenschiffahrt, die terrestrische Ortsbestimmung, die Stromschiffahrt, das Jagdsegeln, das Kreuzen ziemlich eingehend besprochen und durch viele mathematische Beispiele wird der theoretische Stoff illustriert. Im zweiten Abschnitte finden wir die Schiffahrt nach der Besteckrechnung (Verwandlung der Kurse, Meridiansegeln, Parallelsegeln, Segeln auf einem Zwischenstrich, Koppeln der Kurse, Segeln im größeren Kreise) berücksichtigt. Die Schiffahrt nach astronomischen Beobachtungen mit besonderer Hervorhebung der nautisch-astronomischen Ortsbestimmung, der Auffindung der Gesamtmißweisung und der Deviation des Kompasses finden wir im dritten, die Beschreibung der nautischen Instrumente und des Gebrauches derselben im letzten Abschnitte. Einige für die Anwendung belangreiche Tafeln beschließen das wertvolle Buch.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Hilfsbuch für Pflanzensammler von Dr. Günther Ritter Beck von Mannagetta, ord. Professor der Botanik und Direktor des botan. Gartens der k. k. deutschen Universität in Prag. Leipzig, Engelmann 1902. 36 SS. mit 12 Abbildungen im Texte. Preis geb. 1 Mk. 40 Pf.

Das vorliegende, nett ausgestattete Büchlein erfüllt in trefflicher Weise die Aufgabe, welche sich der Verf. in dem Vorworte stellt, nämlich anzuleiten, wie „mit dem denkbar geringsten Aufwande von Zeit, Mühe und Hilfsmitteln ein allen modernen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechendes Pflanzenmaterial (Samen- und Sporenpflanzen) für wissenschaftliche und Kulturzwecke eingesammelt, präpariert, konserviert und versendet werden könne".

Zuerst macht uns der Verf. (S. 1) mit den Grundsätzen bekannt, welche beim Einsammeln von Pflanzen zu gelten haben, dann folgt auf S. 1—19 die Anleitung zur Aufsammlung, Zubereitung und Aufbewahrung von Samenpflanzen, S. 20—21 zur Zubereitung und Aufbewahrung von Früchten, S. 21—23 zu der von Samen, Hölzern und anderen Pflanzenteilen, zur Aufsammlung und Versendung von Wurzelstöcken, Knollen, Zwiebeln u. dgl. in gemäßigten Klimaten für Kulturzwecke, S. 23—26 zur Aufsammlung, Zubereitung und Versendung lebender Pflanzen zu Kulturzwecken (u. zw. in der gemäßigten und in der tropischen Zone), endlich S. 27—36 zur Aufsammlung, Zubereitung und Aufbewahrung der Sporenpflanzen.

Alle Ausführungen sind kurz, treffend und erschöpfend gehalten; überall ersieht man, daß der Verf. aus seinen reichen Erfahrungen das Erprobteste mitteilt und bestrebt ist, diejenigen Wege und Verfahren anzugeben, welche es ermöglichen, in einfachster und dabei doch zweckentsprechendster Weise das Angestrebte zu erreichen. Das bequem lesbare, inhaltsreiche Büchlein ist daher allen Freunden der Botanik auf das wärmste zu empfehlen.

Wien. Dr. A. Heimerl.

Jugendschriften. Herausgeg. vom Lehrerhausverein für Oberösterreich. Der ganzen Sammlung 9. und 10. Band. Linz 1901. Verlag des Lehrerhausvereines für Oberösterreich. Preis geb. à 1 K. — 9. Band: Ernstes und Heiteres für die Jugend. Für österreichische Schülerbüchereien ausgewählt von Fr. Wiesenberger. 108 SS.

Auf 108 Seiten sind 53 Nummern zum Abdruck gebracht, wie der Titel sagt, Ernstes und Heiteres, von älteren und neueren Dichtern, von bekannten und unbekannten Verfassern, in Versen und Prosa. Der Inhalt weist auf Volks- und Bürgerschulen hin, aber auch in der ersten Klasse unserer Mittelschulen werden die Geschichtlein noch Anklang finden und wir Lehrer können viele von ihnen beim Unterricht verwenden.

— —. 10. Band: Katzensilber. Erzählung aus „Bunte Steine“ von A. Stifter. Bildschmuck von A. Pock. Ausgewählt von Wiesenberger.

Es ist gewiß ein glücklicher Gedanke, Stifter, Hauff und andere Dichter in geeigneter Auswahl zu Jugendschriftstellern umzugestalten, wofern man aus irgend einem Grunde Bedenken trägt, dem Kinde das Original in die Hand zu geben. Verständnis und Interesse des kindlichen Lesers mag vor allem die Auswahl bestimmen. Von diesem Gesichtspunkte aus möchte ich aber bei Stifter der Meinung Ausdruck geben, daß gerade gewisse Glanzseiten seiner Dichtungsweise, z. B. das sinnige Versenken in die Wunder der Natur, die Detailmalerei, die Erwachsene in Entzücken versetzt, die nach Handlung, Tatsächlichem, raschem Verlaufe begierige Kinderwelt weniger ansprechen. Hier handelt es sich z. B. um die bekannte Geschichte vom braunen Mädchen. Alles, was dessen Erscheinen vorangeht (bis S. 23), dient der Vorbereitung und Einleitung und hätte, wenn man der Ansicht des Ref. beipflichtet, zugunsten der Steigerung des Interesses und der Wirkung des Ganzen stark zusammengezogen werden können. Den Bilderschmuck würde man leicht missen.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Programmenschau.

94. Schlägl Rudolf, Beiträge zu den Anachronismen bei Platon. Progr. des Gymn. in Tetschen 1901. 23 SS.

Schlägl unterscheidet in den Platonischen Schriften zwei Arten von Anachronismen: leichte und schwere. Zu den ersteren rechnet er ungefähr die Hälfte der von ihm in den Dialogen Protagoras, Gorgias, Menon, Symposion, Parmenides, Politeia, Timaios, Nomoi, Menexenos, Theaitetos, Euthyphron und Apologie besprochenen zeitlichen Widersprüche. Sie haben gelegentlich eingestreute historische Anspielungen auf Begebenheiten zum Gegenstande, die in eine spätere Zeit fallen, als nach der Datierung der Szenerie verlangt wird.

Nach der zweiten Gruppe der Anachronismen werden Personen des Gespräches in eine für sie ganz unmögliche Situation gebracht, in der sie den ganzen Dialog hindurch verbleiben. Schl. glaubt, daß sich Platon dieser Anachronismen bewußt gewesen ist und sie teilweise auch aus künstlerischen Motiven absichtlich gebraucht hat. Es steht wohl außer Zweifel, daß wir bei der Feststellung historischer Daten Platons Schriften nicht allein mit den Augen des Historikers zu beurteilen haben; wir

dürfen eben nicht vergessen, daß seine Dialoge Kunstwerke sind, an deren Ausgestaltung ebenso die Phantasie des Dichters, als der Verstand des Philosophen mitgewirkt haben. Es mußte daher auch dem Dichter-Philosophen gestattet sein, innerhalb gewisser Grenzen die geschichtliche Überlieferung höheren Interessen dienstbar zu machen und sie dem entsprechend umzugestalten.

Die Ausführungen Schläglś verdienen Beachtung; sie zeugen von selbständigem Urteil und liebevollem Eingehen in den Gegenstand; im einzelnen dürfte er wohl auf Widerspruch stoßen, z. B. wenn er behauptet, daß Kritias nach der Datierung des Dialoges Charmides nicht viel älter als sein jugendlicher Verwandter Charmides sei (S. 16). Dem steht folgende Stelle im Charmides entgegen: *ἀλλ' ὦ βέλτιστε, ἔφην ἐγώ, Κριτία, τοῦτον μὲν οὐδὲν θαυμαστὸν ἀγνοεῖν τηλικοῦτον ὄντα· σὲ δέ που εἰκὸς εἰδέναι καὶ ἡλικίας ἕνεκα καὶ ἐπιμελείας* (162 D—E). Sokrates schiebt den Mißerfolg des Charmides seinem jugendlichen Alter zu. Das höhere Alter und die wissenschaftliche Beschäftigung des Kritias lassen erwarten, meint Sokrates, daß diesem das Wesen der *σωφροσύνη* nicht unbekannt ist.

Wien. Dr. Josef Kohm.

---

95. Hossner K., Die letzten Kaiser des römischen Abendlandes: Anthemius, Olybrius, Glycerius, Julius Nepos und Romulus Augustulus. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Bielitz 1900. 27 SS.

Der Verf. gibt eine brauchbare, aus der Chronikenliteratur, Sidonius Apollinaris, dem Fragment des Johannes von Antiochia und sonstigen vereinzelten Notizen geschöpfte Darstellung der Ereignisse, die seit Rikimers allmächtigem Einfluß und den Übergriffen der byzantinischen Kaiser in die Schicksale des Westreiches bis zur Thronbesteigung des Odoaker sich vollzogen haben. Er begnügt sich, wie es der Zustand der vorliegenden Überlieferung fordert, deren Widersprüche meist nur zu verzeichnen oder Möglichkeiten zu ihrer Lösung anzuführen. Die Angaben dagegen, die von einem Einbruch Odoakers an der Spitze germanischer Stämme in Italien berichten, werden entschieden verworfen und dagegen jene bevorzugt, wonach er zur Zeit seiner Erhebung gegen Orestes bereits im römischen Heere diente, also als Führer an die Spitze meuternder germanischer Soldaten trat.

Graz. Adolf Bauer.

---

96. D. Reich, Una congiura a Caldaro (1322). Progr. dell' i. r. ginn. sup. di Trento 1901. 37 SS.

Handelt von einer Verschwörung, die 1322 in Szene gesetzt wurde, um in Kaltern an Stelle der deutschen die italienische Herrschaft zu setzen. Wir sind über die Vorgänge aus einem Dokument unterrichtet, das sich im Kanonikatsarchiv von St. Maria in Trient findet, und das uns der Verf. des vorliegenden Aufsatzes mitteilt und mit einem ausführlichen Kommentar versieht. Die sachliche Wiedergabe scheint eine diplomatisch-genaue zu sein, was nicht gehindert hätte, daß der Herausgeber des Aktenstücks die vorhandenen Abkürzungen vollständig aufgelöst hätte.

97. Grandi, Dr. Luigi, Relazioni di Trieste con la Repubblica di Venezia, la Casa d'Absburgo ed il Patriarcato d'Aquileia 1368—1382. Progr. della civica scuola reale sup. in Trieste 1901. 8°, 62 SS.

Der Verf. gibt zunächst eine Übersicht über das Quellenmaterial, auf dem die Arbeit ruht, und schildert dann in streng sachgemäßer Weise, nicht ohne an einzelnen Punkten frühere Darstellungen zu berichtigen, die Beziehungen von Triest zu den genannten Mächten in der für die Geschichte der Stadt so kritischen Zeitperiode, die ihrer Erwerbung durch Österreich unmittelbar vorausging. Interessant sind insbesondere noch Einzelnheiten über die Kämpfe von 1368. Zu dem, was hier erzählt wird, ist aber noch Huber II 295 zu vergleichen. Der Arbeit ist ein guter Plan der Stadt Triest im 14. Jahrhundert beigegeben.

98. F. Schneller, Falsificazione di un documento fatta in Trento nel XV seculo. XLII Progr. della i. r. scuola reale sup. di Rovereto 1901. 55 SS.

In dem vorliegenden Aufsatze handelt es sich um eine gefälschte Urkunde de dato Rom 12. Mai 1466, in welcher das Domkapitel von Trient, welches im Jahre 1465 Hinderbach, den bekannten Geschichtsschreiber Friedrichs III. (er schrieb: Historiae rerum a Friderico III. imperatore gestarum ab Aenea Sylvio scriptae continuatio 1458—1862), gegen den Willen des Papstes Paul II. gewählt hatte, zu Gunsten des Papstes auf sein Wahlrecht verzichtet. Der Verf. dieses Aufsatzes handelt zuerst über mittelalterliche Urkundenfälschungen im allgemeinen, geht auf das Falsifikat und die Fälscher, die Zwecke der Fälschung und den Prozeß gegen die Fälscher ein. Der Autor teilt nicht bloß das in Rede stehende Dokument, sondern auch die mit dem Fälschungsprozeß in Verbindung stehenden Akten mit einem reichen Kommentar mit.

99. Hirsch J., Der Aufgang Wolfgang Holzers in Wien (1463). Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Proßnitz 1901. 29 SS.

Die Einleitung bringt zunächst einen knappen Bericht über die Anzahl und den historischen Wert der Quellen für die Geschichte dieses Wiener Bürgermeisters und gibt dann auf Grund derselben eine ebenso eingehende als sachgemäße Schilderung des Aufstandes selbst, und zwar 1. der Verhandlungen Holzers mit dem Kaiser, 2. der nächtlichen Versammlung bei Holzer (8. April), 3. des Einzuges der Söldner in Wien (9. April), 4. der kritischen Situation Erzherzog Albrechts (9. April), 5. des Straßenkampfes, 6. der Flucht Holzers (9. April), 7. seiner Gefangennahme (11. April) und 8. seiner Hinrichtung. — Im dritten Teil werden die Folgen des Aufstandes, die in Erpressungen und Verbannungen bestehen, besprochen. Ist die Darstellung im allgemeinen eine richtige, so hätten wir immerhin noch etwas über die tieferen Motive zu dem Aufstande hören mögen.

100. Khuell, Dr. F., Jugend- und Kriegserinnerungen Johann B. Türks. Progr. des k. k. zweiten Staatsgymn. in Graz 1901. 28 SS.

Von den Erinnerungen Türks ist hier erst nur der erste Teil gedruckt. Sie schildern das Vorwärtskommen eines Tirolers, der aus dürf-

tigen Anfängen sich zu der angesehenen Stellung eines Eisengewerksteilnehmers im Lungau emporarbeitete und 1809 Leiter der Landesverteidigung in Kärnten war. Da Türk nicht bloß aus seinen, sondern auch aus den Erinnerungen seiner Eltern und Bekannten manches beiträgt, so bieten sie für die Kulturgeschichte jener Zeit ein großes Interesse und gestatten auch manchen interessanten Einblick in die Kriegführung jener Tage. Von Belang sind aber auch viele andere Schilderungen, wie z. B. gleich S. 1, wo Türks Vater „das Franziskanerkloster zu Fünfkirchen in Ungarn verlassen muß, weil ihn die ungarischen und razischen Mitbrüder aus bitterem Nationalstolz als Deutschen hassen". In die Erinnerungen sind einige militärische Aktenstücke eingeflochten.

Graz. J. Loserth.

---

101. v. Miorini, Prof. W., Ein Beitrag zur Zentralprojektion der Kegelschnittslinien. Progr. der k. k. Staatsrealschule im VI. Gemeindebezirke von Wien 1901. 7 SS.

Der Aufsatz behandelt die Aufgabe, die Ortslinie der Projektionszentren zu bestimmen, aus welchen ein Kegelschnitt auf eine zur Ebene des Kegelschnittes nicht parallele Ebene α als ein Kegelschnitt projiziert wird, der zu einem gegebenen Kegelschnitte in α homothetisch ist. Die Aufgabe ist eine Erweiterung des von Prof. Dr. G. Majcen in der Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht von J. C. V. Hoffmann (31. Jahrg., 8. Heft) publizierten Satzes: Der geometrische Ort der Projektionszentren, aus welchen ein gegen die Bildebene geneigter Kreis auf diese als Kreis projiziert wird, ist eine gleichseitige Hyperbel.

Bei der Lösung der gestellten Aufgabe werden einige Sätze der neueren und der höheren Geometrie benützt, wie z. B. daß die Mittelpunkte aller Kegelschnitte mit zwei gemeinsamen Punkten auf einer Geraden liegen; daß sich durch zwei in verschiedenen Ebenen gelegene Kegelschnitte, welche eine gemeinschaftliche Sekante besitzen, immer eine Fläche zweiter Ordnung legen läßt. Mit Hilfe dieser Sätze wird nun recht einfach bewiesen, daß die in der Aufgabe genannte Ortslinie ein Kegelschnitt ist.

Alsdann wird noch entwickelt, wie diese Kegelschnittslinie konstruiert werden kann, und schließlich wird durch die Betrachtung der Asymptoten der Linie auch die Richtung der Erzeugenden jener projizierenden Zylinderflächen bestimmt, durch welche ein Kegelschnitt auf eine fremde Ebene als ein Kegelschnitt projiziert werden kann, der einem gegebenen Kegelschnitt dieser Ebene homothetisch ist.

Der Aufsatz ist recht interessant, und da er auch für alle, die einige Kenntnisse in der neueren Geometrie besitzen, leicht verständlich geschrieben ist und die Raumbeziehungen überdies durch die Beigabe einer deutlich und korrekt gezeichneten Figur klar zur Darstellung gebracht sind, wird er gewiß in Fachkreisen großen Beifall finden.

Wien. F. Schiffner.

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 30. Mai 1902, Z. 17579, mit welchem eine Instruktion für den Unterricht in der zweiten Landessprache als Anhang zu den neuen Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien und Realschulen in Österreich veröffentlicht wird [1]). Seitens der Schulaufsichtsorgane wurde wiederholt der Wunsch geäußert, es mögen für den Unterricht in der zweiten Landessprache, die an österreichischen Mittelschulen entweder als obligater, oder relativ-obligater oder als freier Gegenstand, und zwar klassen- oder abteilungsweise gelehrt wird, allgemeine, der neueren Didaktik entsprechende und durch die pädagogische Erfahrung erprobte Grundsätze behufs Erzielung eines mehr einheitlichen Vorganges festgesetzt werden. Dies veranlaßte mich, eine Instruktion für den Unterricht in der zweiten Landessprache als Anhang zu den neuen Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien und Realschulen in Österreich hinauszugeben. Die in dieser Instruktion enthaltenen Weisungen und Ratschläge gelten im allgemeinen für den Unterricht in einer zweiten Landessprache; insoferne aber die eigenartigen Schulverhältnisse eines Landes, die Besonderheit der einzelnen Landessprachen und die speziellen Lehrpläne eine ergänzende Ausführung erheischen sollten, wird es dem Ermessen der k. k. Landesschulbehörden überlassen, mit hierortiger Genehmigung Detailbestimmungen zu treffen, Einzelheiten der allgemeinen Instruktion eingehender zu erörtern oder auch zu modifizieren. Auch diese Instruktion soll ebensowenig wie die früheren den erprobten Lehrer in der Verwertung eigener Erfahrung und der Selbständigkeit im unterrichtlichen Verfahren beschränken, sie will vielmehr jüngeren Lehrern, die gegenwärtig nicht immer der geregelten Einführung in das praktische Lehramt teilhaftig werden können, einen erprobten Vorgang empfehlen, sie dadurch vor Mißgriffen beim Unterrichte bewahren, dem erprobten älteren Lehrer aber einen sicheren Maßstab in der Vergleichung und Beurteilung des eigenen Verfahrens an die Hand geben.

---

[1]) Diese Instruktion ist im k. k. Schulbücher-Verlage in Wien erschienen und daselbst um den Preis von 20 h zu beziehen.

Kundmachung des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 4. September 1902, Z. 18611, betreffend den freien Eintritt in die italienischen staatlichen Kunstsammlungen. Bezüglich dieses Eintrittes ist ein neues Reglement, welches durch das königliche Dekret vom 13. April l. J., Nr. 188, in Kraft gesetzt wurde, erschienen (publiziert in der „Gazzetta Ufficiale del Regno D'Italia", 1902, Nr. 111, vom 13. Mai). Die Bestimmungen desselben werden, soweit sie die Angehörigen ausländischer Staaten betreffen, nachstehend in Übersetzung wiedergegeben. Reglement, bezüglich des freien Besuches von Museen, Galerien, Ausgrabungsgebieten und Monumentalbauten.

Artikel I. Von der Eintrittsgebühr bei archäologischen Museen, allgemeinen Kunstsammlungen, Pinakotheken, Ausgrabungsgebieten und Monumentalbauten werden befreit: *a*) einheimische und ausländische Künstler; *b*) ausländische wie einheimische Personen, welche sich dem Studium der Kunstgeschichte und der Kunstkritik gewidmet haben und wertvolle Publikationen auf diesem Gebiete aufzuweisen vermögen; *c*) betrifft Angehörige des italienischen Heeres; *d*) ausländische und einheimische Personen, welche ein Lehramt für Archäologie, Geschichte, Literatur- oder Kunstgeschichte bekleiden; *e*) betrifft die Gesamtheit der Lehrer der höheren italienischen Schulen; *f*) ausländische und einheimische Personen, welche als Mitglieder von archäologischen oder historischen Instituten oder Kunstinstituten oder als Schüler der philosophischen Fakultät einer Hochschule oder höheren technischen Lehranstalten (scuole d'applicatione per gli ingegneri) angehören. (Absatz *g* bis *i* betrifft ausschließlich italienische Staatsangehörige.) Artikel II. Die Gesuche jener Personen, welche auf Grund des Artikels I freien Eintritt für die archäologischen Kunstsammlungen des Staates zu erlangen wünschen, müssen folgende Beilagen aufweisen: *a*) bezieht sich auf die italienischen Künstler; *b*) Gesuchen ausländischer Künstler und ausländischer Vertreter des Lehramtes für Archäologie (beziehungsweise Geschichte, Literatur- oder Kunstgeschichte) hat das entsprechende Hochschuldokument beizuliegen, welches von dem diplomatischen Vertreter oder von einem königlichen italienischen Konsul in jenem Lande, dem der Künstler oder Professor angehört oder von dem diplomatischen Vertreter des betreffenden Staates am Hofe Sr. Majestät des Königs von Italien vidimiert sein muß; *c*) den Gesuchen jener Personen, welche sich dem Studium der Kunstgeschichte oder der Kunstkritik gewidmet haben, hat eine von dem Gesuchsteller verfaßte Publikation beizuliegen; *d*) bezieht sich auf die Lehrer italienischer Schulen; *e*) auf jene der oben unter *f*) bezeichneten Personen, welche italienische Staatsangehörige sind: *f*) Gesuchen von Mitgliedern auswärtiger Institute und Schulen (bezieht sich auf die oben unter *f*) angeführten Personen) hat ein entsprechendes offizielles Dokument (aus welchem zu entnehmen, daß der Gesuchsteller in jenem Jahre, in welchem er sein Gesuch einreicht, der betreffenden Anstalt angehört), welches in der oben unter *b*) bezeichneten Weise vidimiert sein muß, beizuliegen; *g*) bezieht sich auf italienische Kunsthandwerker. Artikel III. Professoren und Stipendisten jener ausländischen Institute zur Pflege der Archäologie oder der Kunst, deren Sitz in Italien, erhalten die Gestattung des freien Eintrittes zufolge einer entsprechenden Erklärung des betreffenden Institutsvorstandes. Artikel IV. Bezieht sich auf Schüler italienischer Schulen und Angehörige des italienischen Heeres. Artikel V. Jene, welche eine allgemeine Erlaubnis zum freien Eintritte in alle Museen, Galerien, Ausgrabungsgebiete und Monumentalbauten, welche dem Staate gehören, zu erlangen wünschen, haben an den Unterrichtsminister eine Eingabe auf einem Stempelpapier (carta bollata) von einer Lire zwanzig Centesimi zu richten und derselben die in Artikel II beziehungsweise III bezeichneten Dokumente sowie eine Photographie, welche nicht aufgezogen sein darf und 5 zu 8 Zentimeter nicht überschreiten soll, beizuschließen. Artikel VI. Jene, welche den freien

Eintritt nur bezüglich der Kunst- und archäologischen Institute einer Stadt zu erlangen wünschen, haben an den Vorstand eines dieser Institute eine Eingabe auf Stempelpapier (carta bollata) von 60 Centesimi zu richten und derselben die in Artikel II beziehungsweise III bezeichneten Dokumente beizuschließen; wird die Erlaubnis für eine längere Zeit als einen Monat angesucht, so muß auch eine Photographie unter Beachtung der im vorhergehenden Artikel genannten Vorschriften vorgelegt werden. Artikel VII. Bezieht sich auf Fremdenführer. Artikel VIII. Die Erlaubnisscheine für freien Eintritt, welche vor dem Tage des vorstehenden Dekretes ausgestellt worden sind, behalten die ihnen ursprünglich verliehene Gültigkeitsdauer. Artikel IX. Die Bestimmungen der Artikel IX und XII des mittelst königl. Dekretes vom 11. Juni 1885 (Nr. 3. 191, Serie 3) in Kraft gesetzten Reglements über die Einhebung der Eintrittsgebühr bei Museen, Galerien, Ausgrabungsgebieten und Monumentalbauten werden hiemit aufgehoben.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat mit dem Erlasse vom 17. April 1902, Z. 7215, auf Grund der von den Erhaltern des städtischen Gymnasiums in Wels abgegebenen Erklärung den Bestand der Reziprozität in Betreff der Dienstbehandlung der Direktoren und Lehrer zwischen der genannten Lehranstalt einerseits und den Staatsmittelschulen anderseits im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, auf die Dauer des Schuljahres 1901/1902 anerkannt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der Privat-Unterrealschule des Arthur Speneder in Wien das Öffentlichkeitsrecht auf die Dauer der Schuljahre 1902/1903, 1903/1904 und 1904/1905 verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat mit dem Erlasse vom 9. Juli 1902, Z. 21705, auf Grund der von den Erhaltern des städtischen Mädchen-Lyzeums in Brünn abgegebenen Erklärung den Bestand der Reziprozität in Betreff der Dienstesbehandlung der Direktoren und Lehrer zwischen der genannten Lehranstalt einerseits und den Staats-Mittelschulen anderseits im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, jedoch nur rücksichtlich jener Lehrkräfte des Lyzeums auf die Dauer des Schuljahres 1901/1902 anerkannt, welche die vorgeschriebene Befähigung für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen besitzen.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen:

Zum Landesschulinspektor in Wien der Direktor des Franz Joseph-Gymn. in Wien Regierungsrat Dr. Ignaz Wallentin.

Zum Direktor der Staatsrealsch. im X. Wiener Gemeindebez. der Prof. an der Staatsrealsch. im III. Wiener Gemeindebez. Dr. Alois Würzner.

Zum Direktor des Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch der Prof. am Gymn. in Mährisch-Trübau Johann Gallina.

Zum Direktor des Gymn. in Mitterburg der Direktor am Gymn. in Spalato Johann Kos.

Zum Direktor des Gymn. in Brüx der Direktor des Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungar.-Hradisch Wilhelm Perathoner.

Zum Direktor des Gymn. in Trebitsch der Prof. am I. böhm. Gymn. in Brünn Karl Kořínek.

Zum Direktor des Gymn. in Krems der Prof. am Gymn. im III. Wiener Gemeindebez. Dr. Thomas Franz Hanausek.

Zum Direktor des Gymn. in Tarnów der Prof. am Gymn. bei St. Anna in Krakau Roman Zawiliński.

Zu Direktoren der von ihnen dermalen provisorisch geleiteten Anstalten der Prof. vom Gymn. in Dębica Josef Szydłowski, von der Realsch. in Jaroslau Dr. Johann Ralski, von der Realsch. in Krosno Kaspar Brzostowicz, von der Realsch. in Tarnów Karl Trochanowski.

Zum Direktor der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Holleschowitz-Bubna der Direktor der Realsch. in Königgrätz Karl Brož.

Zum Direktor der Realsch. in Königgrätz der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt Richard Branžovský.

Zum Direktor der Realsch. in Reichenberg der Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt Adolf Gottwald.

Zum Direktor des Gymn. in Oberhollabrunn der Prof. am Gymn. im III. Wiener Gemeindebez. Johann Kny.

Zum Direktor des Gymn. in Aussig der Prof. am Komm.-Gymn. in Aussig Dr. Gustav Hergel.

Zum Direktor des Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite der Prof. am akadem. Gymn. in Prag und Bezirksschulinspektor in Smichov Franz Hansl.

Zum Direktor des Gymn. in Königinhof der Direktor am Komm.-Gymn. in Königinhof Ottokar Saitz.

Zum Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Reichenberg der beim Landesschulrate für Böhmen in Verwendung stehende Prof. am Gymn. in Brüx Josef Neubert.

Zum Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Eger der Prof. am Gymn. in Krumau Bezirksschulinspektor Julius Gilhofer.

Dem Religionsprof. an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebez. Leopold Metzger wurde eine Lehrstelle am akadem. Gymn. in Wien verliehen.

Zum Religionslehrer an der Lehrerbildungsanstalt mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn der Religionslehrer an der Oberrealsch. in Teltsch Franz Janovský.

Zum wirkl. Religionslehrer am Gymn. in Triest der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Dr. Ludwig Ciković.

Zum wirkl. Religionslehrer am Gymn. in Prerau der Kooperator in Zwittau Dr. Method Kubíček, an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebez. der ehemalige Supplent an der Realsch. im II. Wiener Gemeindebez. Dr. Franz Wallentin.

Zum Religionslehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Jičín der Religionslehrer an der Knaben-Bürgerschule in Hořitz Wenzel Fayks.

Zu Religionslehrern an Staats-Mittelschulen: Johann Leb, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Floridsdorf, für diese Anstalt; Dr. Paul Ryłko, suppl. Religionslehrer am IV. Gymn. in Krakau, für diese Anstalt; Josef Vévoda, Religionslehrer am Privat-Gymn. in Hohenstadt, für das Gymn. in Proßnitz; Johann Wolf, suppl. Religionslehrer am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebez., für diese Anstalt.

Verliehen wurde eine Stelle am Gymn. in Trient dem Religionslehrer an der Handels-Mittelschule daselbst Francesco Zieger, am Gymn. in Pisek dem wirkl. Religionslehrer am Gymn. in Reichenau Josef Rybička, die erledigte defin. Turnlehrerstelle an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebez. dem Turnlehrer am Komm.-Gymn. in Gmunden Kaspar Hellering.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Stanislau der Volksschullehrer daselbst Wladimir Swiątkiewicz.

Zum defin. Turnlehrer am Gymn. in Jasło der Volksschullehrer daselbst Wladimir Kuzian.

Zum defin. Turnlehrer am Gymn. in Sambor der Supplent am V. Gymn. in Lemberg Dr. med. Alfred Winogrodzki.

Zum defin. Turnlehrer am I. Gymn. in Graz der Nebenlehrer für Turnen am Gymn. in Leoben Anton Menacher, an der II. deutschen Realsch. in Prag der suppl. Turnlehrer an dieser Anstalt Josef Schantin.

Eine defin. Turnlehrerstelle am Gymn. in Aussig dem defin. Turnlehrer am Komm.-Gymn. daselbst Leopold Rössler.

Zum Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Kuttenberg der Supplent am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Tischlergasse Rudolf Sokol.

Zum Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Polička der Supplent am Gymn. in Kolin Josef Novák.

Zum Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Kremsier der Supplent am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier Thomas Hořava.

Der Dienstpostenaustausch wurde gestattet dem Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis Josef Kubin und dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Jičín Josef Kolář.

Der Privatdozent und Gymnasialprof. Dr. Stanislaus Witkowski zum außerordentlichen Professor der klassischen Philologie an der Universität in Lemberg.

Der Privatdozent für Petrographie an der böhm. Universität in Prag und Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Žižkov Dr. Heinrich Barvíř den Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Lemberg und zu Fachexaminatoren für klassische Philologie, beziehungsweise Mathematik die außerordentlichen Universitätsprofessoren Dr. Stanislaus Witkowski und Dr. Johann Rajewski.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Czernowitz, und zwar zum Fachexaminator für griechische und römische Geschichte bei der Prüfung sowohl der Kandidaten für klassische Philologie als auch der Kandidaten für Geschichte und Geographie für den Rest des Studienjahres 1901/1902 der außerordentliche Prof. an der Universität in Czernowitz Dr. Johannes Kromayer.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Prag und zum Fachexaminator für das praktische Turnen auf die Dauer der Studienjahre 1902/1903, 1903/1904 und 1904/1905 der prov. Turnlehrer Josef Schantin.

Zum Direktor der Prüfungskommission für das Lehramt der Stenographie in Lemberg auf die Dauer des Studienjahres 1902/1903 der Universitätsprof. Dr. Ernst Till und zu Examinatoren dieser Prüfungskommission der Landesgerichtsrat Roman Lewandowski, und der Prof. am II. Gymn. in Lemberg und Lehrer der Stenographie an der dortigen Universität Wladimir Resl.

Zum Direktor der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Lemberg der ord. öffentl. Universitätsprof. Dr. Bronislaus Kruczkiewicz.

Zum Direktor der Prüfungskommission für das Lehramt an Mädchen-Lyzeen in Lemberg der ord. öffentl. Universitätsprof. Dr. Bronislaus Kruczkiewicz.

Zum Direktorstellvertreter der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Lemberg der ord. öffentl. Universitätsprof. Dr. Ignaz Zakrzewski.

Zu Mitgliedern des Landesschulrates des Königreiches Böhmen der Weihbischof, Regierungsrat und Domkustos des Metropolitan-Kapitels in Prag Dr. Wenzel Frind, der Domprobst desselben Metropolitan-Kapitels Anton Hora, der Pfarrer der böhm. evangelischen Gemeinde A. B. in Prag Wilhelm Molnár, der Landesadvokat in Prag Dr. Ludwig Bendiener, der Direktor des Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Regierungsrat Dr. Friedrich Schubert, der Schulrat und Direktor der Lehrerinnenbildungsanstalt mit deutscher Unterrichtssprache in Prag Josef Neubauer, der Direktor der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Gerstengasse) Vinzenz Jarolímek und der Direktor der Lehrerbildungsanstalt mit böhm. Unterrichtssprache in Prag Theol.-Dr. Franz Blanda.

Zum Vorsitzenden der deutschen Prüfungskommission für das Lehramt der Stenographie in Prag der Regierungsrat Karl Edler von Ott, zu Fachexaminatoren dieser Kommission für das Studienjahr 1902/1903 der Prof. im Ruhestande Josef Guckler und der Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite Emil Johne.

Zum Vorsitzenden der böhm. Prüfungskommission für das Lehramt der Stenographie in Prag der Direktor der Realsch. in den Königlichen Weinbergen Wenzel Starý, zu Fachexaminatoren dieser Kommission für das Studienjahr 1902/1903 der Prof. an der böhm. Handelsakademie in Prag Johann Ottokar Pražák und der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen Dr. Alois Herout.

Zum Mitgliede des Landesschulrates für Dalmatien der Ehrendomherr, Rektor und Prof. der römisch-katholischen theologischen Zentrallehranstalt in Zara Dr. Anton Gjivoje, der griechisch-orientalische Protosingelos, Ehrenbeisitzer des griechisch-orientalischen Konsistoriums in Zara, Prof. der Theologie und Rektor des griechisch-orientalischen Klerikalseminars daselbst Seraphin Kalik, der Direktor der Unterrealsch. in Zara, Schulrat Anton Nisiteo und der Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Borgo-Erizzo Salvator Albanesi.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: dem Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal August Adler eine Stelle an der Realsch. im XVI. Gemeindebez., dem Prof. am Gymn. in Drohobycz Adolf Arendt eine Stelle an der Realsch. in Tarnów, dem Prof. am Gymn. in Buczacz Ignaz Babski eine Stelle am Gymn. in Rzeszów, dem Prof. am I. deutschen Gymn. in Brünn Ferdinand Banholzer eine Stelle am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Komm.-Gymn. in Karlsbad Franz Besiak eine Stelle am Gymn. in Kaaden, dem Prof. am Gymn. in Kaaden Hermann Bill eine Stelle am Albrecht-Gymn. in Teschen, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. in Zwittau Franz Binder eine Stelle an der Realsch. in Dornbirn, dem Prof. am Gymn. in Tarnów Michael Bogucki eine Stelle am IV. Gymn. in Krakau, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Žižkow Dr. Josef Chlumský eine Stelle am Real- und Obergymn. in Prag-Křemenecgasse, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Stanislau Dr. Alexander Czuczyński eine Stelle am Gymn. in Podgórze, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Teltsch Ladislaus Dopita eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, dem Prof. am Gymn. in Kaaden Dr. Josef. Dorsch eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, dem Prof. am Gymn. in Oberhollabrunn Dr. Ludwig Egger eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Real- und Obergymn. in Kolin Franz Fabinger eine Stelle am Real- und Obergymn. in Smichow, dem Prof. an der Realsch. in Triest Georg Firtsch eine Stelle an der Franz Joseph-Realsch. in Wien, dem Gymnasialprof. im zeitlichen Ruhestande Dr. Karl Fuchs eine Stelle am Gymn. in Floridsdorf, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Feldkirch Gottfried Geis-

berger eine Stelle am Gymn. in Ried, dem wirkl. Lehrer am Komm.-Gymn. in Gablonz Dr. Rudolf Ginzel eine Stelle an der Realsch. in Reichenberg, dem Prof. an der Lehrerbildungsanstalt in Reichenberg Dr. Josef Gränzer eine Stelle an der Realsch. daselbst, dem Prof. an der Realsch. in Trautenau Emil Grünberger eine Stelle an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, dem Prof. am Gymn. in Ried Raphael Grünnes eine Stelle an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Albrecht-Gymn. in Teschen Daniel Johann Günter eine Stelle am I. Gymn. in Graz, dem Prof. am Gymn. in Saaz Johann Häfele eine Stelle an der Realsch. in Dornbirn, dem wirkl. Lehrer an der Komm.-Unterrealsch. in Idria Dr. Wladimir Herle eine Stelle am Gymn. in Krainburg, dem Prof. an der III. deutschen Realsch. in Prag Dr. Eugen Herzog eine Stelle an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebez., dem Prof. an der Gewerbesch. in Reichenberg Franz Himml eine Stelle am Gymn. in Arnau, dem Prof. am Gymn. in Wiener-Neustadt Dr. Josef Hoffmann eine Stelle am Gymn. im III. Wiener Gemeindebez., dem Prof. an der Komm.-Realsch. in Adler-Kosteletz Augustin Hohaus eine Stelle an der Realsch. in Kladno, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Boskowitz Dr. Franz Hýbl eine Stelle an der Realsch. in Žižkow, dem Prof. am Gymn. in Cattaro Markus Jakša eine Stelle an der Realsch. in Spalato, dem Realschulprof. im zeitlichen Ruhestande Franz Jarolím eine Stelle an der Realsch. in Tabor, dem Prof. am Gymn. in Taus Franz Kabeláč eine Stelle an der Realsch. in Tabor, dem wirkl. Lehrer am Untergymn. in Sereth Hubert Kargl eine Stelle am I. Gymn. in Czernowitz, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Böhmisch-Leipa Josef Kirschner eine Stelle an der III. deutschen Realsch. in Prag, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Wiener-Neustadt Maximilian Klar eine Stelle an der Realsch. im II. Wiener Gemeindebez, dem Prof. am I. Gymn. in Czernowitz Anton Klem eine Stelle am II. Gymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Landskron Wendelin Kleprlík eine Stelle an der Realsch. in Teplitz-Schönau, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Beneschau Wenzel Kmínek eine Stelle am Gymn. in Stražnic, dem Religionsprof. am Gymn. in Mies Johann Knobl eine Stelle an der II. deutschen Realsch. in Prag, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Teltsch Wenzel Kohout eine Stelle am Gymn. in Taus, dem Prof. am Gymn. in Pilgram Josef Kořinek eine Stelle am Gymn. in Neuhaus, dem Prof. am Gymn. in Krainburg Dr. Valentin Korun eine Stelle am I. Gymn. in Laibach, dem Prof. am Gymn. in Podgórze Dr. Stanislaus Kozłowski eine Stelle am Gymn. bei St. Anna in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Neuhaus Paul Kratochvíl eine Stelle am Real- und Obergymn. in Kolin, dem Prof. an der Realsch. in Königgrätz Julius Kudrnáč eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, dem Prof. am Gymn. in Landskron Norbert Lang eine Stelle an der Realsch. in Klagenfurt, dem Prof. an der Realsch. in Linz Oskar Langer eine Stelle an der Realsch. in Graz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol Julian Lewicki eine Stelle am akadem. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Freistadt Rudolf Lippert eine Stelle an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Gymn. in Złoczów Apollinarius Maczuga eine Stelle am Gymn. in Neu-Sandec, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Rakonitz Dr. Friedrich Marek eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, dem Prof. am Gymn. in Trebitsch Emanuel Markmüller eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Troppau, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Chrudim Josef Materna eine Stelle an der Realsch. in Jungbunzlau, dem Prof. am Gymn. in Podgórze Anton Mazanowski eine Stelle am III. Gymn. in Krakau, dem Gymnasialprof. Dr. Siegfried Mekler eine Stelle am Elisabeth-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt Albin

Mende eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem Prof. an der Realschule mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal Ernst Moeller eine Stelle an der Realsch. in Reichenberg, dem Prof. am Gymn. in Oberhollabrunn Dr. Alois Müller eine Stelle an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebez., dem Prof. an der Komm.-Realsch. in Laun Ignaz Němeček eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, dem Prof. an der Realsch. in Böhm.-Leipa Alois Neusser eine Stelle an der III. deutschen Realsch. in Prag, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Göding Vinzenz Neuwirth eine Stelle an der Realsch. in Olmütz, dem Religionsprof. an der Realsch. in Elbogen Georg Nittel eine Stelle an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, dem Prof. an der Realsch. in Pisek Franz Novák eine Stelle an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, dem wirkl. Lehrer an der Komm.-Realsch. in Adler-Kostelets Matthias Otta eine Stelle an der Realsch. in Kladno, dem wirkl. Lehrer am Landes-Gymn. in Pettau Dr. Karl Ozvald eine Stelle am Gymn. in Görz, dem Prof. am Gymn. in Schlan Franz Pavlásek eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem Prof. am I. Gymn. in Czernowitz Dr. Josef Perkmann eine Stelle am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebez., dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Olmütz Dr. Hermann Pesta eine Stelle an der III. deutschen Realsch. in Prag, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Zwittau Karl Pin eine Stelle am Gymn. in Saaz, dem Prof. an der Realsch. in Pisek Heinrich Pithart eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, dem Prof. am Gymn. in Böhmisch-Leipa Richard Plasche eine Lehrstelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Sternberg Johann Poor eine Stelle an der II. deutschen Realsch. in Prag, dem Prof. an der III. deutschen Realsch. in Prag Dr. Heinrich Prodnigg eine Stelle an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebez., dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Pardubitz Dr. Emanuel Rádl eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, dem Prof. am Gymn. in Krainburg Dr. Franz Riedl eine Stelle am I. Gymn. in Laibach, dem Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal Johann Satranský eine Stelle an der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Böhmisch-Leipa Dr. Johann Schlachter eine Stelle an der III. deutschen Realsch. in Prag, dem Prof. an der Realsch. in Elbogen Robert Seeböck eine Stelle am Gymn. in Floridsdorf, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier Valerius Serfas eine Stelle am Gymn. in Radautz, dem Prof. am griechisch-orientalischen Gymn. in Suczawa Dr. Moses Sigall eine Stelle am II. Gymn. in Czernowitz, dem Prof. am Gymn. in Radautz Nikolaus Slussariuk eine Stelle am II. Gymn. in Czernowitz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch Franz Smyčka eine Stelle am Gymn. in Proßnitz, dem Prof. am Gymn. in Pola Dr. Emil Sofer eine Stelle am Maximilian-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Proßnitz Josef Stárek eine Stelle am Real- und Obergymn. in Klattau, dem Prof. an der Realsch. in Klagenfurt Alois Stefan eine Stelle an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Albrecht-Gymn. in Teschen Dr. Alois Steiner eine Stelle an der Realsch. in Görz, dem Prof. am Gymn. im Marburg Rudolf Straubinger eine Stelle am Gymn. in Klagenfurt, dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen Dr. Jaroslav Šťastný eine Stelle an der Realsch. in Žižkow, dem Prof. an der Komm.-Realsch. in Adler-Kostelets Anton Štěpánek eine Stelle am Gymn. in Tabor, dem Prof. an der Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Leipnik Emanuel Tanzer eine Stelle an der Realsch. in Böhmisch-Leipa, dem Prof. am Gymn. in Wadowice Hyacinth Tyrala eine Stelle am III. Gymn.

in Krakau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Časlau Josef Vinš eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, dem Prof. am Landes-Unter- und Komm.-Obergymn. in Mährisch-Neustadt Rudolf Weiss eine Stelle am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Rudolfswerth Josef Wester eine Stelle am II. Gymn. in Laibach, dem Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis Dr. Leopold Wurth eine Stelle an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Gymn. in Teschen Bernhard Zechner eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, dem Prof. am Gymn. in Jasło Stanislaus Ziobrowski eine Stelle am IV. Gymn. in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Nikolsburg Konrad Böhm eine Stelle am Gymn. in Wiener-Neustadt, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Königinhof Dr. Johann Brant eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Aussig Georg Bruder eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Trebitsch Johann Burda eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Tarnopol Johann Ciemniewski eine Stelle am V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Chrudim Johann Confal eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Korngasse, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Beneschau Dr. Josef Cvrček eine Stelle an der Realsch. in Pardubitz, dem Prof. am Gymn. in Brüx Dr. Johann Czerny eine Stelle am Gymn. in Wiener-Neustadt, dem Prof. an der Realsch. in Elbogen Dr. Maximilian Dametz eine Stelle an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Gymn. in Wiener-Neustadt Dr. Julius Dostal eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebez., dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl Johann Salomon von Friedberg eine Stelle am V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der I. deutschen Realsch. in Prag, Tit. außerordentlicher Universitätsprof. Dr. Karl Garzarolli Edlen von Thurnlackh eine Stelle an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am V. Gymn. in Lemberg Johann von Gnatowski eine Stelle am IV. Gymn. daselbst, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Königinhof Thomas Halík eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Iglau Julius Hebenstein eine Stelle am Gymn. in Ried, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Aussig Karl Herrmann eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. an der Akademie für Handel und Nautik in Triest Eduard Hrkal eine Stelle an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Komm.-Gymn. in Radautz Kornel Jaskulski eine Stelle am I. Gymn. in Czernowitz, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Königinhof Johann Jírka eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. an der Realsch. in Teschen Ernst Kaller eine Stelle an der Realsch. im II. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Real- und Obergymn. in Feldkirch Karl Kern eine Stelle am Gymn. in Aussig, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Aussig Johann Kohm eine Stelle am Gymn. daselbst, dem wirkl. Lehrer am Komm.-Gymn. in Königinhof Josef Kollmann eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. an der Realsch. in Marburg Dr. Nikolaus Kraßnig eine Stelle an der Realsch. im X. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Komm.-Gymn. in Aussig Franz Krause eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Königinhof Johann Krecar eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am Elisabeth-Gymn. in Wien Dr. Karl Kreipner eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Komm.-Gymn. in Königinhof Dr. Johann Kropáček eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Wiener-Neustadt Franz Kunz eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Gymn. in Pola Dr. Ludwig Linsbauer eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebez., dem Prof. an der griechisch-orientalischen Realsch. in Czernowitz August Lutz eine Stelle an der Realsch. in Klagenfurt, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Königinhof Josef Mach eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am

Komm.-Gymn. in Königinhof Franz Macháň eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Aussig Josef Martin eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Königinhof Alois Mesány eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Aussig Dr. Karl Müller eine Stelle am Gymn. daselbst, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Pisek Karl Myslbek eine Stelle an der Realsch. in Žižkow, dem Prof. am I. Gymn. in Graz Albin Nager eine Stelle am III. Gymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Arnau Hugo Nawratil eine Stelle an der Realsch. in Linz, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Elbogen Robert Pieczonka eine Stelle an der Realsch. in Reichenberg, dem Prof. an der Realsch. in Triest Dr. Valentin Pollak eine Stelle am Gymn. im III. Wiener Gemeindebez., dem wirkl. Lehrer am Komm.-Gymn. in Aussig Augustin Potuček eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. an der Realsch. in Tarnopol Andreas Procyk eine Stelle an der Realsch. in Krosno, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Aussig Viktor Rabitsch eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Aussig Otto Schally eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Brody Peter Skobielski eine Stelle am II. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Königinhof Josef Šťastný eine Stelle am Gymn. daselbst, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. in Sternberg Karl Sywall eine Stelle am Gymn. in Weidenau, dem Prof. an der Realsch. in Pardubitz Franz Tajrych eine Stelle am Gymn. in Tabor, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Königinhof Josef Veverka eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Wiener-Neustadt Heinrich Vieltorf eine Stelle an der Realsch. im X. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Gymn. in Bielitz Ferdinand Zimmert eine Stelle am Karl Ludwig-Gymn. in Wien, dem wirkl. Lehrer am Komm.-Gymn. in Königinhof Franz Zitta eine Stelle am Gymn. daselbst.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat ferner ernannt: *A*) Zu wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen: *a*) die prov. Lehrer: Adalbert Filipovský vom Real- und Obergymn. in Chrudim für das Gymn. in Schlan, Norbert Herz von der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebez. für die Franz Joseph-Realsch. in Wien, Dr. Ferdinand Hirn von der Realsch. in Jägerndorf für die Realsch. in Dornbirn, Johann Hruška vom Gymn. in Neuhaus für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Rudolf Jordan vom Gymn. in Krumau für diese Anstalt, Johann Kubíček vom Real- und Obergymn. in Klattau für das Gymn. in Neuhaus, Anton Kvapil vom Gymn. in Trebitsch für das Gymn. in Strážnic, Josef Materna vom Gymn. in Raudnitz für das Real- und Obergymn. in Kolin, Josef Mates von der Realsch. in Königgrätz für die Realsch. in Pardubitz, Josef Najman vom Gymn. in Prerau für die Realsch. in Rakonitz, Dr. Stanislaus Petr von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für die Realsch. in Jungbunzlau, Emilian Popescul von der griechisch-orientalischen Oberrealsch. in Czernowitz für das I. Gymn. daselbst, Franz Rada vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz für das Gymn. in Proßnitz, Johann Schebesta vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für das Gymn. in Prachatitz, Eduard Stettner vom Gymn. in Bielitz für diese Anstalt, Wenzel Šarboch vom Gymn. in Walachisch-Meseritsch für das Gymn. in Časlau, Wenzel Šebek vom Gymn. in Tabor für das Gymn. in Pilgram, Matthäus Cherubin Šegvič vom Gymn. in Cattaro für diese Anstalt, Adalbert Šmid von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für die Realsch. in Rakonitz, Dr. Josef Wihan vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für diese Anstalt; *b*) die Supplenten: Silvio Anesi von der Realsch. in Rovereto für diese Anstalt, Dr. Johann Angerer von der Realsch. in Klagenfurt für das Gymn. daselbst, Agenor Artimowicz vom I. Gymn. in Czernowitz für diese Anstalt, Viktor Arvay vom

Gymn. in Sanok für das Gymn. in Tarnów, Karl Aust, evangelischen Religionslehrer, für das Gymn. im XIX. Wiener Gemeindebez., Johann Bellotti vom Gymn. in Cattaro für das Gymn. mit serbo-kroatischer Unterrichtssprache in Zara, Anton Bittner, suppl. Religionslehrer an der Realsch. in Trautenau, für diese Anstalt, Gregor Bobiak vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl für das Gymn. in Debica, Alois Bönisch, suppl. Religionslehrer an der Realsch. in Olmütz, für diese Anstalt, Josef Čičin am Gymn. mit serbo-kroatischer Unterrichtssprache in Zara für das Gymn. in Cattaro, Caesar Coriselli von der Realsch. in Rovereto für diese Anstalt, Lothar Dirmhirn von der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebez. für die Realsch. in Elbogen, Dr. Anton Dolár vom Gymn. in Marburg für diese Anstalt, Markus Fosco von der Realsch. in Spalato für das Gymn. in Ragusa, Augustin Franz vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für das Gymn. in Kaaden, Dr. Hugo Fulda, Assistenten am chemischen Laboratorium der deutschen Universität in Prag, für die Realsch. in Plan, Dr. Josef Gaismaier, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Ried, Gustav Gansel von der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebez. für die Realsch. in Trautenau, Franz Gartner vom Gymn. in Tarnów für die Realsch. in Jaroslau, Bronislaus Gebert vom Gymn. in Stryj für das Gymn. in Stanislau, Wenzel Geppert von der Realsch. in Leitmeritz für das Gymn. in Prachatitz, Anton Gjivoje vom Gymn. in Ragusa für diese Anstalt, Kajetan Golczewski von der Realsch. in Lemberg für das Gymn. in Sanok, Franz Gradl von der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebez. für das Real- und Obergymn. in Feldkirch, Dr. Georg Grüner, Pfarrer in Koslau, für die Realsch. in Elbogen, Gottfried Johannes Haberl, evangelischen Religionslehrer, für das akadem. Gymn. in Wien, Wenzel Hansík von der Realsch. in Rakonitz für die Realsch. in Pisek, Dr. Karl Ritter von Hauer von der Realsch. im II. Wiener Gemeindebez. für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Stanislaus Homme vom V. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Tarnów, Stanislaus Hubert vom Gymn. in Wadowice für diese Anstalt, Johann Irauschek von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen für die Realsch. in Elbogen, Anton Jeršinović am I. Gymn. in Laibach für das Gymn. in Krainburg, Peter Kitzlitzko, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Linz, für das Gymn. in Ried, Dionys Koreniec vom Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl für die Realsch. in Krosno, Josef Král von der Realsch. im V. Wiener Gemeindebez. für das Gymn. in Landskron, Ladislaus Kredba von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für die Realsch. in Königgrätz, Ladislaus Kryczyński vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol für das Gymn. in Złoczów, Kasimir Krzeminski von der Realsch. in Bielitz für das Gymn. in Böhmisch-Leipa, Wladimir Lenkiewicz vom V. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Tarnów, Eduard Lewek vom Gymn. in Neu-Sandec für das Gymn. in Złoczów, Walter Baron Ljubibratić von der Unterrealsch. in Zara für das Gymn. in Ragusa, Dr. Alfred Loebl von der Realsch. im III. Wiener Gemeindebez. für die Realsch. in Teplitz, Dominik Loisel von der Realsch. in Linz für die Realsch. in Klagenfurt, Alois Lorenzoni vom Gymn. in Klagenfurt für das Gymn. in Pola, Dr. Friedrich Machaček von der Realsch. im V. Wiener Gemeindebez. für das I. deutsche Gymn. daselbst, Dr. Anton Maier vom Gymn. im III. Wiener Gemeindebez. für das Gymn. in Krems, Wenzel Mařík von der Realsch. in Žižkow für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Dr. Karl Mras vom Gymn. in Znaim für diese Anstalt, Celsius Osti vom Gymn. in Capodistria für diese Anstalt, Viktor Ostrowski von der Realsch. in Jaroslau für diese Anstalt, Moritz Paciorkiewicz von der Realsch. in Lemberg für die Realsch. in Tarnów, Stanislaus Pajak vom Gymn. in Jasło für diese Anstalt, Dr. Theodor Preißler von der Realsch. mit deutscher

Unterrichtssprache in Pilsen für die Realsch. in Böhmisch-Leipa, Hugo Prokeš, Lehramtskandidaten, für die Realsch. in Teplitz-Schönau, Marian Reiter vom III. Gymn. in Krakau für das Gymn. in Podgórze, Dr. Stephan Rudnicki vom akadem. Gymn. in Lemberg für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol, Stanislaus Ruxer vom Gymn. in Drohobycz für die Realsch. in Stanislau, Philipp Saupper von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für diese Anstalt, Arnold Schwab von der Realsch. im II. Wiener Gemeindebez. für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Anton Sedláček von der Realsch. in Rakonitz für diese Anstalt, Amat Skerlj vom Gymn. in Rudolfswerth für diese Anstalt, Ludwig Sojka von der Realsch. in Žižkow für das Gymn. in Prerau, Franz Sommer vom Gymn. im III. Wiener Gemeindebez. für das Gymn. in Freistadt, Ferdinand Strejček von der Realsch. in Jungbunzlau für diese Anstalt, Simon Sydorjak am akadem. Gymn. in Lemberg für das Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Tarnopol, Josef Tomaschek von der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebez. für die Realsch. in Plan, Ladislaus Trybowski vom Gymn. in Brzezany für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kołomea, Viktor Unger, Assistenten am Karl Ludwig-Gymn. in Wien, für die Realsch. in Böhmisch-Leipa, Josef Veselý, Lehramtskandidaten, für die Realsch. in Pisek, Heinrich Votruba vom Gymn. in Proßnitz für diese Anstalt, Heinrich Weil vom Landes-Real- und Obergymn. in Baden für das Gymn. in Brüx, Jaromir Wenig vom Real- und Obergymn. in Prag-Křemenecgasse für die Realsch. in Pardubitz, Dr. Gallus Wenzel von der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebez. für das Gymn. in Wiener-Neustadt, Dr. Eduard Wießner vom Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien für das Gymn. in Marburg, Jakob Zachemski vom Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau für das Gymn. in Wadowice, Dominik Želak vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl, Prof. Josef Životský, evangelischen Religionslehrer, für die Realsch. im IV. Wiener Gemeindebez.

B. Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen: die Supplenten: Dr. Wenzel Flajšhans vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für diese Anstalt, Dr. Robert Gall, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Pola, Ferdinand Hoffmeister vom Real- und Obergymn. in Klattau für das Gymn. in Tabor, Josef Kratochvil vom Gymn. in Pilgram für diese Anstalt, Dr. Johann Krejčí, Supplenten an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal und Privatdozenten an der böhm. Universität in Prag, für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse), Dr. August Mayr, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Klagenfurt, Dr. Karl Müller vom Gymn. in Leitomischl für das Gymn. in Neuhaus, Hilbert Müller vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für das Gymn. in Mies, Vinzenz Nevečeřal, Assistenten an der böhm. techn. Hochschule in Prag, für die Realsch. in Königgrätz, Dr. Felix Pausinger, Assistenten am zoologischen Institute der Universität in Czernowitz, für das Gymn. in Landskron, Franz Rádl, Lehramtskandidaten, für das Real- und Obergymn. in Klattau, Anton Ringl von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für das Gymn. in Raudnitz, Karl Rón vom Gymn. in Trebitsch für das Gymn. in Walachisch-Meseritsch, Dr. Bachmiel Segalle von der griechisch-orientalischen Oberrealsch. in Czernowitz für diese Anstalt, Udalrich Stehlík von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für diese Anstalt, Dr. Karl Velíšek vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für das Real- und Obergymn. in Chrudim, Dr. Oskar Wanka Edlen von Rodlow vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für diese Anstalt, Franz Žakavec von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Žižkow für die Realsch.

mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Dr. Heinrich Grbavčić vom Gymn. in Spalato für das Gymn. in Cattaro, Anton Tilp an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal für diese Anstalt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat eine Stelle am Gymn. in Innsbruck dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Bozen Josef Patigler und eine Stelle am Gymn. mit serbo-kroatischer Unterrichtssprache in Zara dem Prof. am Obergymn. in Sarajevo Ämilian Lilek verliehen.

A. Zu wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen: *a*) die prov. Lehrer: Adolf Cetto am Gymn. (ital. Abteilung) in Triest und Arthur Caprini, Supplent an derselben Anstalt, für diese Anstalt, Franz Fresl vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch für das Gymn. in Boskowitz, Dr. Hermann Graber von der Realsch. in Böhmisch-Leipa für diese Anstalt, Dr. Johann Grippel vom Gymn. in Oberhollabrunn für diese Anstalt, Dr. Gustav Hemetsberger vom Gymn. in Görz für diese Anstalt, Johann Kalista von der Realsch. in Pardubitz für die Realsch. in Pisek, Dr. Ludwig Lauter vom Gymn. in Brüx für das Gymn. in Iglau, Friedrich Palička vom Komm.-Gymn. in Königinhof für das Gymn. daselbst, Josef Streit von der Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Göding für die Realsch. in Dornbirn; *b*) die Supplenten: Adrian Achitsch vom Gymn. in Klagenfurt für die Realsch. in Trautenau, Theophyl Brendzan von der griechisch-orientalischen Realsch. in Czernowitz für diese Anstalt, Franz Chrzastowski von der Realsch. in Krakau für das Gymn. in Drohobycz, Dr. Adolf Dörler, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Saaz, Othmar Eisenbock von der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebez. für das Gymn. in Nikolsburg, Alphons Frick von der Realsch. in Olmütz für die Realsch. in Elbogen, Johann Friedl von der II. deutschen Realsch. in Prag für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, Moritz Godowski vom IV. Gymn. in Lemberg für die Realsch. in Tarnów, Josef Golling vom Privat-Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebez. für das Gymn. in Iglau, Dr. Karl Hofbauer vom Gymn. im III. Wiener Gemeindebez. für das Gymn. in Oberhollabrunn, Theodor Hoschek vom Gymn. in Pola für das Real- und Obergymn. in Feldkirch, Leopold Häß von der Realsch. im V. Wiener Gemeindebez. für die Realsch. in Triest, Johann Jakóbiec vom Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau für das Gymn. in Jaroslau, Eugen Jarc vom Gymn. in Krainburg für diese Anstalt, Dr. Anton Jettmar von der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebez. für das Gymn. in Brüx, Ludwig Kozłowski vom Gymn. in Drohobycz für das Gymn. in Brody, Dr. Norbert Krebs vom Gymn. im VI. Wiener Gemeindebez. für die Realsch. in Triest, Ignaz Król von der Realsch. in Krakau für das Gymn. in Neu-Sandec, Julian Kustynowicz vom Gymn. in Brody für diese Anstalt, Dr. Gustav Lindauer von der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebez. für die I. deutsche Realsch. in Prag, Johann Maličký vom Gymn. in Proßnitz für das Gymn. in Boskowitz, Eugen Mandyszewski vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol, Anton Marjánek vom Gymn. in Mährisch-Weißkirchen für das Gymn. in Straßnitz, Dr. Eugen Muška vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für das Gymn. in Trebitsch, Karl Nikiel vom III. Gymn. in Krakau für das Gymn. in Buczacz, Dobroslav Orel, suppl. Religionslehrer an der Realsch. in Königgrätz, für diese Anstalt, Leopold Pettauer von der Lehrerbildungsanstalt in Graz für das Gymn. in Rudolfswert, Franz Pietsch, Lehramtskandidaten, für das Albrecht-Gymn. in Teschen, Dr. Ferdinand Pietsch vom Gymn. in Leitomischl für die Realsch. in Kuttenberg, Johann Polach vom II. deutschen Gymn. in Brünn für diese Anstalt, Dr. Karl Prodinger vom Gymn. in Klagenfurt für das Gymn. in Kaaden, Johann Ptaśnik vom III. Gymn. in Krakau für das Gymn. mit poln.

Unterrichtssprache in Przemyśl, Theodor Püschel von der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebez. für die Realsch. in Olmütz, Leo Reidel von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal für die I. deutsche Realsch. in Prag, Stanislaus Rogus von der Realsch. in Lemberg für die Realsch. in Jaroslau, Dr. Gerhard Scherff vom Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebez. für das Albrecht-Gymn. in Teschen, Karl Schönswetter von der öffentl. Privat-Unterrealsch. im III. Wiener Gemeindebez. für das Gymn. in Arnau, Siegmund Skórski vom V. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Dębica, Emil Tenczyn von der Realsch. in Stanislau für die Realsch. in Tarnów, Hilarion Tofan von der griechisch-orientalischen Realsch. in Czernowitz für das Untergymn. in Sereth, Miloslav Valouch vom Komm.-Gymn. in Rokycan für das Gymn. in Leitomischl, Dr. Karl Velíšek vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für das Real- und Obergymn. in Chrudim, Bronislaus Vopalka, Assistenten an der polytechn. Hochschule in Lemberg, für die Realsch. in Krosno, Dr. August Werkmann vom Karl Ludwig-Gymn. in Wien für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau, Kamillo Wolf, Lehramtskandidaten und Leiter des städtischen Studentenkonviktes in Freistadt, für das Gymn. daselbst, Viktorin Zeithammer von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für die Realsch. in Kuttenberg.

B. Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen: die Supplenten: Arthur Edlen von Bachmann von der Realsch. in IV. Wiener Gemeindebez. für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Josef Brunner, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Aussig, Dr. Martin Decker von der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebez. für die Realsch. in Jägerndorf, Karl Haller vom Gymn. in Iglau für das Gymn. in Brüx, Prokop Haškovec von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für die Realsch. in Pardubitz, Dr. Otto Jauker vom Gymn. der Theresianischen Akademie in Wien für das II. Gymn. in Laibach, Johann Koutny von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn für das Gymn. in Walachisch-Meseritsch, Dr. Arthur Ledl, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Radautz, Eduard Lode von der III. deutschen Realsch. in Prag für die II. deutsche Realsch. daselbst, Dr. Anton Polák von der Realsch. in Žižkow für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Alois Pfreimbtner, Lyzeallehrer, für das Gymn. in Pola, Dr. Karl Raab, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Landskron, Dr. Josef Sedlaček, Lehrer am Komm.-Gymn. in Gaya, für das Gymn. in Trebitsch, Stephan Tomasziwskyj vom Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl für das Gymn. in Brzeżany, Peter Trapl von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für das Gymn. in Prerau.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat folgende Professoren an Staats-Mittelschulen in die VIII. Rangsklasse befördert: Dr. Walther Boguth am Franz Joseph-Gymn. in Wien, Heinrich Röwer am Gymn. im VI. Gemeindebez. Wiens, Franz Klein am Sophien-Gymn. in Wien, Wenzel Starek am Karl Ludwig-Gymn. in Wien, Richard Bathelt, Alois Diessl und Dr. Karl Klement am Gymn. im XIX. Gemeindebez. Wiens, Dr. Alois Stallinger am Gymn. in Oberhollabrunn, Dr. Julius Dostal am Gymn. in Wiener-Neustadt, Karl Marek und August Schubert an der Realsch. im IV. Gemeindebez. Wiens, Franz Tengler an der Realsch. im VII. Gemeindebez. Wiens, Franz Schneider am Gymn. in Linz, Otto Toifel am Gymn. in Ried, Gustav Schauberger an der Realsch. in Linz, Georg Bayer am Gymn. in Salzburg, Johann Morawetz an der Realsch. in Salzburg, Alois Hofmann und Franz Sturm am Gymn. in Leoben, Rudolf Straubinger am Gymn. in Marburg, Dr. Alois Walter an der Realsch. in Graz, Leopold Pazdera am Gymn. in Klagenfurt, Alois Stefan an der Realsch. in Klagenfurt, Johann Tertnik am II. Gymn. in Laibach, Johann Leis am Untergymn.

in Gottschee, Josef Wentzel an der Realsch. in Laibach, Josef Bogner und Dr. Josef Murr am Gymn. (deutsche Abteilung) in Trient, Johann Hörtnagl am Real- und Obergymn. in Feldkirch, Dr. Heinrich Löwner am Gymn. in Arnau, Karl Walter am Gymn. in Eger, Heinrich Löwy am Gymn. in Kaaden, Johann Kraus am Gymn. in Krumau, Georg Buchner und Wilhelm Lubich am Gymn. in Böhmisch-Leipa, Franz Schneider am Gymn. in Leitmeritz, Wenzel Lindner am Gymn. in Mies, Siegmund Goldmann am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow, Dr. Anton Reichl am Gymn. in Teplitz-Schönau, Vinzenz Vřeštál an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, Wenzel Köcher und Alois Neusser an der Realsch. in Böhmisch-Leipa, Josef Fidler an der Realsch. in Leitmeritz, Johann Schmidt an der Realsch. in Plan, Leo Schöngut an der Realsch. in Reichenberg, Josef Jelínek und Josef Tvrdý am Gymn. in Časlau, Heinrich Filippi am Real- und Obergymn. in Chrudim, Franz Petr am Gymn. in Deutschbrod, Franz Šimáček am Gymn. in Hohenmauth, Johann Čapek am Gymn. in Jičín, Franz Nekola am Real- und Obergymn. in Klattau, Adalbert Černý am Real- und Obergymn. in Kolin, Eduard Procházka am Gymn. in Königgrätz, Augustin Novák am Real- und Obergymn. in Neubydžow, Josef Tobiášek am Gymn. in Pilgram, Johann Malý und Josef Ciboch am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Johann Čermák am Real- und Obergymn. in Prag-Křemenecgasse, Josef Kůbr am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Johann Nepustil am Real- und Obergymn. in Přibram, Karl Rozum am Gymn. in Raudnitz, Dr. Gottlieb Bečka am Gymn. in Tabor, Laurenz Dušek am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Adolf Beneš an der Realsch. in Jičín, Anton Havránek, Franz Klapálek und Franz Sychra an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, Wenzel Šolc und Johann Laciný an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, Thomas Pavlů und Franz Müller an der Realsch. in Kuttenberg, Franz Stuchlík an der Realsch. in Pardubitz, Simon Mathauser und Rudolf Kaizl an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Franz Mašek an der Realsch. in Pisek, Dr. Franz Faktor und Dr. Josef Horák an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Franz Krátký an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Anton Beneš an der Realsch. in Žižkow, Leopold Winkler am I. deutschen Gymn. in Brünn, Siegmund Brief und Wilhelm Pokorny am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Nikolaus Baldemair am Gymn. in Iglau, Johann Jahn am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier, Anton Juroszek am Gymn. in Nikolsburg, Dr. Ferdinand Černík am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, Josef Mach am Gymn. in Boskowitz, Karl Svoboda am I. böhm. Gymn. in Brünn, Alfons Sauer am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Franz Schindler am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier, Johann Němec am Gymn. in Walachisch-Meseritsch, Dr. Richard Špaček am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Johann Mádr und Rudolf Kreutz am Gymn. in Prerau, Wenzel Patz an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, Franz Vůjtek an der Realsch. in Olmütz, Emil Hadina am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau, Adalbert Hesse am Gymn. in Brody, Florian Łoziński am Gymn. in Jasło, Stanislaus Zaremba am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kołomea, Franz Chowaniec und Nikolaus Mazanowski am Gymn. zu St. Hyacinth in Krakau, Heinrich Kopia am II. Gymn. in Lemberg, Franz Bizoń, Stanislaus Romański und Dr. Vinzenz Śmiałek am IV. Gymn. in Lemberg, Thaddäus Lewicki, Johann Gnatowski und Ferdinand Bostel am V. Gymn. in Lemberg, Johann Malinowski, Johann Sawczyn und Alexius Jarema am Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl,

Dr. Bronislaus Karakulski am Gymn. in Rzeszów, Anton Borzemski am Gymn. in Sanok, Dr. Franz Swiderski an der Realsch. in Krakau, Dr. Johann Ślósarz an der Realsch. in Lemberg, Emil Bernhardt an der Realsch. in Stanislau, zugewiesen der Realsch. in Lemberg, Gerasim Buliga und Dr. Josef Perkmann am I. Gymn. in Czernowitz, Hugo Soyka und Andreas Mock am Gymn. in Radautz, Viktor Nussbaum und Josef Wolf am griechisch-orientalischen Gymn. in Suczawa und Dr. Daniel Werenka an der griechisch-orientalischen Realsch. in Czernowitz.

Auszeichnungen erhielten:

Aus Anlaß der Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel und Charakter eines Hofrates der Landesschulinspektor in Wien Dr. Ferdinand Maurer; den Titel eines Regierungsrates: der Direktor der Staatsrealschule im XV. Wiener Gemeindebezirke Franz Hübner, der Professor am Staatsgymnasium in Innsbruck Schulrat Dr. Josef Egger, der Professor am Staatsgymnasium in Klagenfurt Dr. Franz Hann, letztere aus Anlaß der Versetzung in den bleibenden Ruhestand.

Das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens der Professor am Sophien-Gymnasium in Wien, jetzt in zeitweiliger Dienstesverwendung im k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht Dr. Anton Primožić, der Direktor der Staatsrealschule in Tarnopol Michael Rembacz, der Religionsprofessor am akadem. Gymnasium in Wien Ehrendomherr Johann Reider, der Professor am Staatsgymnasium in Tarnow Schulrat Johann Kornicki, letztere aus Anlaß ihrer Versetzung in den bleibenden Ruhestand.

Den Titel eines Schulrates: der Professor am Staatsgymnasium im III. Wiener Gemeindebezirke Johann Spielmann, der Professor am I. deutschen Gymnasium in Brünn Josef Wagner, der Bezirksschulinspektor Realschulprofessor in Bielitz Viktor Terlitza, der Professor am Staatsgymnasium in Brüx Ludwig Appel; den gleichen Titel aus Anlaß der Versetzung in den bleibenden Ruhestand der Professor an der Staatsrealschule im XVIII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Egid Filek Edler v. Wittinghausen, der Professor am Staatsgymnasium in Neu-Sandec Karl Gutkowski, der Prof. am deutschen Staatsgymnasium in Budweis Dr. Adrian Hatle, der Professor an der Staatsrealschule in Kuttenberg Emanuel Leminger, der Professor am Staatsgymnasium in Tabor Johann Novák, der Professor an der Landesrealschule in Graz Johann Papež, der Professor an der Staatsrealschule im II. Wiener Gemeindebezirke Cyrill Reichl, der Professor an der Staatsrealschule im VII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Karl Rothe, der Professor am II. deutschen Gymnasium in Brünn Johann Skalecky, der Professor am I. Staatsgymnasium in Graz Dr. Franz Standfest, der Professor an der Staatsrealschule in Reichenberg Ludwig Teimer, der Professor am I. Staatsgymnasium in Laibach Friedrich Žakelj, der Professor an der Staatsrealschule in Laibach Emil Ziakowski.

Den Titel Professor erhielten die Lyzeallehrer am Mädchenlyzeum des Wiener Frauen-Erwerb-Vereines Johann Duport, Lothar Fleischanderl und Dr. Wilhelm Rock, ferner der Turnlehrer an der Staatsrealschule im VII. Wiener Gemeindebezirke Ludwig Glas.

Nekrologie.

Gestorben sind[1]: Dr. Martin Manlik, Gymnasialprof. (D lg) in Wien, 41 J. alt; Josef Feuerstein, Gymnasialprof. (LG) in Krumau, 56 J. alt; Alexius Santuari, Gymnasialprof. (LG) in Trient, 55 J. alt; Schulrat Wilhelm Saliger, Gymnasialdirektor i. R., 60 J. alt; Anton Laharner, Realschulprof. (FJ) in Laibach, 52 J. alt; Schulrat Laurenz Doublier, Realschulprof. i. R. (H) in Wien, 69 J. alt; Dr. Oskar Wanka Edler von Rodlow, prov. Lehrer (H) in Prag, 29 J. alt; Josef Nedvidik, Gymnasialprof. (R) in Pisek, 59 J. alt; Josef Kubín, Realschulprof. (BF) in Budweis, 29 J. alt; Adolf Schneider, Realschulprof. (HD) in Wien, 42 J. alt; Karlmann Niederhofer, Gymnasialprof. (LG) in Wien, 46 J. alt; Johann Vrovec, Gymnasialprof. (H) in Laibach, 49 J. alt; Schulrat Heinrich Koziol, Gymnasialprof. i. R. (LG) in Wien, 67 J. alt; Kolumban Welleba, Gymnasialprof. i. R. (H) in Wien, 79 J. alt; Dr. Ludwig von Zitkowski, Gymnasialprof. (H) in Wien, 61 J. alt; Wenzel Mařík, wirkl. Lehrer (Ng m nl) am böhm. Gymn. in Ungarisch-Hradisch, 32 J. alt; Franz Maly, Realschulprof. (B D) in Pardubitz, 62 J. alt; Franz Zemlička, prov. Gymnasiallehrer (Ng m nl) in Prag, 27 J. alt; Josef Syka, suppl. Gymnasiallehrer (lg) in Prag, 26 J. alt.

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Direktionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaktion gefälligst bekannt zu geben.

Eingesendet.

Die Verlagsbuchhandlung A. Hölder in Wien teilt uns zur Besprechung von Nalepas Grundriß der Naturgeschichte des Tierreiches (S. 923) mit, daß die definitive, in den Händen der Schüler befindliche Auflage des Buches nur in neuer Rechtschreibung erschienen ist.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zur Bildung der 2. und 3. Sg.-Ind. und Coni. Praes. Act. im Griechischen.

Die Rechtfertigung der durch Grammatiker und Handschriften wohl bezeugten Form φῄς, welche ich jüngst unternommen habe[1]), legte mir den Gedanken nahe, über die Bildung der 2. und 3. sg. act., u. zw. zunächst insbesondere der thematischen Verba einige Vermutungen, die sich mir im Anschluß an die Behandlung des oben erwähnten φῄς aufgedrängt haben, zu Papier zu bringen und ausführlicher zu begründen. Die einzige, in lautlicher Beziehung unanfechtbare Erklärung der ganz ausschließlich griechischen Bildungen auf -ειϛ und -ει hatte Brugmann in den Morph. Untersuchungen 1, 173 ff. gegeben. Im Grundriß 2, 896 und 1342 hatte er dann eine von Bezzenberger, Zur Geschichte d. lit. Sprache 194 f. aufgestellte Ansicht, der zufolge die Formen ἄγειϛ ἄγει Injunktivformen sein und den ai. augmentlosen Präteritis *ájāiṣ ájāit* entsprechen sollten, bevorzugt. Nachdem aber neuerdings Bloomfield in der Zeitschr. d. deutschen morgenländischen Ges. 48, 574 ff. diese altindischen Formen als „an analogical pendant to the regular non-thematic inflection *ájāiṣam ájāiṣ ájāiṣ*" erkannt hat, hat Brugmann die Bezzenbergersche Ansicht wieder aufgegeben und ist in der 3. Auflage seiner Griech. Gramm., S. 347 wieder zu der früheren Erklärung zurückgekehrt, die auch G. Meyer, Griech. Gramm.[3] 537 f. als „wahrscheinlicher" bezeichnet. Auch Pezzi, La lingua greca antica, S. 251 (4), 252 (3), Giles, A short manual usw.[2], S. 415 f., Arrò-Henry, Compendio di gramm. comparata etc. (Torino 1896), S. 306 f., Riemann et Gölzer, Grammaire comparée etc. (Paris 1901), I 350 (§ 478 u. 480) haben sich im wesentlichen der von Brugmann in den Morph.

[1]) Der Aufsatz erscheint im 14. Bande der 'Indogermanischen Forschungen'.

Untersuchungen 1, 173 ff. gegebenen Erklärung angeschlossen, gegen die, meines Wissens wenigstens, nur Haberlandt, Sitzungsber. d. kais. Akad. d. Wiss., Bd. 100, 938 f. (Fußnote) ernstliche Einwendungen erhoben hatte[1]. Auch ich bin der Meinung, daß die Brugmannsche Ansicht unter den bis jetzt aufgestellten Erklärungsversuchen die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat, möchte aber doch noch folgende Erwägungen anstellen, die geeignet sein dürften, der schwierigen Frage einige neue Gesichtspunkte abzugewinnen. Und dies wird umso eher gestattet sein, als wir ohnehin über Vermutungen der Natur der Sache nach nicht hinauskommen werden. Bevor ich diese meine Erwägungen vorbringe, möchte ich noch im Vorbeigehen darauf hinweisen, daß Hoffmann, Das Präsens der indog. Grundsprache, S. 6 von der 3. sg. *φέρει* ausgeht, die er auf eine Grundform **bhérei* zurückführt, und durch den Hinweis auf die vedischen Formen der 3. sgl. praes. medii auf *-e*, wie *vidé*, *bruve* u. a. von Delbrück, Das altindische Verbum S. 70, aufgeführte Formen zu rechtfertigen sucht. Doch ist es mehr als wahrscheinlich, daß diese Präsensformen, wie Brugmann, Grundriß 2, 1380 f. anzunehmen scheint, nur als arische Neubildungen nach dem Muster des Perfektums zu betrachten sind. Das von Hoffmann angeführte *bháre* (= *bhárate*) (es müßte wohl *bharé* akzentuiert werden) ist weder von Delbrück a. a. O., noch von Whitney angeführt, wird also wohl überhaupt nicht nachzuweisen sein. Und wie sollte denn überhaupt gerade diese Medialform in das Paradigma des Aktivums eingefügt worden sein, nachdem doch das Griechische das ursprüngliche Medium so treu bewahrt hat? Denn das lateinische *dedī* (= ai. *dadé*) kann keineswegs, wie Hoffmann dies tut, zum Vergleich herangezogen werden.

Wenn ich nun daran gehe, meine eigenen Vermutungen auszusprechen, so ist, mag dies auch fast überflüssig erscheinen, doch vor allem zu betonen, daß die Bildungen auf *-εις* und *-ει* der 2. und 3. sg. praes. act. der thematischen Verba bereits urgriechisch sind, also bereits voreinzeldialektische Neubildungen darstellen. Um zuerst mit der Bildung der 2. sg. mich zu beschäftigen, so sei hier festgestellt, daß wir bekanntlich für das Urgriechische nach dem Bestande der verwandten Sprachen einmal eine Form auf **-ει* aus **-εσι*, also z. B. **ἄγει* aus *ἄγεσι* vorauszusetzen haben. Haberlandt a. a. O., S. 940 ff., dem Pezzi a. a. O. zustimmt, hatte in den attischen Formen *οἴει βούλει* die unmittelbaren Fortsetzer älterer 2. sg. praes. act. **ὄιεσι *βούλεσι* erkennen wollen, eine Ansicht, die Brugmann am Schlusse seiner Besprechung der Haberlandtschen Schrift, Lit. Centralblatt 1882, 1507 „ansprechend" genannt hat. Wenn auch Haberlandt noch

---

[1]) Tomson, Lingvističevkija izslědovanija I. Petersburg 1887, S. 112 bis 120 (siehe G. Meyer a. a. O.) ist mir nicht zugänglich.

von anderer Seite Zustimmung gefunden hat, ist doch unzweifelhaft als richtig anzunehmen, daß diesen attischen Formen *βούλει οἴει* keinesfalls ein so ehrwürdiges Alter zuzusprechen sei, sondern die ganze Frage, wie G. Meyer, Griech. Gramm.[3] 549 unter Verweisung auf Schmid, Atticismus I 83. II 24. III 30; v. Wilamowitz, Herakles I 126; Hom. Untersuch. 314 sich ausdrückt, als „eine rein orthographische“ angesehen werden müsse. Vgl. die Bemerkung bei Meisterhans Grammatik der attischen Inschriften (3. Aufl. von E. Schwyzer) S. 165: „Die 2. Pers. S. Med. (primär) tritt seit dem IV. Jahrhundert in der Schreibung *-ει* auf: *καλύπτει* (= „Du wirst verhüllt“, IV.—II. Jhdt. v. Chr.). Ursache dieser Schreibweise ist zweifelsohne die seit 378 v. Chr. zu verfolgende Ersetzung von *-ῃ* durch *-ει*.“ Vgl. übrigens auch Blass-Kühner 2, S. 60, wo dieselbe Ansicht vorgetragen wird, und Brugmann, Griech. Grammatik[3], S. 354, wo die ausführlichste Literaturangabe zu finden ist.

Neben der bestimmt vorauszusetzenden Form auf **-ει* aus *-ε(σ)ι* für die 2. sg. ind. praes. act. muß aber im Urgriechischen auch eine solche auf *-ες* vorhanden gewesen sein, wie sich aus kypr. *ἔρπες* ergibt, einer Form, welche genau der 2. sg. ind. praes. act. der Verba auf *-μι* entspricht, da sich *ἔρπες* : **ἕρπει* aus **ἕρπεσι* genau so verhält, wie *τίθης ἵστᾱς* usw. : **τιθη(σ)ι* **ἱστᾱ(σ)ι* usw., die wir prinzipiell voraussetzen müssen; denn mag man diese Form wie immer erklären, so viel halte ich für vollkommen sicher, daß sie nicht eine einzeldialektische Neubildung, also etwa aus *ἔλεγες* abstrahiert ist nach dem Verhältnis *λέγες* : *λέγετε* = *ἔλεγες* : *ἐλέγετε* (vgl. Arrò-Henry a. a. O. und Hoffmann, Die griechischen Dialekte 1, 259), sondern aus voreinzeldialektischer Zeit überkommen ist. Es standen also einmal im Urgriechischen die Formen **ἄγεσ(ι)* und **ἄγες*, vgl. lat. *agis* und **ages*, nebeneinander, wahrscheinlich erstere in absoluter, letztere in konjunkter Flexion. Die in allen griechischen Dialekten bezeugte Form *ἄγεις* ist nun m. E. eine bereits urgriechische Kontaminationsbildung zwischen **ἄγει* und *ἄγες*, die die nahezu ausschließliche Alleinherrschaft in den einzelnen Mundarten errungen hat. Als ein Analogon aus historischer Gräcität darf man wohl mit der größten Wahrscheinlichkeit die rhodischen Infinitive auf *-μειν* (aus *-μεν* nach dem Muster der Infinitive auf *-ειν*) anführen (vgl. Brugmann, Griech. Gramm.[3] 360 f.). Auf die eben angegebene Weise erklärt sich die bereits urgriechische Neubildung *ἄγεις* ungezwungener, natürlicher, als durch die Annahme, es sei an die lautgesetzliche Form auf *-ει* das Sekundärsuffix *-ς* angetreten. So ist die Form gewissermaßen aus dem lebendigen Paradigma selbst herausgewachsen.

Erheblich schwieriger gestaltet sich die Frage der 3. sgl. act. Wir sind mit Rücksicht auf den Tatbestand der Formen der 2. sgl. act. berechtigt, für das Urgriechische die beiden Formen

*ἄγετι und *ἀγε(τ), vgl. lat. *agit* aus **aget*[1]), vorauszusetzen. Die gänzliche Verdrängung der ersteren Form dürfte jedenfalls erst nach dem Aufkommen von ἄγεις erfolgt sein, nach dessen Muster die zweite Form *ἀγε zu ἄγει umgestaltet worden sein muß. Die eigentliche Veranlassung zur Verdrängung der dreisilbigen Form, die jedenfalls als auffallend erscheinen muß, wenn man bedenkt, daß die Verba auf -μι die Form mit der Primärform des Suffixes behauptet haben, liegt sicher in dem Umstande, daß die beiden ersten Personen nur zweisilbig waren. Umgekehrt aber ergibt sich auch die Richtigkeit von Brugmanns Vermutung (Morph. Unters. 1, 179), es sei der Einwirkung der ebenfalls dreisilbigen 1. sg. beizumessen, daß sich die 3. sg. auf -τι (-σι) behauptete, was ich wegen Haberlandt, der diese Behauptung Brugmanns unbegreiflicherweise eine „Ausflucht" nennt, ausdrücklich bemerke. Dagegen spricht auch nicht, daß in einem griechischen Dialekte, nämlich im lesbischen Aiolismus, wenigstens nach dem Zeugnisse des Herodian, die 3. sg. τίθη, ζεύγνυ, δίδω lautete. Wir haben es hierbei mit den Erzeugnissen verschiedener Zeiten zu tun. Die Primärform τίθητι usw. ist in urgriechischer Zeit die einzig herrschende geworden, u. zw., wie erwähnt, gestützt durch das dreisilbige τίθημι und wohl auch *τιθηῐ, das wir sicher für eine bestimmte Periode des Urgriechischen anzusetzen berechtigt sind. Diese Form τίθη-τι hat sich auch nach dem Eindringen der Sekundärform in die 2. sg. fest behauptet, wofür eben der Beweis in den griechischen Einzeldialekten vorliegt. Auch das Lesbische hat die Primärendung -τι aus dem Urgriechischen übernommen und sie in der lautgesetzlichen Gestalt -σι behauptet in φαῖσι[2]),

---

[1]) Wenn ich der vorauszusetzenden Sekundärform des griechischen *ἀγε(τ) das lateinische *agit* unmittelbar gleichgesetzt habe, so hat man dabei allerdings zu beachten, daß nach der jetzt herrschenden Ansicht die auch ich in meiner Laut- und Formenlehre' 155 f. (ebenso auch Sommer, Handbuch S. 524) vertreten habe, *-t* auf die Primärform idg. *-ti* zurückgeführt wird, während das sekundäre idg. *-t* ital. *-d* ergeben hat. Allein man darf nicht übersehen, daß im Lateinischen schon sehr frühzeitig das sekundäre *-d* durch das primäre *-t* verdrängt worden ist. Es wird daher mit Sicherheit niemals entschieden werden können, ob *agit* die ursprüngliche primäre Form oder aus **agid* umgestaltet ist. Bedenkt man aber, daß in der Form der 2. sg. *agis* sicher die Sekundärform vorliegt, so wird man auch zur Vermutung geneigt sein, daß die 3. sg., die mit der 2. durchaus eng verbunden erscheint, gleichfalls die sekundäre Form darstellt. Und in diesem Sinne darf die Gleichstellung einer griechischen Form *ἀγε(τ) mit lat. *agit* vorgenommen werden.

[2]) Wenn ich anderwärts (in dem eingangs erwähnten Aufsatze) die Vermutung ausgesprochen habe, das für Anakreon als 3. sg. bezeugte φή (für φησί), vgl. Hoffmann, Die griechischen Dialekte 3, 166, könne auf Beeinflussung von seiten des aiolischen Dialektes beruhen, so steht dies mit φαῖσι der Sappho nicht in einem unlöslichen Widerspruch, da ja auch dieses nicht sicher die ursprüngliche Form darstellt, wenn auch Brugmann, Griech. Gramm.[3] S. 68 geneigt ist, φαῖσι und φαῖμι durch Epenthese zu erklären. Aber auch zugegeben, daß φαῖσι wirklich gleich φᾶτί ist, könnte deshalb doch der Dichter Anakreon nach lesb. τίθημι τίθης τίθη auch ion. φημί φῄς φή gebildet haben.

ἦσι (Sappho). Jüngeren Datums sind die eben erwähnten Formen τίϑη usw., die unmittelbar unter dem Drucke von τίϑης (Brugmann, Morph. Unters. 1, 179), aber auch sicher unter starker Einflußnahme von seiten des Imperfektums ἐ-τίϑην ἐ-τίϑης ἐ-τίϑη entstanden sind.

Um nochmals übersichtlich die Sache darzustellen, haben wir demnach für das Urgriechische als ältestes Paradigma des Singulars praes. ind. act. eines ω-Verbums:

1. ἄγω,
2. *ἀγει und ἄγες,
3. *ἀγετι und *ἀγε(τ).

Nach Vereinfachung der beiden Flexionsweisen — Zusammenziehung zu einem einzigen Paradigma — muß die gemeingriechische Weise ἄγω ἄγεις (daneben allerdings auch noch die Form ἄγες) ἄγει die allein herrschende geworden sein. Auf die angegebene Weise läßt sich die spezifisch griechische Entwicklung der 2. und 3. sg. praes. ind. act. der thematischen Verba sozusagen aus sich selbst heraus erklären, ohne daß man die Analogie des alten Konjunktivs *φέρῃς φέρῃ[1]) oder des Optativs φέροις φέροι als immerhin nicht allzuleicht begreifliches 'agens' in den Vordergrund zu stellen braucht, wenn auch zuzugeben ist, daß dadurch die endgültige Festsetzung der Neubildungen auf -εις -ει an Stelle der ursprünglichen Formen vielleicht erleichtert worden sein mag. Insbesondere aber darf man m. E. den Einfluß des alten ē-Konjunktivs deshalb nicht überschätzen, weil ja für die 3. sg. neben der Form φέρῃ auch eine solche auf *-ησι aus *-ητι aus vorgriechischer Zeit überkommen war, das nach den überzeugenden Ausführungen von Wackernagel, Vermischte Beiträge 50 f. (vgl. auch Brugmann, Griech. Gramm.³ 334) erst zu hom. -ῃσι umgestaltet worden ist. Denn wenn man auch geneigt sein könnte, diese homerischen Konjunktive der 3. sg., wie ἐϑέλῃσι, aus dem nach dem Muster der indikativischen Form auf -ει aus der ursprünglichen auf -η umgestalteten ἐϑέλῃ durch Hinzutreten der Personalendung -σι zu erklären und dafür die 2. sg. ἐϑέλῃσϑα, die nach den Ausführungen von Brugmann, Morphol. Untersuch.

[1]) Es dürfte nicht überflüssig sein, hinsichtlich der Konjunktive mit sekundären Personalendungen im Griechischen auf die Ausführungen Brugmanns in Morph. Unters. 1, 182 ff. hinzuweisen. Vgl. ferner Hoffmann, Die griechischen Dialekte 1, 260, wo sich ein Verzeichnis der im Kyprischen und Arkadischen ausschließlich üblichen 2. und 3. sgl. coni. auf -ης und -η findet, und 2, 568 (Belege für die 3. sg. coni. auf -η aus aiolischen Inschriften). Allerdings ist als Beleg für die 2. ein ϝείσης angeführt, das Hoffmann als coni. aor. zu W. ϝει-, vgl. hom. ἵεσϑαι (= ϝίεσϑαι), erklärt. Vgl. auch G. Meyer, Griech. Gramm.³ S. 588, wo allerdings kurzweg angegeben ist: „Der Konjunktiv hat ursprünglich auf -ης -η ausgelautet, mit sekundärer Endung.“ Daß daneben auch Formen mit **primären** Endungen vorhanden gewesen sind, beweisen, wie gleich auseinandergesetzt werden wird, die homerischen Konjunktive auf -ησι.

1, 179 f. und G. Meyer, Griech. Gramm.[3] S. 589 sicher aus der Form *ἐθέλῃς* durch Antreten des von der 2. sg. perf. abstrahierten Personalsuffixes -(*σ*)*θα* entstanden ist[1]), ins Feld führen wollte, so würde man dabei übersehen, daß für eine solche Erklärung, die nötige Voraussetzung, nämlich die 3. sg. coni. praes. act. auf -*σι* fehlt. Denn die homerischen Formen *δώῃσιν πέμψῃσιν* sind selbstverständlich nur im engsten Anschluß und Zusammenhang mit den Konjunktivformen von der Art wie *ἐθέλῃσι* zu erklären und zu verstehen, d. h. selbstverständlich als Neubildungen nach dem Muster der 3. sgl. coni. der *ω*-Verba. Dabei sind wir wohl in der Lage zu betonen, daß im sigmatischen Aorist eine Form auf -*ει*, später verdrängt durch -*ῃ*, ursprünglich in der 3. Person des Sing. heimisch war, wie aber etwa die ursprüngliche Gestalt dieser 3. sg. coni. der unthematischen auf Vokal endigenden Verbalstämme, wie *δω- θη- στᾰ-* beschaffen gewesen sein mag, können wir nur durch Vermutungen festzustellen suchen. Da auch der Konjunktiv der unthematischen Verba in der 1. sg. auf -*ω* endigte, wie *ἔω* = lat. *erō* hinlänglich deutlich dartut, so dürfen wir wohl auch **διδώω* **τιθήω* **ἱστάω* (**ἱστήω*) als die ältesten griechischen Formen der 1. sg. coni. voraussetzen. Dagegen ist für die übrigen Personen, da bekanntermaßen mess. *προ-τίθηντι* kret. *ἴθθᾶντι* den ältesten Typus der Konjunktivbildung der unthematischen Verba im Griechischen darstellen, nur -*ω*- -*η*- -*ᾱ*- (-*η*-) + Personalendung zu erwarten, also z. B. in der 1. des Plurals **δίδωμεν* **τίθημεν* **ἵστᾱμεν* (**ἵστημεν*). In der 2. und 3. sg. würden die primären und ein Teil der sekundären Formen des Konjunktivs mit denen des Indikativs lautlich zusammengefallen sein und **δίδω*[*σ*]*ι* **τίθη*[*σ*]*ι* **ἵστᾰ*[*σ*]*ι* (**ἵστη*[*σ*]*ι*) *δίδωτι τίθητι ἵστᾱτι* (*ἵστητι*), bezw. mit sekundären Personalendungen *δίδως τίθης ἵστᾶς* (*ἵστης*) **δίδω*[*τ*] **τίθη*[*τ*] **ἵστᾰ*[*τ*] (**ἵστη*[*τ*]) gelautet haben. Es ist nicht meine Aufgabe, hier darauf hinzuweisen, wie sich einerseits einem **διδώω* **τιθήω* **ἱστάω* (**ἱστήω*) eine 1. plur. auf -*ο-μεν* sozusagen von selbst zugesellen konnte, vgl. die Aoristformen *δώ-ο-μεν θή-ο-μεν* (überliefert *θείομεν*) *στή-ο-μεν*, und anderseits durch die kontrahierten Formen *διδῶ τιθῶ ἱστῶ* leicht die Überführung dieses Modus in die Analogie der

[1]) Allerdings könnte man ja auch an Entstehung aus **ἐθέλης* + (*σ*)*θα* denken, allein das Jota subscriptum ist durch die Handschriften und die Grammatikerüberlieferung so wohl bezeugt, daß man von ihm unter keinen Umständen absehen darf. Dann ist aber natürlich nur die oben angeführte Erklärung der Form möglich, da man doch nicht etwa die Primärform der 2. sg. coni. *ἐθελῃ* aus **ἐθελησι* zur Erklärung wird heranziehen wollen. Der Weg, auf welchen die ursprünglich bekanntermaßen nur dem Perfektum eigentümliche Endung -*θα* (bez. -*σ-θα*) von diesem Tempus zu den übrigen Tempora und Modi gelangte, ist folgender gewesen: von der 2. perf. *ἦσθα* zum Imperfektum **ἧς*, von hier zu den anderen Imperfekten, wie *ἔφησθα*, dann zum Ind. d. Präsens, Konjunktiv und Optativ.

Verba contracta der ω-Konjugation stattfinden konnte. Ist ja doch diese ganze Betrachtung über die Bildung des Konjunktivs des Präsens der unthematischen Verba nur deshalb angestellt worden, um zu zeigen, daß in der 3. sg. in keinem der durch unsere Forschung erreichbaren Entwicklungsstadium der griechischen Sprache eine auf grundsprachlicher Überlieferung beruhende Form auf -σι in Übung gewesen ist, von der eben die Personalendung hätte losgelöst und auf die Sekundärform der ω-Verba mit analogisch geneuertem -ῃ übertragen werden können. Es muß also tatsächlich aus urgriechischer Zeit die Form *ἐθελητι überliefert gewesen sein, die, wie bereits bemerkt worden ist, schon in der Sprache der homerischen Gedichte die Umformung zu ἐθέλῃσι erfahren hat. So hat also dereinst neben der Form φέρῃ auch *φερητι gestanden. Ein solches dreisilbiges konjunktivisches *φερητι hätte aber doch sicher auch eine nicht ganz verächtliche Stütze für das dreisilbige indikativische *φερετι sein müssen, und est ist daher durch nichts gerechtfertigt, eine besondere Einwirkung der Konjunktivform *φέρης φέρῃ auf die Gestaltung der Indikativformen φέρεις *φερε (von der Primärform *φερετι müßte man nach dem oben Gesagten überhaupt absehen) annehmen zu wollen.

Es stellt sich darum die oben ausgesprochene Vermutung daß *φερετι schon sehr frühzeitig außer Gebrauch gesetzt und durch φέρει ersetzt worden ist, nur umso wahrscheinlicher heraus. Und auch sonst weist ja nur der ē-Konjunktiv starke Beeinflussung durch den Indikativ auf, nicht umgekehrt, indem die ursprünglichen Formen mit ē nach dem Muster des Indikativs neben dem Wechsel von ω und η (mit Ausnahme der 1. sg., wo -ō schon althergebracht war) auch den Langdiphthong ῃ in der 2. und 3. sgl. an Stelle des alten ē-Lautes eingeführt haben. Allerdings könnte dieses ῃ für die 2. sg. eine Anknüpfung finden an der aus den Formen der 3. sg. auf -ῃσι sicher auch für die 2. sg. zu erschließenden Form auf *-η[σ]ι -ῃ. Und es ließe sich sehr wohl annehmen, daß die 2. sg. *φερῃ aus *φερησι nach dem Muster der Sekundärform *φέρης zu φέρῃς umgeformt worden sei und mithin diese Form bereits in urgriechische Zeit zurückreiche. Umso leichter begreift sich dann auch die Verdrängung von φέρη (= lat. *feret* aus *ferēt*) durch φέρῃ. Für die oben ausgesprochene Vermutung, daß die 2. sg. coni. altes ῃ enthalte, kann man wohl mit Recht φῄς anführen, dessen ῃ wohlverbürgt ist und als ursprünglich angesehen werden muß, wie an anderer Stelle dargetan ist.

Das Schema des Singulars des Indikativs und Konjunktivs des Präsens der ω-Verba ist also nach den eben angestellten Betrachtungen im Urgriechischen ein vollkommen analoges gewesen, indem folgende Formen einander gegenüberstanden:

	Ind.	Konj.
1.	φέρω	φέρω
2.	*φερε[σ]ι φέρες	*φερη[σ]ι *φερης
3.	*φερετι *φερε[τ]	*φερητι φέρη.

Während nun im Indikativ schon im Urgriechischen die 3. sgl. ausschließlich die auch in historischer Zeit einzig und allein vorhandene Form auf -ει war und nur für die 2. Person neben der neugeschaffenen Analogiebildung auf -εις auch die ursprüngliche Sekundärform auf -ες sich behauptete, haben sich in der 3. coni. sicher die beiden urgriechischen Formen auch in das Einzelleben der Dialekte fortgepflanzt, wie bereits auseinandergesetzt worden ist, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß auch für die 2. sgl. im Urgriechischen zwei Formen vorhanden gewesen sind, die Sekundärform auf -ης und die aus der Primärform auf lautgesetzliches *-ῃ nach dem Muster der ersteren umgestaltete Form auf -ῃς. Es steht nun aber auch der Annahme gar nichts im Wege, daß bereits in voreinzeldialektischer Zeit die Sekundärform der 3. φέρη nach φέρῃς zu φέρῃ umgestaltet worden ist. Ja es ist dies mit Rücksicht auf unsere früheren Ausführungen über die homerischen Formen auf -ῃσι eine notwendige Voraussetzung. Auf diese Umgestaltung von φέρῃς φέρη zu φέρῃς φέρῃ mag der Indikativ φέρεις φέρει einen vielleicht bestimmenden Einfluß ausgeübt haben, jedesfalls aber nicht umgekehrt. Vgl. Hoffmann, Das Präsens der indogermanischen Grundsprache, S. 10, dessen Bemerkung „φέρηις und φέρηι sind erst zu φέρεις φέρει auf griechischem Boden gebildet" allerdings nach der im vorstehenden gegebenen Darstellung einigermaßen modifiziert werden muß.

Wenn wir die vorstehenden Ausführungen über die endgültige Gestaltung der 2. sgl. praes. act. der Verba auf -ω nochmals näher ins Auge fassen, so ergibt sich, daß zwischen den thematischen und unthematischen Verben doch eine wohl zu beachtende Parallele obwaltet: bei beiden hat die Sekundärform, die allerdings bei den thematischen Verben durch die Primärform in dem Vokalismus der Suffixsilbe beeinflußt worden ist, den Sieg davongetragen. Und auch der Grund ist wohl nicht allzu schwer ausfindig zu machen. Er liegt doch wohl darin, daß die Sekundärform eine bestimmtere und charakteristischer ausgeprägte Gestalt hatte, als die primäre, welche nach bereits urgriechischem Lautgesetze das charakteristische σ verlieren mußte, vgl. *τιϑηι, *διδωι, bezw. *τιϑῃ, *δίδῳ *φερει gegen τίϑης δίδως φέρες, daher auch die schon urgriechische Neuerung φᾷς (φῄς) und vielleicht auch εἶς (εἴς). Die Bevorzugung der durch das σ charakterisierten Form hat *mutandis mutatis* ein Seitenstück an der Restitution des -σαι und -σο in der 2. sgl. med.-pass. (vgl. die näheren Angaben bei G. Meyer, Griech. Gramm.[3], S. 549). Im ersteren Falle wurde von den Sprechenden die charakteristischere Form, die möglicherweise mit Rücksicht auf die zahlreichen zusammen-

gesetzten Verba auch öfter im Gebrauche sich einstellen mochte, bevorzugt, im letzteren das charakteristische Suffix von den Formen, in denen es sich lautgesetzlich erhalten hatte, neuerdings abstrahiert und zur genaueren Charakterisierung der Form dort restituiert, wo es lautgesetzlich geschwunden war. Auch mag zur Bevorzugung der sekundären Form ihr Vorkommen im Imperfektum, vgl. *ἐ-τίθης ἐ-δίδως*, beigetragen haben, insoferne das Augment, wie auch sein Fehlen in der homerischen Sprache beweist, doch als in gewissem Sinne selbständiges Element gefühlt worden sein mag. So hypothetisch die vorstehenden Ausführungen sein mögen, dürften sie doch immerhin einen beachtenswerten Versuch darstellen, die Bevorzugung der Sekundärform in der 2. sg. praes. act. zu erklären und ein solcher Versuch gerechtfertigt sein, wenn man bedenkt, daß Brugmann, Griech. Gramm.[3] 347 f. schreibt: „Wie es gekommen ist, daß sich in *τίθης, δίδως, ὄμνυς, φῄς* (*φῇς*) die Sekundärendung *-ς* festgesetzt hat, ist unklar".

Schließlich mag hier auch die Beobachtung verzeichnet werden, daß gewiß die eigentümliche Gestaltung der 2. und 3. sg. ind. praes. act. auch wesentlich zur Erhaltung der ursprünglichen Form der 1. sgl. auf *-ō* beigetragen haben dürfte. Ein Blick auf die Flexionsverhältnisse der Verba in jenen indogerman. Sprachen, in welchen sich die 1. sg. der Verba auf *-ō* der Analogie der Verba auf *-mi* angeschlossen hat, zeigt, daß die Veranlassung hiezu in der äußerlichen Übereinstimmung der Formen der 2. und 3. sg. gelegen war. Man vgl. z. B. nur ai. *bhára-si bhára-ti* mit *dádā-si dádā-ti*, av. *bara-hi bara-iti (baraⁱti)* mit *dadā-hi dadā-iti (dadāⁱti)*, woraus die Richtigkeit der oben ausgesprochenen Behauptung deutlich erhellt. Gewiß ist es also auch nicht ungerechtfertigt zu schließen, daß, wenn keine solche äußerliche Verwandtschaft der Formen der 2. und 3. sg. der thematischen mit denen der unthematischen Konjugation vorhanden war, auch die Veranlassung der Überführung der Form der 1. sg. in die Analogie der Verba auf *-mi* entfallen mußte, wie es im Griechischen tatsächlich der Fall gewesen ist. Als verstärkendes Moment kommt noch die Übereinstimmung in der Silbenzahl in den drei Personen sg. praes. act. hinzu, worauf bereits oben in anderem Zusammenhange aufmerksam gemacht worden ist. Für das Arische mag allerdings auch noch vielleicht in Betracht kommen, daß die Sprechenden durch die Entlehnung der Endung *-mi* die gleichlautenden Formen des Indikativs und Konjunktivs formell differenzierten (vgl. Bartholomä, Das Verbum im Avesta, S. 18, und Brugmann, Morph. Unters.[1] 147 f.). Aber fragen wir nicht mit Recht, warum denn im Griechischen, wo doch genau dieselben Verhältnisse obwalten, da ja z. B. *φέρω* gewiß von Haus aus sowohl Indikativ- als auch Konjunktivform war, gar kein derartiger Versuch jemals gemacht worden ist? Warum kein griechischer Indikativ **φερωμι *λεγωμι* usw.? Da scheint mir

denn doch, wenn auch zugegeben werden muß, daß Inder und Griechen nicht das gleiche Sprachgefühl gehabt haben müssen, so daß sich natürlich aus dieser Verschiedenheit auch die verschiedene Entwicklung der übereinstimmenden Formen erklären würde, viel größere Wahrscheinlichkeit für die von mir oben entwickelte Begründung dieser Übertragung der Personalendung *-mi* auf die *ō*-Verba vorzuliegen. Geradezu bestätigt wird die oben ausgesprochene Ansicht durch den homerischen Konjunktiv *ἐθέλωμι*, eine Form, welche durch die 3. sg. *ἐθέλῃσι* ins Leben gerufen worden ist. *ἐθέλωμι* : *ἐθέλῃσι* (älter *ἐθέλησι*) = *τίθημι* : *τίθησι*. und nur unter der Voraussetzung, daß altes *ἐθέλῃσι* (*ἐθέλησι*) vorhanden war, begreift sich, wie Wackernagel, Vermischte Beiträge, S. 51, mit vollem Rechte hervorgehoben hat, die Umbildung des altüberkommenen *ἐθέλω* zu *ἐθέλωμι*.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Zu Ovid. Art. am. II. v. 263 ff.

Daß sich in den Dichtungen Ovids eine außerordentliche Menge von Reminiszenzen und Anklängen an ältere und zeitgenössische römische Dichter vorfinden, ist eine bekannte Tatsache, und man weiß ja, daß A. Zingerle ein interessantes und lehrreiches Buch geschrieben hat, in welchem diese Beziehungen mit großer Sorgfalt bloßgelegt werden. Ob freilich diese Anklänge an andere Dichter auf bewußte Nachahmung zurückgehen oder nicht, läßt sich nicht immer mit Sicherheit entscheiden. In vielen Fällen dürften aller Wahrscheinlichkeit nach die Entlehnungen bequemer rhythmischer Wortfolgen, insbesondere am Versschlusse, auch mancher Vergleiche und ähnlicher Dinge bei einem Dichter mit einem so trefflichen Gedächtnisse, wie es Ovid besaß, mehr als eine unbewußt erfolgte Reproduktion denn als bewußte Nachahmung zu betrachten sein. Besonders interessant sind die Beziehungen Ovids zu Horaz, denen Zingerle ja auch ein eigenes Heft seiner bezüglichen Studien gewidmet hat.

Ovids Verhältnis zu Horaz scheint zwar immer — vielleicht infolge ablehnender Urteile des Horaz über die frühesten Dichtungen Ovids — etwas kühl gewesen zu sein. Nur an einer einzigen Stelle wird Horaz von Ovid genannt, an der bekannten Stelle der Tristien, wo es heißt: *tenuit nostras numerosus Horatius aures*, ein recht zurückhaltendes Lob, wenn man es mit der sonstigen Überschwenglichkeit des Ovid vergleicht. Wie sehr aber doch Ovid unter dem Banne des venusinischen Dichters stand, ergibt sich klar aus den vergleichenden Zusammenstellungen bei Zingerle. Ich möchte hier kurz noch besonders auf den Umstand hinweisen, daß gerade in jener Elegie Ovids, in welcher unter den

Namen der berühmten römischen Dichter der Name des Horaz geflissentlich unterdrückt wird (Amor. I 15), in dem Schlußvers *parsque mei multa superstes erit*, wie natürlich jeder sofort sieht, eine offenkundige Entlehnung enthalten ist aus Hor. c. III. 30, 6: *multaque pars mei vitabit Libitinam.*

Im folgenden nun will ich auf eine hinsichtlich der Beziehungen des Ovid zu Horaz meines Erachtens recht bedeutsame Ovid-Stelle aufmerksam machen, die einem so sorgfältigen Beobachter wie Zingerle doch entgangen ist. Es ist dies eine Stelle, die freilich weniger in ihrem Wortlaut — obwohl sich auch hierin eine charakteristische Ähnlichkeit nicht leugnen läßt — als vielmehr dem Gedanken nach eine so auffallende und — was mir besonders wichtig erscheint — bewußte Beziehung auf eine Stelle des Horaz und dabei doch wieder auch eine launige Umbiegung derselben enthält, daß ohne diese Beziehung die Fassung der Ovid-Stelle nach meiner Empfindung nicht einmal ganz verständlich wäre. Horaz läßt in der fünften Satire des zweiten Buches den Odysseus in der Unterwelt die Frage an Teiresias richten, wie er denn sein durch das schwelgerische Prassen der Freier ganz zerrüttetes Hauswesen wieder in die Höhe bringen könnte. Teiresias empfiehlt ihm nun als das beste Mittel zu diesem Zwecke die Erbschleicherei, in deren ausgebildete Technik er den Helden in höchst ergötzlicher Weise einführt. Besonders müsse er, meint Teiresias, kinderlose, reiche und, wo möglich, etwas kränkliche Greise in sein Garn zu locken suchen und da heißt es nun v. 10 ff.:

Accipe, qua possis ratione ditescere. Turdus
sive aliud privum dabitur tibi, devolet illuc,
res ubi magna nitet domino sene: dulcia poma
et quoscumque feret cultus tibi fundus honores,
ante larem gustet venerabilior lare dives.

Hiemit vergleiche man nun die Ratschläge, welche Ovid Art. am. II. 263 ff. dem Liebenden erteilt, wie er der Geliebten Gunst gewinnen könnte.

Dum bene dives ager, dum rami pondere nutant
adferat in calatho rustica dona puer . . .
adferat aut uvas aut quas Amaryllis amabat —
at nisi castaneas non amat illa — nuces.
quin etiam turdoque licet missaque columba
te memorem dominae testificere tuae.
Turpiter his emitur spes mortis et orba senectus,
a, pereant, per quos munera crimen habent!

Wie verwandt der ganze Gedanke ist, das sieht, wie ich glaube, jeder leicht ein. Auch manche Einzelheiten, so der *turdus* und die *dulcia poma*, die nur bei Ovid näher ausgeführt werden,

zeigen eine unverkennbare Ähnlichkeit. Aber eine ganz überraschende Wirkung üben für jeden, der die bezügliche Horaz-Stelle kennt, die Verse:

> *turpiter his emitur spes mortis et orba senectus,*
> *a, pereant, per quos munera crimen habent!*

Diese kann man sich kaum anders entstanden denken als mit bewußter Beziehung und Anspielung auf jene Verse der Horazischen Satire, gegen die sie, wie man sofort merkt, eine Art schalkhafter Polemik enthalten, welche sicherlich beim römischen Publikum eines gewissen pikanten Reizes nicht entbehrte.

Wien. Alois Kornitzer.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Dr. H. Hirt, Handbuch der griechischen Laut- und Formenlehre. Eine Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Griechischen (Sammlung indogermanischer Lehrbücher, herausgegeben von Dr. H. Hirt I 2). Heidelberg 1902, C. Winter. XVI u. 464 SS.

Das vorliegende Handbuch ist nach dem ausdrücklichen Vermerk auf dem Titelblatte zur Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Griechischen bestimmt. Daß hiedurch nicht etwa zum Ausdruck gebracht werden soll, als ob es neben diesem sprachwissenschaftlichen Studium des Griechischen noch eine andere Art des wissenschaftlichen Studiums dieser Sprache gebe, daß der Verf. dieses Handbuches hiebei nicht etwa an den alten Gegensatz von vergleichender und historischer Grammatik, den man hoffentlich für aus der Welt geschafft halten darf, denkt, ersieht man am besten aus dem I. Kapitel „Allgemeines mit Literaturangaben“, wo neben der statistisch-deskriptiven die entwicklungsgeschichtliche erklärende Seite der Grammatik unterschieden wird. Aus den weiteren Ausführungen erhellt klar, daß der Verf. unseres Handbuches „sprachwissenschaftlich“ in dem Sinne von „historisch-vergleichend“ im Gegensatz zu „statistisch-deskriptiv“ auffaßt. Daß aber die historisch-vergleichende Betrachtung allein einen richtigen Einblick in das historische Werden einer Sprache eröffnet, ist heute wohl auch von den einsichtigen Philologen zugestanden und darum gegen den vom Verf. gewählten Titel nichts einzuwenden. Seine Absicht geht darauf hinaus, die Benützer dieses Handbuchs auf Grundlage der attischen Sprache, deren Kenntnis bei den Studierenden vorausgesetzt werden darf, nur mit gelegentlicher Heranziehung der Formen der anderen Dialekte, deren Fülle und Mannigfaltigkeit einen verwirrenden Eindruck hervorbringen könnte, mit jenem Entwicklungsstadium des Griechischen, welches man als „urgriechisch“ zu bezeichnen pflegt, bekannt zu machen. Der Benützer des Buches wird also nicht nur eingeführt in die Kenntnis der Entwicklung der Formen

der attischen Sprache, sondern es werden ihm durch Kombination auch die Formen der urgriechischen Sprache erschlossen, die wir ideell (oder theoretisch) als die Grundlage sämtlicher Dialekte voraussetzen müssen und deren Rekonstruktion uns zum Teil erst die richtige Einsicht in die einzeldialektischen Erscheinungen ermöglicht. Eine treffliche Vorarbeit hatte der Verf. unseres Handbuches in der griechischen Grammatik von K. Brugmann (3. Aufl. 1900, vgl. Jahrg. 51, S. 511 f.), der sich bekanntlich die noch umfassendere Aufgabe gestellt hat, den historischen Zusammenhang des Griechischen in allen seinen einzeldialektischen Verzweigungen mit der ebenfalls nur ideell zu erschließenden indogermanischen Grundsprache darzustellen. Man wird zugestehen dürfen, daß es Hirt gelungen ist, den von ihm beabsichtigten Einblick in die Geschichte der griechischen Sprache den Lesern seines Buches zu vermitteln, ohne sich deshalb mit allen Einzelheiten der Darstellung in Pausch und Bogen einverstanden zu erklären.

Als die wesentlichste und wichtigste Neuerung in unserem Handbuche muß die Darstellung des Vokalismus bezeichnet werden, welche nach den Ergebnissen der von dem Verf. zunächst in den Indogermanischen Forschungen niedergelegten und dann in seinem Buche „Der indogermanische Ablaut“ (Straßburg 1900) zusammenfassend dargestellten Betrachtungen gestaltet ist. Eine eingehende Darstellung des Hirtschen Ablautsystems kann an dieser Stelle unmöglich gegeben werden, nur soviel sei bemerkt, daß Hirt eine neue Wurzeltheorie aufgestellt hat, indem er die Wurzeln auf indogermanische Basen (einsilbige schwere mono- und diphthongische, leichte; zweisilbige mit derselben Unterabteilung, dreisilbige) zurückführt. Aus diesen Basen werden je nach der Lage des Akzentes die in den einzelnen indogermanischen Sprachen nachweisbaren Wurzelformen gewonnen, je nachdem die Basis in der Form der Dehnstufe, Vollstufe, Reduktions- und Schwundstufe auftritt. Die schon von Streitberg zuerst auf der Münchner Philologenversammlung vorgetragene Lehre von der Entstehung der Dehnstufe erklärt die Länge des Vokals in einem Falle wie idg. **di̯ḗu̯s* als Ersatz für den in der folgenden Silbe verlorenen Vokal, indem die Form auf **di̯éu̯os* zurückgeführt wird. Die Vollstufe hängt mit der Betontheit des Vokals der Basis zusammen, es ist daher selbstverständlich, daß bei zweisilbigen Wurzeln eine zweifache, bei dreisilbigen eine dreifache Gestaltung der Vollstufe möglich ist, je nachdem die erste oder zweite Silbe den Ton trägt (z. B. idg. *ĝénē*, gr. *γενε-*, lat. *gene-*, idg. *ĝenḗ*, gr. *γνωτός*). Die Reduktionsstufe hat zur Voraussetzung, daß der Ton hinter die Basis fällt (z. B. idg. **ĝenē-tó-s*, lat. *gnātus*), die Schwundstufe, daß er vor die Basis fällt (z. B. griech. *πίμπλαμεν* v. d. Basis *pelē*, wobei λα = idg. l̥). Die eben gegebenen Andeutungen

dürften notdürftig ausreichen, um Hirts Ablautsystem, das, wie man sieht, im engsten Zusammenhang mit der Betonung steht, ganz allgemein zu charakterisieren. Ausführlich hat sich damit insbesondere Hübschmann beschäftigt, auf dessen eingehende Besprechung des Hirtschen Ablautsystems im Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde XI 24—56 ich hier verweisen kann. Die Lehre von den indogermanischen Basen, die dereinst durchaus selbständig gewesen sind und in dieser selbständigen Gestalt noch vielfach vorkommen, namentlich in der Komposition und in Imperativformen (vgl. S. 201), hat der Verf. der Erklärung der Erscheinungen auf dem Gebiete der nominalen und verbalen Stammbildung zugrunde gelegt und in konsequenter Verfolgung derselben die verschiedenen Unregelmäßigkeiten der nominalen und insbesondere der verbalen Stammbildung aus der Einwirkung der Betonung auf die den einzelnen Formkategorien zugrunde liegenden verschiedengestaltigen Basen erklärt. Man darf allerdings nicht etwa glauben, daß hiebei die Rechnung überall glatt aufgeht; aber es läßt sich durchaus nicht in Abrede stellen, daß Hirts Ablautstheorie (vgl. außer den früher erwähnten Arbeiten auch seine Ausführungen auf der Bremer Philologenversammlung vom J. 1900, s. Verhandlungen S. 149 f.), mag auch noch im einzelnen manches nicht aufgeklärt sein, in ihrem Kern das Richtige zu treffen scheint. Die konsequente Durchführung dieser Lehre in der Laut- und Formenlehre der griechischen Sprache, die, wie auch Hirt selbst hervorgehoben hat, allerdings die ursprünglichen Verhältnisse am klarsten und durchsichtigsten erkennen läßt, dient derselben ganz sicher zu weiterer Empfehlung.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Pseudacronis scholia in Horatium Flaccum uetustiora recensuit Otto Keller. Vol. I Scholia Parisino-Ursiniana in carmina et epodos. Lipsiae, Teubn. MCMII. 480 SS. kl. 8°.

Die fälschlich mit Acros Namen belegten Scholien — im wesentlichen wohl aus zwei Hauptmassen zusammengestückelt, von denen die eine mit ziemlich reichhaltigen Auszügen aus Porphyrio um das Ende des VI. Jahrh., die andere mit freien Erläuterungen, die auch darnach sind, mindestens anderthalb Jahrhunderte später entstanden sein wird — diese Scholien also waren vier Jahrzehnte lang nur in den mißglückten Ausgaben von Pauly (Prag 1861) und Hauthal (Berlin 1864) zugänglich. Mag nun auch gleich vorneweg zugestanden werden, daß der tatsächliche Wert dieser Scholien sehr gering ist — sie sind nun einmal da, und man muß Keller außerordentlich danken für die Hingebung, mit der er den spröden, oft kaum faßbaren Stoff in der glücklichsten Weise zugänglich gemacht hat. Gering an Wert sind die Scholien jedoch

darum, weil sie weder für Horaz noch Porphyrio auf älterer hss. Grundlage fußen, sondern der Vulgata folgen, weil ihre Verfasser als Schulmeister viel zu gebildet waren, um zu schlecht lateinisch zu reden, sodaß auch die sprachliche Ausbeute an Vulgarismen u. dgl. gering ist. Hingegen sind sie als Probe der Pädagogik des achten Jahrhunderts namentlich in metrischer Hinsicht von hohem Interesse.

Keller hat eine Unzahl Handschriften für die vorliegende Ausgabe benützt; aber wie Holder im Porphyrio den führenden Kodex *Parisinus* 7900 (*saec.* X) allein zugrunde gelegt mit dem verbunden ein *Ursinianus* (aus dem Vatikan) 3257 (*saec.* XII) die ältere Überlieferung von großer Zuverläßigkeit repräsentiert. Lücken und Ergänzungen sind aus jüngeren Hss. gegeben, über deren Zusammengehörigkeit das Vorwort S. VII ff. ausführlich unterrichtet.

Ich kann die Ausgabe als ein Muster einer ausführlichen Edition besonders jüngeren Philologen als eine Art *gradus ad criticen* empfehlen. Zwar wäre ich persönlich etwas weniger konservativ mit dem Texte umgegangen und hätte offenbar Unrichtiges nicht über, sondern unter dem Strich gegeben und die offenbar richtige Konjektur frisch in den Text gesetzt[1]); aber den Vorteil hat Kellers Vorgang, daß man dabei immer der besten Quelle gegenübersteht.

Wenn ich im folgenden einige Beiträge zur Emendation mir beizubringen erlaube, so möge das nur als Zeichen des Interesses gelten, das mir die Arbeit Kellers erregt hat.

C. I 7. 1 *cum diuersis poetis studium sit diuersas insulas oppidaque..... celebrare carminibus, sibi Tibur ⟨i⟩tem esse laudandum*. Hs. *Tiburtem*. C. I 8. 3 [*per*] *cata antiphrasin*. *Per* ist Interpretament zu *cata*.

C. I 10. 3 *VOCE*] *composita, eloqui⟨o⟩, oratione* nach A. C. II 8. 18 das Scholion ist richtig, wenn man *relictura* als Substantiv faßt, wie *pictura, statura, natura : nec relinquunt te, quamuis relicturam minentur*. C. II 12. 5 *ETNIMIVMMERO*] *Intolerabilem et ebrietate fremen⟨tem⟩; ferm̄* A *femen* V. C. II 13. 25 *Sappho poetria de ⟨A⟩eolia fuit, ⟨Aeolide⟩ dialecto... usa* nach Porphyrio und der Parallelstelle zu c. IV 9. 11. C. II 16. 29 *Et ideo dicit nil esse certum homini, dum illum cita mors iuuenem peremerit* (Codd. *punierit* = *pemerit*), *alterum senem consumpserit ante uita comfectum* (Cod. *quam fatum*). C. II 16. 15 *PORRIGET HORA*] *id est uariabilis fortuna; prosperabitur mihi, amara tibi* ist ganz richtig:

---

[1]) z. B. zu Epod. 6, 14 *Bupalum pictorem fuisse apud Laudiomenas* (*scripserat forte Cladiomenas*) *ciuitatem Asiae*. Das ist umständlich. Wie Holder im Porphyrio, wie Götz im kleinen Plautus braucht man ja nur ⟨*C*⟩*la*[*u*]*diomenas* drucken lassen, um verstanden zu werden.

„es wird sich mir günstig erweisen". Ebenda *TEGREGES ⟨CIRCVM⟩*] *circum te.* C. II 17. 6 *Hic autem dicit sine dubio alteram partem non retinendam una pereunte, hoc est se necare superstitem* (Codd. *negare*). C. II 18. 15 *diem die extrudi* (Codd. *excludi* ohne Sinn). C. II 18. 26 *expressit. Dum* .....
C. II 19. 8 *Ut uelut perturbatam ostenderet mentem, ⟨im⟩putat sibi infesto thyrso deum imminere.* C. II 19. 17 *flectis pro gyras, quia et Dionysus Nili fontem sicut Hercules quaesiit* (Codd. *per*). Die Stelle hat ein Romane geschrieben, dem *quaerere* und *gyrare* eins sein konnte wegen des vulgären *circare, chercher.* C. II 20. 20: Soll das Scholion keinen Unsinn ergeben, dann ist im Lemma ⟨*HIBER*⟩ einzusetzen. C. III 4. 3 *ACVTA*] *sonora, liquida, conueniente comoediis* ist richtig, da in der Komödie eben auf der Flöte geblasen wird:

age tibicen, quando bibisti, refer ad labeas tibias!

Ebenda 6. ist zu lesen ⟨*VIDEOR*⟩ *id est uidetur mihi. AVDIRE scilicet cantus uestros;* im Cod. r ist gemeint *quod* ⟨*aud*⟩ *iam.* C. III 19. 18 *INSANIRE IVVAT*] ⟨*i*⟩*dē ebriari.* Das von Keller angenommene **debriari* müßte „nüchtern werden" bedeuten, und er hat es mit Unrecht C. IV 11. 3 in den Text gesetzt:

APIUM ..... *quia tardius* †*dempnatur* (Λ), *qui prandet apio coronatus. V* hat *deponatur, p inebrietur,* letzteres offene Interpolation. Lies: *temptatur* oder *dem̃tatur (dementatur).* C. III 27. 46 *ut indignationem simul cum sexus indicatione monstraret.* Ebenda 66 *ut* ⟨*si*⟩ *pelex sim timens meae pulchritudini* ⟨*s*⟩. Substantivisches Partizip mit dem Genetiv: *metuentior ulla deorum.* C. III 28. 11 ⟨*CANTABIMUS INVICEM*⟩ *id est alternatim cantabimus.* Ebenda zu 12 war nicht *Latonam* zu ergänzen, sondern nur umzustellen

LATONAM] *matrem Dianae*

⟨*SPICVLA CYNTHIAE*⟩] *Dianam* ⟨*significat....*

C. IV 4. 1 *ob insigne*⟨*s*⟩ *uirtutes.* Ebenda 6 sind zwei Scholien durcheinander geraten: 1. *in metaphora aquilae perdurauit dicendo nidum pro familia et domo.* 2. *laborum*] *nobilium uirtutum.*

Ebenda 14 *durior est formido* (Cod. *clarior*). Das. 45 *commemorat ex quo Hasdrubal occisus est a Nerone et Hannibalem iam minorem fuisse et creuisse Romanos. iam more* A, d. h. *iā minorē.* Ebenda 66 *quamuis uictor* ⟨*s*⟩*eis* nach A.

C. IV 5. 10 *CARPATHII MARIS*] *Aeg*⟨*e*⟩*i* nach A oder *Aeg*⟨*e*⟩*i p*⟨*on*⟩*ti* nach den jüngeren Hss. C. IV 6. 16 *AVLAM* ⟨*aulam*⟩. C. IV 8. 30 *fortis et ingen*⟨*u*⟩*us* nach A. C. IV 9. 6 ⟨*CEAEQUE*⟩ *propter Simonidem*...... C. IV 13. 6 falsches Lemma. Lies: ⟨*LENTVM SOLLICITAS*⟩. Ebenda 8 *docta sallere,* d. h. *psallere,* vulgär gesprochen. S. 378, Z. 11 wohl nach A ἐπᾴδει ohne Rücksicht auf das Interpretament. Epod. 10. 23 weist A auf *putidi* (vgl. zu V. 2). Epod. 11, Z. 13 *dactilo*

et ⟨*chor*⟩*iambico.* Epod. 11. 2. Wohl ⟨*cor*⟩*reptio Amoris.* Epod. 12. 5 *dicit se nec putore narium nec hirco* ⟨*ala*⟩*rum falli* nach A, d. h. daß ihm der Geruch „nicht entgehe". Daselbst war zu dem Scholion über *uieta* (421, Z. 8) zu bemerken, daß es aus Porphyrio stammt. Ebenda zu 16 f. haben die Hss.: †*maulistriae Lesbiae imprecatur, quod eum ostendit.* Kellers *aulistria* ist nicht glücklich. Nicht Hausgenossin ist die Lesbia (*αὐλιστρία*), sondern Hexe:

> Sie ließ mich ja in St. Andreas Nacht
> Den künft'gen Liebsten leiblich sehen;

also *Mala istri*⟨*g*⟩*ae imprecatur.* Epod. 13. 13 *si 'pravi'... si*⟨*par*⟩*ui ....*

Hoffentlich findet der verehrte Herausgeber Zeit und Kraft, uns auch bald den zweiten Teil des Buches fertig zu stellen. Wir danken ihm indessen für das Vorliegende, und wenn uns die Gelegenheit sich bietet, wollen wir der Sprache dieses Scholien-sammelsuriums anderswo „das Wasser besehen", wie Lessing sagte.

Wien. J. M. Stowasser.

---

1. Q. Curti Rufi Historiarum Alexandri Magni Macedonis libri qui supersunt. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Th. Stangl. Mit 1 Titelbild, 1 Karte, 1 Mosaikbild u. 4 Plänen. Leipzig, Freytag 1902. 8°, XXIV u. 337 SS. Preis geb. 2 Mk. 50 Pf.

2. Des Q. Curtius Rufus Geschichte Alexanders des Großen. Auswahl für den Schulgebrauch, bearbeitet u. erläutert von Dr. W. Reeb, Oberlehrer am Ostergymnasium zu Mainz. Text. Mit 9 Abbildungen im Text, 3 Einschaltbildern und 1 Übersichtskarte. Leipzig Bielefeld, Velhagen u. Klasing 1902. 8°, XVI u. 176 SS. Preis geb. 1 Mk. 60 Pf. [Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben, herausg. von Prof. Dr. H. J. Müller und Prof. Dr. Oskar Jäger.]

1. Wen das Zwitterhafte der Ausgabe Stangls befremden sollte, der dürfte einigermaßen in der Eingangspartie, die, wie sich noch zeigen wird, schulmäßige Einleitung, *adnotatio critica* und Vorrede zugleich ist, p. XVII die nötige Aufklärung finden. Daselbst liest man: 'Bis zum Herbste des vorigen Jahres war es meine Absicht gewesen, die Neuerungen, die der schon damals gedruckte Freytagsche Text gegenüber dem im In- und Auslande verbreitetsten Vogels aufweist, in einer besonderen Abhandlung, welche die lexikalischen, grammatischen und stilistischen Fragen in den Vordergrund stellen sollte, zu rechtfertigen. Die vollständige Inanspruchnahme durch die Pflichten des neuen Wirkungskreises scheint darnach angetan, die Ausführung jenes Planes um mindestens vier Jahre zu verzögern.' Daraus glaubt Ref. entnehmen zu müssen, daß der Herausgeber ursprünglich eine kritische oder auch nur eine bloße Textausgabe in Aussicht genommen hatte,

deren Grundlagen zu rechtfertigen nachträglicher Darstellung vorbehalten sein sollte. Da St. an der Durchführung dieses Planes gehindert wurde, so zog er es vor, die unfertigen Ergebnisse seiner Arbeit, deren Abschluß in unabsehbare Ferne gerückt ist, in der Form einer Schulausgabe zu veröffentlichen, von der man keine vollständige Rechtfertigung des gegebenen Textes verlangt. So denkt sich Ref. den Hergang. Was St. bietet, ist wissenschaftlich allerdings hoch bedeutsam. Die Eingangspartie enthält als I. Abschnitt 'Curtius' Alexandergeschichte nach Inhalt und Form betrachtet'. Daran schließt sich Abschnitt II: 'Der Text der vorliegenden Ausgabe weicht von Theodor Vogels Stereotypdruck bei Teubner an folgenden Stellen ab...'. Was hierauf über die gegenwärtige Aufgabe der an Curtius zu übenden Textkritik vorgetragen wird, wird jederman dem Prinzipe nach billigen müssen. Allein der Leser wird mit dem unangenehmen Gefühle entlassen, daß St. noch mehr, ja viel mehr Stoff gesammelt hat, zu dessen Mitteilung ihm eben die Zeit mangelt.

Um dem Buche den Charakter der Schulausgabe zu geben, sind Karten, Pläne und Abbildungen beigefügt, zum Teil entnommen der im gleichen Verlage erschienenen Ausgabe von Reich, die als Schulbuch entschieden höher steht als die Stangls. Vom Standpunkte des Schulbedürfnisses ist die das Verständnis vorzüglich fördernde Interpunktion hervorzuheben. Ob es jedoch notwendig oder auch nur rätlich erscheint, den Acc. c. inf. vom regierenden Satze durch Komma abzutrennen, ist fraglich. Lücken durch kritische Zeichen zu markieren statt sie sinngemäß auszufüllen, ist verwerflich, desgleichen der kursive Druck von Worten, die nach Konjektur eingesetzt sind. Mißlich ist, daß auf S. 206 fünf Zeilen hintereinander (§ 44 und 45) durch Verschiebung von Lettern unleserlich geworden sind. — Im 'Verzeichnis der Eigennamen' (wo Reichs Ausgabe ausgenutzt erscheint) fehlt unter *Syria* der Hinweis, daß Curtius das Wort auch = *Assyria* (V 1, 35; VII 8, 18) gebraucht.

2. In der Einleitung behandelt R. nebst Curtius' Leben und Schriftstellerei auch die Geschichte Alexanders des Großen bis zum Jahre 333. Über den Text, der in Abschnitte mit den nun allgemein üblichen Überschriften und Randnoten zerfällt, ist wenig zu bemerken. R. beginnt mit dem 3. Buch, verschmäht also hier die Ergänzungen Freinsheims, von denen jedoch V 13 (Tod des Dareus) Gebrauch gemacht ist. Im übrigen haben wir es durchaus mit einer für Schulzwecke vernünftig zugerichteten Chrestomathie zu tun. Es sind größere und kleinere Partien weggelassen, die durch eingelegte deutsche Texte ersetzt sind. Doch werden auch sonst einzelne Stellen gestrichen, die entweder entbehrlich oder in der Schule anstößig sind, ohne daß deren Inhalt angegeben wäre. So V 15, 10 f.; IX 2, 7. — IV 15, 20 f. ist der Irrtum des Schriftstellers, der *laevum* und *dextrum cornu* verwechselt, still-

schweigend korrigiert; ähnlich VIII 14, 18. — Auf eigene Faust hat R. den Text, den er nach Reich und Stangl bietet, wohl selten geändert. III 10, 4 findet sich ein unmögliches Plusquamperfekt: *cumque agmini obequitaverat, . . alloquebatur.* Vermutlich wollte R. für das überlieferte *obequitaret* wegen der iterativen Bedeutung das klassische Impf. des Indikativs einsetzen: allein warum ließ er V 13, 8 *cum res locusque posceret, pedestris acies erat* unberührt?

Wien. J. Golling.

Dr. Karl Ploetz, Lateinische Vorschule. 10. Aufl., bearbeitet von Otto Höfer, Oberlehrer am Wettiner Gymnasium zu Dresden. Berlin, Verlag von A. G. Ploetz 1901. 8°. VIII und 176 SS. Preis geb. 1 Mk. 80 Pf.

— — —, Lateinische Grammatik mit einer Wortkunde (Fortsetzung der Vorschule), bearbeitet von Otto Höfer. Berlin, Verlag von A. G. Ploetz 1901. 8°. VIII und 407 und 63 SS. Preis 3 Mk. 60 Pf.

Die von Dr. K. Ploetz herausgegebenen lateinischen Übungsbücher haben dieselbe Einrichtung wie die vielverbreiteten französischen. Die einzelnen Lektionen, welche in den zwei zur Besprechung vorliegenden Büchern je eine Seite ausfüllen, enthalten das grammatikalische Pensum, den dazu gehörigen Übungsstoff und die zur Einübung notwendigen Vokabeln, bezw. Phrasen.

Die Vorschule besteht aus dem methodischen Elementarbuche mit 120 Lektionen, der systematischen Elementargrammatik und aus dem lateinisch-deutschen und deutsch-lateinischen Wörterverzeichnisse. Der darin behandelte Lehrstoff umfaßt die regelmäßige Formenlehre samt den Deponentia und den Verben auf -io nach der III., also beiläufig den Lehrstoff unserer I. Klasse. Die 10. Auflage zeigt in den lateinischen und deutschen Stücken zweckmäßige Änderungen und Erweiterungen. Von zusammenhängenden Stücken sind 18 neue dazugekommen; die Elementargrammatik dagegen hat eine Kürzung erfahren; während sie in den älteren Auflagen 134 Seiten hatte, zählt sie jetzt nur 32. Die Erklärung hiefür liegt darin, daß diese Grammatik früher den 1. Teil des Buches „Fortsetzung zur Vorschule“ bildete, nunmehr aber, wie erwähnt, in der „Vorschule“ selbst ihren Platz hat. Auch im Wörterverzeichnisse ist eine zu billigende Neuerung vorgenommen worden, daß nämlich im lateinisch-deutschen Teile hinter dem lateinischen Worte nicht mehr die Bedeutung, sondern die Stelle verzeichnet ist, wo es das erstemal vorkommt. Dadurch wird der Schüler veranlaßt, das Wort im Zusammenhange mit anderen anzusehen, wobei auch diese wieder aufgefrischt werden. Die Anordnung des Übungsstoffes ist im großen und

ganzen der der Grammatik entsprechend; doch wird vor der dritten Deklination das Hülfszeitwort *sum* vollständig und ebenso von der ersten Konjugation der Ind. Präsentis und Perf. im Activum und Passivum durchgenommen. In der ersten Lektion stehen lauter Sätze mit dem Genetiv, in der dritten mit dem Dativ und Akkusativ, im vierten Sätze mit dem Vokativ, in den darauf folgenden Lektionen, welche die vier anderen Deklinationen behandeln, werden die Kasus ohne diese Beschränkung angewendet.

In den 120 Lektionen, welche zumeist aus einem lateinischen und deutschen Stücke bestehen, finden sich 86 zusammenhängende Stücke, die übrigen enthalten Einzelsätze. Der Inhalt ist in beiden vorwiegend der griechischen und römischen Geschichte entnommen und sohin für die Schüler anregend und wissenswert; auch die Sätze mit anderem Inhalte kommen dem Gedankenkreise der Jugend entgegen. Von den zusammenhängenden Stücken sind die ersten in Lektion 4 *Vita agricolarum* und L. 8 *De Germanis* bei dem beschränkten Sprachmaterial, über das der Verf. verfügen konnte, minderwertig und wären besser weggeblieben. Dagegen sind die weiteren, wo er sich freier bewegen konnte, gut und einige wie 67 B „Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst", und 120 „Kaiser Wilhelm I." geradezu Musterstücke.

Die Form der lateinischen und deutschen Sätze ist korrekt. Für eine neue Auflage möge folgendes angemerkt werden: In L. 33 B, welche von dem zweiten punischen Kriege handelt, liest man *Carthaginienses magno numero navium longarum privati sunt. Sed Scipio apud Romanos... in magno honore erat.* Hier ist die Verbindung an und für sich auffällig und doch wenigstens das fortsetzende *autem* vorzuziehen. In L. 67 ist in dem ersten Satze *Belgae tertiam Galliae partem occupant* statt *occupant* vielmehr *obtinent* zu setzen, da das erstere in der Bedeutung 'einnehmen' nur bei Sueton an zwei Stellen, wo von Zirkussitzen die Rede ist, gebraucht wird.

Zu den allgemeinen Verbesserungen im deutschen Texte gehört die Setzung des Imperfekts in der Erzählung statt des Perfektums; leider ist sie nicht überall durchgeführt, wie es auch für diese Stufe des Unterrichtes nötig wäre. In L. 67 B fällt die Wendung auf „Die Franzosen wurden durch Blut und Mord ergötzt". Da der Verf., um ein gutes Deutsch zu geben, vielfach freiere Wendungen gebraucht, so wäre es naheliegend, auch hier zu schreiben „Sie ergötzten sich an Blut und Mord".

Die Ausstattung ist gut, der Druck deutlich und fehlerfrei; bezüglich der lateinischen Orthographie fällt die Verwendung von *epistola* st. *epistula* (z. B. L. 76) auf.

Die 4. Auflage der Fortsetzung der Vorschule, vom Verf. „Lateinische Grammatik" genannt, ist eine vollständige Neubearbeitung. Sie enthält 386 Lektionen gegen 123 der 3. Aufl., den römischen Kalender, ein alphabetisches Verzeichnis

der unregelmäßigen Verba und ein genau gearbeitetes Register, welches teilweise die mangelnde systematische Zusammenfassung der syntaktischen Erscheinungen ersetzen hilft. Der in den 386 Lektionen behandelte Lehrstoff umfaßt die unregelmäßige Formenlehre und die syntaktischen Regeln, wie sie in der II., III. und IV. Klasse gelehrt werden. Grammatik und Übungsstoff sind hier noch enger vereint als in den früheren Auflagen. Denn während noch in der 3. Aufl., wie bereits erwähnt, eine selbständige systematische Grammatik den ersten Teil des Buches bildete, wird hier mangels einer solchen jeder Lektion das Grammatikalische vorausgeschickt, an welches sich die Übungssätze anschließen.

Die Anordnung des Lehrstoffes ist folgende: An erster Stelle werden die wichtigsten syntaktischen Erscheinungen behandelt: *Perf. histor.*, *Imperf.*, *dum* während, *postquam*, *ut primum*, *cum causale* und *historicum*, *Acc. c. Inf.*, *ut*, *ne*; *timeo*, *ne (ne non, ut)*; *ut non*; *non dubito*, *quin* (L. 16); darauf folgen die *Verba anomala* bis L. 34, auf diese die Lehre vom *Gerundium*, *Gerundivum*, *Participium coni.*, *Ablat. absol.*, direkte und indirekte Frage, *Pron. reflex.*, *is*, *ea*, *id* (L. 50).

Den Herausgeber hat bei dieser Zusammendrängung der syntaktischen Regeln die löbliche Absicht geleitet, die Schüler möglichst zeitlich an die sichere Handhabung dieser zu gewöhnen; indes wäre meines Erachtens dasselbe Ziel bequemer zu erreichen, wenn die Schwierigkeiten weniger gehäuft würden.

In L. 51—60 werden die unregelmäßigen Perfekte vorgenommen, die ausführlichere Behandlung der Hauptlehren der Kasus- und Satzlehre aber hat ihren Platz in dem Abschnitte von der Erweiterung und Wiederholung der Deklination, der Komparation und der Zahlwörter (L. 161—360).

Den Schluß bildet eine zusammenhängende Darstellung der Pronomina in 18 Lektionen. Dazwischen schieben sich zahlreiche und umfangreiche Wiederholungen; diese sollen nach den Worten des Verf. Ruhepunkte bezeichnen, bei denen Halt gemacht werden soll und von denen nicht früher weiter gegangen werden darf, bis die Schüler das Zugelernte vollständig beherrschen und ein sicheres Können sich erworben haben. Eine nicht zu unterschätzende Beigabe bietet die Phraseologie, welche die unregelmäßige Formenlehre bereichert und begleitet.

Den Übungsstoff dieser Auflage bilden Einzelsätze und 45 zusammenhängende Stücke, bisweilen in einem Umfange von 3 Seiten. Sie alle sind mit wenigen Ausnahmen neu; die lateinischen sind entweder wörtlich klassischen Schriftstellern entnommen oder mit Geschick nachgebildet und bereiten so auf die Lektüre vor. Die deutschen Übungssätze und zusammenhängenden Stücke, welche die lateinischen bei weitem überwiegen, bezwecken nach den Worten des Herausgebers durch fortwährende Wiederholung des früheren Lehrstoffes die notwendige Sicherheit in der Formen-

lehre und Beherrschung der Hauptregeln der Syntax. Diese Wiederholung erleichtern zahlreiche Verweisungen auf Regeln und Phrasen der früheren Lektionen. Dieses Überwiegen der deutschen zu Ungunsten der lateinischen Sätze, welches in dem französischen Übungsbuche eine Berechtigung hat, ist bei einem Buche zum Unterrichte in einer klassischen Sprache nicht zu billigen, wo neben formalen auch ideale Zwecke in Betracht kommen.

Die Ausführung ist aber im allgemeinen gut. Im einzelnen sei folgendes bemerkt: In dem grammatischen Teile der L. 49 sind die nicht innerlich abhängigen Sätze aufgezählt, bei denen das Personalpronomen durch die obliquen Formen von *is* ausgedrückt wird. Dabei waren auch die Konzessiv- und Vergleichssätze zu erwähnen, da L. 249, S. 12 ein Komparativsatz vorkommt, bei dem auf diese Lektion verwiesen ist. L. 322 gibt Höfer als Grundregel für den Konjunktiv an: „Der Konjunktiv stellt den Satzinhalt als Vorstellung oder möglich hin". Das ist zwar nicht unrichtig, aber zu allgemein. Seiner Gebrauchsweise entspricht die doppelgliedrige Definition: Er ist Modus des zu Verwirklichenden und der Vorstellung. In derselben Lektion „der Konjunktiv bezeichnet eine milde Behauptung" statt „gemilderte". L. 328 und 331 fehlt bei *dum*, „bis" und bei *priusquam* die Regel über das Tempus. In L. 337 liest man beim sogenannten Falle der Wirklichkeit: „die Bedingung gibt als wirklich, die Folge ergibt sich als notwendig". Es ist nicht rätlich, bei diesen Sätzen von Wirklichkeit zu reden. Zutreffend erklärt z. B. Goldbacher in seiner lat. Gr. die Bedeutung des Indikativs im Vordersatze des ersten Falles „Im Vordersatze steht der Indikativ aller Tempora, wenn eine Bedingung schlechthin ohne Rücksicht auf deren Eintreffen oder Nichteintreffen hingestellt wird, nur um des Verhältnisses zum Nachsatze willen".

In der Phraseologie hat der Herausgeber mit pädagogischem Takte schwierige Wortgruppen eingehend behandelt; so das vieldeutige und nicht immer leicht zu übersetzende *afficio* mit Abl., auch in den zahlreichen Beispielen über den Genetiv bei Partizipien und anderen wichtigen Wortgruppen gibt er die Anleitung zu genauer und doch geschmackvoller Übersetzung.

Betreffs des sprachlichen Ausdruckes im Lateinischen wäre bei einer neuen Auflage folgendes zu berücksichtigen: L. 8 kommt der Acc. c. Inf. so oft vor, daß die Darstellung an Natürlichkeit verliert. L. 115, S. 6 „Willfahre nicht denjenigen, welche dich zum Schlechten verlocken!" (Konj.). Es ist nicht einzusehen, warum bei „verlocken" der Konj. stehen soll; übrigens fehlt nach dem zitierten Satze das Rufzeichen. L. 138 vermißt man bei den Komposita von *sisto*, ebenso im Wörterverzeichnisse *subsisto*, welches L. 144, S. 11 vorkommt. In L. 154 heißt es: *reminiscor (alicuius rei);* da aber über den Akk. nichts gesagt ist, bleibt dieser in dem Satze 9 derselben Lektion *Alcibiades lacrimas*

profudit pristini temporis acerbitatem reminiscens für den Schüler auffällig.

Auch der deutsche Ausdruck erfordert in manchen Fällen eine Verbesserung. L. 13, S. 10 „Cäsar schickte den Crassus gegen die Aquitanier, damit von diesen den Galliern nicht Hülfstruppen geschickt würden" ist für „nicht" „keine" zu schreiben. L. 44, 11 ist die Wortstellung: „Gelobt werden muß die Tapferkeit" nicht zu billigen. L. 140, 13 „durch die Rede verteidigen". L. 218 „Nachdem Solon Wahnsinn geheuchelt hatte, einen Plan, welchen er sorgfältig verheimlicht hatte, sprach er". L. 232, 13 „die Veneter rüsteten sich für die Größe der Gefahr zum Kriege". L. 241 „Was zur Überstehung einer Belagerung gebraucht wird". Eigentümlich ist der in L. 254 dreimal wiederkehrende Ausdruck „es" in S. 2, 4 u. 8. L. 264, 14 „Wer kann sich rühmen, daß er nichts getan hat, das er nicht später bereut habe?" Verschroben ist L. 277, 14 „die Geheimnisse dürfen, was Platos Ansicht betrifft, von Knaben nicht gelesen werden".

Das Wörterverzeichnis läßt die Schüler selten im Stiche. Abgängig ist die Bedeutung für „einschreiten, Festgewand, verstopft, Rätsel".

Die Ausstattung ist allen Anforderungen entsprechend, der Druck deutlich. Von Druckfehlern habe ich nur bemerkt: L. 5, 3 *Caesari* statt *Caesar* und L. 136, 2, wo für *ad Cannas* vielmehr *ad Zamam* zu schreiben ist.

Die besprochenen zwei Bücher tragen, wie aus dem Gesagten hervorgeht, ohne auf systematische Übersichtlichkeit Anspruch zu machen, einem praktischen Bedürfnisse des Unterrichtes Rechnung, indem sie auf eine möglichst schnelle und doch sichere Erlernung der Sprache abzielen. Man kann mit dem Lehrverfahren selbst nicht einverstanden sein; das aber wird man dem Herausgeber zugestehen müssen, daß seine Bearbeitungen namentlich des zuletzt besprochenen Buches Lob verdient. In diesem Sinne seien die Bücher der Aufmerksamkeit der Fachgenossen empfohlen.

Teschen. Hermann Bill.

Übungsstoff für die Mittelstufe des lateinischen Unterrichts. Unter Zugrundelegung der „Aufgabensammlung zur Einübung der lateinischen Syntax" von Dr. Ferdinand Schultz, bearbeitet von Dr. Anton Führer. 2. Teil: Für Obertertia und Untersekunda. 2. Doppelauflage. Paderborn, Druck u. Verlag von F. Schöningh 1900.

Die zweite Auflage des zweiten Teiles der Mittelstufe für Obertertia und Untersekunda unterscheidet sich von der ersten besonders dadurch, daß zur gründlicheren Einübung der Hauptgesetze der hier behandelten Syntax den zusammenhängenden Stücken der ersten sechs Abschnitte nunmehr Einzelsätze vorausgeschickt werden,

die zumeist an den bereits erworbenen Wortschatz anknüpfen. Nur hätte dieses Verfahren konsequenterweise allseitig durchgeführt werden sollen. Der Übungsstoff enthält neben freien Aufgaben zahlreiche Stücke im Anschluß an Cäsars gallischen Krieg (V—VII), die erste Dekade des Livius und Ciceros Catil. Verschwörung. An die sorgfältig gearbeitete Wortkunde schließt sich ein Verzeichnis der Eigennamen. Der reichhaltige Übungsstoff gestattet dem Lehrer jederzeit, eine den Bedürfnissen der Klasse entsprechende Auswahl der Stücke zu treffen. Der Stoff ist glücklich gewählt und zweckmäßig verarbeitet. Es ist dem Verf. gelungen, sich von jeder Verwässerung des Inhaltes fernzuhalten und durch dessen freie Wiedergabe das Verständnis des Gelesenen wesentlich zu fördern. Daß die Übungsstücke im allgemeinen ein einwandfreies Deutsch aufweisen, soll besonders hervorgehoben werden. Gleichwohl wird der Verf. bei einer neuen Auflage in dieser Beziehung manche Unebenheiten beseitigen müssen, um den Wert des Buches auch nach dieser Richtung zu erhöhen. Es empfiehlt sich hiebei, eine größere Einschränkung der Daß - Sätze eintreten zu lassen, der Parataxis den Vorzug vor der Hypotaxis einzuräumen und jede Breite und Umständlichkeit des Ausdruckes zu vermeiden. Noch immer begegnen wir allerlei Einschachtelungen, die eine gewisse Schwerfälligkeit der Sprache zur Folge haben. Der Satz z. B. Nr. 71 'Freilich scheint es nicht, daß Ajax geschrieben habe, von dem Homer berichtet, daß er ein Zeichen in ein Steinchen eingeritzt' ist für den ersten Blick unklar. Unmittelbar vorausgeht der deklarative Relativ-Satz: 'was eine Art von geschriebenem Brief gewesen zu sein scheint'; 'scheint' an allen Ecken und Enden! Sechs Zeilen früher lesen wir das unvermeidliche 'von denen (Gedichten) man glaubt, daß . .' und fünf Zeilen früher: 'Kadmus wenigstens, von dem man erzählt, daß er . .' Der Satz § 180 'Von Claudius aber, demjenigen, der später Kaiser war, wissen wir, daß er als Jüngling auf Ermunterung des T. Livius eine Geschichte zu schreiben unternommen hat, woraus hervorgeht, daß Livius mit den Fürsten des Staates selbst nähern Umgang gehabt hat' bedarf dringend einer Vereinfachung seiner Form. Der Deutsche meidet hier sicherlich das Determinativ-Pronomen, zieht die Redeweise 'dem späteren Kaiser' vor, verwandelt das regierende Verb 'wir wissen, daß . .' in einen adverb. Ausdruck und zieht dem rel. Pronominal-Adverb 'woraus' die parataktische Anknüpfung mit 'daraus' vor. Der Verf. entschließe sich, mit der Überlieferung gründlich aufzuräumen, gönne solchen lateinischen Fügungen ein bescheidenes Plätzchen in den Einzelsätzen, wo sie in festen Klammern die vermittelnde Rolle zu verständnisvollem, richtigem Deutsch übernehmen mögen; denn nur dann wird die Verstandestätigkeit der Schüler in anregender Weise in Anspruch genommen und das Übersetzen aus dem Deutschen ins Latein seiner geistbildenden Aufgabe genügen.

Die Ausstattung des Buches ist anständig, der Druck korrekt.

Wien. Dr. M. Tschiassny.

Von und über Görres.

Dr. Augustin Wibbelt, Joseph Görres als Literarhistoriker. Köln 1899. 80 SS. 8°. (Zweite Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1899.) Preis Mk. 1·50.

Franz Schultz, Joseph Görres als Herausgeber, Literarhistoriker, Kritiker im Zusammenhange mit der jüngeren Romantik. Berlin, Mayer & Müller 1902. X und 248 SS. 8°. (Palästra, Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, von Alois Brandl und Erich Schmidt, XII.) Preis 7 Mk.

Dr. Franz Schultz, Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres aus den Jahren 1804 und 1805. Köln 1900. 88 SS. 8°. (Dritte Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1900.) Preis Mk. 1·80.

Das Thema der beiden ersten Schriften wurde 1897 von der Grimmstiftung der Berliner Universität zur Bearbeitung ausgeschrieben. Es ist dem Verf. der preisgekrönten Abhandlung nicht entgangen, daß diese Themastellung keine besonders glückliche war. Seitdem die romantische Geistesrichtung fertig ausgebildet war, stand ihr als oberste Aufgabe vor Augen, alle Wissenschaften mit einem Geiste zu durchdringen und von einem Gesichtspunkte aus zu betrachten; sie nannten das Enzyklopädie. Wer untersuchen und darstellen will, was die Romantik im allgemeinen oder ein einzelner Romantiker im besonderen geleistet hat, der muß sich deshalb über die einzelnen Disziplinen stellen und auf die geistigen Bänder achten, welche die einzelnen Wissenschaften zu der allgemeinen romantischen Wissenschaftslehre verbinden. Das ist in erhöhtem Maße bei Görres Forderung und Bedürfnis, der niemals ein ordentlicher Fachgelehrter gewesen ist und dennoch die Fachgelehrten der verschiedensten Disziplinen in den Bann seiner Ideen gezwungen hat. Sowie das Thema einmal gestellt war, mußte von vornherein derjenige einen Vorsprung für die glückliche Lösung haben, der es am weitherzigsten auffaßte und, wenn er die Ideen schon nicht über das Thema hinaus von ihren Ausgangspunkten bis an ihre Endpunkte verfolgen durfte, doch innerhalb des Themas selbst ihren Eingangspunkt und Ausgangspunkt aufzeigen konnte. Das hat Franz Schultz getan und ihm ist daher auch mit Recht der Preis zugefallen.

Die Schrift von Wibbelt bietet in dieser Hinsicht nicht mehr, als was Scherer in seiner Monographie über Jakob Grimm angedeutet oder ausgeführt hat. Nur das Verdienst, auf die schwer zugänglichen Aurora-Aufsätze zuerst näher eingegangen zu sein, darf ihm zuerkannt werden; aber auch hier hat ihn sein Rivale sowohl durch gründlichere Forschung als auch durch ein vollständigeres Material überboten, indem er Beiträge von Görres nicht bloß im Jahrgang 1804, sondern auch im Jahrgang 1805 aufgefunden hat. Auch ist Wibbelts Arbeit im einzelnen nicht

sehr zuverlässig; z. B.: S. 10, Z. 12 lies 'im Sommer 1808' anstatt '1807'; S. 13, Z. 2 von unten lies 'Band V' anstatt 'IV'; S. 68, Z. 4 steht, hoffentlich nur als Druckfehler, die merkwürdige Lesart der berühmten Verse: 'Vom Vater hab' ich die Natur' (!), zu denen bemerkt sein mag, daß Görres so ziemlich das Gegenteil sagt, wenn er Goethe von Vaters Seite mit reicher geistiger Apanage ausgestattet, von Mutters Seite mit dem Fette der Erde gesalbt sein läßt.

Franz Schultz besitzt die unentbehrliche Vorbedingung für jede Arbeit auf dem Gebiete der älteren und der jüngeren Romantik: er ist in den Schriften der älteren Romantiker sattelfest und daher in der Lage, die Fäden bis an ihren Ausgangspunkt zurückzuverfolgen. Die großen Zusammenhänge hat er meines Wissens nirgends verfehlt; im einzelnen werden hier vier Augen immer mehr sehen als zwei, und es wird auch manches dem subjektiven Ermessen anheimgestellt bleiben müssen. So hat Görres im Kolleg (S. 67) gewiß nur Novalis' Urteil über den Wilhelm Meister wiedergegeben, auf dessen Hymnen an die Nacht auch die Klage über die Vernichtung des Alten (S. 90, Heilborn I 325 f.) zurückgeht. Bei den Volksbüchern (S. 84 ff.) hätte es doch Erwähnung verdient, daß Görres nach den älteren Biographen schon als Kind, also vor Tieck, Volksbücher gelesen hat (z. B. Galland 112), und daß die Reichardsche Bibliothek der Romane im XX. Band auch eine Bibliographie der Volksbücher enthält (S. 86 unten). Der „schlackenlose Metallkönig“ (S. 92) ist eine Anspielung auf das Lilienmärchen von Goethe, dessen Wunderhornrezension auch das Wort „stammhaft“ (S. 98) entlehnt ist. Die Hypothese eines kolossalen Epos, von dem die Nibelungen nur Trümmer sein sollten (S. 158), steht ebenso wie die spätere Hypothese Jakob Grimms von einem großen Tierepos im Zusammenhang mit der Schellingschen Kunstlehre, die auch immer über die empirischen Kunstwerke hinaus zu der Konstruktion eines allgemeinen Kunstgebäudes strebt; und auch Görres' Satz (S. 208), daß jeder Stein nur eine Lösung sei, welche die Natur dem Geheimnisvollen abgewonnen hat, ist nur ein anderer Ausdruck für den Grundgedanken der Schellingschen Naturphilosophie, nach der jeder Stein ein Symbol des Unendlichen ist. Friedrich Schlegel hätte noch öfter herangezogen werden sollen. Sein Satz von der Verbindung der Eisenkraft des Nordens mit der Lichtglut des Orientes (der wieder auf Schellings Verbindung von Licht und Schwere zurückgeht) liegt den Worten Görres' (S. 115) von dem heiligen Fabelland des Südens und dem nordischen Eisenlande zugrunde. Die Verwandtschaft der deutschen Poesie und Sprache mit der persischen (S. 139), die nachher Hammer-Purgstall zu den abenteuerlichsten Parallelen verleitet hat, ist schon Friedrich Schlegel aufgefallen; wie mir R. Payer von Thurn mitteilt, sollen aber schon im XVII. Jahrhundert deutsche und niederländische Sprachforscher darauf aufmerksam geworden

sein. S. 141 hätten die Nachrichten Fr. Schlegels über provençalische Handschriften in der Europa Erwähnung verdient. Endlich ist Friedrich Schlegels Gegenüberstellung der orientalischen und der europäischen Literatur in der Europa auf Görres Mythengeschichte (S. 159) nicht ohne Einfluß gewesen. Es ist, da Hayms Darstellung leider unmittelbar vorher abbricht, zuwenig bekannt, daß Friedrich Schlegel den Gegensatz von antik und modern, klassisch und romantisch in der Europa durch den höheren Gegensatz von europäisch (= antik + modern, südlich + nördlich) und orientalisch überwunden hat, und daß er jetzt der Zerklüftung des modernen Europa in der Religion, Wissenschaft und Dichtung die Einheit des Orientes in Religion, Wissenschaft und Dichtung gegenüberstellt; daß also europäisch und orientalisch bei ihm nun genau in demselben Gegensatz stehen wie früher die Zerrissenheit der modernen Bildung zu der Einheit der antiken. Görres geht weiter und sucht die Reste dieser alten Einheit in den verworrenen Anschauungen der europäischen Völker zu finden. Aber auch, wenn er in seinen mythologischen Träumereien von Priesterschulen und Dichterschulen redet (S. 164), denkt man daran, daß Friedrich Schlegel, in Scaligers und Winckelmanns Bahnen wandelnd, nicht bloß in seiner frühesten Zeit von den Schulen der griechischen Poesie gehandelt hat, sondern auch noch in der Europa gleich bereit war, auf Grund einer Stelle in Wolframs Parzival von einer Kölnischen Malerschule zu reden — wieder ein solches Schlagwort, das man bei gehöriger Aufmerksamkeit jede Woche mit einem Dutzend Zitaten belegen, aber nur nach jahrzehntelangem Sammeln geschichtlich bestimmen kann! Und endlich, wenn Görres (S. 200) in einem großen Werke den Geist des Mittelalters durch alle Disziplinen verfolgen wollte, so liegt hier wieder stillschweigend der Gedanke der Enzyklopädie zugrunde, wie sie den Schlegel vorschwebte. Mit Heine endlich (Florentinische Nächte) berührt sich Görres (S. 213) als nachahmender Schilderer des Paganinischen Geigenspiels. Etwas Ähnliches hatte er schon im Uhrmacher Bogs versucht, über den Schultz (S. 61 f., 209, 213 f., 243) im Vorbeigehen sehr förderlich handelt, während mir Wibbelts Ausdeutung des doppelten Gesichtes auf Brentano und Arnim sehr gezwungen vorkommt. Ich möchte aber doch darauf aufmerksam machen, daß der klassische Uhrmacher, der der Vorliebe für alte Kirchenmusik verdächtigt wird, eine kaum zu verkennende Ähnlichkeit mit dem Heidelberger Juristen Thibaut, dem Gegner Savignys, hat, der mit ihm die schwankende Haltung zwischen den Klassikern und Romantikern und die große Vorliebe für Musik, auch die Kirchenmusik Paläastrinas, gemein hat (vgl. G. Weber, Heidelberger Erinnerungen, Stuttgart 1886, S. 134 ff.).

Der Anhang enthält Briefe von Görres an Arnim, die vollständiger gleichzeitig von Steig in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern X abgedruckt sind und über deren Wortlaut und Kommentar

sich eine Kontroverse zwischen den beiden Herausgebern entsponnen hat: vgl. Euphorion IX 202 ff. S. 235 ist das Görres ebenso wie Arnim und Brentano geläufige 'Der Tebel hohl mer' natürlich Zitat aus dem Schelmuffsky, der den Freunden ebenso vertraut war, wie die Insel Felsenburg, von der sie auch den Verfasser noch kannten (Steig I 268, vgl. 264, 276, 281, 283, 362).

Zu den biographischen Abschnitten bemerke ich, daß Sepp (S. 5) die Bekanntschaft Görres' mit Brentano bis auf die Schulbank zurückführen will. Von den leider nicht seltenen Druckfehlern korrigiere ich bloß S. 130, Anm. 1, Z. 2 'Leser' statt 'Lehrer'. Leider fehlt der tüchtigen Arbeit ein Register, das man auch sonst in den Publikationen der „Palästra" oft vermißt.

Ich gestehe gern, daß Görres, wenn ich nach längerer Zeit wieder zu ihm zurückkehre, auf mich stets von neuem hinreißend und begeisternd wirkt. Und so hat mir der Neudruck der Aurora-Aufsätze, den Schultz in dem dritten Schriftchen veranstaltet hat, eine wahre Freude bereitet. Görres steht hier schon ganz auf dem Boden der Romantik und im wesentlichen noch auf dem Standpunkt der Schlegel. Wie Friedrich Schlegel erörtert er den Gegensatz von antiker und moderner Dichtung, wobei er der antiken mit Winckelmann Einfalt und stille Ruhe, der modernen mit Friedrich Schlegel seltsame Verworrenheit, schneidende Kontraste, bizarre Verrenkungen zuschreibt; er führt den Gegensatz noch weiter, indem er die modernen wiederum in antik-moderne und mit einer der bei den älteren Romantikern beliebten Potenzierungen in modern-moderne unterscheidet. Als eigentlichen Repräsentanten des modernen wilden Durcheinandertreibens von regellosen Kräften betrachtet er Jean Paul, der zeitlebens sein Liebling geblieben ist; an seine Frauencharaktere anknüpfend, erörtert er den Gegensatz der Geschlechter; denn Jean Paul ist ihm der Dichter der Frauen. Wie Friedrich Schlegel, so sucht auch er die Epochen in Goethes Werken zu unterscheiden: echt romantisch vergleicht er sie das eine Mal mit den Jahreszeiten, das andere Mal mit den Perioden der griechischen Plastik. Ein intimes Verhältnis zu Goethe hat er trotzdem nicht gefunden und sehr bald urteilt er so kühl, wie Novalis, über den Wilhelm Meister. Entschieden wendet er sich gegen das Urteil der Aufklärung über das Mittelalter, wie es ihm besonders bei Meiners entgegentrat; und der Satz, den er hier niederschreibt: „unsere Schilderungen des Mittelalters beweisen am besten, daß wir selber noch im wahren Mittelalter leben", könnte ganz so bei W. Schlegel in den Berliner Vorlesungen oder bei Tieck stehen, wo immer mit dem Wort „Mittelalter" Fangball gespielt wird. Und noch heftiger als die Schlegel wettert Görres gegen die Schlechtigkeit des gegenwärtigen Jahrhunderts, die verrottete Jammerkritik der Zeit, die das Gute nur verfolgt und anfeindet: nur verwandte Geister können nach Görres über Genies richten. Auch bei Görres, wie bei den Schlegel und bei Novalis,

liegt überall der Kantische Gegensatz von Begriffen (Verstandesbegriffen) und von Ideen (Vernunftideen) zugrunde; und die Ideen vermögen sich auch bei ihm, wie bei den Schlegel, nur durch gewaltsame „Revolutionen“, deren Görres vier erörtert, die Bahn zu brechen. So wundert es uns auch nicht mehr, ihn sehr laut im Preis der älteren Romantiker zu finden: Friedrich Schlegel ist ihm für seine Zeit, was Lessing für die seinige war; an Novalis finden sich viele Anklänge, seine Mystik zieht Görres an; aber auch die kleineren schätzt und überschätzt er, besonders die beiden Damen Sophie Bernhardi und Sophie Mereau-Brentano. Und Hölderlin und Heinrich von Kleist hat Görres in ihrem Werte sofort erkannt; nach dem Erscheinen der Familie Schroffenstein richtet er ein warnendes Wort an die Deutschen, sich des unbekannten Talentes nicht unwert zu erweisen, ein prophetisches Mahnwort, das leider überhört wurde. Hübsch umrissen ist das Porträt des späteren Klinger, dem Görres nach Friedrich Schlegelscher Art ins Zentrum zu dringen und den er mit dem einen Wort „barsch“ zu charakterisieren sucht. Dabei ist aber Görres auch in seiner Frühzeit kein sklavischer Nachbeter der Schlegelschen Urteile; seine Individualität und sein starkes Naturell machen sich überall geltend. Er ist nicht bloß gegen Schiller gerechter, für dessen Tell er warme Worte findet, er nimmt auch Jean Paul gegen Friedrich, Klopstocks Ebertode gegen Wilhelm in Schutz. Und gegen den formellen Reiz der W. Schlegelschen Petrarcaübersetzungen erweist er sich stumpf, wie ja überhaupt das Gefühl für die Form seine schwache Seite ist; verlangt er doch höchst naiv einmal sogar eine Landesmünze, wo die Genies ihren Gehalt einliefern und formell ausprägen lassen könnten. Auch mit Friedrichs Einleitungen zu der Lessing-Anthologie ist er uneins über das Verhältnis der Malerei und Plastik: er gibt im Gegensatz zu Schlegel der Plastik den Vorzug vor der Malerei, weil Plastik der Ausdruck der Ideen, Malerei aber der Ausdruck der Begriffe sei und die Ideen über den Begriffen stehen. Ganz fertig ist in diesen „Korruskationen“ schon Görres' Stil; fast jede Charakteristik ist in ein Bild gekleidet, sehr oft besteht die ganze Charakteristik bloß aus einem durchgeführten Bild. Und diese Bilder sind mit Vorliebe aus dem Pflanzenreich gewählt, die sich dem leidenschaftlichen Gärtner zuerst anboten; Vergleiche mit der Vegetation, aber auch mit dem Granit, mit der Flötzzeit begegnen wiederholt. Und jedes Produkt der Natur wird dem Schüler Schellings wieder zum Symbol! Der üppige Bilderreichtum entspricht nicht qualvollem Suchen, sondern ungesuchter Fülle. Die langen, aber stets wohlgegliederten Perioden haben etwas Hinreißendes und Berauschendes wie der Rheinwein, den Görres so gerne getrunken hat.

Mit Recht hat Schultz auch die Einleitung zu „Glauben und Wissen“ hier wieder zum Abdruck gebracht, die in seiner Monographie (45 f.) nicht genügend gewürdigt wird. Sie enthält

die Grundgedanken der wissenschaftlichen Arbeiten Görres' im Keime und in einer hinreißenden Sprache, die auf die Zeitgenossen stark und mächtig wirken mußte. Der romantischen Sehnsucht nach dem Orient hat Görres hier einen tief ergreifenden Ausdruck verliehen, indem er sich an das Lied Mignons anschließt; man muß die lange Periode bei Schultz S. 63 f. nachlesen, ich hebe nur die Schlagworte heraus: 'Kennst du das Land, wo die schönen Bilder lebten und wandelten.... nach dem Morgenlande, an die Ufer des Ganges und des Indus hin, da fühlt unser Gemüt von einem geheimen Zuge sich hingezogen, dahin deuten alle die dunklen Meinungen.... dahin, dahin möchten wir wieder ziehen'. Es wird nach Görres üblich, von dem Morgenlande im Tone des Mignonliedes zu reden, sogar der nüchterne Immermann legt dem rationalistischen Kaiser Friedrich II. im Gespräch mit Roxelane solche Laute der Sehnsucht in den Mund; aber auch von Skandinavien singt der junge Uhland: 'Kennt ihr das Land, wo sich mit trübem Licht Die Sonne über Nebelberge geußt' (Krit. Ausgabe II 355). Auch an Heine fühlen wir uns erinnert, wenn Görres von dem Ufer des Ganges redet und die reiche, kräftige Natur Indiens beschreibt, wo die heilige Lotus, die ihren Busen dem Kusse des Mondes öffnet, bei stolzen Palmen steht.

Den Text hat Schultz mit knappen Anmerkungen versehen, die zum Verständnis völlig ausreichen und nur selten der Berichtigung und Ergänzung bedürfen. S. 15/6 liegt eine Anspielung auf die Büchertitel „Das Weib, wie es sein soll“ vor (vgl. diese Zeitschrift 1902, oben S. 322); S. 16, Z. 10 eine Anspielung auf die beiden Krankheitsformen der Brownschen Theorie, Sthenie und Asthenie. — Zu der Baaderschen Ausdeutung der Himmelsregionen auf geistige Richtungen (S. 19, Anm.) vgl. auch Europa II 2, 81; Steig, Kleist 5 ff.; Euphorion, Ergänzungsheft IV, S. 117 A und den Berliner Nordsternbund. — S. 20, Z. 8 ff. dürfte wohl auf Herder (nicht auf F. H. Jacobi) zu beziehen sein, dem Görres auch S. 89 den furchtsamen Empirismus vorwirft, den er S. 81 mit Friedrich Schlegels Europa auch den Franzosen zum Vorwurf macht. — S. 60, Z. 25 f. liegt eine Reminiszenz an das Märchen von Hyacinth und Rosenblüt von Novalis vor, an den auch die Wendung S. 69, Z. 4 f. 'ein zarter Farbenstaub ist ihnen angehaucht' sowie die Form 20, 12 Empirism erinnert. — Das Bild vom alten gefesselten Riesen S. 64 ist wohl durch den gefesselten Riesen Phantasus in Tiecks Sternbald hervorgerufen. — Daß S. 77, Anm. 2 nicht Ernst Wagner, sondern Johann Jakob Wagner, Görres' Gegner und Nachfolger in Heidelberg, gemeint ist, hat schon Steig (Euphorion 9, 204) berichtigt. — S. 65, Z. 25 ist wohl 'den Einen', nicht 'dem Einen' zu lesen.

Wien. J. Minor.

Revue de l'Université de Bruxelles. 5e Année: 1899—1900. N. 10 (Juillet). — 6e Année: 1900—1901. N. 1—3 (Octobre-Décembre); N. 7 (Avril). — 7e Année: 1901—1902. N. 1—6 (Octobre-Mars); N. 8—9 (Mai-Juin). — Bruxelles, Secrétariat de la Revue de l'Université 1902.

Was diese „Revue", auf deren ersten Jahrgang wir bereits in dieser Zeitschrift (1897, S. 459) aufmerksam gemacht haben, vor allem auszeichnet, das ist die reformatorische Tendenz, u. zw. auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens. Es werden daher die gerade aktuellen Fragen mit besonderer Vorliebe behandelt. So sind namentlich dem Unterrichte, speziell dem Mittel- und Hochschulunterricht, eine große Zahl von Aufsätzen gewidmet wie: *Plus de liberté dans l'Enseignement* (5e année, N. 10) von P. Heger; von demselben: *L'Enquête sur l'Enseignement secondaire en France. Analyse de quelques dépositions* (7, 2); *les Humanités dans notre Pays* (6, 1) von D. De Moor; von demselben: *sur l'Enseignement des jeunes filles. Notre d'Examen* (6, 7); *à propos de notre Enseignement Moyen* (7, 3) von G. Bouché; *quelques mots à propos de notre Enseignement médical* (6, 2) von Dr. Rouffart.

Soziale Fragen, meist in Verbindung mit dem hygienischen oder juridischen Gesichtspunkt, werden behandelt von É. Stocquart: *L'ouvrier américain* (7, 3); von demselben: *Aperçu de l'Évolution juridique du mariage en Espagne* (7, 8—9); *les Prisons-asiles* (6, 1) von P. Heger; *l'Exode rural vers les Villes et le Droit pénal* (7, 8—9) von F. Urbain; *le développement de l'Alcoolisme en Angleterre* (7. 8—9) von G. De Leener; *l'Hygiène sociale* (7, —5) von L. Querton; *à propos des „Avariés"* (7, 4—5) von Dr. Bayet.

Aber auch die theoretische Wissenschaft kommt zum Worte; so Staats- und Rechtswissenschaft in: *Les Partis politiques* (5, 10) von M. Vauthier; von demselben: *La Volonté du peuple* (7, 6); *quelques Vues générales sur l'Histoire du Droit romain* (6, 3) von H. Rolin; Chirurgie in: *Les progrès de la Chirurgie considérés au point de vue de l'administration hospitalière* (6, 7) von A. Depage und A. Gallet; die Physiologie in: *Excitabilité et Fatigue* (7, 2) von J. Joteyke; Naturwissenschaften in: *Étude d'architectonique végétale* (7, 6) von H. Micheels; *la Philosophie de l'Industrie* (7, 1) von J. Van Drunen. Auch die humanistischen Disziplinen sind vertreten; so belgische Geschichte in: *Les Luttes sociales en Flandre au Moyen Age* (5, 10) von G. Des Marez; Altertumskunde in: *La Vase François* (6, 2) von É. Boisacq; *une déesse thébaine: Miritskro* (6, 7) von J. Capart; von demselben: *Ostraca Grecs d'Égypte* (6, 1). Kulturgeschichtlichen Inhaltes ist: *L'Éducation générale et la Formation de l'Esprit moderne* (6, 1) von A. Prins. Dem sprachwissenschaftlichen Gebiet gehört an: *Du point de vue sociologique dans*

l'Histoire du Langage (7, 4—5) von P. De Reul. Schließlich ist stark vertreten Literatur- und Kunstgeschichte: *La Méthode scientifique de l'Histoire littéraire* (6, 3) von Aug. Vermeylen; von demselben: *Questions de Méthode. Leçon d'ouverture du Cours d'Histoire de l'Art* (7, 4—5); *la légende héroïque française* (6, 3), die Übersetzung der akadem. Antrittsvorlesung von K. Voretzsch „Die französische Heldensage" (vgl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1896, S. 659); *Deux surhommes de Lettres. I. Beaumarchais* (6, 7) von H. Fiérens-Gevaert; *Zola: Travail* (7, 3) von Eug. Van der Rest; *un Trophée* (7, 8—9) von H. Puttmans; *Art et Science chez Léonard de Vinci* von P. Errera.

Damit haben wir, wenn auch nicht alle, so doch die wichtigsten in den oben aufgeführten Nummern enthaltenen Arbeiten aufgezählt. Auf diese folgen noch die Sitzungsberichte wissenschaftlicher Korporationen und Kongresse, Besprechungen von Büchern, welche in die oben angedeuteten Gebiete einschlagen, und Universitätsnachrichten.

Im Interesse des wissenschaftlichen und sozialen Fortschrittes ist dieser auch vorurteilsfrei und vornehm geschriebenen Zeitschrift nicht nur in ihrem Heimatlande, sondern auch außerhalb desselben die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht. Erster Band. Erstes Heft. Herausg. von M. Kaluza, E. Koschwitz, G. Thurau. Berlin, Weidmanns Buchhandlung 1902.

Eine neue Zeitschrift für die neueren Sprachen! Und — wie aus der Ankündigung ersichtlich ist — vor allem gegründet zu dem Zwecke, dem Einflusse der radikalen Reformpartei entgegen zu treten! Diesen polemischen Charakter zeigt das Probeheft in reichlichem Maße.

Gleich im ersten Artikel: „Die Reform des neusprachlichen Unterrrichtes auf Schule und Universität" kündigt Koschwitz der Reform den Krieg an. Auch in den „Mitteilungen" und in der „Zeitschriftenschau" nimmt er wiederholt das Wort und aus allen seinen Auslassungen spricht dieselbe grundsätzliche Abneigung gegen alles, was von Seite der Reform geleistet wurde. Mit der Ankündigung, die auf dem Umschlage des Heftes steht, könnten wir uns im allgemeinen, namentlich soweit sie sich gegen die utilitarische Richtung der radikalen Reform wendet, einverstanden erklären. Koschwitz selbst geht aber in seiner Feindseligkeit zu weit. Er wird in der Beurteilung seiner Gegner ungerecht. Er gibt nicht einmal zu — was wohl niemand mehr leugnet — daß das Auftreten der Reform vor ungefähr 20 Jahren der Belebung

und Verbesserung des neusprachlichen Unterrichtes sehr förderlich war. Er wendet sich nicht nur gegen die radikale Reform und den Utilitarismus, sondern auch gegen die gemäßigte Reform und wirft ihr schwächlichen Opportunismus vor. Er übersieht dabei ganz — oder will er nicht sehen? — daß die sog. gemäßigte Reform, d. h. jene Richtung, welche in besonnener Weise zwischen der alten und neuen Methode vermittelt, indem sie dem alten und für höhere Schulen immer gültigen Unterrichtsziele der allgemeinen Bildung die verbesserte Methodik der letzten zwanzig Jahre dienstbar macht, jetzt tatsächlich weitaus die Majorität der neusprachlichen Lehrer umfaßt und in den meisten Lehrplänen als offizielle Methode erscheint. Auch die wenigen Schulmänner, auf die sich Koschwitz als Gesinnungsgenossen beruft, Winkler, Scharff und Wohlfeil, sind nicht gerade Antireformer, sondern nur Gegner der radikalen Reformbestrebungen und wohl mit mehr Recht der vermittelnden Partei zuzuzählen. Einer der Mitarbeiter an der neuen Zeitschrift selbst, Oberlehrer Baumann, sieht in seiner Schrift „Reform und Antireform im neusprachlichen Unterricht“ in der Verbindung der grammatischen und direkten Methode das „einzig vernünftige und deshalb mit Notwendigkeit herankommende Ende des Streites“. In seinem Intransigententume steht Koschwitz allein, und wenn er auf seinem streng reaktionären Standpunkte verharrt, wird er bald ein Feldherr ohne Heer sein.

In einem zweiten Artikel bespricht Kaluza „Sweets Stellung zur sogenannten Reformmethode“ und aus seinen Ausführungen geht hervor, daß auch dieser englische Gelehrte in gewissem Sinne eine vermittelnde Stellung einnimmt. — Der dritte Aufsatz von G. Thurau behandelt „Victor Hugo als Dichter für Haus und Schule“. Der Verf. tritt mit guten Gründen dafür ein, daß der berühmte Dichter eine größere Berücksichtigung in der Schule finde. Die folgende Abhandlung „Zur Schullektüre“ von Graz ist schon wieder polemischer Natur. G. wendet sich gegen die Übertreibung im Realienunterrichte und bricht eine Lanze für die allgemein bildende Lektüre, Beibehaltung der Übersetzung ins Deutsche und den Gebrauch der Muttersprache bei der Erklärung inhaltlich bedeutender Texte, namentlich wenn es sich darum handelt, ein tieferes Verständnis zu erschließen. Das sind Grundsätze der gemäßigten Reform. Ein weiterer Artikel in englischer Sprache betrifft „Australian Universities and Modern Language Teaching“, ein anderer in französischer Sprache „La division et l'organisation du territoire français“. Daß in der neuen Zeitschrift auch Franzosen und Engländer in ihrer Muttersprache zu Worte kommen, ist nur wärmstens zu begrüßen. Die Frage „Darf man im französischen Unterrichte von Genitiven und Dativen sprechen?“ wird von Baumann im bejahenden Sinne beantwortet, und zwar in entsprechender und sachkundiger Weise.

Unter den „Mitteilungen“ finden sich „Zwei Erlässe des französischen Kultusministers“, besprochen von Koschwitz. Scharff berichtet über „Le congrès international de l'enseignement moyen à Bruxelles“. Auch er wendet sich natürlich gegen die extreme Partei der Reform. Aber er sagt auch: „Tous nous avons applaudi aux premières manifestations du mouvement réformiste; il a rendu plus d'un service à notre cause trop sacrifiée; avant tout il a réveillé l'opinion et dissipé l'apathie des pouvoirs publics“ (S. 75). Und weiter: „Le mouvement réformiste s'est-il attaqué à des fantômes? Non, les abus étaient réels et une reaction contre un enseignement purement grammatical, accompagné de son cortège de thèmes et versions, était bienfaisante et fut favorablement accueillie par tous les vrais pédagogues“ (S. 76). Das sind Sätze, die kaum im Sinne Koschwitz' geschrieben sein dürften und die mit dem, was er S. 13 ff. über den Beginn der Reform sagt, in seltsamem Widerspruch stehen. Weitere Mitteilungen betreffen die „Versammlung deutscher Philologen zu Straßburg“, eine Ankündigung des deutschen Neuphilologentages zu Breslau u.a. Sie sind sämtlich von Koschwitz und selbstverständlich voll Ausfälle gegen die Reform. Bemerkenswert ist namentlich die Stelle auf S. 85, wo K. damit droht, an Stelle des Verbandes der Neuphilologen, wenn dieser für seine reaktionären Bestrebungen zu wenig Verständnis zeige, eine neue Organisation der Neuphilologen zu setzen.

Unter dem Titel „Literaturberichte und Anzeigen“ findet sich eine Reihe von Rezensionen, aus denen wir namentlich die französisch geschriebene von Charpin in Paris über „Theodor Aubanel, ein provenzalischer Sänger, von Nikolaus Welter“ hervorheben.

Eine „Zeitschriftenschau“, vom Standpunkte der Antireform aus betrachtet, macht den Schluß des reichhaltigen Heftes aus.

Die Durchsicht dieses ersten Heftes der neuen Zeitschrift hinterläßt sozusagen einen gemischten Eindruck. Es haben sich hier zu einer gemeinsamen Aktion gegen die radikale Reform offenbar zwei verschiedene Gruppen zusammengefunden: eine kleine reaktionäre und intransigente, deren Wortführer Koschwitz ist, und eine Art rechter Flügel der gemäßigten Reform. Sollte die erstere Richtung wider Erwarten die Oberhand gewinnen, dann dürfte das Organ der radikalen Reform, die „Zeitschrift für die neueren Sprachen“, kaum eine nennenswerte Konkurrenz erfahren. Wenn die neue Zeitschrift aber die Grundsätze einer gemäßigten Reform vertritt, dann dürfte sie die Majorität der Lehrer für sich haben.

Wien. Dr. A. Würzner.

[illegible] des Altertums. IV. und V. Band: Das [illegible] Stuttgart u. Berlin. Cottas Nachfolger [illegible] SS. und X u. 584 SS.

[illegible] Werkes sollte den Zeitraum von 490 [illegible] 700 Seiten stark vor etwas über [illegible] 1. Hälfte und reichte [illegible] Bezeichnung [illegible] 903 ff.). [illegible] Zeitraum [illegible] 2. Hälfte, [illegible] behandelt [illegible] Arbeitskraft [illegible] zwei [illegible] Hälfte [illegible] als IV. [illegible]

Erziehungsproblemes abschließt. Auf die Darstellung des archidamischen Krieges folgt abermals ein Abschnitt, der die geistigen Kämpfe dieser Zeit darstellt, in denen als bleibender Gewinn für die künftige Menschheit die Wissenschaft errungen wurde; Sokrates und Thukydides sind es, an deren Namen dieser Fortschritt geknüpft erscheint. Im fünften Bande ist endlich an die Darstellung des Königsfriedens und der durch diesen festgelegten politischen Reaktion eine Schilderung der Kultur dieser Epoche geknüpft, während welcher die politische Theorie der Griechen ihre maßgebende Formulierung erhielt. Wie der letzte Abschnitt zeigt, erlitt auch sie in Syrakus durch Platon und Dion bei dem Versuche, sie in die Praxis zu übersetzen, vollständigen Schiffbruch.

E. Meyer hat selbst empfunden, daß diese drei Bände im Verhältnis zu den zwei ersten des Gesamtwerkes umfangreicher geraten sind; der Rahmen, in den er die Fülle der Erscheinungen zu zwängen gedachte, erwies sich während der Arbeit als zu eng, die Leistungen des Griechentums im 5. und 4. Jahrhundert vertrugen den Maßstab nicht, an dem der Orient in den Jahrtausenden vor Kyros und die Anfänge europäischer Geschichte bis zu dem weltgeschichtlich bedeutungsvollen Entscheidungskampfe zwischen Persern und Hellenen hatten gemessen werden können. In der Darstellung des peloponnesischen und korinthischen Krieges hätten sich nach des Verf.s Ansicht durch Kürzung einige Bogen ersparen lassen, allein hier sprach die Anlage des Werkes, das das gesamte Material durchgearbeitet vorlegen soll, gegen eingreifende Streichungen. Für den fünften Band gilt dasselbe; auch hier wird vielleicht mancher Leser die hin- und herwogenden Kämpfe der sizilischen Griechen untereinander und gegen die Karthager und den ziellosen Wechsel in der politischen Gruppierung der griechischen Staaten des Ostens zu ausführlich behandelt finden. Allein abgesehen von dem von E. M. selbst geltend gemachten, aus den Aufgaben eines wissenschaftlichen Handbuches sich ergebenden Grunde darf überdies geltend gemacht werden, daß der erschütternde Eindruck staatlichen Elends und völliger Leistungsunfähigkeit in allen politischen Dingen, den das Griechentum um das Jahr 362 hervorruft, eben nur durch die ausführliche Erzählung dieser aussichtslosen inneren und äußeren Streitigkeiten erzeugt werden konnte.

Zum besonderen Lobe und zur Empfehlung auch nur ein Wort hinzufügen ist überflüssig; es genügt zu bemerken, daß diese beiden Bände sich ihren Vorgängern würdig anreihen, daß sie ebenso von der erstaunlichen Fähigkeit des Verf.s, das Detail der Überlieferung und der gelehrten Forschung zu beherrschen, neuerlich Zeugnis geben, wie sie seine Kraft als klarer Interpret der tiefsten und schwierigsten Probleme, mit denen der menschliche Geist gerade in dieser Periode der Geschichte gerungen hat, erkennen lassen. Darin, daß die Hellenen nicht wie der Orient mit

der Schaffung eines religiösen Systems und einer kirchlichen Organisation geendet, sondern daß sie das Individuum befreit haben und darin, daß die wissenschaftliche Forschung, das Suchen der Wahrheit durch eigene Arbeit, am Ende ihrer Geschichte steht, liegt die größte und dauerndste ihrer Leistungen. Die Darstellung der geistigenden Kämpfe, die zu diesem Ergebnis geführt haben, bilden den Glanzpunkt dieser beiden Bände. Ihr tritt die Würdigung der Politik und die persönliche Charakteristik des Perikles ebenbürtig zur Seite. Der Ausgang des archidamischen Krieges, der einen vollständigen Sieg Athens bedeutet, — was, wie der Verf. zeigt, gewöhnlich übersehen wird — beweist, daß Perikles, der als Demagoge aus dem Alkmeonidenhaus seine Laufbahn begonnen hatte, mit den Aufgaben wuchs, deren Lösung ihm zufiel, daß er zum Staatsmann ausreifte, dessen Seele von idealem Streben erfüllt war. Den wesentlichen Grund, weshalb Athen seinem Reich nicht dauernden Bestand verleihen konnte, sieht M. in der von Perikles wenigstens anfangs geteilten engherzigen Beschränkung des Bürgerrechtes auf Attika; die historische Schuld des Perikles liegt darin, daß er Athen eine Verfassung gab, an der es schließlich zugrunde gegangen ist. Es wäre nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit gelegen gewesen, daß er in Athen eine Herrscherstellung eingenommen und seiner Familie hinterlassen hätte, allein dafür war ihm nach seiner politischen Rehabilitierung nur ein zu kurzes Leben beschieden. Themistokles bleibt also trotz Perikles der einzige Politiker Athens, für den alles, auch die Verfassung nur als Mittel zum Zwecke der Machtstellung Athens diente. Perikles dagegen hatte als demokratischer Parteimann angefangen und konnte gegen das Unheil parteimäßiger Ausgestaltung der Demokratie nichts in die Wagschale werfen als seine Persönlichkeit; mit seinem Tode bricht daher der Niedergang herein.

In den Abschnitten, die von der Kultur dieser Zeit handeln, betont der Verf. treffend, daß zwar niemals wieder in der Geschichte eine hohe geistige Bildung so sehr zum Gemeingut geworden ist wie damals, da ein Publikum von 30 000 Zuschauern im Theater den literarischen Anspielungen in der Komödie des Aristophanes zu folgen und sie zu genießen imstande war, daß aber e i n Moment die damalige Gesellschaft von den Höhepunkten späterer Entwicklung unterscheidet: die an die Zustände des Islam erinnernde Eliminierung der Frau. Der üblichen Anschließung der Sophistik an die wissenschaftlichen Bestrebungen der kleinasiatischen Griechen tritt E. M. entgegen und zeigt den unvergänglichen Wert desjenigen, was die Zeit des Perikles und Athen für das griechische Geistesleben bedeuten. Es ist das Hauptverdienst des Sokrates, daß die Sophistik nicht der Weisheit letzter Schluß geblieben ist. Indem er sich gleich den Sophisten des im Vordergrund des Interesses stehenden Erziehungsproblemes bemächtigt, wird ihm alle Forschung nur Mittel zu dem éinen Zweck, die Individuen zu wahren Staats-

bürgern heranzuziehen und so den Staat zu reformieren: als sittlicher Reformator will er eine neue Grundlage des Staates schaffen, weil er erkannt hat, daß das Endziel der individuellen Moral identisch ist mit den Interessen der Gesamtheit. Sokrates scheitert zwar an dieser Aufgabe, er wird aber, indem er sie zu lösen unternimmt, der Begründer der Wissenschaft.

Von drei Seiten her macht sich in Athen in der Zeit des archidamischen Krieges eine Opposition gegen den modernen Geist geltend: der demokratischen und aristokratischen Opposition, die Staatsmänner wie Kleon auf der einen Seite und Aristophanes in seinen Komödien auf der andern vertreten, gesellt sich Sokrates als dritter hinzu, der in der sittlichen Pflicht, — die keine anderen Rücksichten kennt, als das durch den geschulten Intellekt erkannte Wohl der Gesamtheit, — den kategorischen Imperativ für das Handeln des Einzelnen erkennt und dem schrankenlosen Individualismus Grenzen zieht. Die Bedeutung des Sokrates kommt bei E. M. dadurch zu voller Wirkung, daß er, entgegen dem bisherigen Brauch, nicht erst anläßlich seines Prozesses und Todes seine Persönlichkeit und Lehre behandelt, sondern sie in den Zusammenhang des attischen Geisteslebens während des archidamischen Krieges rückt. Neben Sokrates steht als Begründer der historischen Wissenschaft Thukydides. Diesem Paar: einem Vollblut- und einem Halbblutathener folgen als Fortsetzer das Paar Platon und Aristoteles, deren Wirksamkeit erst in dem nächsten Bande eingehend zur Behandlung kommen wird. In dem vorliegenden ist von Platon als politischen Forscher nur soweit die Rede, als nötig ist, um das gleichzeitige Scheitern der politischen Theorie und Praxis der Griechen anschaulich zu machen.

Im dritten Bande hatte E. M. die gewaltigen und befruchtenden Wirkungen der Kämpfe gegen die Perser geschildert; er sieht sich daher veranlaßt zu betonen, daß der peloponnesische Krieg nicht wie jene Kämpfe großen Stils neben den niedrigsten auch die höchsten Kräfte und Triebe des Menschen entfesselte, sondern daß dieser Kampf, der allen großen Entscheidungen aus dem Wege gehen mußte, zwar alle Not des Krieges, nicht aber dessen segensreiche Wirkungen brachte; dennoch erzeugte auch er ein Jahrzehnt lang eine alle Seiten des Lebens umfassende geistige Anspannung.

Vorzüglich ist auseinandergesetzt, daß die moderne individualistische Bildung antidemokratisch wirkte, während zugleich die Demokratie in eine konservative, ja selbst reaktionäre Richtung gedrängt wurde, daß sie z. B. in dem Prozesse gegen Sokrates dieses reaktionäre Antlitz zeigt, weil sie ihn mit den Vertretern der modernen Richtung identifizierte, das Wesentliche seiner Lehre gerade so gründlich verkennend, wie es in römischer Zeit dem Christentum geschah und in der Gegenwart geschieht, wenn der Sozialdemokratie von ihren Gegnern anarchistische Tendenzen unter-

schoben werden. Und dennoch zeigt sich bei näherer Betrachtung, daß die moderne Anschauungsweise auch in Athen schon unüberwindlich geworden war, daß ihre Gegner, wenn auch unbewußt, ebenfalls von ihr abhängig sind.

In einem kurzen Vorwort zu dem fünften Bande setzt sich E. M. mit den Darlegungen auseinander, die Br. Keil an die Herausgabe eines Straßburger Papyrusfragmentes geknüpft hat (vgl. diese Zeitschr. 1902, S. 491). Er lehnt die Ergebnisse, zu denen dieser Forscher auf Grund der Angaben dieser Exzerpte gelangt war, abgesehen von der auf den Burgbebauungsplan vom Jahre 457 v. Chr. bezüglichen Nachricht, ab und hält im Gegensatz zu der Angabe des Papyrus, daß die Bundeskasse erst 450 v. Chr. übertragen wurde, und im Gegensatz zu der Rechtfertigung dieser Angabe, die Keil gegeben hatte, das aus dem Beginne der *ἀρχαί* der Logisten erschlossene Datum 454 v. Chr. fest. Hierin kann ich E. M. nicht folgen.

Dionysios I. im Westen und Euagoras im Osten werden in diesem Bande als Vorläufer der hellenistischen Herrscher ebenfalls in das rechte Licht gerückt und der Charakter und die Bedeutung des Dionysios wird im Gegensatz zu der verzerrten Überlieferung, die wir besitzen, treffend beurteilt. Die Bewunderung für Platon, den Pöhlmann als Sozialreformator überschätzt, dem v. Wilamowitz als Dichter, Schriftsteller und Menschen begeisterte Huldigungen darbringt, wird bei E. M. auf ein bescheideneres Maß herabgesetzt: die Unmöglichkeit seiner Lehre und die greisenhafte Starrheit seines Staates spiegeln auch ihrerseits die damalige Leistungsunfähigkeit auf politischem Gebiete wieder. Platon hat verkannt, daß es Aufgabe des Staates ist, sich als Macht zu betätigen; ihm gilt, wie der griechischen Staatstheorie überhaupt, die richtige Lösung der Verfassungsfrage als das Ganze der Politik, weil auch er ein Kind der Zeit ist, von der E. M. am Ende dieses Bandes sagt: „jede Macht in Griechenland ist vernichtet, geblieben ist nur die Ohnmacht und der unabsehbare Hader im innern wie nach außen, der die Kraft der Nation verzehrt und aus sich selbst heraus niemals ein Ende finden kann". Die griechische Kultur hatte allerdings zur selben Zeit ihr Höchstes geleistet, sie war reif zur Weltkultur zu werden; die Griechen als Nation hatten aber politisch alle Bedeutung verloren.

In E. M.s Buch wird der Maßstab, den die politische Geschichte an alle Erscheinungen legen muß, seit langem zum erstenmal wieder konsequent auf das Griechentum angewendet. Darin liegt der große Fortschritt begründet, den es gegenüber anderen Werken über denselben Gegenstand bezeichnet.

Graz. Adolf Bauer.

Emil Stutzer, Hilfsbuch für geschichtliche Wiederholungen an höheren Lehranstalten. 3. verb. Aufl. Berlin, Weidmann 1902. 8°, VI u. 100 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Das vorliegende Buch will einer Seite des Lehrvorganges dienen, die dem Geschichtsunterrichte nicht fehlen darf, wenn er seinen hervorragend bildenden Wert wirksam äußern soll, nämlich den Wiederholungen. Mit dem erweiterten Wissen, das die Schüler von Klasse zu Klasse erwerben, erweitern sich auch die Gesichtspunkte, nach denen geschichtliche Wiederholungen vorgenommen werden können. Der Verf. hat nun in seinem Hülfsbuche (S. 1 bis 84) jene wichtigen Tatsachen aus der schier unübersehbaren Fülle geschichtlichen Stoffes des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit in der Form eines knapp gehaltenen Auszuges zusammengestellt, die sich die Schüler schon auf der Unterstufe aneignen und die sie als festen Besitz in die höheren Klassen mitbringen sollen, und daran hat er sodann eine Auswahl zuständlicher Verhältnisse angereiht, wie sie der Oberstufe entspricht. Diese Materien, die im Buche schon äußerlich durch den Druck voneinander unterschieden sind, ergänzen sich somit gegenseitig und sollen sich im Geiste des Schülers allmählich zu einem Ganzen vereinigen. Selbstverständlich mußte sich der Verf. bei einer so bedeutenden Stoffülle, die in einem verhältnismäßig kleinen Rahmen unterzubringen war, der möglichsten Kürze in der sprachlichen Fassung befleißen; gleichwohl geht aber diese nicht so weit, daß darunter die Klarheit und Bestimmtheit des Ausdruckes leiden würde. Was nun die Stoffauswahl selbst anbelangt, so kann man sich mit ihr im großen Ganzen einverstanden erklären, im besonderen freilich wird man einzelne Wünsche nicht unterdrücken können. So wird z. B. eines so bedeutenden Kulturvolkes, wie es die Phönizier waren, bloß mit den Worten gedacht: „Sie treiben See- und Karawanenhandel und Kolonisation, namentlich im westlichen Mittelmeere (Karthago, von Tyrus aus gegründet).“ Auch den maßvollen Gebrauch von Jahreszahlen kann man nur billigen, dagegen vermag ich es nicht gutzuheißen, daß geographische Angaben gänzlich vermieden werden, „damit der Schüler zu möglichst häufigem Gebrauch der Karte gezwungen wird“. Gewiß soll der Schüler die Karte fleißig benützen, aber bei wenig bekannten Orten empfiehlt es sich doch, ihn mit orientierenden Winken zu unterstützen, damit er über dem Aufsuchen nicht allzu viel Zeit verliere. Der Kernpunkt bei der Beurteilung des vorliegenden Buches scheint mir jedoch, trotzdem dasselbe bereits die 3. Auflage erlebt und somit seine Daseinsberechtigung bewiesen hat, in der Beantwortung der Frage gelegen zu sein, ob es sich überhaupt empfiehlt, den Schülern neben ihren Lehrbüchern noch ein derartiges Hülfsbuch in die Hand zu geben und dieses sodann den Wiederholungen zugrunde zu legen. Und in dieser Beziehung nehme ich prinzipiell einen andern Standpunkt ein als der Verf. Ich halte nämlich dafür, daß zusammen-

fassende Wiederholungen lediglich an der Hand der von den Schülern gebrauchten Lehrbücher vorgenommen werden sollen und daß dazu ein weiteres Hülfsbuch weder erforderlich noch auch wünschenswert ist. Die Schüler sollen angeleitet werden, den Stoff, den sie für eine bestimmte Gruppierung, vorausgesetzt, daß diese ihrem Gesichtskreise nicht zu ferne liegt, benötigen, selbst zusammenzutragen, gerade hierin liegt schon eine fruchtbringende Tätigkeit; sie werden dadurch mit ihrem Lehrbuche immer mehr vertraut, sie lernen den in demselben niedergelegten Inhalt von verschiedenen Seiten aus beurteilen und verwerten, während sie einem neuen Lehrtexte wenigstens für den Anfang fremd gegenüberstehen. Auch wird dadurch die Selbsttätigkeit, die dann weiter zu einem gewissen produktiven Schaffen führt, am besten gefördert.

Der Neuzeit, die bis zum 30. Juli 1898, dem Todestage des Fürsten Bismarck, fortgeführt ist, sind vier Anhänge angefügt (S. 85—100). Der erste bietet die Stammtafel der Luxemburger, Habsburger und Hohenzollern. Hier möchte ich nur bemerken, daß Rudolf IV., der Stifter, „Rudolf von Tirol“ genannt wird und daß der Vater der Maria Theresia als „Karl IV.“ (Karl VI.) erscheint. Der Anhang II „Aus der preußischen Territorialgeschichte“ gibt eine Übersicht über die Geschichte der zwölf preußischen Provinzen, wie überhaupt das Buch in erster Linie die Schulen Preußens im Auge hat. Ein besonderes Gewicht legt der Verf., und mit Recht, auf den Anhang III „Leitende Gesichtspunkte für gruppierende Gesamtwiederholungen“. Hier findet sich eine reiche und interessante Zusammenstellung von Themen (126), aus denen der Geschichtslehrer eine ihm zusagende Auswahl treffen und seinen Wiederholungen zugrundelegen kann. Allerdings erscheint mir hier die Sache allzu sehr auf die Spitze getrieben, wenn unter anderem Ereignisse selbst nach einzelnen Monaten (Nr. 104) oder gar nach einem bestimmten Tage (dem 18.) in den verschiedenen Monaten (Nr. 102) gruppiert werden sollen. Anhang IV enthält „Vaterländische Gedenktage“, 29 an der Zahl, die sich zumeist auf die neuere preußische Geschichte beziehen. Mir kommt es vor, daß hier den Schülern zu viel chronologische Detaildaten zugemutet werden.

Stutzers Buch unterscheidet sich, wie aus dem Gesagten zu entnehmen ist, in mancher Hinsicht von sonstigen Geschichtsauszügen, Zeittabellen und Hülfsbüchern, und es ist gar kein Zweifel, daß es trotz seines spezifisch preußischen Gepräges geeignet ist, dem Fachlehrer wertvolle Anregungen zu geben, die er bei dem Unterrichte mit Erfolg verwerten kann.

Linz. Chr. Würfl.

Bruno Navarra, China und die Chinesen, auf Grund eines 20jährigen Aufenthaltes im Lande der Mitte geschildert. Bremen und Shanghaj bei Max Nössler. 1184 SS. gr. 8°.

Die chinesischen Wirren der letzten Jahre haben wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Reich der Mitte gelenkt. Viele suchten vergeblich in der Literatur ein Werk, aus dem sie sich über chinesische Verhältnisse unterrichten könnten. Denn eine zusammenfassende und erschöpfende Darstellung gab es bisher nicht. Das vorliegende Werk (mit zahlreichen sehr guten Abbildungen) ist das erste in seiner Art in deutscher Sprache und füllt eine empfindliche Lücke in unserer Literatur aus. Der Verf. ist ein ausgezeichneter Beobachter des gesamten chinesischen Lebens, er hat aber auch alle ihm zugänglichen Quellen benutzt, um uns eine ausführliche und erschöpfende Schilderung von Land und Leuten zu geben. Ausführliche Inhaltsverzeichnisse machen das Buch als Nachschlagewerk über alle chinesischen Verhältnisse ungemein brauchbar. Es sei mir gestattet, den Inhalt des gewiß epochemachenden Werkes etwas ausführlicher anzugeben.

Schon das erste Kapitel „Der kaiserliche Hof" bringt uns eine Fülle von größtenteils ganz neuen Einzelheiten über den Kaiser, seine Verwandten, die Residenz, seine Erziehung, Brautschau und Verlobung, Vermählung, Thronbesteigung usw. Ein einfacher, aber genauer Plan der kaiserlichen Residenzstadt Peking und zahlreiche Bilder dienen vortrefflich zur Erläuterung. Das zweite Kapitel führt uns das Regierungs- und Beamtenwesen, die Zentralregierung in Peking, die Provinzialbeamtenschaft, das Staatsprüfungssystem (neu und sehr fesselnd), das Finanzwesen, das Amtsgebäude und seine Bewohner, die üblichen Titel und Auszeichnungen ausführlich vor. Dann folgt eine eingehende Schilderung der Rechtspflege im allgemeinen, Gefängnisse, Verbannung, Folter, Todesstrafe, Eidesleistung, gerichtliche Leichenschau und der Advokaten. Im folgenden Abschnitte wird das Militärwesen besprochen: die Armee, die Marine, Arsenal- und Schiffsbauwerften, Küstenbefestigungen, schließlich wird — hoffentlich endgültig — mit den allgemein verbreiteten Märchen über die „große Mauer" aufgeräumt. Die folgende Schilderung des Familienlebens — Erklärung der Familiennamen, Geburtsgebräuche, Kinderjahre, Erziehung, Eheleben, Leichenbestattung, freiwilliger Witwentod, Kindermord usw. bringt eine Menge von bisher ganz unbekannten und uns Abendländern unbegreiflichen Einzelheiten. Auch die Schilderungen von Nahrung, Kleidung und Wohnung muten uns ganz eigentümlich an, wie z. B. die durch Bilder erläuterte Verstümmelung der Frauenfüße. Das soziale Leben wird ausführlich besprochen: die Etikette, die Literaten, der Kaufmannsstand, der Handlungsgehülfe, Dorfgemeinden, der Bauernstand, Handwerker und Taglöhner, Ärzte und Apotheker, Zunftwesen, geheime Gesellschaften, Leibeigenschaft, Pfandhäuser, Vorschußvereine, die Bettler-

zunft, Theater, Opiumrauchen usw. In einem kurzen Abschnitte „Die Linkshändigkeit der Chinesen" faßt der Verf. in humorvoller Weise den Gegensatz zwischen Chinesen und Abendländern zusammen. Es folgt dann ein Abschnitt über die Zeitrechnung, den Kalender und die Jahresfeste. Die wichtigsten sind: das Neujahrsfest, Totenfest, Drachenbootfest, das Fest der Stickerinnen, Schattenfest, das Mondverehrungsfest, Papierdrachenfest und Wintersonnenwendefest. Alle bei diesen Festen üblichen und ganz eigenartigen Gebräuche werden ausführlich beschrieben. Äußerst fesselnd gehalten ist das Kapitel über die Religionssysteme: die Urreligion der Chinesen, Confucianismus, Taoismus, Buddhismus, Lamaismus. Wir erhalten ganz neue Angaben über die Verbreitung des Islam, ja sogar über eine versprengte Judenkolonie. Der nächste Abschnitt „Götzen, Tempel und Priester" steht in innigem Zusammenhange mit dem früheren. Es sei auf das Bonzen-Autodafé ganz besonders hingewiesen. Ungemein fesselnd ist das Kapitel über „Aberglauben und Volksanschauungen", das eine Menge ganz neuer Angaben bringt. Es ist hier die Rede von Physiognomen und Wahrsagern, Geistern, Zauberei, Hexerei und Talismanen, den heiligen Zahlen, der Tieranbetung, von Vorbedeutungen und Träumereien und von „Fengshui", das vielleicht das größte Hindernis für die Ausbreitung abendländischer Gesittung im Reiche der Mitte ist.

Der Verf. führt uns dann im zwölften Kapitel eine eingehende, genaue, auf die besten Werke (Richthofen u. a.) begründete physikalische, klimatische und politische Geographie der achtzehn Provinzen und der „Nebenländer" vor. Die Einzelbeschreibung bringt sehr viele neue Angaben. Sehr eingehend werden die wirtschaftlichen Verhältnisse geschildert, zunächst der Ackerbau. Nach eingehender Schilderung der Grundbesitz- und Landübertragungsverhältnisse wird der Anbau der Cerealien (Reis!), Gemüse, Obst, Teestrauch, Opium, Textilpflanzen, Gartenkunst und Blumenzucht ausführlich besprochen. Daran schließt sich die Abhandlung über die Tierzucht. Seidenraupe, Wachsinsekt, Pferd, Rind, Schwein, Schaf, Hund, Huhn haben die größte Bedeutung. Vogelzucht, Fischzucht und Fischfang bilden den Schluß dieses Abschnittes. Der Mineralreichtum Chinas ist groß, sowohl edle als auch unedle Metalle, Kohle (bester Sorte), Salz, Petroleum finden sich in Menge. Aberglaube und Vorurteile hindern die Ausbeutung. Die ärgste Rückständigkeit zeigt das Geldwesen, das ausführlich besprochen wird. Allmählich beginnt fremdes Geld die Oberhand zu gewinnen. Im Anschlusse an die Erörterung der Geldverhältnisse wird der Anteil Chinas am Weltverkehr geschildert mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands. Merkwürdig erscheinen uns die Handelsgebräuche, lehrreich für Abendländer die Schilderung des „Comprador". Der nächste Abschnitt schildert das Verkehrswesen, namentlich Landstraßen, Brücken, Kanäle, Verkehrsmittel, die „Dschunke", Postdienst, das Telegraphennetz und

Eisenbahnen. Es ist erstaunlich, welche Ausdehnung das Eisenbahnnetz Chinas in den letzten Jahren bereits gewonnen hat.

Sehr lehrreich für den, der sich nicht näher damit befaßt hat, ist der Abschnitt über die Literatur. N. bespricht eingehend die Sprache, die Schrift, die klassische Literatur, Geschichtswerke, das Drama, Novellen, Fabeln, Märchen und Sagen, Spruch und Sprichwort und endlich die Presse. Sehr wertvoll sind die angeführten Beispiele in deutscher Übersetzung. Ganz besonders sei auf die Anführung der „Pekinger Zeitung" aufmerksam gemacht. Im folgenden Kapitel (19.) werden die Erfindungen nnd wissenschaftlichen Leistungen der Zopfträger besprochen, besonders: der Kompaß, die Buchdruckerkunst, Schießpulver und Schußwaffen. Dann werden die Sternkunde, die kaiserliche Akademie in Peking, die Heilwissenschaft, Arzneien und die Krankheiten der Chinesen erläutert; wir staunen, wie weit die Chinesen zurückgeblieben sind. Im folgenden werden uns die Leistungen in der Baukunst, Malerei, Bronze, Musik, die Musikinstrumente, Bildhauerkunst, Porzellan, Lackwaren, Holz-, Elfenbein- und Steinschnitzereien vorgeführt. Schließlich folgt eine kurz zusammengefaßte Geschichte des chinesischen Reiches, die mit der Erzählung der Wirren in den letzten Jahren schließt. Wir erfahren da manche wertvolle Einzelheiten. Als Anhang ist dem Werke eine Schilderung des Aufenthaltes des Prinzen Heinrich in Ostasien beigegeben, die ungemein fesselnd gehalten ist. Prinz Heinrich ist das Werk gewidmet, zahlreiche Bilder sind aus seinen Sammlungen.

Es ist kein Zweifel, daß Navarras Werk für die Kenntnis Chinas außerordentlich wertvoll ist. Es sei deshalb zur Anschaffung unseren Lehrerbibliotheken und zum Studium unseren Geographielehrern wärmstens empfohlen.

Marburg a. d. D. Julius Miklau.

A. Grund, Die Veränderungen der Topographie im Wienerwalde und im Wiener Becken. Pencks Geogr. Abhandlungen. VIII. 1. Leipzig, Teubner 1901.

Der Verf. stellt sich die Aufgabe, den Einfluß der natürlichen Vorbedingungen und der geschichtlichen Entwicklung auf das Siedlungsbild der Gegenwart zu untersuchen. Er leitet seine Arbeit durch einen Überblick über Bau, Oberflächenform und Klima des behandelten Gebietes ein. Der Hauptteil ist historischen Charakters. Unter Heranziehung eines überaus reichen Quellenmaterials werden die Wandlungen der Siedlungsverhältnisse von der Zeit vor 955 bis zur Gegenwart nach rein geschichtlichen und anthropogeographisch-ethnographischen Gesichtspunkten erörtert. Ein Anhang ist der Wirtschaftsgeschichte Niederösterreichs vom 14. bis zum

16. Jahrhundert gewidmet. Im ersten Abschnitte, der die Topographie des Mittelalters zum Gegenstande hat, verdient die Untersuchung der Hausformen besondere Beachtung. Der Verf. weist nach, daß der Niedergang des Bauernstandes im 15. Jahrhunderte durch die Steigerung der Kaufkraft des Geldes hervorgerufen wurde und findet die Änderungen in der Größe und Dichte der Ortschaften und in der Stärke ihrer Besiedlung in Wertschwankungen des Bodenertrages begründet. Die Wüstung fiel zusammen mit der Minderung des Bodenertragswertes in der Zeit vom Ende des 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, als „Gunst und Ungunst von Boden und Klima sich im topographischen Landschaftsbilde am deutlichsten ausdrückten". Der Verf. sieht sein Ergebnis durch ähnliche Erscheinungen im übrigen Mitteleuropa bestätigt, die auch in nationaler Hinsicht ihre Wirkung äußerten. Hätten wir zwar gewünscht, daß den klimatischen Verhältnissen früherer Zeiten und dem Einflusse von Elementarereignissen, Heuschreckenschwärmen und pestartigen Krankheiten ein breiterer Raum gegönnt worden wäre, so enthält doch die fleißige und gründliche Arbeit eine solche Menge beachtenswerter und zu weiterer Forschung anregender Einzelheiten, daß wir sie allen Fachgenossen nur auf das Wärmste empfehlen können. Auch der Unterricht wird manch wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte unseres Heimatlandes dem Werke entnehmen können.

Trunk H., Die Anschaulichkeit des geographischen Unterrichtes. 4., gänzlich umgearb. Aufl. Wien, K. Graeser u. Komp., Leipzig, B. G. Teubner 1902.

Über kein Gebiet der Methodik des geographischen Unterrichtes ist mehr geschrieben worden als über die Anschaulichkeit. Das Verdienst des Verf.s besteht in erster Linie darin, die umfangreiche Literatur über diesen Gegenstand nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet und aus dem Wuste der verschiedenartigsten Ansichten dasjenige herausgesucht zu haben, was sich beim Unterrichtsbetriebe als brauchbar erweisen dürfte. Das Buch greift dabei weit über den Rahmen hinaus, den ihm der Titel zu geben scheint, und wird zu einer Methodik des Faches im allgemeinen. Die Ergebnisse, zu denen der Verf. aus der Prüfung der Literatur gelangt, sind freilich zunächst subjektiv, aber sie tragen den Stempel des Abgeklärten und daher auch Unaufdringlichen an sich, Eigenschaften, welche den erfahrenen Schulmann auf Schritt und Tritt verraten. Trunk versteht es außerdem, wenn auch oft recht breitspurig und Wiederholungen nicht gerade abhold, den Stoff in anregendster Weise vorzuführen. Trotzdem würde seine Darstellung sehr an Wert gewonnen haben, wenn er sich hätte entschließen können, in präziser Form den Kern der angezogenen Einzeluntersuchungen einer Prüfung zu unterziehen, statt sich im großen

und ganzen berichtend zu verhalten und die Ansichten der Gewährsmänner *in extenso* zu veröffentlichen. Es hätte sich auch empfohlen, über eine ganze Reihe von Punkten, die doch heute schon zu den überwundenen der Fachmethodik zählen, mehr im Sinne des Historikers zu berichten, statt die Fragen in ihrer Gänze neu aufzurollen. Bei der Fülle von Literatur, welche benützt wurde, ist es auffallend, daß der Verf. mit Ausnahme der Anmerkung auf S. 191 unserer Instruktionen mit keinem Worte gedenkt. Der überwiegenden Mehrzahl wirklich gediegener Anschauungen stehen einige gegenüber, denen man nicht ohneweiters wird beipflichten können. Zu diesen gehört vor allem das Verlangen, daß „man von der Karte die Entfernung bedeutender Orte von einander ablesen, bezw. berechnen lassen soll“ und daß diesbezügliche Aufgaben vergleichender Art gegeben werden mögen. Man wird dieser Forderung zwar bis zu einem gewissen Grade, u. zw. namentlich dann die Berechtigung nicht versagen können, wenn sie sich mit der Bestimmung des Längen- und Breitenunterschiedes gegebener Orte oder mit der Abmessung der Entfernung von Punkten begnügt, welche auf dem gleichen Meridian gelegen sind, vorausgesetzt, daß dieser durch eine gerade Linie auf unserer Karte dargestellt ist. Anders wird die Sache, wenn Entfernungen in verschiedenster Richtung gemessen oder des Vergleiches halber auf andere Karten übertragen werden. In diesem Sinne hätte eine genauere Präzisierung der Frage platzgreifen sollen, um nicht zum Beschreiten des Irrweges geradezu aufzufordern. Berücksichtigen wir, daß der Unterschied zwischen einer Geraden und dem Bogen eines größten Kugelkreises der Erdoberfläche nur bis 5 *km* Länge so gering ist, daß die Entfernung zweier Orte durch die Gerade noch richtig gemessen werden kann, so werden wir begreifen, daß schon auf einer und derselben Karte Entfernungsmessungen nur innerhalb recht bescheidener Grenzen zu wahren Ergebnissen führen. Erwägen wir ferner, daß jede Projektion das Bild umsomehr verzerrt, je weiter wir uns vom Projektionsmittelpunkte entfernen, und daß die einzelnen Karten des Atlasses auch infolge ihrer verschiedenen Projektionsart durchaus nicht geeignet sind, durch Auflegen einer Pause von Strecken oder Flächen des Heimatlandes auf Gebiete fremder Länder und Erdteile dem Schüler eine richtige Vorstellung von dem gegenseitigen Größenverhältnisse zu gewähren, so werden wir wohl behaupten dürfen, daß mit einer Karte gleichen Maßstabes noch lange keine Grundlage gegeben ist, auf der ohne Bedenken Messungen vorgenommen werden dürften. Dazu ist neben der gleichen Projektionsart auch noch der Umstand erforderlich, daß sich die zu vergleichenden Punkte an der gleichen Stelle des Projektionsfeldes befinden. Der Volksschule eine „elementare Durchnahme der in unseren Schulatlanten zur Verwendung kommenden Kartenentwürfe“ zuzumuten, ist ein starkes Verlangen, selbst dann, wenn wir uns hiebei nicht die fünfklassige, sondern die acht-

klassige Volksschule vor Augen halten. Hinsichtlich der Aufnahme von Fragen in das Lehrbuch können wir dem Verf. nicht beipflichten. Er urteilt in dieser Sache ebenso optimistisch wie in Bezug auf die Einführung des Kinematographen in den erdkundlichen Unterricht. Die Anwendung weißer Farbe für Flußläufe dürfte sich nicht empfehlen. Gegen die dunkle Farbe der Flachsee und die lichte der Tiefsee lassen sich begründete Bedenken erheben. Daß auf der Wandkarte ein Farbenton für das Meer genügen soll, während der Atlas zwei Tiefenstufen zu *unterscheiden* hat, ist nicht recht einzusehen. Statt das terminologische *Relief* noch schärfer zu verurteilen, als es S. 58 geschieht, empfiehlt der Verf. wieder an anderer Stelle (S. 151) die Verwendung dieses der Natur Hohn sprechenden „Anschauungsmittels“ im heimatkundlichen Unterrichte. Trotzdem können wir nur wünschen, daß dem Buche die weiteste Verbreitung zuteil werde. Unseren Jahresberichten und Zeitschriften würde gar mancher Aufsatz mit plötzlich entdeckten „neuen“ Ideen erspart bleiben.

Hölzels Schulwandkarte von Asien. 2. Auflage, vollkommen neu bearbeitet von Dr. Franz Heiderich. Maßstab 1:8000000.

Die dritte Dimension ist auf der Karte teils durch Vereinigung von Schraffen und Höhenschichtenkolorit, teils durch letzteres allein dargestellt. Auf dem Lande wurde hiebei *in* sechs Höhenstufen der Grundsatz je höher desto dunkler, im Meere bei Anwendung von fünf Stufen der Grundsatz je tiefer desto dunkler befolgt. Außerdem sind die Depressionsgebiete durch eine freilich wenig glücklich gewählte Farbe gekennzeichnet. Durch richtige Wahl der Begrenzung der Höhenstufen erhält die Karte anschauliche Plastik, bewahrt aber dennoch wohltuende Ruhe. Eine besondere Hervorhebung der vergletscherten Gebiete hätte zur Gliederung des Terrains viel beigetragen. Der Bearbeiter hat sich sichtlich überall bestrebt, dem neuesten Stande der Erforschung Asiens Rechnung zu tragen. Im Hindukusch hätte der höchste Gipfel und der Paß von Bamian Erwähnung verdient. Auch *fehlen* Namen wie Mustagata und Kantschindschinga, dessen Höhe übrigens in der Karte erscheint. Der Terekpaß ist als alter Verkehrsweg von Bedeutung. Die Höhe des Chantengri beträgt über 7300 *m*, die des Apo nur 2700 *m*, die des Kljutschew dagegen nach K. v. Ditmar rund 5200 *m*. Die Depression südlich von Turfan, in der sog. „Kessellandschaft von Lukschan“ ist irrtümlich mit — 60 *m* angegeben; sie beläuft sich nach Tillo für Lukschan auf — 20 *m*, für den See Bodschante auf — 130 *m*. In Vorderindien sollte statt Kollidam der bei uns gebräuchlichere Name Kaweri stehen. Der schwächste Teil der Karte sind die Ortszeichen. Der Bearbeiter unterscheidet nach dem Titel zweierlei Arten von Siedlungen: solche von über und solche von unter 100000 Ein-

wohnern. Außer den beiden Zeichen tritt in der Karte noch ein drittes entgegen, dessen Bedeutung unklar ist. Zudem sind die Signaturen mehrfach nicht in richtiger Weise zur Anwendung gebracht. So haben beispielsweise Surabaya, Astrachan und Baku trotz ihrer Einwohnerzahl von über 100 000 nur einen schwarzen Ring, das Zeichen der Städte von unter 100 000 Ew., während Brussa, Erzerum und Isfahan irrtümlich als Städte mit über 100 000 Einw. verzeichnet sind. Buitenzorg und Kobe sind überhaupt nicht aufgenommen. Auch Druckfehler enthält die Karte. Das S bei Oxus ist verkehrt, der Name Düna erscheint im Spiegelbilde, statt Tschu heißt es Tschn, statt Louis auf Neuguinea Lonis, statt Fly in demselben Lande Ely. Die Karte schreibt auch Maladiven. Die Newa fehlt ebenso wie der 190. Meridian ö. L. v. Gr. Der Wert der beiden Nebenkarten, auf deren einer El Hasa als türkisches Gebiet ausgeschieden sein sollte, ist zweifelhaft.

Wien. J. Müllner.

Ein zerlegbarer Globus. Verlag von J. Felkl u. Sohn, Rostock (bei Prag) 1902.

Die bekannte einheimische Lehrmittelfabrik, deren Globen und Tellurien sich in den Kreisen der Schulgeographen eines guten Rufes erfreuen, hat einen Globus konstruiert, der vor den bisher im Gebrauche stehenden Erdgloben so viele Vorzüge voraus hat, daß er beim geographischen Unterrichte — besonders in der I. Klasse — mit gutem Erfolge Verwendung finden wird. — Durch einen einfachen Mechanismus läßt sich der Globus öffnen und in zwei Hälften zerlegen, weshalb er „zerlegbarer oder zweiteiliger Globus“ genannt wird.

Der Mechanismus besteht aus einer aus Messing gearbeiteten Charnière und aus einer gerade gegenüber angebrachten, ebenfalls aus Messing gefertigten Schließvorrichtung, deren Knopf von außen sichtbar ist. Auf diesen Knopf muß man drücken, damit sich der Globus öffne. Im übrigen ist die Adjustierung dieselbe wie bei den gewöhnlichen Globen. Er ruht auf einem einfachen Holzgestelle, in welches die aus starkem Eisendraht hergestellte geneigte Achse eingeschraubt ist. Diese ist ihrer ganzen Länge nach von einer messingenen Hülse umgeben, welche durch einen auf dem oberen Achsenende befindlichen Schraubenknopf festgehalten wird.

Soll der Globus zu Demonstrationszwecken benutzt werden, so schraubt man den eben besprochenen Messingknopf ab und hebt den Globus mit der Hülse aus der Achse heraus, drückt an den Verschlußknopf und der Erdglobus zerlegt sich in zwei Halbkugeln. Schließlich wird die Achsenhülse, welche mit einem Eisendorn unten und mit einem Messinghaken oben am Globus haftet, durch Zurücklegen desselben entfernt. Im Innern des Globus sind

zwei bewegliche, aus starkem Eisenblech hergestellte Haken angebracht, mittelst welcher der geöffnete Globus ohneweiters auf die Schultafel gehängt werden kann. Die Aufmontierung auf das Gestell ist ebenso einfach. Zunächst wird die Achsenhülse — mit dem Eisendorn nach unten — in den Globus gelegt und mit dem Messinghaken oben befestigt. Hierauf wird der Globus geschlossen, wobei darauf zu achten ist, daß die Messingstifte in die gegenüber liegenden Öffnungen genau hineinfallen. Schließlich wird der Globus in die Achse eingelassen und an deren oberem Ende der besprochene Messingknopf angeschraubt.

Wie man sieht, ist der ganze Vorgang höchst einfach und, da alle Bestandteile, insbesondere auch die Randversicherungen der beiden Halbkugeln aus Messing, bezw. aus Eisen hergestellt sind, so dürfte sich der Mechanismus nicht so schnell abnützen und ohne wesentliche Reparatur für viele Jahre ausreichen. Zu wünschen wäre nur, daß die rührige Firma jedem Globus die von mir gemachten Andeutungen über den Mechanismus desselben, also eine Art „Gebrauchsanweisung“ beilegen würde, damit er durch eine ungeschickte Hantierung nicht Schaden leide und vom Geographielehrer im vorhinein als unpraktisch — weil kompliziert — bezeichnet werde.

Von weit größerem Interesse als die Gebrauchserklärung sind selbstverständlich die Vorteile, welche mit dem „zerlegbaren“ Globus beim Geographieunterrichte, namentlich in der I. Klasse, erzielt werden können. — Jeder Geographielehrer kennt die großen Schwierigkeiten, denen er begegnet, wenn es gilt, vom Globus zur Karte, vom Körper zu dessen Bild überzugehen. Die Auffassungskraft der Schüler der I. Klasse ist gering, das Vorstellungsvermögen noch nicht entwickelt — und der Sprung von der Kugel zur Fläche ist groß. Wenn sich der Lehrer auch redliche Mühe gibt, durch Worte und Zeichnungen diesen Übergang zu vermitteln, gelingt es ihm nur in wenigen Fällen, in den Schülern das richtige Verständnis zu wecken. Insbesonders vermögen sie sich nicht klar zu machen, daß die Hälfte Islands auf der östlichen Halbkugel im Westen und auf der westlichen im Osten liegt und daß die Fortsetzung Asiens im O. des östlichen Planiglobs, die Tschuktschen-Halbinsel, auf dem westlichen Planiglob im äußersten NW. zu liegen kommt. Mit dem „zweiteiligen“ Globus läßt sich das spielend erklären, und wenn der Lehrer noch ein Übriges tut und an der Schreibtafel die beiden Halbkugeln mit Kreide umschreibt und in die dadurch entstandenen beiden Kreisflächen die Gestalt der Erdteile in groben Umrissen einzeichnet, so wird selbst der mit sehr geringer Auffassung ausgerüstete Schüler eine richtige Vorstellung gewinnen.

Nicht geringeren Schwierigkeiten begegnet die richtige Auffassung eines Meridiankreises und dessen Zerlegung in zwei Meridiane. Auf den beiden an der Tafel hängenden Erdhalb-

kugeln läßt sich schnell und sicher eine klare Vorstellung davon gewinnen, besonders wenn der Lehrer es nicht unterläßt, den Globus zu schließen und die erzielten Vorstellungen sofort auf den Planigloben praktisch zu verwerten. Hat aber der Schüler einmal das Wesen der Meridiane richtig erfaßt, so wird es dem Lehrer nicht mehr schwer fallen, den Null-Meridian zu erklären und auch die geographische Länge und deren Bestimmung nach O. und W. klar zu machen. Schließlich versteht der Schüler ohne jede Schwierigkeit, warum man bei dieser Zählung mit dem 180. Meridian endigt.

In gleicher Weise läßt sich die Zusammengehörigkeit der Ozeane, der Meeresströmungen, der australischen Inselwelt usw. mit dem zerlegbaren Globus erklären, wenn der Lehrer die Erklärung zuerst am geschlossenen, dann am geöffneten Globus gibt, hierauf sofort die Planigloben heranzieht und die Schüler selbst das am Globus Demonstrierte auf der Handkarte der Planigloben aufsuchen läßt.

Sieht man von der Zerlegbarkeit des Globus ab und betrachtet ihn als Ganzes, so leistet er dem Unterrichte selbstverständlich dieselben guten Dienste wie jeder andere gute Globus. Für den Gebrauch an Mittelschulen aber, an denen die Geographie vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrieben werden soll, müßte der Globus noch einige Verbesserungen erfahren, damit er mit dem Mittelschulatlas in Einklang stehe. Die Mittelschule legt seit Karl Ritter ein Hauptgewicht auf das physikalische Bild der Erde, nicht auf die steten Veränderungen unterliegenden politischen Verhältnisse. Der Globus müßte also gerade so wie die Planigloben im Mittelschulatlas in erster Linie die oro-hydrographischen Verhältnisse der Erdteile, bezw. der ganzen Erde zur Darstellung bringen. Gerade der Globus eignet sich hiezu in doppelter Hinsicht weit besser als die Planigloben des Atlasses. Zunächst ist er in einem weit größeren, meist doppelt so großen Maßstabe gearbeitet als diese. So hat der besprochene Globus einen Durchmesser von 32 *cm*, während die Mehrzahl der Planigloben in den Atlanten nur 15—20 *cm* Durchmesser haben. Dann kann der Globus allein ein zusammenhängendes Bild der oro-hydrographischen Verhältnisse der gesamten Erdoberfläche, allerdings in sehr übersichtlicher Form bringen, während dieses Bild im Atlas entsprechend den fünf Erdteilkarten in fünf und, wenn Nord- und Südamerika auf zwei besonderen Karten dargestellt sind, sogar in sechs Teile zerrissen erscheint.

Überdies sind die Karten der Erdteile nicht in demselben Maßstabe, sondern mindestens in zwei verschiedenen gezeichnet, die allerdings kommensurabel sind, aber nichtsdestoweniger besonders bei Schülern der I. Klasse nicht immer richtige Vorstellungen über die Größe und über den Zusammenhang der einzelnen Erdteile erzielen. Das kann nur ein guter Globus tun. Der prak-

tische Schulgeograph wird daher stets, wenn er die oro-hydrographischen Verhältnisse eines Erdteiles auf der Wand- und Handkarte besprochen hat, den Globus heranziehen, um das aus dem Ganzen herausgerissene Stück der Erdoberfläche wieder in das Ganze einzufügen und wieder den Zusammenhang herzustellen — im Sinne der Instruktionen sowohl für Gymnasien als auch für Realschulen, welche fordern, daß der Schüler der I. Klasse ein klares und übersichtliches Bild über die ganze Erde gewinne.

Aber nicht nur die Erhebungen, sondern auch die Vertiefungen der Festlandsmassen, nicht nur ihr kleinerer sichtbarer Teil, sondern ihr weit größerer unsichtbarer, weil mit Wasser bedeckter Teil muß in Betracht gezogen werden, wenn man das Erdganze richtig erfassen will; daher wird der Globus auch die Meerestiefen bringen müssen, um das physikalische Bild zu ergänzen. Angaben der Meerestiefen in Zahlen sind nicht ausreichend, es müssen Tiefenschichten verwendet werden.

Schließlich sei lobend hervorgehoben, daß der Globus die wichtigsten Schifffahrtsrouten und die hervorragendsten Erdbahnen zur Darstellung bringt und dabei an dem Grundsatze festhält: *sit modus in rebus.* Der Schüler sieht daraus, daß der Mensch bestrebt ist, den natürlichen Zusammenhang der einzelnen Erdteile künstlich herzustellen und seinen Zwecken dienstbar zu machen.

Bei der großen Rührigkeit der eingangs genannten österreichischen Verlagsfirma läßt sich bestimmt erwarten, daß sie den geäußerten Wünschen Rechnung tragen und den Globus so ausgestalten wird, daß er allen berechtigten Anforderungen der heutigen Schulgeographie entsprechen wird.

R. Trampler.

Lehr- und Übungsbuch der darstellenden Geometrie für die Oberrealschule. Von Klemens Barchanek, Direktor der Staatsoberrealschule in Olmütz. Mit 390 in den Text gedruckten Originalfiguren. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky 1902. XIII u. 374 SS. Preis geh. 4 K 80 h, geb. 5 K 40 h.

Im neuen Normallehrplane für die österreichischen Realschulen ist bekanntlich der darstellenden Geometrie kein so großer Lehrstoff mehr zugewiesen wie im alten. Man sollte deshalb glauben, daß die neuen Lehrbücher für diesen Gegenstand den älteren an Umfang nachstehen würden. Dem ist aber nicht so; es ist vielmehr das Gegenteil der Fall. Während z. B. die im Jahre 1879 erschienene Auflage des Lehrbuches von J. Streissler eine viel größere Stoffmenge auf 290 Seiten verarbeitet, hat das von J. Heller 1890 verbesserte Lehrbuch des F. Smolik 304 und das vorliegende 374 Seiten. Und dieser Inhalt muß jetzt, da der dar-

stellenden Geometrie in der VII. Klasse nur zwei Drittel der früheren Lehrstundenzahl zur Verfügung steht, in kürzerer Zeit bewältigt werden; noch dazu mit einem Schülermateriale, das weniger Fertigkeit im Zeichnen besitzt als jenes, welches nach dem alten Lehrplane unterrichtet wurde, weil ja im neuen Lehrplane auch die dem geometrischen Zeichnen zugewiesene Stundenzahl in der II. und III. Klasse um je eine Wochenstunde gekürzt wurde.

Man wird also wohl aus dem, was im Lehrbuche von Barchanek enthalten ist, eine Auswahl treffen müssen. Man wird z. B. auf die axonomitrischen Darstellungen nicht eingehen können — trotzdem sie sehr wertvoll sind — und in der Theorie der Kegelschnittslinien manches dem mathematischen Unterrichte überlassen müssen. Auch für die Behandlung der stereographischen Projektion dürfte kaum genügend Zeit übrig bleiben.

In jeder andern Hinsicht ist aber das Lehrbuch von Barchanek als ein sehr gutes zu bezeichnen. Man merkt es überall, daß der Verf. ein erfahrener Schulmann ist, der den Stoff wohl gesichtet und geordnet und sein Lehrgebäude nach richtigen pädagogischen Grundsätzen aufgebaut hat. Auch die Figuren sind durchwegs mustergiltig; nur die strichpunktierten Umrisse der Schlagschattengrenzen sehen nicht gut aus.

Gegen die Bezeichnung läßt sich so manches einwenden. Einerseits steht sie mit der im mathematischen Unterrichte gebräuchlichen nicht im Einklange, andererseits ist sie auch teilweise zu kompliziert — man betrachte nur die angeblich „sinnfälligen" Zeichen $\overset{\Omega}{E}_1$ und $\overset{\Omega}{E}_2$.

Zu den einzelnen Abschnitten sei nur noch folgendes bemerkt:

Daß dem Projizieren auf eine Ebene eine etwas ausgedehntere Behandlung zuteil wurde als es sonst geschieht, ist zu billigen. Einen Unterschied zwischen der Drehung um 90° und den andern Drehungen zu machen, ist sehr angezeigt. Daß stets deutlich erkenntlich gemacht wurde, was sichtbar und unsichtbar ist, ist recht lobenswert. Beim räumlichen Koordinatensysteme hätte die in der analytischen Geometrie des Raumes übliche Bezeichnung Anwendung finden sollen. Die zusammenfassende Behandlung der Strahlenflächen ist ganz am Platze. Bei der Zentralbeleuchtung der Kugel hätten auch leicht die Brennpunkte der Schlagschattenellipse unter Hinweis auf § 160 konstruiert werden können (siehe den Programmaufsatz des Ref.). Auffällig ist es, daß die Durchdringung zweier Kugeln nicht aufgenommen wurde.

Die große Anzahl von Aufgaben wird jeden erfreuen, nur dürften von manchen noch die kombinierten Aufgaben vermißt werden.

Unter den bemerkten Druckfehlern stören am meisten die auf S. 68, 15. Z. (wo Umlegung statt Umklappung steht); auf S. 88, Fig. 188 (wo β nicht zu ac parallel ist); S. 213, Fig. 288 (wo auch ein sichtbarer Teil von λ gestrichelt ist) und S. 346, 2. Z. (wo 2 statt E steht).

Wenn auch das besprochene Buch vielleicht seines großen Umfanges und der Bezeichnung wegen nicht an vielen Schulen eingeführt werden dürfte, wird es doch gewiß bei den Fachkollegen seiner vielen Vorzüge halber sehr beifällig aufgenommen werden; jüngeren Lehrern sei es besonders warm empfohlen.

Wien. F. Schiffner.

Grundriß der Experimentalphysik für humanistische Gymnasien. Von Dr. Wilh. Donle, Professor der Physik an den k. bayr. Militär-Bildungsanstalten und Privatdozent an der Universität München. 2., nach dem Lehrplan vom Jahre 1898 umgearbeitete Auflage. Mit 170 in den Text gedruckten Figuren und 220 Übungsaufgaben. München u. Leipzig, Dr. E. Wolf 1901.

Das vorliegende Buch ist im Sinne des Lehrplanes für den Physikunterricht in der 7. und 8. Klasse der humanistischen Gymnasien Bayerns vom September 1898 ausgearbeitet worden. Der Umfang der neuen Auflage ist gegenüber der ersten Auflage mehrfach erweitert worden; es wurden dementsprechend auch mehrere neue Figuren aufgenommen. Die Aufgaben sind zum Teil reduziert worden, doch ist die anerkennenswerte Einrichtung getroffen worden, daß bei Rechnungsaufgaben die Resultate, bei den rein physikalischen Aufgaben die Paragraphen, welche dabei zur Anwendung gelangen, zur Erleichterung für den Schüler beigefügt wurden. Im einzelnen wäre folgendes zu bemerken: Nach dem heutigen Stande der Naturgeschichte geht es wohl nicht mehr an, wie dies auf S. 3 des Buches geschehen ist, diese als eine beschreibende Wissenschaft zu bezeichnen. — Bevor der chemische Teil des Buches begonnen wurde, hätte der Begriff des Atomes und Moleküles auseinandergesetzt werden sollen. — Das spezifische Gewicht als jene Zahl zu bezeichnen, welche anzeigt, wie vielmal schwerer ein Körper als eine volumengleiche Wassermenge ist, muß — namentlich im Zusammenhange mit der zweiten, weiter unten im Buche angegebenen Definition — als verfehlt bezeichnet werden. — Der Satz vom Parallelogramm der Kräfte hätte begründet werden sollen. — Das Prinzip der Erhaltung der Arbeit hätte allgemeiner als im Anschlusse an die Lehre vom Wellrad aufgestellt werden sollen. — Die Hahnluftpumpe, welche nur mehr geschichtliches Interesse hat, wäre durch die Ventilluftpumpe zu ersetzen gewesen. — In der Wärmelehre vermißt der Ref. eine sachgemäße Erklärung der kalorischen Erscheinungen auf Grund der Gesetze der Thermodynamik. Von dieser wäre wenigstens der erste Hauptsatz hervorzuheben gewesen. — In die Wellenlehre hätte das Prinzip von Huygens und dessen Anwendung auf die Lehre von der Reflexion und Brechung der Wellen aufgenommen werden sollen. — Ganz unzureichend und auch für die Mittelschule unvollständig

ist die Lehre vom Schall behandelt worden. — So sind die Gesetze der Schwingungen gespannter Saiten, ferner jene der Luftschwingungen in Pfeifen nicht auseinandergesetzt worden; auch muß das über die Geschwindigkeit des Schalles Vorgetragene als unzulänglich bezeichnet werden. — In der Lehre von der Reflexion und Brechung des Lichtes wäre es angemessen gewesen, den Gang der Strahlen eines Lichtbüschels und nicht einzelner Strahlen zu zeichnen, da auf diesem Wege der Schüler am besten zur Auffassung der Entstehung eines Bildes gelangt. — Sehr viel zu wünschen aber läßt Fig. 100, in welcher der Strahlengang in einem Prisma sehr undeutlich gezeichnet ist. — Den Begriff des Potentiales beim Unterrichte in der Lehre von der Elekrizität ganz zu unterdrücken, ist nach dem heutigen Stande der wissenschaftlichen Forschung und der Didaktik nicht gut möglich; es ist ferner vollständig verfehlt, Potential und Spannung zu identifizieren, wie es auf S. 154 des Buches geschehen ist. Den Ausgangspunkt in der Lehre vom Galvanismus vom Voltaschen Fundamentalversuche zu nehmen, ist heutigentags didaktisch nicht gerechtfertigt. — Eine Erörterung der Tangentenbussole hätte nicht fehlen sollen. Ebenso hätte die S. 180 vorgetragene Maxwellsche Regel in der Lehre von der Magnetinduktion begründet werden sollen; die Gründe für die Entstehung eines Induktionsstromes müssen dem Schüler unbedingt klargemacht werden. — Ref. hält es nicht für zweckmäßig, die Dynamik am Schlusse des Physikunterrichtes zu behandeln; es hat dieser Modus nicht einmal in der Unterstufe eine Berechtigung. — Die Kraft- und Geschwindigkeitsverhältnisse bei der Bewegung eines Pendelpunktes hätten ausführlich auseinandergesetzt werden sollen. — Die Ausstattung des Buches ist eine in jeder Hinsicht zufriedenstellende.

Leitfaden der Wetterkunde. Gemeinverständlich bearbeitet von Dr. R. Börnstein, Professor an der kgl. landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin. Mit 52 in den Text eingedruckten Abbildungen u. 17 Tafeln. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1901. Preis geb. 6 Mark.

Dieses prächtig ausgestattete Buch ist dem Wunsche entsprungen, ein Lehrbuch zu besitzen, in dem die wichtigsten atmosphärischen Gesetze mit Berücksichtigung neuerer Forschungen in gemeinverständlicher Form und in mäßigem Umfange enthalten sind. Das Buch ist derart angelegt und in seinen Teilen durchgeführt, daß es einerseits dem Praktiker, also vorzugsweise den Landwirten, ein treuer und sicherer Berater sein wird, anderseits geeignet erscheint, beim naturwissenschaftlichen und physikalischen Unterrichte zugrunde gelegt, auf diesen fördernd und belebend einzuwirken. Wertvoll erscheint der Umstand, daß der ursächliche Zusammenhang der Erscheinungen an allen Stellen hervorgehoben

wurde und daß die meteorologischen Verhältnisse — wo immer dies nur möglich war — in sachgemäßer Weise auf physikalischem Wege ihre Darstellung gefunden haben.

Anerkennend hervorzuheben ist auch der Abschnitt, der von der Zusammenstellung des Witterungsdienstes in den einzelnen Ländern handelt. In diesem sind auch die Ergebnisse der Beratung vorgeführt, welche am 29. und 30. Mai 1900 auf der Seewarte zu Hamburg stattfand. Die betreffenden Beschlüsse waren auf die Erlangung eines Witterungsdienstes gerichtet.

Im einzelnen seien besonders folgende Punkte hervorgehoben: In der Besprechung der Temperaturverhältnisse der Erde ist auf die gebräuchlichen Thermometer und deren Aufstellung Rücksicht genommen worden. Es wird auch auf das Prinzip der Schleuderthermometer und jenes der Aspirationspsychrometer aufmerksam gemacht. Die beim Studium der Luftfeuchtigkeit sehr nützliche, dem Buche beigegebene, neu berechnete Psychrometertafel berücksichtigt die Eisdampfspannung. In genauer und durchwegs klarer Weise ist der Einfluß atmosphärischer Feuchtigkeit bei den absteigenden Luftbewegungen (Fallwinde, Föhn) dargestellt worden. Die Theorie dieser atmosphärischen Erscheinung wird in der von Hann herrührenden Weise gegeben. Für den über die Bewölkung handelnden Abschnitt sind die dem Buche beigegebenen farbigen Wolkenbilder, welche dem Verf. von Hrn. Teisserenc de Bort in Paris überlassen wurden, sehr wertvoll. Die optischen Erscheinungen der Atmosphäre, wie die Dämmerung, die Krakatau-Erscheinungen, die Phänomene der leuchtenden Nachtwolken, des Regenbogens, der Nebelbogen, des Brockengespenstes und andere werden in diesem Abschnitte behandelt und — soweit es in populärer Weise möglich war — auch entsprechend erklärt. Auf die Airysche Theorie des Regenbogens hätte aufmerksam gemacht werden sollen. Die Hauptpunkte der elementaren Behandlung dieser Theorie, wie sie von Pernter vorgenommen wurde, zu geben, unterliegt gewiß keinen Schwierigkeiten.

Im Abschnitte, der von den atmosphärischen Niederschlägen handelt, hat der Verf. auf Grund der bisher, namentlich in Windisch-Feistritz, angestellten Versuche einen Bericht über das Wetterschießen gegeben; wenn auch noch nicht vollständige Klarheit in dieser Sache herrscht, so ist doch das sicher anzunehmen, daß eine etwa vorhandene Wirkung an den Wirbelring und sein Eindringen in die Wolke gebunden ist. — Nach Besprechung der Luftdrucksverhältnisse, wobei auch der Gezeiten im Luftmeere gedacht und gezeigt wird, daß die Änderung des Luftdruckes, welche durch den Wechsel atmosphärischer Flut und Ebbe entstehen kann, höchstens $^1/_{20}$ *mm* Quecksilberhöhe beträgt, wendet sich der Verf. zur Erörterung der Windverhältnisse. Das Buys-Ballotsche oder barische Windgesetz wird durch sehr einfache Raisonnements dem Verständnisse des Lesers nahegebracht. Wie

Oberbeck die Entstehung des Windes aus der Temperaturverteilung und dem ablenkenden Einflusse der Erddrehung einer Herleitung der auf der gesamten Erde herrschenden Windzirkulation zugrunde gelegt hat, zeigt der Verf. im folgenden. — Weitaus am eingehendsten verbreitet sich der Verf. über die Erscheinungen, die das Wetter darbietet, das aus der Wechselwirkung der meteorologischen Elemente entspringt. Er hat sehr gut daran getan, daß er — ohne viel in theoretisches, anderseits in statistisches Detail sich einzulassen, eine Darstellunng des Wetters durch Schilderung einer Reihe von häufig vorkommenden Witterungsvorgängen vorführt. Viele der wichtigsten atmosphärischen Erscheinungen sind an die Bildung eines aufsteigenden Luftstromes geknüpft. Es wird an dieser Stelle der Unterschied gemacht, ob die aufsteigenden Ströme sich über langen, schmalen Streifen oder über rundlich gestalteten Bodenflächen auftreten. Im ersteren Falle sprechen wir von der Entstehung einer Böe, im letzteren von einem aufrechten Luftwirbel. Die Bedingungen für die Entstehung der beiden Erscheinungen sind klar auseinandergesetzt worden.

Besonders eingehend wurden die Gewitterphänomene, die dem aufsteigenden Luftstrome angehören, dargelegt und in dem Abschnitte, der über den Ursprung der Gewitter handelt, hat der Verf. ausgehend von der geschichtlichen Entwicklung des Problemes die Theorien der Gewitter- und der Luftelekrizität dargelegt. Auch auf die von Elster und Geitel aufgestellte Jonentheorie zur Erklärung der luftelektrischen und Gewittererscheinungen wurde des näheren eingegangen. — Im weiteren werden die großen, aufrechten Wirbel beschrieben, welche die barometrischen Maxima und Minima bilden. Hiebei wird auch auf die besonders häufigen und charakteristischen Lagen Bezug genommen, welche die barometrischen Maxima und Minima bilden können und welche als Wettertypen bezeichnet worden sind; diese werden durch recht gut ausgeführte Kärtchen zum Verständnis gebracht. Wie schon früher erwähnt wurde, sind die Bemerkungen über den Witterungsdienst in den verschiedenen Ländern sehr lehrreich und schätzenswert; sie beruhen auf den Mitteilungen, welche dem Verf. gelegentlich des internationalen Meteorologen-Kongresses zu Paris (im September 1900) von den Meteorologen der auswärtigen Staaten zuteil geworden sind.

Außer der früher angegebenen neu berechneten Psychrometertafel finden wir noch einige Tafeln, die für die Reduktion des Barometerstandes auf 0° C., auf die Normalschwere und auf das Meeresniveau, sowie für die Vergleichung der Thermometerskalen gelten.

Für weitere Studien belangreich ist die dem Buche beigegebene Zusammenstellung der Literatur; es wird in dieser auf die neuesten Quellen eingegangen.

Das Buch wird — davon ist der Ref. vollkommen überzeugt — einem schon oft gefühlten Bedürfnisse abhelfen und nur Nutzen stiften; auch dem Meteorologen vom Fache wird das kleine Werk in manchen Fragen als Nachschlagebuch dienen können.

Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften. Nr. 119 bis 123. Leipzig, Wilh. Engelmann.

In dem ersten der vorliegenden Hefte werden die Versuche über die Hygrometrie von de Saussure fortgesetzt. Es wird die Theorie der Verdunstung gegeben; hier finden wir neben mancher Unrichtigkeit viele richtige Deutungen gegeben. Es hat der Verf. von den elastischen Dünsten und ihrer Auflösung in der Luft gesprochen, ferner von den Dunstbläschen und den Dunststäubchen, dann von der Verdunstung in verdünnter und verdichteter Luft. Im weiteren tritt der Verf. der Frage näher, ob „der Übergang des Feuers aus einem Orte in den anderen eine von den Ursachen der Verdunstung“ sei. Hier werden Gesetze besprochen, die erst auf Grund der Anschauungen der Thermodynamik ihre vollste Erklärung gefunden haben. Im folgenden handelt der Verf. von der Quantität der Verdunstung; es wird schon an dieser Stelle darauf aufmerksam gemacht, welche Bedeutung diese Quantität in der Meteorologie hat, und auf *einige* Dunstmesser des näheren eingegangen. Von Interesse sind auch die folgenden Abschnitte, die von der Verdunstung des Eises und des Wassers handeln, dem „andere elastische Substanzen“ beigemengt sind.

Von weitem Blicke zeigt sich Saussure bei der Darstellung der Anwendungen der vorhergehenden Theorien auf einige Erscheinungen der Meteorologie. Es wird die Verteilung der Dünste in der Atmosphäre, die Theorie der Winde (wobei dann auch das Dovesche Drehungsgesetz ziemlich deutlich ausgesprochen erscheint), die Veränderung des Barometerstandes, die Aufstellung und Beobachtung des Hygrometers, die Wirkung der Sonnenstrahlen auf das Haarhygrometer, der Eintritt der größten Feuchtigkeit und größten Trockenheit, die Ursache dieser Erscheinungen ausführlich besprochen. In diesen Abschnitten, sowie in dem folgenden, der von den meteorologischen Beobachtungen auf einer Reise in die Alpen handelt, zeigt sich der Verf. als ein genauer und gewissenhafter Beobachter, dessen Angaben auch heute noch mindestens Beachtung verdienen. Recht beachtenswerte Erörterungen finden sich auch in dem letzten Abschnitte: „Allgemeine Betrachtungen über die meteorologischen Vorbedeutungen.“ In dem Schlußabschnitte des Buches werden Ausblicke auf das gegeben, was noch übrig bleibt, „um die Hygrometrie vollkommen zu machen“.

In Nr. 120 wird der 1. und 2. Teil der Anatomie der Pflanzen von Malpighi von M. Möbius bearbeitet. Die wissenschaftlichen Leistungen des italienischen Forschers, dessen Werke zuerst 1686 zu London herausgegeben wurden, seine Bedeutung für die Pflanzenanatomie und Physiologie sind so bekannt und mehrfach gewürdigt worden, daß es freudig begrüßt werden muß, daß die vorliegende Bearbeitung vorgenommen wurde.

Nr. 121 umfaßt die beiden Abhandlungen von Gregor Mendel über Versuche mit Pflanzenhybriden, herausgegeben von Erich Tschermak. Die daselbst niedergelegten Forschungen sind als ganz bedeutungsvolle Beiträge zur Lehre von der Bastarderzeugung, aber auch allgemein zur Entwicklungsgeschichte der organischen Formen anzusehen. Das Gesamtergebnis der Versuche von Mendel kann als die Lehre von der gesetzmäßigen Verschiedenwertigkeit der Merkmale für die Vererbung bezeichnet werden. Die Abhandlungen Mendels, der als Prälat der Augustiner in Brünn wirkte, sind durchwegs in den Verhandlungen des naturforschenden Vereines in Brünn niedergelegt.

Im folgenden Heftchen werden die sechs Beweise des Fundamentaltheoremes über quadratische Reste von Gauß neu von Eugen Netto herausgegeben. Gauß hat diese theoretischen Erörterungen in seinen *Disquisitiones arithmeticae* aufgenommen und im Laufe der Zeit acht Beweise für das Reziprozitätsgesetz geliefert, von denen er aber nur sechs veröffentlichte, während die beiden anderen erst durch die Herausgabe seines Nachlasses bekannt geworden sind. E. Kummer hält mit vollem Rechte die Reziprozitätsgesetze, welche unter den Resten und Nichtresten der Potenzen statthaben, gewissermaßen für den Schlußstein der Lehre von den Potenzresten und für geeignet, den Weg für weitere und tiefer liegende arithmetische Untersuchungen zu eröffnen. Sie sind für die geschichtliche Entwicklung der Zahlentheorie wichtig, weil „ihre Beweise fast gänzlich aus neuen, bis dahin noch unerforschten Gebieten geschöpft haben werden müssen, welche so der Wissenschaft aufgeschlossen sind".

In Nr. 123 (Einige geometrische Betrachtungen von J. Steiner, herausgegeben von R. Sturm), welche Abhandlung zuerst im 1. Bande des Journals für reine und angewandte Mathematik erschienen ist, werden in der bekannt klaren Weise, welche Steiner eigen war, die Grundlagen der geometrischen Untersuchung über das Schneiden der Kreise gegeben. Nach einer Einleitung wird von der Potenz bei Kreisen, die in derselben Ebene liegen, dann von den Ähnlichkeitspunkten und Ähnlichkeitslinien solcher Kreise, von der gemeinschaftlichen Potenz derselben gesprochen. Sehr bemerkenswert ist die von Steiner vorgenommene Verallgemeinerung und geometrische Lösung

der Malfattischen Aufgabe, die allerdings ohne Beweis gegeben wird.

Im weiteren werden Folgerungen aus der Theorie der gemeinschaftlichen Potenz bei Kreisen, die in derselben Ebene liegen, gezogen. Aus der Verallgemeinerung eines von Pappus überlieferten Satzes werden interessante Folgerungen gezogen, unter anderem wird mit demselben der Radius jenes Kreises bestimmt, der drei gegebene einander berührende Kreise berührt. Es zeigt sich gerade in diesem Abschnitte das große mathematische Talent Steiners, der es in hohem Grade verstanden hat, einerseits zu verallgemeinern, anderseits durch Spezialisierung die Theoreme fruchtbringend zu gestalten. Die der Schrift beigegebenen Anmerkungen des Herausgebers sind lehrreich und beachtenswert.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Achtzig Schemabilder aus der Lebensgeschichte der Blüten. Für den Gebrauch der Schule und des Naturfreundes von Dr. Walther Schoenichen. Zwei Hefte. Braunschweig, Verlag von Benno Goeritz 1902.

Das Werkchen kommt dem immer lebhafter sich äußernden Wunsche entgegen, die Lebensverhältnisse in der organischen Natur zum Gegenstande des Unterrichtes zu machen. Der Verf. bietet eine Auswahl von 80 schematischen Blüten-Profilen, welche den Zweck verfolgen, die Einrichtungen für Insektenbestäubung darzutun. Deshalb ist immer zu der Blüte auch ein Insekt mitgezeichnet, wie es eben die Übertragung des Pollen bewerkstelligt. Jede Zeichnung ist mit einer Erklärung versehen und sodann wird der ganze Vorgang der Bestäubung kurz geschildert. Die Zeichnungen sind meist hinlänglich deutlich, die Erläuterungen, welche auch die Anlockungsmittel der Insekten berücksichtigen, im allgemeinen klar und verständlich. Unter der Voraussetzung, daß die beschriebenen Einrichtungen und Vorgänge auf gewissenhaften Beobachtungen in der Natur beruhen, wird der Lehrer eines oder das andere dieser Schemabilder mit Vorteil zur Belebung des Unterrichtes und zur Anbahnung eines Verständnisses der Beziehungen zwischen Insekten und Blumen verwenden können. Recht willkommen zur eigenen Orientierung wird vielen Lehrern die als Anhang gegebene Übersicht der biologischen Einrichtungen der behandelten Pflanzen sein.

Wien. Dr. Franz Noë.

Dr. Thomés Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz in Wort und Bild. Mit 616 Pflanzentafeln. 2. verm. u. verb. Aufl. Gera, Verlag von Friedr. v. Zezschwitz 1908.

Nachdem die 1. Auflage des rühmlichst bekannten und weit verbreiteten Werkes vergriffen ist, hat Direktor Prof. Thomé sich entschlossen, die ersten vier Bände seiner Flora in einer zweiten Auflage erscheinen zu lassen. Für dieselbe werden die Tafeln ganz neu gezeichnet und koloriert, der Text bei Wahrung des alten Zweckes neu durchgearbeitet. Um das Werk, das vollständig 56 Lieferungen mit je 11 Farbendrucktafeln enthalten wird, weiteren Kreisen zugänglich zu machen, läßt die Verlagsbuchhandlung alle 14 Tage ein Heft zum Preise von Mk. 1·25 erscheinen.

Ref. liegt die 1. Lieferung vor. Die peinliche Genauigkeit in der Wiedergabe der Natur läßt erwarten, daß wirklich Thomés Flora von Deutschland, welche die Kryptogamen von Dr. Migula würdig ergänzen, ein unübertroffenes Pflanzenwerk werden wird.

Wien. H. Vieltorf.

J. Schlesinger, Energismus, die Lehre von der absolut ruhenden substantiellen Wesenheit des allgemeinen Weltraumes und der aus ihr wirkenden schöpferischen Urkraft. Berlin, Karl Sigismund 1901. XVI u. 554 SS.

Der Verf. stellt sich die Aufgabe, das zu erforschen, was die scheinbare Fernwirkung der Körper aufeinander vermittelt. Dies führt ihn zunächst auf einen neuen Kraft- oder Energiebegriff, wonach Kräfte oder Energien substantielle, volumenhafte, selbständige Dinge sind, die bei ihrer unfaßbaren Kleinheit sich gewöhnlich der Wahrnehmung durch unsere Sinne entziehen und erst bei einer ungeheueren Verdichtung jene Erscheinungen liefern, die wir Körperstoff oder Materie nennen, die nun sichtbar und greifbar wird. Die Körperstoffe sind also Zusammensetzungen aus Kräften in bestimmter Art. Alle Kräfte- oder Energieformen empfangen ihre Energie aus der Wesenheit des Raumes. Dieser ist ein substantiell Seiendes, welches nicht verschoben werden kann, somit alle Dinge durchdringt. Aus der absolut ruhenden Raumsubstanz heraus wirkt eine Urkraft, die Raumkraft. Diese ist die einzige, aber lebendige und allintelligente Macht, welche alle Welten und ihre lebenden Wesen ins Dasein setzt und die Welten im Betriebe erhält. Diese Urkraft ist identisch mit Gott, von ihr geht das Sein des absolut ruhenden, gewiß unendlich großen Weltenraumes aus, von ihr die Formen der nahezu unendlich kleinen Energieteilchen. Die Urkraft

entfaltet aus jedem Energieteilchen zwei Arten von Bewegungswirkungen, von welchen wir die eine Art „mechanische Kraft oder mechanische Energie", die andere aber „Intelligenz" nennen. Diese ist das denkende und empfindende Prinzip in der organischen Welt, es ist für die mechanische Energie das leitende, d. h. die Richtung der Bewegung abändernde, die Verbindung und Trennung von Energie- und Stoffteilchen bewirkende Prinzip.

Das sind die Grundgedanken, mit Hülfe deren sich der Verf. den Aufbau sowohl der unorganischen als auch der organischen Welt, das Dasein Gottes, den Ursprung alles Lebenden, das Seelenleben des Menschen, kurz das Ganze der Welt erklärt.

Das Buch enthält manches Interessante und Wahre, dem man zustimmen wird, aber auch vieles Willkürliche und Phantastische, dem man nicht folgen kann. Ref. ist kein Freund derartiger, weit über das Gebiet unserer Erfahrung hinausgehender Aufstellungen, aber trotzdem machte das Buch auf ihn einen günstigen Eindruck, weil die Bescheidenheit und die Wärme, mit welcher der Verf. für seine Sache eintritt, angenehm berührt.

Die Darstellungsform ist die eines Gespräches zwischen zwei Freunden. Dies sowie der Umstand, daß das Buch nicht bloß für Philosophen, sondern auch für Physiker, Chemiker, Physiologen, Ärzte, Lehrer und Geistliche bestimmt ist, bringt es mit sich, daß die Entwicklung der Gedanken etwas zu langsam erfolgt und das Buch allzusehr ins Breite geraten ist. Aber die Darstellung ist klar und allgemein verständlich.

Wien. Franz Lukas.

Lehrbuch des Projektionszeichnens. Für den Schulgebrauch und das Selbststudium bearb. nach System Kleyer von J. Vonderlinn, Privatdozent an der technischen Hochschule in München. Stuttgart. Verlag von Julius Maier.

Die vorliegenden Abteilungen des Lehrbuches des Projektionszeichnens von Vonderlinn enthalten die Lehre von der rechtwinkeligen Projektion auf eine und mehrere Projektionsebenen, jene von der orthogonalen Projektion ebenflächiger Körper, die von der schiefen Parallelprojektion und der Zentralprojektion einschließlich der Elemente der projektiven Geometrie, dann die Theorie der Zentralkollineation ebener und räumlicher Systeme einschließlich der Anwendung auf die Kegelschnitte, endlich die Lehre von der rechtwinkligen und schiefwinkligen Axonometrie. Mit Recht hat der Verf. die rechtwinklige Projektion auf eine Ebene in den Vordergrund gestellt, da durch diese das Anschauungsvermögen des Schülers am meisten geweckt und gefördert wird. Dieser Projektion folgt die auf zwei oder mehrere Projektionsebenen, die sog-

Methode von Monge, denn sie führt von allen anderen Darstellungsmethoden den Schüler am raschesten in das Wesen der darstellenden Geometrie ein. Zahlreiche Übungsbeispiele, die zum großen Teile ausgeführt sind, erscheinen geeignet, den theoretischen Lehrstoff dem Verständnisse des Schülers nahezubringen. Im übrigen setzt der Verf. nur elementar-mathematische Kenntnisse voraus, so daß in Verbindung mit der außerordentlich klaren Darstellungsweise des Verf.s das Buch sich für das Selbststudium ebenfalls sehr gut eignen wird.

In dem Bande, der von der rechtwinkligen Projektion ebenflächiger Körper handelt, hat der Verf. als wichtige Anwendungen die Konstruktionen über die gegenseitigen Durchdringungen von geraden Linien, Ebenen und Körpern behandelt und daran auch Konstruktionen angeschlossen, die sich auf die Selbst- und Schlagschattenbestimmung der genannten Gebilde beziehen.

Die Elemente der schiefen Parallelprojektion und der Zentralprojektion wurden nur insoweit in das Buch aufgenommen, als es zum Verständnisse der projektiven Beziehungen der verschiedenen Grundgebilde der Geometrie unbedingt erforderlich war. Ebenso wurde die Lehre von den Kegelschnitten nur so weit in den Kreis der Betrachtungen einbezogen, als die Kenntnis der Entstehung und der Eigenschaften der Kurven für das eigentliche Studium der deskriptiven Geometrie sich notwendig erwies.

Die Kegelschnitte werden als Zentralprojektionen aufgefaßt und in dem folgenden Abschnitte wird in sehr zutreffender Weise auf einige projektive Eigenschaften der Kegelschnitte eingegangen. Die Kegelschnitte werden auch als Erzeugnis zweier projektiven Punktreihen, bezw. Strahlenbüschel in allgemeiner Lage betrachtet, ebenso wird auf die Polar-Reziprozität ebener Systeme im allgemeinen, mit Beziehung auf Kegelschnitte im besonderen Rücksicht genommen. — In der Axonometrie hat der Verf. die rechtwinklige und schiefwinklige berücksichtigt, weil diese Projektionsmethode sowohl als selbständige Projektionsart, als auch in ihrer Anwendung auf das technische Zeichnen hervorgehoben zu werden verdient. Damit schließt der Verf. sein recht verdienstliches Werk über Projektionszeichnen ab und benennt die vorgelegten Ausführungen recht zutreffend als die Methodenlehre der darstellenden Geometrie.

Das Buch, welches in gleicher Weise dem Lehrer und Schüler sich nützlich erweisen wird, und in dem der Verf. auch auf die metrischen Beziehungen gebührende Rücksicht genommen hat, ist trotz der großen typischen Schwierigkeiten musterhaft ausgeführt und ausgestattet.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Exlibris. Von Walter v. Zur Westen. Mit 6 Kunstbeilagen u. 164 Abbildungen. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1901. Preis geb. 4 Mk.

Der Band IV dieser illustrierten Monographien wird allen Buchliebhabern viel Freude bereiten. 164 Textbilder nach alten und neuen Bucheignerzeichen führen, durch einen sachlich geschriebenen Text unterstützt, verläßlich in das interessante, seit Jahrhunderten immer neu bebaute Gebiet ein. Überdies sind noch sechs Kunstbeilagen eingebunden, von denen wir dem Kupferstich nach der Originalplatte von Bartel Beham den ersten Platz einräumen. Es ist das *Exlibris* des Hieronymus Baumgartner. Unter den modernen Künstlern hat uns der bekannte Prager Emil Orlik mit den reizendsten Arbeiten beschenkt. Ein köstlicher Humor und Tiefgründigkeit zeichnen sie aus. Es würde zu weit führen, die vielen vorzüglichen Werke einzeln zu nennen und zu würdigen. Ein Verzeichnis der Exlibriszeichner und -stecher beschließt den Band. — Die Gesamtausstattung des Werkchens ist einfach-vornehm.

Troppau. Rudolf Böck.

Methodik des Turnunterrichtes. Den deutschen Turnlehrern, Turnwarten und Vorturnern gewidmet von Moriz Zettler, *Direktor des städtischen Turnwesens in Chemnitz.* Dritte, veränderte u. vermehrte Auflage. Berlin, Dümmlers Verlagsbuchhandlung 1902. Preis geh. Mk. 3·50.

Zettlers Methodik des Turnunterrichtes hat seit ihrem ersten Erscheinen vom Jahre 1875 und der im Jahre 1881 ausgegebenen zweiten Auflage in Schulen und Vereinen, bei Turnlehrern, Turnwarten und Vorturnern eine so weite und willkommene Verwendung gefunden, daß eine mit Zusätzen bereicherte Neuauflage des Buches sicherlich von allen mit der leiblichen Erziehung unserer Jugend sich ernstlich beschäftigenden Schulmännern nur mit Freuden begrüßt werden dürfte.

Die vor kurzem erschienene dritte Auflage der Zettlerschen Methodik hat eine wesentliche und wertvolle Veränderung und Vermehrung erfahren und bringt so zu den bestehenden Vorzügen des Buches noch eine Reihe neuer hinzu.

Wir sehen zunächst eine Anzahl Ausführungen unter allgemeinere Gesichtspunkte gestellt und aus den einzelnen Abschnitten zu einem übersichtlichen Ganzen vereinigt. Sehr beachtenswert sind insbesondere die neuen Abschnitte 'Erziehung zur Gesundheit und Kraft' und 'Erziehung des Willens', die allen Erziehern und Lehrern nicht warm genug empfohlen werden können. Sie werden hieraus für die gesundheitliche Behandlung der Schüler manche aus reifer Erfahrung geholte Belehrung sehr zum Vorteile der

Jugend entnehmen können. Der ehemalige Abschnitt IX 'Über das Verhältnis des Turnens zur Musik' hat billigerweise in seinen wesentlichen Bestandteilen unter den besonderen 'Regeln und Gesetzen des Turnunterrichtes' auf S. 187 eine zutreffende, weil sinngemäßere Aufnahme gefunden. Billigenswert ist auch das Unternehmen des Verf.s, daß er den X. Abschnitt der früheren Auflage 'Über die beim Turnunterrichte zu berücksichtigenden Gesetze der Ästhetik' nun zu einer förmlichen 'Ästhetik der Turnkunst' ausgestaltet hat, was alle befriedigen wird, die auf Gefälligkeit und Schönheit der Darstellung der Übungen einigen Wert legen.

Bei aller Sorgfalt, welche Verf. und Verleger auch der jetzigen Auflage angedeihen ließen, möchten wir zugute der Vollkommenheit des Buches für die nächste Auflage einige mehr äußerliche Unebenheiten verbessert wissen. Zutreffend ist die klare Ausdrucksweise des Verf.s, sie wird aber hie und da durch übergroße Breite und Bequemlichkeit der Darlegung nicht unwesentlich beeinträchtigt; in manchem wäre des Erfolges wegen eine zusammenfassende Knappheit und Kürze wohl recht wünschenswert gewesen. Form und Wahl des Ausdrucks können als mustergültig bezeichnet werden; im besonderen aber hätten doch einige störende Fremdbezeichnungen vermieden werden können. So spricht der Verf. auf S. 118 vom Momente des Wohlgefallens, daselbst vom Lustwerte des Quantums, vom Prinzipe der Verknüpfung. Ähnlich lesen wir auf S. 114 Gruppirung, Motiv, auf S. 117 Schönheitsprinzip, so auch sonst, didaktische Grundsätze, vieles Interesse auf S. 127 Energie, dagegen etwas weiter: Tatkraft, auf S. 187 Qualität, auf S. 208 Eleganz, auf S. 209 passender Grund, auf S. 267 elementare Form und Elemente, 225 Spezielles, auf S. 269 planmäßige Opposition, auf S. 268 Elastizität, sonst Biegsamkeit und Geschmeidigkeit. Alle diese Fremdbezeichnungen hätten leicht durch deutsche Ausdrücke wiedergegeben werden können. In einiger Beziehung wäre auch in der Anwendung von Bezeichnungen eine größere Genauigkeit recht wünschenswert. So schreibt der Verf. auf S. 77 und S. 174 Springübungen, S. 188 Springgeräte, auf S. 121 und 216 Springschnur, so auch Springkünste, auf S. 258 Springgraben, auf S. 298 Springbrett und im Widerspruch dagegen auf S. 252 Sprungübungen, so auch auf S. 191 Hang-, Sprung- und Stützgeräte und auf S. 257 Sprungbrett. Auf S. 301 lesen wir Gerätefolge, sonst Geräteinrichtung (S. 252), auf S. 174 Anlaufsbahn, auf S. 256 Wendaufsitzen, dagegen sonst Wendeschwung (S. 297). Der Verf. spricht auf S. 200 von dem uns allen nützenden Erfolg der turnsprachlichen Bemühungen unseres Altmeisters auf dem Gebiete der deutschen Turn- als Kunstsprache Dr. Karl Wassmannsdorff in Heidelberg und folgt ihnen getreulich, schreibt aber doch noch gegen Warsmannsdorff 'Sturmspringen' anstatt 'Brettspringen' und 'Schwungseil' anstatt 'Schwingseil' (S. 189), 'Versuch der Kippe' (S. 298) anstatt 'Versuch des Aufkippens' u. a. m.

Was schließlich die Grundsätze anlangt, nach welchen der Verf. den Turnunterricht erteilt wissen will, so wurde an denselben, abgesehen von ganz unwesentlichen Verbesserungen und Ergänzungen, nichts geändert. Der Verf. hat sich, wie er mit Behagen gestehen kann, während seiner langjährigen Lehrtätigkeit und seiner mehr als dreißigjährigen Aufsicht über den Turnunterricht jederzeit überzeugen können, wie richtig und wohlbegründet dieselben waren. Gerne und mit voller Überzeugung stimmen wir auch seinem aufrichtigen Wunsche bei, daß die neue, dritte Auflage seiner Methodik zur Hebung und Vertiefung des Turnunterrichtes ihren Teil beitragen und vor allem den angehenden Turnlehrern stets ein treuer und zuverlässiger Weiser werden möge.

Unsere Mittelschulanstalten sollten es sich nicht entgehen lassen, das auch vom schulgesundheitlichen Standpunkt aus ganz vorzügliche Buch für ihre Büchereien anzuschaffen.

St. Pölten. J. Pawel.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zwei Fragen des deutschen Unterrichtes.

I. Der Lyriker Grillparzer.

Neben der Größe des Dramatikers hat man beinahe die Bedeutung des Lyrikers Grillparzer zu niedrig angeschlagen. Nicht als ob es notwendig wäre, heute, 30 Jahre nach seinem Tode, den Lyriker Grillparzer für die Schule neu zu entdecken. Aber niemand wird leugnen, daß auf diesem Gebiete manches zu wünschen übrigbleibt.

In unseren Lehrbüchern wird noch immer nicht genug auf ihn Rücksicht genommen.

Schon auf der Unterstufe wären seine Gedichte öfter heranzuziehen als es bisher geschah. So sollte das Gedicht „Der Fischer" aus den „*Tristia ex Ponto*", mit seinem Goetheschen Tonfall, oder „Gedanken am Fenster", mit der hübschen Schilderung eines Gewitters, aufgenommen werden. Auch die ernste Betrachtung „Der Trost" oder das Sonett „Versäumter Augenblick"[1]) eignen sich für die III. oder IV. Klasse.

Allein eine wirklich geringe Verwertung findet Grillparzers Lyrik auf der Oberstufe in der V. Klasse. Von den drei gangbarsten Lesebüchern, die hier in Betracht kommen, Kummer-Stejskal, Lampel, Prosch-Wiedenhofer, macht nur das letztere eine rühmliche Ausnahme, indem es das „Dezemberlied" und „Berthas Lied" sowie vier Sprüche des Dichters bringt. Die beiden anderen begnügen sich mit Proben seiner Prosa.

Und doch würde der Dichter es verdienen, daß ihm mehr Beachtung geschenkt wird; denn wir wissen jetzt recht gut, daß Grillparzer nicht bloß „auch Lyriker war", sondern eine große Gedankenwelt vor

---

[1]) Daß diesem Gedichte außer dem rein menschlichen auch noch ein literarischer Sinn zugrunde liegt, kann kein Hindernis bilden. Wie vieles von Chamisso, was mit Recht zum eisernen Bestand unserer Lesebücher gehört, müßte da verschwinden, weil es, wie jeder Kenner weiß, einen politischen Hintergrund hat, den man Schülern gegenüber außeracht läßt.

uns auftat, so daß man berechtigt ist, sich eingehend mit ihm zu beschäftigen. Das tiefe Gemütsleben dieses Mannes kennen zu lernen, in seine Weltanschauung einzudringen, wird der Jugend großen Gewinn bringen. Es ist natürlich, daß nicht alles und jedes von Grillparzers Gedichten dem Jüngling geboten werden kann; dieses Schicksal teilt unser Dichter mit vielen anderen; hat irgendjemand deswegen gezögert, Goethe den Schülern darzubieten, weil die römischen Elegien nicht für Knaben geschrieben wurden? So haben wir auch die Pflicht, immer und immer wieder auf Grillparzer hinzuweisen und die heranwachsende Jugend nach dieser Richtung hin anzuregen. Umsomehr müssen wir das tun, als norddeutsche Kritiker ihn bis heute als Lyriker nicht gelten lassen [1]), vielleicht weil sie ihm ein paar scharfe Worte nicht vergessen können.

Die Gelegenheit, diese Ehrenschuld an die Manen des Dichters abzustatten, bietet sich vor allem in der VIII. Klasse. Von den früher genannten Lesebüchern bietet noch Kummer-Stejskal dem Lehrer die größte Auswahl, aber auch hier fehlt eine konsequent durchgeführte Gruppierung, überdies wird der Fehler begangen, daß Gedichte geboten sind, welche vermöge ihres einfachen Inhaltes und der leicht faßlichen Darstellung schon auf der Unterstufe oder in der V. Klasse den Schülern zugänglich gemacht werden könnten. So das Gedicht „Schweigen" oder „Der Genesene". In dem sonst so trefflichen Lesebuch von Lampel bleiben nur fünf Gedichte übrig, wenn man „Die Vision" und „Das alte Lied" in Abzug bringt, welche gleichfalls besser auf der Unterstufe ihren Platz fänden. Bei Prosch-Wiedenhofer ist die Anordnung nicht ganz klar, die Auswahl ebenfalls gering.

Gerade die lyrischen Gedichte Grillparzers wären geeignet, den Schülern ein richtiges Bild der Persönlichkeit des gewaltigen Dichterfürsten zu entwerfen. Man braucht gar nicht ins einzelne zu gehen oder eine historische Entwicklung, etwa bis hinab zu dem mürrischen Grillparzer mit seinen bitteren Äußerungen über Staat, Gesellschaft, Adel, Literatur usw. vorzuführen. Ganz leicht vermag der Lehrer etwa in folgenden fünf Gruppen den Lyriker Grillparzer an der Hand seiner Gedichte zu kennzeichnen.

1. Gruppe. Grillparzers Ansicht über Religion und Kunst. Da eignet sich kaum ein anderes Gedicht besser als die einfach schönen Worte „An Selene. Als sie ins Kloster ging" (Das bittere Gefühl, wie arm dies Leben), in welchem die Beziehungen zwischen Kunst und Religion im Sinne der Romantik erörtert werden. Daran mag sich die berühmte Parabel „Die Schwestern", mit ihrer Abgrenzung zwischen Prosa und Poesie, und das Gedicht „An Fanny Elßler" (So willst Du Dich der

---

[1]) Erst jüngst hat wieder Richard M. Meyer (Die deutsche Literatur des XIX. Jahrhunderts. 2. Aufl. 1900, S. 83) der dem Dramatiker Grillparzer die größte Anerkennung nicht versagen kann, sich zu der Behauptung verstiegen, daß „eigentliche Lyrik ihm versagt bleibt".

Kunst entziehen), mit seiner Verherrlichung der dramatischen Kunst, anreihen.

2. Gruppe. Grillparzer im Verhältnis zur Dichtkunst seiner Zeit. An die Spitze dieser Gruppe gehört jene Widmung, welche der Dichter 1846 unter sein eigenes Bildnis schrieb:

> Nur weiter geht ihr tolles Treiben,
> Von „Vorwärts! vorwärts!“ erschallt das Land;
> Ich möchte, wär's möglich, stehen bleiben,
> Wo Schiller und Goethe stand.

Dann könnte das Gedicht „Alma von Goethe“ (Das hast Du nicht gedacht, Gewalt'ger Du) folgen, dessen Lektüre wohl kein Fachlehrer als überflüssig bezeichnen dürfte. Die Beziehungen zum literarischen Wien spiegeln am besten die Gedichte wieder „Am Grabe Lenaus“ (So bist Du hingegangen, armer Mann), „An K. A. West“ (Ein Schiffer irrt, durch Sturmesnacht getrieben) und „Abschied von Wien“. Auch der kurze und doch für eine Erläuterung des Lehrers so geeignete Dimeter „Des Dichters Heimat“,

> Hast du vom Kahlenberg das Land dir rings beseh'n,
> So wirst du, was ich schrieb und was ich bin, versteh'n,

sollte nicht fehlen. Überdies mag hier der Lehrer auf den Grundzug von Grillparzers Wesen hindeuten, wie er in dem etwa in der V. Klasse schon besprochenen Gedichte „Entsagung“ (Eins ist, was altersgraue Zeiten lehren) sich zeigt.

3. Gruppe. Grillparzer in seinen Beziehungen zur Musik. Daß hier mit Rücksicht auf die Eigenart der Grillparzerschen Natur ein innigeres Verweilen nottut, haben auch unsere Lesebücher erkannt. Aber nicht bloß das Jugendgedicht „Die Musik“ sollte berücksichtigt werden, sondern auch der Albumvers „An die Tonkunst“ (Tonkunst, dich preis' ich vor allem). Und neben dem großartigen Hymnus „Zur Enthüllung von Mozarts Standbild in Salzburg“ verdiente auch ein Hinweis auf Beethoven zu stehen, etwa die kleine, so charakteristische „Wanderszene“ (Es geht ein Mann mit raschem Schritt).

4. Gruppe. Grillparzer als Patriot. Sie schließt schon jetzt in den Lesebüchern an die frühere an. Daß die beiden Gedichte „Mein Vaterland“ und „Feldmarschall Radetzky“ die für diese Gruppe geeignetsten sind, steht fest. Aber vielleicht könnte man hier auch jene herrlichen Jamben auf den Tod Napoleons anfügen, um zu zeigen, wie die Vaterlandsliebe die Bewunderung eines großen Geistes nicht ausschließt.

5. Gruppe. Grillparzers Lebensweisheit. Zu den bekannten und mit Recht herangezogenen Beispielen könnte noch das kraftvolle „Mit einem Schwerte spielt man nicht“ (wenn man will, mit Weglassung der letzten Strophe) oder das philosophische „Wie viel weißt du, o Mensch, der Schöpfung König“ kommen.

Den Abschluß dieser ganzen Darstellung aber (oder vielleicht die Einleitung) zu bilden, ist kein Gedicht berufener als jener berühmte „Abschied von Gastein“, welchen ein so genauer Kenner wie August

Sauer [1]) als eines der besten und abgeschlossensten Gedichte Grillparzers bezeichnet. Dem „Abschied von Gastein" gebührt eine ähnliche Stellung unter Grillparzers Gedichten wie der „Zueignung" bei Goethe. Beide bieten eine, wenn auch verschiedene Auffassung des Dichterberufes, welche zugleich die Art des Schaffens kennzeichnet. Es ist darum wohl kein Zufall, wenn Grillparzer dieses Gedicht ebenso an die Spitze seiner Sammlung stellte [2]), wie Goethe die „Zueignung", mit welcher Dichtung der „Abschied von Gastein" auch noch in der Anwendung der Stanze Verwandtschaft zeigt [3]).

Da dieses Gedicht schon sprachlich höchst wertvoll ist, indem es eine Reihe verschiedenartiger Figuren des Gleichklanges, der Wiederholung, der Häufung, des Gegensatzes, syntaktische und rhetorische Ausschmückungen, Metaphern, Metonymien und Personifikationen aufweist, so ist die Forderung, dieses Gedicht in der Schule eingehend zu behandeln, wohl gerechtfertigt [4]). Es sei gestattet, im folgenden das Bild einer solchen Erläuterung zu entwerfen.

Der Inhalt ist folgender. Im Begriffe von Gastein zu scheiden, richtet Grillparzer ein letztes Abschiedswort an die „freundliche" Stadt; er gedenkt der ungetrübten Stunden, die ihm hier beschieden waren, im Gegensatze zu seinem sonstigen Leben, das ihm verleidet ist durch seinen Dichterberuf, indem ihm der letztere keineswegs als eine köstliche Gabe, sondern als ein trauriges Gottgeschenk erscheint, das mit seinem Glanze wohl andere täuscht und blendet, des Dichters Lebenskraft aber langsam aufreibt und zerstört.

Das Gedicht umfaßt fünf Strophen; bloß die erste enthält das, was die Überschrift angibt, nämlich einen Nachruf an Gastein, wo der Dichter vergessen gelernt, daß ihm ein Danaergeschenk zuteil geworden ist. Diese letztere Behauptung (es sei die Poesie der Grund seiner Qualen) näher zu erklären, ist die Aufgabe der vier übrigen Strophen. Es geschieht, indem der Dichter drei Bilder aus der Natur vorführt, deren jedes eine Strophe in Anspruch nimmt (einen vom Blitz getroffenen Baum, ein Muscheltier und einen Wasserfall), und dann in der letzten Strophe die Beziehungen zwischen diesen drei Naturbildern und der Dichtkunst aufstellt [5]).

Grillparzer vergleicht den Dichter dreimal: mit dem vom Blitz getroffenen Baume, mit dem Muscheltiere und mit dem Wasserfall. Aber

---

[1]) Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft VII 5.

[2]) Die 5. Ausgabe hat dieser Intention des Dichters Rechnung getragen.

[3]) Bekanntlich eine bei Grillparzer seltene Form, welche er nur noch einmal anwandte („Rechtfertigung" an Eduard v. Bauernfeld). Die Oberonstanze zeigen die Gedichte „Cherubin" und „Vision".

[4]) Ich stehe nicht an, einzuräumen, daß auch ich erst an der Hochschule auf dieses Gedicht hingewiesen wurde, als mich Prof. Minor anregte, im german. Seminar dasselbe zu interpretieren. Auf diese vor 10 Jahren angestellte Untersuchung geht das Folgende zum Teil zurück.

[5]) Auch dieses Ausgehen von einem Naturbilde erinnert an die „Zueignung".

noch mehr, er stellt auch jedesmal drei Beziehungen auf. *a*) Die mächtig emporlodernden Flammen, welche der Baum zum Himmel sendet, die Perle, welche das Muscheltier erzeugt, die Diamanten, welche der Wasserfall entstehen läßt: sie gleichen den Liedern, welche der Dichter hervorbringt. *b*) Wie man die gewaltig auflammende Feuersäule, wie man den Farbenglanz der schönen Perle, wie man die glitzernden, sprühenden Diamanten in staunender Neugier bewundert: so bewundert und preist man des Dichters Werke. *c*) Wenn aber der Baum über dem Leuchten zugrunde geht, die Kraft aus seinem Stamme weicht, bis zuletzt die verkohlten Reste niedersinken, wie das Muscheltier Qualen leidet, um uns die Perle zu schenken, wie der Wasserfall sich an den Klippen verwundet, wo die Diamanten entstehen: so entstehen auch unter Qualen und Leiden des Dichters die poetischen Erzeugnisse [1]).

Was berechtigte Grillparzer zu einer so furchtbar ernsten Auffassung seines Dichterberufes, daß er mit den Worten schließt, die Werke, die ich als Dichter geschaffen habe, „gelöste Teile sind's von meinem Leben"? Die erste Erklärung bringen zahlreiche Aussprüche (besonders in der „Sappho"), welche uns zeigen, daß er von der Stellung des Dichters vor allem Entsagung forderte. Er hat zwar selbst gesagt: „Poesie ist das Edelste, und wer sie ohne Abbruch seiner Berufsarbeiten betreiben kann, tut sehr wohl" [2]). Und wiederholt hat er, wie er sich ausdrückt, von der Poesie sich ganz losgesagt und ist doch immer wieder zu ihr zurückgekehrt. Das beweist, daß er eine unbegrenzte Verehrung für die Dichtkunst behielt, obgleich er einsah, daß sie ihm Leiden schuf. Und diese Leiden waren bei Grillparzer mannigfacher Art. *a*) Wenn er, besonders auf dem Gebiete des Drama, irgend eine Idee in sich trug, so zögerte er immer und konnte sich so schwer entschließen, an die Ausführung zu gehen, was für ihn einen fortgesetzten Zustand der Unzufriedenheit und Uneinigkeit mit sich selbst bedeutete. Seine eigenen Worte darüber lauten: „Die ruhige Freude am Schaffen ist mir versagt. Ich lebte immer in meinen Träumen, ging aber immer so schwer an die Ausführung, weil ich wußte, das ich es mir nicht zu Dank machen würde". *b*) Er hat selbst gesagt: „Gedichte sollen nur demjenigen leicht erscheinen, der sie liest, dem Dichter selbst aber müssen sie eine Arbeit sein. Gediegenheit der Form ist die zweite gleichwichtige Hälfte jeder Kunst." Er stellte auch an sich die größten Anforderungen in Bezug auf Korrektheit und Vollkommenheit der Form und ein müheloses Reimen mag ihm selten gelungen sein. *c*) Grillparzer schritt, und das ist die Hauptsache, zur Poesie, wie er sagte, immer als einem Mittel der Selbsterleichterung; diese Worte sagen uns deutlich, daß jedem

---

[1]) W. Scherer (Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich) hat diese Ausdeutung unklar wiedergegeben, indem er das erste Bild einen Vergleich zwischen Dichter und Baum, das zweite einen solchen zwischen Poesie und Perle, das dritte einen solchen zwischen Wasserstrahlen und den Qualen des Dichters nennt.

[2]) Foglar, Grillparzers Ansichten über Leben und Bühne.

dichterischen Schaffen bei ihm eine gewaltige innere Unruhe vorausging, ob nun Begeisterung oder Zorn, Freude oder Trauer. Daß es aber meistens traurige Stimmungen waren, welche ihn zum Dichten bewogen, entsprach seiner Natur. Er klagt von seiner Muse:

War doch ihr Lied nur
Sehnsucht und Schmerz.

d) Es mag schließlich auch nicht ohne Einfluß geblieben sein, daß Grillparzer in einer Periode heranwuchs, in welcher die Weltschmerzdichtung eines Lord Byron den ganzen Kontinent beherrschte und eine schwermütige Auffassung des Lebens überhaupt, also auch des Dichterberufes an der Tagesordnung war.

Indes fehlt auch diesem so traurigen Ausblick ein versöhnliches Moment nicht. Denn, wie wir jetzt durch die ausgezeichneten Untersuchungen August Sauers[1]) erfahren haben, ist „Der Abschied von Gastein“ in gewissem Sinne (und auch hier berührt er sich mit der „Zueignung“) ein Fragment geblieben. Was uns vorliegt, schildert die Leiden des Dichters; in einem zweiten größeren Teile, an welchen die letzte Feile nicht angelegt wurde, sollte die Erlösung des Dichters vorgeführt werden.

Es ist selbstverständlich, daß der hier gebotene Versuch einer Erläuterung des „Abschied von Gastein“ auch manches bringt, was bloß zur Orientierung des Lehrers dienen soll. Damit sei gleich von vornherein dem Einwand begegnet, daß diese Erläuterung zu weit gehe und für solche Besprechungen nicht genug Zeit vorhanden sei. Niemand aber wird bezüglich der oben besprochenenen fünf Gruppen behaupten, es reiche die Zeit dafür nicht aus. Denn eben durch eine solche übersichtliche Zusammenfassung wird Zeit gewonnen, insbesondere wenn der Lehrer selbst verliest; ist es ja eine jetzt schon ziemlich allgemein anerkannte Tatsache, daß ein gutes Vorlesen einen großen Teil der Erklärung überflüssig macht. Auch verlangen die Instruktionen mit Recht, daß die Erklärung nicht alles erschöpfen soll. So wie derzeit ein großer Teil der klassischen Philologen die Forderung aufstellt, viel zu lesen, so kann dies auch im Deutschen verlangt werden. Daß es freilich nicht auf Kosten des Verständnisses geschehen darf, ist selbstverständlich. Und wenn schließlich auch bei solcher Behandlung die Zeit nicht ausreichen sollte, dann bleibt immer noch die Möglichkeit, bei anderen Dichtern, welche in der VIII. Klasse besprochen werden müssen, zu kürzen. Dazu mag sich jeder Lehrer leichten Herzens entschließen.

II. Ein Lehrbuch der Literaturgeschichte.

Jeder Lehrer der VI. Klasse hat es erfahren, daß die Schüler zu Anfang des Schuljahres an ihn die Frage richten, welche Literatur-

[1]) Vgl. oben a. a. O. Daselbst ist auch nachgewiesen, daß 1818 das Entstehungsjahr ist, nicht 1819 (wenn es auch erst im letzteren Jahre in das Gasteiner Fremdenbuch geschrieben wurde), daß also die Angaben des ersten Druckes (Taschenbuch Aglaja) richtig waren.

geschichte sie sich kaufen sollen (manche unterlassen es freilich, den Rat des Lehrers einzuholen). Der Gefragte befindet sich dann in einer gewissen Verlegenheit, denn er hat nicht das Recht und besitzt nicht die Taktlosigkeit, eine bestimmte Literaturgeschichte als die einzig erlaubte zu empfehlen. Daraus entstehen mancherlei Übelstände.

Schon daß die Schüler eine Reihe von Namen hören, erweckt in ihnen Zweifel an der Zuverlässigkeit eines jeden dieser Bücher und mancher gibt den Plan auf, weil er sich für keinen der Vorschläge recht entscheiden kann. Ein anderer Teil der Schüler wählt ohne Bedenken das billigste Buch. Jedenfalls sind diejenigen, welche den Ankauf überhaupt ausführen, im Besitze verschiedenartiger Bücher.

Solange dieser Zustand andauert, können wir auf die Anschaffung von Literaturgeschichten insoferne verzichten, als die Schule darauf einen geringen Einfluß hat und diese Bücher wegen ihrer Ungleichheit beim Unterricht nicht heranziehen kann.

Und doch wäre es sehr wünschenswert, daß die beiden letzten Erscheinungen aufhören. Wir sollen auch auf die Anschaffung einer Literaturgeschichte Einfluß nehmen und wir sollen in der Lage sein, dieses Buch beim Unterricht heranzuziehen.

Für die erste der beiden Forderungen wurden soeben einige Beweise angeführt. Der stärkste ist jener, daß ohne Erfüllung der ersten Forderung die zweite nicht verwirklicht werden kann.

Diese zweite Forderung aber verdient das größte Interesse. Es ist eine alte Klage, daß unsere Lesebücher im Obergymnasium trotz aller redlicher Bemühungen noch immer Mängel haben. Namentlich erstreckt sich die Kritik auf die literar-historischen Aufsätze. Der eine findet dieselben zu weitläufig, der andere zu dürftig, dieser beklagt die trockene Darstellung, jener verurteilt den Versuch, aus einer Biographie ein Stilmuster zu machen. Es liegt allen diesen Klagen eine unausgesprochene Erkenntnis zugrunde, nämlich der Gedanke, daß auch auf der Oberstufe unser Lesebuch wirklich ein Lesebuch und nichts anderes, auch kein Lehrbuch sein soll. Wie einfach gestaltet sich nun die Sache, wenn der Lehrer für den Unterricht in der Literaturgeschichte ein obligates Hülfsbuch zur Verfügung hat!

Im Lesebuch wird Raum gewonnen, über die Aufnahme von Lesestücken entscheidet nicht mehr der literar-historische Inhalt, die Auswahl kann bei den einzelnen Dichtern nun größer sein. Auch könnte man dann darangehen, eine Anregung zu befolgen, welche F. Spengler[1]) gegeben hat, nämlich auch auf der Oberstufe Proben guter Prosa in reichlicher Menge zu bieten, welche den Schülern als Vorbilder dienen.

Gewinnt so der Lesestoff durch Ausscheidung der Literaturgeschichte aus dem Lesebuche an Einheitlichkeit und Fülle, so ist auch der Nutzen, der sich für den Betrieb der Literaturgeschichte ergibt, erheblich; denn die Literaturgeschichte soll dem Schüler nicht als eine Reihe von gleichartigen, an vier bis fünf Stellen des Buches zerstreuten

[1]) Der deutsche Aufsatz, 1891.

Aufsätzen erscheinen, wie es jetzt der Fall ist, sondern als eine ununterbrochene Kette wichtiger, einander ablösender, ineinander greifender Ereignisse. Das geschieht, wenn er die gesamte Entwicklung der Literaturgeschichte in seinem Hülfsbuch überblicken kann.

Aber auch für den Lehrer wird sich eine große Erleichterung ergeben, welche in letzter Linie wieder dem Schüler zugute kommt. Bei vielen Dramen ist nämlich der Lehrer genötigt, etwas über die Entstehungsgeschichte zu diktieren, um sich volles Verständnis zu sichern, z. B. beim Don Carlos[1]. Ein gutes literar-historisches Hülfsbuch überhebt ihn dieses Zeitverlustes.

Ein weiterer Übelstand, der sich aus den jetzigen Zuständen ergibt, wird gleichfalls verschwinden. Wie oft sieht sich der Lehrer veranlaßt, auf Früheres zurückzugreifen, auf andere Teile der Literaturgeschichte zu verweisen, welche im vorigen Jahre behandelt wurden. Der Schüler kann nirgends nachschlagen, wenn er, was bekanntlich so häufig geschieht, das Lesebuch des vorigen Jahres aus der Schülerlade entlehnt hatte. Aber auch für diejenigen, welche das betreffende Buch besitzen, ist die Sache sehr umständlich. Jener so lehrreiche Vorgang, an der Hand einer neuen Erscheinung früher Gelerntes gleich in der Schule zu überblicken oder absichtlich Nichterwähntes im Zusammenhang nachzutragen, wird unter den jetzigen Umständen oft nur zur Hälfte durchführbar. Wie anders ließe sich das behandeln, wenn alle Schüler ihre Literaturgeschichte zur Hand haben!

Besonders springt das Unmögliche an den jetzigen Verhältnissen ins Auge, wenn man erwägt, daß über kurz oder lang eine Umgestaltung zur Wahrheit werden dürfte, für deren Notwendigkeit erst jüngst wieder F. Streinz eine Lanze gebrochen hat, das ist die Verschiebung in der Verteilung des Lehrstoffes der Literaturgeschichte. Wie sollte da der Lehrer der VIII. Klasse mit Erfolg auf das in der V. oder VI. oder VII. Klasse Gelernte zurückgreifen können? Es müßten denn die Schüler zu jeder Stunde die vier Lesebücher mitbringen.

Darum ist es an der Zeit, daß die Forderung nach einem selbständigen Lehrbuch der Literaturgeschichte mit allem Nachdruck erhoben wird, zumal die angestrebten Vorteile ohne nennenswerte Veränderungen und Neuschaffungen erreichbar sind.

Man bestimme, daß den Lehrkörpern das Recht zusteht, ein Lehrbuch der Literaturgeschichte obligat vorzuschreiben, welches alle Schüler ebenso anzuschaffen haben wie Grammatik, Mathematik, Lexikon, Atlas u. s. f. Für die Schüler bedeutet es nur in sehr wenigen Fällen eine Mehrbelastung, weil schließlich im II. Semester der VIII. Klasse doch jeder sich ein solches Buch anschafft, welches er jetzt zwei Jahre früher kaufen und richtiger benützen wird. Diese Bücher selbst brauchen nicht

---

[1]) Die „Schulausgaben“ berichten zwar in der Einleitung darüber, aber abgesehen davon, daß diese Bemerkungen meistens zu weitläufig sind, befinden sich auch drei bis vier verschiedene Ausgaben, also drei bis vier verschiedene Einleitungen in den Händen der Schüler.

erst geschaffen zu werden, es gibt ihrer bereits eine ganze Reihe und gerade die Herausgeber unserer Lesebücher waren die ersten, welche sich an diese Aufgabe machten, die sie als ein Bedürfnis erkannten. Die Zahl und Verbreitung solcher Hülfsbücher spricht deutlich genug für ihre Notwendigkeit. Die Lesebücher selbst können zunächst in der jetzigen Gestalt fortbestehen, in den Neuauflagen wird man sie entlasten, beziehungsweise, wie oben angedeutet, bereichern.

Görz. Dr. A. Petak.

Moderne Übersetzungen in Schülerhänden.

Es ist wahrlich kein Zeichen absterbenden Interesses für die Antike, wenn in den letzten Jahren wiederholt mit frischem Wagemute darangegangen wurde, altgriechische Dramen in deutscher Nachbildung „fröhliche Urständ“ feiern zu lassen. Das Wiener Burgtheater brachte Aischylos' „Orestie“, zwei Vorstadttheater Euripides' „Herakliden“ und „Hippolytos“, und zugunsten des „Volksheim“ rezitierte ein Hofschauspieler v. Arnims Übersetzung der „Bakchen“ desselben Dichters. Überall lohnten die Zuschauer die aufgewendete Mühe mit regstem Interesse und rauschendem Beifall. Es ist begreiflich, daß Euripides mit seiner packenden Tragik den Altmeister Aischylos aus dem Sattel hob: das liegt in seinem Wesen als τραγικώτατος. Aber es wäre sicherlich auch die schwere Wucht des fremdartigen Aischyleischen Pathos zur Geltung gekommen und hätte dem Dichter genützt, wenn man ihn in jedem der drei Stücke sich hätte ausleben lassen, statt in allzu großer Sorge um „Bühnenwirkung“ die Trilogie zu einem Dreiakter zusammenzuschweißen.

Der mächtigste Antrieb zu solchen Unternehmungen war ohne Zweifel der tiefe Eindruck, den die neuen v. Wilamowitzschen Übersetzungen auf ihre Leser hervorgebracht haben. Der Fortschritt der klassischen Philologie auf allen ihren Gebieten kam auch der Übersetzungskunst zugute. Die Zeiten der „philologischen“ Übersetzung sind dahin. Es gilt heute nicht mehr zu „übersetzen“, sondern wie es v. Wilamowitz in seiner Vorrede zum „Hippolytos“ fordert, den griechischen Ausdruck so umzuprägen, daß die neuen Worte auf das deutsche Publikum in gleicher Weise einwirken, wie die griechischen auf die Griechen gewirkt haben. Dies zu erreichen, ist außer eingehendster wissenschaftlicher Vertiefung feinstes poetisches Verständnis, stilistische Meisterschaft und umfassendste Kenntnis unserer Literatur vonnöten. Erst dann entsteht eine „Verdeutschung“, die durch sich selbst wirkt, die Verse entstehen läßt, wie — um nur eine winzige Kostprobe darzubieten — die folgenden aus der Erzählung des von Wahnsinn erfaßten Orestes in den „Choephoren“:

. . . . . . Wie das enden soll,
begreif' ich nicht. Der Wagen meiner Seele fährt
aus seiner Bahn. Mein Herz geht durch. Es sitzt das Grau'n
davor und will sein Lied ihm pfeifen, und das Herz
begehrt zu tanzen nach der Schaudermelodie.

Man schlage nur die vielgepriesene Droysensche Übersetzung nach und überzeuge sich von dem klaffenden Abstande!

Mit dem Worte „Verdeutschung" ist die Formel gefunden, die auch jenem Philologen vorwärts hilft, dem *frigidus horror membra quatit...*, wenn er das bloße Wort „Übersetzung" hört. Den Schülern eine „Übersetzung" empfehlen? Niemals! Auch keine „Verdeutschung" der beschriebenen Art? Diese darf er ebensowenig mit dem Anathem belegen als die bekannten Schillerschen Nachdichtungen griechischer Dramen. Denn auch sie gehören — dies wurde wiederholt ausgesprochen — zum Bestande der deutschen Literatur. Er darf es umsoweniger tun, weil die ersteren bekanntlich nur auf der Grundlage höchst unvollkommener französischer Übertragungen entstanden sind, während die letzteren dem Triebe entsprangen, ein tief empfundenes Verständnis des Originals weiteren Kreisen zu vermitteln.

Wer aber, frage ich, wer hat ein größeres Anrecht, sich mit solchen edelsten Früchten philologischer Muße vertraut zu machen, als unsere Gymnasiasten der obersten Klassen? Sind sie vermöge ihrer ganzen Studienrichtung nicht geradezu auserkoren, nachdem sie aus der Lektüre wenigstens eines Dramas im Originaltext den Unterschied zwischen Original und Übersetzung kennen und würdigen gelernt haben, aus solchen Schöpfungen zu der Erkenntnis vorzudringen, welch hohe Schönheit sich unter dem Gewande der fremden Sprache birgt? Gibt es endlich ein einfacheres Mittel, ihren durch die Dornenhecke der sprachlichen Schwierigkeit immerhin noch eng umgrenzten Gesichtskreis auf dem Gebiete der alten Literatur zu erweitern?

Es genügt also nicht, unseren Schülern den Besuch solcher Darbietungen im Theater und im Vortragssaale zu empfehlen, was ich für ganz selbstverständlich halte. Erst durch die Lektüre werden sie die ganze Frucht einernten. Ich habe es jedesmal als Einschränkung des vollen Genusses empfunden, daß unsere Schauspieler die Worte, die im alten Theater mit würdevollem Dröhnen (*βόμβος*) über die Zuhörer sich ergossen, oft in korybantischem Wirbelsturme dahinbrausen lassen. Gilt es doch bei der Rede des Aischylos, wie er selbst sagt,

δίκην κολυμβητῆρος ἐς βυθὸν μολεῖν
δεδορκὸς ὄμμα (Suppl. 418).

Das ist aber nur dann möglich, wenn dem Leser *πολλαὶ φροντίδων ἐπιστάσεις* gestattet werden, wenn er all die herrlichen Stellen, deren es die Menge gibt, zwei-, dreimal sich wiederholen, sich darein vertiefen kann.

Weit entfernt also, solche Literaturwerke zurückzudrängen — ich halte es für eine Ehrenpflicht des Lehrers, seinen Schülern sie in die Hände zu drücken. Vor den Türen steht die Weihnachtszeit, die *πολύδωρος*. Wahrlich, dem Vater, der nicht weiß, womit er seinem erwachsenen Sohne zugleich Freude und Nutzen bereiten könnte, kann durch den Mund des beratenden Lehrers geholfen werden.

Wien. Hugo Jurenka.

Zur Einführung einheitlicher Korrekturzeichen.

Daß die in erster Linie allerdings nur formelle Frage wegen Einführung einheitlicher Korrekturzeichen ab und zu[1]) erörtert wird, zeigt, daß sie nicht so nebensächlich ist, wie manche glauben. Denn abgesehen davon, daß die Lehrer einer Klasse gewöhnlich verschiedene Korrekturzeichen anwenden, wodurch dieselbe Art von Fehlern jedesmal anders charakterisiert, die Erkenntnis des Irrtums für den Schüler erschwert und die Konzentration des Unterrichts beeinträchtigt wird, und von anderen Gründen, die vorgebracht wurden, bietet ein einheitliches Vorgehen hauptsächlich zwei Vorteile: die Jugend ersieht schon aus den Zeichen, worin der Irrtum liegt, und kommt von selbst auf das Richtige; der Lehrer gelangt, da die Fehler schon äußerlich gruppenweise hervortreten, zu einer leichteren und besseren Übersicht und Beurteilung der Arbeiten. Wenn trotzdem ein solcher Schlüssel bei uns — in Deutschland soll es anders sein — an nur wenigen Anstalten verwendet wird, liegt der Grund erstens darin, daß es schwer ist, passende Zeichen zu finden, daß ferner zu viele, oft recht sonderbare Zeichen empfohlen wurden; außerdem leiden fast alle Vorschläge entweder daran, daß die Einteilung der Fehler in Gruppen keine streng logische ist, oder daß nur einzelne Lehrgegenstände berücksichtigt werden; ein gut Teil ist auch der menschlichen Bequemlichkeit zuzuschreiben, man entschließt sich ja nur ungern, eine im Laufe von Jahren eingewurzelte Gewohnheit aufzugeben, wie wir dies z. B. bei der Abschaffung der sogenannten „halben“ Noten erlebt haben und bei der Einführung der neuen Orthographie sehen. Immerhin läßt sich aber auch diese Frage mit einigem guten Willen von Seiten des Lehrers und mit ein bißchen Energie von Seiten des Anstaltsleiters leicht lösen.

Unter den Arten von Fehlern ist zuerst einer zu nennen, der außerhalb der Einteilung nach dem Inhalte steht und alle in Betracht kommenden Fächer trifft: das Fehlen eines Ausdrucks. Im allgemeinen ergeben sich dann als Einteilungsglieder der Gruppen: fremde Sprachen, Deutsch und Mathematik; im besonderen: bei Gruppe I (fremde Sprachen): Orthographie (mit Interpunktion), Formenlehre, Syntax, an die sich gewöhnlich die Stilistik anschließt, Lexikalisches (falsche Vokabel), wozu in speziellen Fällen noch Akzent und Spiritus treten, die wohl eigener Zeichen bedürfen; in Gruppe II (Deutsch) fällt das lexikalische Moment weg, dafür kommen im allgemeinen Fehler in der Disposition, im besonderen sachliche Irrtümer (Namen, Zahlen, Behauptungen, die ein bestimmtes Fach betreffen), logische Verstöße (Folgerungen, Schlüsse) hinzu; in Gruppe III (Mathematik) endlich sind, abgesehen von dem Diktat, zu bezeichnen: Rechenfehler, falscher Ansatz und unrichtige Formeln, schlechte Folgerungen, Unrichtigkeiten in der Konstruktion geometrischer Formen.

Unter den Zeichen sind in erster Linie diejenigen zu wählen, die sich schon durch die Verwendung bei der Korrektur von Drucksachen

[1]) Vgl. Hausenblas, Österr. Mittelschule 1893, 423 ff. und die daselbst angeführte Literatur.

eine gewisse Daseinsberechtigung erworben haben, so das für das Fehlen eines Ausdrucks, vielleicht auch die für das Zusammenschreiben und Trennen von Wörtern, Sätzen und Abschnitten, für Umstellung. Die Korrektur von Druckbogen weist uns auch darauf hin, dort, wo der Fehler nur ein einzelnes Zeichen betrifft (also Buchstaben, Interpunktion, Akzent, Spiritus, Zahlen), einen senkrechten Strich mit kleinen Differenzierungen nach oben oder nach unten anzuwenden. Ferner liegt es nahe, ein falsches Vokabel durchzustreichen, was auch bei einem sachlichen Irrtum im Deutschen und bei einer falschen Formel in der Mathematik am Platze ist. Das übliche Unterstreichen bleibt somit für grammatikalische Fehler übrig, von denen, namentlich wegen der fremden Sprachen, die aus Formenlehre und Syntax (mit Stilistik) besonders gekennzeichnet werden müssen, wofür die gerade und leicht gewellte Linie vorgeschlagen seien. Logische Verstöße im Deutschen, falsche Zusammenstellungen und Folgerungen in der Mathematik bezeichnet man am besten durch eine Vertikallinie am Rande.

Daß hiebei ein kleiner Fehler durch das einfache Zeichen, ein gröberer durch einen Doppelstrich angezeigt wird, ist ohnehin allgemein üblich. Trifft ein Fehler zwei Kategorien, so setze man das näher liegende Zeichen wie sonst und füge einen charakteristischen Teil des zweiten hinzu, vermeide aber dabei absonderliche Formen. Von Sätzen oder Rechnungen, die beim Korrigieren ganz zu schreiben sind, setze man zur Note einfach die betreffende Nummer hinzu; Abschnitte deutscher Arbeiten bezeichne man am Anfang und am Schlusse durch einen *kleinen* Hacken.

Wir haben alsdann folgendes Schema:

Zeichen	Fremde Sprachen	Deutsch	Mathematik
⫽ ⫽ [1]	„Auslassungszeichen"		
┴ ╪	Orthographie		Rechenfehler
└ └=	Interpunktion		
┌ ┌=	Akzent, Spiritus		
— = (unten)	Formenlehre		falscher Ansatz
~ ≈ (unten)	Syntax und Stilistik		
/ //	falsches Vokabel	sachlicher Irrtum	unrichtige Formel
| || (am Rande)		logische Verstöße, Dispositionsfehler	unrichtige Folgerung, Konstruktion
⌣ ⌣ (Hacken)	Trennen von Wörtern, Sätzen, Absätzen		

[1]) Das erste Zeichen für geringere, das zweite für gröbere Fehler.

Dazu kann, wenn man es für nötig findet, noch das Zeichen der Druckkorrektur für das Zusammenschreiben und Zusammenfassen von Wörtern, Sätzen und Absätzen (eine Klammer unter der Zeile, bezw. am Rande), Umstellen und das Einklammern zum Bezeichnen des Überflüssigen treten. Erscheint es in speziellen Fällen geraten, auf Stellung, Tempus, Modus u. dgl. hinzuweisen, so schreibe man über die Stelle einfach die Anfangsbuchstaben: St., T., M. usw.

Ein derartiger Korrekturschlüssel wurde an unserer Anstalt vor drei Jahren eingeführt und erwies sich beim Gebrauche als leicht verwendbar und praktisch; da derselbe verhältnismäßig wenige und leicht unterscheidbare Zeichen enthält, allen in Betracht kommenden Fächern angepaßt und die Einteilung logisch durchgeführt ist, wurden seine Vorzüge bei allen h. o. Besuchen besonders anerkannt[1]).

Schließlich noch ein Wort über die Einführung. Es empfiehlt sich sehr, wie es an unserer Anstalt der Fall ist, eine solche Tabelle mechanisch (z. B. auf hektographischem Wege) vervielfältigen zu lassen und je ein Exemplar, steif aufgezogen, im Konferenz- und in jedem Lehrzimmer aufzuhängen. Dadurch wird es auch überflüssig, die Zeichen von den Schülern in die Hefte eintragen zu lassen, was nicht zu billigen ist; denn abgesehen davon, daß diese ja die Zeichen nicht aktiv anzuwenden haben, entsteht dadurch eine Vielschreiberei, die bei der Unbeholfenheit der Schüler in derartigen Dingen dem Lehrer eine unnötige Korrektur verursacht. Wenn dieser bei der Durchsicht der Vokabel-, Präparationshefte u. dgl. jene Zeichen verwendet, werden die Schüler mit deren Bedeutung induktiv vertraut gemacht; sicher sind sie es nach den ersten zwei oder drei schriftlichen Arbeiten, deren Korrektur die Jugend ohnehin mit großer Spannung und hohem Interesse entgegensieht.

St. Pölten. Dr. Adolf M. A. Schmidt.

Die Entwicklung der Schulbankfrage in den letzten fünf Jahren. Von Alexander Bennstein. Mit 11 Abbildungen. Deutsch-Wilmersdorf, Berlin W. (Wilhelmsaue 101) 1901. Selbstverlag A. Bennstein. 8°. 16 SS.

Die Reinigung der Schulzimmer. Von Demselben. Ebendaselbst 1902. 8°. 24 SS.

Das erste dieser Schriftchen bespricht einige neuere deutsche Schulbankkonstruktionen, welche besonders die Reinigung des Fußbodens zu erleichtern streben, u. zw. solche Modelle, bei welchen dies durch Umlegbarkeit der einzelnen kurzen Subsellien erreicht werden will (System Rettig und seine Nachfolger) und solcher Modelle, bei welchen möglichst

[1]) Ebenso, um die Durchsicht der Schülerkorrekturen (die sogenannte „Nachkorrektur") äußerlich zu kennzeichnen, die Einführung, eine andere Tinte zu verwenden, wofür grüne (als komplementäre Farbe) angeordnet wurde.

wenig Berührungspunkte mit dem Fußboden gegeben sind (Nachfolger eines vor etwa 25 Jahren in Pariser Schulen eingeführten Systems). Verf. macht hiebei für die Konstruktion des städtischen Oberbaurates a. D. Rettig (München), welche von einer überaus rührigen Berliner Firma (P. Joh. Müller & Komp.) mit Erfolg vertrieben wird, eifrigst Propaganda.

Die zweite Broschüre behandelt die Reinigung des Fußbodens und den Zusammenhang derselben mit der Fußbodenqualität und Schulbankkonstruktion. Ob es wirklich notwendig wäre, um „die Reinigungsfrage auf wissenschaftlichem Wege zur Klärung zu bringen" „zum Zwecke der Anstellung exakter Forschungen einem hygienischen Institute ausreichende Mittel zur Verfügung zu stellen" möchten wir bezweifeln, da die solchen Instituten normal verfüglichen Mittel für derlei Untersuchungen ausreichen werden, die am besten in Schulzimmern vorzunehmen sind, welche im Gebrauch stehen. Daß Lode in Innsbruck 1899 wissenschaftliche Versuche mit Stauböl, bezüglich auf Schulzimmerreinigung, veröffentlicht hat, ist dem Herrn Verf. offenbar unbekannt geblieben.

Wien. L. Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Dr. Gust. Schneider, Schülerkommentar zu Platons Euthyphron. Prag, Leipzig und Wien, Tempsky & Freytag, 1902. 40 SS. Preis steif geh. 50 Pf. = 60 *h*.

Der Verf. schickt seinem Kommentar außer einem Vorworte drei kleinere Abhandlungen voraus, welche den Dialog nach verschiedenen Seiten behaupten sollen. Ohne Zweifel besteht die eigentliche Aufgabe dieses Zwiegespräches in der Erörterung und Feststellung des Begriffes der Frömmigkeit. Natürlich mußte Sokrates hiebei von den Vorstellungen seiner Zeit ausgehen, um nach deren Widerlegung und Zurückweisung zu einem positiven Ergebnis, das ihm vorschwebt, dem Euthyphron aber unfaßbar erscheint, vordringen zu können. Daß ein apologetischer Zweck nebenher läuft, liegt in der Natur des gewählten Stoffes und wird auch von Schneider zugegeben (S. 1—4). Schneider findet, daß nach der an dritter Stelle gegebenen Definition der Frömmigkeit ein der Gottheit geweihter Dienst sei behufs Durchführung ihres Werkes *ἔργον*. Um die Frage, worin dieses *ἔργον* besteht, zu beantworten, geht Schneider doch wohl etwas zu weit, wenn er auf die Dialoge Timaeus und Thaetet hinübergreift und in der Verwirklichung des Guten in der Welt den von Gott angestrebten Zweck sucht, zu dessen Erfüllung der Mensch mitwirken soll (S. 4 fgd.). Der Leser muß aus dem Dialoge selbst eine Vorstellung von dem Wesen der Frömmigkeit gewinnen, wenn man von einem positiven Ergebnisse desselben reden soll. c. 16 fgd. lehrt uns aber deutlich, daß die Frömmigkeit als *ἡ τοῖς θεοῖς ὑπηρετικὴ θεραπεία* nicht einen Nutzen, Vorteil der Götter bezweckt, sondern das Wohl der Menschen anstrebt, und daß das *πάγκαλον ἔργον*, das uns die Götter, indem wir ihnen dienen, verschaffen, gerade das Gute ist, das wir von den Göttern als den Gebern alles Guten erhalten können; denn die Götter bedürfen nichts, auch nicht unser (c. 18).

Ist aber das Fromme zugleich eine *ἐπιστήμη αἰτήσεως καὶ δόσεως θεοῖς* (c. 17), so muß der Fromme auch das Gute und sein Gegenteil, das Schlechte, kennen, das er von den Göttern erflehen will. Somit geht die Frömmigkeit — diese Folgerung drängt sich dem Leser von selbst auf — in letzter Linie auf die Kenntnis des Guten und Schlechten zurück.

Schneider kommt zu der oben angegebenen Anschauung über das Wesen der Frömmigkeit durch eine Vergleichung von Euth. 6, *e* (c. VII) mit Timaeus 28 A, *c*, indem er den Ausdrücken *ἰδέα*, *εἶδος* den platonischen Begriff „Idee" vindiziert und dadurch den Dialog Euthyphron gegenüber der allgemeinen Auffassung in die Reihe der späteren Dialoge versetzt (S. 7—10).

Der Kommentar schließt sich an die bei Freytag & Tempsky erschienene Textausgabe von A. Christ an. Die Erklärung ist bündig und klar und beschränkt sich auf jene Ausdrücke und Stellen, die nach der sprachlichen oder inhaltlichen Seite die Aufmerksamkeit des Lesers herausfordern und für das Verständnis von Belang sind. Bemerkungen wie ἴσως 〉 „wohl" (S. 12), ἑκάστοτε 〉 „bei jeder Gelegenheit" (S. 14), φυλάττειν 〉 „beobachten, ins Auge fassen" (S. 16) sind wohl für einen Schüler der obersten Klasse überflüssig. Druck und Ausstattung der empfehlenswerten Kommentars lassen nichts zu wünschen übrig.

Wien. Dr. Josef Kohm.

Methodischer Leitfaden der deutschen Interpunktionslehre.

Ein Hülfsbuch für Theorie und Praxis von Dr. A. Elster. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung 1901. VI und 72 SS.

Das Büchlein will 'nirgend befehlen, sondern nur empfehlen, untersuchen, klarlegen, ordnen' und wendet sich an 'alle Lehrer', 'sowie an alle, die mit der Schriftsprache zu tun haben'; auch 'Schülern der oberen Klassen soll es nützlich sein'. — Der I. allgemeine Teil (S. 4—20) unterscheidet zunächst zwischen 'rhetorischer', 'logischer' und 'grammatischer' Interpunktion, wobei mir öfter Einfachheit des Ausdruckes, Schärfe der Trennung und Klarheit der Definition zu fehlen scheint. So werden z. B. die Fälle, in denen vor einem Infinitivsatz ein Komma zu setzen ist, so erklärt, daß sich hier 'die Interpunktion außer auf dem regelmäßigen sekundären Wege der Grammatik auch noch primär logisch äußert, u. zw. positiv durch direktes logisches Erfordernis für das Satzzeichen' (S. 9). Ich würde vorziehen zu sagen, daß hier die Interpunktion dazu dient, 'Gliederpausen im Satze zu kennzeichnen' (S. 16). — Auch die Einteilung der Interpunktionen in echte und unechte, 1., 2. und 3. Wertigkeit, die wieder entweder regulär oder irregulär sein können, dünkt mich nicht sehr fruchtbar. — Wichtiger ist der II. besondere Teil (S. 21—72). Der Verf. weiß nicht nur das tatsächlich Übliche ansprechend [1]) zu erklären, sondern er macht auch Vorschläge. Die verbreitete Lehre, 'daß vor „und" ein Komma steht, wenn die beiden durch „und" verbundenen Sätze Hauptsätze sind und verschiedenes Subjekt haben', möchte er dahin erweitern, daß 'das Komma fallen soll, wofern ein Glied im Satzgefüge sich findet, welches das Band für die durch „und" verbundenen Teile bildet' (S. 36). Diese Regel kann, wie der Verf. an einem guten Beispiel zeigt, als Mittel zur Unterscheidung verwendet werden. Überhaupt macht der Verf. mehrmals geschickt auf Möglichkeiten aufmerksam, durch den Gebrauch von Interpunktionen Mißverständnissen vorzubeugen oder einen bestimmten Sinn auszudrücken, so S. 38 f., 43, 47 ff., 57. — Bei der Erklärung des parenthetisch angewendeten Frage- oder Rufzeichens vermisse ich eine Warnung vor diesem Gebrauche, der doch nur dem papierenen Stil angehört. — Ausdrücke wie 'Stilbau' (S. 17), 'kommaausmerzende Macht' (S. 37), 'Kommaverwendung' (S. 39), 'das Phänomen des ruhigen Satzfortfließens' (S. 55), 'Gedankenersatzmittel' (S. 72) sind nicht schön. — Für eine gewisse philosophische Terminologie und das Rufzeichen herrscht übermäßige Vorliebe.

Wien. Dr. Justus Lunzer.

---

[1]) Von der neuen Orthographie ist sie allerdings nicht aufgenommen.

Erzählungen zu Aufsatzübungen für Schüler an Mittel- und Volksschulen. Verfaßt von Dr. Georg Vogel. Bamberg, Buchners Verlag (Rudolf Koch) 1901. VIII und 62 SS.

An guten Hülfsbüchern für den ersten Stilunterricht ist trotz der Fülle von Aufsatzbüchern kein Überfluß, weshalb jede neue Erscheinung auf diesem Gebiete Anspruch auf Beachtung verdient. Vorliegendes Werkchen ist eine Sammlung kleiner (selbstgedichteter) Prosaerzählungen — 50 an der Zahl — welche für den mündlichen und schriftlichen Aufsatzunterricht der Kinder recht brauchbar befunden werden dürften. Wie gründlich der Verf. theoretisch über die in Betracht kommenden Fragen nachgedacht hat, geht aus den sehr lesenswerten einleitenden Kapiteln „Die Beschaffenheit der Stoffe" und „Die Verwertung der Stoffe" und aus zahlreichen der Praxis dienenden Bemerkungen hervor. Beim Gebrauche werden höchstens hinsichtlich des Stils zuweilen Meinungsverschiedenheiten konstatiert werden. Speziell der Vermeidung des Hiatus hätte mehr Aufmerksamkeit zugewendet werden können.

Durch die Jahrhunderte. Geschichten und Gestalten aus den Erzählungen und Legenden des P. U. Delaporte S. J. ausgewählt und der fromm-frei-fröhlichen Jugend gewidmet von Bernard Arens S. J. VIII und 208 SS. Stuttgart und Wien, Jos. Rothsche Verlagsbuchhandlung 1902. Ladenpreis geh. K 2·40, geb. K 3.

Ref. kennt die „*Récits et Légendes*" des französischen Autors nicht und vermag daher auch nicht zu beurteilen, inwieweit vorliegende deutsche Bearbeitung den Charakter der Vorlage bewahrt hat. Das Vorwort „An die Jugend" bezeichnet die einzelnen Stücke als eine Auswahl, erwähnt als wesentliche Abweichung die Verwandlung der gebundenen Rede in die ungebundene. An der „Tendenz" sei nichts geändert. Ungefähr dreißig kurze „Geschichten und Gestalten" unter den Gruppenüberschriften: I. Biblisches Zeitalter. II. Klassisches Zeitalter. III. Mittelalter. IV. Neuzeit, sind zu einem Ganzen vereinigt. Es fällt bei der prüfenden Lektüre zunächst auf, daß nicht alle Erzählungen der Sammlung für dieselbe Altersstufe berechnet sein können, da viele nach Inhalt und Sprache sich an die reifere Jugend wenden, andere wieder das naive Knabenalter voraussetzen. Auch der Grad der „Tendenz" schwankt zwischen Aufdringlichkeit und sozusagen dem Nullgrade. Trotz gegenteiliger Versicherung im Vorwort (S. III) wird stellenweise zuviel moralisiert, ein Weg, der bekanntlich in Jugendschriften selten zum Ziele führt. Die Erzählungen selbst sind nicht alle gleichwertig. Interessante, spannende wechseln mit minder anziehenden und einige Geschichten dürften von unserer deutschen Jugend nur mit Kopfschütteln, vielleicht gar mit Unbehagen aufgenommen werden. Man vergleiche gute Stücke, wie: Die Erzählung des Tribuns; Die Verlobten der Katakomben; Die Sibylle; Der Vikar von St. Sulpiz und seine Uhr; mit der Erzählung: Die Legende von den drei Baronen; oder dem witzlosen „Lustspiel" Die Maulwürfe.

Sollte daher das Büchlein als Ganzes rückhaltslos empfohlen werden, so müßte es sich eine gründliche Umarbeitung gefallen lassen. Dann auch erst würden stilistische Schönheiten und packende Einzelheiten wirksam hervortreten.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Sammlung von Aufgaben aus der Arithmetik für höhere Lehranstalten. Von Karl Schwering. 1. Lehrgang. Zweite, verbesserte Auflage. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung 1902. Preis 80 Pf., geb. 1·10 Mk.

Das vorliegende, nicht ganz 59 S. starke, Bändchen ist der erste Teil einer in drei besonderen Lehrgängen erscheinenden Aufgabensammlung, und die Aufgaben, die dasselbe bringt, beziehen sich auf die Grundrechnungen mit besonderen und allgemeinen Zahlen, auf die Dezimalbrüche und die Gleichungen ersten Grades mit einer Unbekannten. Den meisten der Aufgaben sind methodische Bemerkungen und Anleitungen zur Auflösung derselben hinzugefügt, die jedoch, wie Verf. in der Einleitung ausdrücklich bemerkt, zunächst für den Gebrauch des Buches im Privat- und Selbstunterrichte bestimmt sind. Für den öffentlichen Unterricht sollen diese Bemerkungen nur soviel Geltung beanspruchen, als der Lehrer ihnen einzuräumen für angemessen erachtet. — Die Aufgaben sind mit Geschick gewählt und planvoll zusammengestellt, so daß die Sammlung ganz sicherlich von Nutzen für den Lernenden sein wird.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Leitfaden der Physik. Von Dr. Jakob Heussi, ehem. Konrektor am großherzogl. Friedrich Franz-Gymnasium zu Parchim. 15. verbesserte Auflage. Mit 172 in den Text gedruckten Holzschnitten. Bearbeitet von H. Weinert, Braunschweig. Berlin 1901, Otto Salle.

Die vorliegende Auflage des bekannten Leitfadens unterscheidet sich von den vorangegangenen besonders dadurch, daß die Lehre von der Elektrizität entsprechend ihrer erlangten hohen praktischen Bedeutung an vielen Stellen erweitert und auch mehrfach umgearbeitet wurde. Es wäre aber auch in dieser Unterrichtsstufe möglich gewesen, auf den Begriff des Potentiales in experimenteller Weise einzugehen und denselben anzuwenden. Bedauerlich ist es, daß mehrere Apparate und Versuche, die vorgeführt worden sind, nicht so erklärt wurden, daß man auf unbedingtes Verständnis derselben seitens der Schüler rechnen kann. Dies gilt z. B. von der Wimshurstschen Influenzmaschine, auch zum Teil von der Erklärung der auf der Magnetoinduktion beruhenden elektrischen Maschinen. Überhaupt wäre es angemessen gewesen, die Lehre von den Kraftlinien — namentlich bei der Erklärung der Erscheinungen der Induktion — etwas intensiver zu betonen, als dies geschehen ist. Die Einleitung in die Lehre vom Galvanismus befriedigt. — Die Verwechslung von spezifischen Gewicht und relativer Dichte finden wir leider auch in diesem Buche. — Der Absatz 10 auf S. 4 gehört in die Hydrostatik, wo er verstanden werden kann, aber nicht an die ihm in dem Buche angewiesenen Stelle.

Recht zweckmäßig finden wir die Anordnung und Verteilung der Grundlehren der Chemie. Der Schüler wird durch diese in relativ leichter Weise in das Gebiet der chemischen Forschung eingeführt und ihm auch das Wesentlichste der chemisch-technologischen Prozesse geboten.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Morphologie, Anatomie und Physiologie der Pflanzen. Von Prof. Dr. W. Migula. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1902 (Sammlung Göschen).

Das Buch, welches eigentlich für den gebildeten Laien berechnet sein soll, scheint dem Ref. mehr ein Repetitorium der einschlägigen Kapitel der Botanik zu sein. Als Beispiele werden häufig zuwenig bekannte Pflanzen angeführt; wissenschaftliche Ausdrücke werden gebraucht, die erst auf einer späteren Seite ihre Erklärung finden (z. B. S. 38 Staminodien). Eine ziemliche Anzahl von Druckfehlern und eine stellenweise fehlerhafte Figurenbezeichnung (S. 54 und 55) gereichen dem Werkchen auch nicht zum Vorteile, obzwar es sonst wohl zu empfehlen wäre, da der Verf. den neuesten Stand der Forschung berücksichtigt.

Wien. H. Vieltorf.

Programmenschau.

102. 1. Skobielski J., Zu Horaz carm. II. 17, 21. — 2. Nathansky, Dr. A., Zu Ibsens 'Kronprätendenten'. — 3. Segalle, Dr. R., Ein natürliches System der Materie. — 4. Vicol B., Der Kunstcharakter des Sophokles hinsichtlich der Handlung und Charakterzeichnung. Progr. des k. k. I. Staatsgymn. in Czernowitz 1901. 61 SS.

1. Der Verf. hält in der Stelle Horaz carm. II. 17, 21:

Utrumque nostrum incredibili modo
Consentit astrum:

incredibili entgegen der handschriftlichen Überlieferung für eine Interpolation statt des ursprünglichen *credibili* aus zwei Gründen: 1. Horaz führt die Harmonie seines Lebensgestirns mit dem des kranken und von Todesahnungen gequälten Maecenas an, um letzteren zu trösten. Dann aber darf diese Harmonie nicht *incredibili*, sondern *credibili modo* bestehen und fortdauern; 2. macht *incredibili* den Vers, da er eine vernachlässigte Zäsur aufweist, zu einer metrischen Unmöglichkeit. — Die Vermutung des Verf.s ist ansprechend, aber von Bedeutung ist doch nur der zweite Grund. Immerhin sei der Vorschlag den Horazforschern zur Würdigung empfohlen.

2. Der Verf. unternimmt den Versuch, die verschiedenen Eindrücke klarzulegen, aus denen die 'Kronprätendenten', Ibsens erste dichterische Großtat, erwachsen sind. Die Elemente zum Kontrast seiner beiden Hauptfiguren, des Hakon und des Skule, sowie für den Bischof Nikolas fand Ibsen in seiner Quelle, der Hakon-Hakonsons-Saga, der er tatsächlich meist getreu folgt, wohingegen er sich in der Begründung der einzelnen Handlungen von seiner Quelle entfernt. Der Verf. geht ferner dem Einflusse Öhlenschlägers (Aladdin und Hakon Jarl) nach und findet tatsächlich eine Reihe von Ähnlichkeiten, ohne jedoch die tiefgehenden Unterschiede zu übersehen. Er zeigt endlich, daß auch Shakespeares 'Hamlet' großen Einfluß auf die 'Kronprätendenten' ausgeübt hat. Was der Verf. zum Schlusse über die Beziehung Ibsens zu Nietzsche sagt, gehört, streng genommen, nicht mehr zum Thema, denn Nietzsche konnte, wie der Verf. selbst sagt, auf Ibsen keinen Einfluß ausüben, weil er mit seiner Philosophie erst vor die Öffentlichkeit trat, als die 'Kronprätendenten' schon längst geschrieben waren. Immerhin aber ist es interessant, zu erfahren, daß Ibsen schon lange vor Nietzsche ganz ähnliche Gedanken wie dieser geäußert hat. — Die Arbeit kann empfohlen werden.

3. Der Verf. gibt nach einer kurzen Einleitung über den Begriff der Materie eine Übersicht über die Geschichte der Elemente, und zeigt, wie die Feststellung des Begriffes eines Elementes zur Atomtheorie und zum Begriff des Atomgewichtes geführt hat. Nachdem Canizzaro die Grundsätze aufgestellt hatte, nach welchen die Atomgewichte gefunden werden konnten, war die Möglichkeit vorhanden, das Atomgewicht als Einteilungsgrund für die Elemente zu benützen und ein System der Elemente nach einem Einteilungsprinzipe, das im Wesen der Materie selbst begründet ist, also ein natürliches System der Elemente aufzustellen. Die Verwertung dieses Einteilungsprinzipes hat eine Reihe von Arbeiten gezeitigt, die endlich in Mendelejeffs natürlichem System der Elemente ihren gegenwärtigen Abschluß fanden. — Der Verf. zeigt in klarer und übersichtlicher Weise, wie sich aus einfachen Anfängen Schritt für Schritt allmählich ein System entwickelte, das als eine Großtat der Chemie bezeichnet werden kann, mit der der geistige Gehalt dieser Wissenschaft so vertieft wurde, daß sie zur Diskussion von Fragen tiefsten und allgemeinsten Interesses mit Erfolg herangezogen werden kann.

4. Der Verf. beginnt mit einer auf die vorhandenen Zeugnisse der Alten begründeten Parallele zwischen Äschylus und Sophokles, dem Begründer und dem Vollender der attischen Tragödie, und geht sodann zu seinem eigentlichen Thema über. Er bespricht zuerst die Quellen, aus der die griechischen Tragöden ihren Stoff schöpften; er zeigt, wie Sophokles diesen Stoff sowohl äußerlich als auch innerlich behandelt, um die Hauptaufgabe der Tragödie, nämlich die Erregung von Mitleid und Furcht und die Reinigung dieser Gefühle, zu erreichen; er bespricht endlich die Charaktere, die Sophokles im Gegensatze zu seinem Vorgänger, der die Charaktere nahm, wie sie ihm seine Quelle, Mythus und Heldensage, bot, vertieft und individualisiert. — Auch diese Arbeit ist sehr lesenswert.

Der Jahresbericht des k. k. I. Staatsgymnasiums in Czernowitz bringt in diesen vier Abhandlungen zwar nur kleine, anspruchslose Arbeiten, die aber in ihrer Gesamtheit ein schönes Zeugnis von der geistigen Regsamkeit des Lehrkörpers geben, zumal derselbe kurz vorher erst der jubilierenden Czernowitzer Universität eine Festschrift mit Beiträgen von sechs seiner Mitglieder gewidmet hatte.

Wien. Franz Lukas.

---

103. Králiček Ant., Das östliche Großgermanien des Claudius Ptolemaeus. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Brünn 1901. 52 SS.

In einer methodisch sehr gut durchgeführten Studie beschäftigt sich der Verf. mit der ptolemäischen Beschreibung von Ostgermanien. Er ist kein Neuling auf diesem Gebiete, in einer Reihe von Vorarbeiten ist er diesem Stoffe schon näher getreten, und man merkt auch in dieser Schrift sehr wohl seine völlige Vertrautheit mit dem Gegenstande. Daraus resultiert freilich ein Übelstand für den weniger gut eingeweihten Leser, der schwer zu erkennen vermag, wo bekannte Ansichten vorgetragen werden, und wo neue Vermutungen vorliegen; denn selbständiges Urteil bewahrt sich der Verf. in allen Fragen, und in nicht wenigen Punkten kann man seinen Aufstellungen die Zustimmung nicht versagen. Bedenklich und in vielen Fällen allzu kühn scheinen mir nur die bisweilen weit hergeholten Konjekturen und Etymologien, die gewiß viel Widerspruch erregen werden. Als ein besonders auffälliges Beispiel dafür sei angeführt die Besprechung der Oder und Weichsel S. 6 f.; der Verf. sagt: *Viadua* ist verschrieben aus *Vislua*, dieses „verstellt“ aus *Visula* (anstatt *Vistula*, so genannt

bei Mela, in der Form *Bisula* bei Ammian), also *Viadua* = Weichsel; oder (S. 32): *Sigulones*, verschrieben aus *Sinulones*, dieses verstellt aus *Insulones*, *Insulares*, *Insulanes*, *Insulani*. Übrigens täuscht sich der Verf., wie er selbst bekennt, darüber nicht, daß manche seiner Behauptungen nur hypothetischer Natur sind, was nicht zu verwundern ist, da er sich mit Vorliebe auf einem sehr schlüpfrigen Boden bewegt. Doch scheint seine Bescheidenheit wohl zu weit getrieben, wenn der Verf., der Urteilsfähigkeit in diesen Fragen und auch hinlängliche Quellen- und Literaturkenntnis beweist, meint (S. 34), „daß er sich solchen Autoritäten (Müllenhoff, Much, Bremer) gegenüber eine Schlußfolgerung kaum gestatten“ dürfe. Vieles an der Arbeit wird mehr den Linguisten als den Geographen interessieren.

Der Stoff ist so gegliedert, daß der Verf. in der Einleitung über geographische Länge und Breite bei Ptolemäus spricht, im I. Abschnitt über hydrographische, im II. über orographische, im III. über ethnographische und endlich über topographische Benennungen bei Ptolemäus handelt, eine Einteilung, die für eine Länderbeschreibung gewiß unpassend wäre, aber in der Besprechung der ptolemäischen Angaben zweckmäßig erscheint. Die Übersichtlichkeit (die man übrigens am meisten im III. Abschnitte vermißt) wird dadurch erhöht, daß an mehreren Stellen (S. 37. 52) Überblicke über die gewonnenen Ergebnisse gehalten werden.

Zum Schlusse möge doch noch eine Eigentümlichkeit des Verf.s erwähnt werden. Es ist nicht einzusehen, warum er die griechischen Wörter nicht nur in der Kartenskizze, sondern auch im Texte in lateinischer Schrift wiedergibt; für seine Realschüler ist ja die Arbeit doch nicht bestimmt. Dies ist umso auffälliger, als er anderseits einen modernen Autor (Braun) im böhmischen Original zitiert (S. 36), während doch viel mehr seiner Leser das Griechische als das Böhmische verstehen dürften. Das Seltsame jener Transkription zeigt sich besonders S. 50, wo er die beiden Städtenamen *Marionis* unterscheidet, indem er in Klammern hinzufügt „mit Omega“ und „mit Omikron“.

Wien. Dr. Arthur Stein.

---

104. Prof. Isidor Hopfner, Der Wandel in den religiösen Anschauungen Manzonis, beleuchtet aus seinem Leben und seinen Schriften. Progr. des öffentlichen Privatgymnasiums an der Stella Matutina zu Feldkirch 1901. 34 SS.

Die recht anziehend geschriebene, nur etwas zu breit gehaltene Abhandlung bietet die Geschichte der Konversion des weltberühmten Romanciers Alessandro Manzoni. Der 15jährige Dichter war, wie sein Trionfo della libertà (1800) beweist, ein Ungläubiger der radikalsten Sorte, gleich oppositionell dem Altar wie dem Thron gegenüber — denn die Königsgewalt ist ihm in jener Zeit Tyrannei, die Kirche Heuchelei. Er zitiert darin den Schatten des Brutus und läßt ihn Klage führen darüber, daß Rom noch beherrscht werde von einem ehrlosen „Leviten“, der in stolzem Übermut mit verkäuflichen Schlüsseln die Pforten des Himmels zu öffnen und zu schließen sich rühme und mit seinen Druiden sich wie Götter verehren und anbeten lasse. Neun Jahre später machte die Rochuskirche in Paris, der Stadt, die ihn ungläubig gemacht, den Dichter wieder gläubig. Auch seine Gemahlin, eine Genfer Kalvinistin, nahm nun den katholischen Glauben an und die Ehe der beiden wurde von einem katholischen Priester neu eingesegnet. Mit Eifer studierte nun Manzoni die Werke kirchlicher Apologeten, wie Bossuets, Massillons, Bourdaloues, Pascals, Arnauds und vor allem die Schriften des großen Augustin. Sein ganzes Wesen war von dem Glücke der Wiedergeburt

im katholischen Glauben erfüllt, und so wurde er auch ein eifervoller Propagandist desselben, vor allem Freund und Förderer der Konvertiten, ein Sänger unvergleichlich schöner Hymnen, ein Apologet katholischer Moral und kirchlicher Institutionen und nur in einem Punkte hat Manzoni die Anerkennung der hochkonservativen kirchlichen Kreise nicht erlangen können, darin, daß er in dem weltlichen Besitze des Papstes kein Dogma erblickte und sich voll und ohne Rücksicht mit der nationalen Einigung Italiens versöhnte. Trotz seiner warm und tief religiösen Gesinnung bewahrte sich Manzoni doch einen freien Blick für die Realität der Verhältnisse und dieser Charakter trug ihm von dem berühmtesten unter seinen Bewunderern, von einem der größten unter den Großen des Geistes, von W. v. Goethe, unvergleichlich schöne Worte der Anerkennung ein; sie lauten: „Manzoni erscheint als Christ ohne Schwärmerei, als römischer Katholik ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte". Wie dem Menschen ist Goethe auch dem Dichter vollgerecht worden, denn er bezeichnet Manzonis Roman, den sein Biograph Carcano die „Iliade des Christentums" genannt hat, als ein Werk, das alles seiner Art überflügelt habe. „Manzonis innere Bildung", sagt der Heros von Weimar, „erscheint in den promessi sposi auf einer solchen Höhe, daß man sie mit nichts vergleichen kann.

105. Prof. Augustin Unterforcher, Aguontum. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Triest 1901. 45 SS.

Durch seinen Beruf ans welsche Triest gebannt, gibt der auf dem Gebiete der tirolischen Ortsnamenforschung bekannte und geschätzte Verf. in der Einleitung der Begeisterung für die Heimat, die der göttliche Mänoide „im 15. Gesange der Odyssee so wunderbar geschildert", *lebendigen* Ausdruck, um dann auf sein Thema überzugehen. Das *Verzeichnis* der „Namen", die im Verlaufe der Abhandlung erklärt oder zu Erklärungen in Beziehung gebracht wurden, umfaßt über 400 Nummern — daraus läßt sich Umfang und Bedeutung der aufgewendeten etymologischen Forschung ermessen.

Recht unliebsam fällt die außerordentlich große Zahl von Druckfehlern auf — man scheint in Triest die anderwärts übliche Korrektur von Bürstenabzügen nicht zu kennen.

106. Dr. K. Zimmert, Elementare Formen des geographischen Wissens. Progr. des Staatsgymnasiums in Nikolsburg 1901. 14 SS.

Gute Gedanken des Programmaufsatzes mögen etwa die folgenden sein:

1. Je rascher und sicherer das fundamentale Wissen festgelegt wird, desto mehr Raum und Zeit gewinnt die teils gleichzeitig, teils später sich vollziehende Entwicklung des intensiven physikalisch-anthropologischen Geographieunterrichtes.

2. Das Einlernen und Merken von Namen wird stets, auch gegen den Willen des Lehrers, die erste Entwicklungsstufe des Schulwissens, bilden, da auch die fortgeschrittenste Methodik und Didaktik nie einzelne Entwicklungsstufen überspringen kann. Es ist der gleiche Entwicklungsgang, den die Geographie und Kartographie selbst als Wissenschaft genommen haben.

3. Zur Einprägung einer korrekten Orientierung bildet die Richtung von Hauptbahnen ein praktisches, auch sachlich förderndes Mittel.

4. Unentbehrlich ist für die Orientierung eine rasch hingeworfene Faustzeichnung.

5. Straßen sind nicht auf einmal als Pensum zu geben, sondern in steigender Auswahl, in ihrer Gegensätzlichkeit nach Himmelsrichtungen und im Anschluß an Flüsse, Seen, Städte, überhaupt an hervorragende geographische Objekte. Freilich gilt dies in der Geographie überhaupt oder sollte doch gelten: Ein Hauptobjekt wird möglichst genau vorgestellt, immer wieder reproduziert und sukzessive mit anderen passenden Objekten assoziiert.

Dagegen erscheint mir die Gliederung der Länder teils nach ihrer natürlichen Beschaffenheit, teils nach den nationalen, wirtschaftlichen und Siedlungsverhältnissen eine methodische, nicht zulässige — Melange.

107. Prof. P. Josef Schock, Über geographische Schulsammlungen im allgemeinen und das Seitenstettener geographische Kabinett im besonderen. Progr. des k. k. Obergymnasiums der Benediktiner in Seitenstetten 1901. 23 SS.

Soll der geographische Unterricht blühen und gedeihen, so kann er der Anschauungsmittel nicht entraten. Aus diesem Grundsatze erwuchs in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine weitausgreifende Bewegung, die für jede Mittelschule ein geographisches Kabinett verlangte. Hauptpioniere dieser Bewegung wurden in Deutschland Dr. Oskar Schneider in Dresden, der schon 1874 an die Einrichtung einer geographischen Schulsammlung ging und für diese Institution in der reichsdeutschen Zeitschrift für das Gymnasialwesen ein paar Jahre später lebhaft eintrat, G. Cordes, ein hochverdienter Schulgeograph, der 10 Jahre nachher seinen Katalog über das gesamte Gebiet der geographischen Anschauungsmittel veröffentlichte, für Österreich die wertvolle Zeitschrift für Schulgeographie I.—V. Bd., in welcher insbesondere Zehden für die Schaffung geographischer Kabinette eintrat, dem dann Umlauft und Trampler folgten, für die Schweiz der Verfasser der Nomina geographica, Egli. Bekanntlich sprechen sich auch die „Instruktionen“ (1900) S. 122 mit aller Wärme für das geographische Kabinett aus und betonen die absolute Notwendigkeit eines solchen für jede Anstalt.

Wie ein geographisches Kabinett zustande kommt, ohne daß besondere Kosten aufgewendet werden, erzählt schlicht und treu und episch breit der Verf. der vorliegenden Abhandlung, der ein kurzer Artikel von P. K. Puschl „Über das Wesen der Wärme“ vorangeht.

Wr.-Neustadt. Nagele.

---

108. Knöll Pius, Geschichte der Entwicklung des Gymnasiums im VIII. Bez. Wiens in dem Zeitraum von 1701 bis 1850. Mit Anhang. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums im VIII. Bezirke Wiens. Wien 1902. 57 SS.

Wir haben es hier mit einer ausgezeichneten Arbeit zu tun. Während sonst Jubiläumsschriften meistens nur die Geschichte des betreffenden Gebäudes und sonst bekannte Dinge bringen, finden wir hier neue und weit ausschauende Gesichtspunkte vertreten. Nachdem kurz die vergeblichen Kämpfe der Regierung, besonders unter Kaiser Karl VI., gegen den Jesuitenorden gestreift worden sind, geht der Verf. auf die von der großen Kaiserin nach Aufhebung jenes Ordens ins Werk gesetzten Reformen über. Auch er bedauert es, gleich dem Ref., daß der reaktionäre Lehrplan des Gratian Marx angenommen wurde. Freilich war Hess kein praktischer Schulmann und schoß deshalb vielfach übers Ziel. Doch

hätte man bei vernünftiger Einschränkung seines Lehrplanes einen großen Fortschritt erreicht, denn er war ein gründlicher Kenner der deutschen Verhältnisse und warmer Verehrer Rollins, den er genau studiert hatte. Knöll ist aber der erste, der den Lehrplan des Piaristen Innocenz Lang richtig gewürdigt hat. Dieser hat nicht nur das Gymnasium wieder auf sechs Jahre erweitert, sondern auch mit dem Klassenlehrersystem gebrochen und dafür das Fachlehrersystem eingeführt, das schon Hess verlangt hat. Für ihn gibt es auch nicht wie für Gratian Marx Haupt- und Nebengegenstände, sondern alle sind für ihn gleichwertig. Er hat die Naturwissenschaften, die Mathematik und die griechische Sprache als gleichberechtigte Lehrgegenstände eingeführt. Für ihn bestand also der Zweck des Gymnasiums in der Vermittlung einer allgemeinen Bildung, den ja auch später der Organisationsentwurf in gleicher Weise definierte. Doch nicht lange wurde nach diesem Lehrplane unterrichtet. Die Klagen gegen das Fachlehrersystem mehrten sich. Es gab nämlich keine ordentlichen Lehrbücher und die Zahl geeigneter Lehrkräfte war gering. Lang erließ mancherlei Schutzschriften zugunsten seines Planes. Doch das alles half ihm nichts. Bereits am 28. August 1818 wurde wieder das Klassenlehrersystem eingeführt. Es gab wieder Haupt- und Nebengegenstände. Zu jenen gehörte allein Latein und Religion. Nur das sechsjährige Gymnasium blieb erhalten. Es wurde also wieder im Geiste von Gratian Marx unterrichtet bis zur Reorganisation unserer Gymnasien durch Bonitz und Exner. Man war bisher gewöhnt, den Löwenanteil an dieser Arbeit Bonitz zuzuschreiben, unsere Gymnasialeinrichtungen also als von Deutschland eingeführt zu betrachten. Es bleibt nun Knölls dauerndes Verdienst, diese Auffassung als irrig erwiesen zu haben. Unser Organisationsentwurf atmet nun den Geist der Reformen Langs, wie der Verf. in überzeugender Weise dargetan hat. Und nach dessen Lehrplan ist Exner am akademischen Gymnasium in den Jahren 1818 bis 1819 unterrichtet worden. Ihn hatte er vor Auger, als er im J. 1848 an die Reform unserer Gymnasien schritt. Ihm gebührt also der Hauptanteil an dieser Arbeit. Der Organisationsentwurf ist mithin seinem innersten Wesen nach auf österreichischem Boden erwachsen, sein erster Urheber ist der Piarist Lang; er ist also nicht aus Deutschland nach Österreich verpflanzt worden.

Wenn noch einige solcher Untersuchungen erscheinen, so werden wir endlich imstande sein, eine gute Geschichte unseres Schulwesens, die uns noch immer fehlt, zu schreiben. Sicherlich wird aber deren Verfasser Knölls Namen mit großer Verehrung und Dankbarkeit nennen. Wir hoffen ihm noch öfter auf diesem Gebiete wissenschaftlicher Forschung zu begegnen. Man lernt nicht nur viel aus seinen Arbeiten, sondern es ist auch ein Genuß, diesem guten Stilisten bei seinen Untersuchungen zu folgen.

Wien. Dr. Karl Wotke.

---

109. Prof. Hartmann Ammann, Geschichte des Gymnasiums zu Brixen. Progr. des k. k. Gymnasiums zu Brixen 1901. 46 SS.

Nicht so alt wie die ehrwürdige Scola Sancti Ruperti, aus welcher später das Salzburger Gymnasium hervorging und die zweifellos 100 Jahre älter ist als die karolingische Ostmark, aber auch ehrwürdig durch ihr Alter wie wenige Schulen, älter jedenfalls als irgend eine Schule im „Reiche“ ist die Lehranstalt, welche die Bischöfe von Brixen auf ihrem früheren Sitze, auf dem Felsen von Säben errichteten, die ihre Fort-

setzung in der Domschule von Brixen fand, aus welcher dann viel später das Brixener Gymnasium hervorging. Da das Bistum seinen Sitz im J. 992 von Säben nach Brixen verlegte und damit auch die Schule, so ist diese schon über 900 Jahre alt. Die Geschichte des Brixener Gymnasiums zerfällt in zwei Hauptteile. Der erste Teil umfaßt die Geschichte der Lehranstalt von ihren Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Gymnasiums unter der österreichischen Regierung 1816, der zweite Teil die Geschichte desselben bis auf den heutigen Tag. Der erste Teil gliedert sich wieder in zwei Unterabteilungen, *a*) in die Geschichte der Domschule, die im ganzen und großen bis an den Anfang des 17. Jahrhunderts reicht, *b*) in die Geschichte der utraquistischen Anstalt, die sich beiläufig als Internat und Externat darstellt. Interessanter ist der erste Teil, reichhaltiger der zweite Teil der Geschichte des Brixener Gymnasiums. Veranlaßt wurde diese Skizze durch den bekannten Ministerialerlaß vom 22. August 1900. Die Abhandlung „fußt auf einer Reihe von Arbeiten, welche die ganze Geschichte der Lehranstalt oder einzelne Abschnitte derselben behandeln“. Sie kann daher und will natürlich auch nicht den Anspruch erheben, als quellenkritische Forschung bewertet zu werden, zumal die ersten Quellen, d. i. die Originalakten, für den ersten Teil fast alle verloren gegangen sind. Der zweite Teil folgt im nächstjährigen Programme der Anstalt.

Wr.-Neustadt. Nagele.

---

110. Smyčka Fr., Příspěvek k poznání fauny devonských Pelecypodů u Čelechovic na Moravě (Beitrag zur Kenntnis der Fauna der devonischen Pelecypoden von Čelechovic in Mähren). — Zpráva o prvním moravském železe povětroním, nalezeném u Staré Bělé (blíže Moravské Ostravy) (Bericht über das erste mährische, bei Stará Běla unweit von Mährisch-Ostrau gefundenene Meteor). Mit einer Tafel. Progr. des böhmischen Realgymnasiums in Mährisch-Ostrau 1899. 12 und 5 SS. 8°.

Der Verf., welcher schon früher über die devonischen Trilobiten und Brachiopoden von Čelechovic in den Akten der böhm. Kaiser Franz Joseph-Akademie (1895, 1897) berichtet hatte, gibt in seiner erstgenannten Abhandlung eine Übersicht der devonischen Lamellibranchiaten (Pelecypoden) aus derselben Lokalität. Er führt 17 Arten dieser Muscheln an, welche zu acht Familien gehören; bei jeder Art sind der Fundort, die Dimensionen und hie und da auch charakteristische Merkmale angegeben, die letzteren insbesondere bei solchen Arten, welche da mit fremden Originalen verglichen werden. Da sich unter den angeführten Arten auch die charakteristische Spezies *Paracyclas proavia* befindet, zählt der Verf. den bläulich-schwärzlichen Gastropoden-Kalkstein von Čelechovic zum mittleren Devon, dessen oberste Schichten eben dieser Kalkstein bildet. Außer den genannten Lamellibranchiaten wurde dort auch das erste Exemplar der devonischen Koralle *Calceola sandalina* gefunden. Die Abhandlung beschließt eine Tabelle über die vertikale Verbreitung der angeführten devonischen Pelecypoden bei Čelechovic und im Auslande.

Die zweite Abhandlung desselben Autors in dem zitierten Programme berichtet über das erste mährische Meteor, welches ein Landmann aus Stará Bělá (bei Mährisch-Ostrau) dem dortigen böhmischen Gymnasium geschenkt hat. Er hatte es schon vor etwa 50 Jahren auf seinem Erbgute, in einem Schupfen unter verschiedenem Gerät gefunden;

vielleicht wurde dieses Eisen auf einem Felde desselben Grundbesitzes ausgepflügt. Wo und wann es gefallen ist, darüber fehlt jedwede Nachricht; nach der ziemlich wenig angegriffenen Oberfläche meint der Verf., daß sich der Fall wahrscheinlich am Anfange des XIX. Jahrhunderts ereignet hat. Nach einer kurzen Einleitung über die Meteore und ihre Klassifikation, dann über die bisher bekannten Fälle in Böhmen und in Mähren (hier waren es fast immer nur Meteorite) gibt der Verf. eine eingehende Beschreibung des neuen Meteoreisens. Es ist ein Holosiderit, der 85% Eisen, fast 13% Nickel enthält, und sich dauernd magnetisieren läßt. In den Sammlungen des Mährisch-Ostrauer Gymnasiums verblieb davon nur ein 18 *g* schweres Täfelchen, während das übrige, etwa 3·5 *kg* schwere Stück vom Prager Museum erworben wurde. Dem interessanten Artikel ist eine Tafel beigegeben, an der das ganze Meteor ($^1/_2$) und ein Teil seiner polierten und geätzten Fläche ($^1/_1$) abgebildet sind.

111. Albín Polešovský, Kde jest hledati původní vlast evropské květeny (Wo die ursprüngliche Heimat der europäischen Flora zu suchen ist). Progr. der Jubiläums-Realschule in Kostelets a. d. Adler 1900. 14 SS.

Eine kurzgefaßte, nach verläßlichen Quellen zusammengestellte, aber nicht überall übersichtliche Darstellung der Geschichte der jetzigen europäischen Flora. Der Verf. bespricht nach einer kurzen Einleitung zuerst die Entwicklung der Pflanzenwelt vom Silur bis zur Tertiärformation, also von den Anfängen des Pflanzenreiches bis zu denjenigen Formen, von denen die jetzige europäische Flora entsprungen ist; dann werden die Ursachen der geographischen Verbreitung der Pflanzen angeführt, und die Identität der Flora der Miocänformation in allen zirkumpolaren Ländern der nördlichen Hemisphäre konstatiert und erklärt. Hierauf wird die Entwicklung der jetzigen europäischen Flora geschildert: unsere jetzigen Pflanzen sind darnach Reste der tertiären Flora, welche die Eiszeit überlebt haben, zu denen sich außerdem viele eingewanderte Formen aus den Mittelmeerländern, aus den Gebirgen der nördlichen Länder Europas und den Nachbargebieten Asiens gesellt haben. Außer einigen Druckfehlern (es fehlen z. B. Beistriche zwischen einigen Namen der Autoren auf S. 8; das Wort „rostliny" ist auf S. 10 wiederholt) wäre etwa noch folgendes einzuwenden. Die älteste geologische Bildung ist nicht die Silurformation, wie der Verf. anführt (S. 4); anstatt „zbytky floristické" (S. 6) ist wohl „zbytky flory" zu setzen — die Floristik ist etwas ganz anderes als Flora; der Satz „Vedle Populus, Salix..... pozorujeme Castanea" (S. 7) klingt nicht im mindesten gut böhmisch (besser: „vedle rodů P." usw.); das Wort „pověstný" (S. 9) bedeutet nicht dasselbe wie „bekannt" oder „berühmt", sondern vielmehr wie „berüchtigt".

112. B. Řezník, Účelnost ve přírodě (Über die Zweckmäßigkeit in der Natur). Progr. der Landes-Oberrealschule in Leipnik 1899. 13 SS. 8°.

In neun gedrängten Kapiteln seiner Abhandlung, welche eine Menge bekannter Tatsachen enthält und mehr für die Schüler geschrieben zu sein scheint, schildert der Verf. vor allem die Organisation, verschiedene Modifikationen des Tier- und Pflanzenkörpers, um zu zeigen, wie zweckmäßig derselbe gebaut und den Lebensbedingungen oder sonstigen Verhältnissen angepaßt ist. Nach einer kurzen Einleitung bespricht der Verf. den Zweck und die Wirkung der Organismen überhaupt, die Größe

der Pflanzen und Tiere, die Lebensdauer im Verhältnisse zur Vermehrung, die Zweckmäßigkeit der Organisation des Pflanzenkörpers, die Einrichtung der Blüten und Früchte, das Verhältnis der Insekten zu den Pflanzen, die Zweckmäßigkeit im Baue des Tierkörpers, die protektive Färbung desselben und endlich die Mimicry. Der Verf. zählt auch einige weniger „landläufige" Beispiele auf; dagegen wurden mehrere bekannte und wichtige Tatsachen nicht angeführt. Auch habe ich nicht umsonst seine Ausführungen für gedrängt erklärt: fast jeder der oben genannten Absätze würde Material genug für eine selbständige, dabei dem Programme der Mittelschule gänzlich angemessene und den Schülern passende Lektüre bietende Abhandlung liefern. Hie und da haben sich in seine Arbeit einige Unkorrektheiten der Sprache oder unpassende Ausdrücke (z. B. „die Pflanzen atmen den Sauerstoff aus", S. 3) und naive Bemerkungen (vom Löwen und der Kuh, S. 9) eingeschlichen. Die Nahrung der Walfische bilden nicht nur Crustaceen (S. 4), sondern kleine Meeresbewohner überhaupt, namentlich Walfischaas (Clio) u. ä.

Prag. Dr. Franz Bayer.

---

113. Puschl, P. Karl, Über die spezifische Wärme chemischer Verbindungen. Progr. des k. k. Obergymn. der Benediktiner in Seitenstetten 1900. 19 SS.

Die Arbeit befaßt sich nach einer kurzen Einleitung mit der „Äquivalentwärme der Elemente in festen und flüssigen Verbindungen". Dem im Jahre 1819 von Dulong und Petit aufgestellten Satze, „daß das Produkt aus der spezifischen Wärme und dem Äquivalentgewichte — die sog. Äquivalentwärme — nahe gleich sei", kommt ohne Frage der Rang eines bedeutungsvollen Naturgesetzes zu. — Unter „Äquivalentgewicht" versteht der Verf. „jene (relative) Gewichtsmenge desselben, welche die Chemiker dessen Atomgewicht nennen". — In seiner letzten (vorjährigen) Programmarbeit hat der Verf. das Gesetz formuliert: „Die Äquivalentwärme, womit ein Element in festen oder flüssigen Verbindungen vorkommt, ist entweder seine normale Äquivalentwärme $= 6$ oder deren Hälfte $= 3$ oder deren Viertel $= 1 \cdot 5$". Selbst jene Elemente, welche, wie der Kohlenstoff, im freien Zustande sich ganz anomal verhalten, schließen sich dem ausgesprochenen Gesetze vollkommen an.

Der Verf. möchte nun in diesem Aufsatze auf Grund der in die „physikalisch-chemischen Tabellen von Landolt und Börnstein zusammengefaßten, die spezifische Wärme chemischer Verbindungen betreffenden Versuchsresultate „den Beweis der Zulässigkeit seines Satzes, namentlich für *C*, *H* und *O* durch instruktive Belege in mehrfacher Hinsicht vervollständigen".

Im flüssigen Wasser haben die Elemente *H* und *O* die normale Äquivalentwärme 6; ebenso verhalten sich im Schwefelkohlenstoff die Elemente *C* und *S* normal. Im Eise haben *H* und *O* die Äquivalentwärme 3, also die Hälfte der normalen. In Betracht gezogen werden: Oxyde vom Typus $Cu\,O$, „Schwefelsäure-Hydrat", „schwefelsaurer Kalk", „kohlensaurer Kalk", Chlorkohlenstoff, Cyanquecksilber, Oxalsäure, Kaliumoxalat, Natriumformiat, krystallisierte Essigsäure, Kaliumacetat, Chloroform, Buttersäure, Glyzerin, Ameisensäure. — Aus den damit angestellten Untersuchungen geht hervor, „daß die Elemente *C*, *H* und *O* in Verbindungen der verschiedensten Art wirklich mit den Äquivalentwärmen 6 und 3, am häufigsten mit letzterer, vorkommen.

Im weiteren Verlaufe der Darstellung wird gezeigt, „daß jedes der genannten drei Elemente auch die Äquivalentwärme $1 \cdot 5$ (den vierten Teil der normalen) annehmen kann". Für den Sauerstoff wird dies an der

Thonerde, dem Chrysoberyll, dem Judiumoxyde, dem Arsenoxyde und dem Thoroxyd nachgewiesen. Aus den Betrachtungen ergibt sich auch, daß es selbst für chemisch analoge Fälle unzulässig ist, dem *O* in seinen Verbindungen immer die gleiche Äquivalentwärme beizulegen. Von Sauerstoffverbindungen werden dann noch weiters besprochen: Spinell, Beryll, Beryllerde, Kieselerde (Quarz) und kieselsaurer Kalk.

Der Kohlenstoff kommt mit der Äquivalentwärme 1·5 sehr gewöhnlich in Verbindungen von komplizierter Zusammensetzung vor. Dies wird dargetan an der Bernsteinsäure, Weinsäure, am Chloralhydrat und am Mellit (Honigstein).

Daß auch der Wasserstoff in komplizierteren Verbindungen sehr gewöhnlich mit der Äquivalentwärme von 1·5 vorkommt, wird gezeigt am Rohrzucker und Mannit, am Benzol, Toluol, Hexan und Xylolbibromid.

Endlich werden noch einige zusammengesetzte Substanzen besprochen, welche durch die Äquivalentwärme ihrer Elemente von Interesse sind, u. zw.: Äthylchlorid, -bromid und -jodid, Naphtalin, Nitronaphtalin, Diäthylamin, Anilin und Diäthylanilin.

Zum Schlusse wird eine prinzipielle Erweiterung der im Vorigen skizzierten Betrachtungsweise der spezifischen Wärme chemischer Verbindungen erwähnt, die eine bemerkenswerte Anwendung auf gewisse Anomalien gestattet, welche mit dem Gesetz von Dulong und Petit in Zusammenhang zu bringen, bisher nicht versucht worden ist. „Man kann es für möglich halten, daß in umgekehrter Richtung die Zahl 6 noch nicht der größte von der Äquivalentwärme eines Elementes erreichbare Wert ist“ . . . und es „wäre . . . . für eine die Zahl 6 übersteigende Äquivalentwärme zunächst der Wert 12 in Aussicht zu nehmen“. Dieser Wert trifft zu für geschmolzenes Jod, für flüssiges Brom und für Chlor in manchen Verbindungen, wie Chloralhydrat, Phosphorchlorür, festes Chlorkalzium von der Formel $CaCl_2 + 2aq$. — Die Äquivalentwärme wird auch für *Ca* und für *Fe* unter gewissen Umständen gleich *12* anzunehmen sein.

Wien. Joh. A. Kail.

Ausstellung neuerer Anschauungsmittel für den Unterricht an Mittelschulen und verwandten Lehranstalten.

In der Zeit vom 5. bis 26. April 1903 findet in den Räumen des österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien (I., Stubenring) eine Ausstellung von Anschauungsmitteln für den Unterricht an Mittelschulen und verwandten Lehranstalten — Militärschulen, Lehrerbildungsanstalten, Mädchenlyzeen usw. — statt.

Wer da weiß, wie unendlich wichtig gerade die Anschauung für den Unterricht auf allen seinen Stufen ist (und es besteht ja darüber seit Comenius und Pestalozzi unter Schulmännern und Pädagogen kaum ein Widerstreit), der wird diese Ausstellung, die auch dem großen Publikum zugänglich sein soll, nur mit der lebhaftesten Freude begrüßen.

Die Ausstellung soll aus allen Teilen unseres Österreichs beschickt werden und so ein fesselndes und instruktives Bild des hohen Aufschwunges darbieten, den unsere Mittelschule in den letzten Dezennien genommen hat. Dieser Zweck soll vor allem auch dadurch erreicht werden, daß insbesondere neuere Anschauungsmittel, die dem Schulleben ihre Entstehung verdanken, zur Exposition gelangen werden. So wird außer den mit reichen Mitteln geschaffenen Produkten der namhaftesten Verlagsfirmen des In- und Auslandes auch manche in der stillen Gelehrtenstube des Fachmannes entstandene Arbeit zu verdienter Ehre und

Anerkennung gelangen und eine Menge fruchtbarer Keime werden, unseren Schulen zum Nutzen, dem Vaterlande zur Ehre, ausgestreut werden.

Unsere Ausstellung wendet sich aber nicht allein an den großen Kreis unserer Mittelschulen und verwandter Lehranstalten, sie will vor allem auch das teilnehmende Interesse des großen Publikums wachrufen und den Zusammenhang zwischen Schule und Haus auch auf diesem Gebiete fördern und kräftigen.

Häufig stehen die Eltern und Angehörigen der studierenden Jugend der Mittelschule nicht eben freundlich gegenüber, indem sie vieles der Schule zur Last legen, was in ganz anderen Umständen wurzelt. Die Ausstellung will nun auch dem großen Publikum die Mittelschule von der freundlichsten Seite zeigen. Sie will dartun, wie sehr gerade die österreichische Mittelschule bemüht ist, der Jugend den Unterricht leicht und anziehend zu gestalten, ihr Interesse für den Lehrstoff in jeder Form zu wecken und, ohne ihre Kräfte zu überbürden, den Horizont ihres Wissens reicher und weiter zu gestalten.

Und noch einem anderen, ungemein bedeutsamen Momente kommt unsere Ausstellung entgegen; wir meinen das ästhetische. Der Gedanke Schillers, daß die Menschheit nur durch die Kunst zur Erkenntnis des Wahren und zur Übung des Guten geführt werde, bricht sich auch in der Erziehung immer mehr Bahn. Wenn schon die Volksschule auf dieses ästhetische Moment einen immer höheren Wert legt, so darf die Mittelschule umso weniger zurückbleiben. Daher soll auch der bloße dekorative Wandschmuck in der Ausstellung von Anschauungsmitteln zu seinem vollen Rechte gelangen. Dem studierenden Jünglinge Schönes in Bild und Plastik darbieten, heißt ihn auch erziehen, ihn moralisch heben, sein reizbares Gemüt dem Rohen abwenden!

Wie kahl und öde waren die Schulräume vergangener Tage, welch abwechslungsreichen und wertvollen Schmuck bieten die Schulklassen von heute dem schauenden Auge und dem empfänglichen Herzen der Jugend dar. Und daß es in dieser Hinsicht noch immer besser werde, dazu soll die Ausstellung eben auch ihr Scherflein beitragen; die Anregungen, die sie darbieten soll, werden gewiß auf fruchtbaren Boden fallen.

Aber auch den Lehrern, die an den österreichischen Mittelschulen wirken, soll die Ausstellung verdiente Anerkennung bringen. Man kann wohl behaupten, daß kaum in irgend einem anderen Stande so viel selbstlose, hingebungsvolle Freude am Berufe vorhanden ist, als gerade im Stande der Mittelschullehrer. Dabei ist das Ausmaß an äußeren Ehren und Auszeichnungen, mit dem unser Stand bedacht ist, wohl mehr als bescheiden zu nennen. Auch in dieser Hinsicht soll unsere Ausstellung manches gutmachen; manche fleißige Arbeit eines Professors, die aus dem Leben der Schule hervorging und der hingebenden Liebe zum Berufe ihr Entstehen verdankt, wird durch die Ausstellung den weitesten Kreisen zugänglich gemacht und so das stille, selbstlose Schaffen belohnt werden. Auch durch Vorführung skioptischer Darstellungen und durch fachmännische Vorträge soll das Interesse an der Ausstellung belebt werden.

Wir sind daher überzeugt, daß der Ausstellung neuerer Anschauungsmittel für die Mittelschule, deren Ziele wir uns in Kürze darzulegen erlaubten, allseitigem Interesse und regster Teilnahme, nicht bloß von seitens der Schule, sondern auch von Seiten des großen Publikums, der Eltern und Freunde der Jugend, auf der ja die Zukunft der Gesellschaft und des Staates ruht, begegnen werde.

Daher hat auch, in Würdigung dieser wertvollen Ziele, Seine Exzellenz der Herr Minister für Kultus und Unterricht, Ritter v. Hartel, das Protektorat dieser Ausstellung übernommen und in hochherziger Weise die tatkräftigste Förderung des Unternehmens zugesichert.

Wenn wir noch mitteilen, daß der Referent im Unterrichtsministerium, Herr Hofrat Dr. Huemer, das Ehrenpräsidium, die Herren Hofrat

Dr. Maurer und Prof. Feodor Hoppe das Präsidium übernommen haben, so birgt auch diese Tatsache sicher schon die Gewähr eines reichen und schönen Erfolges in sich, den wir der Ausstellung im wahren Interesse unserer Mittelschule nur vom Herzen wünschen müssen.

Die Ausstellung soll in folgende Sektionen zerfallen, an deren Spitze durchaus gewiegte und namhafte Fachmänner stehen.

I. Religion; *a*) katholische, *b*) evangelische, *c*) israelitische; II. Wandschmuck; III. Deutsche Sprache; IV. Klassische Philologie; V. Moderne Philologie; VI. Geographie; VII. Geschichte; VIII. Mathematik und darstellende Geometrie; IX. Physik; X. Chemie; XI. Naturgeschichte; XII. Philosophische Propädeutik; XIII. Zeichnen.

Wien. Dr. Leo Smolle.

Eingesendet.

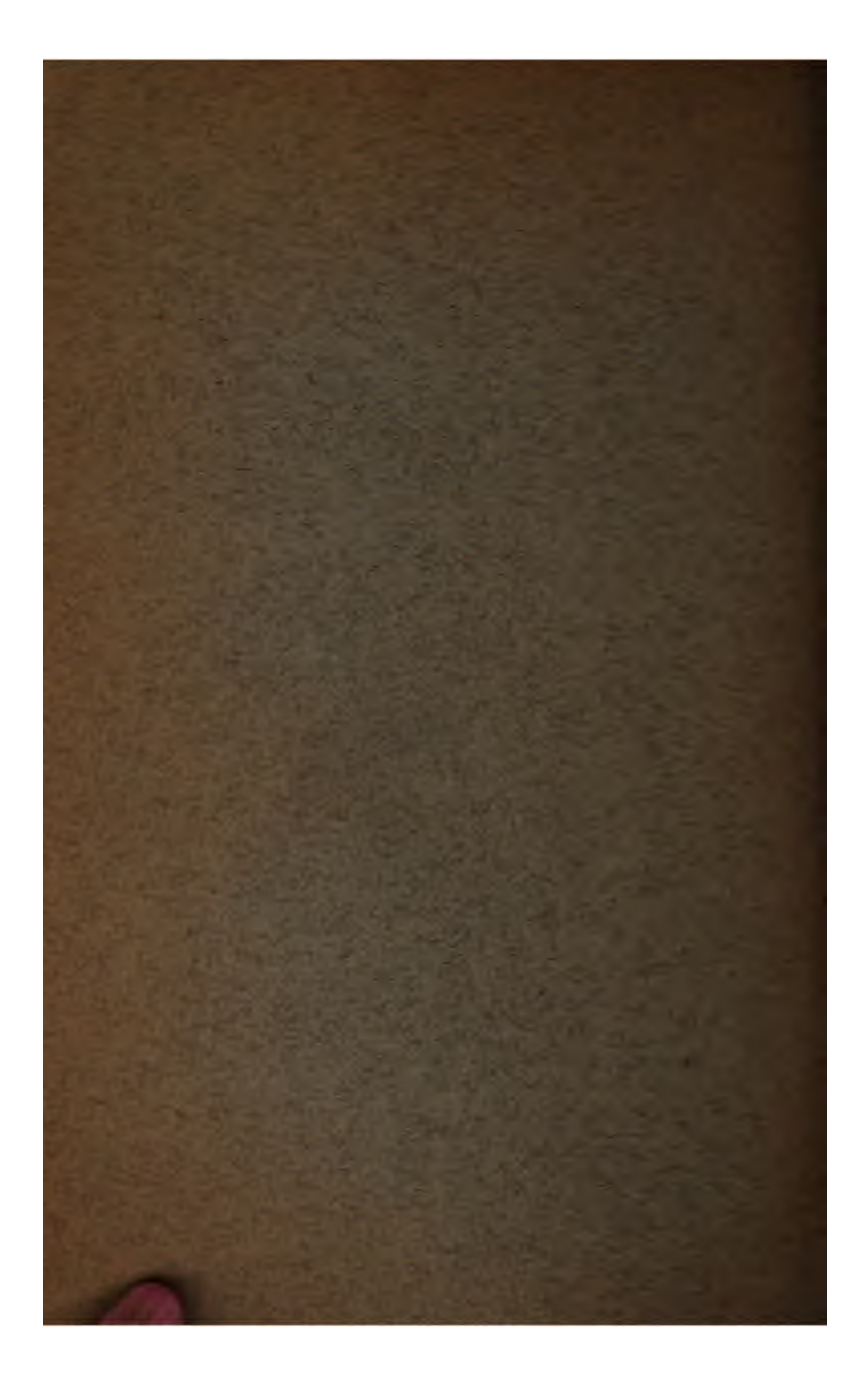
Zu dem Hinscheiden des hervorragenden Goetheforschers Dr. Albert Bielschowsky teilt uns die C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung in München mit, daß der Verfasser das Manuskript des zweiten (Schluß-) Bandes seiner Goethe-Biographie, an dem er seit sechs Jahren arbeitete, nahezu vollständig hinterlassen habe. Die Herausgabe des zweiten Bandes wird im nächsten Jahre bestimmt erfolgen. Das Werk, hat, wie bekannt, eine so große Zahl von Freunden gefunden, daß von dem im Jahre 1895 erstmalig erschienenen ersten Bande bereits eine dritte Auflage nötig wurde.

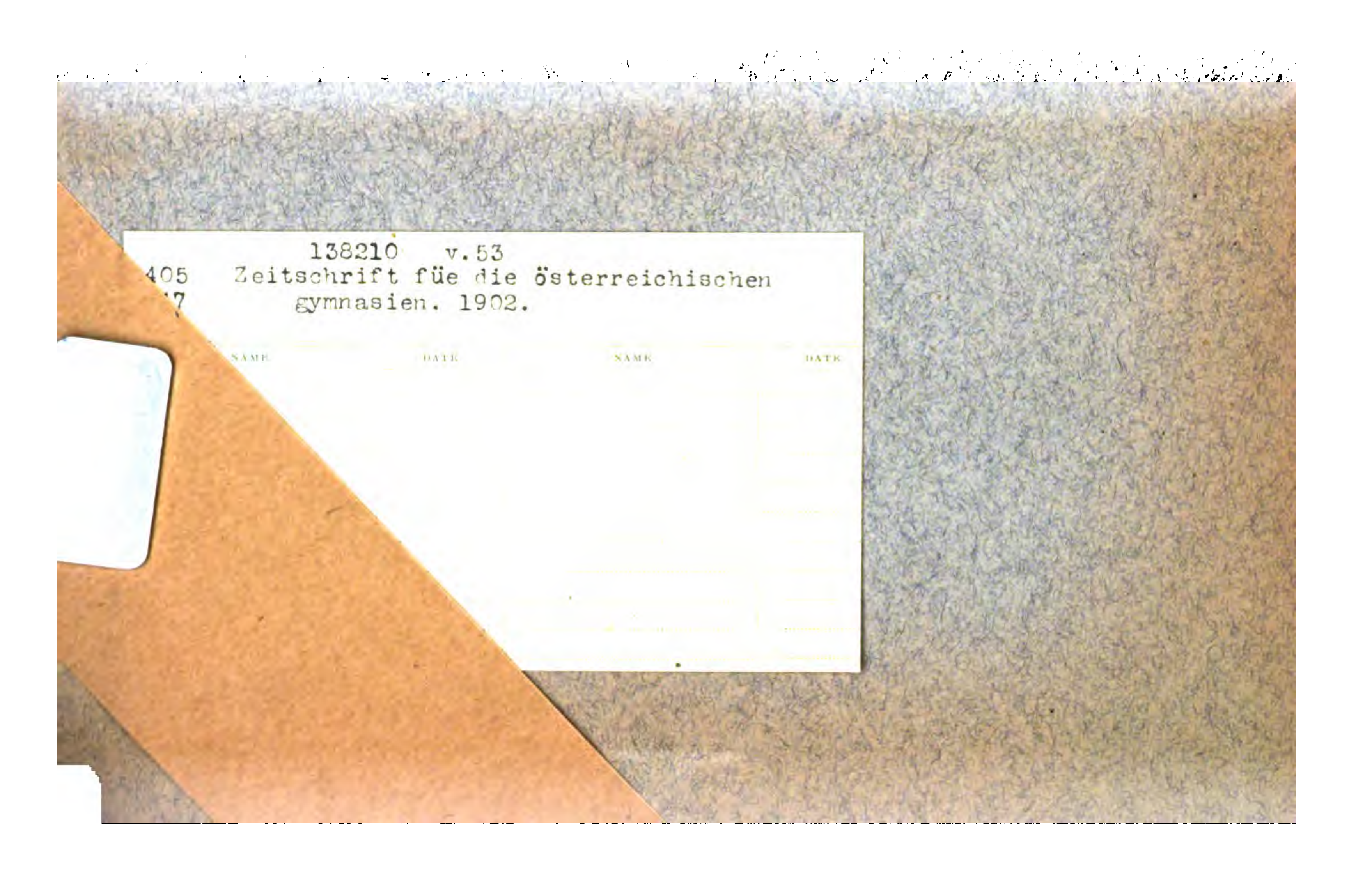
Die Verlagsbuchhandlung Paul Neff in Stuttgart erklärt sich bereit, bei Abnahme von fünf Exemplaren des Englisch-deutschen Wörterbuches von Grieb-Schröer ein Exemplar der Anstalt gratis zur Verfügung zu stellen.

Berichtigung.

S. 862, Z. 22 v. u. ist zu lesen: physio-teleologisch (statt physiotheologisch).






138210 v.53
405 Zeitschrift füe die österreichischen
7 gymnasien. 1902.
NAME
DATE
NAME
DATE

